
3 1761 05606905 7
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Herder

nach

seinem Leben und seinen Werken

dargestellt

von

R. Haym.

Zweiter Band.

Berlin 1885.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.

Vorwort.

Viel später als ich selbst gewünscht hätte, lege ich dem Publicum in gegenwärtigem Bande den Schluß meiner Herderbiographie vor. So spät erst, nicht weil ich auf das reiche Material gewartet hätte, welches jeder neue Band der Suphanschen Herderausgabe, sowohl im Text der Werke wie in den Einleitungen und Erläuterungen der Herausgeber, inzwischen gebracht hat. Ich würde dann das Ende der Ausgabe haben abwarten müssen, von der mir bis zum Abschluß meiner Arbeit nur 18 Bände (I—IV, VI und VII, X—XII, XVII—XXII, XXVI—XXVIII) vorgelegen haben. Zuweilen wohl wurde ein neu erschienener Band zu einem Verzögerungsgrunde, indem mich die Belehrung, die daraus zu schöpfen war, auf meine eigenen Schritte zurückzukommen, meine eigenen Untersuchungen von vorn anzufangen, meine Ergebnisse zu berichtigen und zu ergänzen nöthigte: allein in der Hauptsache hat mich doch nur die eigene ungeschickte Langsamkeit gehemmt, die fremde Arbeit dagegen gespornt und gefördert. Die neidlose Mittheilsamkeit meines Freundes Suphan, die ich schon in dem Vorwort zu den ersten Büchern dieser Biographie zu rühmen hatte, hat mich alle die Jahre hindurch sehr oft in den Stand gesetzt, auch die erst in der Vorbereitung begriffenen Partien der kritischen Ausgabe oder für die Ausgabe zunächst noch gar nicht in Frage kommende Stücke des Herderschen Nachlasses nutzen zu können. Mit Sicherheit darf darauf gerechnet werden, daß die Fortsetzung des großen, immer bedeutender sich entwickelnden Unternehmens noch unendlich viel zur Berichtigung und Vervollständigung meiner Darstellung enthalten wird. Am wenigsten gewiß suche ich das Verdienst der Letzteren in den kleinen Abweichungen von

den Angaben oder Ansichten meines trefflichen Vor- und Mitarbeiters, dergleichen ich hie und da einige zu begründen gesucht habe.

Daß es mir vergönnt war, den handschriftlichen Nachlaß Herders, soweit derselbe einen näheren Bezug auf das Biographische hat, während der ganzen Dauer meiner Arbeit ebenso frei und bequem benutzen zu können, wie zur Zeit, als derselbe noch unter der Obhut des Herrn Staatsminister Dr. Stichling in Weimar war, verdanke ich der Liberalität des preußischen Cultusministeriums, in dessen Besitz derselbe, noch vermehrt durch früher anderwärts aufbewahrte Papiere, seit Jahren übergegangen ist. Der Hülfe des verehrten Enkels Herders, dermaligen Leiters des Weimarischen Cultusdepartements, konnte ich auch so nicht entbehren. Durch ihn ist mir das gesammte noch vorhandene Actenmaterial, aus dem allein eine genügende Einsicht in Herders Weimarische Amtsthätigkeit zu gewinnen war, zugänglich gemacht worden.

Wenn man nun so aus der Quelle schöpfen darf, so widerfährt einem wohl, daß man an dem daneben gefüllt stehenden Becher achtlos vorübergeht. Zum Schaden der vollen Richtigkeit meiner Darstellung habe ich mich das eine Mal eines sehr bekannten Buches erst zu spät erinnert, an ein paar anderen Stellen hätte ich der Darstellung wenigstens den Schein des Neuen nicht gegeben, wenn ich neben meinen handschriftlichen die gedruckte Quelle — ein gleichfalls keinesweges abgelegenes Buch — rechtzeitig zur Hand gehabt hätte. Sei das nun verzeihlich oder nicht, und obgleich belesenere Männer ohne Zweifel ähnliche Versehen noch mehr entdecken werden, so ist doch zur billigen Sühne dies und einiges in andrer Art Versäumte in einem kleinen Nachtrag „Zur Ergänzung und Berichtigung“ zusammengestellt worden.

Ein anderer Uebelstand ist der, daß mir noch während des langsam fortschreitenden Druckes, wie es zu geschehen pflegt, einige Publicationen in den Weg und zum Theil zuvorgekommen sind. Dies nach Möglichkeit ins Gleiche zu bringen, haben die Anmerkungen versucht — des beigegebenen Registers nicht zu gedenken, das übrigens nicht absolute Vollständigkeit anstrebt, sondern nur in Verbindung mit dem Inhaltsverzeichniß dem Zwecke leichteren Zurechtfindens dienen soll. In den Anmerkungen ist natürlich die bisherige Weise des Citirens der Herderausgabe und der Briefsammlungen beibehalten worden; ungedruckte, nur handschriftlich vorliegende Briefe sind in gegenwärtigem Bande durch ein vorgesetztes Sternchen kenntlich gemacht worden; wo endlich der Leser auf die Abkürzung SWH stößt, wird er auf die im Hempelschen Verlage erschienene, fast ausschließlich von Düntzer besorgte Ausgabe

der nicht-theologischen Werke Herders verwiesen, welche Ausgabe zuweilen ergänzend herangezogen werden mußte und deren sachkundige Einleitungen oft dankbar benutzt wurden.

Und so wäre ich denn wieder beim Danken angelangt. Einen recht großen Dank schulde ich noch Herrn Pfarrer Bächtold in Schaffhausen, der mir die Einsicht in die auf der dortigen Ministerialbibliothek verwahrten Nachlaßpapiere und die längere Benutzung der Briefe Georg Müllers an Herder mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit gestattet hat. Im Buche selbst denke ich keinen mir geleisteten Dienst von Belang unerwähnt gelassen zu haben. In der anspruchslosesten Weise haben mich durch handschriftliche Mittheilungen Franz Muncker in München und durch bibliothekarische Aushülfe Reinhold Köhler in Weimar unterstützt. Der freundlichste Helfer und den ich mir am liebsten als Leser gewünscht hätte, ist mir leider gestorben: Adolf Schölls Name mußte bald zu Anfang und durfte noch auf dem letzten Blatt des gegenwärtigen Bandes genannt werden.

Halle, 6. Juni 1885.

R. H.

Inhalt.

Fünftes Buch.

Die ersten sieben Weimarer Jahre.

Erster Abschnitt.

Eintritt in Weimar. Neue Verhältnisse, neue Menschen.

Zweiter Abschnitt.

Schriftstellerische Thätigkeit in den Jahren 1777 bis 1779.

Dritter Abschnitt.

Die Theologischen Briefe und die Ebräische Poesie. Freundschaften und Feindschaften.

Zweiter Abschnitt.

Die Gespräche über Spinoza.

Dritter Abschnitt.

Die ersten drei Sammlungen Zerstreuter Blätter.

I. Poetisches.

II. Zur Poetik und Geschichte der Dichtkunst.

III. Zur Archäologie und Alterthumskunde.

Vierter Abschnitt.

Amtliche Thätigkeit und Aussichten auf Veränderung.

Fünfter Abschnitt.

Die italiänische Reise.

Siebentes Buch.

Nach der italiänischen Reise.

Erster Abschnitt.

Neuer Anfang in Weimar.

Zweiter Abschnitt.

Unter dem Einfluß der Zeitereignisse.

Dritter Abschnitt.

Zurückwendung zur Theologie.

Vierter Abschnitt.

Veränderte Stellung zur zeitgenössischen Dichtung.

Fünfter Abschnitt.

Der Kampf gegen die Kantsche Philosophie.

Sechster Abschnitt.

Die letzten Lebensjahre.



Fünftes Buch.

Die ersten sieben Weimarer Jahre.



Erster Abschnitt.

Eintritt in Weimar. Neue Verhältnisse, neue Menschen.

Am ersten October 1776, in später Abendstunde, kam die Herdersche Familie in Weimar an [1]), wohin Schwager Flachsland, um die Ankommenden zu empfangen, um auszupacken und einzuräumen, vorangegangen war. Mit praktischem Rath hatte sich für den Umzug und die Reise auch Boie hülfreich erwiesen. Der anfängliche Gedanke, an Göttingen vorbeizureisen, war aufgegeben worden. Man hatte hier wenigstens einen Tag; in Halberstadt, in Gleims Hause, eine glückliche Woche zugebracht [2]).

Herders erste Eindrücke in Weimar waren die günstigsten. Ganz übereinstimmend berichtet er darüber, erst vierzehn Tage an dem neuen Ort, an Lavater und an Kleuker, Alles komme ihm nur mit zu vieler Hochachtung und Erwartung entgegen, so daß er „zittre und noch nicht lebe" [3]). Wieland, der Erste, den er, mit einem von Gleim ihm mitgegebenen Briefe besuchte, zeigte sich sogleich vertraulich und voll Freundschaft. Aufs Huldvollste wurde er von beiden Herzoginnen und von dem Herzog aufgenommen, und als Goethe, am 2. Abends, mit Karl August von der Lerchenjagd zurückgekehrt, die Neuangekommenen zu begrüßen eilte, so gab es den fröhlichsten, herzlichsten Willkommen. Von dem häufigen Verkehr der beiden Freunde in diesen ersten Tagen zeugt das Goethesche Tagebuch [4]). „Goethe," heißt es in dem

---

[1]) Die Erinnerungen nennen den 2. Oct. Nach Carolinens Brief an Gleim vom 6. Oct. und Goethes Tagebuch (mitgeth. von R. Keil S. 85) ergiebt sich der 1. als das richtige Datum. Am 30. Sept. früh war man von Halberstadt abgefahren (Gleim an Wieland bei Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse S. 102—103).

[2]) Weinhold, Boie S. 183; Carol. an Gleim C, I, 49.

[3]) An Lavater 13. Oct. 1776. Ich verdanke die Mittheilung dieses, sowie dreier älterer Briefe an Lavater der Güte des Herrn Antistes Finsler in Zürich. (Aus diesem Brief eine Stelle bei Hegner S. 88). An Kleuker 14. Oct. 1776, bei Ratjen, Joh. Fr. Kleuker, S. 64 ff.

[4]) Aus der ersten Weimarer Zeit ist auch das Billet Goethes an Herder Nr. 42 der Düntzerschen Sammlung (A, I, 65). Das darin erwähnte Schriftchen Hamanns ist

eben erwähnten Brief an Lavater, „habe ich hier weit besser, tiefer und edler gefunden als ich ihn selbst dachte. Wieland ist ein bon homme, dem man weiter nichts übel nimmt, wenn man ihn kennt. — — Der Herzog ist ein edler, freier, wahrer, guter Junge. — — Die Herzogin ist ein herrlicher, edler Engel, auch tausendmal besser als sie einst war. Wollt' Gott, daß ich ihnen allen was sein und werden könnte!" Er sah die Weimarischen Dinge fürs Erste mit den Augen Goethes und Wielands. Die Gerüchte, die ihm durch Zimmermann [1]) und sonst über die bedenkliche Wirthschaft zugekommen waren, die seit dem Regierungsantritt Karl Augusts und zumal seit der Ankunft Goethes an dem jungen Hofe herrsche, zerstoben in nichts. „Noch Eins!" — so schließt er den Brief an Kleuker — „alle die Geschichten, von denen Sie dort hieraus gehört und mir auch zum Theil geschrieben, sind nicht wahr und alle grunderlogen. Der Herzog ist ein Jüngling oder junger Mann, der frei und fest in die Welt sieht, voll Güte und Liebe. Goethe ist hier zu sehr edlen Zwecken, und alle Märchen von ihm sind wahre Lobgeschichten seiner, wenn man sie hier höret [2])."

Eine erste Probe freilich hatte sein Verhältniß zu Goethe und seine Zufriedenheit mit den Weimarer Zuständen sogleich zu bestehen. Unmittelbar nach jenen ersten Mittheilungen an die auswärtigen Freunde, am 15. October fand seine Einführung und Vereidigung im Oberconsistorium Statt. Jetzt zeigte es sich, daß die Schwierigkeiten, die sich seiner Berufung entgegengestellt hatten, doch nicht so ganz glatt hatten beseitigt werden können. Nachträglich war es gelungen, dem Herzog ein Zugeständniß, eine Berücksichtigung der Beschwerde abzuringen, welche drei Weimarische Geistliche gegen die durch Herders Ernennung ihnen widerfahrene Zurücksetzung und Einbuße an Einkünften erhoben hatten [3]). Dem Vereidigten wurde ein herzogliches Rescript vorgelesen, wonach es „den Ministern, Räthen und Cavaliers, auch deren Frauen und Kindern" — gerade den Personen also, die seine eigentliche Gemeinde ausmachten — „nachgelassen bleiben sollte, bei dem von ihnen unter den Hofgeistlichen bereits erwählten Beichtvater fernerhin zu bleiben." Das Rescript stand schnurstracks im Widerspruch mit der seiner Bestallung beigefügten Amtsinstruction [4]). Herder war nicht der Mann, sich dergleichen gefallen zu

offenbar das Manuscript der Philologischen Einfälle und Zweifel mit dem angehängten Schreiben Au Salomon de Prusse, und die „Offenbarung" die Herdersche ältere Handschrift.

[1]) Z. an Herder 19. Juni 1776, A, II, 374. 375.

[2]) Auch in der nächsten Zeit scheint man im Herderschen Hause nicht anders geurtheilt zu haben; denn noch im Herbst 1777 beruft sich Merck (Wagner II, 99) für die gleiche Auffassung auf Flachsland, der sich neun Monate bei seiner Schwester in Weimar aufgehalten hatte.

[3]) Die mir vorliegende Eingabe der beiden Hofdiakonen Gottschalg und Schultze und des Oberconsistorialraths und Archidiakonus Schneider an das Weimarische Ministerium trägt das Datum des 20. Febr. 1776.

[4]) Es heißt in dieser sub Nr. 10 der darin aufgezählten Amtsobliegenheiten wört-

lassen. Im Consistorium selbst erhob er unmuthig Einsprache. Schriftlich erklärte er gegen Goethe, daß er unter der erlittenen Kränkung und da man ihm seine Gemeinde nehme, sein Amt nicht antreten werde; an den Herzog aber richtete er unter bündiger Darlegung seines verletzten Rechts die Bitte, ihn bei dem angefochtenen Punkte seiner Amtsverrichtung, sowie bei sämmtlichen anderen Stücken seiner Vocation zu schützen. Es war Gefahr im Verzuge; denn am 20. sollte er seine Antrittspredigt halten. Die Freundschaft und der Eifer Goethes setzte es noch eben rechtzeitig durch, daß eine neue herzogliche Resolution in Herders Sinn erfolgte. Am Sonnabend Nachmittag überbrachte ihm Goethe die Kunde davon aus dem Conseil, und so hielt er am folgenden Tage jene schlichte und warme Antrittspredigt — eine Homilie über das Gleichniß vom Gastmahl des Königs — die mit Eins alle thörichten Aussprengungen, daß er nicht predigen könne, daß er kein Christ sei u. s., niederschlug und ihm die Herzen im Sturm eroberte. Goethe aber, den das tapfere Auftreten des Freundes genöthigt hatte, die Kastanien aus dem Feuer zu holen, hatte sich darüber etwas verdrießlich geäußert; er hatte ein Wort von „Pfafferei" fallen lassen — es war ein erster Keim der Verstimmung zwischen Beiden [1]).

Im Allgemeinen hatte doch der Vorfall nur gedient, ihm Achtung und Anerkennung zu erwerben. Noch ein Vierteljahr nach seinem Eintritt in Weimar giebt er seinen Freunden im Norden die zufriedensten Berichte über seine Situation. Er vergleicht sie mit seiner ehemaligen Rigaer Situation. „Ich bin," schreibt er den 13. Januar 1777 an Hartknoch, „hier allgemein beliebt und geehrt bei Hofe, Volk und Großen; der Beifall geht bis ins Ueberspannte, Ungemessene"; durch sein bloßes Hinstellen habe er alles ihm vorangegangene Geträtsch vernichtet, und — „nun bücken sie sich alle zur Erde" [2]). Lächelnd konnte er von den Gerüchten lesen, die außerhalb Weimars über ihn umliefen, er predige in galonnirten Kleidern, in Stiefeln und Sporen, er reite nach jeder Predigt dreimal um die Kirche und zum Thor hinaus

---

lich: „Höret er Serenissimum Regentem, auch sämmtliche hiesige hochfürstliche Herrschaften, Dero Minister, Räthe, Hofcavaliers, Hof-Dames, wie auch der Herren Minister, Räthe und Hofcavaliers Frauen und Kinder Beichte."

[1]) Die obige Darstellung geht von dem gedruckten auf den handschriftlichen Text der Erinnerungen zurück. Ergänzt nnd theilweise berichtigt wird das dort Erzählte durch das Goethesche Tagebuch und durch die Acten. Mittheilungen daraus bei Peucer, Herders Berufung nach Weimar, im Herderalbum S. 64, woselbst S. 65 ff. auch die Antrittspredigt abgedruckt ist. Officiell wurde, den Acten zufolge, das widerrufende Rescript dem Bittsteller erst am 22. publicirt. Gleich am nächsten Sonntag predigte Herder abermals (Goethes Tagebuch v. 27. Oct.) Ueber den Eindruck der ersten Predigt vgl. auch Wieland an Jacobi in des Letzteren Auserles. Briefw. I, 254.

[2]) Ganz ähnlich muß er, nach Hamann an Hartknoch vom 30. Jan. 1777, an Hamann geschrieben haben.

u. dgl. m.[1]). Selbst der Umfang und die Wichtigkeit seiner neuen Amtsgeschäfte erfüllte ihn anfangs mit Genugthuung. „Ich bin also jetzt in Weimar," hatte er sich gegen Lavater ausgelassen, „nicht Prediger so schlechtweg, wie Ihr meinet, sondern Oberhofprediger, Oberconsistorial- und Kirchenrath, Generalsuperintendent, Pastor primarius und zehn Dinge mehr, ebenso lange Namen, hoffe mich aber mit der Zeit recht gut zu stehen und zu finden, der Autorschaft, wills Gott, abzusterben, und dem Herren in lebenden Menschen zu leben, brav zu schaffen und in sieben Fächern umherzuwühlen." Und an Kleuker desgleichen: seine Geschäfte seien hier häufig, wichtig und würdig; er denke vom Lesen und Autorisiren immer mehr abzukommen. Vollauf, natürlich, hatte er im Laufe des ersten Winters zu thun, sich mit dem ganzen Wirkungskreise seines Amtes bekannt zu machen — allein viel eher wie Rühmen als wie Klagen klingt es in jenem Januarbrief an Hartknoch, daß er „schrecklich viel" zu thun habe, daß er im Strudel seiner Geschäfte einsamer und zurückgezogener lebe als er in Bückeburg gelebt habe.

Bald genug indeß ändert sich der Ton seiner Berichte. Die Krankheit zwar, ein Gallenfieber, das ihn Weihnachten 1776 ergriff und im folgenden Frühjahr mit Schmerzen an der Leber wiederkehrte, nahm er nicht schwer. Sie veranlaßte ihn, im Juli nach Pyrmont zu gehn. Erfrischt und, wie er meinte, als ein völlig Genesener kehrte er von dort zurück. Die ökonomischen Nöthe waren es auch nicht, welche ihn klagen machten. Freilich ging es in Folge des Umzugs und der neuen Einrichtung die ersten Jahre „knapp und schwer". Allein er war dessen gewohnt, und sich dadurch das Leben verkümmern zu lassen, lag nicht in seiner Natur. Er sei, heißt es in einem Briefe an Hartknoch vom 4. Januar 1778[2]), in größerer Noth, Drang und Geldmangel als er weder in Königsberg noch in Riga gewesen; „der Himmel helfe uns nur noch zwei Jahre über!" Daß damit die Rechnung ohne den Wirth gemacht war, daß in der That die Verlegenheiten nie aufhörten, zeigen uns viele in den nächsten Jahren immer wiederkehrende Hülferufe an den treuen Freund; wie schwer indeß Frau Caroline diese Nöthe empfinden mochte — ihm selbst haben sie die Stimmung niemals verdorben.

Was ihn je länger je mehr drückte, waren andre Dinge. Es war in erster Linie eben die Last, die Ueberlast der Geschäfte, die ihm zeitweise sein Amt, sein Haus, seine Stube, die ganze Atmosphäre, die er jetzt athmete, verleidete. Wohl weist er noch nach Jahresfrist jeden Gedanken, die Weimarische Generalsuperintendentur mit der in Riga zu vertauschen, kurzer Hand zurück, denn „an Ansehn und Wirkungskreis" sei kein Vergleich. Aber „des Wassers zu schwimmen" ist ihm doch „gerade oft zu viel". Er verliere, klagt er ungefähr um dieselbe Zeit, in Geschäften und nothwendiger Zerstreuung

[1]) Zimmermann im Hannoverschen Magazin 1779, St. 42, S. 650.

[2]) Die Stelle fehlt im Druck, C, II, 81.

sich selbst oft so sehr, daß er sich „wie eine trockne Scheibe vorkomme und die unsäglich beneide, die sich selbst leben können“ [1]). Wie hätte denn auch der schreib- und leseseligste der Menschen den Vorsatz lange festhalten können, sich des „Autorisirens und Lesens“ zu entschlagen! Allenfalls wenn die neuen Geschäfte wirklich so „wichtig und würdig“ gewesen wären, wie sie ihm anfangs vorkamen, wenn, vor Allem, von soviel Arbeit sich erhebliche Erfolge hätten absehen lassen! Das Gegentheil war der Fall, und so steigert sich sein Unmuth. Schon Ende 1777 hören wir ihn gegen Gleim seufzen, er liege unter einer Last „austrocknender, verzehrender Geschäfte“, so daß er wenig lese und fast gar nichts mehr als Predigten und Circulare schreibe; und ein Jahr später gegen denselben, er krieche wie eine Schnecke unter geistlichem Harnisch umher, komme wenig von der Stelle, finde wenig, was ihn labe. Am rückhaltlosesten aber läßt er sich auch jetzt wieder gegen Hamann aus. Vom 20. März 1778 ist der Brief, der uns am besten zeigt, in welchem Grade er, nach nur anderthalb Jahren, sich enttäuscht fand [2]). „Eingeklemmt,“ schreibt er, „in das einsame Wirrwarr und geistliche Sisyphus-Handwerk, in dem ich hier lebe, ermattet man an Allem und nimmt zuletzt an sich selbst nicht mehr Theil. — — Die Kirchmauer, die gerade vor mir steht, scheint mir unaufhörlich die wahre Bastille und ich habe von jeher mein Haus, groß und verschnitzelt, unbewohnbar und, wo es bewohnt wird, eingeklemmt und drückend, als das wahre Symbol meines Amts angesehen. — — Das incedo per ignes fällt mir ein, so oft ich zum Fenster hinaus sehe.“ Nun ruft er sich zwar selbst von verfrühten Klageliedern zurück, will in Hoffnung auf hellere, frohere Zeiten, zu denen er sich mit Gottes Hülfe durchringen werde, den Unmuth sich nicht festsetzen lassen — aber sogleich macht sich der Unmuth von Neuem Luft mit Seufzen und Schelten. Müde und ermattet habe er seine Geschäfte den Winter über so ruhen lassen, daß er, wenn der Frühling anbreche, mit Schauer wieder daran gedenke. Da liege z. B. ein Rescript zum Entwurf eines Schulmeister-Seminarii schon ein Vierteljahr in seinem Foliokalender — bis er sich ermannen werde, „in das Nest alten Schwalbenflickwerks wieder zu greifen“. „Es ist und bleibt,“ heißt es weiter, „doch immer ein elend Leben, sich früh auf die hölzerne Folterbank zu spannen und unter dem alten sächsischen Dreck zu wühlen — dies Land, von jeher von Kindern und Schwachen beherrscht und eine erbärmliche Apanage der Reformation zwischen den Gebirgen! [3]).“ Ein Brief von Ende

---

[1]) An Hartknoch *25. Sept. 1777; an Heyne * Aug. oder Sept. 1777; an Kleuker 13. Nov. 1777, bei Ratjen S. 67.

[2]) Der Brief ist in Hamanns Schr. V, 282 irrthümlich 1. April datirt. Das meiste im Text Mitgetheilte ist im Druck weggelassen.

[3]) Mit ähnlichen Bekenntnissen müssen noch andre nicht mehr vorliegende Briefe an Hamann angefüllt gewesen sein; vgl. z. B. Ham. Schr. VI, 121—122. 188. 277.

1780[1]) läßt uns mit der fortdauernden Unzufriedenheit noch deutlicher deren Gründe erkennen. Eben jene schon vor Jahren erwähnte Angelegenheit des Schulmeisterseminars ist es, an der er als an einem Beispiel dem Freunde die Weimarischen Zustände anschaulich machen will. Die Sache sei so „lächerlich" und gebe „eine so hübsche Flickidee von der hiesigen Verfassung". Er erzählt also, wie schon unter der Regentschaft der Herzogin Mutter einmal die Errichtung eines Schulmeisterseminars in Aussicht genommen, Geld dafür bewilligt, ein unbrauchbares Subject verschrieben worden und wie diesem dann das ausgesetzte Gehalt verblieben sei, obgleich er nichts geleistet, und das Seminar also eingeschlafen sei, ohne daß ein Hahn darum gekräht habe. Neuerdings nun, vor zwei Jahren, sei das Project vom Landtag wieder aufgenommen, abermals seien zweihundert Thaler bewilligt worden; jetzt sei er mit der Entwerfung eines Planes beauftragt worden, und bei dieser Gelegenheit habe er denn erst hinterher — nicht aus den Acten, die davon nichts enthielten, sondern zufällig durch einen Collegen — von jenen früheren Vorgängen Kenntniß erhalten; sein Plan nehme natürlich keine Notiz davon, er werde sich vielmehr von der ganzen Sache lossagen, falls „jener Brei herangekleckt werden sollte". „Verzeihen Sie," so schließt er seine Erzähluug, „daß ich Sie mit solchen Sachen unterhalte; sie sind aber Zeugniß all' unsrer Anstalten. Man baut überall Schweinställchen und ja jedes insbesondere, daß Niemand darauf Aufsicht habe und wisse, daß es morgen wieder einfällt."

Derselbe Brief indeß giebt noch anderen Aufschluß über das, was Herder in seiner persönlichen und politischen Lage verstimmte. Eben damals war er mit Lavater — wir werden noch später davon zu reden haben — zerfallen, indem der Zürcher Freund in der auffälligsten Weise die Sprache gegen ihn geändert hatte. War es bloße argwöhnische Vermuthung, oder war ihm etwas dergleichen hinterbracht worden — genug, er suchte den Grund dafür in den Reden, die Goethe und der Herzog auf ihrer vorjährigen Schweizerreise und etwa auch Knebel, der im Sommer dieses Jahres die Schweiz besucht hatte, in Zürich über ihn geführt hätten. Gegen Lavater selbst deutet er an, seine schiefen Ansichten über ihn habe derselbe aus den Köpfen gewisser Herren[2]). Gegen Hamann äußert er sich ausführlicher und erbitterter über diese Herren. „Die illustres voyageurs dieses Orts", heißt es, „haben Lavatern einer nach dem andern Ideen von mir beigebracht, die der zarte Mann, wie es scheint, nicht verdauen kann und die als unverdaute Dinge bei ihm wirken. Und doch ist's und bleibt's gegen diese Herren mein Vorsatz, sie gehen zu lassen und mich um sie nichts zu kümmern. Ihre Werke, die Arbeit und Verfassung von drei Jahren, denen noch immer jeder Tag entspricht, zeugen von des

---

[1]) Ham. Schr. VI, 172 ff. Die im Text mitgetheilten Stellen sind im Druck ausgelassen.

[2]) An Lavater, 3. Nov. 1780 A, II, 206.

Baumes Saft und Wesen. Sie haben mich ihm als einen Gallsüchtigen geschildert, der mit ihnen nicht leben wolle, oder vielmehr, mit dem sie nicht leben könnten, und doch habe ich gegen all' ihr Beginnen, das übrigens nicht meines Amtes ist, kein Wort 'gesagt. Mein Stillschweigen und stumme Entfernung mit Absagung all' ihrer Ehren und Blendwerke drückt sie, ohne doch daß sie im mindesten sich um etwas Andres bemühn wollten. Also sind wir durch Gott, unsre Aemter und unsre Naturen geschieden. Der Herzog, der in Zürich den „„lichtbedürftigsten Wahrheit suchendsten Religiosen"" (erlauben Sie mir Zürcherausdrücke zum Zürcherkreise) gemacht hat, soll Lavatern gesagt haben, da dieser ihn vermuthlich in Manchem auf mich verwiesen: ich gäbe ihm nur Blitzlicht in der Religion, aber Goethe gäbe ihm das wahre bleibende Licht. Ich wollte, daß meine Blitze ihm etwas Andres als Licht wären. — — Also de his satis superque. Er ist, seit er aus der Schweiz ist, den ersten Sonntag, sonst nie mehr in der Kirche gewesen: ist übrigens ein großer Moralist, und Lavater hat an ihm einen Menschen vorausverkündigt, vor dem die ganze Welt einmal bewundernd hinknien werde."

Die Gründe, die allmählich, in einem Zeitraum von vier Jahren, die anfängliche Zufriedenheit Herders in bittere Unzufriedenheit verwandelt hatten, liegen in diesen Aeußerungen deutlich genug vor.

Allzuviel in der That lag in seinem Amte auf ihm. Neben häufigen Predigten und Casualreden und den sonstigen geistlichen Amtsverrichtungen die Sitzungen im Consistorium, die Candidaten- und Lehrerexamina, die Inspection des Weimarischen Gymnasiums, die Fürsorge für die Geistlichen und Schullehrer seiner Diöcese, endlich — das Lästigste von Allem und worüber wir ihn immer wiederkehrende Seufzer ausstoßen hören — die Abnahme und Prüfung zahlreicher Kirchenrechnungen [1]). Vermehrt und erschwert wurde die Arbeit dadurch, daß die Stelle, die er bekleidete, fünf Jahre unbesetzt gewesen war. Ihr Ansehn, ihre Einkünfte hatten dadurch gelitten: er hatte die verdrießliche Aufgabe, das ihm Zukommende zu reclamiren.

Schlimmer indeß, daß sein Eifer, sich für Kirche und Schule nützlich zu machen, überall auf Hindernisse gerade in den Kreisen stieß, auf deren Entgegenkommen er für ein erfolgreiches Wirken angewiesen war. Unter seinen geistlichen Amtsbrüdern war der Stiftsprediger Weber der Einzige, gegen den er sich offen über Theologisches und Amtliches auslassen konnte. Das Consistorium aber wurde durch den Consistorialpräsidenten v. Lyncker und mittelbar durch den entscheidenden Willen des Ministers v. Fritsch regiert. Beides waren Geschäftsmänner, die gern im alten Geleise blieben. Man weiß, welche Ueberwindung es dem Letzteren gekostet hatte, sich mit der neuen Ordnung der Dinge in Weimar auszusöhnen und sich in die Berufung Goethes zu

---

[1]) Erinnerungen II, 233 faßt zusammen, was in der mir vorliegenden Amtsinstruction Herders bis ins Einzelste aufgezählt ist.

fügen[1]). Spricht er doch selbst von seiner an das Mürrische grenzenden Ernsthaftigkeit, seiner Unbiegsamkeit und zu geringen Nachsicht gegen das, was herrschender Geschmack sei. Nach jener chursächsischen Art, die Herder so besonders verhaßt war, an Formen haftend, altväterisch fromm, mißtrauisch gegen den neuen Eindringling, den Freund Goethes, war er wenig zu raschem Eingehen auf die Reformvorschläge desselben in Kirchen- und Schulsachen geneigt. Auch Herders Collegen im Consistorium aber, gleichfalls Männer des alten Regimes und die sich durch seine Berufung benachtheiligt, durch seinen Geist gedrückt fühlten, machten nur zu oft Chorus gegen ihn. Er hinkte mit seinem Votum den ihrigen nach oder blieb in der Minorität. Die Consistorialsitzungen waren harte Geduldsproben für ihn, und die leeren Consistorialgeschäfte ihm doppelt verdrießlich, da im eigentlich Wesentlichen gegen den alten Schlendrian nichts durchzusetzen war[2]).

Im Vertrauen, ohne Zweifel, auf den neuen Geist, der mit Karl August in die Regierung des kleinen Ländchens eingezogen sei, war Herder dem Rufe nach Weimar gefolgt. Die Art, wie seine Berufung durchgesetzt worden war, die Stellung, welche Goethe bei dem jungen Fürsten einnahm, mochte ihm als eine Bürgschaft erschienen sein, daß er hier ein ganz andres Feld zu praktischer Durchführung seiner Ideen finden werde als in Bückeburg. Er hatte gehofft, in dem Herzog einen Förderer, in Goethe einen Bundesgenossen seiner Bestrebungen zu finden. Er sah sich in dieser Erwartung getäuscht und fand sich recht eigentlich in der Klemme zwischen den Antigenialen und den Genialen. Die Einen hatten gegen ihn als gegen einen Neuerer Vorurtheile: bei den Anderen begegnete er keinem Verständniß für die Angelegenheiten, die ihm als Geistlichen am meisten am Herzen lagen. Den Einen zu freisinnig, war er den Anderen nicht freisinnig genug, und sich, wie es Goethe so glücklich verstand, durch kluge Kühnheit und kühne Klugheit zu Beiden die richtige Stellung zu geben und sich den Boden zu erobern, dazu fehlte es ihm leider an den Talenten, an Gleichmuth und Geduld, an abwartender Zurückhaltung und an biegsamer Beharrlichkeit. „Du brauchst nur zu sein, wie Du bist, das ist jetzt hier Politik", hatte ihm Goethe geschrieben — aber hatte sich auch nur Goethe ein klares Bild von dem Freunde gemacht, wie er war, und von der schwierigen Rolle, die er ihm zumuthete, als ein „Wolf in Schafskleidern" und doch „mit der Peitsche" zu kommen? Von so wunderlicher Zweiseitigkeit war wirklich das bisherige Auftreten namentlich des Schriftstellers Herder, daß es an schiefen Urtheilen über ihn und an Anstößen nach rechts und links gar nicht fehlen konnte, wenn er nun auf einmal

---

[1]) Vgl. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch.

[2]) Indignatio versus facit. Die Erinnerungen bringen an dieser Stelle das Epigramm „An das Crucifix im Consistorium", in dem er seiner Verstimmung Luft machte. Die Form des kleinen Gedichts weist etwa auf den Anfang der 80er Jahre.

aus seinem Bückeburger Winkel auf eine doch immerhin größere Bühne und auf einen ausgesetzteren Posten trat. Es war doch wahrlich nicht leicht zusammenzureimen, daß derselbe Mann, der zuerst in Fragen des Geschmacks so streitlustig auf dem Plan erschienen war, demnächst wie ein mystischer Begeisterter für die Heiligkeit und Würde des geistlichen Amtes, für die biblische Offenbarung und für die Geheimnisse des Glaubens eintrat. Wessen sollte man sich von einem Theologen versehen, der auf der einen Seite so paradoxe Hypothesen über die Schöpfungsgeschichte der Bibel vortrug, und auf der anderen Seite wie ein strenggläubiger Orthodox auf die neuere wissenschaftliche Exegese schmähte, der den Johannes mit dem Spinoza zusammenbrachte, immer aber mit einer Art ungeberdiger Heftigkeit seine eignen Meinungen hinstellte und auf die gegnerischen losschlug? Kein Wunder, daß die Göttinger Facultät sich nicht getraut hatte zu sagen, ob er orthodox oder heterodox sei, und kein Wunder auch, daß diejenigen, die ihn nicht persönlich kannten, sich in ihm einen Prediger in Stiefeln und Sporen vorstellten. Offenbar, es gährte in diesem Manne noch gewaltig, es ging auf und ab in ihm, es zog ihn bald nach der Seite eines innig-leidenschaftlichen Glaubens, bald wieder zerriß er den geistlichen Nebel, um sich keck und derb auf den Boden naturalistischer Anschauungen und natürlich-menschlicher Empfindungen zu stellen. Zumal seit er sich von jeder Rücksicht auf die Göttinger Ketzerrichter befreit gesehen, hatte seine Denkweise und Sprache den mystischen Nimbus wieder häufiger durchbrochen, hatte er sich, trotz seiner Theologie, einen Genossen der Goethe und Lenz gefühlt. Nicht bloß sein Gefallen am Neuen Menoza und seine Bewunderung der Stella, sondern vor Allem der erste Beitrag, den er Wieland noch von Bückeburg aus für seinen Merkur lieferte, der Aufsatz über Hutten ist bezeichnend dafür. Er selbst hat diesen Aufsatz später mit Recht ein „etwas wildes Gewächs" genannt[1]). Denn da feiert er in Hutten den Mann, „der nicht zur Pedanten-Autorschaft gemacht war", in dessen Schriften Alles lebe, dessen Bücher Handlung seien. In fortstürmender Rede erzählt er das Leben desselben, so zwar, daß er durchaus für ihn und gegen seine Gegner, insbesondere gegen den feigen Erasmus Partei nimnt. Er jubelt den „Jugend-, Helden- und Eulenspiegelstreichen" des tapferen Mannes zu, feiert mit ihm zugleich dessen ritterlichen Freund Sickingen, beklagt, daß die Schriften „unsres Landsmanns, Reformators, Aufklärers, Freiheitredners, des einzigen Demosthenes unsrer Nation" noch ungesammelt seien und ruft zur Veranstaltung einer solchen Sammlung auf. Ein sehr verzeihlicher Irrthum, wenn dieser Aufsatz für eine Arbeit von Goethe gehalten wurde: er bildet in der That in seiner Art ein Seitenstück zu dem Götz. Erasmus spielt hier eine

---

[1]) „Hutten". Im Juliheft des T. M. 1776, S. 3 ff. Mit einigen Veränderungen wiederabgedruckt als „Denkmal Ulrichs v. Hutten" in der 5. Sammlung d. Zerstr. Bll. 1793 S. 327 ff. Vgl. Vorrede zu dieser Sammlung S. x.

ganz ähnliche Rolle wie dort Weislingen, die Ortuin und Genossen kommen hier nicht besser weg als dort der kaiserliche Hauptmann. Geflissentlich giebt der Verfasser seiner Erzählung durch Einschaltung von Actenstücken aus Sickingens und Huttens Feder die Farbe der damaligen Zeit. Die Kraftsprache jener fehdelustigen Helden geht in seine eigne Darstellung über, und Stil und Ausdruck zeigt dieselbe Neigung zu kecker Willkür und Selbsthülfe, zu rücksichtsloser, ja cynischer Derbheit und Natürlichkeit, die den Charakter der dargestellten Epoche ausmacht. Auch manche persönliche Beziehungen aber waren dazu angethan, den neuen Generalsuperintendenten in einem eigenthümlichen, seinem geistlichen Charakter nicht gerade günstigen Lichte erscheinen zu lassen. In Begleitung von Herders Schwager war ein ungeschlachter renommistischer Gesell von Darmstadt nach Weimar gekommen, der mit seinem ungeschorenen Barte den Einen wie Simson, den Andern wie Diogenes erscheinen mochte — der Kraft- und Gesundheitsapostel Kaufmann[1]). Von Lavater empfohlen wußte der dünkelhafte Hohlkopf mit seiner oberflächlichen Enthusiasterei, seiner sich anbiedernden Derbheit, mit seinem medicinischen Charlatanismus und seinen pädagogischen Weltbeglückungsplänen nicht bloß Herder, sondern auch Goethe und Wieland und dem Herzog zu imponiren. Später freilich entpuppte sich das falsche Genie als ein einfacher Lump, allein für jetzt waren Herder und seine Frau ganz voll von dem Manne, der an Schwager Flachsland Wunder gethan und mit diesem zusammen ihnen ihre Wohnung einrichten geholfen hatte[2]). Es fehlte nicht viel, so verdunkelte dieser Mensch Alles, was ihnen sonst in Weimar entgegentrat. Er machte in den ersten Tagen „ihre ganze Glückseligkeit aus". Herder wie Caroline „labten sich" an dem edlen Schweizer, der es verstand sich als einen Märtyrer für die Wahrheit und für das Beste der Menschheit darzustellen. Er, der Verlogene und Herrschsüchtige, galt ihnen als „einer der stärksten, reinsten, geordnetsten, gütigsten Menschen." „Meine Seele" schrieb Herder an Lavater, „klebt fest an der seinen, und nichts auf der Welt soll sie trennen. Ich habe auf ihm wie auf einer Säule der Liebe geruht und will immer an ihm ruhen, wenn ich sein denke," ja es war in seinen Augen das beste Zeugniß für den jungen Herzog, daß sich auch dieser zu Kaufmann wie zu seinem Bruder gehalten hatte. Zum Glück ging der Apostel bald weiter, um zunächst in Dessau sein Wesen zu treiben und auf seinen ferneren Kreuz- und Querzügen Weimar nur vorübergehend wieder zu streifen: nur brieflich wurde die freundschaftliche Verbindung mit Herder noch längere Zeit aufrecht erhalten[3]). Seit dem 1. April

---

[1]) Vgl. über ihn Düntzer, Christof Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und der herrnhutische Arzt, Leipzig 1882; Goethes Tagebuch v. 22. 24. 26. 28. 30. Sept. 9. Oct. 24. 25. Dec. 1776. Caroline an Gleim 6. Oct. 76, C, I, 50. Herder an Lavater 13. Oct., an Kleucker 14. Oct. 76. Wieland an Jacobi 1. Nov. 76 in Jacobi's Auserl. Briefw. I, 253.

[2]) Aus dem Herderschen Hause S. 22 und 35.

[3]) Von Kaufmann an Herder liegen zwei undatirte Briefchen aus der Zeit seines

1776 aber befand sich ja auch Lenz in Weimar; er hielt sich seit Mitte September in Kochberg auf dem Gute der Frau v. Stein auf, und hier haben sich die Freunde zuerst gesehen [1]). Lenz hatte es wohl um Herder verdient, daß sich dieser seiner annahm, aber wer immer mit dem „zappelnden Genie“ sich einließ, mußte gewärtig sein, daß er für die Tactlosigkeiten, die „Eseleien“ desselben mit verantwortlich würde. Herder scheint bald inne geworden zu sein, daß er den Dichter überschätzt habe, aber eine freundschaftliche, menschliche Theilnahme konnte er dem ungeschickten, mit allen seinen Thorheiten liebenswürdigen Enthusiasten, der sich so bald unmöglich zu machen verstand, nicht versagen. Ihm übertrug Goethe die Vermittlung, als es nöthig geworden war, dem Störenfried den Laufpaß zu geben [2]). Die schonende Weise, in der sich Herder des unliebsamen Auftrags entledigte, trug ihm den Dank und das Vertrauen des armen Jungen ein; Herder hatte doch noch ein gutes Wort für ihn eingelegt, und diesem versüßte die theilnehmende Herzlichkeit des verehrten Mannes den Abschied [3]).

Auf die Länge indeß würde sich Herder weder mit Kaufmann noch mit Lenz haben stellen können, und wenn sein gefeierter Hutten ihm im Leben entgegengetreten wäre, so würden ihre Wege sehr bald auseinandergegangen sein. Gingen doch bald auch Goethes und seine Wege auseinander. Der Stürmer und Dränger im Predigerrocke hatte seine geistliche Rolle gleich anfangs so markirt gespielt, daß Goethe darüber stutzig geworden war, und dieser wieder faßte seine Mentorrolle beim Herzog so weltlich auf, daß jener sich des besten Einflusses beraubt, ja in seinen edelsten Bestrebungen durch den

---

Aufenthalts in Dessau (November) und ein längerer dritter Brief aus Riga vor, der im Mai 77 geschrieben sein muß (vgl. Ham. Schr. V, 236 ff.) — alle drei völlig gehaltlos. Der dritte erwähnt eines empfangenen Herderschen Briefs. Noch im Januar und Mai 78 schreibt Kaufmanns Frau an Caroline Herder.

[1]) Düntzer, A, I, 220; Er. Schmidt, Lenz und Klinger S. 18 ff.

[2]) Goethes Tagebuch v. 26. 28. 29. 30. Nov. 1776.

[3]) S. die Briefe v. Lenz an Herder Nr. 13—15, A, I, 243 ff. Später befürwortete (3. Nov. 79) Hartknoch bei Herder Lenzens Bitte an diesen, ihn für die Rectorstelle an der Rigaer Domschule zu empfehlen. Düntzer theilt A, I, 222 ff. die betreffende Stelle des Hartknochschen Briefs, welche C, II, 87 fortgelassen ist, mit. Mir liegt der Lenzische Brief an Herder, Riga, den 2./13. Nov. 79 vor. Verlegenheit und Bescheidenheit spricht diesmal aus den Worten des unglücklichen Mannes. „Freund Goethe — — hat mich wohl vergessen — mag, will, wie ich sehe, sich in keine meiner Angelegenheiten mischen, wird vielleicht durch jede Art meiner Zuschriften selber, soll ich sagen beleidigt? — — doch gewiß beunruhigt — und soll ich empfohlen sein — wär' ich's am liebsten von Ihnen.“ Und nun folgen Versicherungen seines guten Willens, eine Aufzählung dessen, was er sich allenfalls auf jenem Posten zu leisten getrauen würde und schließlich der Ausdruck der Resignation für den Fall, daß er einem Würdigeren weichen müsse. Wenigstens Herders Antwort an Hartknoch liegt gleichfalls handschriftlich vor. Ganz kurz schreibt er — wohl im December —: „Mit Lenzen ist nichts: er taugt nicht zur Stelle, so lieb ich ihn habe.“ Das Rectorat in Riga erhielt Snell.

jüngeren Freund gekreuzt sah. Herder war in Riga von der Stadt, in Eutin vom Hofe vergöttert worden, er hatte in Bückeburg, trotz Allem, bei dem Fürsten im höchsten Ansehn gestanden — hier in Weimar mußte er erleben, daß der Freund, den er von Straßburg her als seinen Jünger zu betrachten gewohnt war, ihm die erste Stelle in der Gunst des Herrn vorweggenommen hatte und diesen für ganz andere Dinge in Bewegung setzte als die ihm die wichtigsten und theuersten waren. Die „Erinnerungen," indem sie über das Verhalten Goethes und des Herzogs während der Weimarer Genieperiode mit herber Mißbilligung sprechen [1]), lassen uns erkennen, wie damals Herder selbst, nachdem seine erste günstige Meinung über Beide verflogen war, die Sachen ansah. Ungefähr so wie Klopstock, von dessen Correspondenz mit Goethe ihn Zimmermann in Pyrmont unterhalten hatte [2]). Es wollte ihm vorkommen — und einiger Schein war ja gewiß dafür —, als ob Goethe in dem Bestreben, die Schiefheiten der früheren künstlichen Erziehung des Herzogs gut zu machen, die entgegengesetzte Methode unverantwortlich übertreibe und seinen Zögling zu Excessen kraftvoller Natürlichkeit und Ungebundenheit verleite. Er glaubte zu bemerken, daß Goethe bei dieser „zu gewaltsamen Umarbeitung" sehr übel auf den Charakter und die Grundsätze des Herzogs einwirke, daß er ihm einen Geist der Herrschsucht, der Anmaßung, der Verachtung aller Schranken der Sitte beibringe. Er fand oder glaubte zu finden, daß Karl August und sein poetischer Mentor mit Verachtung auf den geistlichen Stand und auf Alles herabsähen, was kirchliche und Schuleinrichtung hieß, und daß sie nichts lieber gesehen hätten, als wenn es ihnen gelungen wäre, auch ihn in diesen Ton einstimmen zu machen. Und nun mußte er doch wieder erleben, daß sich der Herzog den Einwirkungen Lavaters zugänglich zeigte. Man suchte auswärts, was man ebenso gut und besser daheim hätte haben können. War er denn so gar nichts, sollte denn nur er ganz lahm gelegt werden? Ein schmerzliches, mit Eifersucht gemischtes Gefühl überkam ihn — er zog sich mißvergnügt von den Beiden zurück. Zu verstimmt, um eine Verständigung zu versuchen, ließ er die, die ihn nicht suchten, gehen und versperrte sich so selber die Möglichkeit, einen Einfluß auszuüben.

Wie viel Mißverständniß in Herders Beurtheilung des Verhaltens Goethes mit unterlief, wie edle Absichten diesen in seinem Verkehr mit dem jungen Fürsten auch da leiteten, wo er dem Temperamente desselben nachgab und ihm die Zügel schießen ließ, das wissen wir jetzt aus zahlreichen Docu-

[1]) Das Manuscript der Erinnerungen ist in dem gedruckten Text (II, 231) gekürzt und verdunkelt. Die bei „Vielen" herrschenden Modeansichten, von denen dort die Rede ist, werden in der Handschrift ausdrücklich als die Ansichten Goethes und des Herzogs bezeichnet. Weiter ist hinzuzunehmen das aus der Handschrift erst von Suphan in den Preuß. Jahrbüchern XLIII, 415 ff. zum Abdruck gebrachte Capitel der Erinnerungen.

[2]) Schluß des Zimmermannschen Briefes an Herder v. 26. Oct. 77, A, II, 377. vgl. an Caroline 30. Mai 79, A, II, 379.

menten. Beklagenswerth daher für Beide, aber am meisten doch für Herder, daß das Verhältniß der alten Freunde sich so bald verschob, und daß sie, statt zusammenzugehen, lange Jahre hindurch nur nebeneinander hergingen, bis endlich wechselseitiges Bedürfniß sie dauernd wieder zusammenführte. Immer einmal scheint die Wolke zerreißen zu wollen, die zwischen ihnen schwebte — aber immer zieht sie sich wieder vor. Bald näher, bald ferner, bald ganz entfremdet: das ist im Großen und Ganzen die Geschichte ihres Verhältnisses während dieser ersten sieben Jahre. Ueberblicken wir dieselbe, soweit es möglich ist, auch im Einzelnen!

Wir kennen den ersten Mißklang, den es bei Herders Einführung ins Consistorium gegeben hatte. Er klingt, scheint es, nach in der Erzählung, welche Frau v. Berlepsch im Herbst 1777 von Weimar nach Hannover brachte: die zwei Felsen Ossians — Goethe und Herder — machten bereits Miene, auf einander stürzen zu wollen, oder vielmehr der eine Fels mache schon allerhand Capreolen, während der andere — Herder ist gemeint — wie ein Fels Gottes stehe [1]). Sichtlich mindert sich schon in diesem Jahre der Verkehr Beider. Daß er bis ins Jahr 1779 nicht abgebrochen war, zeigt namentlich Goethes Tagebuch und dessen Briefe an Frau v. Stein. Eben sie, auch von Herders geschätzt und mit ihnen befreundet, bildet ein persönliches Bindeglied, während, was der Eine oder der Andre Poetisches oder auf Poesie Bezügliches hervorbrachte, wechselseitig mit Antheil aufgenommen wird, von Goethe zumal die Herderschen Lieder der Liebe und die Volkslieder, Publicationen, die ja so lebhaft die Erinnerung an das Straßburger Zusammensein und das Gefühl beiderseitiger Zusammengehörigkeit wach rufen mußten [2]). Schon im August 1779 indeß heißt es in einem der Goetheschen Zettelchen an die Stein (Schöll I, 234), er sehe, wie er von allen Menschen und alle Menschen von ihm fallen: „von Herder hör' ich gar nichts." Und nun im Spätherbst die Schweizer Reise. Goethe hatte von Zürich aus auch Herders gedacht [3]); er hatte so sicher darauf gerechnet, und sich vorgenommen, auch seinerseits dazu beizutragen, daß ihm bei der Rückkehr die Freunde reundlich entgegenkommen möchten: allein wenn alle Welt sonst die Wirkung der Reise und die wohlthätige Veränderung rühmte, die mit den Reisenden vor sich gegangen — für Herder lag gerade darin ein Stich, und nun erst recht hielt er sich abseits. Kaum hat Goethe sich einmal eines „gar guten Zettelchens von der Herdern" erfreut [4]), so giebt gerade sie, die nach Frauenart

---

[1]) Zimmermann an Herder 26. Oct. 77, A, II, 377.

[2]) Die Stellen aus den Briefen Goethes an die Stein citirt Suphan Pr. Jahrbb. XLIII, 419 Anm. Die Stelle in dem Brief vom 10. Nov. 77 zeigt, daß die Klätscherei Zimmermanns (A, II, 377) bei Herder noch nicht verfangen hatte.

[3]) Goethe an Knebel 30. Nov. 79: „Grüß Herder und gieb ihm seinen Theil von diesem Briefe."

[4]) 21. Mai 80, bei Schöll I, 306.

sich gern in lebhaftem Wort vorwagte, ihm zu einer Klage gegen die Stein Anlaß. „Herders," schreibt er am 30. Juni 80, „sind wieder von Ilmenau zurück und haben mich zum Eintritt mit unangenehmen Sachen unterhalten, die sie nichts angehn. Ich habe beschlossen, die Frau nächstens beim Lippen zu kriegen und ihr meine Herzensmeinung zu sagen, sie mag alsdann referiren, und es ist sehr gut, daß man sich erklärt und gewisse Dinge ein für allemal nicht leidet." „Herder fährt fort", berichtet er im August an Lavater [1]), „sich und Andern das Leben sauer zu machen." Auch Frau v. Stein steht jetzt zwischen Beiden ohne in dem erkalteten Verhältniß eine Aenderung bewirken zu können. Von einem Ausflug ins Land mit dem Herzog erwidert Goethe am 8. September auf das, was sie ihm geschrieben: „Herders haben, merke ich, die Minute abgepaßt, daß ich weg wäre, um einen Fuß in Ihr Haus zu setzen, ich bitte die Götter auch, daß ich darüber recht klar werden möge, was bei der Sache an mir liegt, bis dahin ist's mir ekelhaft." Und auf Herder offenbar bezieht sich auch der Gruß, den er ihr am 2. October aufträgt an „meinen Bruder nicht in Christo, sondern in der Unart und der Unbethulichkeit." Zu dem Allen giebt nun Herders Herzensergießung an Hamann den Commentar. Wenn man die brieflichen Aeußerungen Goethes mit denen Herders zusammenhält, so wird man schwerlich umhin können, die größere Schuld der Entfremdung in der hypochondrischen Empfindlichkeit, in der geflissentlichen Zurückziehung und dem maulenden Schweigen des Letzteren zu erblicken. Herder schwieg zuerst, und Goethe schwieg, weil ihm das Benehmen Herders den Mund schloß.

Ende Februar 1781 erschütterte Herder die Kunde von dem Tode Lessings. Es ist vielleicht nicht zufällig, daß sich um diese Zeit zuerst wieder die Spuren einer Annäherung zwischen ihm und Goethe finden. Litterarische Interessen bildeten den neutralen Boden, auf dem man sich wieder begegnete. In alle Wege verehrte Goethe den ehemaligen Straßburger Lehrer, wenn er auch nicht mehr jung und unselbständig genug war, jeder Laune desselben stille zu halten. Nun beschäftigte ihn eben jetzt lebhaft Friedrichs des Großen Schriftchen über die deutsche Litteratur. Mit wem in aller Welt sollte er darüber sich unterhalten, wenn nicht mit dem Verfasser der „Fragmente?" Herders Stimme vor Allem mußte er über das Gespräch hören, in dem er seine Gedanken auf Anlaß jener Schrift des Königs niedergelegt hatte; er gab es dem alten Freunde zu lesen und nahm dankbar dessen Erinnerungen dazu entgegen [2]). Wie froh war er, wenn es nun mit diesem wieder einmal eine gute Stunde gab, wenn nach so langer Pause, in der er nur den abstoßenden Pol von dessen Wesen erfahren hatte, wieder der anziehende, die geistreiche Liebenswürdigkeit, die sich frei ergießende Herzlichkeit desselben ihre Wirkung äußerte!

---

[1]) Bei Hirzel, Briefe von G. an L., S. 103.

[2]) An Frau v. Stein 10. März 81; an Herder 23. März 81.

Freudig verzeichnet er die Momente solches Glückes, und an ihm soll es gewiß nicht liegen, daß sie nicht dauern sollten. „Herder", schreibt er am 1. Juni, nach einem in dessen Gesellschaft zugebrachten Abend, „Herder war gar gut; wenn er öfter so wäre, man möchte sich nichts Bessres wünschen." „Nähe zu Herder" trägt er in sein Tagebuch ein. Es war im September. Von seinen zusammengeschriebenen Gedichten hatte jener zu sehen verlangt. Die überschickt er am 21. September mit einem Billet (A, I, 67), aus dem Freude uud vertrauliche Freundschaft redet; an Knebel aber schreibt er an demselben Tage: „Mit Herder bin ich in ein Verhältniß gekommen, das mir für die Zukunft alles Gute verspricht. Schone ihn! Man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher werden können." Daß Herder gerade in diesem Jahre, nachdem er die Folgen eines bösen Fiebers, das ihn im Januar ergriff, verwunden hatte, „an Seele und Körper" besonders wohl war [1]), kam gewiß auch dem freundschaftlichen Verkehr mit ihm zu gute. Auch zu Goethes Freude schüttelte er in den letzten Monaten des Jahres eine Anzahl kleinerer Arbeiten aus dem Aermel, theils für den Teutschen Merkur, theils für das handschriftliche Tiefurter Journal, und namentlich die Gespräche über Seelenwanderung fanden Goethes vollen Beifall [2]).

Es war nichtsdestoweniger nur ein kurzer Sonnenblick gewesen. Weiter als je zuvor riß das Jahr 1782 die Kluft zwischen den Beiden wieder auf. Die Gründe waren die alten. Das, worein sich nun einmal die Herders nicht zu finden wußten, war Goethes Verhältniß zu Lavater, seine Intimität mit Karl August, seine Stellung im Weimarschen Staatswesen. Der briefliche Verkehr zwischen Herder und Lavater war abgebrochen, der zwischen Goethe und Lavater dauerte fort. Der Verdruß darüber zusammt der Unzufriedenheit über die weltliche Gesinnung des Poeten, der für Herders Bemühungen um die Hebung des religiösen und kirchlichen Lebens so gar nichts übrig zu haben schien, macht sich in einem Urtheil Carolinens über Lavaters „Pontius Pilatus" Luft, anknüpfend an das Capitel: Vom Dramatischen in der Geschichte Jesu. Dies neue dramatische Gefühl in Lavater, meint sie — und was sie meinte war ihres Mannes Meinung — habe wohl „der Herr Geheimrath Goethe" allein zu verantworten; um Goethe zu gefallen huldige der gute Lavater der Kunst und der Komödie in und durch Jesum Christum [3]). Sie hätte wissen können, daß Goethe von dem Pontius Pilatus nichts weniger als erbaut war, und daß ihm gerade diese Methode des Dramatisirens der Geschichte Christi so einfältig wie abgeschmackt vorkam, dergestalt, daß er das

[1]) Caroline an Gleim 26. Nov. 81.

[2]) G. an Frau von Stein 20. und 28. Dec. 81.

[3]) An J. G. Müller, Gelzer, Prot. Monatsbll. XIV, 97.

Werk des guten Hans Caspar gar zu parodiren Lust gehabt hätte[1]). Vor Allem jedoch der „Geheimrath" Goethe macht ihr die übelste Laune. Anfang Juni 1782 erfolgte die Erhebung desselben in den Adelstand, und wenige Tage danach wurde er nach der plötzlichen Entlassung des Kammerpräsidenten von Kalb thatsächlich mit dessen Stellung betraut. Wie nahmen Herders die Sache? „Goethe," schreibt er mit unverkennbarer Verstimmtheit Ende Juli an seinen jungen Freund J. G. Müller in Schaffhausen[2]), „Goethe ist, wie Sie schon wissen, Herr von Goethe und hält Hof", und den Commentar dazu liefert, auch die sonstigen Verstimmungsgründe von Neuem einmischend, der gleichzeitige Brief Carolinens: „Wir erfahren so eben, daß Lavater hier erwartet wird — sonderbar, sonderbar! und wir sind in Ilmenau! Der Herr von Goethe wird ihm schon die Augen verkleistern und verblenden, daß er so blind wieder geht als er gekommen ist. Liebster Freund, die Unzufriedenheit, die jetzt hier herrscht, ist nicht zu beschreiben. Die besten Leute aus den Collegien suchen heimlich anderwärts Dienste. Groß und Klein verachtet und verflucht den Goethe — der Kammerpräsident ist darum fortgeschickt, weil er ihnen schon seit vier Jahren Vorstellungen gethan, sie müßten sich einschränken, er könne so nicht bestehn. Die besten Leute werden verachtet, disgustirt, und die ganze Dienerschaft ist dem Herzog verächtlich gemacht worden: darum nimmt Goethe alle bedeutenden Stellen ein. Seit er von Adel ist, hat er alle Sonnabend Assemblée; dahin kommt aber Niemand als junge Fräuleins, junge Offiziers und Jagdjunker, die Frau v. Stein und Frau v. Schardt und unsre geliebteste Herzogin, die nun zu ihm geht und bei ihm ißt, weil er von Adel ist. Er hat sie nun an ihrer schwachen Seite ergriffen, aber das Gute soll er ihr nicht verderben." Die Erzählung aber der im Weimarschen Staatswesen vorgegangenen Veränderung begleitet sie mit einer spöttischen Aufzählung der nun auf Goethe gehäuften Aemter, vom „wirklichen Geheimrath" an bis — so schließt die Liste — „Directeur des plaisirs, Schauspieldichter, Komödiant und Favorit des Herzogs"[3]). Das Herdersche Haus also stand in voller Entrüstung über die Vorgänge, welche Goethes amtliche und persönliche Stellung erhöhten; schlecht unterrichtet, sah man die Dinge mit schiefem, ja mit scheelem Blick; man gehörte zu den Mißvergnügten, die sich zurückgesetzt fühlten, man stimmte — die Frau wenigstens stimmte in ihrer leidenschaftlichen Weise in allen Klatsch ein, durch welchen die Gegenpartei sich das Herz erleichterte. Aber von „hypochondrischer Unlust" über die Weimarer politischen Verhältnisse muß doch auch Herder selbst bewegt gewesen sein; denn Hamanns Mahnung an ihn[4]): „erzürne Dich nicht über die Bösen, sei nicht

---

[1]) Goethe an Frau v. Stein 6. April 82 bei Schöll II, 183 ff.; an Lavater, 29. Juli 82 (Briefe an Lavater S. 144).

[2]) Protest. Monatsbll. a. a. O., S. 98.

[3]) Daselbst S. 99. 100.

[4]) 11. Aug. 82, Ham. Sch. VI, 277. 278.

neidisch über die Uebelthäter!" und: „Ambition ist eine ärgere Selbstmörderin und Giftmischerin als Werthers Lotte mit ihren schnöden Reizen" — diese Worte lassen deutlich genug erkennen, in welchem Sinne auch sein Bericht über jene Dinge gehalten gewesen sein wird. Scharf stechen die unliebsamen Aeußerungen von der Herderschen Seite gegen die liebenswürdige poetische Epistel ab, mit welcher der „Schauspieldichter und Komödiant" Goethe, um eben diese Zeit dem Freunde sein „Wald- und Wasserdrama", die „Fischerin" übersandte und ihn einlud, der Vorstellung des Stückes in Tiefurt zuzusehen [1]). Ließe sich die Liebenswürdigkeit nur commandiren! Wäre es nur einem bedrückten Gemüth so leicht, die Dinge zu sehen wie sie sind! Herder sah sie so nicht — aber er war eben deshalb nicht bloß mit den Dingen, sondern auch mit sich selbst, ja mit sich am meisten unzufrieden. Zu den eben berührten Verstimmungsgründen waren noch andre, es war neben der fortdauernden Geschäftslast und der Aussichtslosigkeit seiner praktischen Ideen die Sorge um die Gesundheit seiner Frau, der Verdruß über neue empfindliche Angriffe Nicolais hinzugekommen, um den Wunsch: wieder weg von Weimar! in ihm rege zu machen. Gegen Heyne deutet die Frau diesen Wunsch am 19. August an, und einige Tage später spricht auch er sich darüber in einer Weise aus, die, indem sie seinen Gemüthszustand deutlich macht, uns das Goethesche Wort an Knebel: „schone ihn!" in Erinnerung bringt [2]). Nicht nach Göttingen zwar, überhaupt nicht nach einer Universität wünsche er sich. Es fehle ihm nicht an Achtung und Liebe, noch weniger an Brod; was ihm aber fehle, was er in der Welt allein suche, sei Ruhe und Enfernung vom Gedränge der Menschen. „Könnte ich," fährt er fort, „eine etwas distinguirte geistliche Stelle in Ihrem Lande erhalten, etwa im Schooß einer guten Natur, eines Gebirges, wenn's auch nur so eine Generalsuperintendentur in Clausthal wäre, wo ich bloß Geistlicher sein dürfte und Ruhe für mich hätte; wie wohl wäre es mir auf einige Jahre! Wie gesagt, mich treibt und drückt hier nichts als mein innerer Mensch; der drückt mich aber sehr, macht mich widrig gegen die Menschen und wird schlechter. Ich sehe rings um mich Personen wirken, die mir nicht gefallen, und die Anlage auf die Zukunft macht mir noch weniger fröhliche Aussicht [3])."

Bis gegen Ende des Jahres, des sechsten seines Weimarer Lebens, dauerte dieser Zustand der Depression fort. Ein Novemberbrief an Hamann ist voll von Klagen über den „Drang seiner Arbeiten und Zwackereien", über den „Schwall und Wirbel seiner Nichtgeschäfte", die ihm das sic vos non vobis in Erinnerung und den schmerzlichen Ruf nach Ruhe, Ruhe! in die

---

[1]) 17. Juli 82, A, I, 67 ff.

[2]) Nr. 61 und 63 des Heyne-Herderschen Briefwechsels, C, II, 194 ff.

[3]) Vgl. an Gleim Ende Aug. 82 (C, I, 82): „Auch mir fließt der Bach meines Lebens oft trübe und traurig", und Caroline 31. Oct. über Herders Zurückziehung von der Gesellschaft.

Feder bringen [1]). „Ich habe hier keine Seele," heißt es weiter, „die mein Innerstes berührt als mein Weib; von allem Andern bin ich beinahe los oder es dient nur zur Verwirrung. Das Weimar wird jetzt wie ein Taubenhaus, wo Fremde ein- und ausfliegen der lieben Celebrität wegen, und selten bringen sie ein Oelblatt im Schnabel." Seine Frau, schreibt er, habe den ganzen Sommer über gekränkelt und alle bösen Zufälle hätten sich verbünden müssen, das wiederkehrende Flämmlein ihrer Gesundheit rauh anzuwehen. Da wird uns denn der gereizte Ton auch ihrer Briefe verständlicher und erscheint uns verzeihlicher. Hält Herder selbst sich im Allgemeinen, so geht sie ins Besondere, Persönliche. Es ist eben wieder Goethe und Lavater, über die sich ihr Unmuth in dem Briefe an J. G. Müller vom 12. November ergießt — über Goethe, der wohl bewirken könnte, daß Müllers Bruder Johannes nach Jena berufen würde, der sich aber leider „nicht um das Reich der Gelehrsamkeit bekümmere", — über das „Lavatersche Geschwätz, daß Goethe die Herzogin und den Herzog vereinigt hätte". Zeit oder Schicksal, fügt sie hinzu, werde die Wahrheit entdecken — „es geht jetzt Alles bei uns wie Schatten vorüber" [2]). Und am 2. November in einem Billet an Frau von Schardt: „Goethe invitirt uns nicht, und wie kämen wir dazu, da wir so entfernt zusammen sind!" [3]). —

Im Ganzen also, kurze Pausen des Verständnisses ausgenommen, das doch die öffentliche Lage beider Männer unberührt ließ, steht Herder in allen diesen Jahren im Lager der Tadler und Gegner des zum leitenden Freunde des Fürsten und zum Staatsmann gewordenen Dichters. Er würde eben damit in einem Gegensatz zu dem Weimarschen Hofe gestanden haben, wenn nicht an diesem Hofe selbst entgegengesetzte Strömungen geherrscht hätten. Die Klugheit der Herzogin Mutter zwar hielt sich diesen Strömungen fern. Sie hatte ihre politische Rolle ausgespielt, und in dem geistig angeregten geselligen Kreise, den sie um sich versammelte, war ein neutraler Boden geschaffen, den auch Herder als ein gern gesehener und immer mit Achtung empfangener Gast betreten mochte. Auch die Sache der Herzogin Luise war es nicht, Anhänger zu werben und eine Partei zu organisiren, aber durch sich selbst, durch ihre Existenz und ihre Lage bildete sie unwillkürlich einen Anhaltpunkt, einen Gegenstand der Theilnahme für alle diejenigen, die über die rücksichtslosen Launen, über die Lebens- und Regierungsweise des Herzogs den Kopf schüttelten. Wenn Goethe zum Herzog, so hielt Herder mit parteiischem Antheil zu der herzoglichen Gemahlin.

Mit stillem Unmuth und Kummer sah Herzogin Luise dem stürmischen Treiben zu, dem sich unter Goethes Mitbetheiligung ihr Gemahl überließ.

---

[1]) 4. Nov. 82, Ham. Schr. VI, 291 ff., mit Auslassungen gedruckt.

[2]) Gelzer a. a. O. XIV, 100. 101.

[3]) Düntzer, Zwei Bekehrte, S. 307.

Sie war es von Darmstadt her so anders gewohnt, und es stieß so hart gegen ihre Sinnesart an. Ihre ernste, fast heroisch angelegte und doch tief fühlende Natur war durchaus aufs Sittliche hingewandt, und das Sittliche schien ihr unzertrennlich von den Schranken strenger Sitte und edlen Anstands. Gegenüber der lärmenden Ungebundenheit und abenteuernden Unbändigkeit, in der die Jugendkraft des Herzogs, scheinbar ohne Zweck und festes Ziel, sich austobte, wurde ihr stiller Geist nur immer mehr in sich zurückgescheucht und von melancholischen Stimmungen und finsteren Ahnungen überschlichen. Wie verschieden war sie doch von jener Bückeburger Maria, die in ihrem frommen Glauben und in zärtlicher Ergebenheit gegen ihren hohen Herrn Glück und Frieden auch unter Leiden gefunden hatte. Nur an Güte und Reinheit ihr gleich, hatte die Gemahlin Karl Augusts ein verwundetes Herz und ein zum Trübsinn geneigtes Gemüth durch stolze Fassung und sittliche Tapferkeit zu beschwichtigen. Auch sie war eine Heilige, aber eine Heilige mit einem „Römergeist und Römerherzen", die man bewundernd lieben, mitfühlend achten mußte. So fand sich Herder durch den gleichen Ernst seines sittlichen Urtheils und durch das Aehnliche seiner und ihrer Lage zu ihr hingezogen, so hatte sie wiederum an ihm einen Halt und Trost. Mit so weicher Lieblichkeit freilich und so kindlichem Vertrauen wie seine frühere Herrin kam ihm die neue nicht entgegen, und so etwa für sie zu leben und sie zu leiten, wie Goethe mit dem Herzog that, das war durch die Förmlichkeit ihres Betragens, durch die Selbständigkeit ihres Geistes und durch die scheue Zurückhaltung ihres Gefühlslebens ausgeschlossen.

Das Band zu verinnigen trugen am meisten die beiderseitigen Familienverhältnisse bei. Für Caroline namentlich war die Darmstädtische Prinzessin keine Fremde, und als eine warm ergebene Freundin theilte die Aeltere mit der Jüngeren, die Jüngere mit der Aelteren Mutterhoffnungen, Mutterfreuden und Schmerzen. Als dem Herderschen Hause im Februar 1778 ein dritter Knabe geschenkt ward, da stand mit der Herzogin Amalia die Herzogin Luise in Person Gevatter bei dem Täufling[1]). Das Jahr darauf forderte das erste frohe Ereigniß in der herzoglichen Familie beide Herders zur lebhaftesten Theilnahme heraus. Im Auftrage der jungen Mutter meldet er am 3. Febr. 1779 an Lavater (A, II, 178) die Geburt einer Prinzessin; jedes Wort verräth die herzliche Freude des Schreibers und sein Gefühl für die „goldene Frau". „Sie ist Alles," schreibt er, „was Du weißt und tausendmal mehr: ein Baum Gottes an Standhaftigkeit und fester Seele, und die zarteste Blume an Unschuld und Treue und Freundschaft." Mit gleicher Liebe spricht sich Caroline aus, als im Herbst 1781 durch die Geburt einer todtgebornen Prinzessin andere Hoffnungen in Trauer verwandelt wurden. Die „einzige Herzogin," schreibt sie an Gleim (C, I, 75), habe sich auch in diesem mütter-

---

[1]) Ungedruckte Stelle des Briefs vom 20. März 78, Ham. Schr. V, 282 ff.

lichen Schmerz wie ein Engel, wie der Liebling eines höheren Wesens betragen. „Je länger je mehr,“ fügt sie hinzu, „werden wir an diese edle Frau voll Wahrheit und Güte mit ewigen Banden umschlungen.“ Ganz Weimar war voll Jubel, als endlich Anfang Februar 1783 der ersehnte Erbprinz erschien. Da widmeten Charlotte v. Stein und Caroline, die beide in der schweren Stunde Helferinnen gewesen waren, der wiedergenesenen Mutter das sinnigste Angebinde[1]); Herder aber war durch sein Amt berufen, jetzt, wie bei den früheren häuslichen Ereignissen, den Empfindungen des Landes öffentlich Ausdruck zu geben. Innige Worte voll schlichter Wahrhaftigkeit und Frömmigkeit legte ihm bei allen diesen Gelegenheiten sein Herz auf die Zunge. Er that noch mehr. Schon den Kirchgang der Herzogin nach ihrer ersten Entbindung hatte er durch eine Cantate — ein „Werk des Herzens und der Kirche“, wie er bescheiden sagt — verherrlicht[2]); diesmal wetteiferte er mit Wieland; abermals dichtete er ein Singstück für die Kirche, während jener ein andres für den Hof lieferte[3]). Eben erkrankt, mußte er die Dankpredigt über die Geburt des Erbprinzen mitten im Fieber halten. Sie war darum nicht weniger ergreifend. Zweimal wurde sie ihm durch eine Deputation der Bürgerschaft zum Druck abgefordert und erschien so zugleich mit der Taufrede[4]). Gehört müßte man die Reden haben; denn schwarz auf weiß, wie er in der kurzen Vorerinnerung selbst andeutet, bewahrten sie nicht die volle Lebendigkeit und Freiheit des mündlichen Vortrags. Da ging der Mensch ganz mit dem Geistlichen in Eins zusammen. Ueberhaupt war er ja, bei allen sonstigen Hemmnissen einer eingreifenderen Wirksamkeit, darauf angewiesen, durch Predigt und Confirmandenunterricht, durch Alles, was unmittelbar im Kreise seines geistlichen Amtes lag, auf die Gemüther zu wirken. Fast einzig auf diese persönliche Wirksamkeit, da ihm doch Einfluß auf die Institutionen des Landes zu üben so gut wie versagt war, beschränkte er sich während der ersten sechs bis sieben Jahre seines Weimarer Lebens. Die Höhepunkte aber dieses seines geistlichen Wirkens waren eben die Ereignisse, welche seine geliebte Herzogin näher angingen, welche das herzogliche Haus und mit diesem das ganze Land in schmerzliche oder freudige Bewegung

[1]) Vgl. Charlottens Billet an Caroline vom 10. März 83, in Suphans Mittheilungen „Aus Weimar und Kochberg“, Preuß. Jahrbb. L, 5, S. 499 und L, 6, S. 604. Vollständigen Aufschluß giebt das Fragment eines Briefes Herders an Hamann vom März 83, das Düntzer im Bremer Sonntagsblatt 1859 Nr. 42 veröffentlicht hat.

[2]) SW. zur Litt. IV, 222 ff., zuerst gedruckt Weimar 1779 4to. An Gleim 22. März 79, C, I, 63.

[3]) SW. zur Litt. IV, 226 ff.; Goethe an Caroline, A, I, 69, mit Düntzers Anm.; Caroline an Gleim 31. März 83, C, I, 84.

[4]) Die Taufrede erschien zuerst einzeln 6 Bll. 4to.; dann mit der Dankpredigt vom 5. Sonntag nach Epiph. zusammen (Zwei Predigten bei Gelegenheit 2c. 8vo); jetzt in Verbindung mit der Predigt am Feste des Kirchgangs SW. zur Theol. X, 52 ff. Vgl. auch die Weiherede im Herder-Album S. 85 ff. Caroline an J. G. Müller 24. Febr. 83, bei Gelzer a. a. O. S. 101. 102.

brachten. Da fühlte die Weimarsche Bürgerschaft mit dankbarer Freude, was sie an ihrem Generalsuperintendenten habe und brachte dem Manne ihre Huldigungen dar, der es so meisterhaft verstand, ihren eignen Empfindungen einen erhebenden Ausdruck zu leihen. Da zog sich das lockere Band mit seiner amtlichen Stellung, das er in Augenblicken verdrießlicher Uebermüdung wohl zu zerreißen Lust hatte, wieder fester zusammen. Da fühlte er sich auch dem Herzog, auch dem kleinen Staatswesen, dem er dienend angehörte, wieder näher verwandt. Ja, auch zu Goethe und dessen politischem Urtheil suchte er bei solcher Gelegenheit wieder Fühlung. Der gleiche Antheil, den sie beide an dem wichtigen Ereigniß der Geburt eines Thronerben nahmen, rückte sie einen Augenblick näher zusammen. Goethe hatte seine Freude über Herders Festdichtung kundgegeben, und nun machte dieser den Freund zum Censor seiner zwei Predigten, bevor dieselben in den Druck gegeben wurden. Der Brief, welcher Goethes Monita enthält, ist uns aufbewahrt [1]) und läßt uns einen Blick in das zarte, schonungsbedürftige Verhältniß und in die Differenzen thun, durch die es so zart und schonungsbedürftig geworden war. Goethe dankt dem Freunde für das lang entbehrte Zutrauen und deutet, bestimmt zwar, aber mit den lindesten Worten die Punkte an, die er, bei aller Zufriedenheit mit dem Ganzen, anders gewünscht hätte. Er vermißt ein tröstlich wohlthätiges Wort für den Herzog; er legt eine Fürbitte für die von dem Redner zu stark gegen die ernsteren Wohlthätigkeits- und Nützlichkeitspflichten des Regenten zurückgeschobenen schönen Künste und Wissenschaften ein, und giebt endlich zu verstehen, daß er weit mehr, als es Herders Meinung sein mochte, den Werth zu schätzen wisse, der den Motiven der christlichen Religion für die Erbauung der Gemeinde zukomme.

Aus gar vielen Fäden aber, abgesehen von jenen menschlichen und zugleich politischen Beziehungen, spann sich Herders Verhältniß zur Herzogin zu einer Freundschaft zusammen, die, wenn auch vorübergehend verdunkelt, sich lange Jahre hindurch immer von Neuem in Beweisen der Achtung und des Vertrauens von ihrer Seite, in Rath und That und in Bekenntnissen der Verehrung von seiner Seite bewährte. Von ihrer Güte erwirkte er für seinen wunderlichen Claudius ein ansehnliches Reisegeschenk, als dieser schon im Mai 1777 seine Stellung in Darmstadt wieder im Stich ließ, um nach Wandsbeck zurückzusiedeln [2]). Ihr Geschenk, ein Geschenk der Schülerin an den Lehrer der Freundin ernster Weisheit an den, dessen unterrichtenden Gesprächen sie so gerne lauschte, war eine Minerva in schwarzem Stein, die in Herders Studirzimmer ihren Platz fand [3]). Gleich im ersten Winter hatte er mit ihr

---

[1]) 20. März 83, A, I, 70 ff.

[2]) Claudius an Herder 24. Mai 77, A, I, 420.

[3]) Gelzer a. a. O. XIII, 168; Caroline an J. G. Müller in einer ungedr. Stelle des Briefs vom Mai 82 (Gelzer XIV, 96 ff.).

Englisch, weiterhin Lateinisch getrieben[1]); es war ihm ein Genuß gewesen, sie mit den Gesinnungen der Alten und mit dem Geiste Shakespeares bekannt zu machen. Sie bevorzugte die Römer. „Unersättlich an römischem Geiste" nennt er sie, und so sehr widmete sie sich, von ihm fortwährend mit litterarischen Hülfsmitteln versorgt, diesen Studien, daß er ihr später — von Rom aus — das nicht als Schmeichelei gemeinte Compliment macht, sie habe sich aus der Lectüre römischer Schriftsteller so viele Kenntnisse erworben, daß er dagegen ein Kind sei. Und wie gern, wie verständnißvoll las sie seine Schriften, las sie mit dem Antheil eines Gemüths, das in seiner Gedrücktheit sich durch den Adel und Schwung seiner Worte zu neuem Lebensmuth aufrichten ließ. „Schlossers Seelenwanderung," so schrieb sie ihm, nachdem sie Anfang 1782 seine gegen Schlosser polemisirenden Gespräche im Teutschen Merkur gelesen hatte, „dünkt mich sehr unerträglich zu sein, und die Ihrige, wie schön und wahr ist sie! Wie süß ist der Trost, hier nur einmal zu leben, nur einmal die Probe auszuhalten und in der Hülle zu sein; wie fühlt man sich dadurch stark, Alles zu ertragen, was einem aufgelegt wird, und wie wohl wird einem dann die Ruhe dünken in dem schönen reinen Mond! — der Himmel muß es Ihnen wohl sein lassen für Ihr Gefühl seiner Größe und Wahrheit[2])." Dem Manne, der so die gleichstimmigen Saiten in ihr tönen machte, dessen ernsteste Schriften ihr als Trost- und Andachtsbücher galten, durfte sie, ohne Furcht, mißverstanden zu werden, auch ihre Stimmungen, auch etwas von dem Kampf mit diesen Stimmungen zeigen. So schreibt sie von einem Sommeraufenthalt in Wilhelmsthal an Herder, daß sie hoffe, die Einsamkeit werde Balsam für ihre Seele sein und Gefühle wecken, die gewiß nicht todt, sondern nur verschleiert seien. Ein ander Mal beruhigt sie ihn über die Unverbrüchlichkeit ihrer Freundschaft und macht sich dabei selbst den Vorwurf, daß sie, trotz alles Anstrebens dagegen, immer zurückhaltender und mitunter mißtrauischer werde. Es sei, heißt es wieder einmal in ähnlichem Zusammenhange, von jeher ihr Loos gewesen, verkannt zu sein, denn es fehle ihr die Gabe, dasjenige, was sie im Innersten ihres Herzens fühle, darzubringen wie sie es wünschte. Nur zu gut verstand diese Frau aus ihren eigenen Bekümmernissen das, was auch ihm seine Lage unbehaglich machte. „Die Hoffnung und ich kennen uns ja schon lange nicht mehr" — mit dieser Andeutung, daß auch sie nicht auf Rosen gebettet sei, redet sie ihm im Sommer 1784 auf Anlaß eines ihm von Göttingen zugekommenen Antrags zu, er möge es „hinter seiner dunklen Kirche so lange aushalten, wie er nur könne". Wenn sie hinzufügt: „Bei uns sind sich zwar die besten Menschen

---

[1]) Erinnerungen II, 229 (in der Handschrift etwas vollständiger als im gedruckten Text); vgl. Ham. Schr. V, 285.

[2]) Undatirt, wie die meisten der handschriftlich vorliegenden Billets der Herzogin an Herder und dessen Frau.

wenig, aber sie wirken doch unsichtbar auf einander", so bezieht sich dies Wort eben auch auf ihr wechselseitiges Verhältniß. Freilich lag es außer ihrer Macht, die reellen Gründe seiner Unzufriedenheit zu heben, und wiederum reichte auch seine Hand nicht weit genug, um das, was das Glück ihrer Ehe mit dem fürstlichen Gemahl trübte, um die dauernde Ursache ihrer Bedrücktheit zu entfernen. Dennoch fehlt es in den kurzen schriftlichen Mittheilungen, die sie an ihn richtete, nicht an Spuren, daß ein rathendes, ermunterndes Wort des verehrten Mannes wohlthätig auf ihre Entschließungen, ihr Betragen, ihre Stimmung wirkte, daß, umgekehrt, ihr zuweilen die Aufgabe zufiel, ihn zu beschwichtigen, sein gelegentlich auch gegen sie gerichtetes Mißtrauen zu beseitigen. Eins hätte das Andre nicht verlieren mögen. Für Herder insbesondre war ihr Dasein, das Anschauen ihres Wesens ein Segen, der ihm allemal dann lebhaft zum Bewußtsein kam, wenn ihm eine Versuchung nahte, seine Weimarer Stellung aufzugeben. Nie ist es ihm lebhafter zum Bewußtsein gekommen als während des Jahres, das er, fern von ihr in Italien zubrachte. Wie nicht zum wenigsten die Rücksicht auf sie es war, die den Zurückkehrenden in Weimar festhielt, wird später zu erzählen sein; schon hier dagegen dürfen wir seine Bekenntnisse aus der Zeit unmittelbar vor dieser Krisis vorwegnehmen, denn auch für die früheren Jahre, die uns hier zunächst angehen, fällt von ihnen aus das allerhellste Licht auf sein Gefühl für sie. „Gott weiß," schreibt er ihr am 28. October 1788 aus Rom [1]), „wie ich Ew. Durchlaucht verehre und immer verehren werde; auf dem engen verworrenen Wege meines Lebens ist das Bild Ew. Durchlaucht eine zu große schöne Erscheinung gewesen, als daß es nicht mit unter die ewigen Gedanken und Empfindungen gehörte, die nur der letzte Strom, durch welchen wir müssen, aus mir tilgen könnte. Wie Vieles ich Ew. D. schuldig bin, habe ich nie sagen können, viel weniger kann ichs schreiben." Einige Monate später schreibt er es dennoch und geht nun über sein Verhältniß zu ihr mit der vollsten Offenheit heraus, so daß man zugleich die Schwankungen, denen es unterworfen war und zugleich den unerschütterlichen Grund erkennt, auf dem es ruhte. „Vielleicht," so gesteht er [2]), „ist keiner der Sterblichen gewesen, die Sie kennen, der mit so durchdrungener inniger Theilnehmung wie ich Ihr innerstes Wesen geliebt und im eigentlichsten Verstande verehrt hat; es waren Zeiten, da ich wirklich mehr in Ihnen als in mir selbst lebte. Mit der Zeit schrieb ich Ihnen, warum soll ich es bergen, eine gewisse fürstliche Gleichgültigkeit zu, die mich zuerst traurig machte, dann in mich selbst zurückschreckte, weil ich mir nämlich sagte, daß, wo der Unterschied des Standes und der Lebensart zu wenig gleichartige Verhältnisse zuläßt, jede nähere Theilnehmung

---

[1]) Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst S. 103 ff. Die Antwort der Herzogin vom 28. Nov. liegt mir handschriftlich vor.

[2]) Rom, 14. März 1789, Buchdrucker-Album, S. 107 ff.

doch immer Thorheit sei, und auf unnütze Weise das Gemüth des Theilnehmenden, der immer als Fremdling dasteht, unglücklich mache." Die Entfernung gebe ihm jetzt den Muth, ihr auch diese seine Schuld, „die Folge einer vielleicht übermenschlichen Hochachtung", rein zu gestehen. „Mir ist dabei nicht anders im Gemüth geworden als Einem, dem sich ein schönes herrliches Bild entwölkt, das er vor Rauch und Nebel lange nicht sehen konnte, und der sich selbst mit Freude für einen Thoren achtet, daß er den Nebel dem Bilde selbst zuschrieb [1])."

Noch manch Andrer aber stand, wie Herder, namentlich in den ersten Jahren der neuen Aera mit parteiischem Urtheil auf der Seite der Herzogin. Die Besten unter diesen erblickten in Herder nach dem Ausdruck der Erinnerungen eine „moralische Mauer" gegen das zu Freie, ja sittlich Bedenkliche der von Goethe und dem Herzog in Scene gesetzten Lebens- und Regierungsgrundsätze. So war, wie viel sich auch Persönliches einmischte, der Fall des Grafen Görtz. Begreiflich, daß dieser unter den Verletzten und Mißvergnügten obenan stand. Lange Jahre hindurch der Leiter der Erziehung Karl Augusts, hatte er sich Rechnung auf eine Stelle im Conseil des jungen Herzogs gemacht. Schon die Regentin Mutter indeß hatte mit Eifersucht den Einfluß überwacht, den er auf ihren Sohn ausübte: er war, als dieser die Regierung übernahm, bei Seite geschoben und mit der Stellung als Oberhofmeister der Herzogin Luise und mit äußerlichen Belohnungen für seine langjährigen Dienste abgefunden worden [2]). Herders Gesinnungen stimmten zu den seinigen; aus Herders Predigten und Umgang schöpfte er Beruhigung für die ihm widerfahrene Kränkung, und so schloß sich zwischen ihm und dem Herderschen Hause eine Freundschaft, die er noch viele Jahre später in ganz andrer Lage thätig zu bewähren Gelegenheit fand. Wir dürfen annehmen, daß sich seine Ansicht auch auf Herders Beurtheilung der Menschen und Verhältnisse übertrug. Denn sein ganzes Herz hatte er diesem in einer vertrauten Stunde aufgedeckt; noch brieflich, nach seinem Fortgang von Weimar, spricht er gegen ihn von dem Schmerz, vierzehn mühselige Jahre verlebt zu haben, um den einzigen Wunsch, nützlich zu sein, vereitelt zu sehen [3]). Nicht lange dauerte der persönliche Verkehr. Schon im Jahre 1778 trat Görtz in den preußischen diplomatischen Dienst über: der Scheidende gestand bei dieser Gelegenheit, daß Herder einer der Wenigen sei, die ihm seine Entfernung aus Weimar erschwerten.

Auch Voigt, der im Jahre 1777 als Regierungsrath nach Weimar

---

[1]) Vgl. auch Gelzer XIII, S. 190. Aus dem Herderschen Hause S. 70.

[2]) Vgl. Beaulieu-Marconnay a. a. O. S. 54 ff., 96 ff.

[3]) Görtz an Herder 10. Mai 78 aus Berlin; 5. Nov. 82 aus Petersburg (handschriftlich). Vgl. außerdem Hamann an Herder 17. Sept. 79, Ham. Schr. VI, 97. 99. Seine Preisschrift über den Einfluß der Regierung schickte H. an Görtz (H. an Hartknoch * 25. Jan. und * 1. März 81).

berufen worden war, theilte anfangs die Mißstimmung der älteren Beamtenkreise über den allmächtigen Günstling des Herzogs. Ueber die große Revolution des Jahres 1782 spricht er sich kaum weniger unmuthig aus als Caroline Herder. Der vielseitig unterrichtete Mann, der sich unter der angestrengtesten Amtsarbeit den Sinn für wissenschaftliche Dinge, sogar die Laune zu litterarischer und poetischer Production zu bewahren wußte, gehörte in den früheren Jahren zu Herders nächstem Umgang. Erst ein gemeinschaftlicher Aufenthalt in Karlsbad im Sommer 1785, ein Zusammenwohnen, bei dem man zu sehr auf die alte Freundschaft vertraut hatte, brachte die Frauen, und durch die Frauen die Familien auseinander. Die seitdem, und weiter durch ernstere Dinge, genährte Verstimmung spricht aus der Erzählung der Erinnerungen, Voigt habe mit schlauer Gleißnerei Herders Freundschaft gesucht, diesem dagegen sei Voigts Denkart und Natur sehr bald zuwider gewesen. Die gleichzeitigen Documente bestätigen diese Angabe nicht. Herder fand an Voigt einen Bücherfreund wie er selber war und hatte gerne einen Mann in seiner Nähe, den er ein „Archiv alles Merkwürdigen in der Litteratur" nennt. Unter denen, die der junge J. G. Müller im Winter 1781 bis 82 in dem Herderschen Hause häufig sah und an die er dann von der Schweiz aus Grüße bestellt, nimmt Voigt den ersten Platz ein. Schon länger waren beide Familien auch durch den gemeinschaftlichen Unterricht ihrer Kinder verbunden — ein Verhältniß, das sich erst 1786 löste. Wie Anfang 1781 Nachbar Herder mit Nachbar Voigt sich in poetischem Wettstreit zu einem Scherz mit Wieland und dessen Merkur vereinigte, und wie dabei der „Hofpfalzgraf" nicht eben säuberlich mit dem Ersteren abfuhr, mag man in Jahns Briefen Goethes an Voigt nachlesen [1]).

Eine mehr unparteiische Mittelstellung nahm in dem Getriebe des neuen Hof- und Staatslebens der wackere Knebel ein. Seit dem Herbst 1774 Gouverneur des Prinzen Constantin und in dieser Eigenschaft Begleiter beider Prinzen auf der Reise nach Paris, stand der gescheute, eigengebildete Mann, der den natürlichen Anstand des Cavaliers mit der Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit des Biedermanns verband, er, der auch am Hofe von allem ehrgeizigen Streberthum frei war, in gutem Einvernehmen mit allen Gliedern des herzoglichen Hauses, mit dem Herzog und Goethe, die er ja zuerst einander bekannt gemacht hatte, mit der Herzogin Mutter, mit der jungen Herzogin und mit denen, die mehr zu dieser als zu dem neuen Geniewesen neigten. In dem nahen Tiefurt, das er aus einem Bauernhof zu einer ländlich bescheidnen Residenz, zu einem „Horazischen Tibur", wie Herder schreibt, umge-

[1]) Daselbst S. 453 ff. Auch das Uebrige nach Jahn, S. 35, S. 24 ff. Der S. 25 Anm. 3 mitgetheilte Brief Herders an Voigt muß in den Winter 1781 auf 82 fallen. Von den „Menschlichkeiten", die in Karlsbad vorgefallen, spricht Caroline an Müller 14. Oct. 1785 in einer ungedruckten Stelle des Briefs bei Gelzer XIV, 110. Hierauf bezieht sich die Stelle: Goethe an Frau v. Stein 5. Sept. 85.

schaffen hatte, hielt er mit seinem Prinzen Hof und wußte auf diesem neutralen Boden durch festliche Veranstaltungen und durch den Geist zwangloser Geselligkeit die hohen Herrschaften mit ihrem Gefolge, die Männer, die, dem herzoglichen Hause angeschlossen, ihm Glanz und Bedeutung gaben, friedlich zu versammeln. Dort verkehrten, bald in längerem Aufenthalt, bald in kürzeren Besuchen, Karl August und Goethe, die beiden Herzoginnen, Wieland und Herder und Alles, was durch Geburt, durch Geist, Talent oder Schönheit sich Zutritt zu verschaffen wußte [1]). Zwischen Herder und Knebel aber stellte sich rasch ein näheres Verständniß her. Die Gleichaltrigen verband die gleiche ernst sittliche Lebensansicht, das gleiche lebhafte Gefühl für Wahrheit, Recht und Ehrbarkeit, die gleiche Beurtheilung bürgerlicher Verhältnisse, die gleiche Empfänglichkeit für Poesie, das gleiche Interesse an wissenschaftlichen und litterarischen Dingen — „obgleich," so fügt Caroline im Manuscript der Erinnerungen hinzu, „bei Knebel das Meiste bis auf einen gewissen Grad nur in der Phantasie blieb, wo es bei Herder Charakter, That und Wirklichkeit ward." Daß so Herders eigne Ansicht über Knebel war, erhellt aus J. G. Müllers Anführung in seinem Tagebuch: „Herder sagte, er habe eine blühende Phantasie, sie sei ihm Alles." Die bald anfangs herüber und hinüber gewechselten Briefe und Zettel, in denen litterarische Mittheilungen und Anregungen neben rein gemüthlichen und geselligen Beziehungen einhergehen, machen den Eindruck des Herzlichen, Vertraulichen, Behaglichen. Man freut sich an dem scherzenden und neckenden Plauderton, dem sich die Freunde überlassen, und man rechnet im Voraus darauf, daß auch gelegentliche Zusammenstöße dieser Freundschaft keinen dauernden Eintrag thun werden. Es war vielleicht auf Anlaß der Reise, welche Knebel, nachdem sein Verhältniß zu dem Prinzen Constantin sich gelöst hatte, im Sommer 1780 [2]) nach der Schweiz gemacht hatte und in Folge seiner dort mit Lavater geknüpften Beziehungen, daß Herder sich mehr von dem Freunde zurückzog. Allein, was immer der Grund der Entfremdung war: sie ist nur als eine längere Pause ihres freundschaftlichen Verkehrs anzusehen. Sie fällt zusammen mit Knebels mehrjährigem Aufenthalt in seiner fränkischen Heimath. Als er im Juli 1784 nach Weimar zurückkehrte — da fanden sich die Beiden, um sich fortan nie wieder zu verlieren. „Herders erneuerte Bekanntschaft," schrieb damals Knebel an seine Schwester [3]), „war sehr wohlthätig für mich. Es wischten sich alle Flecken der Vergangenheit — die schon seit Lesung seiner letzten Schrift keinen Halt mehr hatten — gänzlich von meinem Herzen, und ich erkannte den edlen vollen Mann in der Wärme seines Daseins und seines Herzens."

Noch einen Prinzenhofmeister aber gab es in Weimar, der, wenn er den

---

[1]) Vgl. Knebel, litter. Nachlaß I, xxx ff. Für das Folgende die ebendaselbst II, 229 ff. abgedruckten Briefe und dazu C, III, 1 ff.

[2]) Wegen des Zeitpunkts: Ham. Schr. VI, 134.

[3]) Knebels litt. Nachlaß III, 370.

Ehrgeiz des Grafen Görtz gehabt hätte, sich auch den Mißvergnügten hätte zugesellen können. Politischer Ehrgeiz indeß war nicht der Fehler des weisen Danischmend. Wieland hatte sicher das beste Theil erwählt, wenn er, der ehemalige Lehrer der beiden Prinzen, sich mit gutmüthiger Bescheidung in die neue Ordnung der Dinge, die für ihn eine anständige Muße bedeutete, zu finden suchte, und wenn er Goethe, uneingedenk der muthwilligen Behandlung, die er von ihm erfahren hatte, mit der ganzen Lebhaftigkeit seines guten Herzens und seiner geschmeidigen Phantasie entgegenkam. Es war ein neuer Beweis seiner Harmlosigkeit, daß er den ersten Anstoß dazu gegeben hatte, daß auch Herder nach Weimar gezogen wurde. Ein vorsichtiger und mißtrauischer Mann würde den Einfall unterdrückt haben; denn mußte er sich nicht sagen, daß Herder vor Allem zu Goethe stehn würde, und konnte er mit Sicherheit hoffen, daß er selbst in dem Bunde der alten Freunde der Dritte sein werde?

Erst neuerlich, in der That, hatte sich seine Meinung über den Verfasser der Fragmente und der Aeltesten Urkunde ins Günstige, ja, wie es dem lebenslänglichen Bekämpfer des Enthusiasmus so leicht widerfuhr, ins Enthusiastische umgestimmt. Zwar die Bedeutung des Mannes hatte er gleich bei dessen erstem litterarischen Auftreten erkannt. „Ich habe," schrieb er nach dem Erscheinen der Herderschen Erstlinge an Riedel[1]), „nie einen Kopf gekannt, in welchem Metaphysik und Phantasie und Witz und griechische Litteratur und Geschmack und Laune auf eine abenteuerlichere Weise durcheinandergährt." Daraus könne nur entweder ein ausgemachter Narr, oder, viel wahrscheinlicher, ein sehr großer Schriftsteller werden. Dies Anerkenntniß der außerordentlichen Talente Herders indeß war alsbald durch seine verletzte Eitelkeit gekreuzt worden. Während ihm die zahlreichen Lobsprüche, welche Herder ihm in seinen Erstlingsschriften gespendet hatte, hätten sagen sollen, daß dieser Kritiker eine viel sichrere Stütze seines Autorruhms abgeben könne als Alles, was die Riedel und Genossen über ihn in die Welt schrieben, so erzürnte er sich über ein Urtheil Herders, welches allerdings eine zwiefache Beleidigung enthielt. Verführt nämlich durch eine in den Litteraturbriefen hingeworfene Andeutung, hatte Herder in der zweiten Sammlung der Fragmente die von Wegelin verfaßten „Letzten Gespräche Sokrates' und seiner Freunde" Wieland zugeschrieben und diesem in Folge dessen über das Zerrbild, das er von dem atheniſchen Weisen entworfen, eifernd den Text gelesen[2]). Wieland, der auch sonst unter dieser und ähnlichen Verwechselungen zu leiden hatte, hatte sich darauf öffentlich unter Nennung von Herders Namen darüber beschwert[3]). Dieser wußte, daß ihm der Beleidigte grolle, daß er einen öffentlichen Widerruf erwarte: allein mit einigen leichten Erklärungen gegen Merck

---

[1]) Gruber, Leben Wielands II, 550.

[2]) Vgl. Suphans Anmerkung SWS. I, 542.

[3]) Poetische Schriften. Dritte Aufl. (1770) S. 9. 10. — Vgl. Böttiger, Litt. Zustände I, 261.

und Gleim, die denn Wieland verständigen mochten, und mit einigen ebenso leichten Selbstentschuldigungen glaubte er der Sache genug gethan zu haben [1]).

Seine beste Entschuldigung waren freilich seine sonstigen öffentlichen Aeußerungen über Wieland. Von Anfang an hatte er den Talenten des jungen Bodmerianers alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wiederholt war er in den Fragmenten auf ihn zu sprechen gekommen, und wenn er den Verfasser der Natur der Dinge auch nicht für einen deutschen Lucrez wollte gelten lassen, so gehörte er doch ebensowenig zu denen, welche den Verfasser der Komischen Erzählungen der Frechheit und Lüsternheit beschuldigten, sondern hier wie dort hatte er höhere Anforderungen nur aufgestellt, um in allewege das poetische Geschick und die komische Laune des Dichters anzuerkennen [2]). Er hatte in einer Recension der A. D. B. Wieland neben Klopstock und Ramler, Gleim und Gerstenberg als einen der Dichter namhaft gemacht, die nach dem Auftreten der Bremer Beiträger die poetische Diction „angedrungener und nervigter" gemacht hätten [3]). Mehr als das: der Fragmentist hatte sich Wielands mit allem Eifer gegen die scharfe Kritik Lessings und gegen alle die Vorwürfe und den Spott der Journale über die Metamorphose seiner Denkart angenommen [4]). Das zweite Kritische Wäldchen hatte von dem „lieben warmen Wieland" gesprochen [5]), und, hätte das vierte das Licht der Welt erblickt, so würde der beleidigte Poet volle Genugthuung in Aeußerungen gefunden haben wie die, welche seine „große Phantasie, gesäugt in den Umarmungen der Platone und Luciane" rühmten, oder in dem Wunsche des Kritikers, „neue Offenbarungen der Wielandschen Muse" zu erleben [6]). Es war Herder, wie seine Briefe von der Reise an Hartknoch zeigen, mit diesem Wunsche voller Ernst, und ebenso mit dem andern, daß Wieland von der Klotzischen Partei hinweg- und auf seine Seite herüberrücken möchte [7]). Gegen Wielands Mängel freilich war er nicht blind. Wie sich der Tristram Shandy „in Wielands schleppenden Stil germanisirt" ausnehmen werde, stellte er sich nicht ohne Entsetzen vor, und was die Shakespeareübersetzung anlangte, so dachte er darüber ungefähr wie die Schleswigschen Litteraturbriefe; es gab Stellen darin, über die er dem Uebersetzer „die Augen hätte auskratzen mögen" [8]). Davon jedoch abgesehn, war seine Sympathie für den fruchtbaren Dichter beständig gestiegen. Zwei von dessen Schriften insbesondre schlugen

---

[1]) Herder an Carol. A, III, 69. 74. 79 und an Gleim C, I, 26.

[2]) Fragm. III, 206 und 152; vgl. auch II, 283. 293.

[3]) LB. I, 3, b, 47 (SWS. IV, 272).

[4]) Fragm. II, 197; III, 297.

[5]) KW. II, 107, vgl. ebendas. 76; auch 127. 130.

[6]) SWS. IV, 123. 169. Und wieder zu Gunsten der Komischen Erzählungen: S. 190.

[7]) LB. II, 34. 40. 55. Vgl. außerdem S. 487 und 285.

[8]) LB. II, 107 und, die Shakespeareübersetzung anlangend, LB. III, 229 ff. 238. Von deutscher Art und Kunst S. 9.

bei ihm durch. Den Agathon las er mit dem Interesse des Philosophen und Pädagogen und dann wieder mit dem Interesse des im Rausche der Empfindsamkeit schwebenden Verliebten. Agathon, meinte er, werde für ihn noch lange Codex der Menschheit bleiben: er möchte, um die Verschiedenheit nationaler Bildung sich lebhaft zu vergegenwärtigen, daß die Geschichte eines Agathon in jeder Nation gedichtet würde, und seinem prinzlichen Zögling giebt er den Schmeichelnamen Agathon. Von Psyche und Danae wiederum schwatzt er mit seiner Caroline bei der ersten Bekanntschaft in Darmstadt, und das Buch, das so viele Scenen der Zärtlichkeit malte, wird sein tröstender Begleiter nach der Trennung von der Geliebten [1]). Ganz voll war er um eben diese Zeit von Wielands antirousseauschen Ideen über die Naturgeschichte des sittlichen Menschen, die jener in so geistvoll ansprechender Einkleidung in seinen „Beiträgen zur Geschichte des menschlichen Geschlechts" vorgetragen hatte; vorzugsweise entzückte ihn darin der Traum des Prometheus, ja, er glaubte zu finden, daß der dichtende Philosoph in jenen Aufsätzen sich in vielen Punkten mit dem berühre, was er selbst in seiner hebräischen Archäologie auszuführen gedachte [2]). Er bleibt in Bückeburg ein eifriger Leser dieser und der nächsten Wielandschen Schriften. Was er auch im Einzelnen daran auszusetzen hat — im Ganzen stellt er sie neben die seines Lieblings Shaftesbury [3]). Er ist im Voraus überzeugt, Wieland werde, wenn er Wort halte und eine Kritik der Sulzerschen Schrift über die Moralität der schönen Künste schreibe, besser als irgend ein Andrer die richtige Grenze, die das Schöne und das Gute scheide, zu treffen wissen [4]). Die Wielandschen Romane sammt dem der Frau La Roche erklärt er für ein Erstes in ihrer Art, wogegen die Gerstenberg und Ramler — die bisher von ihm so hoch gehaltenen — mit ihrer Steife weit zurückblieben [5]). Er läßt sich durch den ungünstigen Eindruck, den Wielands Persönlichkeit in Darmstadt auf Caroline gemacht hatte, nicht irren: nächst Klopstock ist er ihn vor Allen kennen zu lernen begierig. „Seit Agathon," schreibt er an Gleim, „liest vielleicht nur ein sehr kleiner Theil von Deutschland alle seine Schriften so wie ich.[6])" Und diesen zahlreichen privaten Aeußerungen steht wenigstens Ein öffentliches Urtheil, das in dem Aufsatz über Ossian, zur Seite, wo Wieland mit unter den glücklich begabten Dichtern genannt wird,

---

[1]) Reisejournal LB. II, 186 (SWS. IV, 365); C, II, 22; LB. III, 131; 76; A, III, 257. Daß mit dem „Agathon", Erinner. I, 224, Prinz Peter gemeint ist, geht daraus hervor, daß sich der Prinz selbst in einem Briefe an Herder Agathon unterschreibt; wonach denn Bd. I, 365 Anm. 1 zu berichtigen ist.

[2]) LB. III, 85; A, III, 61. (Daß er Wieland auch als Lyriker schätzte, zeigt LB. II, 391; III, 185. 235. 338).

[3]) A, III, 58. Ueber den Diogenes LB. III, 85; über den goldenen Spiegel A, III, 281. 305; C, II, 138; Ham. Schr. V, 10.

[4]) C, I, 334; II, 138.

[5]) C, II, 22; nur Wielands Noten zur Sternheim findet er abscheulich: Wagner I, 29.

[6]) A, III, 70, zusammen mit Erinn. I, 205 ff.; C, I, 26; A, III, 270.

die den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung mit vorausgehender Reflexion zu verbinden wüßten — obgleich er doch immer mehr „aus dem Fach der Weltkenntniß seines Herzens" schreibe [1]). Das ist denn freilich, gegenüber der lauten Huldigung, welche in demselben Aufsatz Klopstock dargebracht wird, in Verbindung mit einer bedenklichen Parenthese über die Shakespeareübersetzung ein ziemlich zurückhaltendes Lob. Ja, alle gute Meinung, die er von dem Dichter hegte, hinderte ihn nicht, in jener tumultuarischen Besprechung der Litteratur des Jahres 1773 in der Königsbergischen Zeitung [2]) schnöden Spott über den Journalisten Wieland zu ergießen, wenn er doch von den „französischen Halbstiefeln" des angeblich deutschen Mercur spricht und diesem das Prognosticon stellt, daß der Beutel, den er in der Hand halte, bald „windleer" sein werde.

Eben im Teutschen Merkur spielte sich die Geschichte der allmählichen litterarischen Befreundung beider Männer ab. In vollem Maaße gab zunächst diese Zeitschrift dem kecken Kritiker zurück, was er, durch Reden wie durch Schweigen, an Wieland gesündigt hatte. Er wurde von diesem ohne Umstände in die Hände jenes Gießener Schmidt gegeben, der schon früher im Sinne der Klotzischen Schule über Herder geurtheilt hatte. In den „Kritischen Nachrichten vom Zustande des teutschen Parnasses" (T. M. Nov. 1774, S. 175 ff.) wurden zwar die „nonsensikalischen Hohnsprechereien" der Königsbergischen Zeitung irrthümlich auf Hamanns Rechnung gesetzt, zugleich aber Herder neben Hamann als das zweite Oberhaupt jener Partei bezeichnet, die mit einer zu feurigen Phantasie eine große Neigung zum Philosophiren und eine zügellose Neuerungssucht verbinde; auf Herder wurde hier das Excentrische auch der Goetheschen und Lenzschen Dichtungen zurückgeführt; von seinen jüngsten Schriften endlich nur der Beitrag zur Philosophie der Geschichte mit einigem gnädigen Lobe bedacht, die Provinzialblätter dagegen wegen ihrer zelotischen Declamationen und besonders die Aelteste Urkunde wegen ihrer schwindelhaften Anmaaßlichkeit, ihrer änigmatischen Dunkelheit und Unlesbarkeit übel mitgenommen. Mittlerweile indeß hatte Wieland jenen „Schiefkopf" Schmidt, den Verfasser dieser Kritik, abgeschüttelt [3]). Er war einestheils durch Merck, anderntheils durch Jacobi, am meisten, scheint es, durch Lavater zu gerechterer Anerkennung Herders angeleitet worden. Der „Herdersche Ton" zwar, so grundverschieden von dem seinigen, verdroß ihn; aber, als er im Sommer 1775 selbst an die Lectüre der Aeltesten Urkunde gekommen war, so überwältigte ihn, trotz Allem, der Geist des Buches. Dasselbe nahm ihn in ähnlicher Weise für den Verfasser ein, wie diesen der Agathon für den Dichter eingenommen hatte. „Ich zweifle," schrieb er an Jacobi, „ob seit dieser Zeit

---

[1]) Von deutscher Art und Kunst S. 45.

[2]) „Im neuen Reich" 1873, II, 519. (S. oben, Bd. I, 598.)

[3]) Wieland an Merck, Wagner II, 137.

Herder einen wärmeren Bewunderer in der Welt hat als mich. — — Sollte Freund Herder sich mit Gott entschließen zu schreiben, wie seit viertausend Jahren alle andern ehrlichen Leute auf diesem Erdenrund geschrieben haben und auch sonder Zweifel künftig schreiben werden, so kann es nicht fehlen, alle Welt wird ihn als einen der ersten Geister unsrer Zeit erkennen und anbeten." Jenes Schmidtsche Urtheil empfand er nun als eine Schande des Merkur, und es blieb seine angelegentliche Sorge, seinen Antheil an jener fremden Sünde wieder gut zu machen. Lavater bot mit Freuden die Hand dazu — er vermittelte jene von Häfeli geschriebene panegyrische Besprechung des Werkes, die im Märzheft des Teutschen Merkur 1776 erschien[1]). Aber auch anderweitig hatte sich der Götterbote um die Freundschaft des großen Schriftstellers beworben. Schon im Januarheft des Jahrgangs 1776 empfahl Merck in seiner gedrungenen, geschickt charakterisirenden Weise noch einmal den Beitrag zur Geschichtsphilosophie der Aufmerksamkeit des Publicums, und das Maiheft wieder brachte von demselben eine beifällige Inhaltsanzeige der Herderschen Preisschrift über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks. Jetzt, nachdem dem „großen Dechanten" so viel Weihrauch gestreut worden, durften von ihm auch Gegendienste erwartet werden. Auf Jacobis Anregung hatte Wieland mit Goethe das Interesse des Merkur berathen, und Jacobi hatte den Freund, unter Hinweis auf die trefflichen Recensionen Herders in der Allgem. Deutschen Bibliothek, bedeutet, einen wie schätzbaren Mitarbeiter im kritischen Fach er an ihm gewinnen würde[2]). In diesem Zusammenhange zuerst wird Wieland den Gedanken einer Berufung Herders nach Weimar hingeworfen haben. „Du mußt ihm," schrieb Goethe schon am 2. Januar 1776 nach Bückeburg, „auch helfen seinen Merkur stärken, davon sein Auskommen und seiner Kinder Glück abhängt." Herder, dessen Kommen nach Weimar nun entschieden war, hatte allen Grund, das Entgegenkommen Wielands zu erwidern. Wenn schon durch Lenz ein paar von Herders versificirten Fabeln in das Maiheft des Merkur gekommen waren[3]), so stiftete alsbald Herder selbst in das Juliheft den schönen Aufsatz über Hutten.

Allein wie geistreich der Aufsatz war: die kaum begonnene Freundschaft zu fördern war er ganz und gar nicht angethan. Stärker als bei diesem Thema hätte die bis zum Gegensatz verschiedene Denkungsart beider Männer gar nicht zum Vorschein kommen können. Wieland selbst hatte bereits im Februarstück des Merkur das Bildniß Huttens mit einer Nachricht von dessen Leben begleitet. Wie anders hatte sein Urtheil als das Urtheil des neuen

---

[1]) An Jacobi 5. Aug. 75, in dessen Auserl. Briefw. I, 220. 221; an Lavater 27. Oct. 75 (Archiv für Litteraturgeschichte IV, 308); vgl. Lav. an Herder 8. Nov. 75, A, II, 149; Wieland an Lav. 11. Jan. 76 (Archiv a. a. O. 314).

[2]) Wieland an Merck 24. Juli 76, bei Wagner II, 71; Jacobi an Wieland, in Jac. Auserl. Briefw. I, 231. 232.

[3]) Vgl. Lenz an Herder 9. Juni 76, A, I, 241.

Mitarbeiters gelautet! Hatte sich der Letztere ganz mit dem ritterlichen Kämpen identificirt, so hatte sich jener demselben mit kühler Reflexion gegenübergestellt. Der leidenschaftliche Parteigänger mit seiner „überspannten Wirksamkeit", dem es „häufig begegnete, zur Unzeit brav zu sein", war in der Wielandschen Nachricht keineswegs als ein Musterheld hingestellt worden. Herders Aufsatz war eine begeisterte Huldigung, die der Stürmer dem Stürmer darbrachte: Wielands Aufsatz ein klassischer Ausdruck jener moderantistischen Lebensanschauung, die aller Ereiferung ein gutmüthig spöttisches Lächeln und ein überlegenes ne quid nimis entgegensetzte. So erwünscht daher dem Herausgeber des Merkur der Beitritt eines so bedeutenden Mitarbeiters sein mußte, so wenig behagte ihm, so wenig paßte ihm dies stürmische Auftreten für sein zahmes Journal. Er könne überhaupt, schrieb er an Merck [1]), wenn auch Herder ein Potentat danach sei, „das ewige Verachten Andrer und Hadern mit Andern und Vergleichungen zum Vortheil des Einen und Nachtheil des Andern nicht leiden." Eben das hatte sich Herder in dem Hutten-Aufsatz zu Schulden kommen lassen; er hatte für Hutten gegen Erasmus Partei ergriffen, ja er hatte den Letzteren, einen Mann, dem sich Wieland so nahe verwandt fühlte, mit Hohn und Verachtung geradezu überschüttet. Dazu kam, daß der Herdersche Radicalismus gegen den Grundsatz der Toleranz verstieß, den der Herausgeber des Merkur schon aus Rücksicht auf die Verbreitung der Zeitschrift unter katholischen wie protestantischen Kreisen sich klüglich zum Gesetz gemacht hatte. Der vorsichtige Mann, der nach keiner Seite anstoßen wollte, griff in der Verlegenheit zu seinem gewöhnlichen Mittelchen — zu einer ausgleichenden Nachschrift. Er erklärte darin in der naivsten Weise, warum er über Hutten so anders, mit so billiger Schonung religiöser Vorurtheile geschrieben habe, und daß er daher in den Ton des neuen Aufsatzes nicht einstimmen könne. Er spricht von dem ungenannten Verfasser mit bewundernder Anerkennung. „Ich kenne keinen deutschen Schriftsteller, der diesem vergessenen deutschen Helden ein Denkmal zu setzen würdiger war als der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes." Schon recht, daß derselbe „sich in Ulrichs eigenen Geist, Herz, Zeit, Verhältnisse und Umstände setzte;" — nun jedoch das Aber! „Aber drittehalb Jahrhunderte nach Hutten mit Huttens Eifer von den Gegenständen, die den seinigen erregten, sprechen; mit Huttens Eifer und Zorn die Deutschen unsrer Zeit beschelten; aus Eifer für Hutten das Andenken des sanfteren, schwächeren, aber wahrlich in seiner Art und in seinem Wirkungskreise nicht minder guten, edlen, verdienstvollen und von den Besten seiner Zeit geliebten Erasmus anschmitzen — thue dies, wer daran recht zu thun meint!" Und gern hätte er seinen lieben Erasmus — er forderte Merck dazu auf (Wagner I, 96) — noch ausdrücklicher „an dem Dechant gerächt" gesehen; schon diese Nachschrift indeß hätte ja wohl

[1]) 24. Juli 76, bei Wagner II, 73.

ausgereicht, die nur eben eingeleitete gute Beziehung zu dem Dechant von Neuem in Frage zu stellen, wenn dieser in der Laune des Uebelnehmens gewesen wäre. Auf dem Wege nach Weimar und bei dem Eintritt in die neuen Verhältnisse war derselbe in besserer Laune[1]). Der Ueberbringer eines Gleimschen Briefes an Wieland, beeilte er sich, diesem seine Aufwartung zu machen, und von der thörichten postface, über die Goethe dem schreibseligen Freunde seine Meinung nicht vorenthalten hatte, war bald nicht mehr die Rede; Hutten und Erasmus fanden sich vortrefflich zu einander, und zum Beweise ihres Einverständnisses brachte schon das Novemberheft des Merkur einen neuen Beitrag des Ersteren, den der Letztere keinerlei Anlaß finden konnte, mit einer Nachschrift zu versehen — auch wenn er die frühere, seinem eigenen Geständniß zufolge, nicht längst schon bereut gehabt hätte[2]).

Titel wie Inhalt dieses neuen Aufsatzes: „Philosophie und Schwärmerei, zwo Schwestern" [3]) klang einigermaßen an jene Preisaufgabe des Merkur an, welche auseinandergesetzt wissen wollte, in welchen Schranken die Polemik der Antiplatoniker und Lucianischen Geister gegen die Schwärmerei verdienstlich und nützlich sei. Das war nicht der Aufsatz eines Schwärmers. Die darin vorgetragene Ansicht — schon früher hatte sich Herder gegen Lavater zu ihr bekannt — war zwar ganz auf Hamannschem Grund und Boden gewachsen[4]), aber auch der Wielandschen Denkweise mußte sie zusagen. Es war eine billig vermittelnde, freilich zugleich dem Streit von Philosophen und Schwärmern, der ganzen Unklarheit dieser Begriffe viel tiefer auf den Grund gehende Ansicht, als Wieland von seinen Gesichtspunkten aus zu entwickeln jemals im Stande gewesen wäre. Philosophie und Schwärmerei nämlich, so wird beredt und überzeugend auseinandergesetzt, hassen sich, gerade weil sie Geistesgeschwister sind. Die eine bildet Verstandes-, die andre Empfindungsabstractionen, und oft schlägt daher die eine in die andre um. Der Unterschied zwischen ihnen wird gekreuzt durch den wichtigeren zwischen Originalität und Nachsprecherei. Wenn der originelle Schwärmer an seinen Empfindungen, der originelle Philosoph an seinen Gedanken Wahrheit hatte, so wird diese Wahrheit bei den Nachempfindern und Nachdenkern Dunst. So ist das Verhältniß zwischen Klopstock und dem Heer der Klopstockianer, zwischen Leibnitz und seinem „Schulzergliederer" Wolf, zwischen den englischen Commonsense- und den deutschen Popularphilosophen. Nachtreterei auf allen Gebieten. Unser Jahrhundert ist das Jahrhundert „kalter Schwärmerei und schwärmender Kälte". Auch Winckelmanns, Hagedorns, Lipperts Ideen über Kunst hat man geistlos nachgeschwatzt. Nicht anders geht es eben jetzt den Genialen.

---

[1]) In der Vorrede zu Zerstr. Bll. V, XI suchte Herder bei Gelegenheit des Wiederabdrucks seines Aufsatzes gleichfalls das harte Urtheil über Erasmus zu mildern.

[2]) Wieland an Merck 7. Oct. 76, bei Wagner II, 78.

[3]) Teutsch. Merkur a. a. O. S. 138 ff.; SW. zur Philos. VIII, 43 ff.

[4]) H. an Lavater A, II, 134. Ham. Schr. VI, 228, VIII, 378 u. a. St.

„Zwei oder drei Biedermännern nach" — mit diesen Worten nimmt Herder seine Position zu der von ihm selbst inaugurirten Sturm- und Dranglitteratur und scheidet er sich zugleich von den Fehlern und Uebertreibungen seiner eignen jüngsten Vergangenheit — „weiß man jetzt nichts als trunkne Ideen nachzulallen, unsrer werthen Muttersprache, die ohnedem hart genug ist, die noch übrigen Vocale, sammt Bindewörtern, Schwanz und Ohren abzuschneiden, sich, statt erster Gefühle, durch Keckheit, Taumel, Grobheit zu unterscheiden" — was denn ebenso armselig sei wie die gegentheilige Erscheinung, das Stehenbleiben bei dem „alten, weiland klassischen Stil". Diese Stehengebliebenen wiederum sind unserem Verfasser „arme Wortschwärmer, Stimmen der Tage vor Alters, Apotheken alter, abgefallener Herbstblätter, und sehen nicht, was da im Walde knospet und grünet". Und welche Stellung also nimmt er selbst ein? Sie liegt in der Mitte zwischen den beiden Polen Philosophie und Schwärmerei. Beide nützen, bekämpfen sich einander, halten sich das Gleichgewicht, „und die ganze volle Kugel der Menschheit schwebt mit ihren zwo Hälften fest und ruhig weiter". Der ganze, gesunde Mensch ist Beides: Kopf und Herz. „Der Weise," so schließt unser Aufsatz, „mit Klarheit in seinen Begriffen, d. i. mit Abstraction wann und wo sie sein soll, und mit Enthusiasmus in seinem Herzen, d. i. mit umfassender, handelnder Wärme, — er ist weder Grübler noch Schwärmer, sieht beide Abwege und nutzt beide; liegt euch immer, spricht er, einander in den Haaren, ich gehe mitten unsichtbar durch!"

So war das Erste, was von dem Weimarer Herder gedruckt vor die Oeffentlichkeit trat, ein Glaubensbekenntniß, welches wie eine Verheißung vor der neuen Periode steht, in die er eingetreten war. Es bedeutet ein Einlenken des „mystischen Begeisterers", als den er sich in Bückeburg gefühlt, des Stürmers und Eiferers, als den er sich zumeist in seinen Schriften der letzten Jahre, ja noch in dem Aufsatz über Hutten gezeigt hatte, zur Mäßigung und Besonnenheit. Der erste Schritt verkündet uns einen Weg, gleichlaufend mit dem Wege, den in ernster sittlicher Selbstbildung, in zunehmender Läuterung genialer Leidenschaftlichkeit gleichzeitig auch Goethe zu dichterisch-menschlicher Vollendung ging. Es war Herder bei der Ungleichmäßigkeit seines Temperaments, bei der schrankenlosen Vielseitigkeit seiner intellectuellen Interessen, bei dem Mangel eines sicher gerichteten Formensinns um Vieles schwerer als dem Dichter, auf diesem Wege in sicherer Haltung vorwärts zu schreiten, und nicht eher drang er zu jenem Gleichmaaß von Klarheit und Wärme, das er so bestimmt als das Kennzeichen der Weisheit bezeichnete, durch, als bis er an jenem Andern einen Halt fand; nicht länger vermochte er sich darin zu behaupten, als so lange der Geist des Freundes ihn trug. Wie dem indeß sei, in wie aus- und einspringenden Linien immer: dem gezeichneten Ziele streckte sich doch seine Bahn vom ersten Augenblick an entgegen, und die neuen Verhältnisse thaten das Ihrige, ihn in dieser Richtung vorwärts zu schieben.

Nicht am wenigsten auch das Verhältniß zu Wieland. Die Abhandlung über Philosophie und Schwärmerei sieht wie ein absichtliches Entgegenkommen gegen die Sinnesweise dieses aus; man könnte sich vorstellen, daß sie nur dasjenige formulirte, was in den ersten Gesprächen beider Männer, im Austausch ihrer Ansichten über den Geist der zeitgenössischen Litteratur zur Sprache gekommen war. Jene Mittelstellung, welche Wieland zwischen den Nüchternen und den Genialen, zwischen Grüblern und Schwärmern einnahm, war ja hier in der geistreichsten Weise anerkannt und gerechtfertigt. Erschien dieselbe bei Wieland als ein oberflächliches Juste milieu, so war sie hier als eine energische Mitte, als der Standpunkt des vollen und ganzen Menschen gefaßt. Wieland mochte sich durch dies Glaubensbekenntniß eines Mannes, den er bisher bewundert, aber als ein unberechenbares Genie bewundert hatte, überrascht und befriedigt — um so mehr befriedigt finden, als ihm Herder den Gefallen gethan hatte, sich ausdrücklich auch von jenen sprachlichen Incorrectheiten seiner früheren Schriften loszusagen, die für den formsinnigen Poeten ein so großer Stein des Anstoßes gewesen waren.

Mit der litterarischen war die persönliche Befreundung Hand in Hand gegangen. Bei Wielands Bedürfniß, geliebt zu werden, bei seiner Bereitschaft, bedeutenden Menschen sich unterordnend hinzugeben, war es so leicht, seine Zuneigung zu gewinnen. Auch Herder gegenüber hatte er, wie ihm ein Jahr zuvor mit Goethe geschehen war, rasch Feuer gefangen. Strahlend von Liebenswürdigkeit und gewinnender Würde, unerschöpflich in Mittheilung aus den Schätzen seines Geistes und Herzens, in der sonnigsten Laune war Herder bei Wieland eingetreten, und mit der unbefangensten Offenheit und Wärme war dieser dem Eintretenden entgegengekommen. „Herder und seine liebe Eva,“ so macht er seiner Freude über die neue Bekanntschaft gegen Merck Luft [1]), „sind nun seit sieben Tagen auch hier. Mein Herz flog ihm beim ersten Anblick mächtig entgegen. So oft ich ihn ansehe, möcht' ich ihn zum Statthalter Christi und Oberhaupt der ganzen ecclesia catholica machen können. Weimar ist seiner nicht werth; aber wenn ihm nur leidlich wohl bei uns sein kann, so ist Weimar so gut als ein andrer Ort. Und wenn Goethes Idee stattfindet, so wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während daß allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt.“ Mit noch vollerem Lobe, mit dem Lobe der sich bescheidenden Verehrung, geht er wenige Wochen später über den Neuangekommenen gegen Jacobi heraus [2]). „Von Herder wollte ich Dir gerne viel schreiben; denn meine ganze Seele ist voll von dem herrlichen Manne. Aber er ist mir zu groß, zu herrlich; ich kann nicht von ihm reden. Und gerade dies, daß sein Geist zu groß ist, ist hier in Weimar eine Art von Unglück für ihn. Außer Goethe, der aber gerade am wenigsten mit ihm leben kann, weil er für den

[1]) Wagner II, 77.

[2]) 1. Nov. 76, in Jacobis Auserl. Briefw. I, 254.

Herzog und seine leidige Ministerschaft leben muß, — außer Goethe, wer ist hier ein Mann für Herder? Wer kann nur mit ihm gehen, geschweige im Geist mit ihm ringen, ihn im Athem erhalten? Ich selbst, lieber Bruder, fühle, wie wenig ich ihm sein kann. Fühlen, einsehen, durchschauen, was er ist, und ihn lieben, mehr als ihn noch ein Sterblicher geliebt hat, das kann ich; aber wie unzulänglich ist das für einen so tief denkenden, allumfassenden, mächtigen Genius!" Er schließt mit dem Preise seiner Predigtweise: „Er predigt wie noch Niemand gepredigt hat, so wahr, so simpel, so faßlich, und doch Alles so tief gedacht, so rein gefühlt, so schwer an Inhalt! Und was das Wunderbarste ist, so reinen Menschensinn, so lautere Wahrheit, und doch Alles so orthodox, so himmelweit von dem Begriffe und der Lehrart unserer Mode-Theologen unterschieden!" Ein Vierteljahr später endlich, nach der Lectüre des zweiten Bandes der Herderschen Urkunde [1]): „Ueberhaupt kannst Du nicht glauben, wieviel der Mann und seine Werke durchs Persönlichgekanntsein gewinnen. Er ist, Alles zusammengenommen, ein Mann von außerordentlichster Art."

Und dieser Mann erwies sich als einen so bereitwilligen Helfer für den Merkur. Herder nahm dem Freunde einen Theil der biographischen Nachrichten und Charakteristiken ab, die zu den die Titelblätter der einzelnen Hefte zierenden Bildnissen berühmter Männer geliefert werden mußten. Er schrieb mit größerer Mäßigung als er in dem Denkmal Huttens gezeigt hatte, ja mit einer gewissen Herabstimmung zu dem Ton des Blattes, das ja für die „mittelmäßigen Leute" sein sollte, über Kopernicus, über Reuchlin und Savonarola [2]) und hatte auch über Pico von Mirandola zu schreiben übernommen [3]). Der dienstfertige Wieland konnte diese litterarischen durch allerlei praktische Dienste vergelten. Bei jedem Anlaß bewährte sich seine thätige Freundschaft, und namentlich den Geldverlegenheiten, welche in Folge der nothwendigen Einrichtung an dem neuen Orte den Herderschen Hausstand in den ersten Jahren drückten, half er durch wiederholte Darlehen ab [4]). Gut überhaupt für die richtige Temperirung des Verhältnisses, daß sich nicht bloß die Männer, sondern die beiden Familien zusammenfanden. Es bildete sich gleich anfangs, nach Wielands Ausdruck gegen Merck [5]), auch zwischen den Frauen, zwischen Herders ältestem Buben und Wielands Mädchen „eine gute hausgesponnene Art von Familienfreundschaft". „Bei allem dem," so schaltet er in jene fast abgöttische Schilderung ein, die er Jacobi von Herder gegeben, „bei allem dem

[1]) 22.—27. Jan. 77, bei Zöppritz I, 18. 19.

[2]) Teutsch. Merkur 1776 Nov. 169 ff.; 1777 Febr. 178 ff.; Dec. 267 ff. (in SW. zur Philos. XV, 66 ff.).

[3]) Benzler an Herder 26. Sept. 77: „Wann erhalten wir denn endlich Ihren Aufsatz über Pico von Mirandola?" vgl. Teutsch. Merkur Mai 1777 S. 181 u. Juni S. 271.

[4]) Erinnerungen II, 225.

[5]) 17. Oct. 76, bei Wagner II, 81.

ist bis jetzt mein Haus eine Art von Ressource für ihn und den Engel, sein Weib. Alles, was in meiner Familie athmet, ist von Herder und Herderin eingenommen." Das war etwas, was weder der Hof noch Goethe dem Neuangekommenen bieten konnte. Goethe hat noch in den Gesprächen mit Eckermann [1], Späteres und Früheres zusammenwerfend, ausgesprochen, wie er bei diesem Wielandschen Enthusiasmus für Herder zu kurz gekommen sei. „Als Herder nach Weimar kam," sagte er, „wurde Wieland mir ungetreu; Herder nahm ihn mir weg; denn dieses Mannes persönliche Anziehungskraft war sehr groß."

Eine Freundschaft jedoch, die bei dem einen Theile so stark von dem Gefühle der Ungleichheit begleitet ist, konnte nie zur Freundschaft im höchsten Sinne werden. Diese beiden Männer, die in der Tiefe ihres Wesens, in der ursprünglichen Richtung ihres Charakters so verschieden waren, konnten sich wohl auf einer mittleren Linie begegnen, aber nicht eigentlich zu wechselseitiger Ergänzung ineinander wachsen. Der Bewunderte, Geistesmächtigere besaß neben dem mittheilsamsten Herzen ein scharfes Selbstgefühl, von dem sich plötzlich verwundet fühlen konnte, wer sich nur eben angezogen, ja hingerissen gefühlt hatte. Der Bewundernde, Schwächere besaß neben aller Geneigtheit, sich unterzuordnen, doch auch das Bedürfniß, in den Grenzen seines eigenthümlichen Talents und Verdienstes anerkannt, in seinen Schwächen geschont zu werden, besaß die Reizbarkeit aller Poeten und eine starke Portion unschuldiger Eitelkeit. Bald genug fand Wieland Ursache, seinen Enthusiasmus für den neuen Freund zu mäßigen. In demselben Briefe an Merck vom 13. Juni 1777 (Wagner I, 103), in welchem er klagt, daß Goethe, Dank den fatalen politischen Verhältnissen, seine frühere Mittheilsamkeit verloren habe, schüttet er sein Herz auch über die inzwischen mit Herder gemachten Erfahrungen aus. Merck, der ja auch den starken Temperaturwechsel erfahren hatte, dem Herders Zuneigung unterworfen war, hatte den Gutmüthigen längst auf Aehnliches vorbereitet. Dieser hatte anfangs kaum darauf hingehört und hätte gern die beiden Freunde einander wieder näher gebracht [2]. Jetzt schreibt er: „Bei Herder ist Alles, was Sie mir geprophezeit haben, von Wort zu Wort in Erfüllung gegangen. — — Genug, da es nicht anders sein konnte und sollte, so habe ich's endlich satt gekriegt, meine Liebe und Gutherzigkeit, die in den Augen Seiner Eminenz Schwäche ist, ganz ruhig wieder eingepackt und meine Strahlen eingezogen. Der Mann ist wie eine elektrische Wolke. Von fern macht das Meteor einen ganz stattlichen Effect; aber der Henker habe solch einen Nachbar über seinem Haupte schweben. Niemand ist alle Augenblick

[1] Dritte Aufl. I, 237.

[2] An Merck 22. Nov. 76, bei Wagner II, 85. Daß sich zwischen Herder und Merck kein näheres Verhältniß wieder herstellte, geht aus Aeußerungen hervor, wie Herder an Hamann 21. Mai 79 (im Druck ausgelassen): „In weniger Zeit wird Merck hier erwartet, den ich so wenig sehen werde als angeht", und an Knebel, Litt. Nachlaß II, 303.

bereiter als ich — — gegen jeden herrlichen Kerl sich selbst für nichts zu achten. Aber ich kann für den Tod nicht leiden, wenn ein Mensch seinen eignen Werth so stark fühlt; und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude dran hat, Andre zu necken und zu gecken, dann möcht' ich gleich ein Dutzend Pyrenäen zwischen mir und ihm haben." Schon der junge Goethe hatte Mühe gehabt, sich durch die hier beklagte Eigenthümlichkeit Herders nicht zurückschrecken zu lassen: wie viel mehr denn der so viel ältere, der fertige Mann? Wieland verlangte, und jeder Poet verlangt es, daß man sich mit ihm an seinen Schöpfungen freue: er bedurfte des Lobes und war wie ein Kind dankbar dafür. Aber da fand er wieder bei Herder seine Rechnung nicht; denn der, schreibt er an Jacobi [1]), beschnüffle so eine Novität nur, um dann nach der Witterung zu urtheilen, die ihm dabei entgegenkomme. Hätte er ihm nicht über sein hübsches Sommermärchen ein Compliment machen können? Hatte er doch selbst an der lieben Kleinigkeit eine so herzliche Vaterfreude, hatte sie ihm doch Merck so gelobt, Goethe wenigstens ein paar Worte darüber fallen lassen. Herder nicht ebenso. „Mich dünkt," schreibt der verstimmte Poet an den Ersteren [2]), „bei Allem, was der wunderbare Mann liest, fällt ihm immer zuerst ein, daß er's anders und besser gemacht hätte — das denn auch wahr ist — und auch wieder nicht wahr ist, wie mans nimmt." Der arme Wieland! Merck hatte wohl Recht, wenn er von dem Druck sprach, worin derselbe unter den Potentaten Herder und Goethe lebe — nur zu kleinmüthig hätten ihn „die Pursche" gemacht [3]). Am Ende jedoch wußte der Zurückgedrängte sich dennoch in seiner Stellung zu behaupten und seine Partie zu nehmen. Zu Herder insbesondere rückte sich ein mittleres Verhältniß zurecht, das seinen bezeichnendsten Ausdruck in einem Briefe an Merck vom Juni 1778 findet (Wagner II, 152). Er ist nun „auf ganz gutem Fuße" mit Herder. „Wir sehen uns," heißt es, „nicht sehr oft, aber wenn wir zusammenkommen, thut er mir gar wohl und, wie es scheint, ich ihm auch. Es ist mit dieser Art Geistern wie mit der lieben Sonne — nach einer langen Reihe kalter, garstiger Tage sieht man sie gar zu gern wieder in ihrer ganzen Glorie, und ihr Glanz und Feuer thut einem so wohl, daß man sich gern von ihr aufs Fell brennen und die Augen ein wenig erhitzen läßt. Aber in der Continuation wird sie mit all' ihrer Glorie und Elektrisirkraft unerträglich; dann verberg ich mich vor ihr so gut ich kann, und ein bedeckter Tag ist mir wieder so willkommen als mirs der helle Sonnenschein war, da ich just vonnöthen hatte, elektrisirt zu werden." Da war es denn dem Dichter hohe Freude, wenn der große Herder einmal den Mund aufthat, um ihm ein Lob zu spenden wie über sein Gedicht auf die Herzogin Mutter oder über

---

[1]) 22. Jan. 77, bei Zöppritz I, 17.

[2]) 22. Sept. 77 (Wagner II, 102.).

[3]) An Lavater 14. Jan. 78, bei Wagner II, 120.

den Schach Lolo oder am uneingeschränktesten über den Oberon [1]). Umgekehrt hatte Wieland sein Lob immer auf der Zunge. Ganz hingenommen ist er von Herders Taufrede auf den Erbprinzen [2]). Er wird nicht müde, Merck zu Recensionen Herderscher Sachen im Merkur anzuspornen, und von den Volksliedern wenigstens sagte in Folge dessen der Götterbote das Beste, was sich sagen läßt [3]). So wogte das Verhältniß bald näher, bald ferner, auf und ab. Auch Wieland konnte gelegentlich aufbrausend und grob sein, wenn aber dann eine Zeitlang das Commercium zwischen beiden Häusern aufgehoben war, so war es sicher Wieland, der zuerst wieder einlenkte [4]). Im Ganzen war und blieb seine Stimmung gegen Herder die neidloseste Bewunderung; ihm sind jetzt Goethe, Herder und Lavater seine „Heiligen", jetzt wieder Jacobi, Herder und Goethe „die drei Einzigen, die er kenne" [5]). Einen Gradmesser aber für die Schwankungen des Verhältnisses giebt der Merkur ab. Herder sah im Ganzen vornehm auf das buntscheckige, charakterlose Blatt herab und wollte nichts mit demselben zu schaffen haben [6]), aber dann wieder vermochte er den Bitten des geplagten Herausgebers nicht zu widerstehen, und plötzlich floß es von Herderschen Beiträgen über. Am nächsten stand man sich zu Anfang der achtziger Jahre, eben als sich die Kluft zwischen Herder und Goethe zu erweitern begann. Um diese Zeit war es, daß Herder dem Merkur neuerdings eine ganze Reihe von Arbeiten zuwandte. Sie beginnen — wir werden sie erst später im Zusammenhang mit des Verfassers größeren Werken würdigen können — im vierten Quartal des Jahrgangs 1780 und erstrecken sich bis in den August des Jahrgangs 1782 [7]).

---

[1]) Wagner II, 118. 154. C, I, 69. Vgl. auch das günstige Urtheil über Wieland: „Ueber die Wirkung" ꝛc., SW. zur Litt. XVI, 290.

[2]) An Merck 10. Febr. 83, Wagner I, 375.

[3]) Wagner I, 105. 135; II, 144. 154. Teutsch. Merkur 1778 August S. 191.

[4]) Von einem solchen Vorkommniß berichtet Herder an Hamann März 83, Bremer Sonntagsblatt 1859 Nr. 42. Nach Wielands Angaben berichtet Böttiger über das Verhältniß, wonach es „fast alle sechs Wochen zu einer Aussöhnung kam". Litt. Zust. I, 261.

[5]) Zöppritz, I, 60; Gruber, Leben Wielands III, 186.

[6]) An J. G. Müller, Anfang November 1780 (im Druck bei Gelzer XIV, 84 weggelassene Stelle), er werde die J. Müllersche Geschichte der Eidgenossenschaft im Merkur anzeigen, „mit dem ich sonst nichts zu schaffen habe."

[7]) Abgesehen von den größeren Beiträgen erschien von Herder im Merkur die Anzeige der Schrift „Blatt zur Chronik von Riga" Jahrg. 1780 Oct. S. 81 ff. (vgl. Suphan, Zeitschr. für deutsche Philol. VI, 67 Anm. 3; außerdem Hamann an Hartknoch 6. Oct. 80 in Ham. Schr. VI, 163. Nach einem handschriftlich vorliegenden Briefe von Hartknoch an Herder vom 18./29. Juli 80 war die angezeigte Schrift diesem von dem Rathsherrn Christoph Berens zugeschickt worden). Auf Herder ist auch die Anzeige der von Hamann beabsichtigten Uebersetzung der Humeschen Dialoge (daselbst S. 90) zurückzuführen; vgl. Ham. Schr. VI, 155. 158. 173. 176. Unzweifelhaft von Herder ist die Notiz „Lessings Tod" und höchst wahrscheinlich auch die darauf folgende „De la littérature Allemande" 1781 März S. 268 und 270. Ferner der „Lobgesang nach dem Persischen" und die folgenden mit J

Um eben diese Zeit aber hatte auch ein ganz andres Verhältniß seinen Höhepunkt ereicht.

Jahre hindurch stand Herder unter der Gewalt eines Zaubers, den weibliche Liebenswürdigkeit und Schmeichelkunst auf ihn ausübte. Caroline nennt auffälliger Weise in ihren biographischen Aufzeichnungen da, wo sie kurz der vielen Freundinnen ihres Hauses gedenkt, einzig ein Fräulein v. Volgstädt, eine Verwandte der Frau v. Bescheffer zu Bückeburg. Es war ihr gutes Recht, den Namen einer Frau, welcher Herder die feinsten Blüthen seiner Empfindung zu Füßen legte, für die sie selbst die Gesinnungen einer Schwester hegte, deren Bild aber nicht in allem Betracht die Probe der Erinnerung bestand, unerwähnt zu lassen: es ist unser gutes Recht, ein Verhältniß nicht mit Schweigen zu übergehen, das uns neue Blicke in das Seelenleben des seltenen Mannes eröffnet und uns mit einer Schwäche zugleich seine Stärke kennen und achten lehrt.

Unwillkürlich wird man durch das Verhältniß Herders zu Sophie v. Schardt an Goethes Verhältniß zu Charlotte v. Stein erinnert. Goethe, wie reich auch sein Leben an Herzensbeziehungen war, hat keine andre Liebe so lange gepflegt wie diese: von Herder ist uns keine zweite Beziehung zu einer Frau bekannt, die so wie diese den Charakter nicht bloß enthusiastischer Erregtheit, sondern Verliebtheit an sich trüge. Ganz ähnlich war die Stellung beider Frauen zu ihren Männern und zu der Weimarischen Gesellschaft. Hier wie dort endlich konnte es nicht ausbleiben, daß das Schiefe und Mißliche, das von Hause aus dem Verhältniß anhaftete, sich geltend machte, um Enttäuschung, Verstimmung und Entfernung herbeizuführen. Nicht weiter jedoch reicht die Analogie. Goethe fand sich zu der so viel älteren Geliebten durch ein Bedürfniß hingezogen, das durch die innigeren Bande eines eignen Familienlebens zu befriedigen ihm versagt war, und neben dem daher eine Menge flüchtigerer Neigungen und Herzensspiele einhergehen konnte: Herder wurde von der so viel jüngeren Frau nur angezogen, weil und obgleich er, im festen Besitze einer geliebten, ihm voll und ganz ergebenen Gattin, nur einem Reiz, nicht einem Bedürfniß folgte, und von vorn herein daher konnte seine Neigung zu einer Anderen für ihn nicht mehr als ein, wenn auch gefährliches Spiel, ein beiläufiger Schmuck seines Lebens werden. Goethe lebte von seiner Liebe zu Charlotte v. Stein: für Herder war die Empfindung, mit welcher er Sophie von Schardt huldigte, nur ein Luxus, dessen Entsagung ihn nicht

---

und E unterzeichneten Gedichte im Januar 1782 S. 3 ff. Endlich der „Litterarische Briefwechsel" im August 1782 (die Herdersche Autorschaft bezeugt zum Ueberfluß der handschriftlich vorliegende Brief J. G. Müllers an Herder vom 23. Nov. 82). Andre Herdersche Beiträge waren wenigstens beabsichtigt. So über Jacobi's Vermischte Schriften (H. an Jacobi 29. Mai 83, in J. Werke III, 472), über J. Müllers Schweizergeschichte (s. d. obige Anm.) und die Uebersetzung des Persius (Wieland in einem ungedruckten und undatirten Billet an Caroline).

arm machte. Für jenen wurde die Freundin zur Besänftigerin: dieser fand sich von dem Gegenstand seiner zärtlichen Zuneigung nicht so bald angezogen und gefesselt, als er sich auch aufgeregt und beunruhigt fand. Jener warf sich mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe in das Verhältniß: dieser wandte an dasselbe gleichsam nur den zartesten Duft und Hauch seines Empfindungslebens. Goethe war Poet durch und durch; mit seiner Poesie ruhte daher sein ganzes Wesen auf jener merkwürdigen Liebe: Herder hatte nur ein Stück vom Poeten in sich, und eben nur dieses Stück war es, was ihn vorübergehend die Rolle des Liebhabers spielen ließ. Ueber das Erlaubte eines Herzensverhältnisses, das ihn ganz ausfüllte, kam dem Dichter niemals das geringste Bedenken: die Vermittlerin von Herders verliebter Verzauberung war die zarteste sittliche Reizbarkeit, und eben sie ließ ihn ängstlich wachen, daß der Zauber sich nicht verfestige, und rief sein Gewissen bei der ersten Versuchung, die Grenze des Erlaubten zu überschreiten, zum Einspruch auf.

Als die Tochter des Kanzleidirectors v. Bernstorff in Hannover geboren [1]), hatte Sophie ihren Vater schon in ihrem dritten Lebensjahre verloren. Bald auch ihrer Mutter beraubt, hatte sie bei ihrer Tante, der Gattin des dänischen Ministers v. Bernstorff gelebt. In Holstein hatte der Geheime Regierungsrath v. Schardt, der Bruder der Frau v. Stein, sie kennen gelernt; als dessen Gattin war die Zweiundzwanzigjährige im Mai 1778 nach Weimar gekommen, wohin ihr zu Anfang des folgenden Jahres auch ihre Tante, begleitet von ihrem Geschäftsführer Bode, Herders altem Bekannten von Hamburg her, folgte. Es war die erwünschteste Eroberung für die vornehme Weimarer Gesellschaft. Anziehend durch ihre äußere Erscheinung, war die junge Frau noch anziehender durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes. Eine zierliche Gestalt, ein feines Gesicht mit dunklen, begehrlich sprechenden Augen. Auch was Kunst und Absichtlichkeit in ihrem Benehmen war, hatte den Schein der Unschuld und Natürlichkeit. Die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen war durch Anmuth gezügelt, wie die Leidenschaftlichkeit ihres Empfindens durch einen Zug von Sanftmuth und Güte. Klug, geistreich, gebildet, war sie nicht ohne Sinn und Talent für Poesie, für Sprachen begabt und besonders für das Englische eingenommen. Vor Allem doch war ihr „die Grazie des Schalksinns" eigen, die Gabe, Allem das Possierliche abzulauschen [2]). Der Munterkeit ihres Verstandes entsprach die Beweglichkeit ihres Herzens. Ohne irgend eine Passion konnte sie nicht leben, und unruhig wechselte sie ihre Neigungen und Freund-

---

[1]) Vgl., der biographischen Notizen wegen, die großentheils aus ungedruckten Briefen geschöpfte Darstellung von Düntzer: „Zwei Bekehrte" S. 281 ff. Die dort über das Verhältniß zu Herder mitgetheilten Documente konnten durch andere ergänzt werden, die mir durch A. Schöll zur Verfügung gestellt wurden. Gerade die Letzteren gaben die wichtigsten Aufschlüsse.

[2]) Namentlich diesen Zug hebt Charlotte v. Kalb hervor; Palleske, Charlotte S. 161. 180.

schaften. Vor dem kühleren Beurtheiler überwog der Eindruck des Sinnlichen und Koketten. Ein solcher Beurtheiler war Schiller, als er sie in ihrem dreiunddreißigsten Jahre kennen lernte. „Ein feines, schlaues, einschmeichelndes Geschöpfchen," so schildert er sie seinem Freunde Körner[1]), „nicht ohne Geist, nicht ohne Genie sogar, eine Especе von Dichterin, wovon ich einige niedliche Pröbchen gesehen habe; dabei Kokette und sehr begehrlich obendrein, kurz ein sinnlich-spirituelles Wesen, das einem, im Bade besonders, nicht Langeweile machen muß. Zugleich hat sie eine gewisse Delicatesse und Feinheit des Umgangs, die gefällt und die noch mehr gefallen würde, wenn man ihr nicht das ängstliche Bestreben anmerkte, zu gefallen, das sie ihrerseits durch Räucherwerk und Schmeicheleien zu erhalten sucht."

Herder war ein so kühler Beurtheiler nicht. Rasch mit der neu Angekommenen bekannt geworden, war er rasch von ihrer Anmuth gefesselt worden. Sie hatte den Wunsch ausgesprochen, seine Schülerin im Griechischen zu werden, um den Anakreon in der Ursprache lesen zu können. Sicherer konnte man sich bei ihm nicht einschmeicheln — er lehrte so gern, und seine Griechen waren ihm so lieb! Mehr als Ein Billet ist uns erhalten, in dem er sie zur griechischen Lection bestellt; „er brennt und verlangt," den Anakreon zu beschließen; er ermuntert sie, hübsch fleißig zu sein „in der Grammatik der so schönen Declination und Conjugation" und ruft ihr ein schmeichelndes χαῖρε ἐρασμίη πελεῖα zu. Die jugendliche Lernbegierige mit ihrer launigen Munterkeit erscheint ihm als die Reine, Vollkommene; damit hat sie es ihm und auch Caroline Herder angethan. „Liebe Gerechte" nennt er sie, als er ihr Rowes schöne Sünderin zur Lectüre mittheilt, „von denen Eine, die der Buße nicht bedürfen"; „liebe Unschuld" redet auch Caroline sie an und giebt ihr den Schwesternamen. Von Ilmenau aus, wo Herders im Sommer 1780 einige Wochen der Erholung zubringen, plaudern Beide im herzlichsten Ton mit der „Kleinen," und immer wieder verrathen die zärtlichen Namen, die er ihr giebt, daß ihr Bild ihm die Verbindung von Anmuth, Güte und Unschuld in die Seele ruft. Sie ist ihm die „kleine χάρις der Güte und Liebe," ein „unschuldiger Engel", dessen „frohes und liebliches Angesicht" sich vorzustellen ihm auch in der Entfernung wohlthut. Schon im Herbst 1778 hat er ihr die so eben fertig gewordenen „Lieder der Liebe," mit einer, wie es scheint, griechischen Widmung zugeschickt. Wenn sich die poetische Laune in ihm wieder regt, so hat sie ihren Antheil daran. Die zarte Empfindung, mit der er jetzt „Blumen aus der griechischen Anthologie" pflückt und zusammenbindet, ist der Empfindung verwandt, mit der er sie selbst so gern eine Blume nennt. Gleichzeitig wirken gesellige Anlässe mit, den dichterischen Trieb in ihm wach zu halten. Den Mittelpunkt der Tiefurter Gesellschaft bildete nach Prinz Constantins und Knebels Entfernung die Herzogin Amalie, und ein Denkmal der

[1]) 12. Juni 88, Briefw. mit Körner I, 308 (vgl. auch I, 173; 2. Aufl. I, 198 u. 112)

hier gepflogenen Geistesspiele wurde jenes handschriftliche Journal, in dem auch der Dilettantismus litterarisch hoffähig wurde. Ein Mitglied dieses Cirkels war auch Sophie von Schardt. Mit einem an Herders Dichtweise anklingenden Gedicht „An die Erinnerung“ sowie mit einem übersetzten Sonett von Petrarka erscheint auch sie in dem Tiefurter Journal. Eben dort aber finden sich die ersten jener zarten Herderschen Dichtungen, denen er den Namen „Paramythien“ gab. Sehen nicht auch sie aus, als ob sie eigens für die kleine Griechin, die anmuthige Unschuld gedichtet wären? Daß sie und ebenso das Gespräch, in welchem Apollo den Streit zwischen der Muse der Malerei und der Tonkunst schlichtet, im Zusammenhang mit jener Tiefurter „Blumengesellschaft“ entsprungen, sagt die Vorrede zur Ersten Sammlung der Zerstreuten Blätter ausdrücklich. Seine Zuhörerin, und zwar seine liebste Zuhörerin, wenn er in kleinerem Kreise seine Uebersetzungen aus der Anthologie vorlas, war Frau v. Schardt oftmals. Sie ist ihm dabei sein „ὄμμα ἐκκλησίας“; sie neben Frau von Werther ist zugegen, wenn er aus dem von Benzler übersetzten Petrarka liest, und ihn macht sie zum Censor ihrer eignen Uebersetzungsversuche aus Petrarka oder aus englischen Dichtern. Zarte Geschenke von ihrer kunstfertigen Hand erwidert er wiederholt durch poetische Gaben und Mittheilungen. Bald sind es zärtlich empfindsame, bald launige Verse, mit denen er sie an Festtagen beglückwünscht. Von selbst werden seine Briefe an sie zu Versen, in denen sich dann stärker noch als in den in Prosa geschriebenen Blättern sein Gefühl für die „Schwester-Freundin“ zum Ausdruck drängt. Man sieht ihn nach den duftigsten und kosendsten Benennungen, nach den unsinnlichsten Bildern suchen — fast als ob er sich selbst mit der sittlichen Zartheit seines Empfindens für sie über die Stärke seiner Neigung täuschen wollte. Nicht wenig hatte es zur Verinnigung des Verhältnisses beigetragen, daß sie bei wiederholt vereitelten Mutterhoffnungen durch seinen herzlichen Antheil und Zuspruch getröstet worden war. In Stunden der Krankheit und der krankhaften Verstimmung, die er durchzumachen hatte, konnte sie es ihm vergelten. Sie empfängt dafür Carolinens Dank: so viel sei sie ihrem Manne und ihr durch ihn gewesen, daß sie es ihr ewig nicht vergessen wolle. Ausdrücke der Verehrung wie an eine Heilige begegnen in seinen Billets an sie —: „ich liebe Sie so rein und herzlich wie das Licht und den unsichtbaren Himmelsäther, das glauben Sie sicher!“ Neben diesen Bekenntnissen der Huldigung jedoch gehen andre einher, in denen er sich selbst die Gefahr gesteht, mit der ein so gesteigertes Empfinden ihre Herzen bedrohe. Wenn er ihr schon früher einmal zugerufen hatte: „Laß uns auf uns wachen, daß auch der Empfindung reinster Athem nicht die Blüthe unsrer Liebe trübe,“ so hat es jetzt Auftritte zwischen ihnen gegeben, die ihn noch unruhiger gemacht, die ihm eine noch offnere Beichte und Warnung abdringen.

Es war Ende April 1783, als Herder, um sich nicht der Gefahr der Ansteckung durch die Blattern, an denen drei seiner Kinder daniederlagen, aus-

zusetzen, vermocht worden war, aus dem Hause zu ziehen[1]). Das Schardtsche Haus scheint ihm für die kurze Zeit bis zu der eben damals angesetzten längeren Erholungsreise als Zuflucht gedient zu haben. Dies ist, deutlich erkennbar, die Situation, in der er am 26. April, in früher Morgenstunde an die Freundin schreibt, bevor der Tag sie persönlich wieder zusammenführe und damit er vorwurfsfrei ihr unter die Augen treten könne. „Ich muß meinem Herzen Luft machen und an Dich schreiben, lieber Schwester-Engel, heilige, liebe, unschuldige Blume! Laß uns aufhören, wo wir sind. Wir lieben uns zu sehr, ja zu sehr, so schön wir's uns verleugnen. Ich weiß und ich prüfe mich im Innersten, daß ich Dich wie einen Engel, wie meine Schwester liebe: Du liebst mich tausendfach süßer, unschuldiger, holder; Dein ganzes Herz ist vor mir. Aber wir sind Menschen genug — und die schöne Blume unsrer Freundschaft und ew'gen, ew'gen Liebe muß auf immer im Morgenthau blühen und glänzen." — — „Gottlob! ich bin wieder heiter! mein Herz erhebt sich, und der Himmel vergiebt mir meinen Fehler. Du wirst ihn mir auch vergeben, denn Dein süßes Gefühl der Wahrheit ist mir dafür Bürge. Mit Dir kann man von Empfindung sprechen wie mit einem Engel, und über Pflicht und Wahrheit wie mit einem Mann. Das tröstet mich, sonst wär' ich untröstlich. Antworte mir nicht auf dies Alles, bester Engel, nimm es gut auf und komme mir heiter wie der Morgen entgegen — — Du bist von nun an meine Schwester, das ist die heiligste, unverletzlichste Freundschaft." So der Anfang und der Schluß eines Briefes, der nach dem Willen des Schreibenden zum Verbrennen bestimmt war, eines Briefes, in welchem, trotz des reineren Athems, doch etwas von der Luft der Neuen Heloise weht. Das Mitgetheilte wird ausreichen, Kämpfe, die in der Brust des Mannes die zarteste Neigung mit dem zartesten Gefühl für das sittlich Erlaubte zu bestehen hatte, erkennen zu lassen. Nach solcher Beichte, abgelegt vor dem „heiligen Altar der Füße" der Geliebten, darf er sich in reiner Heiterkeit wieder seinen Gefühlen für sie und dem Glück des Einverständnisses mit ihr überlassen. Ihre „Kindesseele" hat den ernsten Mann selbst wie zum Kinde gemacht. So dankt er ihr in einem scherzenden Abschiedsbillet am Tage vor seiner Abreise für Alles, „was sie ihm Gutes, Liebes und Holdes gewesen" und sagt ihr Lebewohl auf baldiges Wiedersehn, auf Wiedersehn „auf einer grünen Wiese". Auch Sophie nämlich wollte um eben diese Zeit mit ihrem Gatten nach Holstein gehn. Unterwegs, jedenfalls in Hamburg, dem Ziel von Herders Reise, aber womöglich schon früher, in Halberstadt oder in Blankenburg, hoffte man sich zu treffen. Und da harrt nun in Halberstadt der Vorausgegangene der nachfolgenden Freundin. Immer ungeduldiger harrt er, da, des kalten Wetters wegen, die Reise der Schardts sich verzögert. Gleich nach seiner Ankunft bei Freund Gleim, am 4. Mai, hat er ihr geschrieben. Am 12., nachdem er von

[1]) C, I, 86 Anm. 2.

ihr neue Nachricht erhalten, schreibt er von Neuem. „Ich habe,“ heißt es, „auf Sie gewartet, wie kein Geliebter auf seine Geliebte warten kann.“ In der That, die Briefe, die er ehedem als Bräutigam an seine Braut gerichtet hatte, sind an sehnsüchtiger Dringlichkeit, an munterer Verliebtheit kaum mit diesem zu vergleichen. „Es ist nicht recht,“ so heißt es weiter, „daß man sich einander so lieb hat. Auf Reisen sollte man frei sein wie der Vogel auf dem Zweige; und gerade da sucht die Seele die liebsten Gedanken aus ihrem Schooß hervor um sich zu betrügen und zu bezaubern. Heut Morgen habe ich einen Traum von Ihnen gehabt, den ich Ihnen weder sagen noch schreiben mag: er war mir Ahndung, daß der Bote Ihrer Ankunft kommen müßte. Da kommt der Brief! Wäre ich klug, so sollte ich gleich heut fortreisen und nicht hinter mich sehn: wer weiß, was ich thun werde — —“. Und nun kömmt weitere, bessere Nachricht von Weimar, Sophies Abreise ist festgesetzt. Er nimmt den abgebrochenen Brief wieder auf. „Freude! Freude!“ jubelt er, und die Zeilen werden unwillkürlich zu Versen, in denen er das bevorstehende Glück des Beisammenseins „auf grünender Au und im Schäferthale“ sich mit Farben einer arkadischen Idylle ausmalt:

„O wie hüpfet das Herz mir, Unschuldswesen,
Deine kleine geliebte Spur zu treten,
Noch einmal vor'm Scheiden den Kuß voll Kühle,
Voll von erquickendem Thau
Sanft Dir zu entküssen — —“

Nicht mehr in Halberstadt — so wenigstens scheint es — wohl aber in Blankenburg, wohin Herder sich von dort aus begeben hatte, traf man nun wirklich zusammen. Ein Zettel, der, wenn er nicht schon vor der Abreise in Weimar geschrieben wurde, in das Ende des Blankenburger Aufenthalts fallen wird, mag uns noch einmal Zeuge sein von der Schwärmerei, die damals den ernsten Mann wie einen Jüngling beherrschte. „Noch Ein Wort Abschied, lieber holder Engel, in der schönen Frühe des Morgens! Lebe wohl, einzige, meinem Herzen vertrauteste Schwester! Meine Seele liebt Dich, mein Herz verehrt Dich: mir ist eine Quelle der Empfindung geöffnet, die nur der Tod austrocknen möge. Diese Zeit leben wir nicht mehr; aber eine, ich fühl's, innig-, tausendmal innigere, schönere: sie wird mit jedem Tage schöner werden. Adieu, Engel der Unschuld, tiefer süßer Innigkeit und unnennbarer Himmelsregung! Sie strahlt in Deinem Auge, sie hüpft in Deiner leichten Gestalt, sie schlägt in Deinem Herzen, lispelt in Deinem süßen Wort. Sei mit mir, lieber Engel, bleibe mir gut und hasse mich nicht. Hier ist Deine grüne Schäfertasche. Ich wollt', daß Du mir einige Papiere abschriebest oder schenktest.“ — —

Offenbar, es war nicht am wenigsten die sprühende Lebensheiterkeit der so Verherrlichten, welche den so leicht in Mißmuth verfallenden Mann zu ihr hinzog. Er hatte in seiner Frau wie er es auch voll und dankbar jederzeit

erkannte, die treuste Theilnehmerin seiner Sorgen: er fand in der anmuthigen Freundin die leichtgesinnte Zerstreuerin derselben und damit ein Gegengewicht gegen die Schwere seines Wesens. So sah er unwillkürlich die reizende Schmeichlerin in einem idealeren Lichte als ihr zukam. Er lieh ihr von seinen eignen sittlichen Empfindungen und reagirte gegen den Eindruck, den ihr sinnlich-spirituelles Naturell auf ihn machte, mit einer Art Platonischer Schwärmerei. Daß sich die kleine Frau, wie aus einigen anderen Herderschen Billets hervorgeht, auch auf das Spiel launenhaft wechselnder Annäherung und Entfernung vortrefflich verstand, gab dem Zauber nur neue Nahrung. Wie dem sei: das Verhältniß erhielt sich, wenn es sich auch nicht fortwährend auf der Höhe wie zu Anfang der achtziger Jahre behauptete, bei Weitem länger, als man bei der Wandelbarkeit der Freundin erwarten sollte. Wenn Herder sie in einem ihr nach Karlsbad geschriebenen Briefe vom Juli 1788 „liebe kleine Psycharion", „Donna suavissima, spirto gentil, alma cara" und ähnlich titulirt, so klingen darin doch noch immer die leidenschaftlicheren Zärtlichkeitserklärungen früherer Jahre nach; der persönliche freundschaftliche Verkehr dauert fort, und auch in verbindlichen Versen hört er nicht auf, ihr zu huldigen. Noch im achtundvierzigsten Humanitätsbriefe bringt er ihr, mit der er sich auf Anlaß der damaligen politischen Zeitfragen als mit einer Aristokratin geneckt hatte, eine öffentliche Huldigung dar, und sie wieder gab damals, in den neunziger Jahren, seiner Tochter Luise Lectionen im Französischen. Ja, obgleich die Anreden an sie jetzt nur noch freundlich und höflich, „liebe Freundin" oder „liebe gnädige Frau" lauten — ein Gefühl reinen Antheils scheint er ihr treu bewahrt zu haben, auch nachdem er eine schmerzliche Enttäuschung erlebt hatte. Weder die Thatsache noch den Zeitpunkt, in welchen dieselbe fällt, sind wir im Stande festzustellen: aber wie es in der Seele des Mannes aussah, als er inne ward, daß seine schwärmerische Verehrung für die Kleine auf einer Illusion beruht habe, davon giebt ein merkwürdiges Aktenstück Kunde. Er sollte nicht mehr erleben, wie die kleine Unruhige für den Zweideutigsten aller Heiligen, für Zacharias Werner, sich enthusiasmirte und ihn zum Vertrauten ihrer Herzensgeheimnisse machte, wie sie gar zuletzt für ihr begehrliches Herz Frieden im Katholicismus suchte; daß aber die Reine nicht so rein, daß seine süße Unschuldige zum mindesten eine Thörin sein könne, erfuhr er mit Unwillen und Betrübniß. Da wird aus dem bewundernden Verehrer ein väterlich nachdrücklicher Mahner. Er schreibt an die Verirrte mit „bittrem, widrigem Schmerz". Zum letzten Mal will er sich ihr gegenüber des Namens „Liebe Schwester!" bedienen. Rückhaltlos stellt er ihr ihre Lage und ihre Thorheit vor. Vor dem Publicum — so sind seine eignen Ausdrücke — steht ihr Haus in vollen Flammen — ein erwünschter Anblick für die Schadenfreude. Denn mit dem offenbarsten Feinde und Verächter ihres Mannes hat sie auffallende Freundschaft und Briefwechsel errichtet. Der Unwerth des Begünstigten steht, allen Beschönigungen zum Trotz, unzweifelhaft fest. Sein

Charakter ist so gemein wie sein Geist armselig ist. Noch immer ist derselbe auf Eroberungen ausgegangen, um hinterher die Opfer seiner Verführungsversuche herabzusetzen. „Er hat bisher sein Glück nur an äußerst gemeinen Menschen versuchen können; und es war seiner Krone werth, ein feineres Geschöpf, das durch Verstand und Zartheit des Herzens in eine ganz andere Klasse gehört und von Jedermann dafür erkannt ward, zu sich herabzuziehen und zu ruiniren. — — Welches Schicksal Sie alsdann retten und wieder heraufsetzen kann, weiß ich nicht; es wäre ein erstes Glück, seitdem die Welt gestanden." Oder wäre die Absicht, jenen Unwürdigen zu bessern und zu veredeln — es wäre die thörichtste und lächerlichste! — „alle Bekehrungsgeschichten der Weiber mit Liebhabern der Art sind Farcen oder Tragödien geworden." Und nun der treuste, herzlichste Rath, ebenso eindringlich und unwiderstehlich wie die vorausgegangenen scharfen Vorstellungen. Rasch und ungesäumt, aber behutsam und stille gefaßt, auf die leiseste, aber im Innern entschlossene Weise habe sie sich loszumachen. Er verbittet jede andere Antwort. Und er schließt: „Adieu, liebe zarte Seele, vom Himmel mit so viel Anmuth der Unschuld, Gefälligkeit und Güte und, wie ich glaubte, mit so viel festem Sinn fürs Wahre geschmückt, — und jetzt auf der Straße! Aber sie wird zurückkehren, und in der Morgenröthe ihrer Unschuld, Reinigkeit und Offenheit wieder aufblühen, oder sie wäre die erste Person in meinem Leben, die ich nie mit meinen Augen gesehen zu haben wünschte. — — Nochmals Adieu und Gott befohlen!"

Noch einmal beweisen uns diese Schlußworte und der ganze Brief, der doch wohl nur eine Krisis und nicht das Ende des Verhältnisses bezeichnet, wie ernstlich ihn dasselbe sowohl beglückte wie beunruhigte. Von allen seinen Beziehungen zu Frauen, die dem innigen Bunde mit seiner Treuen voran- oder zur Seite gingen, hat diese — auch die antheilvolle Vertrautheit mit seiner ehemaligen Rigaer Freundin nicht ausgenommen — am meisten einen erotischen Anstrich. Eine starke natürliche Verwandtschaft zog ihn übrigens in allewege zu den Frauen und die Frauen zu ihm. Er hatte selbst etwas von weiblicher Empfänglichkeit und Erregbarkeit, und stand doch durch die Klarheit seines Empfindens, durch die Weite und Höhe seines Geistes über allem weiblichen Gefühlswesen. Die weichen Töne seines Wesens, die in seiner Stimme wie in seinem Betragen widerklangen, thaten den Weibern wohl, während die überlegene Besonnenheit seines Urtheils und die Würde seines Auftretens, verstärkt durch die Autorität seines Amtes, ihnen imponirte. Er war durch seine Fähigkeit, in fremde Seelenzustände einzugehen, der geborene Vertraute und Rathgeber der Frauen. Sein Gespräch entzückte, seine Predigt erbaute die Zuhörerinnen. Aber er gab nicht bloß, er empfing auch. Wenn Therese Heyne für ihn als den liebenswürdigsten der Menschen geschwärmt hatte, so war sein Gefühl für die Gräfin Maria fast Anbetung gewesen, so widmete

er der Herzogin Luise Bewunderung und Verehrung. Das Sittliche in der Form der Anmuth, das Sanfte, Hohe und Reine in edlen Frauenseelen übte einen unwiderstehlichen Zauber auf ihn aus. Während ihn männliche Vorzüge zum Widerspruch reizten und das Gefühl seiner Ueberlegenheit bis zum Launischen und Sarkastischen herausforderten, so wurde es ihm leicht, weibliche Vorzüge anzuerkennen, weil hier jeder Wettstreit ausgeschlossen war und seine Ueberlegenheit nicht in Frage kam. Hier huldigte er, weil ihm wieder gehuldigt wurde, hier bewährte er, durch anschmiegendes Entgegenkommen geschmeichelt, seine ganze pädagogische und seelsorgerische Meisterschaft.

Einige dieser Verhältnisse waren schon in Bückeburg angeknüpft worden. Es war wie ein Vermächtniß der verstorbenen Gräfin von Schaumburg-Lippe, daß einige der frommen Seelen, die zu ihr in näherer Beziehung gestanden, mit dem Freunde und Beichtvater der Verstorbenen Briefe zu wechseln fortfuhren. So, bis zu ihrer Verlobung mit dem Grafen v. Büdingen, die Gräfin Eleonore von Bentheim-Steinfurt. So namentlich, bis zum Jahre 1779, die Fürstin Henriette von Anhalt-Dessau[1]). Die Erinnerung an die entschlafene gemeinsame Freundin, der Antheil an Kaufmann, der bei seinem Auftreten in Dessau auch ihr als ein „besonderer Liebling und Vertrauter Gottes" erschienen war, ihr getrübtes eheliches Leben, ihre Entfernung von dem fürstlichen Gemahl, ihre Familienverhältnisse, ihre mütterlichen Sorgen und Pflichten, Alles, was ihre fromme und gefaßte Seele im Tiefsten bewegte, vertraut die edle Frau dem als Lehrer, ja als Bruder von ihr verehrten Manne, und ihre Mittheilungen lassen erkennen, daß Herder ihr Vertrauen mit herzlichem Zuspruch, mit geistlichem Trost wie mit menschlichem Rath zu erwidern versuchte.

Diesen Verhältnissen indeß, in denen das pietistische Element so stark vertreten ist, gehen seit der Weimarer Zeit andere zur Seite, die davon frei sind. Seinem Freunde Zimmermann, seinen Hannöverschen Beziehungen verdankte Herder die Bekanntschaft mit der excentrischen Frau v. Berlepsch, geborenen v. Oppel[2]). Bei einem Besuche, den sie im Spätsommer 1777 mit ihrem Manne, dem Hannöverschen Hofrichter v. Berlepsch in Weimar gemacht hatte[3]), war sie von Herder bezaubert worden; sie war mit ihm und seinem Hause so intim geworden, daß er sie der Mittheilung seiner Schriften und einer Pathenstelle bei seinem Töchterchen würdigte. Wiederholte Besuche in Weimar, von ihrer Seite durch mehrfache Einladungen erwidert, vor Allem ein im Anfang der 80er Jahre sehr reger Briefwechsel erhielt den freundschaftlichen Zusammenhang. Die durch Krankheit, durch schmerzliche Familienerlebnisse, vor Allem durch trübe Erfahrungen in ihrem ehelichen Leben leiden-

---

[1]) Von der Ersteren liegen sechs, von der Letzteren acht Briefe aus der Zeit von 1776—79 handschriftlich vor.

[2]) Das Folgende nach den ziemlich zahlreichen handschriftlich vorliegenden Briefen der Berlepsch, von denen der erste 29. Oct. 1777, der letzte 10. Dec. 1801 datirt ist.

[3]) Zimmermann an Herder 26. Oct. 77, A, II, 377.

schaftlich aufgeregte Frau erhebt die zudringlichsten Ansprüche an Herders Mitgefühl. Nicht vergebens. „Alles, was Menschen sich einander sein können," seien ihr Herders gewesen, so schreibt sie nach einem Aufenthalt bei diesen im Herbst 1781. Und nun wieder fleht sie in ihren Briefen den Freund, den sie ihren Schutzengel, ihren Genius nennt, um Trost und Rath an und schüttet in rückhaltlosen Geständnissen alle ihre Herzenserlebnisse vor ihm aus. Die Besorgniß, der sie bei längerem Schweigen Herders Ausdruck giebt, sie könne auch von ihm verlassen und verkannt sein, ist ungegründet. Immer von Neuem darf sie ihn zum Vertrauten ihres unbefriedigten Innern, ihres schwärmerischen Sehnens und Schmachtens, ihrer melancholisch-hysterischen Stimmungen machen. Seit dem Jahre 1782 zu schriftstellerischen und poetischen Versuchen übergehend, möchte sie am liebsten von ihm beim Publicum eingeführt sein. Ist sie doch ganz und gar, wie sie sich selbst nennt, seine Schülerin. Herdersche Gedanken, Töne und Formen begegnen uns in der, oft freilich recht leeren und vornehm gespreizten Phraseologie ihrer Aufsätze und Gedichte; den Paramythien insbesondere sind die „Dichtungen aus der Unschuldswelt und Fabellehre" in der Sammlung ihrer kleinen Schriften und Poesien nachgebildet. Auch in späteren Jahren, nach ihrer Scheidung von ihrem Mann, haben dann die freundschaftlichen und litterarischen Beziehungen zwischen ihr und ihrem verehrten Lehrer nicht aufgehört. Sie feiert den von Italien Zurückgekehrten in einem schwungvollen Gedichte. Immer wieder findet sie, die nicht leicht irgendwo Ruhe halten kann, längere oder kürzere Zeit in Weimar ein Asyl. Sie gehört im Winter 1790 auf 91 zu dem Gesellschaftscirkel der Herzogin Amalie und wird von Herder ihrer anmuthsvollen Stimme wegen als Vorleserin gerühmt. Ihre Schwärmerei für den Dichter des Hesperus darf sie am Ende der 90er Jahre in dem Herderschen Hause ungescheut bekennen. In Weimar hat sie die Bekanntschaft des Schotten Macdonald gemacht, den sie — um eine neue Enttäuschung zu erleben — in Edinburg aufsucht. Proben ihrer Beschreibung der Reise nach Schottland, die dann unter dem Titel Caledonia im Druck erschien, theilt sie noch 1801 dem Verfasser der Adrastea mit und hat dafür die Freude, daß Adrastea freundlich auf diesen „angenehmen Localcommentar" und die eingestreuten Uebersetzungen Ossianscher Stücke hinweist. Ihr Schicksal hatte sich endlich aufs Günstigste gestaltet. Es thut wohl, die nun zum zweiten Mal Verheirathete in ihren letzten Briefen an Herder von ihrem Glück reden und sie versichern zu hören, daß ihre Devise „Sophrosyne" geworden sei. Einen wie treuen, nachsichtigen und geduldigen, milde und billig urtheilenden Freund sie aber in Herder gehabt, bezeugen am besten ihre eignen Worte, wenn sie ihm dankt, daß er trotz ihrer früheren „rohen Unbesonnenheit" und „unerklärbaren Verworrenheit des Gemüths" an ihr nicht irre geworden und sie gegen „den Unsinn einer schwatzhaften boshaften Welt" vertheidigt habe.

Sehr verschieden von den stürmischen Ansprüchen, welche Frau von

Berlepsch an sein Mitleid und seinen Trost erhoben hatte, war das Vertrauen, mit welchem sich ihm, gleichfalls schon in der ersten Weimarer Zeit, Frau von Frankenberg, die Gemahlin des Gothaschen Ministers, anschloß — auch sie leidend, aber mit Sanftmuth leidend. „Gütig, liebreich wie ein Kind, zart und gesetzt in ihrem Betragen", ein „armer Engel": das sind die Ausdrücke eines Herderschen Briefes an seine Frau, die sein Gefühl für sie abspiegeln. Es war auf der Rückreise von Pyrmont im Frühjahr 1777, daß er in Gotha die beiden Frankenbergs kennen lernte [1]). Alsbald war er mit der verständigen, hochgebildeten und ideal angelegten Frau in einen Briefwechsel getreten, von dem uns leider nur wenige von ihrer Hand geschriebene Blätter aus später und spätester Zeit erhalten sind, Proben dichterischer Uebung und feine Bemerkungen zu Herderschen Stücken enthaltend. Wie innig und bedeutsam das Verhältniß für beide Theile war, errathen wir aus einigen Andeutungen in Briefen Carolinens an den auf der Reise nach Italien befindlichen Gatten [2]). Sie sind nicht ohne Spuren von Eifersucht; als diese jedoch beschwichtigt ist, schreibt sie: „Ich empfinde es tief, daß die Frau nicht ohne Dich leben kann. Sei ihr, was Du sein kannst! Sie kommt mir recht oft vor als ein Gegenbild der Gräfin von Bückeburg." Und so nahm dann Caroline selbst auch von dieser wie von allen Freundschaften ihres Mannes ihr gebührendes Theil — an Frau von Frankenberg wandte sie sich nachmals mit dem unbedingtesten Vertrauen in der schweren Krisis des Zerwürfnisses mit Goethe im Jahre 1795.

In gleicher Zartheit, Innigkeit und wechselseitiger Verehrung hielt sich das Verhältniß zu Frau von Diede, einer geborenen Gräfin Callenberg, der Gemahlin des dänischen Geheimrath und Gesandten Freiherrn v. Diede in Regensburg [3]). Ein Besuch in Weimar, Anfang April 1781 bezeichnet den Beginn dieser Freundschaft, die, durch mehrere spätere Besuche in den Jahren 1782, 1788 und 1800, besonders auch durch ihr Interesse an Herders italiänischer Reise befestigt, bis zu dem Tage vorhielt, an dem, nur wenige Monate vor jenem, die edle Frau aus dem Leben schied. Sie muß nach dem Zeugniß ihres Gatten Alles besessen haben, was für Herders Gefühl den Vorzug edler Weiblichkeit ausmachte — Schönheit der Formen, Grazie in Bewegungen und Handlungen, edlen Anstand und Anmuth der Rede, eindringenden Verstand, fleckenlose Reinigkeit der Seele, „die auch den Gedanken der Untugend nicht faßte", innige, ungezierte Frömmigkeit und Güte des Herzens. Sie war zu alle dem in hohem Grade musikalisch begabt; nicht am wenigsten dadurch verstärkte sich der Zauber, den sie auf Herder ausübte.

---

[1]) Prinz August von Gotha an H. * 29. Oct. 77; Erinn. II, 229.

[2]) B, 27. 34. 55.

[3]) Das Folgende nach den zahlreichen handschriftlich vorliegenden Diedeschen und einigen Herderschen Briefen.

„Ich küsse," schließt er einen Brief an sie kurz vor seiner Abreise nach Italien, „Ihre freundschaftliche saitenbelebende Hand mit dem süßesten Andenken der Ehrerbietung und Liebe." Dreizehn Jahre später erwidert er ihre Aeußerungen über das erste Heft der Adrastea mit den Worten: „Sie sprechen für mich so umfassend, groß und weit, aus Herz und Seele wie Sie das Instrument beleben. Ein ganzes Concert steigt jedesmal mit einer sichtbar gewordenen Cäcilia nieder." So schmeichelnde Worte, „ohne die kleinste Schmeichelei" gesagt, erklären die Gewalt, mit welcher der wunderbare Mann auf weiche Frauenseelen wirkte und sie widerstandslos beherrschte.

Weit über Weimar hinaus erstreckt sich, wie man sieht, der Kreis der weiblichen Verehrerinnen Herders. Auch darin war Weimar so viel mehr als das abgelegene Bückeburg. Die Anziehungskraft des Hofes verstärkte sich durch die Anziehungskraft der Berühmtheiten, welche der junge Herzog um sich versammelt hatte. Hier war ein beständiger Zufluß bald vornehmer, bald bedeutender Fremden, ein beständiges Gehen und Kommen, vielfach lästig und störend, vielfach erfreulich und anregend. Unter den Gästen, die um die Zeit von Herders Ankunft am häufigsten kamen und am liebsten gesehen wurden, war Einer, der jetzt auch um Herders willen kam — der ihm gleichalterige Statthalter von Erfurt, Karl v. Dalberg[1]). Frühzeitig hatte sich der bildungseifrige Mann in Herders Schriften eingelesen; sein Zeugniß von des Verfassers Geist und Kraft hatte bei dessen Berufung nach Weimar mitgesprochen[2]). Jetzt bildete sich rasch eine persönliche Bekanntschaft, und den mündlichen Unterhaltungen beider Männer, bald in Weimar, bald in Erfurt, folgte ein vom Januar 1777 bis Mai 1781 ziemlich lebhaft geführter Briefwechsel[3]). Es handelte sich um den Austausch ihrer philosophischen und religiösen Ueberzeugungen. Dalberg war, trotz alles Widerspruchs gegen das Hypothetische in Herders Aeltester Urkunde, doch von der Originalität der Auffassung, von dem begeisterten Gefühl und dem religiösen Grundton des Buches tief ergriffen worden. Auch der Unterschied des kirchlichen Bekenntnisses, weit entfernt, ein Hinderniß der Verständigung zu sein, bildete nur einen Reiz mehr, die höchsten Fragen menschlichen Interesses von entgegengesetzten Gesichtspunkten zu beleuchten und in dem Gegensatz das Gemeinsame aufzusuchen. Die Freiheit der Meinungen, weit erhaben über bloße Duldung, verstand sich bei Beiden von selbst, und Dalberg, wie wenig auch sonst von Eitelkeit frei, ordnete sich doch dem überlegenen Geist als ein zwar selbständiger, aber belehrungsbedürftiger Schüler unter. Wer, wie er, die unfehlbare Kirche „nicht als politischen Körper, sondern als Compromiß eines jeden Christen auf die Gefühle und Meinungen aller Christen" ansah, der konnte auch auf philo-

---

[1]) Vgl. über ihn das Buch von Beaulieu-Marconnay: „Karl v. Dalberg".

[2]) Goethe an Herder 2. Jan. 76, A, I, 55.

[3]) Von Düntzer C, III, 245 ff. veröffentlicht.

sophischem Gebiet den Streit nur als ein Mittel zum Ausgleich ansehen. Eben jetzt beschäftigten ihn Grübeleien über das Weltall, die er demnächst, noch im Jahre 1777, unter dem Titel „Betrachtungen über das Universum" der Oeffentlichkeit übergab. Es waren Grübeleien sehr dilettantischer und sehr individueller Art, geistreich aber unmethodisch, Zeugnisse warmen Gefühls und christlicher Frömmigkeit, in ihrer ganzen Haltung, wie Merck mit Recht bemerkte, an die Schriften von Hemsterhuys erinnernd. Auf Leibnitzischer Grundlage sucht der Verfasser den Bestand und die Bestimmung, Wesen und Zweck der Welt durch die Kategorien des Daseins überhaupt, der individuellen Bestimmtheit und der Coexistenz zu fassen, um zuletzt das ganze System der Schöpfung auf das Gesetz der „Aehnlichwerdung" zurückzuführen und die Liebe als das allgemeine Band aller Wesen im sinnlichen wie im sittlichen Sinne hinzustellen. Nur im Menschen will der Verfasser etwas dem Schöpfungssysteme Entgegenstrebendes — das seit dem Sündenfalle ihm angeborene Lügengefühl der Hoffart entdecken, wofür denn die göttliche Gnade durch die Menschwerdung Christi und durch die Heilsveranstaltungen der Kirche — die Sacramente, die Anrufung der Heiligen u. s. w. — als Correctur eintrete, indem die Hoffart durch Demuth, der Streit der Meinungen durch Rückkehr der verschiedenen Religionsparteien in den mütterlichen Schooß der katholischen Kirche zu überwinden sei. Bruchstückweise theilte Dalberg diese seine Betrachtungen Herder mit, der mit reger Theilnahme darauf einging [1]). Von dem Inhalt seiner Gegenbemerkungen ist das Wichtigste in dem Aufsatz enthalten, der in den Sämmtlichen Werken den Titel führt: „Ueber die dem Menschen angeborene Lüge" [2]). Auch dieser Aufsatz enthält ein Stück dilettantischer Philosophie. Eingehend auf Dalbergs Ideen folgt Herder darin dem seiner eignen Neigung so entsprechenden Versuche, am Leitfaden der Analogie das natürliche und das geistige Geschehen unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zu bringen, die Geschichte und das sittliche Leben aus Naturgesetzen, die Natur aus sittlichen Gesetzen zu begreifen, ja, in gnostischer Weise die Heilsökonomie des Christenthums kosmologisch, die Oekonomie des Kosmos als einen soteriologischen Prozeß zu fassen. Zugleich indeß berichtigt er die äußerliche Art, in der sein katholischer Freund die Lehren der geoffenbarten Religion mit seinem sonstigen System in Zusammenhang zu bringen gesucht hatte, durch eine viel tiefere und freiere, eine recht eigentlich protestantische Anschauung. Entgegen dem Dalbergschen Satze, daß Alles in der Schöpfung sonst Wahrheit, nur der Mensch Lüge sei, führt er aus, daß vielmehr dieselbe Contrarietät und Divergenz der Kräfte, die sich im Menschen

[1]) Noch in einer Anmerkung zu seinem „Gott" (S. 233 der ersten, 273 der zweiten Aufl.) verweist er auf die Dalbergsche Schrift.

[2]) SW. zur Philos. XV, 357 ff. In der Hempelschen Herderausgabe XVII, 457 ff. mit der die Veranlassung richtig angebenden Ueberschrift: „Zu K. v. Dalbergs Betrachtungen über das Universum."

zeigt, durch die ganze Schöpfung hindurchgehe, um sich hier wie dort durch ein höheres positives Gesetz zu kosmischer Ordnung aufzuheben. Im Menschen, meint er, ist diese Contrarietät nur am meisten offenbar; denn seine Bestimmung ist es, durch Freiheit einem positiven Gesetz Gottes zu folgen, während die Planeten durch ein zwingendes Naturgesetz um die Sonne gelenkt werden. Im Sündenfall zerrüttete er den Plan Gottes, zu dem er geschaffen ist: durch die Ordnung der höheren Gnade, durch Christus wird er, immer ringend mit dem Stolz seiner Eigenheit, zu Gott zurückgeführt. Vernichtigung sein selbst zu einem höheren Sein, Ueberwindung seines falschen Stolzes, seiner falschen Freiheit durch wahre Freiheit ist seine beständige Aufgabe. Dies ist das Gesetz des Christenthums, das durch die ganze Schöpfung verbreitet ist — lex contrariorum, divergentia in unum redacta. Alle Reinigkeit der Engel, alle Stetigkeit eines Fortschritts in gerader Linie ist eine falsche Abstraction: vielmehr „eben die Contrarietät im Menschen ist das Siegel Gottes in unsrer Natur, der Baum der Erkenntniß Gutes und Böses in einen ewigen Baum des Lebens verwandelt." Die theologischen und die philosophischen Anschauungen Herders, sein Betonen des Thatsächlichen, Geoffenbarten, und sein Bedürfniß, sich dennoch auch mit dem Irrationellen wieder zu verständigen, sein Naturalismus endlich und sein Moralismus gehen in diesem durch die Dalbergschen Betrachtungen veranlaßten Aufsatz, mehr fast als irgendwo früher, in Eins zusammen. Was er von Leibnitz entnahm und worin er sich mit Spinoza Eins fühlte, seine von Hamann inspirirte Gegnerschaft gegen die aufklärerische, rein rationelle Denkweise, seine Mittelstellung zwischen Philosophen und Mystikern erscheint hier so rund formulirt, daß man sich vorstellen könnte, er würde von hier aus, wenn er überhaupt ein doctrinär angelegter Kopf gewesen wäre, zu einer systematischen Ausführung seiner letzten Ueberzeugungen haben fortschreiten können. Man sieht von dem hier Vorgetragenen rückwärts auf die Gedanken seiner Bückeburger Arbeiten, vorwärts auf die seiner späteren geschichtsphilosophischen und theologischen Schriften. An der Schwelle seiner Weimarer Lebensperiode kommen die zwischen entgegengesetzten Motiven hin und herschwankenden Gedanken des Mannes zu einem momentanen Ausgleich und laufen in einen rasch und geistreich geknüpften Knoten zusammen.

An die verschiedenartigsten Menschen jedoch wußte Herder sich anzuschmiegen, mit den verschiedenartigsten Denkweisen sich zu vertragen und ihnen etwas abzugewinnen; da es denn nicht ausbleiben konnte, daß er von ihnen wieder beeinflußt und leise bald nach dieser, bald nach jener Richtung hinübergebogen wurde. So gewannen bald nach seinem Eintritt in Weimar namentlich zwei Männer seine Freundschaft, die gegen den theologisirenden Dalberg einen starken Abstich bilden, beide gar wunderliche Menschenkinder, beide mehr für sich als für die Welt bedeutend, zwei humoristische Müßiggänger, aber ganz

geeignet, einem geistreichen Manne durch ihren Geist interessant, durch ihre Gemüthseigenschaften liebenswerth zu erscheinen.

Im Sommer oder Herbst 1777 war, beurlaubt von seinem Regiment, August von Einsiedel nach Weimar gekommen, der jüngere Bruder jenes Friedrich v. Einsiedel, der, Kammerherr der Herzogin Amalie, sich dem dortigen Musenhof durch sein vielgewandtes Talent als Poet und Hofmann so unentbehrlich zu machen verstand. Er stand eben im Begriffe, die militärische Zwangsjacke, die ihm schlecht paßte, für immer auszuziehen, um frei seinen wissenschaftlichen Neigungen zu leben. In Tiefurt war Herder mit ihm zusammengetroffen, und sogleich hatte man wechselseitig Gefallen an einander gefunden; denn die Gegenstände, auf die sich Einsiedels Wißbegierde geworfen hatte, Naturgeschichte, Erd- und Völkerkunde, gehörten in den Umkreis auch von Herders Liebhabereien. Dies ernste Wissensinteresse war es, was der jüngere vor dem älteren Bruder voraus hatte, während geistreiche Heiterkeit und Gutmüthigkeit, genialische Laune und Leichtlebigkeit ihr und, wie es scheint, auch der übrigen Brüder gemeinschaftliches Erbtheil war. Abkömmlinge eines adligen Hauses, das wenig bemittelt, aber nicht ohne Aussichten und Ansprüche war, waren sie zwanglos aufgewachsen. Frei nach eigner Laune zu leben, war des Jüngeren erstes, unbezwingliches Bedürfniß; er hätte nicht an den Hof gepaßt: es zeigte sich, daß er auch in kein Amt und keinen Beruf paßte. Auch in der Wissenschaft aber waren die hergebrachten Vorstellungen, die ausgefahrenen Geleise nicht für ihn. In Göttingen, wohin er sich nun, nach einem längeren Zwischenaufenthalt auf seinem väterlichen Landsitz, der Burg Lumpzig im Altenburgischen, gewandt hatte, hörte er Kästners, Büttners und Lichtenbergs Vorlesungen; aber Göttingen schien ihm mehr ein Büchersitz als ein Musensitz, und das gewöhnliche Gelehrtenwesen und Facultätstreiben ekelte ihn an. Das war einer der Punkte, worin Herder lebhaft mit ihm sympathisirte. Er freute sich der originellen Art, des gedankenreichen Scharfsinns, des unbefangenen Beobachtungsgeistes des Autodidakten, der sich mitten durch die bebauten Gefilde der Gelehrsamkeit seine eignen Wege suchte und, mißtrauisch gegen die Ueberlieferungen und Formeln der Schule, auf strenge Wahrheit, auf feste und bestimmte Begriffe ausging. Von Göttingen, dann von Freiberg aus, wo Werner sein Lehrer wurde und wo er demnächst als Bergrath angestellt worden war, kam Einsiedel zu wiederholten Malen, am häufigsten während der Jahre 1780 bis 85, besuchsweise nach Weimar. Zu Herder kam er. Es war eine Lust für diesen, sich mit dem kenntnißreichen, belesenen, in allerlei Arten der Weltdinge, zumal in Mineralogie und Chemie bewanderten Manne halbe Nächte hindurch im Gespräch zu ergehen, und für Einsiedel wieder giebt es keine liebere Erinnerung als die an die „friedlichen Abende" im Kreise der Herderschen Familie. Wie gern hätte Herder den wunderlichen Freund in seiner Freiberger Stelle und in seiner amtlichen Laufbahn festgehalten, damit seine ungewöhnlichen Kenntnisse der Welt nütz-

lich würden. Aber vergeblich alles Zureden, daß er sich ins Joch des Berufslebens fügen möge: ebenso leicht wäre es gewesen, einen Zigeunertrupp zu seßhafter Lebensweise zu bestimmen. Es war wirklich etwas vom Zigeuner in dem Manne — nur daß er ein philosophischer Zigeuner war. Was ihm im Blute lag, traf in seiner Reflexion mit den Ideen der Zeit, mit dem Rousseauschen Naturevangelium zusammen. Er faßte dasselbe nicht hypochondrisch oder tragisch, sondern heiter und humoristisch, ja sein übermüthiges, von einem starken und gesunden Körper unterstütztes Behagen wurde auch in widrigen oder verlegenen Umständen nicht getrübt. Jenen Mahnungen Herders setzt er seine Philosophie der Indolenz entgegen. Recht geflissentlich vertheidigt er dieselbe gegen den „grämlichsten der Menschen", wie er den Weimarer Freund nennt. Alles Verbessern und Ummodeln der Welt beruhe auf nichts als Unbehaglichkeit; Gott selbst und die Natur muß ihm zum Beweise dieses Satzes dienen, und dann wieder beruft er sich auf das Beispiel der auch von Herder so hoch gehaltenen morgenländischen Weisen und findet, daß es keine entzückendere Vorstellungsart gebe als die, welche auf alles Begreifen der Welt verzichte und sich mit dem Erstaunen, dem Lachen, dem Närrischfinden beruhige. Mit dem gutmüthigsten Widerspruchsgeist werden alle diese Paradoxien vorgebracht. Unwillkürlich wird man durch das „Ihr", mit dem er durchweg in seinen Briefen den hochwürdigen Freund titulirt, an den Wandsbecker Boten erinnert. Der herzliche Ton, mit dem er seine Anhänglichkeit an Herder, den „lieben Menschen", sowie seinen Antheil an dessen häuslichem Glück kundgiebt, die rückhaltlose Offenheit, mit der er ihm zwischendurch zu verstehen giebt, wie schlecht ihm das Spotten zu Gesicht stehe — auch das kann an Claudius erinnern, wenn es nicht noch mehr an Nathans Freund, den Derwisch erinnerte; man möchte sagen: Al Hafi aus dem Ernsten ins Lustige übersetzt.

Der Lustige indeß konnte doch auch gar ernst und nachdenklich sein. Er war ein unermüdlicher Leser, Beobachter und Gedankenverarbeiter. Von den fachmäßig von ihm studirten naturgeschichtlichen Dingen abgesehen, hatte er seine eignen Gedanken über die Urgeschichte Aegyptens, über ägyptische Chronologie und Mythologie, und zwischendurch beschäftigten ihn ununterbrochen, ja vorzugsweise Speculationen über moralische Begriffe. Wohl fehlte es dabei an Methode und Zusammenhang, aber keinesweges an überraschenden Einfällen und an originellen Blicken. Bücher zu schreiben war ihm allezeit zu langweilig erschienen, und manchen angefangenen Aufsatz hatte er liegen lassen; aber wenn nicht fürs Publicum und für die gründlich verachteten Recensenten, so schrieb er um so mehr für sich, um sich von seinen Vorstellungsarten fortlaufend, tagebuchartig Rechenschaft zu geben. Ganze Stöße von Aufzeichnungen, darunter einen Band mit der Aufschrift „Ideen" hatte er liegen: Materialien allenfalls zu einem künftigen wissenschaftlichen Werk, oder, wenn das nicht, um mit Hülfe derselben einst Confessionen nach Rousseaus Art zu schreiben. Gegen Herder hielt der schreibselige Mann mit

diesen Heften nicht zurück, ja, er stellte sie ganz zu seiner Verfügung, und dieser fand darin Ersatz für den unterbrochenen mündlichen Verkehr; die „Ideen“ des Freundes waren ihm anziehend und bedeutend genug, um sich daraus, wie er es mit so manchem Lieblingswerk zu thun pflegte, wörtliche Auszüge zu machen. Ein ganzes Octavbändchen in Herders kleinster Schrift liegt uns vor, Auszüge aus Einsiedels Ideen während der Jahre 1791 bis 1797 enthaltend. Obgleich sonach der späteren Zeit angehörend, zeigen uns doch die ausgezogenen Sätze, weß' Geistes Kind der Autor war. Da stehen durcheinander physikalische, chemische, ins Fach der Medicin, überhaupt ins Naturwissenschaftliche einschlagende Bemerkungen, Beobachtungen, Einfälle, Träume und Desiderien, psychologische, pädagogische, moralische, nationalökonomische und politische Reflexionen. Nur nebenher wird das Feld der Litteratur gestreift; denn ausdrücklich erklärte sich der Freund Herders in Sachen des Geschmacks für gänzlich unzulänglich. Ueber religiöse Dinge mitzureden läßt er sich dagegen nicht nehmen, wenn er auch bekennt, daß des Geistlichen in ihm wenig sei. Auch dies vielmehr ist schon ein Euphemismus; denn, voll Haß gegen alles „intolerantische Wesen“, ist er der vollendete Naturalist, dem die christliche Dogmatik als „sophistisches Gewäsch“ gilt. Die Schädlichkeit aller Religion ist für ihn eine ausgemachte Sache. Er findet den Grund der Religion einestheils in der Indolenz des Verstandes, anderntheils in dem Hange der Menschen zur Sklaverei, demzufolge sie lieber von einem willkürlich regierenden Wesen als von den unwandelbaren Naturgesetzen abhängen wollen. Am schädlichsten, meint er, hat der Glaube an Unsterblichkeit gewirkt, da derselbe die Menschen von ihren wirklichen Verhältnissen abziehe und dem Leben seinen Werth nehme. Ganz besonders übel ist er auf das Christenthum zu sprechen. Zur Vermehrung des Sklavensinnes hat nichts so sehr beigetragen als die Erfindung des christlichen Gottes, die Lehre eines Menschen, der im geduldigen Leiden aller Mißhandlungen seine Glorie suchte. Man sieht freilich, daß er bei allen diesen bösen Aeußerungen wesentlich das Theoretische, die Religionsmeinungen im Sinne hat. Da vergleicht er denn das angewöhnte Bedürfniß der Religion mit der Angewöhnung des Branntweins; Beides müsse man denen, die einmal unter dieser Sklaverei stehen, wohl lassen, aber besser immer thue derjenige, der sich davon losmachen könne; oder er erklärt die vermeinte Gefahr, die in der Abschaffung der Religion liege, für ebenso als wenn es in einem Lande angenommen wäre, es könne Niemand anders als auf Krücken gehn. Die Wahrheit ist: wer die Krücke wegwirft, wird sich schneller bewegen und weiter kommen. Der Irrthum besteht nach unserem Philosophen darin, daß man im religiösen Glauben zuverlässige Auskunft über das Uebersinnliche zu besitzen meint, was doch unmöglich ist. Man werfe die vermeintliche Gewißheit von der Existenz Gottes, von der Unsterblichkeit und alle sonstigen Religionsmeinungen bei Seite — Alles würde besser gehen als jetzt, denn die Menschen würden genöthigt sein, statt jener

nothwendig trügerischen Meinungen — Gefühle zu haben. Von diesem Standpunkt aus schreibt er den Kampf gegen die Meinung überhaupt auf seine Fahne. Das ist es, was seine Denkweise maaßlos radical, das ist es zugleich, was seinen Radicalismus völlig ungefährlich macht. Die Austilgung der Meinungen, Ersetzung der Meinungen durch Gefühle erscheint ihm als die wahre Aufgabe der Cultur. Religion, Moralgesetze, Regierungen, Alles das sind ihm nichtsnutzige, nur dem rohen Menschen nöthige Gängelbänder, ohne Werth für den cultivirten Menschen! Einsiedels politischer Radicalismus steht auf gleicher Linie mit seinem religiösen. Es ist ihm eine der unverständlichsten Einrichtungen, daß man einzelner Menschen Wille als Gesetz ansehe, und die Krone des Unsinns, daß der Gesetzgeber als solcher geboren werde. Aber weiter. Ein Volk, das sich vom' Gesetz, erscheint ihm nicht besser als eines, das sich von Menschen tyrannisiren läßt; sei doch das Gesetz meist die Stimme todter Menschen und also noch lächerlicher als der Wille lebender Menschen; der Wille des jetzt lebenden Volkes sei mehr werth, seine Verbindlichkeit jedoch beruhe lediglich auf der Schwäche des Gehorchenden. Ja, dieser Gesetzeshaß unsres Philosophen geht so weit, daß er selbst in der Annahme von Naturgesetzen nur eine schiefe Uebertragung einer menschlichen Vorstellungsart auf die Natur erblickt und in dieser nur Kräfte, nicht regelmäßige Wirkungsweisen erkennen will. Widerstrebt so sein Individualismus aller Gesetzlichkeit, so empört sich sein Gefühl gegen die harten Nothwendigkeiten des Staats- und Geschäftslebens. Für alle Kriegführung hat er keinen anderen Maaßstab, als daß sie Barbarei sei; kriegführende Fürsten sind ihm schlimmer als Kannibalen, denn die Ermordung der Menschen, um sie zu verspeisen, sei sogar noch natürlicher und verständiger als das Erschlagen im Kriege; ein Bandit noch immer besser, weil freier, als ein Soldat! Am bedenklichsten sind die Moralansichten, die sich aus dem Naturalismus des Verfassers der „Ideen" ergeben. Die Frage über die Bösartigkeit der Menschen scheint ihm nicht verständiger als die, warum die Eicheln keine Weinbeeren. Alles Besitzrecht reducirt er auf actuellen Genuß, und folglich polemisirt er gegen festes Eigenthum, gegen Erb- und Eherecht. Nichts scheint ihm der Entwicklung der Natur und der Vervollkommnung des Menschengeschlechts nachtheiliger als das Heirathen, da die conventionelle Begattung der geistigen und physischen Vollkommenheit der Erzeugten Abbruch thue. Eine Frau, so erklärt er rundweg, gehöre dem, der sie besitzt und dem sie, da sie ein freies Wesen ist, sich selbst zum Genusse giebt; warum aber sollte ein Weib sich nicht gleich gut Einem oder Mehreren frei übergeben dürfen? Die Folge der entgegengesetzten lächerlichen Meinung ist unter Anderm die, daß die Weiber allen moralischen Werth auf jenen unbedeutenden animalischen Actus gelegt haben und damit schlecht geworden sind. So ist das Stichwort unsres Paradoxisten durchweg das Zurückgehn auf die Wahrheit der Natur und die natürlichen Gefühle, denen er die „Wortschälle" entgegensetzt. In diesem Sinne erwärmt

er sich für den Fortschritt der Cultur, während er über unsre gegenwärtige Halbcultur, die nur Cultur der Wortschälle ist, nicht bitter genug reden kann; ja, er ergeht sich in dem prophetischen Traum eines künftigen Zeitalters vollkommener Cultur. „Ungerechnet“ — wir wollen ihn einmal selbst reden lassen — „daß die Schandflecke unsres jetzigen Zeitalters, Krieg, Ungerechtigkeit, Aufdringen seiner Vorstellungsarten und Meinungen, Volkstäuschung, Vorurtheile und Irrthümer geschwunden sein werden, so wird die Naturlehre zu einer Vollkommenheit gebracht werden, die die Kunst, beständig gesund zu sein, allgemein machen wird; alle Ungleichheit wird aufhören, alle Arbeit wird nicht weiter gehn als sie zur Gesundheit gehört und Genuß giebt, das Gefühl von Recht und Unrecht wird so fein und richtig sein, der Mensch so unparteiisch und leidenschaftslos, daß Keiner auch nur die leiseste Klage gegen den Andern hat; Mangel und Elend wird ganz verbannt sein; verständige Unterhaltung in richtigen Begriffen und Einsichten wird der tägliche Genuß jedes Menschen sein. Außer dem Tod und Unglücksfällen wird kein Uebel den Menschen treffen, und jener wird schmerzlos als ein bloßes Aufhören des Lebens vor Alter eintreten, während kein thörichter Wunsch, jenseits des Grabes noch fortzuexistiren, keine Reue über das zurückgelegte Leben die letzten Stunden mit Zweifel und Angst erfüllen wird. Wann freilich dieses goldne Zeitalter beginnen wird, darüber läßt sich nichts mit Wahrscheinlichkeit sagen; denn wir stehn noch auf einer zu niedrigen Stufe der Cultur als daß unsre wenigen Anfänge uns einen wahrscheinlichen Maaßstab liefern könnten; doch kann ein Jahrhundert große Veränderung bewirken, und es sind wohl schon Menschen geboren, die es erleben können, daß man den Anfang dieses Zeitalters mit Wahrscheinlichkeit bestimme!“

So löst sich die totale Verurtheilung der Gegenwart und das Schelten auf den Unverstand der Menschen in einen ausschweifenden Optimismus auf. Es sind die Ideen Bacos und Rousseaus, die in diesem Kopf die extremste und verzerrteste Gestalt angenommen haben. Trotz oder wegen ihrer Paradoxie gewinnen sie das Interesse Herders, der in jugendlichen Jahren, zur Zeit seines Reisetagebuchs, zuweilen mit ähnlichen Uebertreibungen gespielt hatte. Einzelne Züge seiner eignen früheren Gestalt sprachen ihn aus dem Chaos dieser Ideen an, während er in vielen Stücken, in der Verachtung der „Wortschälle,“ in der Verurtheilung der Schäden des Universitätswesens, in der Verwerfung so mancher inhumanen Einrichtungen der bestehenden Staatsverfassungen, mit dem radicalen Manne noch immer sympathisirte. In seinem gebildeteren Gefühl, in der Tiefe seiner religiösen Ueberzeugungen, in seiner poetischen Anschauung und nicht am wenigsten in seinem geschichtlichen Sinn und seiner Geschichtskenntniß besaß er die Mittel, die wilde Gedankensaat, deren naturwüchsige Frische ihn fesselte, von Unkraut zu säubern. Wie ihm einst die gehaltvolle energische Mystik Hamanns, der es ja auch an cynischen Ingredienzien nicht fehlte, zu einer Fundgrube eigner Gedanken geworden war, so

mochte ihm auch wohl die derbere Philosophie dieses ungläubigen Propheten wenigstens als Anreizung und Prüfstein seines Strebens nach Wahrheit dienen. Die Ideen Einsiedels leisteten ihm einen ähnlichen Dienst wie Lessing die ungedruckte Schrift des Reimarus, und für einige von ihnen hätte er allenfalls ebenso die Advocatur übernehmen mögen wie dieser für die Wolfenbüttler Fragmente. Auch das Schiefe und Tolle darin war ja nicht gemacht und gesucht, sondern es war aus dem kräftigen Verlangen eines eigenartigen Geistes nach Wahrheit hervorgegangen. Der Mann selbst aber war, trotz Allem, besser als seine Meinungen: er war der gutmüthigste und herzlichste, Mensch, der anhänglichste und hingebendste Freund.

Eine starke Probe freilich hatte Herders Zuneigung zu dem Sonderling zu bestehen. Längst nämlich trug sich derselbe mit dem Plan einer Reise nach Africa und er hatte dem Freunde daraus kein Geheimniß gemacht. Er wollte nach einem Lande, wo er der leidigen cultivirten Societät enthoben wäre und wo „noch unbefangene, planlose, nicht herrschen noch gehorchen wollende Menschheit wäre," da er denn — so phantasirte er weiter — ausgerüstet mit der Uebermacht unsrer Cultur, der Erste und Größte sein werde. Nach jahrelanger Verzögerung wurde es endlich Ernst damit. Mit zwei gleich abenteuerlustigen Brüdern und einer in mehr als romantischer Weise, durch die frevelhafte List eines Scheinbegräbnisses entführten Geliebten, der Frau v. Werther, unternahm er im Frühjahr 1785 die Reise. Schon in Tunis jedoch endete dieselbe; nachdem er hier einen Sommer und Winter zugebracht, sah er sich durch die in Tripolis herrschende Pest gezwungen, die beabsichtigte Weiterreise nach dem Senegal aufzugeben; über Italien, die Schweiz und das südliche Frankreich kehrte er nach Deutschland zurück. Es ist nicht zweifelhaft, daß Herder die Thorheit des Freundes scharf erkannt und schmerzlich beklagt haben wird — er konnte sich trotzdem nicht entbrechen, ihm gut zu bleiben; sein ganzes Sinnen ging darauf hin, einen Platz und eine Gelegenheit für ihn ausfindig zu machen, wo er das mißlungene Abenteuer sühnen könne. Aber der Rath, den er ihm gab, sich bei der französischen Regierung um eine Anstellung beim Bergbau zu bewerben, war nicht nach dem Geschmack des gegen alle Einordnung in politische Verhältnisse unfügsamen Sonderlings. Eine gut besoldete, möglichst arbeitslose Stelle bei der Berliner Akademie, das allenfalls hätte ihm gepaßt, und er war naiv genug, Herders Fürsprache dafür anzurufen; wäre es diesem gelungen, ihm dazu zu verhelfen, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß es damit gegangen sein würde wie seiner Zeit mit Claudius' Unterbringung in Darmstadt. Es war eine andere und bessere Idee Herders, ihn neben Forster bei der von der russischen Regierung im Jahre 1787 geplanten Entdeckungsreise nach der Südsee anzubringen: allein auch dies zerschlug sich. In Weimar, begreiflich, hatte der Zurückgekehrte einen schweren Stand; die spröde Etikette des Hofes versagte ihm, trotz seines Bruders, den Zutritt. Herder hatte ehedem in langjährigem Umgang den Kern des

Mannes als echt erkannt; er hatte in ihm „ein treues Herz und eine seltne Seele“ gefunden und mochte wohl der Weimarschen Hofgesellschaft am wenigsten das Recht zugestehen, streng über eine Verirrung zu Gericht zu sitzen, die, wenn sie mit weniger Aufsehn und weniger Verwegenheit auftrat, nur zu nachsichtig von ihr beurtheilt zu werden pflegte. Wenn irgend Jemand, so durfte er, den Niemand laxer Grundsätze beschuldigen konnte, ein Beispiel großherziger Duldung geben. Er nahm den Zurückgekehrten — neun Jahre hatte man sich nicht gesehen — mit der alten treuen Freundschaft auf, und das Beispiel des Generalsuperintendenten, der dem Sünder vergab, verfehlte nicht, auch auf den Hof zu wirken. Einsiedel aber, der sich durch seine Verbindung mit Frau von Werther auch in seinen häuslichen Verhältnissen schlecht gebettet hatte, blieb der unpraktische Philosoph, der philosophische Schlenderer, der er gewesen war. Mit ähnlichen Illusionen wie früher nach den Goldfeldern von Africa, sah er in diesen späteren Jahren nach den Ereignissen und dem Schauplatz der französischen Revolution, hoffte er in Paris die „glückseligen Inseln“ zu finden. Die hohe Meinung aber, die Herder fortfuhr von ihm zu hegen, spricht sich darin aus, daß er in ihm noch im Jahre 1799 einen brauchbaren Mitarbeiter für die damals beabsichtigte, der Begrüßung des neuen Jahrhunderts gewidmete Zeitschrift Aurora gefunden zu haben glaubte [1]).

Kaum minder seltsam als die Freundschaft mit Einsiedel war die mit dem Prinzen August, dem Bruder des Herzogs von Gotha. Auch diese bestand der Theologie zum Trotz; denn wenn Einsiedel ein radicalerer Rousseau, so war der Prinz ein vollkommener Anhänger Voltaires. Wohl nennt er Herder seinen philosophisch-moralischen Beichtvater und weiß sich gelegentlich aus dessen Schriften und Predigten gemüthlich zu erbauen: allein zu einem gläubigen Christen zu werden hat er nicht die mindeste Anlage. So durchaus war die Bildung des Prinzen eine französische, daß er an Lessings „unmanierlichen“ Streitschriften keinen Geschmack finden und dem Verfasser der Dramaturgie die Aufhetzung seiner Landsleute gegen die große Nation, die Angriffe gegen seinen geliebten Voltaire nicht vergeben konnte. Sein Standpunkt ist ein skeptischer Empirismus. Von Träumen eines kommenden goldenen Zeitalters ist er so entfernt, daß er über die beste Welt und über Herders geschichtsphilosophischen Optimismus zu spotten nicht aufhört. Alles Uebernatürliche vollends, allen Wunderglauben und alle Metaphysik verbittet er sich — unbe-

[1]) S. unten im letzten Abschnitt des siebenten Buchs. Das Uebrige nach den aus der Handschrift ergänzten Angaben der Erinnerungen (II, 226 ff.), den C, II, 343 ff. gedruckten Briefen Einsiedels an Herder und der denselben vorangeschickten Düntzerschen Einleitung, endlich dem im Text erwähnten Heft mit Einsiedels Ideen. Außerdem zu vergleichen: Herder an Gleim 13. Juni 84 (C, I, 108), Knebel, Litt. Nachl. II, 301, 250, 318 u. C, III, 20 u. 23; Herder an Forster, A, II, 404—412; Schöll, Goethes Briefe an Frau v. Stein III, 163 Anm. u. 272 Auch Caroline berichtet * 14. Oct. 85 an J. G. Müller über das Abenteuer der Frau v. Werther und * 4. Febr. 87 über Einsiedels Rückreise.

schadet der Moral, die er auf einen gesunden Egoismus, auf den Satz: „was dir und Andern schädlich ist, das vermeide!“ gegründet wissen will. Mit diesen Bekenntnissen geht er in seinen Briefen an unsren Theologen so offen heraus, er hält seinen Widerspruch gegen dessen abweichende Denkweise so wenig zurück, daß dieser den Ketzer zu bekehren wohl aufgeben mußte. Als Antwort auf eine ihm von Herder überschickte Cantate gesteht er, daß er „den orientalischen Geschmack nicht liebe“, und als er, zwanzig Jahre später, Herders Confirmation des Erbprinzen, nicht ohne Rührung, gelesen, — „Ew. Hochwürden,“ schreibt er da, „schifften sich zu Joppe unweit Jeruschalaim ein; ich that dasselbe an der französischen Küste und hoffe doch mit Ew. Hochwürden in eben demselben Hafen einzulaufen. Il ne faut jamais désespérer de rien.“ Getreulich las er alle Schriften des unermüdlichen Autors, die ihm dieser ebenso getreulich übersandte. Alles gefällt ihm, aus Allem nimmt er sich sein Theil, ohne freilich „weiser dadurch zu werden“. Eben das gesteht er z. B. von dem Spinozabüchlein; Herders Deus optimus maximus ist ihm ein bloßes Abstractum, mit dem er nichts anzufangen weiß, und nur erst als die Metakritik und Kalligone gegen den Kantschen Kriticismus zu Felde zog, erschien ihm der Angriff gegen dieses „Seifenblasen-Schloß“ ganz unwiderleglich und zermalmend. So kehren sich die beiden Männer, wo es sich um religiöse Speculationen, ebenso wo es sich um die Thatsachen der evangelischen Geschichte handelt, den Rücken — aber sie finden sich wieder in der Abneigung gegen alles Scholastische und Transscendente. Es waren überdies litterarisch-ästhetische Interessen und menschlich gemüthliche Bedürfnisse, welche den Voltairianer und den Verfasser der Aeltesten Urkunde zusammenhielten. Dieses Band war stark genug, ein Vierteljahrhundert hindurch vorzuhalten. Im Sommer 1777 in Pyrmont war man bekannt geworden; in seinem Wagen hatte damals der Prinz den neuen Freund mit sich nach Gotha genommen. In Weimar, wo der Gothaer bald auf längere, bald auf kürzere Zeit zu Besuch war, spann sich der persönliche Verkehr mit Herder wie mit Wieland und Goethe fort: seltner gab Herder den dringenden Einladungen nach Gotha Folge, wo er dann des Prinzen Gast in dessen Gartenhaus vor dem Siebeleber Thor sein mußte. Schon 1779 hatte Letzterer eine Pathenstelle bei Herders viertem Sohne Adelbert angenommen. Man stand auf dem ungezwungensten, vertraulichsten Fuße. Die Fürstlichkeit bildete kein Hinderniß der Vertraulichkeit; denn von Standesvorurtheilen war der aufgeklärte Mann wie von so vielen andren Vorurtheilen frei — war doch auch er ein Bewundrer und Lobredner der französischen Revolution und daher wenig erbaut von dem Bündniß der deutschen Fürsten mit den Emigrirten und von deren unglücklichem Einschreiten zu Gunsten des Königthums und der Aristokraten. Auch diese demokratischen Gesinnungen hielt er gegen Herder, ja gerade gegen ihn am wenigsten zurück. Er pflege es, schreibt er einmal, im September 1792, in Briefen mit seinen Freunden zu halten, wie die frommen

Cardinäle, die, wenn sie die Thür abgeschnappt haben, einander aus ihren Käppchen la salute di Christo in lagrima Christi zutrinken: so trinke er seinen Freunden insgeheim la salute della liberta zu. Ohne allen Einfluß wie ohne allen Ehrgeiz lebte er ein angeregtes geistiges Leben eben nur im Stillen, für sich und für wenige Freunde, die er sich unter den besten und bedeutendsten Männern ausgesucht hatte. Mit allem durch Höflichkeit und weltmännische Feinheit, noch mehr durch Laune und Liebenswürdigkeit gemäßigtem Freimuth tritt er ihnen gegenüber, um sich doch im Ganzen und Großen — als ein guter „Epimetheus," wie ihn Goethe einmal nennt — ihnen aufs Bescheidenste unterzuordnen. Seine Bescheidenheit geht bis zur Selbstironie, wenn er, angesichts der überreichen Wirksamkeit Herders, seinerseits zu dem großen Humanitätswerke der Welt kaum so viel beitragen zu können sich schmeichelt „als ein Hund zu einer großen Tafel, wenn er in der Küche den Bratspieß wenden hilft". Seine körperliche Schwächlichkeit, die ihn schon in jungen Jahren zu völligem Verzicht auf eine thätige Laufbahn und zur Zurückziehung auf eine rein private Existenz gezwungen hatte, machte ihm diese Bescheidenheit leicht. Ein größeres Verdienst war es, daß seine vielen Leiden weder dem herzlichsten und gutmüthigsten Antheil an Anderen noch der Heiterkeit seiner Laune Abbruch thaten, die vielmehr gerade dann am reichlichsten sprudelt, wenn er sich eben dem Tode ganz nahe gesehen hat. Unmöglich konnte Herder einem so harmlosen Spötter, der doch wieder so warm zu loben verstand und sich als einen so gleichmäßig treuen Freund bewährte, gram sein. Viel reichlicher freilich flossen die brieflichen Mittheilungen von Gotha nach Weimar als von hier nach dort, aber von Anfang bis zu Ende blieb doch der arbeitsamste der Menschen in Austausch mit dem, der die Müßiggänger seine „ähnlichsten Nächsten" nennt. Er war doch ein Müßiggänger von einer besonderen Sorte. Ein fleißiger Leser und Litteraturfreund hatte er auch selbst mancherlei Anmuthung zu kleinen schriftstellerischen Versuchen und zum Versemachen. Er nennt sich deshalb scherzhaft Herders Collegen und zugleich ernsthaft einen armen Tropf, dem zum Wollen das Vollbringen fehle, der aus Schwäche, aus Bequemlichkeit und Trägheit nichts Ordentliches zu Stande bringe. So erscheint er denn mit dem ungescheuten Bekenntniß seiner dilettantischen Inferiorität und mit seinen poetischen Exercitien vor dem Richterstuhl des Freundes, der solcher Anspruchslosigkeit gegenüber der nachsichtigste Kritiker zu sein verstand. Andrerseits wird der Prinz für Herder zum Vermittler mit dem Neuesten der französischen Litteratur. Man stand bekanntlich am Hofe zu Gotha in fortdauernder Beziehung zu den litterarischen Ereignissen in Paris; neue Bücher, gedruckte wie ungedruckte, zugleich mit den neuesten Schriftsteller-Anekdoten bezog man von dort in ähnlicher Weise wie Moden oder Delicatessen. Es war für einen so lesewüthigen Menschen wie Herder unschätzbar, daß ihm durch diesen Kanal die Erzeugnisse der französischen Schöngeister und Philosophen frisch von der Presse oder gar

frisch von der Feder zuflossen. Die Zusendung seiner eignen Werke an den Prinzen erwiderte dieser mit der Mittheilung noch unveröffentlichter Arbeiten von Diderot, mit Geschenken seltener oder kostbarer Werke, der großen Ausgabe der Voltaireschen Schriften und Aehnlichem[1]).

Wie tief und fest nun auch die Wurzeln von Herders Denkweise lagen: es ist klar, daß der Umgang und Gedankenaustausch mit zwei so ausbündigen Freigeistern nicht ganz spurlos an ihm vorübergehen konnte — wäre es auch nur, daß er sich gewöhnte, sie mit Gleichmuth und Billigkeit anzuhören. Schon die Thatsache als solche ist bezeichnend, daß er sich zu gleicher Zeit mit einem aufgeklärt frommen Katholiken, mit einem erklärten Religionshasser und mit einem Anhänger der Encyklopädisten auf freundschaftlichen Fuß setzte. Die Erwartung, daß sich der Einfluß dieser und all' der anderen gesellschaftlichen Beziehungen, die wir geschildert haben, auch in den Schriften der neuen Periode werde aufzeigen lassen, begleitet uns in die uns bevorstehende Betrachtung derselben. Herder selbst hatte das bestimmteste Gefühl davon, daß er als Mensch und als Schriftsteller wieder einmal vor einer Epoche stehe. Am 25. September 1777 bereits schreibt er an Hartknoch[2]), indem er ihm eine Uebersicht seiner litterarischen Pläne giebt: was er nun Neues hervorzubringen oder von dem Alten neu zu bearbeiten vorhabe, werde in Ansehn und Wirkung ganz anders als das Bisherige sein. Und ausdrücklich giebt er als Grund seine veränderte Lage an. „Seitdem ich," heißt es, „in Sachsen bin, mehr Menschen kenne und von mehreren gekannt werde, geprüfter, reifer und stärker werde, soll hoffentlich jetzt ein zweites Mannesalter meines Lebens beginnen."

---

[1]) Als Quelle für die obige Darstellung haben die in Herders Nachlaß aufbewahrten gegen zweihundert Briefe des Prinzen an Herder mit ihren Beilagen gedient. Die Nachforschung nach Herderschen Briefen ist erfolglos geblieben. Nach derselben Quelle hat bereits Ad. Schöll („Im neuen Reich" 1873 I, 1021 ff. „Ein Brief Wielands an Goethe") von der Persönlichkeit des Prinzen ein Bild entworfen. Vgl. auch die daselbst angeführten „Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg" von Hans von Thümmel. Als Gast des Prinzen schreibt Herder aus Gotha 30. Sept. 1789 den C, II, 331 abgedruckten Brief an seine Frau (vgl. Knebels Litt. Nachl. II, 248 unten); daß er vom Prinzen August Diderots Manuscript Jacques le fataliste in Händen habe, bemerkt er im Mai 1780 gegen Hamann.

[2]) Der schon oben (S. 7 Anm. 1) angezogene Brief, dem Manuscript der Erinnerungen als Beilage eingefügt, fehlt in der Düntzerschen Sammlung.

Zweiter Abschnitt.

Schriftstellerische Thätigkeit in den Jahren 1777 bis 1779.

Ein volles Jahr hatte Herder gebraucht, sich soweit in seinen neuen Wirkungskreis und die neuen Verhältnisse einzuleben, daß er seine schriftstellerischen Pläne wiederaufnehmen konnte. Erst im Herbst 1777, nachdem er, von der Kur in Pyrmont gestärkt zurückgekehrt, mit seinen Amtsarbeiten einigermaaßen in Zug gekommen war, meldet er sich in dem eben angeführten Briefe bei Hartknoch wieder als Autor an. Die Verpflichtungen gegen diesen, über die er jetzt endlich einmal eine förmliche und bestimmte Abrechnung wünscht, bilden den äußerlichen Faden, der seine neue an seine alte Autorschaft knüpft: innerlich fühlt er sich den Sachen selbst verpflichtet; das in Bückeburg Unerledigte soll erledigt, mit den von dort oder früher her bereit liegenden Materialien soll aufgeräumt, das Unvollkommene älterer Arbeiten soll durch Umbildung in neuen Auflagen beseitigt werden. Ueber seine Amtsverpflichtungen hinausblickend, Predigten, Berichte und Circulare bei Seite schiebend, entwickelt er daher ein reich besetztes Programm künftiger litterarischer Thätigkeit. Das Nächste, was er in Winters Muße zur Reife bringen will, sind zwei Schriften, die er, „wie Aeneas seine Penaten", aus Bückeburg mitgenommen habe — er meint entweder die Offenbarung Johannes' oder die Plastik und die Preisschrift vom Erkennen [1]). Er erkennt sich weiter für schuldig, die Aelteste Urkunde fortzusetzen und hofft, daß es mit drei kleinen Theilen gethan sein werde, die — eine Auflösung der zurückgebliebenen Knoten — das Werk erst flott machen dürften [2]). Freilich klingt es etwas

[1]) Besser noch auf die Schrift über die Offenbarung als auf die Plastik paßt die Bemerkung, daß die eine der Schriften schon von Mehreren gesehen worden, desgleichen die Angabe des Umfangs „der größeren" auf etwa ein Alphabet. Gleich gut auf die Preisschrift wie auf die Plastik läßt sich der Wunsch deuten, den er äußert, bei der einen möge sich der Verleger lieber nicht nennen, „ob mans doch wohl erräth und alle meine Feigenblätter gleich nicht viel taugen."

[2]) Wie die Ae. U. gleich anfangs auf sieben Theile angelegt war, so sprach Herder auch noch im Oct. 1780 gegen Georg Müller von drei rückständigen Theilen, „einem über die

stiefväterlich, wenn er das Werk die „famöse Urkunde“ nennt und selbst von deren Unverständlichkeit spricht. Es ist klar, daß er bei Weitem mehr Herz zu anderen Thematen hat. Zu seinen ältesten vornehmlich. Weimar, hofft er, werde ihnen beiden, dem Autor und dem Verleger, „wie Riga in Ansehung der Autorschaft“ werden, es werde „ein neues Leben der Fragmente anfangen“. Und er vertheilt bereits den Inhalt dieser neuen Fragmentenausgabe auf vier Theile, von denen der erste von der orientalischen, der zweite von der griechischen, der dritte von der römischen Litteratur handeln, der vierte, jener „leider schon gedruckte“, nur hie und da etwa umzudruckende, über die deutsche Sprache sein soll. Weiter endlich plant er eine Umarbeitung und Fortsetzung des Büchleins über die Philosophie der Geschichte und gar eine neue Ausgabe der Provinzialblätter — unvergessen die Volksliedersammlung, nur daß er für diese, „von Noth und Drang getrieben“, sich einen anderen Verleger gesucht habe.

Auch diesmal wickelte sich dieser Knäuel von Projecten keinesweges so glatt ab. Manches davon wurde weit hinausgeschoben, um am Ende ganz in Vergessenheit zu gerathen, wie die Aelteste Urkunde und die Provinzialblätter, Manches, wie die Fragmente, gelangte nur der Sache, nicht dem Namen nach, noch Andres erst spät und nun in ganz neuer und glänzender Weise, wie die Geschichtsphilosophie, zur Erledigung; wogegen neue Arbeiten, durch allerlei äußere und innere Anlässe hervorgetrieben, unversehens zwischen den geplanten alten sich Raum verschafften. Ganz dem Programm gemäß kamen fürs Erste in dem einsam verlebten Winter 1777 bis 78 nur „ein paar Gerichte aufgewärmten Kohls“, wie sich Herder gegen Hamann ausdrückt (Ham. Schr. V, 284), d. h. die Schrift vom Erkennen, die Plastik und der Erste Theil der Volkslieder zu Stande. Ein Jahr später folgte der Zweite Theil der Letzteren und endlich, gleichfalls noch 1779, die Offenbarung Johannes'. Dreimal zwischendurch riefen akademische Preisausschreibungen den rüstigen Autor zu längeren Abhandlungen auf; allein abgesehen hievon und von einigen kleineren Aufsätzen besteht der Beginn seiner Weimarer Schriftstellerei in der Veröffentlichung von Arbeiten älteren Datums. Er schließt ab mit dem in seiner Bückeburger Periode Begonnenen; er unterwirft, was er schon dort oder noch früher niedergeschrieben, einer zum Theil sehr durchgreifenden Redaction; sei es absichtlich Zurückbehaltenes, sei es zufällig Liegengebliebenes — genug, er spinnt nur ab, was er längst auf dem Rocken hatte.

Mit unserem guten Recht ebendeshalb durften wir zwei von den nunmehrigen Publicationen, die Schrift vom Erkennen und „Maran-Atha“, schon unter den Erzeugnissen der Bückeburger Periode zur Betrachtung heranziehn [1].

Sindfluth und Noahs Segen, einem über Genes. X und einem Band Summa Summarum“ (Bächtold, Aus dem Herderschen Hause S. 30).

[1]) Vgl. Bd. I, S. 664 ff. u. 644 ff.

Durch die Beschaffenheit der Schriften selbst wird es sich rechtfertigen, daß wir die übrigen dem gegenwärtigen Orte vorbehielten, da denn das Neue sich ungezwungen anfügen mag.

I.

Die Plastik.

Gleichzeitig mit der Schrift vom Erkennen erschien, wie wir von früher her wissen, jene andre, die er so lange schon am Herzen getragen, von der er so oft dem Verleger geredet hatte — die Plastik[1]). Sie war in der langen Zeit von fast zehn Jahren, sie war wenigstens in den letzten Jahren nicht wesentlich zu weiterer Entwickelung gediehen. Seit Eutin zur Hälfte fertig, schwebte sie in ihrer Vollendung dem Verfasser als ein viel größeres und ausgedehnteres Werk vor. Auf zwei Bändchen bereitete er Hartknoch im Jahre 1773 vor[2]). Immer meinte er, daß ihm, ehe er sie abschlösse, noch neue Materialien oder neue Anstöße kommen müßten. Das eine Mal hofft er, daß Winckelmanns Reliquien die Schrift „aufwecken" sollen; ein ander Mal schreibt er, dieselbe warte nur „auf einen griechischen Frühling oder, si Di favent, — auf eine Reise nach Italien;" und wie reich er sie noch auszustatten gedachte, erhellt unter Anderem daraus, daß er dem Aufsatz „Wie die Alten den Tod gebildet" eine Stelle darin vorbehalten hatte[3]).

Von solchen Vervollständigungen und Erweiterungen hat er jetzt abgesehen. Wie in Ungeduld, nur überhaupt wieder etwas zu publiciren, die gehaltreichen Gedanken, die dem Ganzen zu Grunde lagen, nur endlich einmal ans Licht zu bringen, begnügt er sich, die alten Blätter durch ein paar Schlußcapitel zu ergänzen. Ausdrücklich giebt er dem Titel „Plastik" den bescheidenen Zusatz: „Einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume." Ausdrücklich bezeichnet er die Schrift als den „unvollkommenen Anfang zu ähnlichen Versuchen einer Anaglyphik, Optik, Akustik u. s."; er kömmt im Texte selbst (S. 133) auf die Hoffnung späterer Weiterführung zurück und verweist Lavater, der sich nur bedingt befriedigt erklärte, auf diese eingestandene Beschränkung seines Themas (A, II, 183). Zum Ueberfluß endlich giebt er der Schrift ihren älteren Geburtsschein mit:

---

[1]) Vgl. Bd. I, S. 670. Ferner S. 399 mit der Anm. 2. Ende März 1778 war das Manuscript beider Schriften in der Breitkopfschen Druckerei; die Langsamkeit und Incorrectheit des Drucks verursachten Herder vielen Verdruß, und einzelne Bogen der Plastik mußten umgedruckt werden (C, II, 82. 83. 85). Am 21. Juni konnte H. Exemplare beider Schriften an v. Hahn senden. Die Verwandtschaft beider gab H., als er 1781 dem Verleger von einer neuen Auflage schrieb, den Gedanken ein, sie unter einem allgemeinen Titel zusammen erscheinen zu lassen (C, II, 89 unten). In SW. findet sich die Plastik: Abth. zur Litt. XIX, 24 ff.

[2]) Nach der Handschrift des Octoberbriefs C, II, 47.

[3]) An Hartknoch 12. April 73; an Lavater Mai 74; an Zimmermann Oct. 74.

— „geschrieben größtentheils in den Jahren 1768 bis 70.“ Daß er sie gern später fortgesetzt und verbessert hätte, sagt uns die drei Jahre nach ihrem Erscheinen an den Verleger gerichtete Anfrage wegen einer neuen Auflage. Begreiflich endlich, daß, als die stets geplante italiänische Reise wirklich zu Stande kam, er abermals an die Erneuerung des Büchleins dachte. Ueber dem Sehen so vieler Kunstdenkmäler in Rom „kam ihm seine Plastik ganz wieder“; wahrscheinlich — schreibt er 8. Oct. 1788 nach Hause (B, 177) — werde sie das Erste sein, was er aus- und umarbeiten werde.

Für uns daher, die wir zugegen waren, als die grundlegenden Gedanken in des Verfassers Seele entsprangen und als er sie theils im Vierten Kritischen Wäldchen, theils im Anschluß daran während seines Pariser Aufenthalts zuerst sich entwickelte [1]), enthält die Plastik wenig Neues. Hier wie dort ist der Grundgedanke: Ableitung des Wesens der verschiedenen Künste aus den verschiedenen Sinnen — nur daß sich die Durchführung dieses Gedankens diesmal auf die Sculptur als die Kunst des Gefühls im Unterschiede von der Malerei als der Kunst des Gesichts beschränkt. Die Ausführungen der „Plastik“ decken sich daher zumeist mit dem dritten, vierten und fünften Abschnitt des Vierten Kritischen Wäldchens. Ueber Bord geworfen ist die dort zum Ausgang genommene Polemik gegen die Riedelsche Aesthetik. Nur gelegentliche Beziehungen auf die jetzt bereits verschollenen seichten ästhetischen Ansichten der Klotzischen Schule sind stehen geblieben und vermischen sich mit ebenso gelegentlicher Bestreitung andrer Autoritäten des Fachs, wie namentlich Falconets. Die Spitze des Gegensatzes richtet sich jetzt vielmehr gegen die in der zeitgenössischen Bildnerei und Malerei, namentlich in der letzteren herrschende verkehrte Praxis, unter beständiger Einschärfung und nach allen Seiten geführter Anwendung des Satzes, daß „die Malerei nicht sculpturiren, die Sculptur nicht malen dürfe“. Es ist ein erster Unterschied der gegenwärtigen Schrift von den gleichlaufenden Abschnitten der älteren, daß sie sich in eine größere Nähe zur Kunst als Kunst und zur Geschmacksrichtung des Jahrhunderts stellt. Sie theoretisirt, um den Verirrungen der Künstler gegenüber die besseren Maximen zu vertreten, die richtigeren Wege zu weisen und erscheint so erst recht als ein Seitenstück zu Lessings Laokoon [2]).

In Herders Theorie ist aber weiter erst jetzt der Gedanke hineingearbeitet, daß die Plastik im Körperlichen die Seele darzustellen habe, — dieser Gedanke, der sich ihm erst nach der Niederschrift des Vierten Wäldchens entwickelt hatte. Er suchte, wie er nach Vollendung der „Plastik“ an Lavater schreibt, darzulegen, daß „von Menschengestalt und Geistesform in derselben sich Alles her-

[1]) Vgl. Bd. I, S. 253 ff. u. S. 349.

[2]) Vgl. Bd. I, 247. 255. Zu bedauern bleibt, daß Lessing, dem Herder die Plastik zugesandt zu haben scheint, zu tief in seinen theologischen Streitigkeiten steckte, als daß er sich auf die Schrift, wenn er sie überhaupt gelesen, hätte einlassen können; Lessing an Herder 25. Juni 1780.

schreibe, was wir von Schönheit unter Mond und Sonne wissen.“ Nicht unvermittelt tritt dieser neue zu dem ursprünglichen, überwiegend sensualistischen Gedanken hinzu. Ausgehend nämlich von dem Gefühl in dem engeren Verstande des Tastsinns, schreitet Herder dazu fort, das Gefühl des fremden Körpers als deutendes Gefühl, als beseelt durch das organische Gefühl unsrer eignen Leiblichkeit zu fassen. Es ist freilich ein mehr nur erschlichener Fortschritt. Denn nicht von Hause aus wird diese zwiefache Auffassung des plastischen Sinns klar ausgesprochen. Vielmehr, während anfangs, um nur allererst den gründlichen, wahrhaftigen Tastsinn von dem flächenhaften und traumartigen Gesichtssinn und damit die Sculptur von der Malerei scharf zu scheiden, das Sinnliche des Sinns hervorgehoben wird, so schlüpft allmählich die Auffassung zu der anderen, tieferen und geistigeren hinüber. Unvermerkt wird dem tastenden Finger die tastende Seele untergeschoben und, statt einfach von dem Körper, als unmittelbarem Gegenstand des Gefühls, von dem „lebendigen“ Körper gesprochen. An einem Sculpturwerk, heißt es nun, muß „nichts bloß ersehen und als Fläche behandelt, sondern vom zarten Finger des innern Sinns und harmonischen Mitgefühls durchtastet sein.“ Die dem Tastsinn nachgerühmte Solidität verwandelt sich unter der Hand in die tiefdringende Innigkeit eines geistigen Gefühls; nur „innere Sympathie“, so wird uns gesagt, „d. i. Gefühl und Versetzung unsres ganzen menschlichen Ichs in die durchtastete Gestalt ist Lehrerin und Handhabe der Schönheit“ — und dem Schüler der Kunst wird demzufolge die Weisung gegeben, jeder Form gegenüber „den Finger seines inneren Sinns anzulegen, um nach Gestalt des Geistes in dieser Form zu tappen.“

So hängt unzweifelhaft den Herderschen Auseinandersetzungen eine nicht wegzuleugnende Unklarheit, es hängt ihnen dieselbe Zweideutigkeit an, welche die Sprache selbst in das Wort Gefühl gelegt hat. Nicht sowohl vermittelt als vermischt sind die beiden Gesichtspunkte, von denen der eine, wie es in den älteren Papieren heißt, die „Illusion der Statue nach dem Fleisch“, der andre die „Illusion der Statue nach dem Geist“ ins Licht setzt. Ja, man mag in diesem Doppelansatz unsres Aesthetikers Bestätigung der Ueberzeugung finden, daß gerade er für Genuß und Würdigung der plastischen Kunst keineswegs specifisch begabt war. In der That, es war nicht Bescheidenheit und auch nicht Ironie, wenn er dem Züricher Physiognomen gegenüber gestand, daß er ein flüchtiges Auge und ein ungewisses inneres Fassungsvermögen für Gestalten habe. Darum eben, seiner mangelnden Sinnlichkeit und seiner allzu geistigen Fühlbarkeit wegen, steifte er sich einerseits auf die Gründlichkeit und Körperlichkeit des Tastsinns, verwandelte er andrerseits diese Körperlichkeit in die sublimste Innerlichkeit. In diese beiden Extreme zersetzte sich ihm angesichts der Welt sinnlich plastischer Formen jene begeisterungsvolle Reizbarkeit und Empfindungswärme, mit der er Erzeugnisse der Dichtkunst wie kein Zweiter aufzufassen und nachzubilden im Stande war.

In genialer Weise nichtsdestoweniger wird er über diesen Mangel Herr. Für ihn selbst geht die von entgegengesetzten Punkten unternommene Erklärung der plastischen Schönheit in dem Einen, auch später, bis zur Kalligone hin, von ihm festgehaltenen Satze zusammen, daß jede Schönheitsform am menschlichen Körper „eigentlich nur Form der Gesundheit, des Lebens, der Kraft, des Wohlseins in jedem Gliede dieses kunstvollen Geschöpfes", daß „Schönheit nur die Bedeutung innerer Vollkommenheit" sei. Von exacter Analyse ausgehend, gelangt er, von den tieferen Bedürfnissen seiner Natur getragen, zu einer synthetischen Anschauung des Wesens des Schönen, von empirisch beschränkten zu idealistisch weiten Begriffen. Das Mechanische und das Geistige, das Aeußerlichste und das Innerlichste geht ihm ineinander über; er glaubt aussprechen zu dürfen, daß „die ewigen Gesetze der menschlichen Schönheit metaphysisch und physisch, moralisch und plastisch völlig dieselben sind."

Aber nicht nur, daß diese Auffassung für die geniale Energie seines combinirenden Geistes Zeugniß ablegt: auch die Sache selbst rückt dadurch in die wechselvollste und fruchtbarste Beleuchtung. Den Irrthümern der damaligen Kunsttheorie und Kunstübung, den malerischen Intentionen eines Falconet und Canova, der zu Effecten der Bildnerei hinstrebenden Manier eines Füßli und David gegenüber[1]) war es vom höchsten Werthe, scharf und sogar schroff das Gebiet des Malerischen von dem des Plastischen zu scheiden und jedem seine eigenthümlichen Beschränkungen und wieder seine eigenthümlichen Freiheiten auszumitteln. Es verdient die vollste Anerkennung, daß so die Landschaftsmalerei wieder in ihrer selbständigen Berechtigung begriffen, die Uebergriffe der einen in die andre Kunst nach den verschiedensten Seiten hin zurückgewiesen wurden. Nicht ohne Einseitigkeit und Härte. Gezwungen zum mindesten ist der Versuch, die sogenannten nassen Gewänder der griechischen Statuen aus dem Princip des Tastsinns als einen Kunstgriff, „den tastenden Finger zu betrügen", ableiten zu wollen, während gerade hier der Bildhauer offenbar und erlaubter Weise auf den malerischen Trug des Auges — nicht, wie Herder es darstellt, in zweiter, sondern in erster Linie rechnet. Nicht ohne Einschränkung ist es wahr, daß nur die Formen der Malerei mit Geschichte, Menschenart und Sitten sich wandeln, die Gestalten der Sculptur dagegen einförmig, ewig, nicht mit Völkern und Zeiten wechselnd seien. Eben diese Einseitigkeiten jedoch empfangen sofort durch den mit dem dritten Abschnitt unsrer Schrift in den Vordergrund tretenden Gesichtspunkt des nicht bloß tastenden, sondern deutenden Gefühls ihre Correctur. Es ist — wie kühn immer mit dem Frü-

[1]) Diese Bezüge auf die zeitgenössische Kunstrichtung sind treffend hervorgehoben worden von Ad. Schöll in dem schon früher angeführten Aufsatz des Weimarischen Herderalbums: „Herders Verdienst um Würdigung der Antike und der bildenden Kunst", welcher vorzugsweise bei der „Plastik" verweilt und von deren Inhalt eine musterhafte Analyse giebt.

heren vermittelt — ein zweites Hauptverdienst unsrer Schrift, dem Formalismus der Kunst, der gemeinsamen Wurzel aller übrigen Verirrungen, den Krieg erklärt zu haben. Daß das Erstorbene wieder lebendig werde, dahin richteten sich die Bestrebungen Herders auf allen Gebieten. Den Abstractionen einer bloß rechnenden Philosophie, den hohlen Formeln der Orthodoxie wie den Oberflächlichkeiten der Verstandestheologie, dem Mechanismus des Staatslebens, der nachahmenden und der todten Letternpoesie, der sich selbst zum Zweck habenden Aufklärerei des Jahrhunderts setzt er die Forderung des Concreten, des Innerlichen, des Bedeutenden, des Kraft- und Gehaltvollen entgegen. Desgleichen auf dem Gebiete der Kunst. Er zeigt, daß die Hogarthsche Schönheitslinie für sich, ohne Bezug auf ein dem Gefühl sich ankündigendes Leben, lediglich nichts sei. Er wird zum geistvollen Ausleger der menschlichen Leiblichkeit nach allen ihren Theilen und Formen und weiter nach deren Erscheinung in Bewegung und Handlung, er weist die zweckvolle Schönheit jedes Gliedes nach, wie es ruhend und bewegt zu uns spricht, wie es schön ist nach seiner organischen Architektonik, schön nach der darauf ruhenden Statik und Dynamik. Eine Fülle der geist- und witzreichsten Aperçüs wird über den Leser ausgeschüttet. Nichts kann treffender sein als die Bemerkungen, die über das „leere Nichts" der Silhouette und den mit diesen Schattenbildern von stümpernden Physiognomen getriebenen Mißbrauch gemacht werden. Es ist die beherzigenswertheste Anwendung des Princips der Individualität auf die Plastik, wenn auch für sie, im Hinweis auf die Götterplastik der Griechen, individuelle Bestimmtheit für jeden Charakter, jede Form und jede Stellung gefordert wird. Es sind nicht ohne Bitterkeit gesagte Wahrheiten, wenn im Zusammenhang damit die Unverträglichkeit unsrer naturentfremdeten Bildung mit einer Kunst ins Licht gesetzt wird, die in Griechenland aus der Jugendlust eines natureinigen Volkes unter der Gunst der Sitten und aller Verhältnisse des umgebenden Lebens erwuchs. Vortrefflich endlich im letzten Abschnitt die Entscheidung über die Frage, wie weit die bildende Kunst allegorisiren dürfe, die Ablehnung der in der Zeit üblichen Verirrung, Abstracta statt Personen zu bilden. Im Uebrigen ist es dieser letzte Abschnitt mit seinem Nachtrag allgemeiner kunstgeschichtlicher Anmerkungen, der uns am meisten den Eindruck macht, daß hier nur eine schon zu lange im Pulte bewahrte Arbeit endlich zur Noth unter Dach und Fach gebracht wurde. Denn was der Verfasser jetzt leichthin von der Hand weist, — seine theoretischen Sätze durch die Geschichte der Kunst hindurchzuführen — war von dem geplanten Werke schwerlich von Hause aus ausgeschlossen.

Alles Beste, was er für jetzt zu geben hatte, enthielt die Schrift darum doch. Sie enthielt Gedanken, die vollkommen Zeit gehabt hatten, auszureifen. Leicht hat sich an diese anschließen können, was er später über einzelne archäologische oder kunsthistorische Fragen vorgebracht, was er, in Folge der italiänischen Reise, in den Humanitätsbriefen über den Cyklus der griechischen Götterge-

stalten, den „Sternkreis von Göttern und Menschen", wie es schon in der Plastik heißt, geistvoll entwickelt hat. Gerade in dieser alle seine Hauptideen ohne Beiwerk in gedrängter Vollständigkeit vortragenden Form ist das Werkchen von hinreißender Wirkung. Es hat, da der bildende Künstler unter viel stärkeren Einflüssen als unter denen des theoretischen Raisonnements steht, und da der belehrende Aesthetiker hier nicht zugleich durch Vorbilder zu wirken im Stande war, nicht in gleichem Maaße aufgeräumt und durchgeschlagen wie der Lessingsche Laokoon, wie die Herderschen Fragmente, das Erste Wäldchen oder der Ossianaufsatz auf dem Felde der Dichtung: dem inneren Gehalte nach steht es mit den letztgenannten, überhaupt mit den eigenthümlichsten Offenbarungen des Herderschen Geistes in gleichem Range; es ist kein schlechtes Zeugniß für seinen Werth, daß es A. W. Schlegel für seine Lieblingsschrift unter allen Herderschen erklärte, während Joh. v. Müller es „ein herrliches Büchlein voll Anschauung und Umfassung — seiner besten Schriften eine" nannte. Durchgearbeiteter und weniger hingeworfen als die Ossianbriefe, hat es doch noch den ganzen Reiz jener jugendlichen Frische, jener sich oft überstürzenden Ideenfülle, jener reich fließenden und doch nicht lästigen Beredsamkeit, die in dem Mannesalter Herders vor der zunehmenden Formensorgfalt wich. Die Schrift ist, namentlich in ihrer zweiten, weniger gefeilten Hälfte, voll von jenem ungenirten Kraftstil, der später kaum noch in der Hitze des Streites wiederkehrt. Von Gefühlseindrücken redend, Erscheinungen, Charaktere, Gestalten schildernd, die ihn anziehen oder anwidern, sprengt der Verfasser, auf Augenblicke wenigstens, die Fesseln des gesellschaftlich Schicklichen, um jetzt einmal mit einem derben oder cynischen Vergleich unter das Niveau der gewöhnlichen Schriftsprache herab-, jetzt wieder, vielleicht dicht daneben, mit einer edel großen, poetischen Anschauung über dies Nieveau hinauszugreifen [1]). Die Selbstherrlichkeit der idiotistischen Rede hat er sich noch nicht nehmen lassen; im Ausdruck wenigstens und in einzelnen Wortprägungen, wenn auch minder im Satzbau, läßt er sich noch frei gehen [2]). „Die Natur," sagt er auf einer der letzten Seiten der Schrift, „hasset Abstracta: sie gab nie Einem Alles und Jedem das Seinige auf die seineste Weise." Der Satz ist nicht bloß ein schönes Beispiel geistreichen Schaltens mit den Möglichkeiten der Sprache, sondern er drückt zugleich das aus, was Herder für sich in Sprache und Stil nicht minder erstrebte als er es als Gesetz der echten plastischen Kunst aussprach.

---

[1]) „Höle und Abtritt" S. 78; die „Grindköpfe mit einer Haarmütze" S. 83; das „arbeitende Kriechen auf der Brust" S. 84, die Statuen, die aufgestellt sind, „daß jeder Hund an sie pisset" mögen Proben jener Ungenirtheit sein.

[2]) Man vergl. mit den Bd. I, S. 596 Anm. 4 zusammengestellten Ausdrücken, in der Plastik: Beträumen, affenernstlich, Beigehörde (im Sinne eines anhängenden Nebenwerks), Trödelkopf, Antikennarr; hinwegantikisiren, Schaugeschöpf, Nichtohne (οὖ οὐκ ἄνευ); unüberschwungen u. A.

II.

Eine Lobschrift auf Winckelmann.

Durch Winckelmanns Schriften war dem jugendlichen Herder das Interesse für die Bildnerei gekommen; die Offenbarungen Winckelmanns über Wesen und Geschichte dieser Kunst bilden die selbstverständliche Voraussetzung der „Wahrnehmungen aus Pygmalions bildendem Traum"; überall stoßen wir auf den Namen des Verfassers der Kunstgeschichte, denn an seine Anschauungen, seine Statuenbeschreibungen, seine Erklärungen und Worte lehnen sich zustimmend, ausführend, bestreitend die Auseinandersetzungen der „Plastik" an.

Ueber Winckelmann sich zusammenhängend zu äußern, die Betrachtungen des „Wäldchens über die Kunstgeschichte" und der für die neue Auflage der Zweiten Fragmentensamlung bestimmten Abschnitte über dasselbe Thema [1]) wiederaufzunehmen, war Herder, noch ehe er an die Redaction der Plastik für den Druck ging, die lockendste Aufforderung zugekommen, und unmittelbar nachdem er diese und ihr Geschwister, die kleine erkenntnißtheoretische Schrift, ins Reine gebracht hatte, setzte er die Feder zu einem Denkmal Winckelmanns an. Der Plan dazu war der erste neue, den er in Weimar überhaupt gefaßt hatte.

Im Anschluß nämlich an die Sammlung von Kunstschätzen, welche Landgraf Friedrich II. von Hessen auf seinen Reisen zusammengebracht, hatte derselbe im April 1777 in Cassel eine Gesellschaft der Alterthümer gestiftet, deren Zweck das Studium der Alterthumswissenschaft im weitesten Umfange sein sollte [2]). Ganz zweckmäßig hatte die Gesellschaft in ihrer öffentlichen Sitzung vom 16. August 77 als erste von ihr ausgeschriebene Preisaufgabe eine Lobschrift auf Winckelmann gefordert, worin ausgeführt werden sollte, auf welchem Punkt Winckelmann die Alterthumswissenschaft vorgefunden und auf welchem er sie zurückgelassen habe [3]). Eine Aufgabe, wie gemacht für Herder! Der Entschluß, dem Manne, der doch noch etwas mehr für ihn geworden war als Abbt, ein Denkmal, einen andren Torso eines Denkmals zum wenigsten, zu errichten, war sogleich gefaßt und dem Königsberger Freunde vertraut worden,

---

[1]) S. Bd. I, S. 225 ff. u. 195 ff.; SWS. IV, 199 ff. und II, 120 ff.

[2]) Vgl. Bernhardi, Kurzer Abriß einer Geschichte der Gesellschaft der Alterthümer zu Cassel, in der Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde I. Band (Cassel, 1837) S. 1 ff.

[3]) L'Eloge de Mr. Winckelmann, dans lequel on fera entrer le point où il a trouvé la science des Antiquités, et à quel point il l'a laisseé: so der Wortlaut der Aufgabe nach dem gedruckten officiellen Ankündigungsblatt. Als Preis war eine goldne Medaille im Werthe von 400 Livres bestimmt.

der ihn lebhaft darin bestärkte[1]). Nicht vor dem April des folgenden Jahres jedoch fand er die Muße, an die Ausführung zu gehn[2]). Erst am 11. Mai befand sich die Bewerbungsschrift in den Händen des Sekretairs der Gesellschaft. Trotzdem, daß somit der für die Einlieferung bestimmte Termin des 1. Mai versäumt war, so wurde sie doch zur Concurrenz noch zugelassen. Ohne indeß die Arbeit bis zu Ende gelesen zu haben, erklärte das preisrichterliche Comité dieselbe für mittelmäßig. Eine andre Concurrenzschrift war zuerst verlesen worden und vereinigte alsbald alle Stimmen auf sich. Statt Herders trug der einzige Mitbewerber, den er gehabt hatte, der einzige, der ihm überhaupt hatte gefährlich werden können, — sein Freund Heyne den ansehnlichen Preis davon[3]).

Die Heynesche Abhandlung, sogleich in einer zwiefachen Ausgabe nach ihrem deutschen Text, zwei Jahre später in französischer Uebersetzung in dem ersten und einzigen Bande der Mémoires de la société des Antiquités de Cassel gedruckt[4]), ist den Männern des Fachs nicht unbekannt. Sie hält sich streng an die gestellte Aufgabe. Nachdem sie gezeigt, in wie hohem Maaße die äußeren und inneren Erfordernisse zu einem erfolgreichen Studium des Alterthums sich bei Winckelmann zusammengefunden, schildert sie den ungenügenden Zustand der Alterthumswissenschaft bis auf ihn, der zuerst, nächst dem Grafen Caylus, dieselbe in ihren rechten Kanal, in das Studium der Kunst geleitet und in seinem großen Hauptwerke zuerst den Blick auf den ganzen Umfang der Kunst eröffnet habe. Der Hervorhebung dieser Verdienste treten alsbald kritische Bemerkungen über die Schwächen namentlich der späteren Winckelmannschen Schriften zur Seite, und so endet die Abhandlung mit einer Aufzählung dessen, was der jungen Wissenschaft fernerhin Noth thue. Man sieht, der Lobredner fühlt sich dem großen Bahnbrecher bereits um mehrere Schritte voraus; und wenn er als nächste Aufgaben eine Kritik der Winckel-

---

[1]) In Hamanns Antwort auf Herders, ihm am 4. Sept. zugekommenen, also Ende August geschriebenen Brief (vom 8.—13. Oct. 1777, Schr. V, 253 ff. 256): „Ich wünschte meinem kleinen Pathen den Preis und Winckelmann etwas mehr als einen Torso, kein Fragment, sondern ein Exegi perennius et altius Ihrer deutschen Muse.“ (So nach dem im Druck nur unvollständig wiedergegebenen Original).

[2]) Herder an Hamann, 20. März 1778 (so im Original das Datum des Briefs in Ham. Schr. V, 282 ff.): „An Winckelmann habe ich noch nicht denken können.“ — Eine spätere Erwähnung der Sache nach erfolgter Preisvertheilung findet sich nur in den im Druck weggelassenen Worten des Hamannschen Briefs an Herder vom 25. Nov. 1778: „Haben Sie zum Casselschen Prämio nicht mit concurrirt?“

[3]) Die obigen Angaben nach den Akten der Gesellschaft. Der in der Comité-Sitzung vom 3. Juli 1778 der Heyneschen Arbeit zuerkannte Preis wurde in öffentlicher Sitzung vom 15. August verkündet und die Arbeit zum zweiten Male vorgelesen.

[4]) Lobschrift auf Winckelmann von Chr. Gottl. Heyne ꝛc., welche bei der Hessen-Casselischen Gesellschaft ꝛc. Cassel, 1778. 21 S. 4to. In Titel und Text mit diesem Druck ganz übereinstimmend der andre, Leipzig bei Weygand, 36 S. 8vo in demselben Jahre erschienen. Die französische Uebersetzung in den Mémoires T. I, 1780 S. 1—26.

mannschen Kunstgeschichte, ein Repertorium von allen Antiken, eine Anleitung zum Studium des Alterthums und eine zweckmäßige Behandlung der Hülfswissenschaften, vor Allem ein gutes Buch über die Mythologie der Alten bezeichnet — wer könnte diese verständigen Forderungen lesen, ohne sich zu erinnern, daß der gelehrte Mann sich selbst in dieser Richtung wesentlich verdient gemacht habe, und ohne den Eindruck zu bekommen, daß er sich dessen reichlich bewußt gewesen?

Alles in Allem: wie sachgemäß, wie richtig, wie unanfechtbar — die Abhandlung ist doch mehr ein Schulmeister- als ein Meisterwerk. Sie erscheint bis zur Dürftigkeit nüchtern, bis zur Armseligkeit matt im Vergleich mit der schönen und warmen Herderschen Lobrede.

Denn auch diese mit dem Titel „Denkmal Johann Wickelmanns; demselben vor der fürstlichen Akademie der Alterthümer zu Cassel bei Anlaß der ersten Preisaufgabe im Jahre 1777 errichtet", liegt in ihrem vollen Umfange, sie liegt seit Jahr und Tag gedruckt vor [1]) und wird ohne Zweifel auch in der neuen kritischen Ausgabe der Werke Herders einen Platz erhalten. Sie verdient denselben gleich sehr ihres Inhalts wie ihrer Form wegen, ebensowohl als die erste bedeutende Würdigung Winckelmanns wie als glänzendes Zeugniß der Geisteskraft ihres Verfassers. Geschah es aus freundschaftlicher Rücksicht auf den glücklicheren Nebenbuhler, geschah es im Gefühl beschämten Stolzes — genug Herder hat selbst die Abhandlung wenigstens zu halber Verborgenheit verurtheilt. Nur einen noch immer erfreulichen, aber doch nur leichten Abhub ihres Inhalts brachte er — von anderweitiger Verwendung einzelner Partien abgesehen — in jenem kurzen Aufsatz über Winckelmann, den er nebst einem noch anspruchsloseren über Sulzer dem köstlichen Denkmal auf Lessing im Teutschen Merkur im Jahre 1781 zugesellte. Eben zu diesem bildet das „Denkmal Joh. Winckelmanns" ein vollkommen ebenbürtiges Seitenstück.

---

[1]) „Denkmal Johann Winckelmanns. Eine ungekrönte Preisschrift Joh. Gottfr. Herders aus dem Jahre 1778. Nach der Casseler Handschrift zum ersten Male herausgegeben und mit litterarhistorischer Einleitung versehen von Dr. Albert Duncker, Erstem Bibliothekar der Ständischen Landesbibliothek zu Cassel. Cassel, 1882." Auf welche Veranlassung der Herausgeber das von Herders eigner Hand geschriebene Manuscript, 36 Bl. 4to., unter mehreren noch erhaltenen ungedruckten Abhandlungen der Gesellschaft wiederaufgefunden, erzählt er selbst in der Einleitung. Ebendort die Mittheilungen aus den Akten, die ich, dank der Gefälligkeit des Herausgebers, schon vor der Veröffentlichung benutzen durfte. Längst vor der Auffindung der Casseler Handschrift lag denen, welche den handschriftlichen Nachlaß Herders kannten, eine, wie nun die Vergleichung zeigte, wörtliche, jedoch die Anmerkungen und Citate unter dem Text und die ersten Seiten nicht enthaltende, von einer fremden Hand gefertigte Abschrift der Abhandlung, sowie Herders eigenhändiger ziemlich ausführlicher Entwurf des Ganzen, an dem indeß die Schlußblätter fehlen, vor. Genaueres darüber einstweilen in Suphans Aufsatz „Eine klassische Lobschrift auf Winckelmann", Preuß. Jahrbb. L, 6, 593 ff. und in der Besprechung der Dunckerschen Publication von E. Naumann, Anzeiger für deutsches Alterthum 1883, S. 195 ff.

Wie es nichtsdestoweniger gekommen, daß vor dem Richterstuhl der Casseler Brabeuten die bedeutendere gegen die unbedeutendere Abhandlung unterlag, ist bei und seit der Veröffentlichung des „Denkmals“ lebhaft erörtert worden. Die Vermuthung zunächst, daß man in der zuerst eingelieferten und von Anfang bis zu Ende gelesenen Abhandlung alsbald den Göttinger Philologen erkannte und damit von vorn herein unter dem Vorurtheil für eine berühmte Autorität stand, ist gewiß nicht von der Hand zu weisen. Aber es verhalte sich damit wie es wolle: auch an sich war ja die Heynesche Schrift bei Weitem mehr im Sinne und nach dem Geschmack der Casseler Preisrichter als die Herdersche. Die eigne Mediocrität der Herren fällte das Urtheil, daß die letztere médiocre sei. Mittelmäßig erschien sie ihnen gerade deshalb, weil sie die gestellte Aufgabe — ganz ähnlich wie einst die Sprachfrage der Berliner Akademie — vertiefte, weil sie den Punkt, von dem Winckelmann ausgegangen, nicht statistisch, sondern psychologisch-genetisch, aus Winckelmanns Seele und Lebenslage, den Punkt, bei dem er stehen geblieben, in Winckelmannschem Geiste, ihn selbst durch ihn selbst kritisirend, zu bezeichnen suchte. Wie viel genauer hatte sich doch der andere Autor an die Frage gehalten, wie viel bestimmter von der Archäologie vor und nach Winckelmann, wie viel mehr als Gelehrter und zu alle dem in einer wie viel gemächlicheren, planeren, von aller unnöthigen Begeisterung freien Sprache geredet! Und noch etwas Anderes kam dazu. Die société des Antiquités verrieth in ihrem ganzen Zuschnitt die Vorliebe für französischen Geist, französische Sprache und Litteratur, die an dem Hofe zu Cassel so ausschließlich wie an dem zu Berlin und Potsdam herrschte. Es verstand sich von selbst, daß ihre Geschäftssprache die französische war, die einzige, die den vornehmen Herren, den Hofleuten, welche den ersten Stamm der Gesellschaft zufolge landgräflicher Ernennung bildeten, geläufig war. Ausdrücklich bestimmten die Statuten, daß die Arbeiten der Gesellschaft in französischer Sprache veröffentlicht werden würden. Den Vorsitz hatte der durchlauchtige Stifter sich selbst vorbehalten; als beständiger Sekretair aber fungirte ein französischer homme de lettres, der unwissende und dünkelhafte Günstling des Landgrafen, der Marquis de Luchet [1]). Ihm zum mindesten mußte das „Denkmal Winckelmanns“ wie eine Satire auf die französische Etikette der Akademie erscheinen, die ihm unfehlbar mehr am Herzen lag als die Ehre Winckelmanns und mehr als die Förderung der Archäologie. „Zuvörderst,“ so begann die Schrift, „erbitte ich mir die Freiheit, als Deutscher über Winckelmann deutsch schreiben zu dürfen. Winckelmann war ein Deutscher und bliebs selbst in Rom: er schrieb seine Schriften auch in Italien deutsch und für Deutschland, nährte die Liebe zu seinen Landsleuten und zu seinem Vaterlande auch in jener Ferne; schien endlich nicht

---

[1]) Vgl. außer Bernhardi a. a. O. die Lebensbeschreibung de Luchets in Strieders Hessischer Gelehrten-Geschichte, Bd. VIII, S. 117.

sterben zu können oder zu sollen, bis er die Nation wiedergesehen, die sich im Grunde so wenig um ihn bekümmert hatte. Er ist in der Zahl der Wenigen, die den deutschen Namen auch in Gegenden schätzbar gemacht, wo man ihn sonst unter dem Namen der Gothen zu begreifen gewohnt ist, und machte sich eine Schmeichelei daraus, mit Mengs und Wille in dieser kleinen Anzahl zu stehen. Die Schreibart dieser Schriften wird bleiben, so lange die deutsche Sprache dauert; ein großer Theil ihres Inhalts und ihr Geist wird sie überleben — warum sollte also Winckelmann, wie ers im Leben war, auch noch nach seinem Tode verbannt werden, und vor einem deutschen Fürsten, mitten in seinem Vaterlande, im Kreise der ersten Akademie, die seinem Studium in Deutschland gestiftet worden, eine Lobrede in fremder Sprache und nach einer Weise erhalten müssen, die ihm im Leben nicht die liebste war? Ich schreibe deutsch. Verdients meine Schrift, so werde sie übersetzt[1]); wo nicht, so bleibe und daure sie, ein deutsches Denkmal, ein roher, ungebildeter Stein mit Winckelmanns Namen beschrieben und wie ein einsamer Grabhügel, dem Andenken eines Helden heilig." Und aus der Fassung der gestellten Aufgabe leitet er sofort die Freiheit her, sich des Tones jener Eloges, wie sie bei unsern Nachbarn üblich seien, zu enthalten. Aufs Bitterste hechelt er diese Manier durch, zu der es ausreiche, „eine Anzahl Redensarten im Vorrath zu haben und sie hervorwürfeln zu können, daß sie sich in eine Spitze endigen" — eine Manier, die, meint er, für Winckelmann noch in seiner Asche schimpflich sein würde, da gerade er diese Pointen bis auf den Tod gehaßt habe.

Es ist ganz gewiß ein Irrthum, anzunehmen, daß Herder von der Rolle, die Luchet in Cassel spielte, und wie sehr durch ihn das dortige „französische Uebel" verstärkt worden, nichts gewußt habe. Ein Irrthum ganz gewiß auch, anzunehmen, daß es ihm, da er sich also mit Bewußtsein zu dem französischen Geist der Gesellschaft in Opposition, und zu der Fassung der Aufgabe in das freieste Verhältniß setzte, um eine Preisbewerbung ernstlich gar nicht zu thun gewesen sei[2]). Weder der Preis noch die Ehre war ihm gleichgültig. Aber hier so wenig wie bei seinen sonstigen Bewerbungsschriften speculirte er kleinlich nach demüthiger Candidatenweise auf die Schwächen der Herren Akademiker. Er accomodirte sich wohl ein wenig, aber in der Hauptsache war noch immer sein Geist mit seiner Klugheit durchgegangen. Er sagte, was er zu sagen hatte, gleich fern von herausforderndem Uebermuth wie von berechnendem Kleinmuth. Er „rannte immer nur zum Ziele" — wie er in einem drei Jahre späteren Briefe an Heyne sagt — „wie Andre spielen oder auf

---

[1]) Das Preisausschreiben enthielt in Betreff der geforderten Lobschrift die Bestimmung: „il peut être écrit en Français, en Allemand, en Italien ou en Latin, mais il ne sera imprimé qu'en Français" — welche letztere Clausel übrigens schon bei dem nächstjährigen Preisausschreiben fallen gelassen wurde.

[2]) Ersteres ist die Meinung Dunckers a. a. O. S. xxv, Letzteres die Meinung Naumanns a. a. O. S. 198 ff.

die Jagd gehn[1]). Die Aussicht auf den Erfolg war ihm ein Reiz mehr, der aber, während er an der Arbeit war, weit überwogen wurde durch das Interesse an dem Gegenstande, der Herausstellung seiner Gesichtspunkte, dem Erguß seiner Gedanken und Empfindungen. So stand ihm auch diesmal die Akademie und deren goldne Medaille in zweiter, seine Liebe für Winckelmann und die Absicht, demselben nach eignem Gefühl und Verständniß ein würdiges Denkmal zu setzen, in erster Linie. Es fiel ihm nicht ein, freiwillig im Voraus auf den Preis zu verzichten, aber ebensowenig hätte ihn irgend ein Preis der Welt dahin gebracht, ein seichtes französisches Eloge statt eines gründlichen deutschen Denkmals zu liefern; auch der Titel der Schrift bedeutet keinen Verzicht: er ist nur ein stolz bescheidnes Bekenntniß, daß es ihm rein und ganz um die Ehre seines großen Landsmanns zu thun ist.

Wie kein Zweiter fühlt er sich dazu den Beruf. Denn nun erzählt er die Geschichte seines Verhältnisses zu Winckelmann. „Die Ausgabe seiner Schriften traf wie auf einen schönen Zeitpunkt der Litteratur Deutschlands, so auch auf einen schönen und freien Zeitraum meines Lebens. Ich las sie mit der jugendlichen Empfindung eines heitern Morgens, wie den Brief einer Braut von fern her, aus einer verlebten glücklichen Zeit, aus einem glücklichen Himmelsstriche[2])". Was ihm später als Anmerkung aufs Papier geflossen, habe Jahre lang gelegen — er habe dann auf die angekündigten nachgelassenen Schriften Winckelmanns gewartet — bis ihn die Studien beinahe verlassen, „die damals Gespielinnen meiner Ruhe, meiner Zerstreuungen und Reisen waren. Die Aufgabe der Akademie macht mir Muth, die Bilder voriger Jahre zurückzurufen und meine Papiere darüber zu sammeln."

Wir kennen diese Papiere von früher her und kennen eben damit einen guten Theil des Inhalts der Lobschrift. Eine Charakteristik des Menschen Winckelmann, die sich einstweilen nur erst auf den ersten Band der Daßdorfschen Briefsammlung stützen konnte, bildet den Eingang. Der Lobredner hebt den edlen Stolz des Mannes, sein unbefriedigtes, aber auch unauslöschliches Gefühl für Freiheit und Freundschaft, vor Allem, im Contrast zu unsrer modernen Aus-

---

[1]) Dieser ungedruckte Brief vom 23. Juli 1781 (der mit noch zwei anderen vom Sept. 77 und 12. Januar 78 die Lücke in der gedruckten Correspondenz zwischen März 76 und März 82 ausfüllt), ist einer der Beweise, daß Herder einem solchen Mitbewerber unterlegen zu sein, ohne Bitterkeit ertrug. Eben Heyne zieht er zu Rathe, ihm vielleicht eine „hülfliche Gelegenheit" zu zeigen, seine gewonnenen Preismedaillen zu versilbern. Man liest die Worte nicht ohne peinliche Theilnahme: „Die Münzen liegen nun da und helfen mir nichts; die Lorbeerkränze auf ihnen noch minder. Meine Jungen haben sich satt an ihnen gesehen und ich möchte Geld statt ihrer." Vielleicht in Cassel oder sonst sei etwa damit anzukommen. — Die Frage, ob und welche Schuld Heyne daran habe, daß die Lobschrift auf Winckelmann in die SW. keine Aufnahme gefunden, ist für den Biographen Herders ohne Interesse. Ich bin, Alles erwogen, geneigt, den Freund Herders von jeder auf kleinliche Eifersucht zurückweisenden Schuld dabei freizusprechen.

[2]) Man vergl. Bd. I, S. 232.

breitung auf Alles, seinen ganz auf die Einfalt und den Geist der Alten gerichteten Sinn als den Punkt hervor, von dem er in seiner Seele ausgegangen und auf den er immer zurückgekommen sei. Er kann von Winckelmanns Armuth und Mäßigkeit nicht reden ohne bitteren Unmuths der Achtlosigkeit unsrer Nation gegen die Bedürfnisse ihrer besten Köpfe zu gedenken. Er sieht sich demnächst vor die schwierige Frage gestellt, die zu lösen neuerdings eine der wichtigsten Aufgaben der Justischen Winckelmann-Biographie gewesen ist: was es eigentlich war, was Winckelmanns Neigung entscheidend und fürs Leben auf die Kunst des Alterthums fixirte? Doch wohl nichts Andres, lautet die zutreffende Antwort, als die Antikensammlung Dresdens und die Werkstätte Oesers. Denn „aus unsrem übrigen Leben ist der Geist der Alten so fern weg, aus unsren Geschäften, Facultäten und Professionen, selbst aus Schulen und Bibliotheken so sehr entflohen, daß vielleicht einzig das stille Kunstbild, das aus der alten Zeit, der Sündfluth der Jahrhunderte entronnen, noch ganz und treu und einfältig dasteht, oder etwa mit ihm die stille Werkstätte eines Künstlers, der an Geist, Sitte und Arbeit noch ganz im Alterthum lebt — daß vielleicht diese allein eine nach dem Gefühl der Griechen dürstende Seele fassen, umfangen und ihr in ihrem schwärmendsten Fluge einen Schwungraum verschaffen könnten, wo nichts sie hindert und zurückstößt auf unsere unantike, nagelneue Erde.“ Alsbald bringt dies den Verfasser auf jenes Geschlecht von Kunstschwätzern, das, fern von aller Kunst und von allen Künstlern, in Winckelmanns Nachtrab gewesen, und dies wieder auf eine längere episodische Vertheidigung Winckelmanns gegen den Vorwurf des Franzosen Falconet in seiner Schrift über eine Statue Mark Aurels: über Kunst zu schreiben hätte sich der gelehrte Mann nicht unterfangen sollen; Niemand als ein Künstler habe das Recht dazu. Der Vertheidigung folgt die positive Vorführung des von Winckelmann Erstrebten und Geleisteten. Sie knüpft sich an die Reihenfolge seiner Schriften. Mit einer gewissen freudigen Andacht und Bewunderung wird die Dresdener Erstlingsschrift von der Nachahmung der griechischen Werke, diese Schrift voll blühenden Jugendgeistes, als die Knospe gepriesen, in der aller Geist, alle Gedanken, selbst auch die Sonderbarkeiten und Mängel von Winckelmanns späteren Werken, der ganze Umriß seiner Seele und seines Lebens bereits enthalten gewesen. Wir begleiten mit Herder Winckelmann nach Rom. Es ist zuerst die Rede von jenen herrlichen Beschreibungen, „schönen Resten“, wie Herder sagt, „von dem überspannten ersten Anblick der Statuen selbst“, und hier wirft der Lobredner einmal eine bescheidene Einwendung, eine Muthmaaßung dazwischen. Sie betrifft den Belvederischen Apollo. Sollte es wirklich Apollo sein, wie er vom Siege Pythons wiederkömmt? Die Schlange vielmehr, die am Sturz liegt, ist nichts als ein Nebenwerk, das bekannte Sinnbild Apollos; der ganze Stand der Statue, der Köcher auf der Schulter — genug, es ist der zürnende, gleich der Nacht schreitende, die tödtlichen Pfeile unter die Achäer

sendende Gott aus dem Ersten Gesange der Ilias[1]). Winckelmann trug sich mit der Idee eines großen beschreibenden Werks über sämmtliche antike Bildwerke: sein Lobredner setzt an die Stelle dieser Idee das Desiderium eines mehr historischen und kritischen, nach den Gegenständen geordneten „catalogus realis der Kunst des Alterthums". Neben den übrigen kleineren Schriften Winckelmanns läßt er sodann der Abhandlung von der Fähigkeit das Schöne in der Kunst zu empfinden, volle Gerechtigkeit widerfahren und rühmt bei dieser Gelegenheit die damalige Epoche, in der von so vielen Seiten her die philosophische Untersuchung über das Wesen des Schönen in Angriff genommen worden sei. Er kömmt endlich auf das Hauptwerk, die Kunstgeschichte. Und wie hoch weiß er das kühne Werk durch Veranschaulichung der Schwierigkeit der Aufgabe, unter Abweisung aller kleinlichen Bekrittelung, zu heben! Nur ganz bescheiden, auf der Spur des großen Vorgängers, dicht hinter ihm, will er zeigen, „was noch nicht gethan sei, was selbst in seinen Werken, bei seiner Lage, im Gange eines so kurzen Lebens noch unvollendet bleiben müssen."

Damit sind wir bei jenen älteren Anmerkungen angelangt, welche reichlich die Probe der Horazischen neun Jahre bestanden hatten. Vielmehr aber, den ersten Satz: daß dies „mehr Lehrgebäude als Geschichte", nicht schlichte, geschweige denn vollständige Geschichte sei — diesen Satz wiederholt er jetzt beinahe nur, um vertheidigend auszuführen, daß Winckelmann das ihm und noch auf lange Zeit hin einzig Mögliche gethan, daß er, gezwungen durch die Fülle und wieder durch den Mangel der Materialien, die Sache an dem Ende angefaßt habe, an dem sie zunächst allein habe angefaßt werden können. „Idealisch" habe er sie angefaßt und so eine Kunstgeschichte „im Schattenriß allgemeiner Classen und Charaktere" geschrieben. Da erhebt sich denn nur die Frage, ob diese National- und Kunstcharaktere richtig von ihm unterschieden, ob und wie sie verbunden worden? Wir stehen bei dem zweiten Hauptsatze der älteren Herderschen Papiere: es ist nicht wahr, daß die Griechen sich ihre Kunst selbst erfunden, sondern sie waren — was sofort mit äußeren und inneren Gründen ausführlich erörtert wird — die Lehrlinge der Aegypter. Auch der dritte Satz endlich kehrt hier wieder: statt aus ihrem eignen Wesen heraus hat Winckelmann, — wie es freilich sein „Lehrgebäude" mit sich brachte — die ägyptische Kunst vom Standpunkte der griechischen Kunst aus beurtheilt; jene tritt in ein ganz andres Licht, wenn man sich die Entstehungsweise derselben historisch vergegenwärtigt, sich positiv in den Sinn eines Volkes versetzt, das „in Statuen nur ein versteintes ruhiges Reich der Todten erblicken wollte."

---

[1]) Im Entwurf der Lobschrift wird an dieser Stelle noch der Deutung des Torso des Herkules auf den vergötterten Helden, welche auch die „Plastik" nur einen schönen Traum nennt (S. 76), die andre entgegengestellt, es möge vielmehr der jugendliche, vor der Wollust und der Tugend sich für die letztere entscheidende Herkules sein. Mitgetheilt von Naumann a. a. O. S. 202.

Mit einer kurzen Bestreitung der Winckelmannschen Deutung des Antinous auf den Meleager [1]) wendet sich die Lobschrift zu dem „Versuch über die Allegorie", geht rasch über die Monumenti inediti hinweg und verweilt zuletzt in feierlich wehmüthiger Betrachtung bei den ergreifenden Umständen seines schicksalvollen Todes. Diese Schlußpartien sind in der Hauptsache, wenn auch in verkürzter Form, in den Merkuraufsatz übergegangen. Nur Zweierlei ist bei dieser Verkürzung verloren gegangen. Noch einmal kömmt der Verfasser der Preisschrift darauf zu sprechen, was Winckelmanns Erscheinung für ihn selbst gewesen; er macht die Akademie, die seine Rede nicht hörte, zum Vertrauten des Gefühls, in dem er einst jene Ode auf seinen Landsmann, den in den Kreis der Götter Entrückten, gedichtet hatte. Er thut es, indem er ihn selbst apostrophirt. „Nicht dichterisch, sondern menschlich weinte ich um dich, da ich von deinem Tode hörte, eine Thräne der Jugend, voll Dank und Liebe für die schönen Stunden und süßen Träume und Bilder, die mir deine Schriften geschenkt hatten, und mein thörichter jugendlicher Geist umfaßte den Fliehenden und rang ihm nach in jene schönen Thäler mehr als griechischer Himmelsjugend, Liebe und Schönheit." — — Und zweitens. An die Hoffnung, daß die litterarischen Reste Winckelmanns gesammelt werden und daß auf der von ihm eröffneten Bahn Andre berichtigend weiterschreiten möchten, wie Lessing und Heyne damit den Anfang gemacht, knüpft die letzte Seite der Lobschrift den noch höheren Wunsch, daß der Geist Winckelmanns sich auf einen Künstler senke, der dessen Theorie zur That mache; denn „die gefühlvollste Theorie des Schönen, auch mit Einfalt, Würde und Kunst der Alten vorgetragen, ist nur Wink auf den, der kommen soll, den neuen Raphael und Angelo der Deutschen, der uns griechische Menschen und griechische Kunst schaffe." —

Möge es Entschuldigung finden, daß wir auch in Mittheilung wörtlicher Proben aus der ja nun Jedermann zugänglich gewordenen Schrift nicht sparsam gewesen sind. Das macht: auch nach ihrer Veröffentlichung hat sie für uns etwas von dem Reiz behalten, den sie auf uns ausübte, als wir sie zuerst als ein Anekdoton lasen. Ihr innerer Werth, die Anziehungskraft, die sie auf jeden Leser üben muß, der nur nicht gerade mit den Augen der Mitglieder der Casselschen Gesellschaft der Alterthümer liest, ist davon unabhängig. „Eine klassische Lobschrift" — immerhin! Nach Herders eignem Sprachgebrauch möchten wir sie lieber eine durchaus idiotistische nennen. Niemand wird sich des Eindrucks erwehren, daß hier ein Hauch jugendlicher Frische und Begeisterung weht wie nur in den frühsten und schönsten der Herderschen Schriften, während zugleich diese Jugendlichkeit ein Gegengewicht erhält durch einen Nachhall der würdevoll männlichen Haltung, der Einfachheit und Gediegenheit Winckelmannscher Beredsamkeit.

---

[1]) Sie findet sich im Entwurf schon früher an eben der Stelle, welche es mit dem Torso des Herkules zu thun hat.

III.

Das Hohelied Salomonis.

So ganz wie in dem „Denkmal Winckelmanns" hatte sich denn doch in der „Plastik" die Betrachtungsweise Herders nicht in der Sphäre des antiken Geistes gehalten. Eine bisher noch nicht erwähnte Eigenthümlichkeit der letzteren Schrift besteht in den zahlreichen Beziehungen, die der Verfasser, in seiner Beschreibung und Ausdeutung der menschlichen Leiblichkeit, auf biblische Vorstellungen, namentlich auf die poetischen Anschauungen des Hohenliedes nimmt. Wie sich in jener Beschreibung und Ausdeutung das poetische mit dem plastischen Gefühl kreuzt, so mischt sich, etwas fremdartig, in den Enthusiasmus für die Darstellung der menschlichen Gestalt durch die griechische Bildnerei der Geschmack an der Auffassung jener Gestalt durch die dichterische Phantasie der Hebräer. Griechisches und Morgenländisches, wie verschieden immer, befreundet sich eben in diesem Geiste. Weit auseinanderliegende Anschauungsformen und Gedankenmassen liegen darin dicht nebeneinander, und wie daher selbst in die Aelteste Urkunde Aperçüs aus der „Plastik", so ragen in die „Plastik" Erinnerungen an die Sprache und Denkweise der Bibel, zumal des Buches hinein, welches ihn jetzt nicht zuerst, aber jetzt wieder lebhaft beschäftigte.

Gleichfalls in Bückeburg nämlich hatte seinen allem Dichterischen ververtrauten Sinn neben dem eigenthümlichsten der neutestamentlichen das eigenthümlichste der alttestamentlichen Bücher gereizt, dasjenige, das eben um seiner poetischen Eigenthümlichkeit willen in gleicher Weise wie jenes den ärgsten Mißhandlungen von Seiten der Ausleger ausgesetzt war. Schon am 19. October 1776 erkundigt sich Lavater bei ihm nach seinem Hohenliede, worüber ihm also Herder zuvor eine Andeutung gemacht haben muß. In eben diese, in die Westfälische Zeit, weisen die Worte über die kleine auf das Hohelied bezügliche Schrift in den Theologischen Briefen I, 196[1]), ja ausdrücklich sagt eine Anmerkung zu dieser Stelle in der zweiten Auflage der Briefe[2]), das Buch sei einige Jahre früher als es gedruckt ward, geschrieben. Das geschriebene in der That wurde schon im April 1777 von Goethe gelesen und von diesem Frau von Stein mitgetheilt. Gedruckt schickt dann der Verfasser das Büchlein, das somit gleichfalls zu den „mitgebrachten Penaten" gehört, am 3. November 1778 seinem Gleim zu, und am 26. December gehen die „Lieder der Liebe, von einem weisen König gesungen und einem weisen Mann commentirt," aus Goethes Hand in die seiner Freundin über[3]).

---

[1]) „Was ich vor fünf oder mehreren Jahren davon (von dem Hohenliede) gehalten, mögen Sie in den Liedern der Liebe lesen."

[2]) I, 175; SWS. X, 132.

[3]) Goethes Briefe an Frau von Stein I, 94 und 191; C, I, 54.

Der Titel des Buches: „Lieder der Liebe; die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande; nebst vierundvierzig alten Minneliedern“ [1]) ist, wenn man weiß, daß es sich um das Hohelied handelt, so sprechend wie möglich. Es war dem Hohenliede im Grunde noch übler ergangen als der Offenbarung Johannes'. Denn daß eine Anzahl erotischer Lieder in dem Kanon der heiligen Schriften, der von Gott inspirirten Bücher eine Stelle gefunden, war von jeher als etwas so Ungeheuerliches erschienen, daß die gewagteste Auslegung der Anerkennung dieser Thatsache vorgezogen wurde. Jede, auch die widersinnigste und geschmackloseste, war versucht worden. Hier hatte die allegorische Interpretation, die über so manchen Anstoß in den biblischen Schriften hinweghelfen müssen, ihre ausschweifendsten Orgien gefeiert. Die Liebe, von welcher diese Lieder singen, durfte nur die geistige, der Liebende sollte Jehova oder Christus, die schöne Geliebte das Volk Gottes oder die Kirche, die Gemeinde der Gläubigen sein; die „purpurnen Fäden der Lippen“ waren auf das Symbolum Nicaenum und Athanasianum, der Nabel der Braut, der wie ein runder Becher ist, auf den wiederhergestellten Kelch im Abendmahl, die Füchse, die den Weinberg verderben, auf die Ketzer gedeutet worden, und was des geschmacklos spielenden Unsinns mehr war. Nur vereinzelt war dazwischen die natürliche Ansicht der Sache zu ihrem Recht gekommen, und noch neuerlich hatte Michaelis die Meinung vertreten, daß das Hohelied „ein Ehelied voll orientalischer Liebesränke“ sei; nur daß nun wieder der poetische Schmelz des Buches der plumpen, ja frivolen Auffassung des nüchternen Auslegers zum Opfer gefallen war. Ausdrücklich gesteht Herder, daß ihn mehr noch die Niedrigkeit dieser prosaischen Auffassung als der wüste Unsinn der älteren mystischen Ausleger zur öffentlichen Aufstellung seines Verständnisses des merkwürdigen Buches aufgerufen habe. Hier, wie bei allen seinen Bibelarbeiten, ist es die Verbindung der liberalsten Ansicht von der Natur der heiligen Schriften mit der ehrfurchtvollsten Scheu vor ihrem historischen und religiösen Werthe, die Verbindung des zartesten moralischen Sinns mit der außerordentlichsten poetischen Feinfühligkeit, was ihn dem wahren Verständniß näher kommen läßt als alle seine Vorgänger. Es ist hier wie bei der Apokalypse seine Absicht, einzig den „von allen Auslegern beleidigten klaren Wortverstand, den Ausleger aller Ausleger“ reden zu lassen, nichts als die eigne Poesie des Buches zusammt dem Geiste des Orients, in dem es erlebt und gedichtet worden, wiederzugeben. In einer poetischen Uebersetzung daher werden die einzelnen Stücke des Buchs an uns vorübergeführt, die übersetzten

---

[1]) Ohne des Verfassers Namen, statt der Vorrede nur mit einem Motto aus Luther versehen, erschien das Buch (nicht bei Hartknoch, gegen den er desselben gar nicht Erwähnung gethan, sondern bei demselben Verleger, dem die Volkslieder zugedacht waren), Leipzig bei Weygand, 216 S. 8vo. Die SW. (zur Theol. IV, 1 ff.) verwandeln den Titel in: „Salomons Lieder der Liebe.“ — Zum Folgenden kann verglichen werden Werner, Herder als Theologe S. 112 ff. und 220 ff.

in ihrem bald lockreren, bald bestimmteren Zusammenhange, bald zuversichtlicher, bald nur vermuthend nachgewiesen und mit dem ganzen Nachdruck der Empfindung, mit dem gelindesten Aufwand erklärender und ergänzender Gelehrsamkeit gedolmetscht. Es soll, wie Herder sagt, „jedes Liedchen, jede Zeile, soviel möglich, in ihrem Duft, ihrer Farbe sein, nichts verschönert, verneut, verschmäckelt, soviel möglich nichts seinem Ort, seiner Zeit, seinem Lande entrissen werden.“ Wie schwer das sei, hatte er, beim Uebersetzen zunächst, auf Schritt und Tritt empfunden; er hatte ursprünglich, ganz wieder wie bei der Apokalypse, in deutsche Sylbenmaaße übersetzt[1]), hatte dann das Unpassende erkannt, und verweist schließlich von seiner auf die Luthersche Uebersetzung, die „trotz einzelner Fehler noch immer unersetzt und unerreichbar an Süßigkeit und ungezwungner Einfalt sowie an Stärke und Leben“ sei. Darum eben bedurfte die Uebertragung der ergänzenden Zuthat der Erläuterung — nur daß er auch da wieder fühlt, welch ein mißlich Ding es sei, Liebe und vollends morgenländische Liebe zu erläutern, bei aller treusten Absicht, „Seele, Zweck und Geist des Buchs“ zu erhaschen, sich jedem einzelnen Bilde und jeder Wendung desselben gleichstimmig anzuschmiegen.

Nur in bedingter Weise, soviel wir sehen, ist es ihm gelungen. Seine Seele war ein ungemein empfindlicher, eben deshalb kein absolut treuer Spiegel. Zu sehr ist er auch hier Enthusiast, um den Geist dieser morgenländischen Lieder unverfälscht wiederzugeben. Hatte es der nüchterne Michaelis durch Plumpheit versehen, so Herder, je mehr ihn der Unwille darüber auf die Gegenseite warf, durch übergroße Zartheit. Sein Lob ist, ähnlich wie in dem Buche Maran-Atha, zu lobend, seine Auffassungsweise zu jungfräulich, als daß nicht die Absicht, uns dies Lied der Lieder „in seiner uralten hebräischen Einfalt“ vorzuführen, in etwas vereitelt werden sollte. Er spart keine Worte und scheut keine Wiederholungen, uns zu versichern, daß wir hier „das Urlied der Liebe“ vor uns haben. Wer jemals Liebe gesungen hat, hat nur Variationen zu dem Hohenliede geliefert. Kein Lied soll es geben, wo, wie hier im siebenten Capitel, „der Tanz so veredelt, so idealisirt wäre“. „Es ist,“ heißt es von dem Ganzen, „fast keine Situation und keine Wendung, keine Tages- und Jahreszeit, keine Abwechslung und Einkleidung, die nicht in diesem Liede, wenigstens als Knospe und Keim vorkäme.“ Er spielt den höchsten Trumpf aus: „In einem Dichter der Natur und Liebe zeige

---

[1]) So wird die Uebersetzung gewesen sein, von der er bei Gelegenheit übersetzter Romanzen schon am 21. März 1772 gegen seine Braut spricht (A, III, 205): „Ich kann Ihnen, wenn Sie wollen, noch mehr schicken, auch griechische Lieder, auch gar, falls Sie Appetit haben, den Hiob und das Hohelied Salomons.“ Daß er dabei auch den Reim suchte, zeigen in unserm Buche selbst (S. 134. 137. 153) einzelne Uebertragungen biblischer Stücke. Vgl. hierüber und wie er in solche Uebersetzungen gelegentlich selbst den Romanzenton hineintrug, Suphan in dem Schlußbericht zu den Theol. Briefen und der Ebrä. Po. SWS. XII, 408 ff.

man mir eine Situation, die einfältig, wahr, rührend, menschlich sei: konnte sie zu einer Zeit, unter diesem Himmel gedeihen, so will ich ihm gleich, als Blume oder Blüthe, eine beßre in diesem Buche zeigen.“ Und, unermüdlich, die Grazie und die Unschuld dieses „Myrthenhains der Liebe“ zu preisen, trägt er unwillkürlich in das Naive, womit sich in dem Buche auch die sinnliche Gluth des Orients vernehmen läßt, sein sentimentales Empfinden hinein. Er streift gleichsam überall nur von den oft grob natürlichen Bildern und Empfindungen den feinsten Blüthenstaub ab, und er schwelgt namentlich in Entzücken über die idyllischen Auftritte. Ein Schüler Rousseaus, legt er der Liebenden, die den Geliebten aufs Feld, in den Weinberg ihr zu folgen auffordert, die Worte in den Mund: dort „in den Wohnungen der Einfalt, wo noch die Natur rein und unverhüllt wirke,“ sei jetzt die Frühlingszeit der Liebe, und kann sich nicht erwehren, auf Anlaß dieser Scene in begeisterter Apostrophe die Natur, die unschuldige Natur, den „heiligen, entweihten Gottestempel“ zu feiern.

Und doch wieder, wer anders als ein so unschuldig enthusiastischer Liebhaber wäre im Stande gewesen, der richtigen Würdigung des Buches, entgegen theologischer Befangenheit und pöbelhaftem Ungeschmack, die Bahn zu brechen? Die Ansicht Herders über Inhalt und Charakter des Hohenliedes ist im Wesentlichen die Ansicht der heutigen Wissenschaft. Mit Recht sah er in dem Buche eine Sammlung erotischer Lieder, in welcher der Sammler ziemlich willkürlich auch unzusammengehörige Stücke aneinandergereiht habe, nicht mehr zusammenhängend als „eine Reihe schöner Perlen auf Eine Schnur gefaßt“. Mit Recht lehnt er ab, das Ganze als ein Drama oder Singspiel zu fassen und betont dagegen mit Nachdruck das Liedartige der einzelnen Stücke. Er hätte nicht weiter gehen sollen. Seine Theilung der Lieder ist so wenig überzeugend wie irgend ein andrer Theilungsversuch sein wird, und dasselbe gilt von dem Versuch, nun doch einen Faden des Zusammenhangs, einen einheitlichen Plan, durch sechs oder sieben Scenen durchgeführt, nachweisen zu wollen. Wenn er ausführt, der Sammler oder Verfasser verfolge in den aneinandergereihten Stücken die Liebe von ihrem ersten Keim, ihrer ersten zartesten Knospe durch alle Stufen und Zustände ihres Wachsthums, ihrer Blüthe, ihres Gedeihens bis zu reifer Frucht und neuer Sprosse, — so ist dieser „feine philosophische Sinn des Ganzen“ sicher nur im Kopfe des sinnigen Auslegers, des Liebhabers, der mit rasch zufassender Phantasie einen Einfall zur Thatsache stempelt.

Unbestimmter und vorsichtiger spricht sich Herder über den Salomonischen Ursprung der Lieder aus. Er verzichtet auf den Gedanken, daß sie alle von dem Könige selbst gedichtet seien, — genug, daß das Buch „im größten Verstande Salomonisch“, daß es „ein Abdruck von dem Geschmack, von der Liebe, von der Ueppigkeit und Zier, wie sie zu Salomons Zeiten und sonst nimmer im hebräischen Volke herrschten,“ daß es „das schönste Denkmal der fried=

seligen Salomonischen Periode" sei; — er wagt den vor der Kritik weniger stichhaltigen Ausspruch, es sei „die jüngere Schwester der Weisheit in den Sprüchen und des älteren Bruders im Prediger."

Und daran endlich knüpft sich die Antwort auf die Frage: warum denn ein solches Buch in der Bibel stehe? Die Frage wie die Antwort ist nicht mehr des poetischen Auslegers, sondern des Theologen — eines geistreichen und frei denkenden Theologen. Nämlich Bibel ist und bleibt für Herder was sie dem Verfasser der Aeltesten Urkunde und der Provinzialblätter gewesen war, ein Buch besondrer Art, enthaltend die Offenbarung Gottes, historisches Zeugniß von dessen großer Haushaltung. Durch Geschichte, durch Erfahrung, durch Führung Eines Volkes, dem ganzen Menschengeschlecht zum Vorbild, spricht Gott auch im Alten Testament zu uns. Damit ist der Gesichtspunkt auch für das Stück Geschichte gegeben, das in Salomonischen Liebesliedern enthalten ist. Denn so mußten alle diejenigen, die als Hauptpersonen in den Weg des göttlichen Rathschlusses traten, festgestellt, entwickelt werden. In diesem Kreise steht auch Salomon mit seinen Tugenden und Fehlern. Sein Hoheslied mithin gehört in die Bibel als „göttlich autorisirter Beleg seines Charakters und Lebens". In diesem Sinne ist das Buch — eine reine unschuldige Perle der Liebe nach Herders idealisirender Auffassung, — es ist im Zusammenhange mit Salomons übrigen Schriften und seinem Leben zu lesen, als „der Kranz reiner Jugendjahre des Gottgeliebten," des weisen Königs, der zuletzt der größte Thor durch Weiber wurde; und, so gelesen, mag es dazu dienen, daß wir uns „aus der süßen Unschuld dieses Liedes Saft der Arzenei für unser krankes Jahrhundert bereiten!" Die sittlichste, liebenswürdigste Wendung gewiß, welche die seelsorgerische Pädagogik des Commentators jener heiklen Frage geben konnte. Sie muthet der Frömmigkeit so viel zarte Sittlichkeit, so viel poetischen Sinn zu als er selbst besaß. Aber diese Zumuthung, wie sie uns überspannt und gezwungen erscheint: sie ist doch nur die Antithese zu der unbedingt abgewiesenen allegorischen Auslegung. Auslegung, wohl gemerkt. Denn etwas Andres ist Auslegen und etwas Andres Anwenden. Mit diesem Gesichtspunkt tritt unser geschmeidiger Commentator, wie um die ganze Weitherzigkeit seines Sinnes zu bekunden und uns die Enden seiner Weisheit, den weisen Poeten und zugleich den weisen Volks- und Kirchenlehrer übersehen zu lassen, wieder ganz auf theologisch kirchlichen Boden. Noch einmal zeigt sich der Parallelismus dieser mit der Schrift über Johannes' Offenbarung. Nur vorausgesetzt nämlich, daß die Anwendung den natürlichen Wortsinn weder verdrängen noch ersetzen will, so ist, für den kirchlichen Gebrauch zumal, jede fromme Anwendung des so unendlicher Beziehungen fähigen Textes der Liebe freigegeben. „Ist die Natur, wie Süßigkeit und Liebe, überall nur Eins: wo dir dein Herz eingiebt, mit den Worten dieses Buchs zu beten, zu reden, zu betrachten, zu lieben, da kannst du's so ungehindert thun, als Jesaias, Christus und Johannes es thaten."

Um aber den Eindruck zu verstärken, den die biblische Schrift in ihrer natürlichen Auffassung als eine Sammlung von Liebesliedern mache, fügt Herder seinem Büchlein den Wiederabdruck einer mittelalterlichen poetischen Uebersetzung des Hohenliedes im Geschmack der Minnesinger bei. In diesem Spiegel, der von aller mystischen Auslegung frei ist, erscheint das alte Lied eben auch als Minnegesang. Herder urgirt diesen Gesichtspunkt nicht gerade: er tritt uns unverfehlbar auf dem Titel entgegen. Uns wird noch ein andrer Eindruck. Wir sehen, wie Herder, indem er die „für Liebbaber der deutschen Sprache und des Minnesanges so schätzbaren Stücke“ zu neuem Abdruck bringt, Verbindungsfäden zieht zwischen den verwandten poetischen Weisen verschiedener Gegenden und Zeitalter; wir sehen, dem Ausleger zur Seite, den in aller Geschichte der Dichtung und Litteratur umherwandernden Forscher. Ganz unabhängig von dem Interesse, dem unverdeuteten Sinn des biblischen Buches zu seinem Rechte zu verhelfen, interessirt ihn aller Minnegesang, interessiren ihn die Vergangenheit unsrer Sprache und deren litterarische Denkmäler. Im Sommer 1777 hat er sich von Jena den aus Friedrichs des Weisen Büchersammlung dorthin gekommenen, von Wiedeburg beschriebenen Codex von sogenannten Minneliedern kommen lassen [1]). Seit Jahren ist er diesen Dingen auf der Spur und sucht, wo er kann, nach altdeutschen Stücken, um, soviel irgend möglich, „in den Geist und die Sprache der Zeiten einzudringen.“ Neben dem griechisch-römischen Alterthum der Orient; neben dem Orient die ältere deutsche; neben der älteren deutschen die Poesie der übrigen europäischen, vielmehr aller, aller Völker, aller Länder und aller Zeiten! Im Mittelpunkt dieses weltweiten Strebens aber ein Begriff, der das umfassen, ein Name, der das bezeichnen sollte, was an diesen Offenbarungen des Menschengeistes das Echte und Ursprüngliche sei. Vom Volksliede redete Herder, wenn er von dem allgemeinen Wesen und wenn er von dem lebendigen Quell aller Dichtung reden wollte.

IV.

Die Veröffentlichung der Volkslieder.

Aufgeschoben, nicht aufgehoben war der schon 1773 und 74 bis nahe der Verwirklichung gediehene Plan der Herausgabe einer Sammlung englischer, deutscher und anderer Volkslieder [2]). Diejenigen, welche von dem Vorhandensein der Sammlung Kenntniß hatten, unterließen nicht, an die Veröffent-

---

[1]) An Hamann 20. März 1778 (Ham. Schr. V, 284); an Lessing 25. Dec. 1778, (mit Redlichs Anm. in der Hempelschen Ausgabe von Lessings Werken XX, 2, S. 960); noch in dem „Andenken an einige ältere deutsche Dichter“ Zerstr. Bll. V, 213 ff. (1793), spricht Herder von der Handschrift und seiner Beschäftigung mit ihr. Die nöthigsten Angaben über Inhalt und Beschaffenheit derselben in v. d. Hagen, Minnesinger IV, 900.

[2]) S. Bd. I, S. 687 ff.

lichung zu erinnern. „Wie steht's," frägt 24. September 1777 der Lemgoer Benzler bei dem Freunde an, „um Ihre Volkslieder? Woran liegt's, daß Sie die so lange zurückhalten?" Kein eifrigerer Mahner aber als Gleim. Nach dem Zuruf vom 18. Februar 76, Herder möge sich durch Teufel und Teufelskinder nicht abhalten lassen, die Volkslieder bald herauszugeben, drängt er wieder den 2. Juni 76: „Um meines hohen Alters willen, theurer Mann, ich bitte, geben Sie doch bald Ihre Volkslieder!" Bei der im September folgenden Begegnung der Freunde in Halberstadt richtete sich Gleim an die richtige Adresse; er steckte sich hinter Caroline, und das half. Daß sie es gewesen, die „auf Gleims Betrieb und Anregung" ihrem Manne nicht Ruhe ließ, bis er die Sammlung von Neuem ordnete und druckfertig machte, schreibt er diesem, dem „ersten und fast einzigen Volkssänger in Deutschland", am 22. December 77 [1]). Seit der Uebersiedelung nach Weimar, in der That, hatte er die Veröffentlichung aufs Ernstlichste von Neuem ins Auge gefaßt. Denn sollte er es geschehen lassen, daß Nicolai, von dessen „Feynem kleynen Almanach" der Erste Band Ende 1776 erschienen war, mit dieser in parodischer Absicht unternommenen Sammlung, welche ohne Wahl Volks- und Pöbellieder durcheinander warf und mit grobem Spotte das „ebenmäßige Geschwätz von Volksliedern" zu dämpfen suchte, das letzte Wort behielte? Oder konnten die von Ursinus Anfang 1777 herausgegebenen „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart" seine eigne Idee von einer wirklichen Volksliedersammlung hinreichend illustriren? Er hatte es nicht verschmäht, den wackeren Mann, der durch die Blätter von deutscher Art und Kunst zu seinem Unternehmen angeregt worden war, durch Rath und That zu unterstützen [2]), aber wie eingeschränkt war doch die Absicht, wie unzulänglich der Vorrath, über den der wohlmeinende Sammler, ein Sammler eben ohne

---

[1]) C, I, 51; es ist der auch im Folgenden benutzte Hauptbrief über die VL. Aehnlich, im November, an Boie. Vgl., auch für das Folgende, Weinhold, S. 183.

[2]) In einem mir handschriftlich vorliegenden Briefe vom 7. Dec. 76 wendet sich Ursinus an Herder, um ihm von seinem Vorhaben Mittheilung zu machen und ihn um Nachweisung einiger gut übersetzten Stücke sowie um eine Beisteuer eigner Uebersetzungen zu bitten. Sein Zweck sei, allen jungen Dichtern die Reliques näher bekannt zu machen und zu zeigen, „daß der Dichter, im eigentlichen Verstande des Wortes, nicht, wie der Schustermeister Gabriel Säuberlich neulich wähnte, für Gelehrte oder Handwerksburschen allein zu singen brauche". Bei Uebersendung des Buchs, 26. April 77, dankt er für die ihm von Herder zu Theil gewordene Aufmunterung und Unterstützung, entschuldigt die Nichtaufnahme einer ihm zu spät zugegangenen Herderschen Uebersetzung sowie die sonstigen Unvollkommenheiten der Sammlung, indem er zugleich die Hoffnung auf weitere Beiträge für den beabsichtigten zweiten Theil ausspricht. Vgl. Ursinus' Balladen S. 352. Das Bändchen, dessen Titelkupfer einen Balladensänger von allerlei Volks umgeben, „den Compilator hinter der Plumpe versteckt" zeigt, enthält S. 5. 95. 277 einige aus den Blättern von deutscher Art und Kunst entnommene Herdersche Stücke und S. 255. 259. 263. 281 mit Herders Namen einige der früher anonym von ihm zum Göttinger Musenalmanach beigesteuerten.

selbständige poetische Begabung, zu verfügen gehabt hatte! Er, Herder allein war im Stande, was er begonnen, auch hinauszuführen. Die Schätze, die er besaß, die liebevolle Arbeit, die er sammelnd, umfragend, übersetzend so manches Jahr hindurch an diese Dinge gewandt hatte, sein reiner und einsichtiger Eifer vor Allem für die gute Sache der Poesie, von der er wußte, daß es in seiner Hand stehe, ihr einen Dienst zu erweisen, den größten, der ihr eben jetzt erwiesen werden könne — das Alles wirkte mit der Aufmunterung von Frau und Freunden zu dem Entschluß der endlichen Veröffentlichung zusammen. Sein Vertrauter und Unterhändler dabei war Boie. Schon am 12. Januar 77 gab er diesem Vollmacht, mit Weygand in Leipzig über den Verlag zu verhandeln, und zwar war der Plan, daß Boie die Sammlung unter seinem Namen herausgeben sollte. Während aber die Verhandlungen sich hinzogen, vorübergehend auch ein andrer Verleger — Dietrich in Göttingen — von Boie ins Auge gefaßt wurde, war Herder unermüdlich auf Vervollständigung und Vervollkommnung der Sammlung bedacht. Er wendet sich beispielsweise 28. November 77 an Gerstenberg — erfolglos freilich — um Beiträge nordischer Volkslieder [1]). Er setzt Hartknoch, obgleich er ihm den Verlag entzogen und Boie bereits im November beauftragt hat, mit Weygand abzuschließen, in Bewegung, ihm von seinen alten Rigaer Bekannten esthnische, lettische, russische Volkslieder aufzutreiben, ihn mit Wörterbüchern und Grammatiken zu versorgen [2]). Zu demselben Zweck drängt er Gleim um spanische, italiänische, französische Romanzen, und ohne Zweifel geschah es in erster Linie der Volkslieder wegen, daß er sich Anfang Winters 1777 auf 78 „aus Noth“, wie er an Hamann schreibt, um etwas Spanisch bewarb und sich bei Bertuch in die Lehre begab. Um ein gälisches Wörterbuch und Grammatik geht er 12. April 78 Heyne an, und aus Rom sendet ihm der Prinz August von Gotha die Morlackischen Lieder, die sich dieser von dem Abt Fortis aus Venedig verschafft hat [3]). Auch das Publicum war inzwischen auf das Werk vorbereitet worden. Das Boiesche Museum war es, welches im Novemberheft 1777 (S. 421 ff.) ohne Herders Namen den Herderschen Aufsatz brachte: „Von Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst nebst Verschiedenem, das daraus folget“ und im Anschluß daran die Nachschrift des Herausgebers, die mit wenigen warmen Worten die „vielleicht schon

---

[1]) Der Herdersche Brief ist mir in Abschrift von Redlich mitgetheilt. Die in den Nachlaßpapieren vorliegende Antwort Gerstenbergs vom 30. Dec. 77 beklagt, daß er nichts von derartigem Vorrath besitze. „Es war einmal eine Zeit, da ich von isländischen Sagen und Liedern Manches las und erzählte und in die Welt hineinschrieb. Der Zufall bescheerte mirs: weiter reichten meine Gedanken nicht. Nie ist mir Litteratur etwas mehr als gegenwärtiger Genuß gewesen; von jeher war ich sorglos und dürftig und bins noch immer.“

[2]) C, II, 81. 82. 84.

[3]) Der Brief des Prinzen vom 29. April 78; der an Heyne ungedruckt.

in der künftigen Messe" bevorstehende Erscheinung der Sammlung ankündigte [1]).

Wir wissen bereits, daß dieser Herdersche Aufsatz nichts Anderes war als eine „zusammenschiebende Umarbeitung" der Vorreden zu dem ersten, dritten und vierten Buch der ursprünglichen Sammlung vom Jahre 1774 [2]). So erklärt sich der ungeschickte Titel, der wenigstens zu dem Schluß des Museumsaufsatzes, dem „Ausweg zu Liedern fremder Völker" schlecht genug paßte. Eben dieser letzte Abschnitt freilich ist am meisten verkürzt; verkürzt im Ganzen und Großen auch das Uebrige; über Bord geworfen die in der ursprünglichen Fassung eingeflochtenen Proben. Auf Milderung und Glättung vornehmlich ging die neue Redaction aus, ohne doch den sprudelnden Drang der Rede ganz bemeistern zu können; ja, der Verfasser hatte, trotz oder vielmehr in Folge der angebrachten Feile, den Eindruck, daß die Abhandlung „steif, wie gewöhnlich, zu lesen" sei. Ein Theil ihrer Wirkung war ihr jedenfalls durch die Lostrennung von den Liedern, denen die Vorreden ursprünglich als Einleitung dienten, genommen. Unter den Zusätzen aber treten namentlich drei bemerkbar hervor, — die Stelle, in welcher er seinem Gleim als dem einzigen Nachbildner der von Bodmer bekannt gemachten Minnelieder ein neues Denkmal stiftet; die Stelle, in welcher er Nicolai für die „öffentlich aufgetragene Schüssel voll Schlamm" einen Denkzettel giebt; die Stelle endlich, in welcher er — obgleich kein unbedingter Bewunderer der Lenore [3]) — in dem von Daniel Seuberlich vorzugsweise verspotteten Bürger den Dichter feiert, der die Sprache und das Herz der Volksrührung tief kenne, dessen Romanzen und Lieder, dessen verdeutschter Homer [4]) voll der Accente echter Volkspoesie sei, und der daher wohl im Stande sein dürfte, „uns einst einen deutschen Helden- oder Thatengesang voll aller Kraft und alles Ganges" volksthümlicher Lieder zu geben.

Wie auch immer: er hatte mit diesem Aufsatz sich allererst das Herz frei

---

[1]) Ohne die Boiesche Nachschrift ist der Aufsatz SW. zur Litt. VII, 47 ff. mit unvollständigem Titel, übrigens nur mit Weglassung des einen und anderen starken Ausdrucks wiederabgedruckt.

[2]) S. Bd. I, S. 694 ff., besonders S. 699.

[3]) S. im Heyne-Herderschen Briefwechsel C, II, 166. 167 Nr. 29. Aus späterer Zeit die ungedruckt gebliebene, für die Erfurter Nachrichten bestimmt gewesene Anzeige von Althofs Biographie Bürgers, SWS. XX, 377 ff. und die parodische Anspielung in der Adrastea II, 2, 278 ff.

[4]) Im Maiheft des Teutsch. Merkur 1776 war der 6. Gesang der Ilias erschienen. — Bürger erkannte übrigens den Verfasser des Museumsaufsatzes nicht (Strodtmann, Briefe von und an Bürger II, 203). Wie sich Herder in Sachen der Subscription auf Bürgers Gedichte „in Liefland, Kurland, Preußen" Mühe gebe, schreibt Boie an Bürger ebendas. S. 181. Einzelne Gedichte von Bürger, „der eben auch so ein Minneantlitz hat und Silberstimme, als er singt", rühmt Herder 1772 gegen Merck und Caroline, Wagner I, 42 und A, III, 360.

geredet: mit der Sammlung selbst war es seine Absicht, so vorsichtig wie möglich vorzugehen. Was ihn bestimmt hatte, mit der Veröffentlichung so lange zu zögern, das bestimmte sein Verfahren auch bei der Herausgabe selbst. „Eine meiner Hauptrücksichten beim Ersten Theil," schrieb er an Gleim, „muß sein, daß ich den Nicolai und Consorten nichts zu schmähen gebe und also insonderheit mit den deutschen Liedern leise gehe" [1]). „Die faulen Bäuche unsrer Litteratur," so läßt er sich in demselben Sinne 25. December 78 über jenen Ersten Theil gegen Lessing aus, „denen immer Alles schon gethan ist, weil sie nichts thun können und mögen, fanden Sache und Namen so lächerlich und possierlich, und da warf ich nur eine nackte Probe dahin von dem, was gethan werden könnte." Der Verdruß über die Mißbeurtheilung seiner Verkündigung der Volksliederdichtung, die Scheu vor dem Spott und den Grobheiten der Nicolaischen Zunft begleitet ihn bei der ganzen Arbeit. Daher vermeidet er es, den Ersten Theil mit einer eignen Vorrede zu versehen; statt selbst zu sprechen, führt er eine Reihe Autoritäten von Luther bis auf Lessing und Gerstenberg als Zeugen für den Werth solcher Volkslieder auf, und die gleiche apologetische Tendenz haben die poetischen Mottos vorn und hinten. Nur „um schiefen Urtheilen vorzubauen" fügt er dem Bändchen wenigstens ein kurzes Nachwort an — aber auch da spricht die Empfindlichkeit eines Mannes, dem man sein liebstes Beginnen verleidet hat und der unsicher ist, wie man die Spende aufnehmen werde. Ein deutscher Percy zu werden, dazu habe er weder Muße noch Beruf. Noch weniger habe er die unsinnige Absicht, regelmäßigere Producte der Kunstdichtung zu verdrängen, höchstens die neueste Romanzenmacherei und Volksdichterei hätte er zu verdrängen Lust. Andrerseits habe er schlecht Uebersetztes durch besser Uebersetztes zur Seite schaffen wollen, und auch diese seine Uebersetzungen seien nur als warme Abdrücke dessen, was er beim Lesen der Urstücke gedacht und empfunden, aufs Papier geworfen —: „nicht fürs gebildete Publicum, das er zu amüsiren oder noch feiner zu bilden gar keinen Beruf hat, sondern für ihn und einige Wenige, die mit ihm hierin Einerlei fühlten." Ein „confusum chaos, mehr Auswurf des Unmuths als Sammlung, Werk" nennt er gegen Lessing den Ersten Theil. In denselben Ton des Unmuths, ja Ueberdrusses verfällt auch wieder das Nachwort zum Zweiten Theil, der nun aber doch durch eine umfangreiche Vorrede eingeleitet ist. Begierig schlagen wir sie auf. Sie soll „zur Erläuterung und Vorstellung dieser mancherlei Gedichte" dienen —: die Wahrheit ist, sie vollendet den Beweis, daß die unbefangene Sicherheit, die Unmittelbarkeit der Absicht, in der die Sammlung von 1774 concipirt war, durch Rücksichten aller Art gebrochen war. Nur mit Mühe wird es uns

---

[1]) 22. Dec. 77; vgl. den Brief bei Uebersendung des Ersten Theils Nr. 26: „Das Thüringerlied, Verpaschen, ja Verpaschen, ist Ihnen zu gut beibehalten; Sie mögen uns allenfalls den Hohn der Herren Kunstrichter, an dem es nicht fehlen wird, tragen helfen."

gelingen, dem bald hierhin bald dorthin sich wendenden Erläuterer, der so viel auf seinem Wege mitzunehmen hat, zu folgen.

Er beginnt mit dem oft gehörten Satze, daß Poesie und insonderheit Lied im Anfang durchaus volksartig gewesen. Poesie „lebte im Ohr des Volks, auf den Lippen und der Harfe lebendiger Sänger: sie sang Geschichte, Begebenheit, Geheimniß, Wunder und Zeichen: sie war die Blume der Eigenheit eines Volks, seiner Sprache und seines Landes, seiner Geschäfte und Vorurtheile, seiner Leidenschaften und Anmaaßungen, seiner Musik und Seele.“ Und nun scheint es, als ob zu einem historischen Beweis dieses Satzes übergegangen werden solle. Denn sofort beruft sich der Vorredner — nicht zwar, wie man von dem Uebersetzer des Hohenliedes erwarten könnte, auf die Poesie der Hebräer, von welcher, merkwürdig genug, die Volkslieder gänzlich schweigen —, aber auf Homer beruft er sich und auf dessen in Sinn und Ohr der Griechen bereit liegendes Metrum, auf Hesiod und Orpheus. Eine unerwartete Wendung ist es, daß er von der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit redet, diese griechischen Dichtungen zu übersetzen; desgleichen die Chöre der Tragiker — „ohne Zweifel das Ideal griechischen Volksgesanges“ — und Pindars Gesänge. So wenig also zieht er eine scharfe Gränze zwischen Volks- und Kunstpoesie. Er nennt das Höchste, auch das kunstreich Höchste in aller Dichtung, um sich gegen die Spötter Raum zu schaffen, und nur daß es unübersetzbar, ihm unübersetzbar war, soll es entschuldigen, daß er von den Griechen nur ein paar kleine Liederchen, Tischgesänge und leichte Weisen gegeben habe. „Ich schleiche am Ufer und lasse Andern das hohe Meer.“

Noch unsicherer und schwankender wird der Rechenschaftsbericht über das, was die gegenwärtige Sammlung bringe, im Folgenden. Nach einem kurzen Wort über die verlorenen Lieder der Römer, von denen er doch in Catull und Lucrez noch Spuren finden will, kömmt er auf die alten Gesänge der christlichen Väter, um sie, oder vielmehr was von alten deutschen Uebersetzungen derselben noch existire, als „eigentlich nicht hiehergehörig“ abzuweisen. Dann weiter will er von „deutschen Gesängen und Volksliedern“ reden, und hier insbesondere wird deutlich, daß er von seiner früheren Position merklich zurückgewichen ist. Er war früher der Hoffnung voll gewesen, daß es einem deutschen Percy gelingen müßte, in unserm Vaterland eine ähnlich reiche Ernte alter Lieder einzubringen wie der Engländer in dem seinigen, und sowohl die Ossianbriefe wie die Vorrede zum Ersten Buch der ursprünglichen Volksliedersammlung hatten dringend zum Suchen und Sammeln aufgefordert. Diese Hoffnung ist ihm jetzt gesunken und die Mahnung ist verstummt. Seine eignen Nachforschungen hatten so wenig Erfolg gehabt. Was Nicolai „von Straßen und Gassen und Fischmärkten“ zusammengekehrt hatte, war nicht bloß darauf abgesehn, sondern zu einem guten Theil auch dazu angethan, das Interesse an deutschen Volksliedern in Verruf zu bringen, und selbst die Stimme einsichtiger Freunde klang nicht ermuthigend. Der treffliche Helfrich

Peter Sturz, dessen Bekanntschaft er im Juni 77 in Pyrmont gemacht hatte, äußerte sich voll warmer Zustimmung zu den allgemeinen Ideen des Museumsaufsatzes, „aber“, so fährt er in seinem Briefe vom 25. December 77 fort, „an deutsche Lieder im vollen Kreis des Volkes entsprungen, glaube ich fleischlich Gesinnter nicht eher bis ich sie sehe. Soweit uns deutsch verständlich ist, waren die Deutschen kein Volk, sondern durch Edelleute, Priester und Fürsten niedergepeitschte Knechte. — — Ein Volk, das singen und sagen soll, muß einigen Spielraum behalten, seine Freuden der Natur und des Lebens müssen nicht durch die immer gegenwärtige, immer pulsirende Herrschaft gestört werden. — — Auch die Minnelieder sind Lieder der Herren, aber deutsches Volk kannte wenig Müßiggang, wenig Tummel und Gesang.“ Auch Lessing, hatte Herder gehört, gehe mit der Herausgabe von Volksliedern um. Schon sehr herabgestimmt in seinen Erwartungen von dem, was an deutschen Sachen etwa Druckwürdiges zu finden sei, wandte er sich daraufhin an Lessing, ob der etwa glücklicher gewesen sei. Nicht deutsche Volkslieder, erwiderte 10. Januar 79 Lessing, sondern deutsche Volksgedichte, theils Priameln, theils Bilderreime, habe er herausgeben wollen. Von den Priameln theilte er ein paar Proben mit. „Von Liedern,“ schrieb er zugleich, „habe ich bei unsern Alten wenig oder nichts gefunden, was der Erhaltung werth wäre; ich habe mich vielmehr gewundert, woher Sie noch so viel aufgetrieben. Dem poetischen Genie unserer Vorfahren Ehre zu machen, müßte man auch wohl mehr das erzählende und dogmatische als das lyrische Fach wählen.“ So nun war auch Herders eigne Erfahrung, so war jetzt auch seine Meinung. Es klingt wie das Echo der Worte von Lessing und Sturz, wenn es die Vorrede als ausgemacht hinstellt, daß „lyrische Dichtkunst nicht eben der Nerve unsres Volks und die erste Blume seiner poetischen Krone gewesen,“ daß sich viel eher eine Sammlung guter Lehr- und Sinngedichte, als guter Lieder würde herstellen lassen; von je her sei „die deutsche Harfe dumpf, die Volksstimme niedrig und wenig lebendig“ gewesen, und es sei daher „schlimm und arm, ein deutscher Percy zu werden“.

Und so wird denn an dieser Stelle die Vorrede mehr ein Bericht darüber, was er nicht, als darüber, was er gegeben habe. Sie erweitert sich zu einer Uebersicht dessen, was dem Volksliede auch nur entfernt Verwandtes, von dem Ludwigsliede an, dem Verfasser bekannt geworden. Am längsten verweilt er, unter Verweisung auf die Quellen, bei den historischen Liedern, da denn diese Aufzählung, so sagt er, vielleicht irgend einem Andern dienen könne, der sich einmal an „eine Geschichte deutsches Gesanges und Dichtkunst“ wage. Von den historischen Liedern geht er über zu den Minne- und Meistersängern, zu Liedern im Tone des Kirchenliedes, zu „romantischen und Liebesliedern“, zu Trink- und Buhlliedern. Immer ist der Refrain, daß er aus irgend einem Grunde, der doch keineswegs immer überzeugend ist, davon keinen Gebrauch machen können — oder wollen. Er will dem Minnegesange z. B. den Cha-

rakter des Volsmäßigen nicht abgesprochen wissen; denn „zum Volkssänger gehört nicht, daß er aus dem Pöbel sein muß oder für den Pöbel singt": aber Sprache und Weise der Minne- wie Meistersänger habe, wenn man sie nicht ändre, d. h. verstümmle, „für uns wenig Lyrisches." Im Gedränge zwischen dieser und andren Rücksichten, der Rücksicht namentlich auf die Herren, denen es gefallen hat, „wider Volkslieder überhaupt auf eine etwas ungehörige und neue Weise zu declamiren," ist er denn auf einen Ausweg gerathen, der mit seiner ursprünglichen enthusiastischen Volksliederverkündigung doch nur ungefähr zusammenstimmt; — er hat sich zumeist „zu beinahe vergessenen deutschen Dichtern und einzelnen guten Gedichten derselben gehalten".

Das ist sein Rechenschaftsbericht über die deutschen Stücke der Sammlung, dem nur wenige Bemerkungen noch über die englischen Volkslieder, von denen er ausgegangen sei, über die Stücke aus dem Spanischen und Italiänischen folgen. Dazwischen jedoch, auf jeder Seite beinah, die unmuthigsten, bittersten, höhnendsten Ausfälle gegen die, welche ihn so leise zu gehn, so vorsichtig zu wählen, ja fast, sich selbst untreu zu werden gezwungen haben. Nächst Nicolais Almanach und dessen „allgemeinster und unendlichster Bibliothek" gilt sein Spott insbesondere der Ramlerschen Lyrischen Blumenlese, dieser Mustersammlung correcter und zurechtcorrigirter Gedichte, und dem Vorbericht zu deren Zweitem Theil, diesem denkbar pedantischesten Manifest gegen die Liebhaberei am Unklassischen und gegen die Dichter, die wieder in die Kindheit unsrer Dichtkunst zurückkehrten, indem sie die Poesie „durch so viele Redensarten des gemeinen Volks aller Provinzen und aller Zeitalter zu erniedrigen suchten"[1]). Dieser „klassischen" setzt Herder recht eigentlich seine „demüthige arme Blumenlese" entgegen. Er will — nun endlich, gegen den Schluß der Vorrede, spricht er sich bestimmter über die positiven Motive und über den Sinn seines Unternehmens aus — nicht „geprägte klassische Münze", sondern „Materialien für gebildete Werke, gebrochnes Metall, wie es aus dem Schooß der großen Mutter kömmt", — Lieder will er liefern, die eben echte Lieder seien. Daher nun weiter die köstliche Auseinandersetzung, was er für das Wesen des Liedes halte. Nicht Zusammensetzung eines Gemäldes niedlicher Farben, nicht in erster Linie Glanz und Politur, sondern Gesang, melodischer Gang der Leidenschaft oder Empfindung, poetische Modulation, singbare Weise; denn Lied müsse gehört werden, nicht gesehen, gehört „mit dem Ohr der Seele"; viel eher finde sich zu einer wohlangeklungenen Weise ein besserer Inhalt, als daß die malerischeste Composition für die zerstörte Modulation, den echten Geist des Liedes, entschädigen könne. Das Alles ist gegen die Ansicht und das Verfahren des Herausgebers der lyrischen

---

[1]) „Ramlers lyrische Schusterei habe ich noch nicht gesehen", erwiderte Herder 6. Dec. 78 auf Gleims Brief vom 22. November, der ihn auf den Zweiten Band der Lyrischen Blumenlese und deren Vorrede aufmerksam gemacht hatte.

Blumenlese gesagt. Und eben darauf hat endlich auch das Bezug, was der Herausgeber der Volkslieder über sein Verfahren beim Uebersetzen sagt. Er verwirft alles Schwanken zwischen zwei Sprachen und Singarten, des Verfassers und Uebersetzers. Er fordert treues Erfassen und Festhalten des Tones, mit dem das fremde Lied in uns übertönet. Durch dies Verfahren eben sollen die Lieder, die er mitgetheilt und übersetzt hat, „Materialien für gebildete Werke“ werden. Ramler hatte „ohne alle Weise“ verbessert, „geflickt und genäht“: er will die alten Weisen wiedergeben, das Gefühl für diese Weisen und eben damit neue Lyrik erwecken. In diesem Sinn deutet er, ganz übereinstimmend mit dem Schluß der Ossianbriefe, auf den Nutzen, „den manche verdorrte Zweige unsrer Poesie aus diesen unansehnlichen Thautropfen fremder Himmelswolken ziehen könnten“. In diesem Sinn hat er ein halbes Dutzend eigner Lieder, darunter das Lied vom Bach und das Abendlied, in die Sammlung aufgenommen, ebenso Goethes Fischerlied, und — „einen Wink zu geben, welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden“ — das Claudiussche Abendlied.

Ueberall — um die Summe zu ziehn — in den Vor- und Nachreden, wie in der Sammlung selbst, zeigt sich das Unternehmen vielfach beeinflußt von den Stimmen, die, für und gegen, seit dem Anfang der siebziger Jahre dem Verfasser des Ossianaufsatzes zugekommen waren. Seine Ueberzeugung von der Bedeutung des Volksgesanges war zu tief begründet, zu sehr mit all' seinem Empfinden, Denken und Streben verwachsen, als daß er nicht im Ganzen und Großen seinen Standpunkt hätte behaupten sollen. Bei der Wahl „jetzt oder nie“ entschloß er sich also für das „Jetzt“. Aber er that es bei Weitem nicht mehr mit der Lust an der Sache und mit der Scrupellosigkeit, mit der er fünf Jahre früher mit seinem Gesangbuch hervorgetreten sein würde. Die widerwillige Nachgiebigkeit gegen den eklen Geschmack der Zeitgenossen, verbunden mit der gewonnenen größeren Bedächtigkeit seines eignen Geschmacksurtheils, wirkte ebensosehr zur wirklichen Läuterung wie zur Beraubung, andrerseits zur Vermehrung und vor Allem zur buntesten Mischung und abwägenden Temperirung der Sammlung. So viel Aergerniß er in Worten gab, um das Aergerniß, das er selbst genommen, den Gegnern heimzuzahlen, soviel compromittirte er doch thatsächlich mit ihrer Kritik. Selbst vom Ersten zum Zweiten Theil[1]) ist in dieser Richtung ein gewisser Fort-

---

[1]) Die Geschichte des von Boie überwachten Drucks des Ersten Theils läßt sich in Boies Briefen an Bürger, bei Strodtmann II, 201. 234. 276. 283, verfolgen. Danach war das Manuscript schon am 1. Januar 78 in Boies Händen, der Druck Ende Mai vollendet. Gegen den 20. Mai (nach Düntzers Datirung) schickte Herder die gedruckten Volkslieder, „warm wie sie ankommen“, an Gleim. In der Arbeit am Zweiten Theil zeigt ihn der Brief vom 25. Dec. 78 an Lessing. Am 22. März 79 kündigt er Gleim das bevorstehende Erscheinen dieses Zweiten Theils an, und schon am 27. Mai bedankt sich Prinz August für die Zusendung desselben. Gerade nach Jahresfrist folgte der Zweite dem Ersten Theil.

schritt bemerkbar. „Volkslieder nebst untermischten anderen Stücken“ lautet der Titel des Letzteren, und ausdrücklich sagt die dazugehörige Vorrede, daß er, wegen des „elenden Gekreisches von Volksliedern“ den Ton dieses Theils ganz verändert und hie und da Stücke geliefert habe, die nicht Volkslieder seien. Hin und wieder kömmt er darauf auch in den kleinen Anmerkungen zurück, mit denen er die einzelnen Nummern des Inhaltsverzeichnisses begleitet, während im Uebrigen diese Anmerkungen bestimmt sind, theils die Quellen anzuzeigen, theils Winke über den Charakter, den Ton, die Stimmung der mitgetheilten Stücke zu geben, theils endlich über Aenderungen, Auslassungen, Freiheiten oder Mängel der Uebersetzung, mit gelegentlicher Angabe früherer Uebersetzungen, entschuldigende Rechenschaft abzulegen. Als ein Opfer an den herrschenden Geschmack bezeichnet er halb im Ernst halb im Scherz die mitgetheilten französischen Liederchen, und wenn er zwischen die esthnischen und litthauischen Lieder Uebersetzungen aus Bruncks Analecten einstreut, so geschieht es, wie er ironisch sagt, um „zarte griechische Seelen über die Barbarei der vorhergehenden und folgenden Lieder zu trösten.“

Alles in Allem genommen, so überwiegt in der nunmehrigen, gegen die ehemalige fast um das Dreifache vermehrten Sammlung auf das Entschiedenste der ästhetische Gesichtspunkt. Wie dieser 1774 nur innerhalb des Zweiten Buches, bei den damals viel zahlreicheren Uebersetzungsproben aus Shakespeare, für Auswahl und Anordnung der maaßgebende gewesen war [1]), so beherrscht er jetzt das Ganze. Die Rücksicht auf wirkungsvolle oder wohlthuende Folge und Abwechselung der verschiedenen „Weisen“ ist das ausschließliche Princip der Anordnung geworden. Die übrigen Motive, nachdem sie in dem Museumsaufsatz noch einmal, wenn auch maaßvoller, zu Worte gekommen waren: das patriotische Pathos, der Gegensatz gegen den Aufklärungsgeist, der ethnographische und historische Gesichtspunkt, sind fallen gelassen oder haben doch aufgehört, in der vordersten Linie zu stehen. In dem Geiste des Sammlers nichtsdestoweniger lebten sie fort. „Andre Zeiten, andre Gedanken.“ Der anthropologische, geschichtsphilosophische Gedanke insbesondere würde von Neuem in den Vordergrund getreten sein, wenn Herder dazu gekommen wäre, seine Sammlung zu „palingenesiren“. Sie würde sich alsdann, so erklärt er im Jahre 1803 in der Adrastea, „vermehrt, nach Ländern, Zeiten, Sprachen,

---

[1]) „Beinahe nach den topischen Kunstfächern“, sagt die ehemalige Einleitung zu jenem Buch, wolle er die Proben ordnen; vielmehr, es gebe bei Shakespeare zahlreiche „lebende Naturarten“. Und so beginnt er denn mit leidenschaftlichen Stellen; will dann „zu sanfteren Stellen abstimmen“, macht hier mit einer Probe „süßer Romanliebe“ den Anfang und läßt auf diese noch romantischere „süße Tändeleien“ folgen; weiter giebt er eine Probe von Shakespeares „Feenstil“, steigt dann zum „Bäurischen“ herunter, kehrt mit den Hexenscenen zum Grausigen zurück und beschließt endlich mit den eigentlichen Liedern.

Nationen geordnet und aus ihnen erklärt," als eine „lebendige Stimme der Völker, ja der Menschheit selbst" dargestellt haben[1]).

Er sagt an eben dieser Stelle, daß er trotz Allem seine Absicht mit der Sammlung von 1778 und 79 „nicht ganz verfehlt" habe. So wenig in der That hat er sie verfehlt, daß von ihr der bedeutende bis auf den heutigen Tag fortwirkende Anstoß zur Erforschung des Wesens und der Geschichte der Volkspoesie ausgegangen ist. Erst nach Herder ist der Begriff des Volksliedes schärfer begrenzt; er ist zu einem wirklich geschichtlichen Begriff geworden. Die Forschung ist dem Ursprung volksmäßiger Dichtung, ihrer Zurückdrängung durch Kunst- und Standespoesie und ihrem Wiedererwachen nach längerem Verstummen, endlich der Umbildung der Lieder von Jahrhundert zu Jahrhundert im Zusammenhang mit den wechselnden Schicksalen, den Stimmungen und Bildungszuständen der Völker nachgegangen. Sorgfältig hat man die Eigenart der Lieder verschiedner Nationen, wie sie durch die Verschiedenheit des Bodens, durch Temperament, Phantasie und Gefühlsweise bedingt ist, ins Licht gestellt und ist dann wieder auf das Durchgehende, Gemeinsame, das hier und dort Wiederkehrende, auf den Widerhall von Volk zu Volk, auf den wechselseitigen Austausch und die Wanderungen dieser Liederschätze aufmerksam gewesen. Das Alles ist geschehen auf der Grundlage immer reicherer Materialiensammlungen. Während Herder nur erst einzelne Blüthen der Volkspoesie von allen Theilen der Erde her zu einem bunten, auch hie und da eine Kunstblume nicht verschmähenden Strauße zusammenband, so hat sich seitdem der Fleiß der Sammler getheilt; fast jeder Volksstamm, jedes Land und jeder Landestheil hat seine eigne Flora erhalten. Wie dem ersten Entdecker einer Fundstätte die Goldgräber folgen, so sind dem Herausgeber der „Volkslieder" ganze Schaaren von Suchern und Sammlern nachgegangen, um einen fast unübersehbaren Reichthum naturwüchsiger Poesie zu Hauf zu tragen. Dem deutschen Volksliede insbesondere, wovon sich Herder zu seinem Bedauern nur so wenig zeigen wollte, ist seitdem in jeder Weise, von der poetischen sowohl wie von der wissenschaftlichen Seite sein Recht widerfahren. Die in seiner Sammlung aus so mancherlei Quellen rinnenden Bäche poetischen Empfindens

---

[1]) Adrast. V, 2, S. 275. Auf Grund dieser Stelle hat Müller die Sammlung unter dem Titel „Stimmen der Völker in Liedern" in einer neuen, im Ganzen vermehrten, aber auch eine Anzahl Lieder beseitigenden Gestalt gegeben und für die Anordnung das ethnographische Princip befolgt (SW. zur Litt. Bd. VII u. VIII). Vgl. Suphans Aufsatz im 3. Bde. der Zeitschr. für deutsche Philologie: „Herders Volkslieder und J. v. Müllers Stimmen der Völker in Liedern". Für die beabsichtigte palingenesirte Sammlung wurde ohne Zweifel auch die in Adrast. VI, 2 S. 159 ff. (u. SW. z. Litt. VII, 94 ff.) mitgetheilte „Zueignung der Volkslieder" von Herder gedichtet. Daß dieselbe, wie Suphan (a. a. O. S. 462) meint, schon für die Sammlung von 1778 bereit gewesen, erscheint sowohl durch den Ton dieser Distichen, der so ganz von dem in den Vor- und Nachreden jener Sammlung abweicht, wie durch den moralisirenden Grundgedanken, endlich durch die Uebereinstimmung mit dem Prosaabschnitt Adrast. V, 2, 274 ff. ausgeschlossen.

schwellten den bis dahin eingedämmten Strom unserer heimischen Poesie, der sich gleichzeitig mit ursprünglicher Kraft aus der Tiefe des Goetheschen Genius hervordrängte. Der neu geweckte Sinn für echte Poesie zugleich mit der durch die Zeitereignisse neu entzündeten Liebe für das Vaterländische hob nun von den verschütteten Liederschätzen immer mehr ans Licht. Mit Dichterlust und Dichterfreiheit veranstaltete der Herausgeber des Wunderhorns eine Sammlung unserer älteren Lieder, die, wie unkritisch immer, doch den echten Geist deutscher Volkspoesie athmete und lebendig zur Wirkung brachte. Mit dem Sinn für die volksmäßige Dichtung vereinigte endlich Uhland die Sorgfalt des gelehrten Forschers, um jene fünf Bücher alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder zu Stande zu bringen, die zusammen mit der leider unvollendeten Abhandlung sich wie der fruchtgeschmückte Wipfel des Baumes ausnehmen, den als ein zartes Reis Herder zwei Menschenalter zuvor gepflanzt hatte.

Nur im Zusammenhang mit der ganzen Entwickelungsgeschichte unsrer nationalen Dichtung war die fortgeschrittene litteraturgeschichtliche Forschung im Stande, dem deutschen Volksliede seine richtige Stellung anzuweisen. Unmöglich konnte Herder über diese Stellung bereits im Klaren sein: sehr natürlich nichtsdestoweniger und ganz von selbst führte auch ihn bereits seine Liebhaberei für eine Specialität auf das ganze Gebiet deutscher Dichtung. Er war und mußte nach dem geringen Umfang damaliger Kenntniß der Meinung sein, daß wir wenig besäßen, was den besten Volksliedern der Engländer, der Spanier und der nordischen Völker an die Seite zu setzen wäre. Er hatte eben deshalb von seiner lyrischen Sammlung so Vieles ausschließen müssen, was er eben nur nennen und katalogisiren konnte, und hatte andrerseits, um die Lücken zu füllen, sich mit einzelnen Stücken älterer Dichter behelfen müssen, mehr weil er fand, daß es lohnte, sie der Vergessenheit zu entreißen, als weil es im eigentlichsten Sinne Volkslieder gewesen wären. Es war ein Seitenweg, der aber seinen eignen Reiz und sein eignes Verdienst hatte. In diesem Sinne spricht die Volksliedervorrede den Wunsch aus, daß doch irgend ein Deutscher sich einmal ernstlich an eine Geschichte deutscher Dichtkunst wage. Möchte doch nur Bodmer in jüngeren Jahren auf eine Sammlung aus unsern besten älteren Dichtern gefallen sein, oder ließen Lessingen wichtigere Arbeiten die Zeit dazu! „Die Beiträge," heißt es weiter, „die die Herren Eschenburg, Anton, Seybold u. s. im Deutschen Museum geliefert, sind schätzbar; es wäre gut, wenn dies Journal von Mehreren dazu angewandt würde".

Und solche Beiträge wenigstens liefern, das war es, was auch er konnte. Zu einer wirklichen Geschichte der deutschen Dichtkunst zu sammeln, dazu freilich fehlte es ihm — wir haben sein eignes Geständniß darüber [1]) — an Ge-

---

[1]) Vom Jahre 1793 zu Anfang der Briefe über einige ältere deutsche Dichter in der 5. Sammlung der Zerstr. Bll.

legenheit, an Muße, an Geduld. Er hatte sich, wie wir sahen, kürzlich mit dem Jenaischen Codex von Minneliedern vertraut gemacht, er hatte sich schon vor Jahren ein Exemplar des Renners verschafft und sich mit dem Gedanken einer verkürzenden Herausgabe des weitschweifigen Sittengedichts getragen[1]), er hatte, wie er an Oberlin schreibt, von noch viel früherer Zeit her, sich in allewege ein Geschäft daraus gemacht, „ältere, zum Theil vergessene deutsche Dichter kennen zu lernen und wenigstens für sich aus dem Staube zu reißen.“ Unmittelbar nach dem Erscheinen des Zweiten Theils der Volkslieder schreibt er so an den Straßburger Gelehrten, um unter Berufung auf ihre vorübergehende persönliche Bekanntschaft die Bitte zu motiviren, daß er bei vorkommender Gelegenheit seltnere Bücher dieser Art für ihn erstehen, ihm antiquarische Verzeichnisse von dort zu findenden Dichtern „aus dem 15. bis 17. Jahrhundert,“ von süddeutschen zumal verschaffen möchte, und er nennt beispielsweise Weckherlin, nach dessen Gedichten er lange schon getrachtet habe[2]).

Es muß ihm alsbald in irgend einer Weise damit gelungen sein; denn eben von Weckherlin handelt, im Anschluß an Eschenburgs Chrestomathie der besten deutschen Dichter, der erste der Briefe, die er unter dem Titel „Andenken an einige ältere deutsche Dichter“ an den Herausgeber des Deutschen Museums richtete[3]). Mit der Mittheilung einiger weiteren bei Eschenburg nicht abgedruckten Proben leitet er den Wunsch oder, wie er mit einem Lieblingsausdruck sagt, den „Traum“ von einer Ausgabe erlesener Weckherlinscher Gedichte ein und ergeht sich in Bemerkungen über die freie Sylbenbehandlung und über die Sprache des Dichters. Die erstere namentlich, die doch in Wahrheit bei Weckherlin nur auf der umstandslosen Uebertragung der französischen Metrik beruhte, lobt er — wie er ehedem das freie Klopstocksche Sylbenmaaß und späterhin den Gebrauch der Elisionen empfohlen hatte — als das Natürlichere, Beseeltere, als eine lebendige Declamation, die dem Vers ganz anders als das „Mühlengeklapper des Rhythmus“ Physiognomie und Leben gebe. Es ist der Gegensatz gegen den Regelzwang und die geistlose Correctheit, die ihn auch hier, die auch seine metrischen Ansichten beherrscht; dabei aber widerfährt ihm, daß er für edlere Natürlichkeit nimmt, was genau genommen das Unnatürlichste war[4]).

Die begonnenen Briefe wurden in den nächsten beiden Jahrgängen des Deutschen Museums, während gleichzeitig auch die Briefe über das Studium

---

[1]) S. oben S. 88; Brief an Lessing vom 25. Dec. 1778.

[2]) An Oberlin vom 19. Juni 1779. Oberlin (an Herder 7. Oct. 79 und 14. März 80) bemühte sich vergeblich, dem Auftrage nachzukommen. Die Correspondenz dreht sich im Uebrigen um die Besorgung griechischer Klassiker und um Oberlins Ausgabe von Scherzii Glossarium, wozu Herder in seinem Kreise Subscribenten sammelte. Einige Volkslieder und seinen Essai sur le patois kündigt Oberlin 21. August 81 an.

[3]) Deutsches Museum 1779, Octoberheft, S. 299 ff.

[4]) Vgl. Höpfner, Weckherlins Oden und Gesänge, S. 13 ff.

der Theologie mehrfache Hinweisungen auf die ältere deutsche Poesie enthielten, fortgesetzt [1]). Der anonyme Briefsteller trägt im ersten und zweiten Briefe eine irrige Vermuthung über den Dichter vor, der sich unter dem Namen Filidor der Dorferer versteckt hatte [2]), er giebt im dritten und fünften Briefe nach der ihm vorliegenden Handschrift Proben von Weinliedern aus einem „alten deutschen Anakreon", deren naiv muthwilligen Ton er, ohne sich vor dem „Popanz der Höflichkeit unsrer Tage" bücken zu wollen, in Schutz nimmt; er erneuert im vierten Briefe, zum Beweise, wie schöne Marienlieder es in der katholischen Kirche gebe, des Jesuiten Balde Lobgesang auf Maria; er spricht am ausführlichsten und mit besondrer Wärme im zweiten Briefe von Weckherlins Landsmann Johann Valentin Andreä.

Möglich, daß Herders Bekanntschaft mit den Schriften dieses merkwürdigen Mannes schon vor dem Jahre 1780 begonnen hatte. Von diesem Jahre an jedoch ist derselbe einer seiner Lieblinge, die Auffrischung seines Andenkens eins seiner Hauptanliegen geworden. Wieder einmal bewährte sich hier sein Instinkt, das Bedeutende aus dem Schutt der Jahrhunderte hervorzufinden, das vergessene Verdienst ans Licht zu ziehen und den Schall einer verschollenen Stimme dem eignen Zeitalter von Neuem hörbar und wirksam zu machen. Der große Theolog, der vor und während der trüben Zeit des dreißigjährigen Krieges mit unvergleichlichem Freimuth, mit erleuchteter Frömmigkeit und mit reinem sittlichen Eifer die Thorheiten der Gelehrtenwelt, die Schwächen der Obrigkeit, die Gebrechen der Kirche gegeißelt, der Lehrer und Zuchtmeister, der Arzt und Helfer seiner Mitbürger gewesen war, mußte, sobald er ihn entdeckt hatte, die begeisterte Liebe Herders gewinnen. In wie verschiedne Zeiten die Beiden gestellt waren: es bestand zwischen ihnen eine unverkennbare Geistesverwandtschaft. Der Theolog fühlte sich zu dem Theologen, der Dichter zu dem Dichter hingezogen. Bei Beiden die gleiche Universalität und geistige Beweglichkeit, der gleiche früh rege Wissensdurst, die gleiche überströmende Fülle litterarischer Mittheilsamkeit, die nämliche Kampfeslust und der nämliche Drang zu praktischem Wirken. Der Eine wie der Andre der unfruchtbaren Scholastik und der trüben Mystik gleich sehr feind, Vertreter eines lebendigen, wirkenden Christenthums; Beide endlich, mit entschiedner Neigung und Anlage zur Dichtung, der poetischen Darstellung nur soweit mächtig als sie zum Ausdruck sinnreicher Wahrheiten oder sittlichernster Empfindungen sich herleiht. In der That, da wo Herder den ganzen Mann charakterisirt, scheint er zugleich sich selbst zu charakterisiren. „Seine Organisation", sagt er, „muß so fein gewesen sein, wie sein moralischer Sinn

---

[1]) Deutsches Museum 1780 Nov. S. 415 ff., Dec. S. 481 ff.; 1781, Januar S. 2 ff., März, S. 264 ff.

[2]) Erst am 16. Oct. 86 theilt Eschenburg, nachdem er schon am 7. Juni 80 über den Museumsaufsatz an Herder geschrieben hatte, diesem mit, daß er durch einen Zufall in Jacob Schwieger den wahren Namen Filidors entdeckt habe, während Herder auf Schoch gemuthmaaßt hatte.

es ist: denn sein Witz, seine Bemerkungen, die ganze Richtung seiner Empfindungen, selbst seine schärfsten Urtheile, seine bitterste Satire sind allemal aufs Feinste moralisch. Der unermeßliche Vorrath von dem, was er wußte, die sonderbare Biegsamkeit seines Geistes für alle Kunst, für alles Wissenswürdige und Schöne, noch mehr aber die zerstreuende Geschäftigkeit, in der er lebte, sein früher Zusammenhang und Umgang mit so mancherlei Menschen — nichts von alle diesem konnte ihn von jenem Einen Wahren entfernen, das allenthalben der Geist seiner Schriften ist". Beinahe Wort für Wort in dieser Schilderung paßt auch auf den Schildernden. „War er kein Dichter," heißt es am Schlusse des Museumsbriefes, „so war er etwas Besseres — Lehrer der echten Menschenliebe und Menschenweisheit." Herder selbst würde es nicht verbitten, wenn Jemand auch ihn so ehrenvoll herab-, so bescheiden heraufsetzte.

Was Wunder also, wenn er mit diesem Dichter, der „noch etwas Besseres als Dichter" war, sich aufs Innigste befreundete, daß er den reichen Schatz herzlicher Wahrheit und gesunden Verstandes, der bei ihm in zum Theil seltsamer, aber immer sinnreicher Einkleidung zu finden ist, zu heben, daß er seine deutschen Dichtungen neu zu verwerthen, die lateinischen durch die nicht immer leichte Mühe des Uebersetzens sich ganz zu eigen zu machen suchte? Er begann damit, einige Proben von Andreäs moralischer Spruchweisheit, einige aus dem Latein übertragene Gespräche von ihm in Pfenningers „Christlichem Magazin" abdrucken zu lassen [1]). Der Aufsatz im Museum verfolgte zunächst den Zweck, den vergessenen Dichter nur allererst wieder vorzustellen, ihn, der in seinem streitenden, scholastischen, verketzernden Jahrhundert „wie eine Rose unter Dornen" geblüht habe, die noch jetzt, als ob sie in manchen Stücken allein für uns aufgegangen wäre, neu und frisch dastehe. Er ergeht sich von Neuem in einer Anpreisung jener metrischen und sprachlichen Freiheiten, deren sich unsere älteren Dichter bedient, er nennt ihre Knittelreime das beste Lehr- und Erzählungsmetrum und möchte dasselbe „beinahe für den Hexameter der alten Deutschen halten". Er theilt nach diesen Präludien eine Probe aus des Dichters „Geistlicher Kurzweil" mit und will durch das Alles auf das Unternehmen eines Freundes vorbereiten, der mit großer Liebhaberei die seltenen und zerstreuten Schriften Andreäs gesammelt, gelesen, zum Theil übersetzt habe und Willens sei, ihm ein zeitgemäßes kleines Denkmal zu stiften. Wir errathen leicht, daß dieser Freund kein Andrer als er selbst ist. Gegen Lessing, dessen bibliothekarische Gefälligkeit er wegen mehrerer Materialien dazu in Anspruch nimmt, bekennt er sich gleich jetzt dazu [2]) und öffentlich that er es fünf

---

[1]) Im 2. St. des III. Bandes der genannten Zeitschrift (1780) S. 102 ff. unter der Ueberschrift „Gespräche aus dem Latein eines berühmten, frommen und verdienstvollen Theologen des vorigen Jahrh." sieben Gespräche, von denen zwei Zerstr. Bll. V, 101 und 138 wiederkehren, und ebendaselbst S. 209 ff.: „Die verborgene Liebe" und „Gute Zeichen an einem Menschen", mit Veränderungen Zerstr. Bll. V, 266 ff. wiederholt.

[2]) Herder an Lessing 15. Januar 1781.

Jahre später als Vorredner zu Sonntags Uebersetzung Andreäscher Dichtungen. Schon zur Ostermesse 1781 hatte das angekündigte Denkmal erscheinen sollen, war jedoch über anderen Arbeiten liegen geblieben [1]). Außer der Pfenningerschen Zeitschrift wurden einstweilen wenigstens die Theologischen Briefe benutzt, um mehr und mehr einzelne Stücke von Andreä auszustreuen und dadurch recht geflissentlich die Aufmerksamkeit der Menschen auf ihn hinzurichten [2]). Bald danach war es der Streit, in den sich Herder mit Nicolai über Tempelherrn und Freimäuerei einließ, der ihn von Neuem auf Andreä und zwar diesmal auf die Erörterung von dessen Antheil an der Entstehung der Rosenkreuzerei führte, wobei er denn nicht unterließ, den „Ungenannten", der im Deutschen Museum und sonst Gedichte, Parabeln und Gespräche von ihm bekannt gemacht, an die Erfüllung seines Versprechens eines Denkmals Andreäs zu erinnern [3]). Eine Frucht aller dieser Anregungen war dann die Sonntagsche

[1]) Die Verhandlungen darüber zwischen Caroline Herder und Hartknoch zwischen 4. Sept. und 25. Nov. 1780, bei denen namentlich die Honorarfrage eine Rolle spielt, liegen mir handschriftlich vor. Ebenso Herders Brief vom 25. Januar 81: „Mit Andreä wirds auf diese Messe nichts." Auf das beabsichtigte Denkmal beziehe ich auch die Frage in einem Briefe J. G. Müllers vom 14. Mai 81: „Wann kömmt Andreä?" Müller hatte davon bei seinem Besuch in Herders Hause, Oct. 1780 erfahren. Er schreibt — was durch die Correspondenz Hartknochs mit Caroline bestätigt wird —: „Das Manuscript von dem künftige Ostern herauszukommenden Andreä hat Herder seiner Frau geschenkt" u. s. w. Aus dem Herderschen Hause, S. 28.

[2]) Das Christliche Magazin wurde seit 1781 unter dem Titel „Sammlungen zu einem Christlichen Magazin" fortgesetzt. Darin Bd. I, St. 1, S. 197 u. 202 zwei Parabeln von Andreä nebst Hinweis (S. 197) auf das von dem Verfasser der Museumsbriefe zu erwartende Denkmal; Bd. I, St. 2, S. 178 ein Gedicht Andreäs. Daß auch die S. 172 ff. mitgetheilten Fabeln von Andreä seien, wird am Schluß von Bd. II, Heft 1 widerrufen. Herder, der Einsender, hatte J. G. Müller (Gelzer, Monatsbll. XIV, 91) den Irrthum zu berichtigen gebeten, „damit auf meinen Andreä nichts kommen soll, das ihm so ungleich sieht". — In den „Briefen das Studium der Theologie betreffend," theilte er im Anhang zum 23. Briefe drei, im Anhang zum 24. Briefe zwei Andreäsche Parabeln, endlich zum 49. Briefe das lange Stück aus der Geistlichen Kurzweil, „Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes" mit, auf das er schon im Deutschen Museum hingewiesen hatte. Zwei der Parabeln druckten aus den Theol. Briefen auch die Sammlungen zu einem Christl. Magazin I, 2, S. 150 ff. ab. Vgl. auch die Anm. zur zweiten Aufl. der Theol. Briefe II, 329.

[3]) Teutscher Merkur 1782, März S. 227 ff., besonders S. 233. Ueber den ganzen Aufsatz gegen Nicolai vgl. unten Abschnitt 3. Wieder wandte sich jetzt Herder um Andreäs Schriften und Handschriften an die Wolfenbüttelsche Bibliothek und erfuhr dabei von Lessings Nachfolger Langer, daß Nicolai das Gleiche gethan, ihm jedoch die Vorhand lasse (Langer an Herder 6. April und 26. Mai 82). Eine Abschrift von Andreäs Lebenslauf verdankte er jenem Philipp Matthias Hahn, Pfarrer zu Kornwestheim und später zu Echterdingen in Württemberg, den die Humanitätsbriefe (I, 40), einen „wahrhaft Newtonischen Kopf" nennen. Eine Consistorialinquisition, die über den freisinnigen Mann, einen Gesinnungsgenossen Andreäs, verhängt worden war, regte Herder zu lebhafter Theilnahme für ihn an. Vier Briefe von Hahn aus den Jahren 1780, 81 und 87 liegen handschriftlich vor, von denen der letzte eine Empfehlung des jungen Magister Paulus an den Weimarer Generalsuperintendenten enthält.

Uebersetzung Andreäscher Dichtungen vom Jahre 1786 [1]). Es war ganz in Herders Geist, daß sie die Worte: „zur Beherzigung unsres Zeitalters“ auf dem Titel trug. Zusammen mit Herders bevorwortendem „Brief an den Uebersetzer“, der neben einer Charakteristik Andreäs abermals auf dessen Verhältniß zur Rosenkreuzerei zurückkömmt, konnte die kleine Schrift sehr wohl die Stelle eines Denkmals vertreten. Die Absicht, in selbständigerer Weise ihm noch ein andres zu errichten, hatte der Vorredner dennoch nicht aufgegeben. Und so hat er es sich denn nicht nehmen lassen, in der fünften Sammlung der Zerstreuten Blätter (1793) nicht nur jenen alten Museumsaufsatz zu wiederholen, sondern zugleich noch einen ansehnlichen Nachtrag übersetzter Parabeln und Gespräche von seinem „alten geliebten“ Andreä mit einer längeren Begleitrede zu veröffentlichen [2]). — Andreäs Namen aber ist seitdem in der Geschichte der deutschen Litteratur und Theologie mit gebührenden Ehren weiter genannt worden: an die Herderschen Aufsätze schließt sich Alles an, was zu vollerer Würdigung des Mannes oder zur Erneuerung seiner Schriften, in unsrem Jahrhundert von Hoßbach, Pabst, Tholuck, Grüneisen u. A. gethan worden ist [3]).

V.

Die Preisschrift über die Wirkung der Dichtkunst.

Durch den Zusammenhang des „Andenkens an einige ältere deutsche Dichter“ mit der Volksliedersammlung haben wir uns verleiten lassen, über die Jahre, deren schriftstellerischer Ertrag uns hier zunächst beschäftigen sollte, weit hinauszugreifen. In viel innigerem Zusammenhang indeß mit dem Geiste jener Sammlung als alle diese kleinen Beiträge zur Geschichte unsrer älteren Dichtung, denen wir noch die an Lessing anknüpfende Nachricht über Priameln und Bilderreime im Merkur v. J. 1782 hinzuzählen könnten [4]), steht eine größere Herdersche Abhandlung, die uns wieder ganz in die Zeit der Vorbereitung der Volksliedersammlung zurückversetzt. Sie verhält sich zu Letzterer ähnlich wie die Lobschrift auf Winckelmann zu der Redaction der „Plastik“ und ist gleich jener eine akademische Bewerbungsschrift. Gerade auf solche Veranlassung hin entstanden in diesen Jahren neben der Fertigstellung schon bereit liegender älterer Schriften nicht weniger als vier Herdersche Abhandlungen.

---

[1]) „Joh. Val. Andreä Dichtungen zur Beherzigung unsers Zeitalters. Mit einer Vorrede von J. G. Herder, Leipzig 1786.“ Vgl. Herders Brief an Sonntag vom 5. März 86, bei J. v. Sievers, Herder in Riga, S. 59. Der Brief ist Antwort auf einen von Sonntag vom 1. März. Noch drei andre von dem Uebersetzer (26. April und 10. August 86 u. 22. Juli 91), der damals Informator bei den Söhnen des Dr. Rosenmüller in Leipzig war, dann 1788 als Rector an die Rigasche Domschule kam, 1791 Oberpastor in Riga wurde, liegen handschriftlich vor.

[2]) Zerstr. Bll. V, Vorrede S. III ff., S. 1 ff. und S. 249 ff.

[3]) Zur Litteratur vgl. den Henkeschen Artikel über A. in der Allg. deutsch. Biogr.

[4]) Es ist die erste, mit Z unterzeichnete, Nummer des „Litterarischen Briefwechsels‘, im Augustheft des Teutschen Merkurs vom Jahre 1782, S. 169 ff.

Zum ersten Male stellte in ihrer Sitzung vom 1. April 1777 die im Jahre 1759 ursprünglich nur für Geschichte und Philosophie gegründete bayrische Akademie der Wissenschaften „mit Genehmhaltung ihres durchlauchtigsten Stifters“ neben den Preisaufgaben für jene Fächer auch eine in das Fach der schönen Wissenschaften einschlagende[1]). Die Frage: „Welchen Einfluß hatte die Dichtkunst in den ersten Zeiten auf die Sitten der Völker und welchen hat sie jetzt?“ war für unseren Freund wieder so lockend wie möglich, und die Kürze der gestellten Frist — die Ablieferung sollte bis Ende December erfolgen — hatte für ihn nichts Abschreckendes. Gewiß nicht eher als in den letzten Monaten des Jahres ging er daran. Ueber seine Winterarbeiten berichtend meldet er am 20. März 78 dem Königsberger Freunde, daß ihm „auswärtig das alte Jucken eingekommen sei, über jene Frage zu wetteifern“, und daß er „den einhelligen Preis davon getragen habe.“ Er war in der Sitzung der Akademie vom 25. Februar gekrönt worden[2]).

Ueber den Einfluß der Dichtkunst in alten und neuen Zeiten auf die Sitten: — das Thema verräth den pragmatisirenden und beschränkt moralisirenden Geist der Fragesteller. Aber nur wenig brauchte es gebogen zu werden, nur ebenso wie einst Aristobulos-Hamann und mit ihm der Verfasser der Fragmente die ältere Berliner Preisaufgabe über den Wechseleinfluß der Sprache und der Meinungen gebogen hatte, um in den Mittelpunkt des Herderschen Ideenkreises einzuschlagen. Darin wieder, wie ähnlich bei der früheren Preisabhandlung über den gesunkenen Geschmack und wie bei der über Winckelmann, besteht das erste Verdienst der neuen, daß durch die Antwort die Frage selbst höher gefaßt wird als sie gemeint war. Der beliebte akademische „Einfluß“ wird zu dem Begriff der Wirkung vertieft, und die Wirkung auf die Sitten aus der ursprünglich wirkenden und ebendeshalb im weitesten Sinne sittlichen Natur der Dichtkunst abgeleitet. So kann der Verfasser am Schluß seine Ausführungen in wenige Sätze zusammendrängen, welche darauf hinauslaufen, daß die Dichtkunst nur so lange und in dem Maaße auf die Sitten gewirkt, als sie mit Sitte und Sittlichkeit in lebendigem Zusammenhange gestanden. Das zweite Verdienst jedoch und die eigentliche Bedeutung der Abhandlung besteht in der historischen Veranschaulichung dieser Sätze. Sie ist in Wahrheit eine von dem angedeuteten Gesichtspunkt aus skizzirte Geschichte der gesammten Poesie. Wie nie zuvor treten die bedeutenden Ideen über die Natur und das natürliche Leben der Poesie inmitten des Lebens der

---

[1]) Vgl. Westenrieder, Geschichte der bayrischen Akademie der Wissenschaften I, 403. Münchner Intelligenzblatt vom 12. April 1777. Diese Nachweisungen sowohl, wie die sonstigen Materialien zur Geschichte der Herderschen Preisbewerbungen bei der bayrischen Akademie verdanke ich den zuvorkommenden Bemühungen Franz Munckers in München.

[2]) Münchner Intelligenzblatt v. 28. Febr. 1778 und Münchner Zeitung v. 2. März 78. Der Preis war eine goldene Medaille von 10 Dukaten Werth. Ham. Schr. V, 284. Nach Westenrieder II, 92 hatte Herder mit vielen anderen Beantwortungen concurrirt.

Nationen, diese Ideen, die Herder seit seinen Fragmenten so oft, die er in den auf das Volkslied bezüglichen Aufsätzen, in dem Beitrag zur Geschichtsphilosophie, in der Abhandlung vom gesunkenen Geschmack angedeutet, eingeschärft, wiederholt, und mannigfach angewandt hatte, in eine universale historische Beleuchtung. Der Verfasser kennt seinen Vortheil wohl. Noch viel kürzer als in der Abhandlung vom Geschmack findet er sich diesmal mit jenen allgemeinen Raisonnements ab, die man in allen Poetiken finden könne; er gewinnt der Frage die Seite ab, wo sie selbst zur Geschichte hinweist. Aus den Sitten der Zeiten und Völker, und zwar so wieder will er sie beantworten, daß er sich soviel möglich „in jede Zeit, unter jedes Volk ganz hinstelle und nicht, wie die Schnecke ihr Haus überall seine enge viereckte Stube umhertrage“ [1]).

Nur ganz kurz demnach werden in einem Ersten Abschnitt die wenigen Grundsätze vorgetragen, die ihm als Leitfaden durch die Geschichte dienen. Deutlich weisen dieselben zurück auf Hamanns Aesthetica in nuce. Wahre Poesie ist eine Kraft der Natur, der Dichter nur Dolmetscher der Natur. Poesie ist Sprache der Sinne, der Leidenschaft, der Einbildungskraft, und ebendeshalb ihrem Wesen nach wirkend. Am meisten ist sie so in der Kindheit und Jugend unsres Geschlechts. Ihre Wirkung als die einer Naturkraft kann an sich nicht anders als gut sein: nur in Schuld des Mißbrauchs mag sie zu einem Gifte werden.

Und nun, dies vorausgeschickt, öffnet der Verfasser „ohne alle weiteren metaphysischen Umschweife“ das Buch der Geschichte. Ein Zweiter Abschnitt hat es in mehreren aufeinanderfolgenden Capiteln mit der Poesie der Hebräer, der Griechen, der Römer, der nordischen Völker, ein Dritter mit der Poesie in den mittleren und neuen Zeiten und in der Gegenwart zu thun.

---

[1]) So lauten die Worte in dem Originaldruck der Abhandlung in dem ersten und einzigen Bande der, München 1781, veröffentlichten „Abhandlungen der bayrischen Akademie über Gegenstände der schönen Wissenschaften“ S. 31. Der Abdruck in den SW. (zur Litt. XVI, 210) hat statt dessen: „— — und nicht wie die Schnecke ihr Haus unsre enge eigene Denkart allenthalben umhertragen.“ Die Stelle kann als Probe der Aenderungen dienen, die Herder später mit dem Text der Abhandlung vornahm, wobei er jedoch über den Ersten Abschnitt nicht hinauskam. Einer ähnlichen stilistischen Verbesserung hat er die zweite bayrische Preisschrift „Ueber den Einfluß der schönen in die höheren Wissenschaften“ (s. weiter unten) unterzogen und hier dieselbe aufs Glücklichste bis zu Ende durchgeführt. Ich möchte nicht mit Düntzer (SWH. XVII, S. 3) annehmen, daß die Umarbeitung zum Behuf der erst in seinem letzten Lebensjahre beabsichtigten Herausgabe seiner Gesammelten Werke von ihm vorgenommen wurde, sondern vermuthe, daß er von den beiden bayrischen Abhandlungen in ähnlicher Weise eine „Zweite berichtigte Ausgabe“ veranstalten wollte, wie im Jahre 1789 von den gekrönten beiden ersten Berliner Preisschriften. Möglich auch, daß bei der Umarbeitung an eine Benutzung für die Zerstreuten Blätter gedacht war. Uebrigens hatte Herder die Abhandlung „über die Wirkung“ auf seine Bitte unmittelbar nach der Krönung behufs unwesentlicher Aenderungen — so sehr war ihm beständiges Verbessern Bedürfniß — noch einmal zurückerhalten, wie aus der mir von Muncker mitgetheilten Correspondenz Herders mit Kennedy, dem Secretär der Akademie (K. an H. 1. u. 23. März, H. an K. 13. März u. 6. April 78) hervorgeht.

Die Wirkung der Dichtkunst bei den Hebräern macht den Anfang. An dieser Stelle wird uns der Grund klar, warum die Vorrede zu den Volksliedern der hebräischen Poesie mit keinem Worte gedachte. Hier — wie andrerseits in der Schrift über das Hohelied — haben wir die Ergänzung der dort gelassenen Lücke. Der Gedanke von dem Urrecht der Naturpoesie hatte zur Hervorhebung des Volksliedes geführt: — er führt hier, unter dem Einfluß theologischer Denkweise, in Ausführung des Hamannschen Wortes, daß das Heil von den Juden komme, zu der Behauptung des unvergleichlichen Vorrangs und der Göttlichkeit der hebräischen Poesie. Dabei werden, wie in der Aeltesten Urkunde, die Anfangscapitel der Bibel bis zur Trennung der Völker als noch nicht eigentliche Poesie bezeichnet; es sind Ursagen der Welt, vielfach verkleidet bei den anderen Völkern wiederkehrend, von größtem Verdienst um die Sitten der Welt und um die erste Bildung der Nationen. Da indeß dieser Gegenstand „in einzelnen Büchern oft bis zum verwegensten Uebermaaße ausgeführt worden“, so wendet sich die Darstellung rasch zur „eigentlichen Nationalpoesie der Hebräer“. Sie setzt da an, wo eins jener Bücher, wo des Verfassers Aelteste Urkunde geschlossen hatte oder in ihrer Fortsetzung schließen sollte. Von den ältesten Geschlechtsliedern, den Liedern Mose, dem Liede der Deborah, der Fabel Jothams anfangend geht er die ganze Poesie des Alten Testaments durch. David, der königliche Psalmist, Salomo, der Dichter der Lieder der Liebe — auch sie Sänger von Volksliedern — treten voran, die Propheten folgen: kurz, der Text liegt vor uns, der demnächst in den Theologischen Briefen und noch gründlicher in dem Werke vom Geist der Ebräischen Poesie zur Ausführung kommen sollte. Gewirkt aber hat diese Poesie auf das eigne Volk und durch dieses auf so viele andre wie keine sonst. Denn wie keine sonst ist und bleibt sie Gottes; sie war „Altar des einzigen Gottes der Wahrheit und Tugend“. In nationaler Fassung freilich; — aber wie wäre sie auch anders echte Poesie gewesen? Gerade darin lag das Andringliche und Sittliche ihrer Wirkung. Göttlich darum nicht weniger diese ihre Wirkung, göttlich ihr Ursprung. „Was alle Dichter rühmen oder in Lügen formeln und in Formeln lügen, das war hier Wahrheit: Eingebung der heilige Quell ihrer Dichtkunst.“ So rückt Herder, nicht ohne Zweideutigkeit, die hebräische Poesie um eine Stufe über das Menschliche hinaus, ohne doch das Band mit dem Menschlichen zerschneiden zu wollen.

Denn göttlich, so heißt es sofort weiter, sei im Anfang die Poesie auch bei den Griechen gewesen; — er meint den heiligen, sittlichen Gebrauch, den gottesdienstlichen Zweck der ältesten griechischen Dichtung und andrerseits ihren Zusammenhang mit Geist und Sage des Orients. Wie sich von dieser ältesten Poesie die moralische und politische Sittlichkeit der Griechen, ihre ganze Verfassung und Weisheit herschreibe, betont er aufs Stärkste; mit der Ausführung aber, wie sich im Wetteifer mit der übrigen Kunst die Dichtkunst weiter entwickelt, wie sich mehr und mehr der Charakter der Nation poetisirt habe, geht

er zu einer Schilderung dieses ihres dichterischen Charakters über, welche mehr bei den Schatten- als bei den Lichtseiten verweilt. Zwar schon die umgearbeitete Zweite Fragmentensammlung, das Erste Kritische Wäldchen und wieder der Beitrag zur Geschichtsphilosophie hatte gegen den übertriebenen Gräcismus angekämpft: aber mehr doch als je zuvor drückt er hier — veranlaßt durch sein diesmaliges Thema, voll von dem Geiste der biblischen Schriften, die ihn in den letzten Jahren überwiegend beschäftigt hatten — den Werth der Griechen herab. Die Griechen, führt er aus, hatten zu viel poetisches Talent, und Alles mithin wurde ihnen allmählich „schönes Spielwerk" ohne inneren Gehalt. Indem in ihrer Mythologie die dichterische Phantasie mit der Religion spielte, „so mußten sich nothwendig schöner Aberglaube und Unglaube ins Volk theilen". Ihre Dichtkunst selbst, auf Verschönerung gerichtet, wurde zum Kunsthandwerk, das auf Erdichtung und Fabeln zum Zweck des Ergötzens ausging. Schwer zu glauben, daß wirklich nach dem Worte des Aristoteles das griechische Trauerspiel die Leidenschaften gereinigt habe; wie hätte sonst das athenische Volk zugleich soviel Lust an den Stücken des Aristophanes finden können? Und doch — so lenkt er zum Schluß wieder ein — „wird die griechische Dichtkunst ewig eine schöne Blüthe der Sittlichkeit menschlicher Jugend bleiben".

Er kömmt zu den Römern. Von der Wirkung ihrer Dichtkunst soll geredet werden: thatsächlich indeß verflicht sich diese Betrachtung nur nebenher mit der Erzählung der Entwickelung und vor Allem mit der Kennzeichnung des allgemeinen Geistes der römischen Poesie; das Resultat aber ist, daß „in Rom die Dichtkunst wohl nie eine Triebfeder, noch weniger eine Grundsäule ihres Staats gewesen sei".

Mit Wärme spricht er demnächst von der Wirkung der Dichtkunst bei den nordischen Völkern, wie die Gesänge der Deutschen und der Normannen rauhen Heldenmuth geathmet, wie Ossians Lieder einen weicheren Klang hätten. Die Sicherheit freilich des geschichtlichen Bodens verläßt ihn hier. Er hat nur mehr zu wünschen und auszurufen: „O hätten wir noch die Gesänge der Barden! Hätte unter unsern Vätern ein Ossian gelebt!" — wobei er denn natürlich wieder ein Wort für den Werth jener Nationallieder überhaupt hat, die oft der ganze Schatz des Lebens dieser sogenannten Wilden seien, „die oft gesitteter als wir sind".

Er rückt weiter vor zu der Geschichte der Dichtkunst im Mittelalter. Mehr und mehr, da er doch überall die Dichtkunst im Zusammenhange mit der Geistesart und den Schicksalen der Völker, die ihre Träger waren, betrachtet — mehr und mehr gestaltet sich die Abhandlung zu einer geschichtsphilosophischen Charakteristik, zu einem Vorläufer der späteren Ideen zur Philosophie der Geschichte. Sie berührt sich ebendeshalb mit dem „Beitrag" vom Jahre 1774. Der gegenwärtige Abschnitt insbesondere, von den Arabern und ihrer Poesie ausgehend, läuft wesentlich, wie der „Beitrag", auf eine, nur

ruhiger gehaltene Vertheidigung des Mittelalters hinaus. Noch größer wird die Aehnlichkeit mit jenem geschichtsphilosophischen Büchlein in den nun folgenden Abschnitten „von der Wirkung der christlichen Poesie auf die Sitten der Völker“ und „von der Wirkung der Dichtunst auf die Sitten neuerer Zeiten“. Es wird von der tröstenden und erhebenden Wirkung heiliger Hymnen und Psalmen geredet; es wird gezeigt, wie die ersten wirksamen Gedichte in der Volkssprache zu der Zeit, da sich die Dichtkunst wieder emporhob, „Kinder aus dem Schooß und Busen der Religion“ waren. Und nun die Frage, warum dennoch die Poesie der neueren Zeit an Kraft verloren habe? Die nächste Antwort ist: in Folge der von dem Geschmack der Gelehrsamkeit ausgehenden Nachahmerei der Alten. So ward Dichtkunst nun „das laue Ding“, fremd der Natur, dem Volk, dem Herzen der Dichter selbst, ward „Ergötzlichkeit, schöne Kunst, Spiel“. Umstände allgemeinerer Art — eben die, von denen der „Beitrag“ so herbe und bitter gesprochen, — kamen hinzu. Mechanische Ordnung nämlich trat an die Stelle des Muths, der Wirkung individueller Seelen. Philosophie, sogenannte Philosophie zersetzte den Ernst der Religion und nahm eben damit der Dichtkunst Herz und Seele. Die Erfindung der Buchdruckerei und im Zusammenhang damit die Trennung der Musik von der Dichtkunst machte die letztere zu todtem Letternkram und wirkungsloser Weisheit.

So ist die Gesammtansicht des Verfassers von der neueren Poesie. An der italiänischen, französischen, englischen, endlich der deutschen Poesie wird dieselbe im Einzelnen illustrirt. Der Ton dieser Charakteristiken ist spottend und bitter, da zumal wo von Voltaire und dem französischen Publicum, und wieder wo von der Romanlitteratur der Engländer die Rede ist. Am bittersten aber oder vielmehr am klagendsten wird er über die neuste deutsche Poesie. Die Klagen beziehen sich auf die Getheiltheit unsres Vaterlandes und auf die Unbestimmtheit des Publicums, für welches bei uns geschrieben werde — wenn nicht gar nur der Buchhändler und dessen gedungene Recensenten den Werth der Waare bestimmen. Wohl wird einzelner Erscheinungen, namentlich Klopstocks, Gleims, Wielands in Ehren, aber doch nur mit halbem und eingeschränktem Lobe, bei Weitem nicht in dem hoffnungsvollen Tone gedacht, der in den Fragmenten und, Klopstock betreffend, in den Ossianbriefen herrschte. Resignation und Forderung, ziemlich allgemein gehaltene Forderung ist des Verfassers letztes Wort. Den wahren Dichter, der sich ein Publicum, ein Volk schafft, kann nur ein Gott geben. Fürs Erste ist in dieser Zeit „naturloser Weichheit“ echte, wirkende, Sitten schaffende und bildende Poesie schwerlich zu erwarten. „Sind Religion, Volk, Vaterland unterdrückte, neblichte Namen, so wird auch jede edle Harfe dumpf und im Nebel tönen.“

Unverkennbar: eine gewisse Verstimmung, die aus des Verfassers persönlichen Umständen und seiner Weimarischen Umgebung über ihn kam, übertrug sich auch auf seine Anschauung der Litteratur der Gegenwart. Sie

klingt durch diesen Aufsatz wie durch die Vor- und Nachreden der Volkslieder. Er hatte zudem das Gefühl, daß auch ihn das Publicum vernachlässige. „Ich habe“, schrieb er am 6. December 1778 an Gleim, „von dem jetzigen Zustande der lieben Litteratur so wenig Begriff als vom Zustande abgeschiedener Menschenseelen: denn beide Dinge scheinen mir beinahe Eins. An meine Schriften denkt keins und jeder thut als ob sie nicht in der Welt wären, bis Nicolai den Ton giebt.“ Daher der Contrast des kritischen Unmuths, mit dem er von der Litteratur der Gegenwart, und der begeisterten Wärme, mit der er von der Poesie vergangener Zeiten, von der Poesie des Hohenliedes und der Apokalypse redete. Die zwei Seelen, die in ihm waren, die liebevoll sich hingebende und die unzufrieden ablehnende erscheinen uns auch in den Schriften dieser Jahre. Angesichts jener biblischen Bücher Optimist und Enthusiast, ist er der umgebenden Litteratur gegenüber ein kühler, fast pessimistischer Beurtheiler.

Vielmehr: auch die zeitgenössischen Erscheinungen betrachtet er mit wechselnder Laune. Je nach der erregten Stimmung des Augenblicks verhält er sich jetzt ablehnend und schnöde gegen sie und ärgert sich an den herrschenden Schwächen, Schäden und Mißbräuchen, erhebt er sich jetzt wieder zu kühnen Hoffnungen und zu dem Entschlusse eignen kräftigen Eingreifens. Außer in der gedruckten Fassung liegt uns die Preisschrift von der Wirkung der Dichtkunst in einem handschriftlichen Entwurfe vor. Die Gliederung des geschichtlichen Stoffs ist in dieser älteren Niederschrift weniger ins Einzelne geführt, das Ganze minder ausgearbeitet. In dem die neuere Poesie behandelnden Abschnitt finden sich auch wohl einzelne ausgeführtere Partien, die nachher verkürzt wurden, und wiederum einzelne kecke Züge, drastische Wendungen und Ausdrücke, die nachher der Feile weichen mußten; der Satz beispielsweise, daß das französische Theater „nicht Volksdichtkunst, sondern Gesellschaft“ sei, ist in einer an die parallelen Stellen des Reisejournals erinnernden Weise entwickelt; was zum Lobe Shakespeares gesagt wird, liest sich, wie als ob es dem älteren Aufsatz über den großen Dramatiker entnommen wäre, und von Butler und Swift heißt es, der Trank, der diese Auswüchse der englischen Dichtkunst hervorgebracht, sei „nicht Nektar der Musen, sondern englisch Bier ihrer Landesverfassung“ gewesen. Bedeutsam jedoch werden die Abweichungen erst auf den letzten, den Zustand der deutschen Litteratur behandelnden Seiten. Die Klagen zwar sind dieselben; noch schärfer wird hervorgehoben, was dem Klopstockschen Messias dazu fehle, ein Volksgedicht zu werden: aber hinter allen diesen Klagen und Bedenken erhebt sich die Rede zu hoffnungsreichen prophetischen Aussichten und Ermunterungen. Der Verfasser erinnert sich, daß ihm zur Seite der Dichter des Werther lebt, daß er selbst bereits Zeuge gewaltiger dichterischer Wirkungen und der Genosse, ja der Lehrer eines Geschlechts sei, das in der Rückkehr zu Natur und Wahrheit, zu starker, voller Empfindung dem Quell lebendiger Poesie auf der Spur sei. Er unterbricht

sich in der Aufzählung der ungünstigen Zeitumstände. „Da also," ruft er aus, „so viele Hindernisse der deutschen Muse und ihrer Wirkung in den Weg treten: soll man den Muth sinken lassen? soll man verzweifeln? Nichts minder! Wir gehen langsam, aber nur desto sicherer: wir kommen spät, aber vielleicht desto gerader und näher ans Ziel. Haben einige neue Stücke zweier oder dreier Dichter, die ich nicht zu nennen brauche, nicht gezeigt, was auch in Deutschland Natur, wenn sie simpel, treu, gerade, stark geschildert ist, für Wirkung thun könne? Wie Feuer zündeten sie umher: jeder mußte lesen, gelesen haben und wieder lesen: eins dieser Stücke, und gerade das simpelste, soll gar hysterische Zufälle, Selbstmord, Jammer und Noth angerichtet haben: eine Bibliothek fliegender Blätter, Nachahmungen, Widerlegungen, Zusätze, Correctionen hören noch nicht auf zu fliegen. Auch Deutschland kann also Wirkung fühlen, wenn nur Jemand da ist, der wirke." Und bald danach: „Armes, zerrissenes, zertretenes Deutschland, hoffe! deine Noth wird sich enden, Pfleger und Landesväter sich dein erbarmen. Das Gefühl der Nation an sich wird Dichter, ihr Mitgefühl zu ihren Brüdern liebende Dichter hervorbringen, und da wir, trotz aller Hindernisse und Unterdrückung (den Mangel aller Beihülfe zu geschweigen) bereits so weit sind, soviel gethan und insonderheit den rechten Punkt, Wahrheit, Religion, Simplicität ins Auge genommen haben, wie selbst unsre Verächter es nicht leugnen: wohl uns, wenn wir weiter gehn, unsre Bahn rein, unser Ziel scharf im Blick halten und es in Wirkung aufs Volk erreichen!" Es folgt, schöner noch und beredter als in der gedruckten Abhandlung, die Schilderung des echten Dichters und der ihm gegebenen Macht, und die gehobene Rede lenkt hier nicht zu dem fast entmuthigenden Schluß zurück, den sie dort hat, sondern sie behauptet ihren Schwung bis ans Ende. „Wer aber", so hat der Begeisterte ursprünglich geschrieben und geschlossen, „wer den Werth und Adel seines Talents kennt, sein Volk, seine Brüder liebt: wer die Zunft der Weichlinge, der Sittenverderber, Kitzler und Knabenschänder flieht und nach dem Range Orpheus' und Homers oder gar Moses oder eines Propheten Gottes dürstet: wem nichts heiliger ist als die Stimme der Natur und Wahrheit, geschweige der Funke von Schöpferkraft und Liebe, der vom Himmel floß und in jedem wahren Dichter lebet; ein Erkorener der Art, wenn er hinzutritt und spricht und sein Herz strömen läßt von dem, was er so selten, so ganz und innig empfindet — wie wird er regen, wie wird er wirken! Es ist nicht seine, des Gefäßes, sondern des Schatzes Sache, die in ihm liegt. Wie der Magnet das Eisen zieht, wie der elektrische Funke durchdringt, allgegenwärtig und allmächtig fortwandelt: oder wie der sanfte und feurige Sonnenstrahl Alles wird, hier Licht, dort Wärme, überall aber Schönheit, Glanz, Farbe, Frühling, Leben, so ist auf einzelne Menschen und Nationen die Wirkung der wahren, reinen, simpeln, göttlichen Dichtkunst. Was rede ich von ihr und gehe nicht lieber selbst hin, sie und ihre Quelle zu fühlen? — —"

VI.

Eine zweite bayrische Preisschrift.

Es würde der Herderschen Abhandlung schwerlich eine günstigere Aufnahme bei der kurfürstlich bayrischen Akademie verschafft haben, wenn die Stellen in ihr stehen geblieben wären, die auf Goethes Werther und die verwandten Dichtungen der jungen genialen Generation als auf Vorboten eines neuen Aufschwungs unsrer Literatur hindeuteten. Die Richter, welche hier zu Gericht saßen, waren des Bewerbers nicht würdig. Nur wenige Männer zählte die Akademie, welche, wenn von Förderung des Geschmacks in diesen Theilen unsres Vaterlandes die Rede ist, auch nur mit localem Ansehn genannt zu werden verdienen — Männer wie Lorenz v. Westenrieder, Ludwig Fronhofer und Karl v. Eckartshausen. Der Geist, welcher hier herrschte, war der nüchternste und beschränkteste, in wohlmeinender Mittelmäßigkeit den Bewegungen des protestantischen Geisteslebens nur schüchtern und schülerhaft folgend. Erst bei der mit Anfang des Jahres 1779 erfolgten Reform der Akademie erhielt dieselbe zu der historischen und philosophischen Klasse eine eigne dritte Klasse „der schönen Wissenschaften", die also nun erst zu förmlicher Anerkennung gelangten. Alle Jahre sollte von nun an ein belletristischer Band publicirt werden; allein kein zweiter folgte dem ersten, im Jahre 1781 herausgegebenen, und schon im Jahre 1784 war die neue Klasse, zum Beweise, daß diesen Bestrebungen hier der Boden fehle, entschlafen. Nicht besser glaubte Ludwig Fronhofer, der Festredner in der Sitzung vom 4. November 1779, dem Interesse der schönen Wissenschaften dienen zu können als durch eine, auch über Klopstocks orthographische Neuerungen sich ereifernde Declamation gegen die einbrechende Genieperiode, die alle Regeln mit Füßen trete. „Deutschlands belletristisches goldenes Jahrhundert ist, wenn's so fort geht, so gut als vorbei", so lautete das Thema seiner Rede, in der er die neue Klasse zur Gegenwirkung gegen diesen „aufbrausenden Wirbelwind" aufforderte. Seltsam genug, daß eben in dieser Sitzung dem Manne zum zweiten Mal ein Preis wurde, der recht eigentlich der geistige Führer der Genieperode gewesen war. Gleich die nächste Preisfrage, welche die Münchner aufgestellt hatten — recht absichtlich offenbar, um die Berechtigung ihrer Bestrebungen neben denen der strengeren Gelehrsamkeit ins Licht zu setzen — betraf den „Einfluß der schönen Wissenschaften auf die höheren Wissenschaften". Es hätte wohl kaum des Winkes der Akademie bedurft, um Herder zu abermaligem Wettlauf zu reizen[1]). Der praktische Sinn der Frage lag ihm nahe. Es war nicht bloß eine ästhetische, es war eine ethische, eine pädagogische Frage. Nicht in historischer Aus-

[1]) Kennedy an Herder 1. März 78 bei Ankündigung des ersten Sieges: „Wir hoffen was dergleichen von Dero gelehrten Feder auf die künftige Frage."

führung wie die vorjährige, sondern in freier Erörterung, von psychologischen und pädagogischen Gesichtspunkten aus beantwortete er sie kurz und knapp, warm und beredt. Von allen seinen Preisschriften ist diese die am wenigsten umfangreiche, mit dem geringsten Aufwand von Gelehrsamkeit geschriebene — nicht eine Schrift, sondern eine Rede, rasch aus der Feder geflossen, vielleicht die Arbeit eines einzigen Tages. Mehr ins Einzelne eingehend, geschichtlich in der Weise der früher gekrönten Arbeit, hatte die Akademie die Beantwortung erwartet. Dem geistvoll Treffenden der Abhandlung konnte sie sich nicht verschließen. Sie fand, daß unter allen eingegangenen Bewerbungsschriften keine den ganzen Preis verdiene: — der Herderschen wurde die beleidigende Auszeichnung zu Theil, mit dem halben Preise bedacht zu werden [1]).

Als Beleidigung, als Beschämung wenigstens faßte Herder die Sache, und es gab einige unliebsame Erörterungen zwischen ihm und dem Vertreter der Akademie, die denn doch damit endeten, daß er seine Unterwerfung unter die Gesetze der letzteren in den ehrerbietigsten Formen aussprach [2]). Damit nicht genug. Der Fronhoferschen Rede gegenüber, die man ihm überschickt hatte, glaubte er sich von dem Verdacht reinigen zu müssen, als ob auch er durch die Ausgabe der Volkslieder den dermaligen Verderbern der Poesie habe Vorschub leisten wollen. Gewiß, es war nicht Zweizüngigkeit, wenn er sich in fast allen Stücken mit jener Rede einverstanden und wenn er ferner ausdrücklich erklärte, daß er mit seiner Volksliedersammlung lediglich „zur Einfalt und Natur, nicht zu dem Rauhen und Unpassenden älterer Zeiten“ habe zu-

---

[1]) Westenrieder, Geschichte der bayrischen Akademie, besonders II, 97, II, 111 u. 630. Nach der Münchener Zeitung vom 2. März 1778 und dem Münchener Intelligenzblatt vom 28. Februar 1778 war als Preis für die neue in der Sitzung vom 25. Februar gestellte schönwissenschaftliche Frage eine Medaille von 12 Ducaten ausgesetzt und als Einlieferungstermin spätestens Ende Juli 1779 bestimmt. In den Sommer 1779 wird hienach die Abfassung der Herderschen Schrift zu setzen sein. In dem Bericht über die Sitzung vom 4. November 1779 (Münchener Intelligenzblatt vom 24. November) heißt es, daß in Betreff der belletristischen Frage kein Preis habe ausgetheilt werden können, doch sei die Herdersche Schrift mit einer goldenen Medaille von 6 Ducaten, eine andre von Prof. Eck in Leipzig mit einer silbernen Medaille beehrt worden. „Historia desiderabatur“ so erklärt Kennedy an Herder 9. November 79 den unvollkommenen Erfolg seiner Arbeit. Die Angabe in den Erinnerungen II, 237 ist hienach zu berichtigen. Zuerst im ersten und einzigen Bande der „Abhdlgen. der Bayr. Akad. über Gegenstände der schönen Wissenschaften“ S. 139—168 publicirt, ist Herders Abhandlung in den SW. zur Litt. XVI, 183 ff. nach einer neuen Redaction abgedruckt, über deren Ursprung und Charakter die Anm. auf S. 106 nachzusehen ist.

[2]) Herder an Kennedy 25. Nov. 79; K. an H. 9. Dec. und H. an K. 27. Dec. 79. Der erste dieser Briefe, in denen sich der Briefschreiber beklagt, daß unter diesen Umständen sein Name überhaupt öffentlich genannt worden, war von Kennedy der Akademie vorgelegt worden; „die darin enthaltene Sprache,“ schreibt dieser, „war uns in der That fremde“, worauf er weiter die Correctheit und Unverfänglichkeit des Verfahrens auseinandersetzt. Westenrieder II, 97 durfte auf Grund der Acten sagen, daß sich Herder sehr gekränkt gefühlt habe.

rückweisen wollen, daß ihn dagegen „die Volksdichtelei der Bürger und Consorten mit ihrem Eia Popeia“ von Herzen ärgere. Er hatte einst keck und kräftig dem ungenirten Naturton das Wort geredet: er fühlte, daß es an der Zeit sei, einzulenken. Je nachdem er es — wie in der Vorrede zu den Volksliedern — mit den Nicolai und Ramler, oder — wie hier — mit einer akademischen Körperschaft zu thun hatte, vertheilte er die Gewichte ein wenig anders: das Bedürfniß zwischen Naturalismus und Classicismus eine geläuterte Mitte ausfindig zu machen, bestimmt hier wie dort seine Haltung. Seine Preisschrift selbst machte im Grunde diese Erklärungen überflüssig: sie war nichts weniger als eine Empfehlung regelloser Genialität und naturalistischer Zuchtlosigkeit.

Denn mit der Beseitigung des falschen Begriffs, wonach unter schönen Wissenschaften „eine tändelnde üppige Lectüre, schale Verse und Romane, Kritiken und witzige Journale“ verstanden würden, und mit der Ausführung, wie verderblich dergleichen oberflächliche Buhlerei mit dem Schönen auf jugendliche Gemüther und weiterhin auf den Zustand der Wissenschaften und auf die Lebensführung wirke, beginnt die Abhandlung. Aber recht gefaßt und recht geübt, können die schönen Wissenschaften nicht anders als wohlthätig auf die höheren Kenntnisse einwirken. Psychologisch wird dies erwiesen. Die schönen Wissenschaften nämlich dienen ja der Ausbildung der sogenannten unteren Seelenkräfte; diese aber sind zuletzt Eins mit den höheren: ein richtiger Verstand ist bedingt durch wohlgeordnete Sinne, ein guter Wille unmöglich ohne wohlgeordnete Neigungen und Leidenschaften; und Ordnerinnen daher der Sinne, der Einbildungskraft, der Begierden, Arbeiterinnen, den Grund unsrer Seele anzubauen, sind jene Wissenschaften. Getragen von den sinnlichen Seelenkräften werden sich die höheren Wissenschaften um so kräftiger, gediegner und lebendiger ausbilden — jene die schöne Blüthe, diese die Frucht einer gesunden Geistesorganisation. Näher sofort bestimmt sich unserem Verfasser der Begriff der schönen Wissenschaften, die in solcher Weise den höheren dienen, durch den Hinweis auf die Alten. Die Lesung der Griechen und Römer, die in ihrer Poesie und Beredsamkeit, in ihrer ganzen Lebensform der Wahrheit und Natur soviel näher waren, ist ihm die wahre Wissenschaft des Schönen zur Vorbereitung auf alle anderen Wissenschaften. Und er erläutert nun, welcher Gewinn dem Theologen, dem Rechtsgelehrten, dem Historiker, dem Staatsmann, dem Philosophen aus dem Studium der Alten, aus echter ästhetischer Bildung erwachse. Er meint endlich dem Zwecke, zu welchem, und der Gesellschaft, für die er schreibe, am besten zu dienen, wenn er von der Ordnung und Methode rede, die bei dem Jugendunterricht einzuhalten sei, um beiderlei Kenntnisse in das richtigste und förderlichste Verhältniß zu bringen. Aus seiner eignen Erfahrung will er reden, als Schulmann also und in pädagogischer Absicht. Unwillkürlich kömmt uns dabei in Erinnerung, wie die Rede, die er bei seiner Einführung in die Rigaer Domschule hielt, davon handelte, wiefern auch in der Schule die Grazie herrschen

müsse, und wie er schon dort beflissen war, auch dem realistischen Unterricht ein humanistisches Gepräge zu geben. Als ersten Grundsatz spricht er jetzt aus, daß im Unterricht der Jugend die schönen Wissenschaften den höheren vorausgehn müssen, so zwar, daß auch in jenen Wahrheit zum Grunde liege. Er motivirt diese Forderung mit der Ordnung, in der sich die Kräfte unserer Seele entwickeln. Zuerst die Sinne und die Einbildungskraft, erst später Verstand und Urtheilskraft. Daher zuerst schöne und angenehme Geschichte der Natur, Geschichte der Menschheit, erst danach die abstracte Physik, Metaphysik und Sittenlehre. Und hier wiederum erkennen wir ohne Mühe den Leitfaden wieder, nach welchem er einst in jenem Schulplan seines Reisetagebuchs die Stufenfolge des Unterrichts hatte geordnet wissen wollen, erkennen ebenso in dem Dringen auf Sachlichkeit und Wahrheit, die schon bei den ersten Lese- und Schreibeübungen nicht fehlen dürfe, die alte Polemik gegen das Einüben einer hohlen stilistischen Phraseologie wieder. Aber wie sehr hatte er sich doch ehedem dem realistisch-praktischen Geiste seiner Rigaer Mitbürger anbequemt, wie nahe war er daran gewesen, den grammatischen Unterricht zu unterschätzen und gar den neueren Sprachen und Litteraturen in Absicht auf bildenden Werth den Vorrang vor den Alten einzuräumen. Auch in pädagogischer Hinsicht streifte er damals, trotz aller Liebe und Bewunderung für die alten Autoren, wovon die Fragmente und die Kritischen Wälder Zeugniß ablegten, an den aufklärerischen „Libertin“. Er ist jetzt, betraut mit der obersten Leitung eines Gymnasiums, zu einer richtigeren Ausgleichung zwischen jenen realistischen Neigungen und seiner Eingenommenheit für den edlen Geist der antiken Bildung durchgedrungen. Man treibe das Studium und die Lectüre der Alten nur recht, man trenne nur nicht Worte von Gedanken, Ausdruck von Sachen, so weist gerade die Forderung des Aufsteigens vom Sinnlichen und Anschaulichen zum Begrifflichen und Systematischen auf den „schönen Weg der alten Schriftsteller“. Eine weitere Folgerung hinsichtlich der Methode des Betriebs der schönen Wissenschaften ergiebt sich aus dem zweiten Hauptsatz des Verfassers. Diese Wissenschaften nämlich sind für alle Stände und Geschäfte, während jede höhere nur ein abgesondertes Feld baut. Eben in dieser Allgemeinheit daher müssen sie mit der Jugend getrieben werden. „Denn schöne Wissenschaften,“ sagt er, „und der gesunde Verstand sind gleichsam die Gemeinflur, wo sich alle höheren Kenntnisse zusammenfinden und erholen.“ Sie sind — mit diesem dritten Satz erhebt er sich auf den höchsten Gesichtspunkt zur Empfehlung ihres Studiums — sie sind, wie sie genannt zu werden pflegen, humaniora, Wissenschaften und Uebungen, die das Gefühl der Menschlichkeit in uns bilden. Dieser Zweck ist es, der für den Umfang und für die Methode, in der sie gelehrt werden müssen, den eigentlich entscheidenden Maaßstab abgiebt — und wieder werden dabei die Alten als diejenigen gepriesen, die als Theoristen, in ihren Poetiken und Rhetoriken, diesen Sinn der Menschheit am meisten im Auge gehabt

hätten. Im Geiste dieser Alten und derjenigen Neueren, welche die Dichtung mit der Wissenschaft durch das Band der Humanität verbunden, hat die Schule zu wirken: — die Schule Trotzendorfs, die humanistische Schule hat den richtigen Weg eingeschlagen, die schönen für die höheren Wissenschaften fruchtbar zu machen.

Wenn noch ein Zweifel bleiben könnte, daß unsre Abhandlung die Summe der pädagogischen Grundanschauungen zum Ausdruck bringe, die für Herder als Schulmann, in seiner dermaligen Stellung als Ephorus des Weimarer Gymnasiums die leitenden waren, so genügt ein Blick auf zwei seiner Weimarischen Schulreden, denselben zu beseitigen. Er war noch immer ein Gegner jenes hohlen Formalismus, der den nahrhaften Kern des Wissens über der Nachahmung schöner Wendungen und Floskeln alter oder neuer Muster verabsäumt; ja, er fand sich, der oberflächlichen Schöngeisterei gegenüber, die gerade in Weimar manchen jungen Kopf von dem Ernst der Schulstudien abzog, zur nachdrücklichsten Betonung des Realen, des Stofflichen und Nützlichen gedrungen: aber nicht anders als im Bunde mit den grammatischen, den humanistischen Studien hielt er das Ziel einer gediegenen Bildung für das Berufsleben erreichbar. Er führt daher vor den Schülern seines Gymnasiums genau dieselbe Sprache wie vor der bayrischen Akademie. Er eifert in der Rede vom Jahre 1780 ganz wie in jener Abhandlung gegen das Tändeln mit den Wissenschaften, gegen die jungen Schöngeister, die sich auf Romane und „zephyrleichte Liederchen" verlegen und wiederholt von dort her das Wort von den Jünglingen, die sich durch die schönen Wissenschaften in die Gärten der Armida oder in die Grotte der Kalypso verlocken lassen. Er entwickelt in der Schulrede vom Jahre 1782 den Begriff der schönen Wissenschaften ganz wie dort unter abermaliger Verurtheilung der faulen, üppigen Spielerei mit dem Leichten, Angenehmen, Eleganten; es sind ihm auch hier die Wissenschaften, die uns menschlich machen, die die Seele allseitig bilden, die den sogenannten gründlichen Wissenschaften nichts weniger als entgegengesetzt seien und an einem strengen Studium der alten Sprachen ihre Vorbedingung haben.

So scheinen diese Schulreden nur Nachklänge der älteren Abhandlung zu sein: in Wahrheit war diese eine Nebenfrucht von Herders pädagogischer Praxis, ein Stück Schriftstellerei, das nicht zur Seite, sondern aus der Mitte seiner amtlichen Wirksamkeit erwachsen war.

VII.

Der dritte in der Berliner Akademie gewonnene Preis.

In gewisser Weise gilt dasselbe von Herders letzter, einer akademischen Preisfrage gewidmeten Abhandlung: „Von dem Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung".

Quelle a été l'influence du gouvernement sur les lettres chez les nations où elles ont fleuri? Et qu'elle a été l'influence des lettres sur le gouvernement? So lautete die Frage, die am 4. Juni 1778 von der Klasse der schönen Wissenschaften der Berliner Akademie für das Jahr 1780 ausgeschrieben worden war. Spätestens bis zum 1. Januar 1780 sollten die Bewerbungsschriften eingeliefert werden. Höchst wahrscheinlich daher, daß Herders Schrift in dem letzten Drittel des Jahres 1779 — nicht eher als bis er mit seinem Maran-Atha völlig aufs Reine gekommen war — verfaßt worden ist[1]).

Die Aufgabe mochte ihn an alte Pläne und Ueberlegungen erinnern. Sie begegnete sich mit dem Thema jener politischen Denkschrift, die ihn so lebhaft in Nantes beschäftigt hatte: Ueber die Cultur eines Volks und insonderheit Rußlands[2]). Auch in der anders begrenzten Fassung der gegenwärtigen Frage blieb der wissenschaftliche Hintergrund der nämliche: die Geschichte des menschlichen Geistes. Auch bei dieser Fassung war es nur natürlich, daß die Beantwortung, von theoretischen Betrachtungen ausgehend, in praktische Sätze und Winke ausmünde; die Aufgabe wies, wie er sich ausdrückt, auf den „Knoten, der die politische Geschichte mit der Geschichte der Wissenschaften verwebt". Der kühne Plan zwar, auf die innere Gestaltung des großen russischen Reichs einen Einfluß auszuüben, lag jetzt in weiter Ferne: aber war nicht die Berliner Akademie von dem Geiste der Regierung Friedrichs des Großen durchweht? und mußte sich nicht Jedem, der jene Frage vor diesem Tribunal behandelte, die Gestalt des großen Königs, dessen Wirken als Regent und Schriftsteller, als Bildner seines Volks, dessen Regierungsmaximen, dessen aufklärerische Haltung unwillkürlich vor Augen stellen? Mittelbar wenigstens und unter der Hand konnte, ja mußte auch die akademische Abhandlung einigermaaßen den Charakter einer politischen Denkschrift bekommen. Keinen besseren

---

[1]) Mémoires de l'Acad. Année 1778, S. 27. Die obige Vermuthung über die Abfassungszeit findet einigermaaßen eine Unterstützung durch eine Briefstelle Herders in Ham. Schr. VI, 134, die auf eine frühere, ungedruckte, in Herders Brief an Hamann v. 24. Aug. 1776 Bezug hat. Seinen Aeußerungen über Eberhards Preisschrift „Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens" hatte Herder dort hinzugefügt: „Die neue Aufgabe habe noch nicht gesehen; fällt sie Ihnen — — in die Hände, so theilen Sie selbe mir doch mit. Ich möchte gern für meinen zweiten Buben noch einmal eine Münze haben: die zweite ließ ich mir in Golde schicken und dachte, die dritte müßte mir werden. Und sie soll mir auch werden: dann hör' ich auf und laß' Andre laufen." Die Meldung von dem im Jahre 1780 gewonnenen Preis begleitet er nun in dem Brief an Hamann von Anfang Juni 1780 mit der Bemerkung: „Sie wissen, ich war nach dem dritten Kranze lüstern, und ich habe meinem vierten Sohne, Adelbert, als dem 1779 an meinem Geburtstage geborenen, die Münze feierlich zuerkannt."

[2]) S. oben Bd. I, S. 334 ff. Ganz speciell kehrt der dort S. 337 aus den Materialien des politischen Werks herausgehobene Gedanke: die Ukraine ein neues Griechenland, in unserer Preisschrift S. 52. 53 wieder.

Ort, keinen geeigneteren Anlaß konnte es für Herder geben, seine Ansichten über die Stellung der Wissenschaften im Staat, über die Grenzen der staatlichen Einwirkung auf das geistige Leben eines Volks, über die öffentlichen Einrichtungen zur Pflege und Förderung, zur Leitung und Ueberwachung der nationalen Culturfortschritte darzulegen. In dem kleinen Weimar waren ihm die Hände zu praktischer Einwirkung so gebunden; er mußte hier so Vieles geschehen lassen, was er nicht hindern konnte, so Vieles als frommen Wunsch in sich verschließen, zu dessen Ausführung das arme Land nicht die Mittel, die engen Verhältnisse nicht den Raum gewährten. Nicht ohne Hoffnung auf Gehör und Erfolg mochte er jetzt vor der Akademie, vor ganz Deutschland seine politisch-pädagogischen Ideen entwickeln. Ein langjähriges Nachdenken, eine immer reichere Erfahrung, das Amt, in welchem er stand, versprachen, daß die neue akademische Denkschrift reifer, bestimmter, nüchterner ausfallen werde als das Werk, das er einst für die Kaiserin Katharina bestimmt hatte.

Herder selbst berief sich, als sich ihm einige Jahre später die Aussicht einer Verpflanzung ins Preußische darbot, um sich vor dem Minister von Zedlitz zu legitimiren, in einem Briefe an Gleim (C, I, 103) auf den Inhalt der Preisschrift über Wissenschaft und Regierung. Sie zeige, obgleich es übrigens sein Werk nicht gewesen, Schul- und Erziehungsideen in Schriften auszukramen, daß er in praktischen Gedanken dieser Art lebe und sie, wenn der Himmel ihm einen Raum dazu gönnen wolle, zum Anpflanzen spare. Nicht der volle Inhalt, wohl aber der Hauptgesichtspunkt zur Beurtheilung der Abhandlung ist damit bezeichnet. Ein unendlich weitschichtiges Thema hatte die Akademie mit ihrer Doppelfrage hingestellt. Sollte dasselbe erschöpfend und also vor Allem historisch behandelt werden, so war ein Ocean von Thatsachen und Betrachtungen zu durchschiffen. Der wagende Muth, der kühne, bewegliche, weit umherspähende Geist unsres Verfassers scheute vor der Aufgabe, den ganzen Umfang der Doppelfrage zu umspannen, nicht zurück, und obgleich er eine philosophische Geschichte sowohl der Wissenschaften als der Regierungen und ihres Einflusses in einander als ein Werk bezeichnet, zu dem sich nur erst die Bruchstücke vorfänden, so ging er dennoch daran, im Umriß wenigstens eine solche Geschichte zu entwerfen. Eine neue Vorarbeit also zu den künftigen Ideen zur Philosophie der Geschichte, vielfach sich berührend mit der Preisschrift von der Wirkung der Dichtkunst und wiederum mit dem geschichtsphilosophischen „Beitrag". Montesquieu hatte ihm als Vorbild bei jenem politischen Werk über die Bildung eines Volks vorgeschwebt: sehr begreiflich, daß auch die gegenwärtige Abhandlung an die Manier des „Geistes der Gesetze" erinnert. Aus den geschichtlichen Thatsachen sollen allgemeine Ergebnisse gezogen werden; sie werden um so leichter gezogen werden können, wenn schon das Geschichtliche einigermaaßen nach allgemeinen Gesichtspunkten geordnet, wenn es halb und halb nach Art eines „Lehrgebäudes" behandelt wird. So beginnt der Verfasser, um zunächst die erste Frage, die nach dem

Einfluß der Regierungen auf die Wissenschaften zu beantworten, mit drei Capiteln, die, nach einer scheinbar ganz systematischen Eintheilung, das väterliche Regiment, die despotischen Regierungen, die freien Gesetzgebungen auf ihren Einfluß hin ansehen. Im Grunde jedoch trifft dieses Schema mit dem historischen Faden zusammen, der alsbald immer sichtbarer hervortritt. Denn da, wo der Verfasser von dem Einfluß der republicanischen Verfassungen handelt, spricht er thatsächlich von Griechenland und von Rom, und zwar von Letzterem bis in die Kaiserzeit hinein. Unter der Ueberschrift „Vom Einfluß der Regierung in die Wissenschaften gegen die Barbarei und den Aberglauben" wendet sich die Abhandlung dem Mittelalter zu, um Verdienst und Unverdienst der päpstlichen, der muhamedanischen, der occidentalischen Regierungen darzulegen. Es folgt das Zeitalter der Reformation und endlich die Jahrhunderte nach dem Wiederaufleben der Litteratur. Nachdem er so „die Zeiten durchwandert" und dabei immer schon allgemeine Betrachtungen eingemischt, will er noch ausdrücklicher die Summe ziehn. Die „allgemeinen Beobachtungen, wie die Regierung in die Wissenschaften einfließt", laufen darauf hinaus, daß dieser Einfluß durch Erlaubniß, durch Gelegenheit, durch Erziehung, durch Vorbilder, durch Uebung, durch Belohnung erfolgt sei. Wie zur Ergänzung und, was nicht ausbleiben kann, unter mancherlei Wiederholungen, machen „Allgemeine Beobachtungen von Veränderung der Wissenschaften nach dem sich die Regierungen verändert" den Schluß. Ein zweiter, beträchtlich kürzerer Theil der Schrift ist der Beantwortung der zweiten Frage, „was und wie die Wissenschaften auf die Regierung gewirkt haben", gewidmet. In durchgeführtem Parallelismus zum ersten Theil wird auseinandergesetzt, welches, im Guten und im Bösen, die Wirkung der Litteratur auf die väterliche, die despotische, die republicanische Verfassung, welches die Wirkung im Mittelalter und seit der Reformation gewesen, worauf dann wieder aus den vorgeführten historischen Beispielen allgemeine Resultate über das Wie dieser Wirkung, theils an sich, theils mit Rücksicht auf den Wechsel und die Veränderung der Regierung, gezogen werden.

Mit dieser genauen Disposition indeß und dieser symmetrischen Anordnung deckt sich der Inhalt nur unvollkommen. So wenig sich die Thatsachen vom Raisonnement, so wenig wollen sich die Betrachtungen des zweiten von denen des ersten Theils sondern lassen. Reich genug ist ohne Zweifel der Ertrag unsrer Abhandlung. Vielmehr er ist überreich, und ist dies schon deshalb, weil der Begriff der Wissenschaften bald enger, bald weiter, zusammenfallend mit dem „ganzen Reich des Unsichtbaren menschlicher Kräfte", gefaßt wird. Manches Unbestimmte, ja manches Nichtssagende schleicht sich nothwendig auf diese Weise ein, und von Montesquieu scheint der Verfasser gelernt zu haben, auch kecken Allgemeinheiten durch geistreich pointirten Ausdruck den Anstrich des Bedeutenden zu geben.

Nur wenige unter diesen „allgemeinen Beobachtungen", diesen geschichts-

philosophischen und culturhistorischen Sätzen, die uns nicht in anderem Zusammenhange schon begegnet wären. Wenn der Verfasser ausführt, wie die ersten Keime der Wissenschaften überall durch Geschlechtsbildung, Stammesehre und väterliche Regierung gebaut und fortgepflanzt worden, wenn er dem Despotismus die Pflege der theologischen Wissenschaften und daneben Fabel- und Räthselweisheit zuweist, wenn er Redekunst, Theater, Philosophie, Geschichtsschreibung als die Früchte des griechischen, Redekunst, Geschichte, praktische Philosophie, lehrende Poesie, Kriegskunst und Rechtswissenschaft als die Früchte des römischen Republicanismus bezeichnet, so berührt sich das Alles am meisten mit den verwandten Ausführungen in dem Büchlein zur Geschichtsphilosophie. Aber bemerkenswerth doch, wie sich jetzt durch sein Thema, durch den Anlaß der gegenwärtigen Schrift, durch die Adresse, an die er sich richtet, das Urtheil über den Werth der verschiedenen Regierungen und mehr noch über die Bedeutung der geistigen Bestrebungen der Gegenwart verschoben hat. Er schreibt diesmal keine Streitschrift gegen die Aufklärung und die mit der Aufklärung verbündete Monarchie. Sein Standpunkt ist viel eher wieder der von Nantes als der von Bückeburg. Unter den Mitteln, durch welche eine Regierung das geistige Leben einer Nation fördern könne, steht ihm die Gedankenfreiheit, die sie gewähre, obenan; sie nennt er die frische Himmelsluft, in der alle Pflanzen der Regierung, zumal die Wissenschaften, am besten gedeihen. Es klingt wie eine Verherrlichung der Regierungsmaximen Friedrichs, wenn er davon redet, wie ein auf Gesetze, Freiheit und Menschenwohl gegründeter Staat über die Gefahr hinaus sei, vom Winde jeder Meinung, von jedem Pasquill eines aufgebrachten Schriftstellers bewegt und erschüttert zu werden, wie die Religion eines solchen Staats die Beleuchtung durch Schriften nicht zu scheuen habe, sondern zuletzt dabei nur gewinnen könne. Er ist laut und warm im Preise der republicanischen Verfassungen; es gilt ihm als zweifellos, daß „die kühnsten, göttlichsten Gedanken des menschlichen Geistes in Freistaaten empfangen, die schönsten Entwürfe und Werke in Freistaaten vollendet worden". Den nächsten Platz danach aber räumt er der aus dem Lehnsstaat und dem verfeinerten Despotismus sich herausbildenden gesetzmäßigen Monarchie, der eigentlichen Staatsform des Jahrhunderts ein. Ja, er erkennt der „sanften Monarchie festgestellter Gesetze" einen Vorzug vor den republicanischen Verfassungen zu. Wenn diese „der rechte Zunder der Flamme" waren, so waren doch nur Monarchien im Stande, die Flamme zu erhalten. An Stärke und Dauer scheinen ihm die neueren Staaten zu gewinnen, was ihnen an schneller Blüthe abgeht. „Keiner derselben," sagt er, „hats in kurzer Zeit so hoch in Künsten und Litteratur gebracht, als Rom und Athen, keiner in so kurzer Zeit solche Meisterstücke vollendet; vielleicht aber haben sie Platz gewonnen, in einer größeren stillen Folge, in einförmigem Gange mehr zu thun und ihr Gutes ungleich mehr verbreitet". Ungefähr sind das ja nun dieselben Gedanken, mit denen das Pamphlet vom Jahre

1774 zuletzt die heftigen, dem Jahrhundert entgegengeschleuderten Anklagen zu mildern versucht hatte: aber daß diesmal eben jene fulminante Verurtheilungsrede fehlt, die nicht Schlimmes genug von der neuen Philosophie und Aufklärung sagen, die Sonde nicht tief genug in die kranke Stelle glaubte eindrücken zu müssen — darin liegt der große Unterschied der diesmaligen von den älteren Auslassungen. Mehr noch. Aller Hohn, welcher dort über das Licht der neuen Bildung und über die triumphirende Verkündigung dieses Lichtes ausgeschüttet wurde, drehte sich um den Vorwurf, daß diese neue Bildung mit ihren Erfindungen, ihrem Calcül, ihrer Staatskunst auf Mechanisirung hinauslaufe. Nur wenig fehlt, daß sich dieser Vorwurf jetzt geradezu in Lob verwandelt. Alles Edle und Nützliche der modernen Bestrebungen weiß der verständige Beurtheiler jetzt in vollem Umfange zu würdigen. Aufs Beredteste hebt er den Fortschritt hervor, den nach der Reformation das Emporkommen des „physisch-mathematischen Geistes" bewirkte. Diese neuen Wissenschaften gelten ihm als die „kostbarsten, nützlichsten, dauerndsten," und die von Fürsten gestifteten Akademien, die sie pflegen, als die verdienstlichsten „Verbrüderungen der Geister". „Wenn der menschliche Geist in etwas den Funken seiner Göttlichkeit spürt, so ist's in Gedanken, womit er Himmel und Erde umfasset, die Sterne wägt, den Sonnenstrahl spaltet, sich in die Geheimnisse der Tiefe wagt, die Körper theilt, die Gesetze der Natur erräth und die Unendlichkeit berechnet." Von den Bemühungen, den Wissenschaften für alle Seiten des Lebens praktische Früchte abzugewinnen, spricht er so anerkennend wie nur irgend einer der früher so oft von ihm geschmähten Aufklärungspropheten. Nicht im Sinne des Tadels, sondern des Lobes will er das Jahrhundert das „ökonomische" genannt wissen, und auch für diese ökonomischen Bestrebungen rühmt er das Vorbild, das Preußens großer Monarch gegeben habe. Nicht, wie ehedem, setzt er Licht und Glückseligkeit in Gegensatz, sondern das gerade gilt ihm als die Signatur der Zeit, daß das, „was Licht ist, auch zur Güte und Glückseligkeit gebraucht" werde.

Nicht, so sagt er am Schlusse der ganzen Abhandlung, um leeren Wetteifers der Gelehrsamkeit willen, sondern um „nach mancherlei Nachforschung und Erfahrung zur Blüthe und Frucht der Wissenschaft auch in unseren Staaten etwas Nützliches zu sagen", hat er sich überhaupt auf die Beantwortung der akademischen Frage eingelassen. Dieser praktische Geist, dieser Reformeifer, dem die Bildung zu echter Humanität, die Förderung wahrer in Weisheit und Sittlichkeit sich vollendender Menschenglückseligkeit Herzenssache ist, bildet das Band zwischen den Ansichten, die er jetzt vertritt, und den ehemaligen Invectiven gegen die sich selbst zum Zweck machende Aufklärung. Noch immer bekämpft er den abstracten Intellectualismus, die Ueppigkeit des bloß Speculativen, aber durch Anbequemung an den Zeitgeist, mittelst positiven Eingehens auf die in Staat und Wissenschaft herrschenden Mächte strebt er jetzt seinen höheren, idealen Zielen zu. Eine Reihe von Forderungen und

Wünschen, die er im Verlaufe seiner Schrift ausspricht, richtet sich demgemäß auf die Herstellung eines politisch-litterarischen Zustandes, der zugleich nützlicher und zugleich sittlicher sei. Obenan unter diesen Forderungen steht die einer gewissen, vom Staate auszuübenden Sittenpolizei. Wie laut er sich für die Freiheit des menschlichen Geistes erklärt hat, so nachdrücklich ruft er die Weisheit einschränkender Gesetze gegen den Mißbrauch jener Freiheit auf. Er will nichts von einer kleinlichen Aengstlichkeit wissen, der alles Neue verdächtig, alle kühnere Untersuchung ein Verbrechen ist, dem durch Censur und Inquisition gesteuert werden müsse; aber zügellose Frechheit oder Gleichgültigkeit der Gedanken, sofern sie das Princip des Staats geradezu zerstört, seine Wirksamkeit für das Wohl seiner Angehörigen lähmt, soll nicht geduldet werden. Er bezeichnet es als die Pflicht des Staats, gewisse Wissenschaften, Ergötzlichkeiten, Beschäftigungen geradezu auszuschließen; denn „Wohlsein geht dem Menschen über Speculation, das Wohlsein Vieler über die Speculationsglückseligkeit Eines". Bestimmtere, wenigstens etwas bestimmtere Vorschläge macht der Verfasser da, wo er sich über die schädliche Wirkung gotteslästerlicher, sittenverderblicher Schriften ausläßt. Nicht bloß durch kahle Verbote, die oft Uebel nur ärger machen, sondern dadurch soll die Regierung dem Verderben entgegenarbeiten, daß sie „den Wirkungen der guten Litteratur an und durch sich selbst aufhilft". Er fordert eine fortgesetzte Beaufsichtigung der jungen Leute, die sich zu Aemtern bereiten oder in Aemtern stehen, er spricht von Conduitenlisten, von einer Verpflichtung der Verleger, ihre Autoren auf Erfordern zu nennen, ja von der Nothwendigkeit, alle namenlos auftretende Kritik zu verpönen. Mit diesen Forderungen stehen ferner Klagen über die Beschaffenheit der Examina im Zusammenhange, durch die man zu Aemtern gelange — „wahre Pasquille auf Wissenschaften und Aemter", da sie so wenig auf wirkliche Brauchbarkeit, auf das praktisch Erforderliche, auf Anwendung des Gelernten gerichtet seien. Am meisten der Reform bedürftig erscheinen aber dem Verfasser unsre Universitäten. Er hatte von seiner eignen Studienzeit her eine Abneigung gegen den Universitätszopf, und Abbt war unter Anderm auch deshalb sein Mann gewesen, weil auch der sich so nachdrücklich dagegen aufgelehnt hatte. Was er in Straßburg gesehen, vor Allem die Erfahrungen, die er mit Göttingen und den Göttinger Professoren gemacht, hatte nicht dazu gedient, ihm eine günstigere Meinung beizubringen. Unsre aufstrebende Litteratur zeigt überhaupt diesen unzünftigen Charakter; sie entwickelte sich frisch und frei neben, ja im Gegensatz zu der Universitätsgelehrsamkeit. In der Gegnerschaft Bodmers und Breitingers gegen Gottsched spielt das Gefühl der freien, selbsterworbenen Bildung, der Liebhaberei, die nur der Sache selbst gilt und sich nicht in die Fesseln des Schul- und Kathederzwangs einengen lassen will, eine wesentliche Rolle. Winckelmann hatte sich in Halle, Lessing in Leipzig eine gründliche Verachtung hochmüthiger und pedantischer Professorenweisheit geholt, und Herder war auch in dieser Beziehung in die Gesinnung

dieser Beiden, die sein Denken so mächtig beeinflußten, eingetreten. Er benutzt die gegenwärtige Schrift, um Alles, was er gegen die Universitäten auf dem Herzen hat, auszuschütten. Sie sind ihm in ihrer dermaligen Verfassung ein „gothisches Gebäude", ein Rest des Mittelalters, mit dem er gründlich aufgeräumt wissen möchte. Mit drastischem Spott schildert er ihre „Handwerksgebräuche". Und daß nun, so fährt er fort, „daß außer den Facultäten keine facultas, außer den Universitäten kein Heil sei, daß sie universitates litterariae d. i. die gelehrten Weltalle seien, aus denen Alles kömmt, durch die Alles muß, auf denen Alles wohnet, was zum Licht und Frommen des Staats dienet, daß der Weg zu dieser Weisheit zu kommen, Prälectionen, ewige Prälectionen, daß ihr Meisterstück Disputation, daß ihre Frist ein triennium, quadriennium sei, in welches alle Weisheit und Wissenschaft gezwängt, zerschnitten, eingestopft werde; daß die meisten Lehrer von aller Uebung der Wissenschaft fern, ohne Ansicht des Staats, der Stände, der Nutzbarkeit des gemeinen Lebens, oft des gesunden Verstandes und Geschmackes, in Abstractionen und generalibus, in ewiger Wiederholung derselben Logik, Metaphysik, Dogmatik oder vielmehr ihres Schattencompendii veralten und weil sie in weniger Zeit alle eigne Wissenschaft wegsenden, zuletzt dürre Skelette fremder Kenntnisse sein müssen, — — sollten Einrichtungen der Art in den Händen unsrer Regierung den Nutzen bringen, den sie bringen sollen?" Es ist durchaus der Gesichtspunkt der Nutzbarkeit für den Staat und das praktische Leben, den er, hinwegsehend über die belebende Wechselwirkung der Wissenschaften untereinander und über die Erweiterung des Gesichtskreises der Lernenden durch die freie Bewegung zwischen wetteifernden Disciplinen, betont. Man erkennt den Verfasser der Provinzialblätter nicht wieder, wenn er jetzt auch für den geistlichen Stand vor Allem „bestimmte Nutzbarkeit für Menschen und mancherlei Stände fordert." Wie viel mehr denn in Beziehung auf den Universitätsunterricht! Nur allgemeine, unbestimmte Linien einer nothwendigen Umgestaltung desselben will er geben. Sie laufen auf nichts Geringeres hinaus als darauf, daß an die Stelle der Universitäten Seminarien, Fach- und Localschulen treten sollen. Weg mit dem alten „barbarischen Gerüst"! „Jede Facultät zu einer praktischen Akademie an ihrer Stelle, an ihrem Ort geschaffen und hienach die Wissenschaften der Provinz, des Landes geordnet — wo ist der Lykurg und Solon, der diese neue Atlantis wirklich mache?"

Ganz anders als über die Universitäten lautet sein Urtheil über die Akademien. Denn er sieht in diesen, den Schöpfungen der neuen Zeit, die Trägerinnen vorzugsweise der erfindenden und nützlichen Wissenschaften. Nur in Einem Punkte glaubt er, daß die Akademien ihrem eigentlichen Zwecke noch näher gebracht werden können. Wollen sie Erfindungen wecken — Erfindungen können nur frei, nicht auf Bestellung hin gemacht werden. Er wünscht, daß es eine Akademie, „ein Olympia versammelter Griechen in

Deutschland" gäbe, wo die besten Köpfe in freier Concurrenz ihre Erfindung oder ihr Meisterwerk darstellen und den Kranz des Verdienstes empfangen könnten. Statt enge Preisaufgaben zu stellen, müßten die Akademien nur allgemein den Bezirk bezeichnen, in welchem sie Schriften, Werke, Erfindungen, Beobachtungen zu krönen bereit wären. Wie er jetzt vor der „berühmtesten Akademie Deutschlands" diese Idee entwickelte, so hatte er sie, fast mit denselben Worten, schon in der der Casseler Societät eingeschickten Lobschrift auf Winckelmann ausgesprochen, und noch in dem Plan einer allgemeinen deutschen Akademie, den er im Jahre 1787 auf Anregung des Markgrafen Karl Friedrich von Baden entwarf, gab er ihr erneuten Ausdruck: die geplante patriotische Akademie sollte nicht bloß Preise aussetzen, sondern auch aus freien Stücken vorzügliche, der Förderung des nationalen Bewußtseins und der nationalen Wohlfahrt dienende Werke öffentlich hervorheben und belohnen [1]).

Nur mit Vorsicht würde man aus allen diesen in unsre Abhandlung eingestreuten praktischen Winken und Vorschlägen einen Schluß auf das Talent des Verfassers zu staatsmännischem Wirken, zu organisatorischer Thätigkeit ziehen dürfen. Das Meiste ist so unbestimmt und allgemein gehalten, Einzelnes erscheint so einseitig, ja seltsam, daß man billig zweifeln mag, ob der ideenreiche Mann im gegebenen Falle auch die Mittel und Wege zur Durchführung seiner Reformgedanken zu finden wissen würde. Nicht darum indeß handelte es sich bei dem Urtheil der Akademie. Diese konnte sich von dem Baconischen Geiste der Abhandlung, der mit ihrer eignen aufklärerischen Richtung im Ganzen und Großen zusammenstimmte, sowie von der glänzenden formalen Ausführung nur angesprochen finden. Sie krönte die Schrift in ihrer Sitzung vom 1. Juni 1780, und Formey, der Sekretär der Akademie, beeilte sich, dem Verfasser zu der papauté académique Glück zu wünschen, die er sich durch diese dritte Krone erworben habe [2]). Auch diesmal erbat sich Herder die Erlaubniß, seiner Schrift vor deren Veröffentlichung Zusätze hinzufügen zu dürfen, in denen er sich über manche Punkte näher erklären, Einwürfen zuvorkommen wolle; ohne indeß von der gewährten Erlaubniß Gebrauch gemacht zu haben, sandte er das Manuscript am 10. August zurück, worauf denn die Veröffentlichung in großem Format und mit französischem Titel — „ein Beweis von dem Einfluß der Regierung", wie Hamann witzig bemerkte, — gegen Ende des Jahres 1780 erfolgte [3]). Es scheint, daß Her-

[1]) Denkmal Winckelmanns, ed. Duncker, S. 34. Idee zum ersten patriot. Institut für den Allgemeingeist Deutschlands. Adrastea VI, 2, S. 227.

[2]) Mém. de l'Acad. Année 1780, S. 14. * Formey an Herder 2. Juni 1780, vgl. Herder an Hamann in Ham. Schr. VI, 134; Goethe an Lavater 3. Juli 1780 bei Hirzel, Briefe Goethes an Lavater, S. 88.

[3]) Dissertation sur l'influence des sciences sur le gouvernement et du gouvernement sur les sciences, qui a remporté le prix proposé par l'Acad. royale des sciences et Belles-lettres pour l'année 1779, Berlin 1780 4to. In SW. zur Philos. XIV, 205 ff. Ham. an Herder 18. Dec. 1780 (Schr. VI, 169); vgl. auch Ham. Schr. VI, 140. 175. 180.

der gegen Formey den Wunsch, der Akademie als Mitglied anzugehören, fallen gelassen: den Weg jedoch, auf welchen dieser ihn hinwies, sich deshalb an den König zu wenden, verschmähte er, denn er schätze jene Ehre zu hoch, „als daß er sich auch nur durch ein Wort darum melden könnte".[1]) Erst sieben Jahre später, auf den Vorschlag des Ministers Hertzberg, ehrte sich die Akademie selbst durch seine einstimmige Ernennung zu ihrem auswärtigen Ehrenmitgliede, und diesem Beispiel folgte dann nach einiger Zeit die Berliner Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften[2]).

---

[1]) * Formey an Herder 23. Juni und H. an Formey 10. August 1780.

[2]) * Hertzberg an Herder 25. August 1787. — Die Diplome tragen das Datum 23. August 87 und 10. Februar 89.

Dritter Abschnitt.

Die Theologischen Briefe und die Ebräische Poesie. Freundschaften und Feindschaften.

I.

Die Theologischen Briefe.

Wenn Herder nach der Veröffentlichung der Schrift über die Offenbarung Johannis auf einige Zeit Ruhe zu halten, ja seine Autortage damit zu beschließen gedachte, so kamen ihm solche Gedanken offenbar aus dem Gedränge zwischen dem, was sein Amt von ihm heischte und dem lebhaften Triebe, sich in schriftstellerischer Form der Fülle seiner Ideen zu entledigen. Wenn er sich mit Kirchenrechnungen und Consistorialacten zu plagen hatte, so trauerte er, daß ihm keine Muße zu litterarischer Thätigkeit bleibe; wenn er schriftstellerte und gar, wie ihm vorkam, für ein undankbares Publicum schriftstellerte, so schien ihm wohl, daß er die Zeit dazu „anderen, vielleicht nothwendigeren Arbeiten stehle". Abhandlungen wie die beiden, von deren Betrachtung wir soeben herkommen, ließen ihn diesen Zwiespalt am wenigsten fühlen. Sie standen in einem gewissen Zusammenhang mit seinen amtlichen Obliegenheiten, und gegen die bayrische Akademie sprach er es ausdrücklich aus, daß er vor Allem deshalb nach dem Preise gerungen habe, weil er in einer Zeit, wo Alles „den Knabenurtheilen des Markts und der Gassen" hingegeben sei, die Akademien als Zufluchtsstätten echter Gelehrsamkeit und als Areopage eines unbestochenen Urtheils verehre [1]). Aber vielleicht gab es noch eine andre Art litterarischen Auftretens, die jenen Bedenken nicht unterlag. Wie, wenn er sich einen Stoff wählte, bei dem die Pflichten seines Amts und sein wissenschaftliches Bedürfniß sich völlig deckten? wenn er — wie er ehedem in den Provinzialblättern gethan — unmittelbar von dem schriebe, was sein Amt

---

[1]) * Herder an Kennedy 27. December 1779.

und Beruf war? wenn er sich andrerseits, statt an das große Publicum, an Theologen, an werdende Theologen wendete?

„Alles, was Candidat ist,“ klagt er Ende 1780 gegen Hamann, „ist hier im Todesschlafe; mit erster Muße fange ich eine Art Seminarium mit ihnen an“ [1]). Er hatte sich mit diesem Vorsatz getragen seit er überhaupt in Weimar war. Nach seinen eigensten Ideen dachte er dabei zu verfahren, jede fremde Einmischung möglichst fern zu halten. In diesem Sinne hatte er schon im December 1776 sein Votum gegen den Antrag zweier andrer Consistorialmitglieder, dem Landtage die Errichtung eines Predigerseminars zu empfehlen, abgegeben; denn „das erste Samenkorn der Art müsse man in der Stille säen“ [2]). Und einstweilen, während die praktische Ausführung der Sache auf Hindernisse stieß, konnte er wenigstens als Schriftsteller, mit einer über die Grenzen des kleinen Landes weit hinausreichenden Wirkung, etwas zur Erweckung der jungen Theologen thun. Der Gedanke einer Schrift, die diesen von den Pflichten ihrer Bildung und ihres Berufs redete, lag ihm unmittelbar vor Füßen. Derselbe entsprach so durchaus seiner Neigung, junge bildsame Geister zu leiten und zu belehren. Derselbe begegnete sich mit alten Plänen, die er schon zur Zeit des Reisejournals gehegt hatte, wenn sich darunter doch auch der befand, die ganze Theologie, insbesondre Dogmatik, Homiletik, Bibelkunde in einer neuen verständlichen und gewinnenden Weise vorzutragen. Er beherrschte die Materialien dazu vollkommen; für die Bibelkunde namentlich konnte er aus dem Vollen schöpfen, da ja alle seine bisherigen Bibelarbeiten Vorarbeiten dazu waren. So schlug ihm, ganz abgesehen von der sich leider immer wieder einstellenden Noth, litterarisch auf Erwerb bedacht sein zu müssen [3]), der Vorsatz des Ausruhens selbst in einen Antrieb zu neuem Schaffen um, und so wurde ihm unversehens das Jahr 1780, das er mißmuthig ein armes, vielmehr ein „beraubendes“ nennt [4]), zu einem der reichsten. Um „der großen Unwissenheit und Rathlosigkeit seiner jungen Landgeistlichen abzuhelfen“ [5]), um ihnen mehr und Besseres zu geben als was die meisten unter ihnen von Universitäten mitbrächten, schrieb er in genanntem Jahre in raschem

---

[1]) „Herder“, schreibt J. G. Müller in seinem Tagebuch vom Herbst 1780 (Aus dem Herderschen Hause, S. 45), „will diesen Winter ein Seminarium von jungen Geistlichen in Weimar errichten, um sie besonders in Exegetik zu üben. Sie sollen ihm dann Aufsätze bringen, sich zu gewissen Zeiten bei ihm versammeln u. drgl.“

[2]) Nach den Weimarischen Oberconsistorialacten.

[3]) Der Beweis hiefür liegt in der übertrieben hohen Geldforderung vor, mit welcher — nach ungedruckten Stücken der Correspondenz — Herder am 4. Spt. durch Caroline dem Rigaer Verleger die beabsichtigte Schrift über Andreä antrug. Erst als Hartknoch hierauf nicht ohne Weiteres einging, scheint sich Herder zu eiliger Beendigung der Theol. Briefe gedrängt gesehen zu haben.

[4]) An Hamann Mai 1780 („erhalten 31. Mai“), Ham. Schr. VI, 132.

[5]) Aus dem Herderschen Hause, S. 29.

Flusse die „Briefe das Studium der Theologie betreffend", deren zwei erste Theile Michaeli 1780, die zwei anderen Ostern 1781 erschienen [1]).

Das Buch verleugnet in seiner ganzen Beschaffenheit die Schnelligkeit nicht, mit der es geschrieben wurde. Mögen auch einzelne Partien, nach Ausweis der Handschriften, zweimal geschrieben und in dem Geschriebenen, nachträglich Besserungen angebracht sein: im Ganzen eilte Herder diesmal mit dem Manuscript frisch in die Druckerei, statt, wie mit den meisten früheren Werken, vielfache „Umwälzungen und Umschüttungen des Inhalts" vorzunehmen. Als ein bedeutsamer Fortschritt indeß wird dies Verfahren schwerlich zu bezeichnen sein. Ebensowenig will es sich bestätigen, daß die formellen Aenderungen, mit denen sich der Autor im Wesentlichen diesmal begnügte, zum ersten Mal eine höhere auf den Ausdruck verwandte Sorgfalt verriethen. Immer schon hatte er, bei freilich wechselnder Ansicht über das stilistisch Erlaubte oder Gebotene, wenn er sich die Zeit nahm und wo es galt, wie namentlich bei den Preisschriften, Werth darauf gelegt. Lässiger im Gegentheil als in den nächst vorangegangenen Publicationen ist in den rasch geschriebenen Theologischen Briefen sowohl die Composition im Ganzen wie der Stil im Einzelnen. Die Briefform allein schon begünstigte und gestattete eine größere Sorglosigkeit der Mittheilung. Sie erleichterte dem Verfasser das Schreiben mehr, als wenn er, wie anfangs die Absicht gewesen, ein „Handbuch" oder einen „Leitfaden zum Studium der Theologie für solche, die sich dem Predigtamt widmen", geschrieben hätte. Mit künstlerischer Absicht hat er diese Form keineswegs behandelt: sie paßte nur am besten zu seinem be-

[1]) An diese erste, anonym in der Hoffmannschen Buchhandlung zu Weimar erschienene Ausgabe hält sich die folgende Darstellung. Nach der zweiten Ausgabe vom Jahre 1785 und 86, bei der sich der Verfasser zuerst genannt hat, ist das Werk SW. zur Theol. XIII und XIV gedruckt, und diese ist auch in der Suphanschen Ausgabe (SWS. X u. XI, 1—153) zu Grunde gelegt. Suphan nimmt an, daß der Verfasser Frühjahr 1780 das Buch zu schreiben angefangen. Am 9. Sept. 80 übersendet er den, Thl. 1 u. 2 befassenden Ersten Band an Eichhorn (wonach die Angabe J. G. Müllers in der Note zu Erinn. II, 236, vgl. dessen Tagebuch, Aus dem Herderschen Hause, S. 24, nicht streng richtig sein kann); den 22. Oct. las Lavater denselben (A, II, 191). Die zwei folgenden Theile (Bd. II), hat er jedenfalls in der kürzesten Zeit zu Papiere gebracht. Denn obgleich die Aeußerung gegen J. G. Müller von Anfang November 1780 (vgl. über die richtige Datirung des Briefs unten S. 140 Anmerkung 2): „An meinen Briefen habe ich seit der Zeit (d. h. seit Anfang October) keinen Strich weiter thun können", nicht ausschließt, daß die Fortsetzung früher schon begonnen war, so fällt die rasche Vollendung doch in den November. Die Vorrede zum 2. Bande trägt das Datum des 3. December, und damit stimmt, daß Caroline 8. Januar 1781 an Gleim schreibt, seit einem Monat sei der 3. u. 4. Theil fertig, und an J. G. Müller (bei Gelzer S. 88), die Briefe seien fertig gewesen, ehe Herder am 30. December krank geworden (vgl. an Hamann, Schr. VI, 173). Erst am 26. April 81 waren Theil 3 und 4 im Druck fertig; an diesem Tage sendet sie der Verfasser sowohl an Eichhorn wie an J. G. Müller. Ueber die Schnelligkeit der Förderung der Arbeit schreibt * Hartknoch 15. Mai 81: „Warum arbeiten Sie aber für Fremde so prompt und für mich so lässig?"

stimmten pädagogischen Zweck und ging ihm am leichtesten von der Hand. Ueber die Lockerheit des Fadens, dem er folge, entschuldigt sich der Briefsteller in der Vorrede zum zweiten Bande selbst. Die Briefe leiden an offenbarer Weitschweifigkeit, an Wiederholungen, an Excursen, die den Zusammenhang unterbrechen. Ohne Zwang redete sich der Verfasser aus; wie im mündlichen Gespräch, wie in wirklichen Briefen ließ er sich gehn. Was ihn gleichzeitig sonst beschäftigte und interessirte, insbesondere also die ältere deutsche Litteratur, das wußte er im Vorbeigehn heranzuziehn. Es erinnert an die Collectaneenmanier seiner späteren Schriftstellerei in den Humanitätsbriefen und der Adrastea, wenn er die Briefe mit allerlei Beilagen aus anderen Autoren bereichert, wenn er wiederholt Stücke von Götz, Withof und namentlich Andreä einflicht. Er war ja immer in seinen theologischen Schriften von der Urkunde an bis zur Offenbarung Johannis zugleich dichterischer Interpret gewesen, und er hatte umgekehrt auch in seinen ästhetischen Schriften, im Ossianbriefwechsel, in der Plastik, in der Abhandlung von der Wirkung der Dichtkunst, die Bibel fortwährend mit in Sicht gehabt. In den Theologischen Briefen findet sich nicht nur diese innere Durchdringung von Poesie und Bibelstudium, von religiöser und ästhetischer Auffassung wieder; sondern auch äußerlich mischen und begegnen sich hier, wie zuvor nirgends, die profanen mit den biblischen Litteraturstudien.

Nicht in der Form daher: wohl aber nach Inhalt und Gesinnung bezeichnen die Theologischen Briefe einen Fortschritt. Sie zeigen das Zurücktreten des ehemaligen Sturm- und Drangstils nicht in höherem Grade als die Veröffentlichungen der Vorjahre: wohl aber sind sie eine weitere Etappe auf dem Wege, den der ehemalige „mystische Begeisterer“ zu einer liberaleren religiösen Anschauung zurücklegte. Auch der Sturm und Drang des polemischen theologischen Eifers hatte sich stufenweise, wie von der Urkunde und den Provinzialblättern zu den Erläuterungen und den Briefen zweener Brüder Jesu, so von diesen letzteren Schriften zu denen über das Hohelied und die Apokalypse gemildert. Der umfassendere Inhalt, der lehrhafte Zweck der neuen Schrift bringt es mit sich, daß in ihr noch entschiedner alle Polemik vor dem Geiste ruhiger Belehrung und herzlicher duldsamer Frömmigkeit zurücktritt.

Nichts Geringeres nämlich ist unser Buch als eine von aller Systemform sich fern haltende und darum freilich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machende theologische Encyklopädie und Methodologie. Von dem für Herder seit seinem ersten Eintreten in die Theologie unerschütterlich feststehenden Satze, daß das beste Studium der Gottesgelehrsamkeit das Studium der Bibel sei, gehen die Briefe aus. Sie suchen, in Verfolg und Ergänzung der früheren Schriften über einzelne Theile der heiligen Schrift, die biblische Grundlage so breit wie möglich zu legen. Die Hälfte des Buchs ist etwas wie eine Einleitung in die Schriften des Alten und Neuen Testaments. Mit dem dritten

Theil gehen sie zur Dogmatik und im vierten endlich zur praktischen Theologie fort.

Drei Grundüberzeugungen bilden dabei das Gerüst der Herderschen Theologie und zugleich das Band zwischen den Auseinandersetzungen der Briefe und seiner früheren, insbesondre seiner Bückeburger theologischen Schriftstellerei: der Glaube an den Primat des Geschichtlichen über alles Speculative, der geschichtsphilosophische Gedanke eines von der göttlichen Führung des jüdischen Volkes beginnenden, in Christi dereinstigem Reiche sich vollendenden Endabsicht Gottes mit dem Menschengeschlecht, die Ueberzeugung endlich, daß wir in der Bibel die beglaubigenden Documente für die wichtigsten Thatsachen und Offenbarungen dieser göttlichen Heilsökonomie besitzen. Thatsache, so wird von dem Briefsteller immer von Neuem eingeschärft, ist der Grund alles Göttlichen der Religion, und diese kann nur in Geschichte dargestellt, ja sie muß selbst fortgehend lebendige Geschichte werden; der Grund des ganzen Christenthums insbesondre ist historische Begebenheit und reine Erfassung derselben, d. h. simpler, schlichter, thätig ausdrückender Glaube. In der Bibel eben ist dies Thatsächliche, welches allein das Bedürfniß der Menschenseele befriedigt, niedergelegt. Das Alte und Neue Testament sind der Schlüssel des in der Weltgeschichte sich offenbarenden Plans Gottes. Beide Testamente stehen in einer inneren Continuität fortschreitender Offenbarung. Die Führung des jüdischen Volkes ist das größte Poem aller Zeiten. Eine Erfüllung des Alten war das Neue Testament, aber dieses selbst weist auf eine künftige, noch vollere Erfüllung hinaus, auf die Zeit der Wiederkunft Christi, da denn der Plan Gottes mit dem Menschengeschlecht als vollendete Thatsache allgemein erkannt werden wird.

Diese Sätze, mit all' den kritischen Erwägungen, die ihnen entgegentraten, auszugleichen, ist nun freilich dem Verfasser jetzt so wenig wie früher gelungen: schwankender vielmehr und unsichrer als je erscheint seine apologetische Behandlung der Bibel. Wenn er, beispielsweise, die Ansicht der Aeltesten Urkunde, daß die Geschichte vom Sündenfall nicht Fabel, sondern „Zug für Zug eine erlebte Kindheitsgeschichte des menschlichen Geschlechts voll Wahrheit und Weisheit sei,“ wiederholt, und doch gleichzeitig das Sprechen der Schlange mit einer gelinden Wendung hinwegdeutet; wenn er in ganz ähnlicher Weise mit der Geschichte Bileams verfährt — wen ängstigte da nicht die augenscheinliche Zweideutigkeit dieser Auffassung? Wir stellen uns unbedingt auf die Seite des poetischen Erklärers, wenn er nichts wissen will von absichtlich erdichteten Fabeln und kahlen „Betrugsgeschichten“; wir erkennen es als einen offenbaren Fortschritt, als ein nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst, wenn er die die Poesie der Bibel hinwegvernünftelnden Erklärungen abweist, wenn er die „unechten Farben“, die man aus neueren Zeiten „den guten alten Hebräern“ aufgetragen, wieder wegwischt; wir sind vollkommen bereit, Poetisches eben poetisch zu lesen: aber den Sprung oder das Hinübergleiten von dem

mitempfindenden Verständniß für ehrlich geglaubte, naive Poesie zu dem Glauben an die poetisirte Thatsache mitzumachen sind wir gänzlich außer Stande. Wer sagt uns, was eigentlich klar und bestimmt die Meinung des Verfassers ist, wenn er in Betreff der Geschichte vom Paradiese und Sündenfall erklärt, das Verkleidete, Fabel- und Märchenhafte, das darin liege, sei „Natur der Sache und Zeit", wenn er es eine „Zaubererzählung des glücklichen, leider verlorenen Traumes der Kindheit" nennt, in welcher die simpelste Philosophie über den verflochtenen Knoten der Menschheit liege? Heißt es nicht die schwersten Bedenken des kritisch überlegenden Verstandes durch einen Handstreich niederschlagen, wenn es nach der Exposition der Geschichte vom Propheten Jonas kurzweg heißt: „ist eine Geschichte als Dichtung schön, treffend, erhaben, nützlich — warum sollte sie solches als wirkliche Geschichte nicht mehr bleiben?" Auf wie schwachen Füßen steht doch die Kritik unsres Theologen, wenn er in der „originellen Armuth und Unordnung" der Mosaischen Gesetze das Siegel der „Echtheit jedes Stückes auf seiner Stelle" finden und dann von der Echtheit der Gesetzgebung auf die Wahrhaftigkeit der damit verwebten Geschichte schließen will! Oder wenn die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte durch die Alternative erhärtet werden soll: „entweder wissen wir nichts von Christus, oder wir wissen, was wir wissen, durch die Evangelisten, und dann müssen wir sie lesen wie sie sind!" Auch hier wieder hat die Apologetik des Verfassers einen vollkommen berechtigten Hintergrund in dem Versuch des Wolfenbüttler Fragmentisten, aus der evangelischen Erzählung eine Geschichte eigner Erfindung nach subjectiven Motiven und Anschauungen zurechtzumachen; aber die so gestellte Alternative hebt nicht bloß diese subjective, sondern sie hebt überhaupt jede, auch die objectivste und entsagsamste Kritik auf. Es ist der elendeste Kanzelbeweis, wenn die von dem Wunderbaren, Unwahrscheinlichen der evangelischen Geschichte hergenommenen Zweifel mit der Anekdote von jenem indianischen König zurückgewiesen werden, der das Eis geleugnet, „weil's ihm unwahrscheinlich war". Und wiederum die handgreiflichste petitio principii, wenn es weiter heißt, das Wunderbare in dieser Lebensgeschichte sei eben „Christo so eigenthümlich, so charakteristisch, so nothwendig, daß Christus Christus zu sein aufhöre", wenn er nicht so geboren, als Wunderthäter lebte, starb, litt, auferweckt wurde.

Doch es wäre endlos, den Scheinbeweisen und Sophismen der Herder-schen Apologetik, die ihre Schwäche unter Anderm schon durch die Vielheit ihrer Argumente verräth, im Einzelnen nachzugehn. Die Wahrheit ist, sie liefert gerade in dieser durch Beredsamkeit verkleideten Schwäche den Beweis, daß der Boden, auf dem er stand, neuerdings eine Erschütterung erfahren. Er hatte es in der Bückeburger Zeit mit dem Unglauben und der Aufklärung in Bausch und Bogen zu thun. Da gab er in seiner Eroberungswuth keinen Pardon. Er trat schneidend, wegwerfend, höhnend auf; er fuhr mit souveräner Sicherheit und prophetischem Zorne daher. Nicht so jetzt. Geschwunden sind

die Selbsttäuschungen des jugendlichen Enthusiasmus. In ihm selbst hat unverkennbar das verständige, skeptische Element von Neuem Platz gewonnen; gegen sich selbst hat er sich zu wehren; ihm selbst haben die Einwendungen, mit denen er sich abzufinden sucht, zu schaffen gemacht. Denn einen Anwalt hatte die Kritik inzwischen gefunden, den Niemand der Frivolität beschuldigen durfte, dessen Scharfsinn unter allen Umständen Respect einflößte. Nicht die Voltaire und Hume, die Spalding und Michaelis, sondern ein Mann stand jetzt im Vordertreffen des theologischen Kampfes, dessen Meinungen für Herder von je her von entscheidendem Gewicht gewesen waren. Die Wolfenbüttelschen Fragmente und die sich daran anknüpfenden Lessingschen Streitschriften hatten den alten Fragen ein ganz neues Gesicht gegeben. Sie hatten Herder aufs Ernsteste beschäftigt. „Wie sehr ich," schrieb er den 25. Dec. 1778 an Lessing, „an Ihren Fragmenten und Streitigkeiten Antheil genommen, will und mag ich nicht sagen; ich wünschte nichts als die Ausgabe des ganzen Werks, begreife auch nicht, wie es nicht Freunde und Feinde wünschen" [1]. „An Lessings Sache," schreibt er im Juli 1759 an Lavater, als er eben die letzte Hand an sein Maran-Atha legte, „nehme ich viel glimpflicheren Antheil als Ihr dort zu nehmen scheint." Er ist überzeugt, daß aus dieser Sache viel Gutes kommen müsse, und die Antwortsschriften — „so grob und so dummdreist" — thun ihm wenig Genüge. Die Abhandlung „Vom Zwecke Jesu" hat ihm „in den Eingeweiden weh gethan", und das, was darin vom Zurückkommen Christi in derselben Generation gesagt war, hatte ihm ernste, durch die wiederholte Lectüre der Apokalypse nur verstärkte Scrupel gemacht. So entschlagen sich denn die Theologischen Briefe „kleiner Fußtritte gegen den Fragmentisten" nicht [2]; wiederholt kömmt er namentlich auf das Fragment Vom Zwecke Jesu zu sprechen, um sich einestheils mit demselben auseinanderzusetzen, anderntheils die Herausgabe desselben durch Lessing zu billigen [3].

Und eben diese ernste Rechenschaft, die er so ernsten und scharfsinnigen Zweifeln gegenüber allererst sich selbst von Neuem über den Grund seines Glaubens zu geben gezwungen gewesen war, verlieh nun der gegenwärtigen Schrift durchweg einen Geist der Freiheit und Milde, der aufs Vortheilhafteste von dem in den Bückeburger Sturm- und Drangschriften herrschenden absticht. Innerhalb seiner positivistischen Voraussetzungen ist er so weitherzig wie möglich. Daß Theologie, wie es zu Anfang des 25. Briefes heißt, die liberalste von allen Wissenschaften sei, kann füglich als Motto für unsre ganze Schrift gelten. Durch seine Auffassung der Bibel zunächst bewährt er dies Motto. Denn dem Satze, daß das beste Studium der Gottesgelehrsamkeit das

---

[1]) Vom Tage darauf ist der Brief an Gleim (C, I, 59), in welchem er diesen frägt, ob er nicht zur vollen Veröffentlichung des Manuscripts des Ungenannten beitragen könne.

[2]) An J. G. Müller, März 1781, bei Gelzer a. a. O., S. 85.

[3]) Th. Br. I, 238; II, 137. 144 ff.

Studium der Bibel sei, tritt gleich anfangs der andre zur Seite, daß das beste Lesen dieses göttlichen Buches menschlich sei. Er war ja im Grunde niemals andrer Ansicht gewesen; aber recht geflissentlich kehrt er jetzt diese humane Seite heraus. Alle abergläubischen und kleinlichen Vorstellungen über die Göttlichkeit der Bibel, alle kindischen Inspirationsvorstellungen weist er aufs Entschiedenste zurück. Allen wissenschaftlichen Hülfsmitteln zum Verständniß der Bibel will er ihr volles Recht gewahrt wissen: er empfiehlt als unentbehrlich das Studium der biblischen Sprachen und aller dazu gehörigen gelehrten Kenntnisse. Er kennt keine Göttlichkeit der Bibel, die als abstracter dogmatischer Begriff über ihrem poetischen und menschlichen Charakter schwebte und diesen vergessen machte. Er verlangt, beispielsweise, in Betreff der Propheten, daß man in den Idiotismus jedes einzelnen derselben als menschlichen Schriftstellers eindringen, sich die historischen Umstände und Beziehungen vergegenwärtigen solle, in denen jedes einzelne Stück ihrer Schriften geschrieben worden, und er hält demgemäß „nicht viel von denen, die einen Ausleger der Propheten danach allein schätzen, ob er diese oder jene Stelle zuerst und zunächst auf Christus deute.“ Mit dem wissenschaftlichen Gesichtspunkt aber des poetisch-historischen geht der praktische des fromm-verinnerlichenden Verständnisses der Bibel Hand in Hand. Bei aller Ueberzeugung, daß die biblischen Bücher „Sprache Gottes und nicht der Menschen“ reden, hat er doch weit größere Lust, „das Göttliche dieser Schriften lebendig anzuerkennen, zu fühlen und anzuwenden“, als über die Art und Weise ihrer göttlichen Eingebung zu grübeln. Ja, gerade die Empfehlung der frommen Einfalt wird ihm zu einem Hauptmittel, über die Scrupel der Kritik hinwegzukommen. „Je loser,“ sagt er in Betreff der Evangelien, „d. i. je weniger angestrengt und kritiksüchtig, je aufrichtiger, freier, liberaler, volksmäßiger man diese Bücher liest, desto mehr ist man in ihrem Sinne, im Geist ihres Ursprungs und Inhalts“ — und immer wieder schärft er ein, man solle sie nur unbefangen „mit Einfalt des Herzens, mit redlicher, gerader Absicht“ lesen. Das heißt denn nun freilich die Ansprüche der historischen Kritik allzu umstandslos zum Schweigen bringen: aber es begegnet sich doch andrerseits mit der Lessingschen Tendenz der Betonung des einfachen Laienglaubens. Er rückt in andrer Beziehung dem Verfasser des Nathan und des Testaments Johannis noch näher. Kein Wunder, daß er den Nathan mit dem höchsten Antheil gelesen und wieder gelesen und mit Entzücken gerühmt hatte [1]). Für ununterscheidbar zwar gelten ihm die drei Ringe nicht, aber das Kriterium der Echtheit ist doch auch für ihn die sich praktisch bewährende Kraft des echten Ringes. Und nicht etwa trotz und neben, sondern gerade auf Grund seines Positivismus wird ihm diese freie Haltung möglich. Gerade der Satz, daß Geschichte mehr als Raisonnement

---

[1]) Herder an Hamann 21. Mai 1779 (Ham. Schr. VI, 86). An Lessing 1. Juni 1779. Aus dem Herderschen Hause, S. 60.

und daß das Christenthum geschichtliche, thatsächliche Wahrheit ist, hat für ihn die höchste Duldsamkeit zur Folge. Um im Einzelnen die Facticität der evangelischen Geschichte zu retten, ist er mehrfach genöthigt, zu Demonstrationen seine Zuflucht zu nehmen, die Lessing wie Binsen zerrissen haben würde: aber, über diese Einzelheiten sich erhebend, gelangt er genau zu denselben Endergebnissen wie jener. Das Christenthum, sagt er, indem er damit seine eignen Rettungsversuche wieder preisgiebt, ist keine Demonstrationssache, da historische Facta in Ewigkeit nicht, wie sehr man auch verwirre und knüpfe, werden demonstrirt werden können. Facta können nur durch Facta bekannt, beurkundet und erhalten werden: der beste Beweis des Christenthums ist also das Christenthum selbst, der Beweis des Geistes und der Kraft. Seine eigne Streitepoche verurtheilend, will er allen Streit und Hader über Religion verbannt wissen; nachdrücklich, wie in den Tagen von Riga, spricht er es aus, daß „Christenthum als solches nie verfolgen kann, nie verfolgen muß", und zwar darum, weil „der Grund des Christenthums historische Begebenheit und schlichter, thätig ausdrückender Glauben ist." Daß er insbesondre allem Dogmenstreit entgegen ist, dazu wirkt seine freie Ansicht von der Bibel mit seiner Ueberzeugung von dem Vorrang des Geschichtlichen vor dem Philosophischen zusammen. Dogmatik, so hatte er ja schon in seiner theologischen Erstlingsschrift erklärt und so erklärt er jetzt von Neuem, ist nichts als eine aus der Bibel geschöpfte Philosophie, die daher immer bei dieser ihrer Quelle bleiben muß. Die philologisch-historische Behandlung mithin, nicht die philosophische gilt ihm als die wahre. Alle spitzfündigen Untersuchungen, wie z. B. über das unergründliche Wesen Gottes, verwirft er. Weder durch gnostische und Platonische noch durch scholastisch-Aristotelische noch endlich durch die Wolffsche Philosophie hat nach ihm das Christenthum gewonnen. Auch hier fordert er vor Allem Einfalt als das beste Mittel, allem Streit über Dogmatisches ein Ende zu machen. „Ich sehe," sagt er, „kein Ende alles Zanks und Haders als Wahrheit, Auslegung der Schrift, Reinigkeit, Einfalt", und wiederum: „nur gegenseitige Toleranz, Bescheidenheit, Freiheit und Wahrheit können mit der Zeit die Gemüther einigen." So vertragen sich alle seine gläubigen Voraussetzungen mit eben dem praktischen Christenthum, welches von seinem mehr kritischen Standpunkt aus Lessing gefordert hatte. Die wenigen „gutgemeinten Winke", die er über einzelne Dogmen giebt, laufen im Grunde alle darauf hinaus, dieselben praktisch fruchtbar zu machen, ihnen eine moralische Wendung zu geben. Er empfiehlt endlich nicht nur, er übt selber die empfohlene Toleranz und Bescheidenheit. Den Fragmentisten z. B. bestreitet er: aber wie bescheiden führt er gegen das Ende des 35. Briefs diese Bestreitung ein! Er denke keineswegs vom Verfasser des Buchs schlecht oder gar hämisch, lästernd und lieblos; denn daß derselbe die Sache so anders angesehn — es sei das nicht so sehr seine Schuld als die Schuld derjenigen, welche alles Menschliche in Christo so un- und übermenschlich gemacht hätten. Nirgends mehr eine

Spur von dem ehemaligen polternden und scheltenden Tone. Ueberall in den zahlreichen Litteraturnachweisungen, die er den jungen Theologen giebt, das Bestreben, von Freund und Feind zu lernen und das Gute zu nützen. Jede persönliche Polemik ist durchaus vermieden und hat wieder der Anerkennung der positiven Verdienste auch eines Michaelis und Spalding Platz gemacht. Mit aller Bildung und allem Wissen endlich steht die Theologie, von der hier die Rede ist, auf befreundetem Fuße. Christliches und Heidnisches, Biblisches und Weltliches rückt zusammen. Mit Wärme redet der Verfasser seinen Griechen und Römern das Wort, und auch bei den „so verschrieenen Naturalisten und Deisten", auch bei einem Shaftesbury und Rousseau, auch bei dem „sogenannten Atheisten" Spinoza soll der Theolog in die Lehre gehn.

Um mit den Worten Johann Georg Müllers in der Vorrede vor dem Abdruck der Theologischen Briefe in den Werken Herders die Summe zu ziehen: „die weite Uebersicht, in welche der Verfasser das ganze Reich theologischer Kenntnisse zusammenfaßt und bindet, und alles Schöne und Nützliche der sogenannten weltlichen Gelehrsamkeit zu seiner Bereicherung und Verschönerung benutzt: die Originalität, die Neuheit, das poetische Leben seiner Ansichten: die Menge genialischer Winke zu fruchtbarer Bearbeitung dieser Wissenschaft, die so oft das Unglück hat, durch willkürliche Behandlung und Modellirung nach den Schulsystemen der Zeit entstellt und von einem Scholasticismus zum andern hingerissen zu werden: das Leben und das Interesse für Humanität, das er in alle ihre Theile bringt, die praktische Richtung endlich, die er ihr zum Vortheil echter Menschenbildung zu geben trachtet" — das macht den Charakter und den bleibenden Werth des Buches trotz manches Veralteten und mancher berichtigungsbedürftigen Einzelheiten aus.

II.

Herder und Johann Georg Müller.

Wie kein Zweiter, in der That, war der Mann, der diese Worte schrieb, berufen, über das Buch zu urtheilen. Denn wie für ihn waren die beiden ersten Theile: mit ausdrücklicher Beziehung auf ihn wurden die beiden folgenden geschrieben. In die Geschichte der Entstehung der Theologischen Briefe greift die Geschichte der Befreundung Herders mit J. G. Müller, dem jüngeren Bruder des Verfassers der Geschichte der Eidgenossenschaft ein.

Die Kindheitsgeschichte dieses Mannes [1]) erinnert in manchen Zügen an

---

[1]) Sie ist uns gut bekannt durch Müllers Selbstbiographie, die, bis zum Jahre 1784 reichend, ziemlich vollständig im 18. Bande von Gelzers Protestantischen Monatsblättern S. 35—84 abgedruckt ist. Handschriftlich in der Ministerialbibliothek zu Schaffhausen aufbewahrt, bildet sie den ersten Theil einer von dem verstorbenen Decan Karl Stokar verfaßten Biographie Müllers, deren Veröffentlichung durch den historisch-antiquarischen Verein

die Kindheitsgeschichte Herders. Auch Müllers elterliches Haus war ein Haus, in welchem bescheidene Einfachheit und altväterische Frömmigkeit herrschte. Zu Neunkirch im Canton Schaffhausen im Jahre 1759 als das jüngste von vier Geschwistern geboren, verlebte er seine Knabenjahre in Schaffhausen, wohin der Vater schon im nächsten Jahre als Pfarrer und Gymnasiallehrer berufen worden war. Er scheint diesem, einem ehrbaren aber engherzigen Manne, verhältnißmäßig wenig, das Meiste der Zärtlichkeit der Mutter verdankt zu haben, die, eine ungemein rührige und praktische Frau, frühzeitig in das Gemüth des Knaben den Keim tiefer Religiosität legte. Eine ängstliche und gedrückte Sinnesart, genährt durch äußere Eindrücke, verkümmerte ihm die Tage der Kindheit und gab ihm ein verschlossenes Wesen. Vollends hart war ihm die Schule. Während er sich innerlich gegen deren tyrannische Zucht auflehnt, sucht er für seine Wißbegierde, die der geistlos betriebene Unterricht nicht befriedigt, in allerhand Büchern, für seine Phantasie in Träumen der Einsamkeit, in kindischen Spielen und Plänen Entschädigung und quält sich zwischendurch mit schwärmerischen Grübeleien und asketischen Uebungen. Die Lectüre der Bibel, der Youngschen Nachtgedanken, der Lavaterschen Schriften, besonders des Lavaterschen Tagebuchs hatten endlich den Entschluß in ihm gereift, ein Lehrer der Religion zu werden. Es gährte gewaltig in ihm, als er, unmittelbar nach dem Tode seines Vaters, neunzehn Jahr alt, nach Zürich ging, um hier, als Kostgänger im Hause von Häfeli, ein Jahr lang theologische Collegia zu hören. Kein Wunder, daß die Gefühlsüberschwänglichkeit des Lavaterschen Kreises ihn tief ergriff, und daß er sich fürs Erste ganz in das theologische System der Zürcher einlebte. Sein beweglicher Geist sollte bald in neue Unruhe gestürzt werden. Denn von Zürich geht er nach Göttingen. Welch' eine andre geistige Atmosphäre! Wie erkältend wehte ihn da der Geist der aufgeklärteren Theologie an, die er in den Vorlesungen der Göttinger kennen lernte! Den helleren Ideen, die ihm besonders ein Mann wie Koppe entgegenbringt, ist er nicht im Stande zu widerstehn; aber hin ist damit die Ruhe, die sichere Freudigkeit, die seine Seele erfüllt hat. Zwischen Glauben und Zweifel, zwischen Begeisterung und Niedergeschlagenheit getheilt, irre geworden an seinen bisherigen Ueberzeugungen, unbefriedigt durch die nüchterne, Altes und Neues durch einander mischende Weisheit seiner Göttinger Lehrer, dürstet er nach einer reineren Quelle, aus der er sich Rath für seine Studien, Rath für seine geängstete Seele schöpfen könne. Schon in Schaffhausen hatte er Herders Aelteste Urkunde gelesen und war sonderbar von dem orientalisch-poetischen

---

in Schaffhausen bevorsteht. Einstweilen geben über das frühere und spätere Leben des Mannes die beste Auskunft drei Vorträge über J. G. Müller von Kirchhofer in der für Geschichte und Alterthum des Standes Schaffhausen bestimmten Zeitschrift Unoth Hft. 2, S. 65 ff. und Hft. 3, S. 145 ff. Schon hier mag außerdem der schöne Aufsatz von Baumgarten „Herder und Georg Müller“ in den Preußischen Jahrbüchern Bd. XXIX, S. 23 ff. und S. 127 ff. erwähnt werden.

Geiste des Buchs ergriffen; der Dämmernde war von dem geheimnißvollen Halbdunkel dieser Auslegung der Uroffenbarung angezogen worden. Der Eindruck hatte ihn in seine Nächte verfolgt; ein Traum hatte ihm in feierlich befremdender Umgebung den Verkünder der Morgenröthe vor einer weiten Landschaft gezeigt, über welcher die Sonne aufging. In Zürich darauf hatte er das Studium der Schriften des auch von Lavater, Häfeli und Pfenninger bewunderten Mannes fortgesetzt. Damals bereits war ihm der Gedanke gekommen, ihn von Göttingen aus zu besuchen. Jetzt wird dieser Gedanke ihm immer lebhafter und arbeitet sich endlich gegen alle Bedenken und Aengstlichkeiten zum Entschlusse durch. Es ist in den Herbstferien 1780: da, am 4. October, macht sich der junge Mann auf und wandert zu Fuße, „wie man im Alterthum zu Weisen ferner Länder wallfahrtete", aus der Universitätsstadt nach Weimar.

Am dritten Tage danach stand der schüchterne Student mit seinem Häfelischen Empfehlungsbrief vor dem hochverehrten Manne. Seine Befangenheit weicht alsbald vor der entgegenkommenden Freundlichkeit und milden Offenheit desselben, vor der gewinnenden Lieblichkeit der Frau Herder. Er hat es jenem in der ersten Viertelstunde angethan. „Es ist," mit diesen Worten eilte Herder seiner Frau den Gast anzukündigen, „es ist ein Schweizer bei mir, ein Mensch wie ein Engel, wir wollen ihn bei uns behalten" [1]. Und so muß der Wanderer sein Logis im Gasthof mit dem in Herders Hause vertauschen. Nur zu gern läßt er sich von Tag zu Tag von Neuem überreden, seine Abreise zu verschieben. Eine ganze Woche lebt er mit der Familie, um endlich unter tausend Thränen, mit dem Versprechen des Wiederkommens zu scheiden. Es war der Anfang eines Verhältnisses, welches für beide Theile ein dauernder Segen wurde. Der Jüngere hatte einen Leitstern fürs ganze Leben gewonnen, der Aeltere sich einen Freund erworben, der mit kindlicher Pietät und Dankbarkeit ihm und den Seinigen anhing und, bei jeder Gelegenheit dienstwillig, hülfreich, aufopfernd, sich immer doch als Schuldner fühlte und bekannte.

In einer nur wenige Wochen nach dem Besuch begonnenen tagebuchartigen Aufzeichnung hatte Müller die Eindrücke festzuhalten gesucht, die ihm in Weimar geworden waren [2]. Wie erwünscht, daß wir hier einmal durch Vermittelung eines Dritten Zeugen des täglichen Lebens eines Mannes werden, der sich uns sonst fast immer nur in geistiger Arbeit als Schriftsteller und Redner, in Briefen oder amtlichen Actenstücken darstellt. Der Berichterstatter ist ein befangener, enthusiastischer Jüngling, aber was seine Schilderung durch die vortretende Parteilichkeit des jugendlich unklaren Gefühls

---

[1]) Handschrift der Erinnerungen (zu II, 237 der gedruckten) und * Caroline an J. G. Müller 11. December 1805.

[2]) Das schon im Früheren öfter angezogene Actenstück ist zuerst von Gelzer in den Protest. Monatsbll. XIII, 165 ff.; jetzt vollständiger von J. Bächtold: „Aus dem Herderschen Hause, Aufzeichnungen von J. G. Müller," Berlin 1881, veröffentlicht worden.

verlieren könnte, das gewinnt sie durch die völlige Abwesenheit aller Absichtlichkeit und durch die Unschuld der Auffassung und Darstellung.

Ein glückliches Hauswesen steht vor uns, in dem sich Alles in bequemen Formen bewegt. Inmitten der fröhlichen kleinen Kinderschaar, die sich etwas herausnehmen darf, ist dem Vater am wohlsten. Die Frau ist des Mannes innigste Vertraute. Wie viele Menschen er auch gekannt, sagt er dem jungen Freunde, — es sei mit ihnen nichts: sie sei seine Einzige, seine Treue, durch sie habe ihn Gott zum glücklichsten Menschen gemacht. Daß ihm sein häusliches Glück erhalten bleibe, daß ihm seine Kinder gerathen, ist aller seiner Wünsche erster. Er verhehlt das Unbehagen nicht, das ihm seine Beziehungen zum Hofe und seine angestrengten Amtsgeschäfte verursachen. Das einfachere Leben in Bückeburg stellt sich ihm jetzt wie ein verlorenes Paradies dar, und für die Zukunft hofft er noch auf eine Zeit der Ruhe, um „irgendwo auf dem Lande, fern von Fürsten, seine Tage in Frieden zu beschließen." Er lebt, soviel er kann, in der bescheidensten Geselligkeit. Von Haus zu Haus wird mit dem Nachbar, dem Stiftsprediger, verkehrt, und bei dem gemüthlich launigen oder ernsten Gespräch darf die gesellige Pfeife nicht fehlen. Herder ist ein fleißiger Spaziergänger; fast täglich richtet er seine Schritte nach dem Webicht, dem kleinen Wäldchen auf den Höhen über der Stadt, um Erholung und Sammlung unter den Bäumen, in Gottes Natur, wie einst in dem Paradieswäldchen seiner Heimath, zu suchen. Eine ähnliche stimmende Gewalt wie die Natur übt nach gleich alter Gewohnheit die Musik auf ihn aus. Mit wenigen kunstlosen Griffen auf dem Klavier begleitet er ein Klopstocksches Lied oder eins seiner geliebten Kirchenlieder, deren Text ihm tröstend, rührend und erhebend zu jeder Stunde gegenwärtig ist. Am Abend aber wird am Familientisch aus irgend einem guten Buche vorgelesen, über das Vorgelesene gesprochen. Unerschöpflich ist Herder in anregender, belehrender Mittheilung. Uns kömmt wieder in Erinnerung, was Goethe von dem immer bedeutenden und in jeder Richtung fördernden Gespräch seines Straßburger Lehrers berichtet. Die beiden Berichte überhaupt, der Goethesche und der Müllersche, wie verschieden sie nach Zeit, Anlaß, Absicht, am meisten nach den Berichterstattern sind, — sie heben sich dennoch nicht auf, sondern reimen sich sehr wohl zusammen, ergänzen und bestätigen einander. Auch Goethe hebt das Weiche und zugleich Schickliche und Anständige in Herders Betragen hervor: Müller läßt ihn „schwebend über der Erde im Flor der Jugend, mit der Grazie eines Bräutigams und dem Lächeln eines freudigen Menschen" auftreten; es dünkt ihn, daß er dahinschreitend kaum den Boden berühre, und wenn er rede, rede er freund-ernstlich, leise und bedächtig. Um zehn Jahre ist Herder seit jener Straßburger Zeit älter geworden; er steht jetzt in der Fülle der Manneskraft, noch jugendlich, aber gereift und über sich selbst aufgeklärt. Damals krank und unbehaglich, steht er jetzt, ein gesunder Mann, auf sicherem Boden, nicht mehr einsam, sondern umgeben von der wohlthuend-

sten Häuslichkeit. Die Ader des Spotts, der neckenden Laune, ja des herben Tadels ist ihm nicht etwa ausgegangen, aber sie trifft nur den, der sie herausfordert, und auch da will es dem Gaste vorkommen, als ob der überlegene Weise seine Sarkasmen und Widersprüche mit einer Miene sage, daß kein Mensch über sie zürnen könne. Den übermüthigen, lauten, ja vorlauten jungen Dichter hatte Herder zu zügeln, zu dämpfen, zu beschämen: den demüthigen, blöden Theologen hatte er zu beruhigen, zu spornen, zu heben. Es ist ihm offenbar wohl in dem Umgange mit dem ganz unverdorbenen Jünglinge von reinem Streben und idealem Sinne. Unmöglich, ihm anders zu begegnen als mit schonender Milde und Vaterliebe. Und nicht zu dem Verfasser der Fragmente oder der Plastik, nicht zu dem Herausgeber der Volkslieder war der junge Schweizer gekommen, sondern zu Herder dem Theologen. Die theologischen Dinge stehen daher in dem Verkehr der Beiden im Vordergrund. Nichts wird uns aus den Aufzeichnungen Müllers so klar wie der tiefreligiöse Grund, die ernste und echte Frömmigkeit Herders. Wir ermessen die ganze Ausdehnsamkeit seines Geistes, wenn wir ihn jetzt voller Späße in heiterer Gesellschaft, jetzt tief ergriffen von dem Inhalt eines frommen Liedes oder an der Seite seines Gastes auf einem Gange durchs Ilmthal sehen, wie er, still in sich gesammelt, geistvolle und begeisterte Anschauungen aus den Scenen der Natur schöpft und, wenige Worte vor sich hinsprechend, ganz Empfindung ist. Und wir begreifen die Gewalt dieses Mannes auf die Seele dieses Jünglings. Die natürliche Würde, verbunden mit zwangloser Vertraulichkeit; nichts Gemachtes und Zurechtgelegtes; keine Spur von geistlicher Affectation; in jedem Moment, auch in den ernstesten, feierlichsten, nichts als reine, unverstimmte Menschlichkeit. Wie es die Gelegenheit giebt, steht er dem Schüchternen bereit, seine unschuldigen Bekenntnisse anzuhören, ihm durch Erzählung, Belehrung oder freien Erguß des Herzens beruhigende oder erhebende Eindrücke zu geben. Auch ihn macht er mit Hamanns Schriften bekannt, um ihn an dieselbe Quelle zu weisen, aus der er selbst so reichlich geschöpft hat. Er zeigt ihm den hellen Himmel des Verstandes — und führt ihn dann wieder in dämmernde Gegenden des Glaubens, ja des Aberglaubens, in die Region der Ahnungen und Visionen, von der er sich selbst nicht losmachen kann, die den dunklen, unaufgeklärten Hintergrund seiner Weltanschauung bildet. Im Uebrigen giebt er ihm hundert Winke über Litterarisches, und begierig sammelt der Jüngling die Bemerkungen und Urtheile des unglaublich belesenen Mannes über alte und neue Bücher, über den Geist ihrer Verfasser, über Werth und Nutzbarkeit weltlicher und vor Allem theologischer Schriften.

Zu keiner glücklicheren Stunde hätte Müller kommen können. Ueber die Einrichtung seines theologischen Studiums hatte er ihn ja um Rath fragen wollen, und mit einer umfassenden Anleitung zum Studium der Theologie war ja eben jetzt Herder beschäftigt. Wie Goethe ehedem gerade hineingerathen war in die Abhandlung über den Ursprung der Sprache, in die Beschäftigung

mit Shakespeare und Ossian, mit Plastik und hebräischer Poesie, so Müller in die Arbeit an den Theologischen Briefen. Gleich in der ersten Stunde wagt sich der junge Schweizer mit einigen Fragen über seine Studien vor: da holt ihm Herder den eben fertig gewordenen Ersten Band der Briefe über das Studium der Theologie — ein Buch, so ganz für jenen passend, wie eigens für ihn geschrieben, und worin, sagt Müller, „alle Fragen, die ich an ihn thun wollte und noch viel mehr voraus beantwortet waren" [1]. Ein glücklicher Zufall für den Lehrer wie für den Jünger. Ungefähr wie in dem Büchlein „Von deutscher Art und Kunst" die Erinnerung an Herders Straßburger Verkehr mit dem Dichter des Götz nachklingt, so in der Fortsetzung der Theologischen Briefe die Erinnerung an das, wovon in diesen Octobertagen in Frag' und Antwort zwischen Herder und Müller die Rede gewesen war. „Sie sollen mir, liebster Müller," schreibt Herder Anfang November [2] an den nach Göttingen Zurückgekehrten, „oft vorstehn, wenn ich wieder an die Theologischen Briefe gehe, und es wird mir oft sein, als wenn ich in manchen Stücken, über die wir uns besprachen, nur für Sie schriebe." So ist es denn wirklich geschehn. Die Briefform des Buches hatte jetzt aufgehört eine bloße litterarische Einkleidung zu sein, und ausdrücklich betont der Vorbericht, der der Fortsetzung der Briefe beigefügt wurde, „das Individuelle ihres Ursprungs und ihrer Beziehung." Unmittelbar nach Müllers Anwesenheit in Weimar geschrieben oder doch zu Ende geführt, berühren die neuen Briefe zahlreiche Punkte, die schon im Gespräch erörtert worden waren, empfehlen sie dieselben Bücher, auf die Herder seinen jungen Freund schon mündlich verwiesen hatte. Zwischen dem Text fand jetzt Müller das eine und andre der Gedichte wieder, die am Abendtisch in Herders Hause gelesen worden waren, und mit dankbarem Gefühl mochte er sich erinnern, wie Herder ihm bei diesem Lesen die Hand gedrückt und ihm die schönsten Stellen wiederholt hatte. Herder hatte ihm versprochen, die Waffen des Geistes und der Liebe gegen die neuen grausamen Reformatoren der alten schönen Kirchenlieder zu ergreifen: er fand jetzt im 46. Briefe die Erfüllung dieses Versprechens. Ja, er betrachtete die neuen beiden Theile so ganz als für sich geschrieben, daß er in seiner Demuth auch die „liebreichen Züchtigungen" auf sich bezog, bei denen der Verfasser nun gerade am wenigsten an ihn hatte denken können [3].

Neben den gedruckten Briefen jedoch gingen auch geschriebne von Weimar nach Göttingen. Der junge Freund machte Gebrauch von der Erlaubniß,

---

[1]) Anmerkung Müllers, des Herausgebers der Erinnerungen zu Erinner. II, 236.

[2]) Nicht, wie bei Gelzer XIV, 81 gedruckt ist, 18. Oct. Das Unrichtige dieser Datirung hat schon Baumgarten, Preuß. Jahrbb. XXIX, 34 Anm. nachgewiesen. Da der Brief (im Original) einer Einlage für Lavater erwähnt, die ohne Zweifel mit dem bei Düntzer A, II, 201 gedruckten Schreiben vom 3. November identisch ist, so ergiebt sich hieraus die obige Bestimmung.

[3]) * Müllers Brief vom 14. Mai, Herders vom dritten Pfingsttag 81.

sein Herz vor dem einsichtigen und theilnehmenden Lehrer auszuschütten, ihm von seinen Bedrängnissen und Aengstlichkeiten reden, ihn über Großes und Kleines um Rath fragen zu dürfen, und war glücklich, durch allerlei kleine Dienste und Besorgungen — ein Buch, ein nachgeschriebenes Collegienheft u. dergl. — sich dankbar erweisen zu können. Die Antworten Herders, zuweilen von einer Nachschrift der Frau begleitet, zeigen, wie lieb Beide den „edlen Jüngling und Bruder“ gewonnen haben. Es sind Briefe, wie sie ein Vater an seinen Sohn schreibt, voll liebevoller Ermunterung und Zusprache, die denn des Zweckes nicht verfehlten und bald Ruhe und fröhlicheres Vertrauen über die Seele des Zweifelnden brachten. Der väterliche Lehrer und Berather spricht nicht im Tone der Herablassung, sondern wie ein Freund zum Freunde, und meint nicht etwa, sich etwas zu vergeben, wenn er den Jüngling nicht bloß in seine eignen Pläne und Arbeiten, sondern in sein ganzes inneres Leben, auch in seine Nöthe und Schwächen einen Einblick thun läßt.

Indeß nun diese Briefe dem jungen Studirenden einen neuen Muth zum Studiren und die Freiheit gaben, auch die Gelehrsamkeit seiner Göttinger Lehrer, vor Allem Koppes und Spittlers, ganz anders zu nutzen als früher, freute er sich im Voraus, nach Vollendung seiner drei Semester in Göttingen, auf der Rückkehr in die Heimath noch einmal ein paar Tage im Herderschen Hause zubringen zu können, wie das schon bei seinem Abschied aus demselben verabredet worden war. Ein letztes Semester, so war der Plan, sollte er in Tübingen zubringen. Allein das akademische Leben war im Ganzen so wenig nach seinem Sinn! Wie, wenn du über den Winter, statt nach dem öden Tübingen zu gehn, zu Herder kommen könntest? — der Gedanke schießt ihm eines Tages vor einer Vorlesung Spittlers durch den Kopf. Am 22. Juli 81 wagt er bei Herder deshalb anzufragen. Umgehend erhält er von beiden Herders die Antwort, daß er ihnen als treuer Hausgenoß, Freund und Bruder herzlich willkommen sein werde. Er hatte noch die Einwilligung seiner Mutter, die aus vielen Gründen dawider war, zu erlangen. Der Bruder Johannes indeß hat endlich die Mutter umgestimmt, und so verließ unser Johann Georg jubelnd die Bücherstadt am 27. September 81.

Den ganzen Winter, bis zum 25. März 1782 verbrachte er nun in dem Herderschen Hause. Wie es bei so langem und nahem Zusammenleben nicht anders sein konnte — es fehlte zwischen dem Sonnenschein nicht an vorüberziehenden Wolken. Der Anfang des Jahres 1782 war für Herder eine Zeit körperlicher Angegriffenheit: nicht immer war er im Stande, dem Gaste die heitere Fassung zu zeigen, die diesem, dem Bedrückten und Verzagten, so wohlthuend war. Wir sehen aus den wenigen Tagebuchaufzeichnungen Müllers und aus dem späteren Bericht seiner Selbstbiographie[1]), daß Herder mit dem

---

[1]) Aus dem Herderschen Hause, S. 107 ff. und S. xv ff.

immer wiederkehrenden Kleinmuth und Mißtrauen seines Hausgenossen — eines „Baumes", wie er von ihm sagt, „der immer vom Winde bewegt werde" — manche Noth hatte. Beim Rückblick auf die hier verlebten Tage nennt Müller sie dennoch die glücklichsten und nützlichsten. Denn allemal, wenn er am niedergeschlagensten war, richtete ihn der freundliche Zuspruch, die väterliche Milde des verehrten Mannes wieder auf, zuweilen auch wohl ein offenes, derberes Wort des Vorhalts. Im Ganzen bewährte sich die Weisheit des großen Pädagogen zumeist im Gewährenlassen. Er wirkte auf den übrigens fleißig für sich Arbeitenden durch Winke und Worte, wie sie die Gelegenheit eines Gesprächs oder einer gemeinschaftlichen Lectüre von selbst ergab, durch das Beispiel seines eignen Fleißes, durch sein Leben, seine Predigten, durch die ganze Atmosphäre seines Hauses, zu der die freundliche, mütterliche Hausfrau und die fröhliche Kinderschaar ganz wesentlich mit gehörte. Nicht, daß er ihn eigentlich schulte oder unterwies. Nur Predigten zu machen hielt er ihn öfter an und gab ihm dann über diese sein Urtheil. Ganz in der Stille hatte er nun wirklich etwas wie ein Seminar für künftige Prediger eingerichtet; alle Sonntage ließ er die jüngsten Candidaten zu sich kommen, um ihnen eine Art Studienanleitung zu geben, und an diesen Uebungen, natürlich, durfte auch Müller sich als Zuhörer betheiligen. Am allerwenigsten einen nachbetenden Schüler und Jünger machte er aus ihm; er hätte es nicht gekonnt, auch wenn er es gewollt hätte, denn ein Schulsystem besaß er ja selbst nicht; aber vor Allem: er wollte es nicht. Je schwankender und ängstlicher er den jungen Freund fand, um so mehr suchte er den Geist der Freiheit in ihm zu erwecken, um so nachdrücklicher hielt er ihm vor, er solle nicht als ein Jünger horchen und glauben, solle für sich selbst stehen und erwägen, sich nicht in fremde Existenzen verlieren, es dürfe nichts von Außen in den Menschen hineingebracht werden, sondern Alles müsse aus ihm herauskommen [1]). Zwischen den Klippen der Schwärmerei und des Zweifels hatte Herder sich selbst in seiner Weise hindurchgearbeitet: auf eben diese Mittelstraße — gleich entfernt „von der Zürcher Hitze und von der Göttingischen Kälte," wie Müllers Bruder sich ausdrückt — suchte er den Jüngling hinzulenken. Von Hause aus war derselbe auf diese zugleich fromme und freie Weise eigentlich angelegt: Herder that im Grunde nichts als ihn seiner ursprünglichen gesunden Natur wieder zurückzugeben. „Meine kurze Lebensgeschichte", sagt Müller selbst, „ist diese: eine Knospe wuchs auf einem gesunden Baum; sie war zwar hart verschlossen, aber sie versprach etwas dem, der sie näher ansah. Da kam eine Raupe und nagte an ihrem Keime; sie welkte. Hierauf kam ein guter freundlicher Mann und nahm die Raupe weg und hauchte mit frischem Lebensathem die Knospe an, und sie fing wieder an, langsam zu grünen und sich zu erholen" [2]).

---

[1]) Vgl. J. G. Müllers Vorrede zu SW. zur Theologie I, S. x ff. und verwandte Aeußerungen der Müllerschen Briefe, z. B. * 3. Nov. 88; Herbst 94 u. s. w.

[2]) Kirchhofer a. a. O., S. 96.

Wie viel knüpfte sich aber auch für Herder an die Gastfreundschaft, die er dem jungen Schweizer gewährt hatte! Ihr verdankte er zunächst die persönliche Bekanntschaft auch mit dessen Bruder, dem Verfasser der Schweizergeschichte. Unmittelbar nach jenem Octoberbesuch des jüngeren Müller hatte er den ersten Band des großen Schweizer Geschichtswerks studirt; er war so voll davon, daß er es für den Merkur zu recensiren dachte; er erblickte in dem Verfasser „einen Mann von alter Art und Kunst, einen Sohn Montesquieus und Tacitus'.“ Es giebt Stellen in den Jugendbriefen des berühmten Historikers, so voll Selbstgefühl, voll stürmender Begeisterung und weitausgreifenden Strebens, daß sie ebensogut in Herders Reisejournal stehen könnten. Wissensdurstig, ja unersättlich an Wissen der Eine wie der Andre; Müllers Seele so biegsam, vielmehr biegsamer noch und weicher als die Seele Herders; selbst der Gang ihrer Entwicklung von der aufklärerischen Zeitbildung hinüber zu positiverer Gläubigkeit ähnlich bei Beiden; Beiden gemeinsam endlich die Mischung von Gefühl, Phantasie und Reflexion, die poetisch-rhetorische Anlage, die den Einen fast zu einem Dichter, den Andern zu einem farbenreichen Geschichtserzähler machte. Noch kannte Herder das merkwürdige, eben erst im Entstehen begriffene Buch, die „Reisen der Päpste,“ nicht, das ihn wie ein politisch-historischer Commentar seines ehemaligen „Beitrags zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts“ anmuthen mußte, nur erst durch kleinere Zusendungen hatte sich eine freundschaftliche Beziehung eingeleitet: da erschien von Cassel aus, wo er damals am Carolinum angestellt war, Johannes Müller in dem Hause hinter der Weimarer Stadtkirche, um dem Bruder vor dessen Abreise nach Schaffhausen noch einige Tage zu schenken. Für Müller wie für Herder war und blieb die Begegnung bedeutend, am bedeutendsten freilich für den Historiker, der sich fortan keine von Herders Schriften entgehen ließ und mit dem Bruder in der Liebe und Hochachtung für den Verfasser wetteiferte. „Mich,“ schrieb er unmittelbar nach den fünf Weimarer Tagen an seinen Wirth, „mich haben Sie Sich auf mein Leben lang zu eigen gemacht; — — ich sehe vor, daß die Begierde, zu sein wie Sie wünschen, mir mehr Vollkommenheit geben wird.“ Es lohnte sich, einen solchen Gast zu bewirthen. Er gab einen Theil seiner universalhistorischen Vorlesungen zum Besten, die mit Bewunderung angehört wurden und auf Herder einen Eindruck machten, der ihm später lebendig wiederkehrte, als er selbst zum Universalhistoriker geworden war. Voll Rühmens schreibt er an die Mutter der beiden Brüder über ihren Johannes. Er hat in demselben so viel Geist wie Herz, so viel Gründlichkeit wie Kindlichkeit gefunden. Sein Wunsch ist nur, ihn womöglich von Cassel hinweg in eine angenehmere, seiner würdigere Lage zu bringen — vielleicht nach Erfurt, vielleicht nach Göttingen. Der Brief, den er Göttingens wegen am 24. Mai 82 an Heyne schreibt, zeigt am besten, wie hoch er ihn schätzt und welche Erwartungen er für die Zukunft von ihm hegt. Er spricht aus vertrauter Kenntniß; denn auch die Briefe des Johannes an den

Bruder Georg hat dieser ihm zu lesen gegeben. Er spricht als der Aeltere über den Jüngeren, als der, der selbst ausgebraust hat, über den noch Werdenden, Gährenden. Müllers Art des Vortrags werde ihm, nach abgelegter Ueberspannung, gewiß einen Namen und Leser schaffen. Ungeheuer sei der Umfang seiner Kenntnisse, einzig sein Fleiß, sein unersättlicher Eifer und die Art, wie er Sprachen, Zeiten, Völker verbinde und „als sich eigen betrachte". Dazu endlich die jugendliche Liebe zu seinem Metier, die „Jungfräulichkeit", jungen Leuten uneigennützig mit Aufopferung all' des Seinen zu gefallen und nützlich zu sein. Solch ein Enthusiast für Wissen und Lehren war ja Herder selbst, und auch bei ihm hatte sich das Ueberspannte erst mit den Jahren verloren. Er liebte und empfahl einen Geistesverwandten [1]).

Und doch, unmittelbar noch wichtiger war für Herder sein lieber Johann Georg. Die Gesellschaft desselben hatte ihn verjüngt und erquickt. Wie stark die Anschauung dieser reinen, zarten, suchenden Seele auf ihn zurückwirkte, das würde uns noch deutlicher erkennbar sein, wenn die Theologischen Briefe, wie es die Absicht war, noch über den vierten Theil hinaus in einem fünften und sechsten fortgesetzt worden wären. Immer „specieller, andringender und individueller" sollten in dieser geplanten Fortsetzung die Materien werden [2]). Denn erschöpft war das große Thema noch bei Weitem nicht. Manches, was schon dem dritten und vierten Theil zugedacht gewesen war, hatte keinen Platz darin gefunden. Der Briefsteller hatte ein Stück „vom ganz menschlichen Gang Jesu Christi" darin ausführen wollen — eine Ausführung, die ihm von jeher ganz besonders am Herzen lag und zu welcher er einzelne Grundlinien schon in den Provinzialblättern hingezeichnet hatte. Es war unterblieben, weil ihm „dabei allemal die Feder aus der Hand fiel." „Es ist," schrieb er über den dritten und vierten Theil an J. G. Müller, „nur noch immer Vorsaal, und das eigentliche Kabinet des Christenthums und geistlichen Amts habe ich mir hinten noch ganz aufgehoben," und ähnlich wieder bei der Uebersendung jener beiden Theile: sein Dämon habe ihm immer den Arm gehalten, nicht zu schreiben, was er eigentlich schreiben wollen. Ganz unterblieben nun ist die beabsichtigte Fortsetzung dennoch nicht. Sie gestaltete sich zu einer neuen Reihe von Briefen um, die den Titel: „Briefe an Theophron" bekommen sollten. Theophron, so ist der Name des Lehrlings der Theologie, an welchen Shaftesbury die Briefe gerichtet hat, die Herder am Schlusse seines vierten Theils dem Leser empfiehlt. In Wahrheit ist Herders Theophron sein Freund Johann Georg. Es ist ein junger Mann,

---

[1]) Der Brief an Heyne C, II, 193. Außerdem Caroline an Gleim 25. April 82, Caroline und Herder an Gleim 26. Nov. 81; ferner Gelzer XIV, 95 ff. Aus dem Herderschen Hause, S. 111. Endlich Joh. Müllers Briefe an Herder vom 19. März, 2. April und 12. August 82 in J. v. Müllers Sämmtl. Werken Thl. XVI; an seine Mutter, Palmsonntag 82; ebendas. V, 79; an seinen Bruder 15. Juni 82, das. S. 85

[2]) Vorrede vor Theil 3 der Theologischen Briefe.

der seine akademischen Jahre hinter sich hat. „Wie angenehm wird es mir sein, in alle Ihre verschiednen Situationen einzugehn und Ihre ersten Empfindungen bei jedem Versuch, bei jeder Uebung mit der jugendlichen Offenherzigkeit in mein Herz gegossen zu fühlen, wie ichs von Ihnen gewohnt bin. Ich werde Ihnen in dieser nicht nachbleiben und oft um Sie sein, wenn Sie meine Briefe empfangen, lesen, und auch in Anwendung derselben an mich denken." So heißt es mit unverkennbar individueller Beziehung gegen den Schluß des ersten Theophronbriefs, und nach der Schweiz versetzen uns die Briefe, wenn sie dem Jüngling in seine „vaterländischen Berge und Auen und Fluren und Seen und Hütten folgen." Sie bringen inhaltlich des Neuen nicht allzuviel. Sie führen — in der unabgeschlossenen Form, in der sie uns vorliegen — den Theophron nicht, wie die Vorrede ankündigt, bis ins Amt. Manches, was in ihrer ersten Anlage enthalten war, ist später in die zweite Auflage der Theologischen Briefe vom Jahre 1785 und 86 hineingearbeitet worden. Ein selbständiges Ganze endlich ist jener „Entwurf der Anwendung dreier akademischer Jahre für einen jungen Theologen", der mit seinen sehr allgemein gehaltenen Winken eine Beilage zu den Theophronbriefen bilden sollte und dann wieder einen Augenblick bestimmt war, der neuen Auflage des größeren Werks vorangestellt zu werden [1]). Eins aber ist es, was die Theophronbriefe bedeutsam charakterisirt. Sie sind offenbar in bewußtem Gegensatz zu der dem ehemaligen Schüler Lavaters noch immer anhaftenden theologischen Aengstlichkeit geschrieben. Sie wenden sich wie an einen Fortgeschrittneren, Gereifteren. Auch da, wo sie nur ältere Erörterungen wiederholen, vertiefen sie die Untersuchung, und durchweg athmen sie einen noch freieren Geist als die vorangegangenen vier Theile Theologischer Briefe, aus denen sie sich, nach den Worten der Vorrede, „wie der Tag aus der Dämmerung des Morgens" hervorheben. Es ist vor Allem der sechste der Theophronbriefe, der dem jungen Freunde alle Furcht über „unsre jetzigen Revolutionen und Gährungen in der Christenheit, zumal im Lehrbegriff und in der Schriftauslegung" zu benehmen sucht. Mit erhobener Stimme tritt hier der Verfasser für die Freiheit der Forschung in allen theologischen Dingen ein, wie er es so noch nie, in so großem Sinne selbst in seiner Rigaer Zeit nicht gethan hatte. „Freiheit muß der menschliche Geist haben, gesetzt er mißbrauche auch die Freiheit." Freiheit ist der Grundstein aller protestantischen Kirchen, wie schon ihr Name sagt. Freiheit ist der Grundstein des gesunden Verstandes, aller willigen Tugend

[1]) Abgedruckt SW. XV, mit der Jahreszahl 1782; da in dem „Entwurf" (S. 32) Eichhorns Einleitung ins A. T. empfohlen wird, so dürfte diese Datirung das Richtige treffen. Möglicher Weise ist das „Büchelchen, eine Art Lehrbuch", welches Herder 13. Februar 83 Hartknoch antragen läßt, mit dem „Entwurf" identisch. Vgl. übrigens die den Theophronbriefen zugehörige Einleitung SW. XV, 18 (SWS. XI, 211) und die Vorrede zur 2. Aufl. der Theol. Briefe SWS. X, 4. Zu allem Obigen Suphans Schlußbericht zu Bd. X—XII seiner Ausg., besonders S. 366 ff.

des menschlichen Herzens, aller Wohlfahrt des Weiterstrebens; beschränken muß sich diese Freiheit „von innen selbst“. Er beruft sich dafür auf die einzig aus Gewissen und Ueberzeugung hervorgegangene Reformationsthat Luthers. Auch für die Aeußerung, das Lautwerden der freien Ueberzeugung will er weder der weltlichen Obrigkeit mehr als die discreteste Gewalt einräumen, noch will er Vorurtheile des Standes und Amtes gelten lassen. Er tritt ein für echte Toleranz, die auch die katholischen Länder Deutschlands uns näher rückte „als Glieder Einer Nation und Sprache“, wobei er freilich gegen die falsche Toleranz, „die Alles in Eine Lehrform des Nichtglaubens werfen will“, scharf abschneidet. Großsinnig führt er aus, wie die neueren Untersuchungen über die Religion schlechterdings gefahrlos seien. Die Bekanntschaft mit der englischen Theologie habe Deutschland genutzt, nicht geschadet. Beweis und Beispiel dafür ist ihm in vorderster Reihe der so heftig früher von ihm befeindete Michaelis. Neben ihm nennt er den Mann wieder, den er einst zusammen mit Baumgarten und Abbt hatte feiern wollen — Heilmann. Wie in seiner ersten Periode tritt er für Semler ein. Er überwindet sich, sogar auch auf das Gute hinzuweisen, das die Allgemeine Deutsche Bibliothek, das die Eberhard und Steinbart gestiftet. Es gelte immer, und so auch gegenwärtig, von beiden streitenden Parteien zu lernen, sich klug und bescheiden in der Mitte zu halten. So spricht jetzt derselbe Mann, der vor wenigen Jahren noch entschieden, ja leidenschaftlich zu einer dieser streitenden Parteien gehört hatte. Er hat eben an sich selbst die Erfahrung gemacht, die er jetzt seinem Lehrling vorführt, die Erfahrung, daß Parteieifer nicht daure. „Mit der Zeit legen sich die stolzen Wellen der Jugend; der Mann schämt sich der Ausschweifungen derselben und, wenn er klug ist, wendet er auch sie zum Besten.“ Es ist ein nicht mißzuverstehendes Selbstbekenntniß.

III.

Der Bruch mit Lavater.

Dieselbe Schrift nun aber, die wie ein Denkmal der Befreundung Herders mit G. Müller erscheint, zerriß das ältere Band, das ihn seit nunmehr acht Jahren mit Müllers Lehrer Lavater verknüpft hatte.

Die Freundschaft dieser Beiden war eine Freundschaft aus der Entfernung, nur durch Briefe und Schriften vermittelt. Es war eine Freundschaft zwischen Enthusiasten, von Herder zu einer Zeit geschlossen, wo es in ihm wie nie zuvor wallte und siedete, mit einem Manne geschlossen, dessen guter Verstand fortwährend von Empfindungen und Einbildungen überspült und am Ende ausgewaschen wurde. Wenn man die brieflichen Documente dieser Freundschaft liest, so hat man das Gefühl, wie als wandle man auf trügerisch-gefährlichem Boden. Dieser Taumel der Verehrung von Seiten Lavaters, diese mit Kritik gemischte Be-

wunderung von Seiten Herders — wie lange wird das Bestand haben können? Trotz aller Indiscretion des Ersteren indeß, über die ihm der Andre liebreich den Text las, trotz manches Anstoßes, den dieser an den Geschmacklosigkeiten des frommen Dichters nahm, hielt das Verhältniß. Es ist nur wie ein Anzeichen, daß das Wetter sich ändern könnte, wenn Herder in dem ersten aus Weimar datirten Briefe dem Freunde die hastige Kürze seiner jüngsten Briefe vorwirft. „Dein Schreiben an mich, fühle ich, wird Dir lästig — — Ich will gern warten." Es ist fürs Erste nur ein Vorwurf eifersüchtiger Liebe. Denn eben derselbe Brief [1]) ist übrigens im herzlichsten Tone geschrieben; durch Kaufmanns Erscheinung ist gerade jetzt der Entfernte dem Briefsteller näher gerückt. „Auch Euch," heißt es, „liebe ich jetzt weit mehr und klärer als ich Euch sonst lieben konnte: er hat mich recht in Euren Kreis geführt: Du Lavater, Pfenninger, Häfeli, Ihr seid durch Kaufmann meine Brüder." Und bald danach, in den Verszeilen vom 25. November, beeilte er sich überdies, den Freund um jenes Vorwurfs, um des „Wetterhahns" wegen, um Verzeihung zu bitten. Lavaters Briefe indeß blieben knapp, hastig, einsylbig. Nicht eben angenehm fühlte sich Herder durch die „Brühe" berührt, die Lavater im dritten Bande der Physiognomik über sein Gesicht ausgegossen hatte [2]) — genug, der Briefwechsel fing an zu stocken, und als Herder nach langer Pause dem Freunde im Auftrage der Herzogin am 3. Februar 1779 die Geburt einer Prinzessin anzuzeigen hatte, geschah es eben auch in wenigen hastigen Zeilen, nicht ohne die Versicherung alter Liebe, aber auch nicht ohne ein spottendes Wort über die physiognomischen Grillen des Freundes. Erst die Zusendung der beiden Schriften „Plastik" und „Vom Erkennen" brachte Lavater wieder zu ein paar gehaltvolleren, mehr sachlichen Aeußerungen. Sie zeigten doch nur, daß diese Schriften für ihn nicht waren; die Plastik, gestand er, habe ihn „gedrückt", und wenn er auch diese Bemerkung mit überreichem Lob umwickelte, so mußte der Andre doch fühlen, daß er sich über diese Materien mit dem Physiognomen nicht verständigen könne. Seine Erwidrung vom Juli 1779 trägt deutlich die Spuren einer nur mühsam an sich haltenden Empfindlichkeit, die auf dem Sprunge steht, in Kälte, wo nicht gar Ironie umzuschlagen. Allerlei Andres kam hinzu, das alte Band zu lockern. Wenn Herder früher in Kaufmann einen glänzenden Vertreter des Zürcher Geistes

[1]) S. oben S. 3, Anm. 3.

[2]) Goethe an Lavater 10. März 77, bei Hegner S. 98: „Herder wird Dir auch den Hals voll schelten über sein polirtes Milchgesicht, und den Colophonienblitz des Fragments dazu". Zimmermann an Lavater 3. Sept. — 10. Oct. 77, ebendas., S. 106: „Mit Dir scheint Herder unzufrieden. Ich glaube, daß dieses durch den dritten Theil Deiner Physiognomik veranlaßt ist, von der er sagt, Du machest sie zur Schädelstätte Deiner Freunde. Er findet lächerlich, daß Du seinen Kopf unter die religiösen Köpfe gesetzt hast, ihn einen Propheten nennst u. s. f. — Er sagt, die Zürcher, nämlich seine Freunde, mißkennen ihn ganz, und haben ihn für Deutschland in ein Licht gestellt, in welchem er nicht stehen wolle, nicht stehen müsse. Seine Feinde in Zürich rc." Lavater an Herder 8. März 77.

bewundert und geliebt hatte, so erbleichte ihm jetzt, nach Lavaters eignen Berichten über das ungeberdige Treiben des Unholds, dieser Stern und damit das Licht, in welchem er die Zürcher erblickt hatte. Ein andrer Mittelsmann war ihm früher Lavaters Freund Zimmermann gewesen; der aber schrieb jetzt so kindische Klatschereien in das Hannöversche Magazin, daß es Herder anwiderte. Was aber die Hauptsache war: je mehr sich Herders theologische Ansichten in Weimar von dem Eiferartigen der Bückeburger Periode frei machten, um so mehr mußte ihn das Beschränkte, Intolerante und Uebergläubige der Zürcher Theologie abschrecken. Das von Pfenninger seit dem Jahre 1779 herausgegebene „Christliche Magazin", zu welchem der Herausgeber ihn um Beiträge angegangen hatte, und das im zweiten Stück einige Herderiana abgedruckt hatte [1]), war gar nicht recht nach seinem Sinn. Die „Gesellschaft zur Beförderung des thätigen Christenthums", von deren Verfassung und Statuten das erste Stück des Magazins einen Bericht gebracht hatte, und die er irrthümlich für die Gesellschaft der Zürcher hielt — diese papierne Gesellschaft wollte ihm keineswegs gefallen. Noch mehr forderte der ebendaselbst befindliche Aufsatz von Jacob Stolz, der in declamatorischer Weitschweifigkeit sich über die Zeichen der Zeit von der nahen Wiederkunft Christi erging und unter lebhaften Schilderungen des herrschenden Unglaubens namentlich Lessing, den „Hohenpriester dieses Jahres", und die Schrift Vom Zwecke Jesu heftig verurtheilte, seine Einsprache heraus. Er hielt gegen Lavater mit dem Bekenntniß nicht zurück, daß er an Lessings Sache viel glimpflicheren Antheil nehme, und daß die Frage über das Wiederkommen Christi in derselben Generation ihm keineswegs gelöst sei, er denke darüber in seiner Schrift über die Apokalypse einzig die Sprache der Wahrheit, d. h. seiner Ueberzeugung zu reden.

Eben diese Schrift über die Offenbarung, obgleich sie doch für jenen Zweifel wieder Rath zu schaffen gewußt hatte, war es denn, welche Lavaters bisheriger Meinung von der Uebereinstimmung des Herderschen mit seinem eignen Christenthum den entscheidenden Stoß gab. Wir haben sein eigenes Zeugniß, daß das Buch ihm eine harte Speise war, daß er sich durch den Mangel an „Klarheit, Einfalt, Lichtreinheit" in demselben verwundet gefühlt [2]). Bestätigend tritt das Zeugniß J. G. Müllers viele Jahre später ein. „Die Ursache Ihrer Trennung von einander," schrieb Müller an Herder [3]), „suche ich bloß darin, daß ehemals Lavater Sie ganz abgöttisch, fast möchte ich sagen anbetete, und zwar wegen Sachen, die Ihnen seine feurige Phantasie andichtete und die eigentlich gar nicht Ihre Individualität ausmachen. Jeder Aberglaube muß sich mit Unglauben enden, und diese Revolution verursachte 1779 Ihre Apokalypse, wo er sich kindisch betragen hat." Die Offenbarung

---

[1]) * Pfenninger an Herder vom 24. Juli 78; ein folgender, etwa August 79 zu datiren; Herder an Lavater vom Juli 79; Lavater an Herder 7. August 79.

[2]) Brief vom 6. Dec. 80, A, II, 208.

[3]) 16. August 93. Handschriftlich.

Johannis, das prophetisch-mystische Buch voll phantastischer Visionen, war ja für Lavater dasjenige unter den biblischen Büchern, welches der sinnlich schwärmerischen Form seines Christenglaubens am meisten Nahrung zutrug. Eben jetzt predigte er darüber und gleichzeitig dichtete er es zu einer Messiade um. Diese seine Messiade setzte er nun dem Herderschen Buche entgegen. Sein Urtheil über Letzteres kritisch zu formuliren und dem Verfasser mitzutheilen hat er wohl nur die Absicht gehabt[1]). Erst die Theologischen Briefe machten ihm vollends die Differenz klar, in der er sich zu Herder befand; erst sie lösten ihm die Zunge. „Verwundet" durch die Apokalypse, las er die beiden ersten Theile der neuen Schrift und schrieb nun, unmittelbar nach der Lectüre, am 23. Oct. 80 „ganz natürlich vom Herzen weg", was dieselbe auf ihn gewirkt habe. Zwar hatte das Buch „manche treue zarte Empfindung wieder aufgewärmt", zwar hatte er „den sanften sturmlosen Ton, die Deutlichkeit und Popularität, den Fluß und Stil" und viele Einzelheiten daran zu loben: allein andrerseits fand er so viel daran auszusetzen, und diese Ausstellungen schüttete er, der sonst so bescheiden an dem Freunde heraufgesehen, so ausführlich, in so rückhaltloser Weise aus! Es fehlte ihm, wo ihm seine Phantasie nicht einen Streich spielte, niemals an gesundem, an zartsinnigem, ja scharfsichtigem Urtheil. Von seinem gläubigen Standpunkt aus witterte er ganz richtig die Halbheiten und Unklarheiten der Herderschen Vermittlungsexegese heraus, fand er sich andrerseits erschreckt und zurückgestoßen durch die Ketzereien des freisinnigen Mannes. Er mißbilligte, daß das Individuelle der einzelnen Bücher des Alten Testaments zu stark hervorgehoben sei gegen die doch vor Allem anzuerkennende Einheit der Bibel. Dem Bibelgläubigen war in diesen Briefen zu viel menschliche, poetische, zu wenig religiöse Auffassung der heiligen Schriften. In dem, was Herder gegen das Dichten aus der Bibel und mehr noch gegen das Paraphrasiren — Lavaters eigne exegetische Lieblingsmethode — gesagt hatte, mochte er sich persönlich getroffen glauben. Alles in Allem aber: nicht religiös, ja nicht theologisch genug war ihm die Anweisung zum Studium der Theologie; nach ihm sollte Niemand auch nur mit einem Finger zerstören, „wenn er nicht mit einer Hand aufbauen kann und will." Und mit dem Buch über die Apokalypse war es dasselbe. Hier vollends erklärte er, daß er den Freund kaum halb verstanden habe, und daß ihm dessen „Generalisirung und Verduftung" des Textes, wo Alles so scharf bestimmt sei, „erschrecklich zuwider" sei. Zugleich kündigt er ihm seine „Lavaterisirte Apokalypse" an —

[1]) „Ihr habt," schreibt Goethe 7. Febr. 80 an Lavater, „wie ich höre, eure Stimmen über Herders Buch viritim gesammelt und ihm zugeschickt." Allein nur von Häfeli findet sich handschriftlich ein Brief vom 13. Januar vor, der die gemischten Empfindungen erkennen läßt, die das Buch in dem Zürcher Kreise erregte, und worin es heißt: „Lavater schreibt Ihnen vielleicht bald über die Offenbarung." Hätte Lavater wirklich damals geschrieben, so würde in den nächsten, an die Theologischen Briefe anknüpfenden Auseinandersetzungen zwischen ihm und Herder schwerlich eine Rückbeziehung auf diese vorausgegangene Beurtheilung der Schrift über die Apokalypse fehlen.

mit einer grellen Dissonanz schließt der Brief: er ist von Anfang bis zu Ende das unverhüllte Bekenntniß, daß man auf sehr verschiedenem Standpunkt stehe, und daß die Meinung des Briefstellers über Herder einen scharfen Umschlag erlitten habe.

Noch eben hatten diesem G. Müllers Erzählungen während des Besuches zu Anfang October den Kreis seiner Zürcher Freunde angenehm vergegenwärtigt; auch Lavaters Bild war ihm von Neuem vor die Seele gebracht: da erhielt er den „heillosen" Brief, der „Alles verdarb" [1]). „Ueber meine Briefe," berichtet Herder an Hamann [2]), „hat Lavater mir einen großen Brief voll sauersüßer Anmerkungen geschickt, aus denen ich sehe, daß ihm und mir vor der Hand gut ist, gegen einander Siebenschläfer zu werden." Gegen Tadel allezeit empfindlich, war er es doppelt, nun er ihm so unerwartet von einem Freunde kam, der sonst eine so ganz andere Sprache geführt hatte. So befremdend schien ihm diese neue Sprache, daß er die Veränderung auf Rechnung der Einflüsterungen bringen zu müssen glaubte, die die „illustres voyageurs" dem Zürcher von ihm beigebracht hätten [3]). Er eilte, seiner Befremdung und Empfindlichkeit in einer Antwort Ausdruck zu geben, deren Ton viel eher ein sauersüßer heißen mag als der, den Lavater angeschlagen hatte. Nicht ganz verleugnet der Schreibende das Gefühl, daß der Kritiker in einigen Stücken Recht habe. Er erklärt, wie er auch gegen Hamann gethan hatte [4]), Einiges, woran der Beurtheiler Anstoß genommen, aus der Nothwendigkeit, sich den Vorurtheilen der Zeit zu bequemen, da er denn unmöglich „von der Zinne des Tempels" her habe declamiren können. Es ist das Eingeständniß, daß sein Standpunkt nicht mehr der der Bückeburger Schriften ist. Ebenso, wenn er sich einen „armen Studenten der Bibel" nennt, um dem Vorwurf zu begegnen, daß er über so viele Punkte nichts oder nicht Bestimmtes genug gesagt habe. Hie und da, natürlich, hat Lavater ihn falsch verstanden; mit allem Nachdruck aber wird, wie billig, der alte Widerspruch gegen dessen Liebhaberei für das Paraphrasiren und gegen das poetisirende Zurechtmachen der biblischen Erzählungen aufrecht erhalten. Und damit wird der Brief gegen das Ende hin immer schnöder, immer beleidigender. „Ich werde und will Dich nicht überzeugen, mag Dir und Niemandem meine Sehart aufdringen." Es scheine, daß Lavater durch Andre gegen ihn eingenommen sei. Bis sich die Vorurtheile von selbst geben, will er lieber gegen ihn verstummen. Er erklärt, daß er Lavaters versificirte Offenbarung bisher

---

[1]) Caroline an J. G. Müller, Ende Juli 82, bei Gelzer XIV, 99, nach der wahrscheinlichsten Beziehung der Stelle.

[2]) Dec. 1780, Ham. Schr. VI, 173.

[3]) S. oben S. 8; vgl. in der Herder-Lavaterschen Correspondenz A, II, 206 oben und Lavaters Erwiderung daselbst, S. 208.

[4]) Ham. Schr. VI, 173.

nicht gelesen und sie auch so bald nicht lesen werde — und mit Geschenken möge er ihn vor der Hand „verschonen“!

Man fühlt, daß dies vorläufige Abbrechen ein Bruch für immer werden mußte. Die treuherzige, alles Beleidigende vermeidende Erwiderung Lavaters vom 6. December blieb unbeantwortet. Die ehemaligen Freunde behaupteten fortan jeder seinen Standpunkt und blickten über die Kluft, die sich zwischen ihnen aufgethan, nur dann und wann noch auf das, was sie einst einander lieb gemacht hatte. Die zwei letzten Bände der Theologischen Briefe verwiesen noch einmal auf die „schönen Stücke“ von Lavaters Aussichten in die Ewigkeit und auf dessen biblische Predigten, während die Vorrede sichtlich auf den Lavaterschen Vorwurf von „Disproportion“ in den behandelten Materien Bezug nimmt. Ebenso ging die Fortsetzung der Briefe, die nachher die Adresse „an Theophron“ bekam, mit aus dem Bedürfniß hervor, die Einwände und Mißverständnisse, die ihm in dem Lavaterschen Fehdeschreiben entgegengetreten waren, zu beseitigen, ihnen gegenüber den eignen freieren Standpunkt schärfer und schärfer zu markiren. Noch eine geraume Zeit fuhr Herder fort, in dem frommen Schwärmer „die edle menschliche Seele“ zu achten, für das Gute und Nützliche seiner Schriften Anerkennung auszudrücken, aber ebenso unverhohlen sprach er, je mehr sein eigner Geschmack sich läuterte, seine Antipathie gegen das Geschmacklose in denselben aus[1]). Die Entfremdung zu befestigen wirkte ferner in den nächsten Jahren seine Verstimmung gegen Goethe mit, den er mit dem Zürcher im besten Einvernehmen glaubte[2]), — bis dann die wiederbeginnende Freundschaft mit Goethe und des Letzteren eigne Entfernung von Lavater den Riß immer unheilbarer machte. Inzwischen waren durch die Absage an Lavater die Beziehungen zu dessen Zürcher Freunden noch keineswegs gelöst. Mit Häfeli insbesondre, der sich im Teutschen Merkur der Aeltesten Urkunde so warm angenommen hatte, wechselt er durch Müller freundschaftliche Grüße und sendet ihm die Theologischen Briefe und kleinere litterarische Gaben, erfreut sich endlich des nach Dessau Versetzten bei der Durchreise durch Weimar in persönlicher Besprechung[3]). Auch für Pfenninger war Müller ein eifriger Fürsprecher, und so wandert noch im Jahre 1781 mancher Herdersche Beitrag ins Christliche Magazin, wo er sich denn seltsam genug neben den Zürcher Sachen ausnimmt — ein letztes Denkmal der Ver-

---

[1]) Herder und Caroline an J. G. Müller bei Gelzer XIV, 91. 93. 97. 99. 101. 108. 109. „Zu Lavaters Büchern,“ heißt es an der vorletzt citirten Stelle vom 12. Dec. 84, „habe ich entsetzlich wenig Geschmack, Gott weiß ohne allen Groll gegen seine Person und ausgezeichnete Seele. Ich habe in seine Herzenserleichterung geguckt, aber Gott bewahre mich vor seinem Messia — wenigstens vor der Hand.“

[2]) Ebendaselbst S. 97. 99. 101.

[3]) * Brief Häfelis an Herder vom 6. Juli 81; ein späterer noch aus Bremen vom 4. Mai 94. Ueber die Durchreise durch Weimar, Ende 83: Gelzer XIV, 105. 108 und * Müller an Herder 1. bis 3. Januar 84.

bindung mit den dortigen Frommen[1]). Eben Müller war in die Erbschaft des alten Verhältnisses eingetreten. Zu sehr nagte jene Aufkündigung Lavaters an Herders Herzen, als daß sie nicht auch auf sein Zusammensein mit dessen ehemaligem Schüler im Winter 81 bis 82 einigen Schatten hätte werfen sollen — aber das Ergebniß war doch, daß der Geist Herders in der Seele des jungen Schweizers den Sieg davon trug über den Geist Lavaters.

IV.

Das Denkmal auf Lessing.

Während aber so die „verschiedene Sehart“ Herder von Lavater trennte, so verlor er den Mann, unter dessen Einfluß wesentlich mit die freiere Erhebung seines theologischen Urtheils in den letzten Jahren vor sich gegangen war, durch den Tod.

Er war mit Lessing seit dem 25. December 1778 in einen Briefwechsel gerathen, der zwar überwiegend gelehrte Dinge und bibliothekarische Bedürfnisse betraf, aber doch auch für Lessings theologische und philosophische Veröffentlichungen das größte Interesse bekundete[2]). Während er im Auftrage Hamanns den Verfasser von Ernst und Falk um die Mittheilung der handschriftlichen Fortsetzung der Freimäurergespräche bittet, berührt er auch ihm gegenüber den Punkt, der ihm, wie wir wissen, in dem Fragmente vom Zwecke Jesu am meisten zu schaffen machte, die Frage vom Wiederkommen Christi. Er zeigt sich begierig, all' die kleinen Schriften zu lesen, in denen der tapfere Mann im Kampfe um die Fragmente seine eignen religiösen Ueberzeugungen zur Darstellung brachte, das Lessingsche „Glaubensbekenntniß“, d. h. die Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage und die Folge der Antwort, die Erziehung des Menschengeschlechts und die angekündigten „Sogenannten Briefe“ an Gottesgelehrte. Er war, da Lessing in der freundschaftlichsten und verehrendsten Weise auf seine Zuschriften und Anliegen erwiderte, auf einen Fuß mit ihm gerathen wie damals, als sich die Beiden in Hamburg gesprochen hatten, so daß sich eine steigende Annäherung und ein fruchtbares Zusammenwirken erwarten ließ. Da, wenige Tage nach Lessings letztem Briefe, erhielt er die Nachricht von dessen am 15. Februar 81 erfolgten Tode.

Die Nachricht erschütterte ihn, der in den ersten Wochen des Jahres gleichfalls ein kranker Mann gewesen war, aufs Tiefste. Nun erst kam ihm zum Bewußtsein, wie viel ihm der Entschlafene gewesen sei. Hundert, ja Tausend seien mit ihm gestorben. Unersetzlich nennt er den Verlust[3]).

---

[1]) S. oben S. 103 Anm. 2.

[2]) Mit allen nöthigen Erläuterungen und Citaten jetzt in der Redlichschen Ausgabe der Lessingbriefe (Hempel XX, 1. und 2. Abtheilung) abgedruckt.

[3]) An Voigt, unmittelbar nach der Todeskunde, bei Jahn, Goethes Briefe an Voigt, S. 462; an Hartknoch 1. März 81.

„Hätte ich gewußt," schrieb er an Gleim noch den 26. November 81, „daß ich Lessing noch einmal bei Ihnen sehen könnte, wie wäre ich geflogen! — — Ich kann nicht sagen, wie mich sein Tod verödet hat; es ist, als ob dem Wanderer alle Sterne untergehen und der dunkele wolkigte Himmel bliebe." Sein ganzes Gefühl aber kömmt zum Durchbruch in dem Schreiben, das er gleich anfangs, am 21. Februar, an Mendelssohn gerichtet hatte. Wie zu Lessing hatte er sich auch zu diesem neuerdings wieder in Beziehung gesetzt. Er hatte ihm sein Maran-Atha zugesandt und in den ersten beiden Theilen der Theologischen Briefe wiederholt dessen Verdienste um das Alte Testament hervorgehoben, an einer Stelle des Dritten Theils seiner Achtung vor ihm durch die Art und Weise Ausdruck gegeben, in der er dem Gerücht widersprach, Mendelssohn sei der Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente[1]). Jetzt aber, bei der Kunde: Lessing ist gestorben, jetzt ist es ihm, da er gegen Niemand sonst sein Herz darüber „recht ausschütten und losmachen" kann, Bedürfniß, an den Mann zu schreiben, „dessen Freund jener so sehr war und den ich mir in meinen ersten Jahren so gern und oft mit ihm zusammendachte." „Mir ists noch immer," so läßt er sich weiter über den Gestorbenen aus, „so entfernt wir von einander arbeiteten und dachten, so leer zu Muthe, als ob Wüste, weite Wüste um mich wäre." Und nun, in diesem Gefühle der Vereinsamung, möchte er in größerer Annäherung an Mendelssohn einigermaaßen Ersatz für den Verlust finden. Er gesteht, wie das schiefe Verhältniß, in das er zu Nicolai gekommen, ihn „aus Scham und Bescheidenheit" auch von Mendelssohn entfernt habe, und wie er nun ihn gern davon abgetrennt betrachten — ihn den Seinen nennen möchte. Noch weiter geht er ihm entgegen; er deutet auf die Schranken seines Standes, wo er so viel tragen und schonen müsse, aber zugleich auf die höhere Einheit, in der sie beide sich auf dem Wege zur Wahrheit zusammenfinden müßten.

Eine so warmherzige Eröffnung konnte des Eindrucks auch auf einen so kühlen und vorsichtigen Weisen wie Mendelssohn war, nicht verfehlen. Immerhin war die Antwort desselben[2]) mehr offenherzig als warm. Es war nicht gerade großsinnig, wenn er an Herders sehr zurückhaltendes Benehmen bei der Begegnung in Pyrmont im Jahre 1774 erinnerte, und andeutete, wie derselbe damals aus Standesrücksichten ihn, den Juden, etwas abwehrend behandelt habe: Recht hatte er mit diesen Bemerkungen durchaus. Es war so: der Weimarer Herder hatte die Vorurtheile des Bückeburger abgestreift, er war ein Andrer und Freierer geworden.

Und vor der Welt so wenig wie vor Mendelssohn hielt er mit seinen gegenwärtigen Gesinnungen zurück. Seiner Empfindung für Lessing sowohl

[1]) Theolog. Briefe (Erste Aufl.) I, 78. 203. II, 164 ff.

[2]) Vom 15. März; mir in der Handschrift vorliegend; nicht unverändert abgedruckt in Mendelss. Gesammelten Schriften V, 582 ff. Herders Brief vom 21. Februar A, II, 220 ff.

wie seiner freien und großen Denkweise über religiöse Dinge gab er — ganz in Uebereinstimmung mit dem, was er ungefähr gleichzeitig an Theophron geschrieben — den schönsten Ausdruck in dem Denkmal, welches er jetzt öffentlich dem großen Todten stiftete. Schon im März des Teutschen Merkur hatte er dem Tode Lessings einige Worte gewidmet, die nur in etwas volleren und beredteren Tönen dasselbe wiederholen, was er darüber brieflich, vor Allem an Mendelssohn geschrieben hatte [1]). Eine reichere Huldigung folgte. Wie ihm einst der Tod Abbts auch Baumgartens und Heilmanns Bilder wieder vor Augen gebracht und ihn den Gedanken einer dreifachen Todtenfeier hatte fassen lassen, so erinnerte ihn jetzt der Tod Lessings noch an zwei andre Männer, die sich, jeder in seiner Weise, gleich diesem um die in Deutschland noch junge Wissenschaft des Schönen und der Kunst verdient gemacht hatten. Unter diesen Gesichtspunkten mochte es sich rechtfertigen, Lessing mit Winckelmann — und mit Sulzer zusammenzustellen. Der dritte Mann hatte vielleicht nach rein objectivem Maaßstab nicht das gleiche Recht an ein Denkmal wie das andre, so viel näher zusammengehörige Paar. Denkmäler jedoch errichtet die Pietät. Pietätsvoll hatte Herder in dem Todesmonat Lessings in das Deutsche Museum einen poetischen Nachruf auf den schon 1777 gestorbenen Dithyrambensänger, mit dem er sich einst persönlich und litterarisch nahe berührt hatte, eingerückt [2]). Die Pietät gab ihm jetzt die Trilogie: Winckelmann, Lessing, Sulzer ein [3]). Der jüngste schmerzliche Verlust trieb ihn, der eben mit einem neueren Freunde eine unerfreuliche Erfahrung gemacht, in ältere Tage zurück — er „zeichnete drei Gestalten, auf die der Weg seines Denkens näher traf". Vielmehr aber: den Mittelpunkt der Gruppe bildete doch Lessing, dem bedeutenden Bilde dieses sollten die beiden andern nur als „Rand" dienen [4]). Mit wenigen Strichen nur zeichnete er den psychologisch-moralischen Aesthetiker, den Verfasser der Allgemeinen Theorie der schönen Künste; selbst die Lobschrift auf Winckelmann, die ihm von der Casseler Bewerbung her in voller Ausführung bereit lag, beraubte er um einige ihrer wirkungsvollsten Lichter, um die Strahlen des vollsten Glanzes diesmal um das Haupt des Verfassers des Laokoon zu versammeln. Zwar nur eine Handzeichnung, aber eine köstliche, treffend ähnliche, „Meisterwerk" ist dieser Aufsatz.

[1]) Daselbst S. 268 (vgl. oben S. 41 Anm. 7.). Außer der Uebereinstimmung mit den brieflichen Aeußerungen spricht für die Herdersche Autorschaft das in dem späteren Aufsatz über Lessing wieder verwendete Schlußcitat.

[2]) „Auf Willamovs des deutschen Dithyrambensängers Tod". Deutsches Museum 1781 Februar S. 190 ff. SW. zur Litt. III, 187 ff.

[3]) Teutscher Merkur 1781, wo das Septemberheft S. 193 ff. zunächst den SW. zur Phil. XV, 119 ff. wiederabgedruckten Aufsatz über Winckelmann, das Octoberheft S. 3 ff. die Aufsätze über Lessing und Sulzer bringt (SW. zur Phil. XV, 137 ff. u. 30 ff.; ersterer nach der späteren Feststellung in der Zweiten Sammlung der Zerstr. Bll.). Unterzeichnet H.

[4]) An Gleim 26. Nov. 81; C, I, 75.

Wie Hamann, so bewundern auch wir „die Wärme, Würde und Reife“, mit der er geschrieben ist [1]). Erst jetzt, nach der Lectüre desselben, ergab sich auch Mendelssohn von Herzen in die ihm angetragene Freundschaft und ließ den Rest seiner scheuen Zurückhaltung fahren [2]). Mit Recht — wie anmaaßlicherweise und schulmeisterlich es sich in einem Briefe ausnimmt — lobt er mehr noch den Verfasser als den Aufsatz und erblickt er in dem Denkmal auf Lessing ein Denkmal auf die fortgeschrittene Geistes- und Charakterbildung Herders. „Ja, Freund,“ so redet er ihn an, „Sie haben nunmehr den wichtigen Schritt gethan, der bisher zur Abrundung Ihres ganzen Charakters gefehlt hat. Sie sehen die Menschen nicht mehr mit tadelfrohen pädagogischen Augen an; der Mensch sammt seiner Bemühung um Wahrheit ist Ihnen nicht mehr bloß ein Gegenstand der Satire und der Geringschätzung. — — Sie haben Ihr Herz mit Ihrem Geiste, und wo mir recht ist, Ihren Stil mit beiden in bessere Harmonie gebracht.“

Der Aufsatz stellt zuerst die allgemeine Wirkung Lessings auf unsre Litteratur, sein epochemachendes Verdienst in Sachen des Geschmacks, das Einzige seiner Sprache und seines Stils ins Licht: — seit Luther habe Niemand wie Lessing so deutsch, so eigenartig deutsch geschrieben. Er geht sodann seine litterarische Laufbahn mit begleitenden Bemerkungen durch, um so in raschem Ueberblick den ganzen Mann an uns vorüberzuführen. Herder schildert den immer fortschreitenden, sich immer entwickelnden Schriftsteller, schildert ihn wie nur ein ganz mit seinem Geiste Vertrauter ihn schildern konnte. Mit der vollen Würdigung des Inhalts und der Methode von Lessings theoretischen Erörterungen über das Wesen der Fabel und des Sinngedichts verbindet er die ergänzende Kritik, die wir kennen und die wir weiter kennen lernen werden. Er würdigt ihn in dieser Beziehung nicht bloß wie ein Vertrauter, sondern wie ein über ihn Hinausschauender, er spricht darüber wie Lessing über sich selbst gesprochen haben würde, wenn er Herder gewesen wäre. Kurz geht er über den Dichter, kurz auch über die großen Schritte hinweg, die der Dramatiker von seinen ersten zu seinen späteren Stücken gethan, um desto nachdrücklicher den philosophischen, den scharfsinnigen, gründlichen, belesenen Kritiker, dessen Urtheile die Zeit bewährt habe, den Hauptverfasser der Litteraturbriefe in seinem Bunde mit Mendelssohn zu preisen. Der Laokoon, heißt es sodann, „steht wie ein philosophisches Kunstwerk da, das der Künstler mit Fleiß unvollführt gelassen, damit man sich erinnere, daß man ihn nicht mehr habe“. Lessings vernichtender Kampf gegen die Klotzische Partei; die schöne kleine Schrift: „Wie die Alten den Tod gebildet“ — indem Herder von allen diesen Thaten und Arbeiten rühmende Erwähnung thut, durchschreitet er zugleich Scenen seines eignen Lebens; denn wie er hier im referi-

---

[1]) Hamann an Herder, Ham. Schr. VI, 225; vgl. an Hartknoch ebendas. S. 229.

[2]) An Herder 24. November (nicht, wie A, II, 229 angiebt, September) 1781.

renden Rückblick dem großen Autor von Schrift zu Schrift folgt, so war er ihm, nachahmend und wetteifernd, auch thatsächlich gefolgt. Jetzt weiter, bei Gelegenheit der Dramaturgie, spricht er mit Berufung auf mündliche Aeußerungen Lessings eine Hoffnung über das aus dessen Papieren noch zu Veröffentlichende aus. Der Publicationen aus den Schätzen der Bibliothek zu Wolfenbüttel erwähnt er, um in dem Wolfenbüttler Bibliothekar den allezeit hülfsbereiten, neidlosen Freund zu rühmen. Er verweilt endlich am längsten bei dem, was ihm jetzt am wichtigsten war — bei Lessing dem Theologen. Diese Schlußpartie des Aufsatzes ist der Glanzpunkt desselben. Der Tod des verehrten Mannes, den er, wie er selbst hier sagt, einst über diese Dinge sprechen gehört hat, hat gleichsam den letzten Rückhalt hinweggeräumt. Gerade weil er früher in dieser Beziehung andre Wege gegangen, ist es ihm Gewissenssache, ein offenes und gutes Bekenntniß abzulegen. „Was ich sage," so schreibt er darüber am 27. October 81 an Eichhorn, „ist schreiende Wahrheit. Ich hasse die feige Heuchelei oder Altweiberklugheit unter dem Gewande meines Standes; denn sie schadet entsetzlich und macht zuletzt alles Heilige in der Welt unzuverlässig und verächtlich." Darum also redet er. In dieser heiklen Sache, in der bisher auf Lessings Seite nur die radicale, die philosophische Partei, und auch sie keinesweges mit unbedingter Zustimmung gestanden, ergreift jetzt zum ersten Mal ein Mann das Wort, der so viele Proben von Gläubigkeit gegeben hatte, — er, der erste Geistliche des Herzogthums Sachsen-Weimar, einer der Theologen, denen „zum Possen" Lessing den Nathan geschrieben hatte. Nicht aus dem Versteck heraus nimmt er Partei, wie er früher gegen Klotz und Genossen gethan, sondern offen, ohne die mindeste Absicht, sich zu verbergen. Mit autoritativem Ansehn ebendeshalb und mit unausbleiblicher Wirkung. „Ich bin auch ein Theolog," sagt er, „und die Sache der Religion liegt mir so sehr am Herzen als irgend Jemandem." Auch ihm, gesteht er, haben „manche Stellen und Stiche des Fragmentisten weh gethan", und auf Manches wisse er auch jetzt noch nicht zu antworten. Für den Herausgeber der Fragmente tritt er nichtsdestoweniger ein; laut verbürgt er sich für den viel Gescholtenen; auch diese Stücke, versichert er, habe derselbe „allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit, zu einer freieren und männlichen Untersuchung, Prüfung und Befestigung derselben von allen Seiten veranstaltet", und unstatthaft sei es, ihm andre Beweggründe und Absichten anzudichten. Kein andrer Rath daher, als die Veröffentlichung zu nutzen, indem man die Untersuchung ernstlich in Angriff nehme. „Alles unnütze Zetergeschrei, alles verläumderische Gekreisch vermindert den Schaden dieser Fragmente nicht, sondern muß ihn befördern. Geheul der Weiber vertheidigt die Festung nicht: und wenn der Feind hinanstürmt, schafft man die heulenden, ächzenden Weiber weg." Immer wärmer, immer rednerischer wird der Verfasser. Er ruft seine theologischen Brüder auf, ihre Zunftvorurtheile fahren zu lassen und sich der Religion in freier, allgemeinverständlicher,

streitloser Weise anzunehmen: — es ist eine Vorhaltung, die der gebildete, geistvolle Theolog den vulgären Theologen macht, wohl wissend, daß es eben diese Vulgarität war, welche Lessing so bitter gegen die theologische Zunft stimmte. Mit der Erwähnung endlich von dessen letzten Schriften, dem „Glaubensbekenntniß“ und der „Erziehung des Menschengeschlechts“, geht er zu einer begeisterten Apostrophe an den „edlen Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter“ über, der keinem Laster so feind gewesen als der kriechenden Heuchelei, der falschen Höflichkeit und „am meisten der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von früh auf an menschlichen Seelen naget.“

Lessingischer konnte Lessing nicht gelobt werden. Damit hatte der Lobredner sich mit dem großen Todten gleichsam identificirt, sich zu seinem Fortsetzer aufgeworfen. Er hatte mit diesem Aufsatz die Schiffe hinter sich verbrannt. Wer so allen Zelotismus verurtheilte, der konnte nie wieder in jenen eifernden Ton zurückfallen, der einst die Aelteste Urkunde und die Provinzialblätter entstellt hatte. Wer den Gefeierten als ein Muster hinstellte, wie es gelte, der Wahrheit durchaus, jeder Wahrheit zu dienen, da jede, auch die im Anfang fürchterliche und häßliche, am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werden müsse, der durfte hinter dieses Muster fortan nicht zurückweichen. Wie sich Frömmigkeit mit freier Wahrheitsliebe vertrage, hat er redlich gezeigt. Als er dreizehn Jahre später mit seinen Christlichen Schriften zu eigentlich theologischer Schriftstellerei zurückkehrte, da war dieser sein Lessingianismus, Dank manchen zwischenliegenden Studien und Erfahrungen, nur noch mehr erstarkt und zu fester Gestalt entwickelt.

V.

Letzter Streit mit Nicolai.

Selbst um den Preis einer kleinen Demüthigung hatte Herder unter dem Eindruck des Verlustes Lessings dem einen, dem nächsten von dessen Freunden sich von Neuem mit Wärme zugewandt. Wie um die Zusammengehörigkeit dieser Beiden zu markiren, wie aus dem Gefühl heraus, daß er selbst zu ihnen der dritte Mann sei, rückte er, der übrigens seit lange von allem Recensiren abgekommen war, ein paar Litteraturbriefe in das Augustheft des Teutschen Merkur vom Jahre 1782 [1]), von denen der erste einige soeben von Eschenburg veröffentlichte Sachen aus Lessings Nachlaß, ein zweiter einige Kleinigkeiten aus Mendelssohns Feder, Beides mit einer starken Beimischung persönlichen Interesses, in liebenswürdigster Manier besprach. Das war

[1]) Daselbst S. 169 ff. unter der Ueberschrift „Litterarischer Briefwechsel“ (vgl. oben S. 42 Anm.). Der dritte Brief bespricht lobend Spittlers Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche.

Lessing und Mendelssohn! Die Sache stand anders mit jenem andern Freunde Lessings, über den hinweg und an dem vorbei er Mendelssohn neuerdings so herzlich die Hand gereicht hatte. Gegen Nicolai bewahrte er den ganzen Groll und die ganze Geringschätzung, die er seit dessen Urtheil über die Aelteste Urkunde in sich aufgenommen hatte. Von Nicolaischem Aufklärungsgeiste war er trotz seiner nunmehrigen Abkehr von Lavater so fern wie je; sein religiöser Standpunkt vertrug sich mit Lessingschem Geiste und mit Mendelssohnscher Philosophie, aber nicht mit Nicolaischer Geistlosigkeit. Er sah in diesem Manne seinen persönlichen Feind; auf seinen Einfluß reducirte er alle die ungünstigen Urtheile, die er und seine Schriften seit der Aeltesten Urkunde in der Presse erfahren hatten. Er hatte, auf Anlaß von Nicolais Streit mit Wieland über die Affaire Bunkel[1]), gewagt, selbst gegen Lessing seine Herzensmeinung über den betriebsamen Buchhändler auszusprechen, hatte den Versuch gemacht, Lessing zu einer Lossagung von dem guten Freunde zu bestimmen, von dem dieser sich bei den Litteraturbriefen einst „die Schuhe habe nachtragen lassen" — worauf Lessing natürlich mit Schweigen antwortete. Jetzt, nach des Letzteren Tode, ließ er sich durch seinen alten Groll zu einem Schritte verleiten, den er, hätte der Freund noch gelebt, schwerlich gethan haben würde. Lessings Name und Lessings Gedanken waren auch dabei mit im Spiele. Durch K. G. Antons „Versuch einer Geschichte des Tempelherrenordens", der 1781 in zweiter Auflage erschienen war, und der für die Unschuld des so hart gerichteten Ordens Partei ergriff, war Nicolai zu einer Gegenschrift angeregt worden, in der er auf Grund der von Dupuy veröffentlichten Actenauszüge über den den Templern gemachten Prozeß die entgegengesetzte Ansicht vertrat. In einem Anhang seiner Schrift war er zugleich gegen Lessings in der Fortsetzung von „Ernst und Falk" entwickelte Behauptung aufgetreten, daß sich die Gesellschaft der Freimaurer aus einer Tempelherren-Massoney, die in London fortbestanden, am Ende des 17. Jahrhunderts gebildet habe, und hatte seinerseits auszuführen gesucht, daß vielmehr die von Valentin Andreä hingeworfene Idee einer Rosenkreuzergesellschaft zusammen mit einer in London existirenden Gesellschaft von Naturforschern zu der Entstehung der Freimaurerei zusammengewirkt habe. Herder, der dem Verfasser von Ernst und Falk noch am 29. April 80 gestanden hatte, daß er, obgleich „leider" selber Freimaurer, von der letzteren Sache „zu wenig wisse", war doch von Lessings Interesse mit angesteckt worden, — er hatte seitdem über die Frage „nachgedacht und gesammelt", und mit Andreä, den Nicolai eingemischt, war er, wie wir wissen, vortrefflich bekannt. Genug, er glaubte hinreichend im Besitz der Materialien zu sein, mit deren Hülfe er die Nicolaische Schrift, deren Hauptthesis über die Schuld der Templer seiner Ueberzeugung nach falsch war, deren ganze Haltung ihn an-

[1]) Die Actenstücke des Streits über das elende, in Nicolais Verlag 1778 erschienene Buch s. bei Redlich, Lessingbriefe 1. Abth. S. 777, Anm. 2.

widerte, die im Einzelnen in der That so viel Anfechtbares enthielt, widerlegen, ja vernichten zu können hoffte. Sein Sanguinismus, seine hastige Combinationslust wirkte mit seinem Hasse zusammen, um ihn über das Unzureichende seiner Beweismittel und seiner Sachkenntniß zu täuschen. Das, so schien es ihm in seiner eiferartigen Verblendung, sei die rechte Gelegenheit, den Mann, der mit so viel Stolz und Keckheit so viel Mangel und Armuth verband, „Nickel, den Ignoranten der Ignoranten“, öffentlich bloßzustellen und ihm etwas von dem zu vergelten, „was er an so vielen wackeren Leuten verschuldet habe“ [1]). Uebereilig machte er sich an die Arbeit; schon im Märzheft des Teutschen Merkur 1782 erschienen unter dem Titel „Historische Zweifel“ ꝛc. zwei Briefe, denen im Aprilheft eine Fortsetzung von abermals zwei Briefen, im Juniheft endlich ein Schlußbrief folgte [2]). Was zunächst die Entstehung der Freimaurerei anlangt, so hatte Nicolai in ziemlich willkürlicher und unkritischer Weise Notizen und Vermuthungen durcheinandergeworfen, um sein Ergebniß zu gewinnen. Der anonyme Briefsteller hatte vollkommen Recht, wenn er zu den meisten Behauptungen des Gegners die Beweise vermißte, wenn er beispielsweise nichts davon wissen wollte, daß Bacon zu seiner instauratio magna durch Andreä angeregt worden sei. Allein sofort ließ er sich zu einer beleidigenden Insinuation fortreißen, Nicolai habe, indem er in seine Geschichtserzählung die Rosenkreuzer und den Kanzler Bacon, die Partei der Jacobiten und endlich die Tempelherren und deren Deismus herangezogen, auf das Interesse aller der verschiedenen Parteien und Klassen von Lesern, „die jetzt nach den Katalogen gäng und gebe sind“, speculirt, um so sein Buch möglichst zeitgemäß, möglichst vielen Lesern genehm zu machen. Und nun vollends in der Frage von Schuld oder Unschuld der Templer setzte er sich auch sachlich ins Unrecht. Es ist heute zuverlässig festgestellt, daß die Templer die Träger der modischen Aufklärung der ritterlichen Welt, des rationalistischen Unglaubens und Indifferentismus des dreizehnten Jahrhunderts, ein im Schooße der Hierarchie großgezogener geistlicher Orden waren, der, voll Weltsinn und Ueppigkeit, sich vom Glauben der Kirche emancipirt hatte, dabei aber dem Aberglauben der Zeit überreichlichen Tribut zahlte; festgestellt eben damit, daß die Beschuldigungen, denen sie erlagen, keineswegs ein bloßer Vorwand zu ihrer Aufhebung und zur Einziehung ihrer Güter waren [3]).

---

[1]) An Gleim 25. April 82. Vgl. an Eichhorn (Ende Mai 1782) C, II, 273.

[2]) „Historische Zweifel über das Buch: Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrenorden gemacht worden ꝛc. von Friedrich Nicolai“, Teutsch. Merkur 1782, März 224 ff.; „Briefe über Tempelherrn, Freimäurer und Rosenkreuzer. Eine Fortsetzung der Historischen Zweifel ꝛc.“; das., April, S. 46 ff.; „Briefe über Tempelherrn ꝛc. Schluß“, das., Juni, S. 232 ff. Unterzeichnet sind die Briefe mit einem Kreuz. Wiederabgedruckt SW. zur Philos. XV, 258 ff., SWH. XVII, 337 ff.; vgl. Düntzers Einleitung das., Vorbemerkung S. xx ff.

[3]) Wilcke, Geschichte des Ordens der Tempelherren, 2. Ausg. 1860, bes. II, 106 ff., 171 ff. u. neuerdings H. Prutz, Geheimlehre u. Geheimstatuten des Tempelherren-Ordens.

Nicolai nun war auf Grund des vorhandnen Actenmaterials diesem Ergebniß wenigstens nahe gekommen. Er war der schon früher von Thomasius und neuerdings von Anton behaupteten Ansicht von der wesentlichen Unschuld der Tempelherren entgegengetreten und hatte aus den Aussagen der Verurtheilten die Glaubwürdigkeit der gegen sie erhobnen Beschuldigungen zu zeigen versucht. Entschuldigend zwar behandelt der aufgeklärte Mann die auf die Ketzereien der Templer bezüglichen Thatsachen und versäumt nicht, seine eigne hochtolerante Gesinnung zu bekennen, aber die Achtung vor der historischen Wahrheit und vor dem Zeugniß der Actenstücke hatte über seine aufklärerischen Anschauungen den Sieg davon getragen. Es muß leider gesagt werden, daß Herder weder dasselbe Maaß von Sachkenntniß noch dieselbe sachliche Gesinnung zu der Frage mitbrachte. Er wirthschaftete zum großen Theil mit den Materialien, die ihm erst das Buch seines Gegners an die Hand gab, und die vorgefaßte Meinung von der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit derjenigen, die über den Orden zu Gericht saßen — um nicht zu sagen die vorgefaßte Meinung, daß Nicolai unmöglich Recht haben könne, Recht haben dürfe — raubt seiner Untersuchung jede Unbefangenheit. Er rühmt sich, wie schon der Titel seiner Gegenschrift sagt, „ganz historisch zu Werke gegangen zu sein“ [1]), und setzt doch überall Vermuthungen und gewagte Combinationen an die Stelle von Thatsachen. Höchst merkwürdig verschieben sich die Standpunkte. Der Aufklärer Nicolai war zum Ankläger des einem Ketzergericht unterlegenen Ordens geworden: Herder, der so oft gegen die flache Aufklärung gedonnert hatte, beurtheilt die Ketzer und die Ketzerrichter wie sie Thomasius beurtheilt hatte. Die Beschuldigungen, die dem Orden gemacht worden, erschienen ihm geradezu absurd und nur „aus dem angenommenen Inquisitions- und Volkswahn“ verständlich. Strich für Strich, behauptet er, war es „das gewöhnliche landübliche Ketzerschwert, womit man die Tempelherren würgte“, und in seinem Schlußbrief giebt er der ganzen Streitfrage die witzige Wendung, daß die Tempelherren allerdings ein großes Ordensgeheimniß — nämlich die Goldtinctur, das Geheimniß und die Kunst, reich zu werden, besessen hätten. An Witz und Geist überhaupt fehlt es den Briefen im Merkur nicht; in leichtgeschürztem Briefstil, mit übermüthig spielender Dialektik geschrieben, stechen sie stark von der selbstgefälligen und ruhmredigen, über die Maaßen langweiligen Breite der Nicolaischen Schrift ab; man könnte meinen, daß dem Verfasser der Ton von Lessings Antiquarischen Briefen vorgeschwebt habe, wenn er sich nur nicht von Lessings Detailkenntnissen und Genauigkeit dispensirt hätte. Wohl war er auch in der Templerfrage im Einzelnen gegen Nicolai im Recht. Wenn dieser die Widersprüche in den Aussagen der Prozessirten durch die Annahme dreier Grade und dreier Receptionen zu erklären versucht hatte, so wies dies Herder mit Recht als eine grundlose Erdichtung ab. Gegenüber der thörichten Etymologie, zu der sich Nicolai durch sein

[1]) Handschriftlich in dem Briefe an J. G. Müller vom 22. April 82.

Bischen Griechisch hatte verleiten lassen, daß Baffometus Taufe der Weisheit (βαφὴ μήτους) bedeute, womit denn der Einfluß gnostischer Lehren auf die templerische Geheimlehre bewiesen werden sollte, hatte Herder das Richtige getroffen, indem er an der Deutung festhielt, daß der Name jenes Idols, das die Templer verehrt haben sollten, nichts Andres als das corrumpirte Mahomed sei[1]). Wohl, ferner, war es ihm gelungen, dem Autodidakten Nicolai ein paar unzweifelhafte Fehler und Ungenauigkeiten aufzustechen — nur leider, gleichzeitig hatte er sich selbst in der Hast und Leidenschaft des Widerlegens einige viel schlimmere Blößen gegeben; er hatte in einem der Verhörsartikel statt malhommerie (Schlechtigkeit) mahommerie gelesen, um darin einen Beweis für die Beschuldigung der Mahomedsverehrung zu finden, und er hatte an derselben Stelle die Worte bei Dupuy „que le Supérieur montrant l'Idole, dit ce mot Sarrazin: Y halla" mit unbegreiflicher Flüchtigkeit in der Weise citirt, der Großmeister habe beim Vorzeigen des Bildes gesagt: „Sarrazin y alla!" Das waren Dinge, die sich natürlich Nicolai nicht entgehen lassen durfte. Zu stark hatte ihn der Angreifer, er hatte ihn namentlich noch am Schluß der Briefe durch die schlimmer von ihm gedeutete als von Herder gemeinte Bemerkung gereizt, der Verfasser des „Versuchs" habe im Dienste fremder Zwecke geschrieben, er habe „sein Gewebe über fremde Grundfäden zusammengeschlagen," die auch zu ihrer Fortführung nicht seiner, sondern „der Hand dessen bedurft hätten, der sie zog".

Noch ehe der Schluß der Herderschen Briefe im Juniheft des Merkur vorlag[2]), kündigte Nicolai an, daß er Herder — er nannte den Namen — antworten werde[3]), und schon war er eifrig an der Arbeit. Die Entgegnung erschien alsbald im Herbste des Jahres 1782 in der Form eines den Ersten noch um zwei Bogen an Umfang übertreffenden Zweiten Theils des „Versuchs" mit dem unliebsamen Motto: *Ὁ αὐτὸς Ἥλιος τήκει μὲν τὸν κηρὸν, ξηραίνει δὲ τὸν πηλόν.* So bildet das Büchlein schon äußerlich eine Parallele zu jener Schlözerschen Replik vom Jahre 1773, die wieder in Erinnerung zu bringen der Autor natürlich nicht unterläßt. Es athmet wo möglich einen noch feindseligeren Geist. Der freundschaftlichen Auseinandersetzung mit den Einwänden, die Anton in einer eigenen neuen Schrift vorgebracht, tritt die Abfertigung des „Ungenannten", den doch Jedermann erkenne, in scharfem Contrast zur Seite. Die ganze, von beiden Seiten seit Jahren genährte Antipathie kömmt, wie in den Herderschen Briefen, so jetzt, nur noch nackter und plumper, in Nicolais Gegenschrift zu Worte. Der breite

---

[1]) Daß übrigens nur der Name, nicht die Sache auf Mahomed weist, darüber siehe H. Prutz, a. a. O. S. 87 ff.

[2]) Es ist Fiction, wenn dort von einer Fortsetzung der Briefe die Rede ist, die „einem andern Ort vorbehalten bleibe".

[3]) Herder an Müller Ende Juli 82 (Gelzer XIV, 98): „Nicolai schreibt gegen mich und läßt's in allen Zeitungen melden, meinen Namen dabei unvergessen. Ein edler Gegner!"

und nüchterne, schwerfällig einhertretende Schriftsteller sieht in dem geistvollen, beweglichen und phantasiereichen nur den ungründlichen, dunklen, Alles in der Schwebe haltenden, dabei übermüthigen und dünkelhaften, der sich gegen Andre Alles erlaube. Und doch, mit mehr Dünkel als Nicolai kann man nicht wohl auftreten. Er weiß die offenbaren Schnitzer, die ihm nachgewiesen worden, ohne viel Aufhebens bei Seite zu bringen[1]), beharrt dagegen mit Hartnäckigkeit auf seiner lächerlichen Etymologie des Baffometus. Ganz unerträglich ist die Selbstgefälligkeit, mit der er auf seine eigene Wahrheitsliebe und Objectivität pocht, die Ruhmredigkeit, mit der er seine langweilige Gründlichkeit zur Schau trägt. Und überall schießt er über das Ziel hinaus. Herder hatte ihm Motive untergeschoben. Nicolai begnügt sich nun nicht, dagegen laute Beschwerde zu erheben und sich gegen den „niederträchtigen Verläumder" zu ereifern, sondern er giebt seinerseits zu verstehen, daß die heftigen Ausfälle der Provinzialblätter gegen „rechtschaffen denkende Gottesgelehrte", der „dunkle Unsinn" der Aeltesten Urkunde und die in dem Buch über die Apokalypse aufgetischten und mit einer Abauzitschen Hypothese zusammengemischten Ideen viel eher „Absichten" vermuthen ließen. Er läßt sich in seinem leidenschaftlichen Haß zu der tölpischen Behauptung fortreißen, die beiden Flüchtigkeitsversehen Herders für absichtliche Fälschungen zu erklären, und er behauptet, daß Herder, indem er seiner Erklärung des Ursprungs der Freimaurerei entgegentrete, die Freimaurergesellschaft gegen ihn habe aufhetzen wollen. Die boshaftesten Bemerkungen werden eingeflochten, wie z. B. daß Herder es allezeit verstanden habe, sich mit fremden Federn zu schmücken. Nicht am wenigsten boshaft endlich, wenn er bei Gelegenheit einiger kecken Einfälle seines Gegners ausruft: „Seit Klotzens Zeiten hat in Deutschland kein Schriftsteller mit zusammengestoppelter seinsollender Gelehrsamkeit seinen Lesern so unverschämt einen blauen Dunst vorgemacht, wie hier der Ungenannte."

Wie ungeschlacht und leidenschaftlich indeß die Nicolaische Gegenschrift war, wie wenig es ihm gelungen war, seine Etymologie des Baffometus zu rechtfertigen — im Ganzen hatte er mit mehr Sachkenntniß die Untersuchung geführt, und war der historischen Wahrheit näher gekommen als der Gegner. Dieser hatte zuerst den Ton der Verdächtigung angestimmt und hatte sich ein paar Versehen zu Schulden kommen lassen, die den Vorwurf der Uebereilung unwiderlegbar machten. Die Wagschale des öffentlichen Urtheils mußte sich auf Nicolais Seite neigen. „Nicolais grobes Buch," schrieb Herder den 4. November 1782 an Hamann, „werden Sie gelesen haben. Ich habe es noch nicht, höre aber, daß es in Berlin Jedermann wieder zurückgewonnen hat. Was rathen Sie mir? Zu antworten oder zu schweigen? Auf Ihr Orakel kommt mir äußerst viel an." Hamann hatte über des Freundes antinicolaitische Briefe, die ihm Lessingschen Geist zu athmen schienen, gejubelt;

---

[1]) Er veranstaltete rasch eine zweite Ausgabe des Ersten Theils; vgl. Düntzer SWH. XVII, XXVI, und Nicolais Schrift, Zweiter Theil, S. 149.

sie waren seinem Gaumen „Wildpret“, und mit ihm hatte sich Hippel „über die Niederlage des Großsprechers und Philisters“ gefreut[1]). Um so mehr jammerte er nun über den Sieg der „unbeschnittenen Allgemeinen Bibliothek“ und über die Niederlage seines „Auserwählten“. Wie ein Stein lag ihm die verwünschte Schrift auf dem Herzen[2]), und gern hätte er, wenn es nur angegangen wäre, des Freundes merkurialische Briefe auf seine Rechnung genommen, oder, wie er ehedem gegen Schlözer gethan, dem Freunde zu Liebe, dem gemeinsamen Feinde zu Leide, „seine ganze chinesische Kochkunst zusammengenommen zu einem Gerichte von hohem goût“; — allein gegen den „tödtenden Buchstaben“, den Nicolai dem Briefschreiber entgegengestellt, war nicht aufzukommen, so sehr er auch überzeugt war, daß Herder, trotz dieser Versehen im Einzelnen, im Kern der Sache, nach der wahren „Philosophie der Geschichte“, Recht, und Nicolai, der die damaligen Zeiten nach dem Maasstab der jetzigen beurtheile, mit all' seiner Mikrologie Unrecht habe. Er wußte also dem ihn als Orakel anrufenden Freunde nur das alte et ab hoste consilium zu rathen und war übrigens der Meinung, derselbe müsse „mit der wahren Demuth und Großmuth eines christlichen Bischofs“, mit Unterdrückung aller Sticheleien und Neckereien, seine Hauptgründe zusammenfassen und so das verlorene Terrain wiedergewinnen[3]). Der Rath wäre noch besser gewesen, wenn sich die Sache selbst so verhalten hätte, wie Hamann sie sah, und war auch dann noch äußerst schwer zu befolgen. Herder suchte sich den ganzen Handel einstweilen aus dem Kopfe zu schlagen. Er habe, schrieb er im März des folgenden Jahres auf eine Anfrage Hamanns, bisher an Nicolai nicht denken können und vorm Sommer auch keine Zeit dazu[4]). Die Absicht, im Merkur noch einmal und zwar mit aller Kaltblütigkeit zu antworten, bestand fort[5]): allein nicht nur der Sommer, auch der folgende Winter verging, ohne daß die Absicht ausgeführt wurde. Er faßte endlich einen Entschluß, der charakteristisch für sein mehr weiches als tapferes Herz ist. Er that einen Schritt, der ein wenig an jenen die Zusendung der Provinzialblätter an Spalding begleitenden Brief erinnert. Mendelssohn, der nun zum Freunde gewordene Mendelssohn sollte der Vermittler zwischen ihm und Nicolai

---

[1]) An Herder 9. und 10. Juni 82, Ham. Schr. VI, 251. 254. 255; ferner: 265. 268. 269. 275. Auch 25. Aug. 82, im Brem. Sonntagsbl. 1859, Nr. 42.

[2]) Hamanns Schr. VI, 282. 285 (an Reichardt) 280 (an Hartknoch).

[3]) An Herder 17. November 82, Schr. VI, 296 ff.

[4]) Die Anfrage in dem Ham. Schr. VI, 319 ff. nur unvollständig abgedruckten Briefe Hamanns vom 1.—5. Febr. 83: „Wie wird die Sache mit Nabal beigelegt werden? Haben Sie sein libellum famosum gelesen und werden Sie antworten?“ Die Antwort in dem von Düntzer im Bremer Sonntagsbl. 1859, Nr. 42 mitgetheilten Fragment eines Briefs, der, da ihn Hamann am 29. März erhielt (Ham. Schr. VI, 330), etwa am 20. März 83 geschrieben sein wird.

[5]) Nach einer mündlichen Aeußerung Herders, über die ein Ungenannter im Sommer 83 brieflich aus Braunschweig an Nicolai berichtet. Der Brief des Ungenannten (Jerusalem?) liegt handschriftlich vor.

werden. Vielleicht hatte er in der günstigen Recension seines Maran-Atha in der A. D. B., und noch mehr darin, daß Nicolai eine Recension seines Werkes von der hebräischen Poesie bei Eichhorn bestellt hatte [1]), ein Zeichen des Entgegenkommens erblickt; vielleicht auch, ja ganz gewiß war Hamanns Rath unvergessen, daß er in dieser Sache „des frommen Pascal Geist bewähren" möge. Berechnung endlich war ohne Zweifel auch im Spiel. Denn gerade um diese Zeit, Anfang Mai 1784, drängte er recht inständig seinen Freund Gleim, daß er in Berlin wegen der Stelle in Klosterbergen für ihn wirken möge, und war nur besorgt, — daß ihm Nicolai entgegenarbeiten könne [2]). Wie, wenn er eben jetzt — gerade wie er bei Gelegenheit der Spaldingschen Angelegenheit sich bemüht hatte, Sulzer zu seinen Gunsten zu stimmen [3]) — den Feind sich versöhnen könnte? Genug, er schrieb bei Uebersendung des eben fertig gewordenen Ersten Theils seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte" an Mendelssohn, 4. Mai 1784 [4]): „Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne Sie, liebster Mann, noch um eine Gefälligkeit mit so reinem Herzen zu bitten, als, wie ich gewiß weiß, Sie dieselbe übernehmen werden. Sie wissen mein Verhältniß mit Herrn Nicolai: sei nun Schuld daran, wer da wolle, so ist mir die Lage zuwider, und ich biete auf alle Weise die Hand, daß wir uns nicht weiter als Feinde begegnen. Habe ich ihm Unrecht gethan: so hat er ja seine Schale reich genug ausgegossen, und ich habe auf seinen Zweiten Theil mit keiner Sylbe geantwortet (ob ich wohl Blatt für Blatt hätte antworten können und mich gar nicht würde gescheut haben, auch wo ich Unrecht gehabt hätte, es frei zu gestehen), um nicht Oel ins Feuer zu gießen und einer Reihe schlechter Menschen ein Gaudium zu machen, das sie nicht haben sollten. Seien Sie also, wenn er dessen empfängig ist, Mittler zwischen uns, und machen, daß Alles vergessen werde. Mein Antrag hierüber ist rein und ohne Zwang oder Furcht: wenn er ihn von seiner Seite annehmen will, so soll es mir eine so wahre Freude sein, als ob ich in die erste Zeit jugendlicher Bekanntschaft mit ihm zurückkehrte, und aller Groll sei aus meinem Herzen verbannt. Will er ihn aber auch nicht annehmen: so ist meine Partei, der Friedfertigkeit ergriffen, und was ich in dieser oder irgend einer Sache, die ihn angeht, zu sagen habe, will ich rein sagen, ohne das vergangene Persönliche im mindesten zu berühren. — —"

Ob dieser Schritt den Beifall Hamanns gehabt haben würde? [5]). Es ist ein schweres Wort des Evangeliums, das uns mahnt, sanft wie die Tauben

---

[1]) Nach dem oben angeführten Brieffragment an Hamann vom (20.?) März 83.

[2]) Herder an Gleim Anfangs Mai 84, C, I, 106 und Carolinens Nachschrift.

[3]) Bd. I, S. 669, vgl. 621.

[4]) Ungedruckte Nachschrift zu dem bei Düntzer A, II, 230 gedruckten Briefe.

[5]) Weder von der Aussicht auf Klosterbergen noch von dem Versöhnungsversuch mit Nicolai ist in Herders Brief an Hamann vom 10. Mai die Rede. Auf Beides möchte ich die Worte beziehen, die (Ham. Schr. VII, 138) im Druck des Briefes den Schluß bilden, dem aber in der Handschrift noch Andres folgt: „Vielleicht schreibe ich Ihnen bald Nach-

und klug wie die Schlangen zu sein. Die Meinung ist jedenfalls nicht, zur Hälfte sanft und zur Hälfte klug sein. Und so war das, was Herder that. Es war in allem Betracht eine halbe Maßregel. Würde Nicolai damit zufrieden sein, daß ein öffentlich geführter Streit hinter dem Rücken des Publicums ausgeglichen werde? War zu erwarten, daß jener auf den Friedensvorschlag ohne Weiteres eingehen würde, wenn derselbe doch von einer Art Drohung begleitet war? Nicolai antwortete in einem an den Vermittler gerichteten Briefe vom 28. Juli ganz in der selbstgerechten und selbstliebigen Weise, die ihm allezeit eigen war. Mit der Versicherung, daß er nie in einem gelehrten Streite die Sache mit der Person seines Gegners vermischt habe und daß er alle Beleidigungen mit Vergnügen zu vergessen bereit sei, giebt er der Genugthuung Ausdruck, daß Herder in einen anderen Ton einlenke. Allein kein Haarbreit weicht er von dem Anspruch, daß in sachlicher wie persönlicher Hinsicht alles Recht auf seiner Seite sei, und so fängt er denn den Herderschen Satz auf: er würde, wenn er gewollt, Blatt für Blatt haben antworten können. Natürlich, er leugnet das. „Wenn er es aber könnte und wollte" — fährt er fort — „so wüßte ich nicht, auf welche Art bei mir deshalb Oel sollte ins Feuer gegossen werden. Wahrheit ist von Anfang an mein einziger Zweck gewesen und bleibt es noch. Ich möchte außerdem auf keinerlei Weise Anlaß geben, zu vermuthen, wenn ich in Herrn Herders friedfertige Gesinnungen persönlich einstimme, daß im geringsten die Ursache davon sei, zu verhindern, daß Herr Herder mir ferner antworte. Ist er in irgend einer Sache von mir noch nicht überzeugt worden, so wünsche ich, daß er alle Thatsachen, darauf es hier ohnedem und auf die beweisenden Documente bloß ankömmt, noch ferner, so viel und so oft er will, untersuchen möge." Alsogleich theilte Mendelssohn diese Erklärung im Original Herder mit. Er hätte sie seinerseits freier von Nachempfindung und weniger verclausulirt gewünscht, konnte nun aber doch dem Freunde keinen anderen Rath geben, als den, er möge denn wirklich den Streit nicht ganz fahren lassen, aber ihn so frei von Bitterkeit führen, „wie ich versichert bin, daß Sie ihn gegen mich führen würden" [1]). Diesen Rath indeß zu befolgen, konnte sich Herder begreiflicher Weise nicht abgewinnen. Durch Nicolais Erklärung mußte er sich wie mit kaltem Wasser übergossen finden. Der alte Groll schwor in seinem Herzen fort; man spürt ihn in der Anmerkung, mit der er bei dem Wiederabdruck des Denkmals auf Lessing in der Zweiten Sammlung der Zerstreuten Blätter vom J. 1786 von Nicolais Antheil an den Litteraturbriefen redet, und erst in der Achten Sammlung der Humanitätsbriefe (1796) S. 157 ff. hat er kaltes Blut genug,

richten, die Sie wundern oder freuen werden; (ich wünsche und hoffe das Letztere); von denen aber jetzt keine Sylbe über meine Zunge will."

[1]) Mendelssohn an Herder 3. Aug. 1784 in Mendelssohns Gesammelten Schr. V, 615. Das diesem Briefe im Original beigefügte Schreiben Nicolais an M. liegt mir in Herders handschriftlichem Nachlaß vor.

um auch von Nicolais Verdiensten um die ästhetisch-litterarische Kritik mit historischer Objectivität zu reden. Von Angesicht zu Angesicht gesehen hat er seinen Antipoden nie; er war froh, bei dem Besuche in Gotha 1798 ihm zufällig aus dem Wege gegangen zu sein [1]). Ihm litterarisch wieder zu begegnen, vermied er wohlweislich. Die Streitfrage über den Antheil Andreäs an der Rosenkreuzerei streifte er, unter Zurückweisung auf die Merkurbriefe, nur in der Vorrede zu der Sonntagschen Uebersetzung noch einmal [2]). Die intendirte Abhandlung über geheime Gesellschaften [3]), bei der Beziehungen auf die mit Nicolai verhandelten Fragen vielleicht nicht zu umgehen gewesen wären, ist nicht zu Stande gekommen, und der Abschnitt über Freimäurerei im Vierten Bande der Adrastea hat es nicht sowohl mit dem Ursprung als mit dem Zweck, mit der Metaphysik der Freimaurer ganz in Lessings Sinne zu thun.

Daß Herder gut thue, diesen Streit, in dem für ihn keine Lorbeern zu holen waren, nicht weiter zu führen, war gleich anfangs die Meinung des zunächst mit betheiligten Wieland. Am besten, nach Stand der Sache, wenn jener nach einem Intervall von einem oder zwei Jahren auf einmal mit irgend einem neuen großen Werk hervortrete, „als welches allemal das unfehlbare Mittel ist, wodurch dergleichen Vermailigungen wieder so rein abgewaschen werden können, daß keine Spur davon übrig bleibt“ [4]).

Herder ließ so lange nicht warten. Während Andere über Tempelherren und Freimaurer zu schreiben fortfuhren [5]), setzte er wichtigere und seines Genius würdigere Werke in die Welt. Schon Ostern 1782 war der Erste Band „Vom Geist der Ebräischen Poesie“ erschienen, dem ein Jahr später der Zweite Band folgte, und mit dem Jahre 1784 beschritt er durch den Anfangsband der „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ den Höhepunkt seines Ruhms, an dem die Tadelsucht der Nicolaiter ohnmächtig zerschellte.

VI.

Vom Geist der Ebräischen Poesie.

Unmittelbar aus den Theologischen Briefen war das erstgenannte der beiden Werke hervorgewachsen [6]). Es hat noch Theil an dem praktisch beleh-

---

[1]) An Caroline C, II, 331.

[2]) Das., S. XVII ff. Auf den Baffometus kam er mit geänderter Ansicht (indem er nun den persischen Alten der Zeiten „nach gnostischer Weise gestaltet“ in ihm finden wollte) nochmals in den 1798 geschriebenen ungedruckt gebliebenen Persepolitanischen Briefen zurück (SW. zur Philos. I, 244).

[3]) „Seit drei Jahren gehe ich mit einigen Gesprächen oder einer Abhandlung über geheime Gesellschaften, geheime Wissenschaften und Symbole schwanger,“ schreibt er 13. Juni 86 an Heyne.

[4]) An Merck, 8. Nov. 82, bei Wagner II, 215.

[5]) Die Schrift (von Vogel) „Briefe, die Freimäurer und Tempelherren betreffend“, durfte Herder als für seine Ansicht Partei nehmend ansehen; vgl. B, S. 20.

[6]) Dessau 1782. 1783. SW. zur Theol. I. II. u. III. SWS. XI, 213 ff. u. XII.

renden Charakter der Briefe, tritt aber zugleich zu selbständiger wissenschaftlicher Haltung hinüber — es ist die freiere und gründlichere Ausführung der in den ersten zwölf Briefen enthaltenen Einleitung ins Alte Testament[1]), für welche nun mit Recht der höhere Gesichtspunkt einer Litteraturgeschichte des hebräischen Volkes angestrebt wird.

Auch ohne den vorgängigen Anlauf in dem Ersten Theil der Briefe wäre freilich dies neue größere Werk unfehlbar geschrieben worden. Denn es ist nicht wie andre Schriften Herders eine Gelegenheitsschrift. Von Kindheit an, schrieb er an Hamann, habe er es in seiner Brust genährt, er freue sich wie ein Kind auf die Arbeit[2]). Es bildet die Fortführung und Ergänzung zu so manchem früher Geschriebenen, das dazu vorgearbeitet, stillschweigend darauf hingewiesen hatte. Gleichsam als das erste Fundament dazu war die Hebräische Archäologie gedacht gewesen, die sich unter der noch ungeschickten Hand des Baumeisters zu dem rohen kyklopischen Bau der „Aeltesten Urkunde" gestaltet hatte. Hier war die Vorgeschichte der hebräischen Poesie behandelt, aber nicht zu Ende geführt worden. In noch drei weiteren Theilen sollte das geschehen, von denen der eine die Sindfluth, ein zweiter die Völkertafel, Genes. X, der letzte eine summarische Zusammenfassung der Ergebnisse enthalten haben würde[3]). Er war damit stecken geblieben; er hatte des „großen Geschwirrs" wegen, das namentlich die Kritik der Berliner darüber erhoben hatte, das Buch „auf Jahre vergessen, um etwa später einmal mit neuem Gemüth und ohne Spuren der Bitterkeit daran zu gehen und es kurz und gut zu enden[4])." Es ist dazu, obgleich die Absicht nie aufgegeben wurde[5]), auch später nicht gekommen, und für's Erste waren selbst die ununterbrochen wiederkehrenden Mahnungen Hamanns[6]) unvermögend, dem Verfasser die Stimmung zu geben, die zur Vollendung erforderlich gewesen wäre. Nicht das ehemalige Fundament, wohl aber der Bau, der darauf ruhen sollte, wurde auf einem neuen Fundamente, zu dem nur einzelne Materialien des alten benutzt wurden, vollendet. Lockender als der Ausbau jener seltsamen Ruine erschien es dem Verfasser,

---

[1]) Herder selbst hat diesen Zusammenhang in der Vorrede zur zweiten Auflage der Theologischen Briefe ausgesprochen.

[2]) Nach J. G. Müllers Anführung in der Vorrede zu Thl. I der SW. zur Theol., S. xv.

[3]) So äußerte sich Herder gegen J. G. Müller, bei Gelzer XIII, 171; Aus dem Herderschen Hause, S. 30. Aehnlich kündigt er drei Jahre früher Hartknoch in dem ungedruckten Briefe vom 25. September 1777 unter den Schriften, die er ihm noch zu liefern habe, an: „Die Fortsetzung der Urkunde, noch drei kleine Theile, die das ganze Werk heben und gehend machen müssen, weil sie Beschämung der Narren und Ziel der Arbeit sind, eine Auflösung der Knoten, an denen sie sich blind zerflickt."

[4]) An Mendelssohn 21. Februar 1781, A, II, 222.

[5]) Erinnerungen III, 114. 115. Die ungedruckten Briefe Herders an Hartknoch den Sohn, vom 24. Januar 1793 und 14. Februar 94.

[6]) Sie ziehen sich vom * 10. März 1777 bis 6. Aug. 1784 (Ham. Schr. V, 267, VI, 68. 99. 128. 196. 229. 366, VII, 149).

von dem Vorgeschichtlichen zur Geschichte, von den poetischen Sagen der Hebräer zu ihrer eigentlichen Poesie vorzudringen. Theile dieser Geschichte der hebräischen Poesie hatte er ja schon in den „Liedern der Liebe“ und in der Schrift über die Offenbarung Johannis vorweggenommen. Eine an die Aelteste Urkunde anknüpfende geistreiche Skizze wenigstens über den gesammten Verlauf und die Perioden der hebräischen Poesie hatte er sodann in der Preisabhandlung über die Wirkung der Dichtkunst gegeben. In abermaliger Anknüpfung an die Aelteste Urkunde war diese Skizze nur eben im Ersten Theil der Theologischen Briefe — zwar nicht eigentlich ausgeführt, aber hin und wieder in freier Behandlung erweitert worden. In den Theophronbriefen war damit fortgefahren worden [1]). Ein neuer, ernsterer Anlauf — und es entstand die Schrift „Vom Geist der Ebräischen Poesie“, auch sie übrigens nur der Vorläufer eines weitschichtigeren Unternehmens. Denn als letztes Ziel schwebte dem Verfasser eine vollständige Uebersetzung der Bibel vor. Als Geschenk von der Gräfin Maria besaß er ein prächtig eingebundenes Heft, dessen weiße Blätter diese Uebersetzung aufnehmen sollten. Es werde, schrieb er in seinem ersten Briefe an J. G. Müller, noch lange weiß bleiben; er denke sich diese Uebersetzung als das Ende seines Lebens [2]). Vielmehr, nicht als eine bloße Uebersetzung, sondern als eine mit kurzen Anmerkungen versehene Bearbeitung aller Theile der Bibel, worin „jedes Buch und jedes Stück eines Buches ohne Capitel- und Versabtheilung in sein ursprüngliches Licht gesetzt und Poesie und Geschichte sorgfältig abgetrennt wäre“, dachte er sich das Werk, das er dereinst, wenn nicht durch den Druck und für die Welt, wenigstens für sich und seine Freunde „nicht als Bibel, sondern als Sammlung alter Schriften“ zu vollenden wünschte. So sagt er in den Theophronbriefen und bezeichnet eben hier als Vorbereitung dazu ein Werk „Von der Poesie der Ebräer“, dessen Plan er sofort in wesentlicher Uebereinstimmung mit der buchhändlerischen Ankündigung, die dann dem Buche selbst wieder vorgedruckt wurde, entwickelt [3]).

Im Herbst 1781 nun, nachdem in der Zwischenzeit, seit der Vollendung

---

[1]) S. Müllers Anmerkung zum zweiten Theophronbriefe, SW. zur Theol. XV, 75, SWS. XI, 170.

[2]) Gelzer XIV, 83. Wiederholt mahnt ihn in späteren Jahren Müller an dies Vorhaben in den mir handschriftlich vorliegenden Briefen vom 7. Dec. 93, 19. Febr. 94, 9. Mai, 10. Juli 98, 16. Nov. 99, 5. Mai 1801. Vgl. Erinnerungen III, 115; auch Christl. Schriften IV, 126 (SWS. XX, 18).

[3]) Briefe an Theophron, Zweiter Brief SWS. XI, 171 ff. Aehnlich war Idee und Gang des Werks schon in den den Theophronbriefen zu Grunde liegenden Briefen der Fünften Sammlung der Theologischen Briefe angegeben (SWS. XII, 383). Die buchhändlerische Ankündigung erschien im Zweiten Stück der „Berichte der Buchhandlung der Gelehrten“, Februar 1782, die sich nun vor dem Buche selbst SWS. XI, 215 ff. findet. Ueber die Buchhandlung der Gelehrten, in deren Verlag das Werk erschien, s. Suphan SWS. XII, 447.

der Theologischen Briefe, eine Reihe kleinerer Arbeiten für das Deutsche Museum und den Merkur ihn beschäftigt hatte, legte er ernstlich Hand an das geplante Werk. „Ich bin jetzt," schrieb er den 26. November an Gleim, „an einer Geschichte der Ebräischen Poesie und hoffe was Gutes zu Stande zu bringen." Unter Zerstreuung, Störung und öfterer Unlust des Gemüthes, sagt Caroline demselben Freunde, sei der Erste Band geschrieben worden, Herder selbst sei, weil er weit hinter seinem Zweck geblieben, nicht zufrieden damit. Die Worte sind nur ein Zeugniß von den Ansprüchen, welche der Verfasser an sich stellte und von der ungeheuren Energie, mit welcher er, von einer großen Materie voll, gegen äußere und innere Schwierigkeiten sich durchkämpfte. Wie ganz ihn die Arbeit erfüllte, wissen wir durch J. G. Müller, der ja in diesem Winter als Gast in seinem Hause lebte. „Still in sich gekehrt," berichtet dieser, „sprach er bei acht Tagen nichts von dem, was er vorhatte, aber man sah ihm die Bewegung des Geistes an. Dann sammelte er sich eine Menge Bücher, durchblickte sie, las Manches sorgfältiger, legte sie sodann wieder weg und schrieb im höchsten Feuer, gleichsam in Einem Zuge das Buch." „Tag und Nacht schwebten ihm die erhabenen und rührenden Bilder und Sprüche Hiobs vor, und oft sah ich in seinen Augen Thränen des Mitgefühls mit den Klagen dieses Dulders [1])." Am 25. April bereits konnte er den fertig gedruckten Ersten Band an Gleim senden [2]). Derselbe war das Werk weniger Wintermonate. Ein Blick in die verschiedenen Stadien der schriftstellerischen Arbeit vermehrt unser Staunen. Denn aus einer noch nicht dialogischen Redaction, die doch auch nicht vor dem Jahre 1781 niedergeschrieben sein kann, ist das Buch in die dialogische Form umgesetzt worden, und auch diese ist in durchgreifender Weise umgestaltet worden [3]). In demselben Zuge fortzuarbeiten konnte nun aber Herder nicht von sich erlangen. Ein paar allgemeine Abhandlungen zwar, die er dem Ersten Theil entzogen

---

[1]) Vorrede zu Thl. I. der SW. zur Theol. S. xv, u. Anm. zu III, 202 der Erinnerungen.

[2]) Vgl. auch Herder und Caroline an J. G. Müller vom 22. April 82.

[3]) Ausführlich legt diese Umgestaltungen Suphan SWS. XII, 384 ff. auf Grund der Handschriften dar. Wenn er dabei die im Januar und Februar des Teutschen Merkur 1782 erschienenen Gespräche über die Seelenwanderung als „vorbereitende und begleitende Kunstübungen" für die Vervollkommnung des Dialogs in der Ebrä. Poesie betrachtet, so ist an sich ein solcher bildender Einfluß, den die kleinere auf die größere Arbeit geübt habe, gewiß nicht unmöglich, allein daß der Inhalt der Gespräche nachweislich mit dem der Ebrä. Poesie in Zusammenhang stehe, kann nicht zugegeben werden, und der sehr entfernte Anklang des Eingangs des ersten der Seelenwanderungsgespräche an den Eingang des ersten Gesprächs in der Ebrä. Poesie findet sich nach der ursprünglichen Form jener Gespräche im Teutschen Merkur nicht; er ist später hineingekommen, als der Verfasser dieselben 1785 für die Erste Sammlung der Zerstr. Bll. ausdrücklich in der Absicht umarbeitete, um den ersten Anlaß der Arbeit zu verwischen. Welches dieser Anlaß war und mit welcher Herderschen Schrift die Gespräche inhaltlich zusammenhängen, wird in einem folgenden Capitel dargelegt werden.

hatte, damit derselbe nicht zu stark werde, lagen für den Zweiten Theil bereit [1]), allein unglücklicher Weise hatte er sich Ausgangs Winters, wie zur Erholung von der eben beendeten Arbeit, in den unseligen Kampf gegen Nicolais Buch gestürzt, in einen Kampf, der ihm nicht nur die Zeit, sondern bei der Wendung, die derselbe zu seinen Ungunsten nahm, auch die Stimmung zur Fortsetzung des großen Werkes raubte. Gewiß mehr noch die Kränkung, die ihm diese Angelegenheit verursachte, als die sonstigen Störungen, über die er klagt, so daß er sich die Augenblicke, solche Sachen mit einiger Ruhe und Liebe zu treiben, fast nur zu erstehlen habe [2]), verleidete ihm die Arbeit. Es fehle ihm, schrieb er im November an Hamann, zu ihrer Fortsetzung Lust und Aufschwung. Nur Ein Mittel gab es für diesen rastlosen Geist, sich wieder in Schwung zu setzen — den Ausblick auf noch größere Entwürfe, die Vorstellung neuer, noch schwierigerer Arbeitsziele. So geht er Ende October mit kühnem Entschluß an die Neubearbeitung seiner ehemaligen geschichtsphilosophischen Schrift [3]). Erst als der Entwurf dazu so groß und weitumfassend wurde, daß der Winter für die Ausführung unmöglich zugelangt hätte, stand er davon ab. Aber die heroische Diät hatte ihm gut gethan; die Arbeit hatte seinen Geist erheitert und ihm die Spannung wiedergegeben, die er zur Fortführung der unterbrochenen älteren Arbeit bedurfte. Schon Anfang November ist er wieder an die Ebräische Poesie gegangen. Aufs Rüstigste hält er sich, in der gewohnten Weise schreibend, umschreibend und wieder das Umgeschriebene bessernd, dazu, so daß, trotz eines sich einstellenden Augenleidens, die Vorrede am 24. April 1783 unterzeichnet, und der fertige Band noch Mitte Mai an die Freunde versandt werden kann [4]).

Ueber diesen Zweiten Theil ist nun leider das Werk nicht hinausgekommen. Eben die Geschichte der Philosophie, die beinahe schon dem Zweiten Theil verhängnißvoll geworden war, forderte alsbald so ausschließlich alle Arbeitskraft des Verfassers, daß dagegen auch der lebhafteste Wunsch, zu vollenden, nicht aufkommen konnte. Dazu kam das buchhändlerische Geschick des Buchs. Es ging schlecht, und die Verlagsbuchhandlung machte Bankerut. Ueber allen diesen Unterbrechungen und Hindernissen war dann die rechte Jahreszeit, die jedes Werk zu seinem Gelingen bedarf, vorüber. Die Ebräische

---

[1]) Herder an Eichhorn 12. Juli 82 und an Müller Ende Juli in einer bei Gelzer XIV, 98 fehlenden Stelle.

[2]) An Eichhorn „Sommer 82" (aber wahrscheinlich später zu datiren), C, II, 275, und an Hamann 4. November 82, Ham. Schr. VI, 291.

[3]) Caroline an Gleim 31. October, C, I, 84; Herder an Hamann 4. November; Caroline an Hartknoch 13. Februar 83, C, II, 95.

[4]) Zu den von Suphan SWS. XII, 397 angeführten Belegstellen ist nur die ungedruckte Stelle aus dem Briefe Carolinens an Müller vom 5. Mai hinzuzufügen, die die bevorstehende Vollendung des Drucks ankündigt. Auch sonst mag auf die dort von S. 395 an gegebene Darstellung, sowie auf die S. 397 ff. über die innere Geschichte des Textes gemachten Mittheilungen verwiesen werden.

Poesie theilte das Schicksal der Aeltesten Urkunde. Je reicher das noch zu verarbeitende Material war, je höhere Anforderungen die durch die Arbeiten Eichhorns und Andrer fortgeschrittene Alttestamentliche Wissenschaft an den Geschichtschreiber der hebräischen Poesie stellte, um so gewisser täuschte sich der von zahlreichen anderen Obliegenheiten bedrängte Autor nur noch selbst mit dem Wunsche und der Hoffnung, zu der alten Lieblingsarbeit zurückzukehren [1]), die er doch im Kopfe ganz fertig zu haben glaubte, und die er gewiß schreiben würde, „wenn er nur vier bis sechs Wochen Muße hätte".

Niemand, so fügte er solchen Seufzern hinzu, könne den fehlenden Schluß so schreiben wie er. Niemand gewiß von den Lebenden hätte die ersten Bände schreiben können wie er, — ebenso gewiß wie Niemand als Winckelmann die Geschichte der Kunst bei den Alten geschrieben hätte. Oft und mit Recht ist das Herdersche dem Winckelmannschen Werke verglichen worden. Mit diesem theilt es Tendenz und Charakter, während der Titel an das große politische Werk Montesquieus erinnert. Mit dem Geiste der hebräischen Poesie werden wir hier durch eine Geschichte dieser Poesie in ähnlicher Weise vertraut gemacht, wie Winckelmann uns die Geschichte der antiken Kunst skizzirte, indem er

---

[1]) Suphan, obgleich er die inneren Schwierigkeiten der Vollendung zu hoch veranschlagt, hat übrigens die Ursachen der Unterbrechung und das Nachleben der Schrift in den Gedanken des Autors sorgfältig dargelegt, SWS. XII, 400 ff. Noch mit dem Zweiten Theile beschäftigt, freut sich Herder „wie ein Kind" auf den Dritten (An Eichhorn, 1. Februar 83). Wie dann Eichhorns Dritter Theil der Einleitung ins Alte Testament ihm die Lust wieder anfachte, wie er aber, um nicht die inzwischen begonnene Geschichtsphilosophie zum Traum werden zu lassen, alle zu lebhaften Gedanken an jene Arbeit abbrechen müsse, sagt er in dem Briefe an Eichhorn vom 8. November 83. Zwei Jahre später, 8. October 85, an Eichhorn: „Aus meinem Dritten Theil der Ebrä. Poesie wird künftige Ostern nichts werden. Die Verlagskasse ist insolvendo, und so warte ich noch ein paar Jahre, bis das Buch ganz mein ist." In Folge jener Insolvenz ging das Verlagsrecht durch Kauf in den Besitz der Wittwe Haugk über (Justi im Vorwort seiner Ausgabe der Ebrä. Poesie S. XIV); Herder wünschte nun Hartknoch zur Uebernahme des Verlags zu bestimmen, wie aus den ungedruckten Briefen Hartknochs an Herder und dessen Gattin vom 29. Sept. 87 und 3. Februar 88 und dem gedruckten vom 21. Nov. 87 ersichtlich ist. Die Verhandlungen zerschlugen sich. Im Herbst 1794 hörte J. G. Müller mit Freuden von Herders Sohn, daß sich der Vater mit dem Gedanken der Umarbeitung und Vollendung der Ebrä. Poesie trage (Müller an Herder, * 7. October 94). Wirklich schrieb Herder, 13. Mai 95 auch an Eichhorn, daß er in diesem Sommer den Dritten Theil zu vollenden denke, und das Erscheinen des Bandes wurde um diese Zeit öffenlich für Michaeli annoncirt (Müller an Herder * Ende Mai 95). Die nächste Spur findet sich 1797, wo eine Anmerkung zu S. 49 der Dritten Sammlung der Christlichen Schriften auf die künftige Fortsetzung der Ebrä. Poesie verweist. Am 8. August 1800 vertröstet er von Neuem den Freund in Schaffhausen: „Die Ebrä. Poesie kommt bald heraus, Weihnacht oder Ostern" (Gelzer XIV, 291). Was Caroline in den Erinnerungen III, 114. 115. 235 darüber berichtet, sagt sie dem Herausgeber der theologischen Werke ihres Mannes, J. G. Müller noch detaillirter in den C, III, 335 und 337 mitgetheilten Stellen der Briefe vom 1. September 1804 und 8. Februar 1805. Vgl. auch die Nachschrift Müllers SW. zur Theol. III, 303.

uns das Wesen dieser Kunst verstehen lehrte. Hier wie dort Geschichte, die sich zum „Lehrgebäude“ gestaltet, — Geschichte, die aus dem congenial erfaßten Verständniß der Sache heraus entworfen wird, während dies Verständniß zugleich durch geschichtliche Betrachtung gewonnen wird. Man muß dem bedeutsam gewählten Titel sein volles Recht lassen: denn vergeblich würde man die strengen Anforderungen eines Lehrgebäudes hebräischer Poetik, ebenso vergeblich die einer Geschichte in dem Buche erfüllt finden wollen. Es ist die Art genialer Anschauung und das Vorrecht bahnbrechender wissenschaftlicher Neuerungen, die Zwecke und die Gattungen zu mischen, um mehr zu leisten, als bei einem strenger sondernden Verfahren hätte geleistet werden können. Die Vermischung, ja Verwirrung ist die Folge des Reichthums der bei der Ausführung mit einander concurrirenden Ideen. Denn mit dem poetischen verschlingt sich nun weiter der theologische Gesichtspunkt. Indem Herder den dichterischen Geist und Werth der Bibel erschließt, so zwar, daß er sich dabei fortwährend der genetisch-historischen Methode bedient, so erschließt er zugleich das Verständniß des religiösen Lebens, das in diesen Dichtungen pulsirt und das sich eben auch wieder historisch fortschreitend entfaltet. Die Geschichte endlich der Poesie und Religion der Hebräer ist ihm zugleich ein absolut werthvoller Theil der gesammten Weltgeschichte — die Geschichte des Plans Gottes mit dem jüdischen Volke und mit dem ganzen Menschengeschlecht. Nicht bloß für die Liebhaber der hebräischen Poesie, sondern, wie der Titel hinzufügt, auch für die Liebhaber der ältesten Geschichte des menschlichen Geistes hat er sein Buch geschrieben —: in alle übrigen Motive desselben spielt ein geschichtsphilosophisches, ein religiös-geschichtsphilosophisches Motiv hinein. Und doch wieder: an dem Poetischen der Bibel hängt zuletzt Alles. Zum Hauptschlüssel für alles das, was dem Verfasser in den Tiefen der Bibel ruhte, wird ihm für diesmal ihre Poesie. Absichtlich will er in erster Linie ihren poetischen Geist dolmetschen. Von diesem Geiste angeweht hat er sein Buch geschrieben. Er ist selber darüber zum Poeten geworden; der Ausleger wird zum Uebersetzer, und der Uebersetzer wird mehr als einmal zu eignen poetischen Ergüssen fortgerissen.

Fehlt es so dem wunderbaren Buche bei aller Verschlingung der Motive doch nicht an einem Mittelpunkt, um den sich alle herumgruppiren, so giebt uns den besten Wegweiser durch die Fülle seines Inhalts die in dem älteren und jüngeren Text der Theophronbriefe enthaltene Ankündigung und der dem Buche selbst vorangestellte Prospect. Beginnen wollte der Verfasser demzufolge mit einer dreifachen Vorbereitung, die es mit den Grundlagen der hebräischen Poesie zu thun haben sollte. Genetisch wollte er Geist und Wesen derselben aus dem Poetischen im Bau und Reichthum der hebräischen Sprache, aus den kosmologischen Urideen der Hebräer, endlich aus der Geschichte ihrer Väter von Abraham bis Moses ableiten. Mit der Ausführung sodann, wie Moses bestimmend auf den ganzen Charakter und die künftige Entwickelung

der hebräischen Poesie gewirkt habe, sollte sich der Anfang ihrer eigentlichen Geschichte an jene Prolegomena anschlingen. In natürlicher Gliederung dachte er dieselbe durch drei Perioden fortzuführen, deren erste von Moses bis zu David reichte, die zweite die Davidisch-Salomonische Poesie umfaßte, die dritte es mit den Propheten zu thun hätte. Ueberall sollten dabei die schönsten dichterischen Erscheinungen „aus den Ursachen ihrer Entstehung erklärt, in ihr morgenländisches Licht gesetzt und auch was sie im Fortgange der Zeiten gewirkt haben", entwickelt werden. Auch mit den Alttestamentlichen Propheten indeß würde das Werk noch nicht an seinem Schlusse angelangt sein; es würde vielmehr die Nation auch in die Zeiten ihres Verfalls hinein begleiten; es sollte über die Apokryphen, durch die Anwendung der Bilder der ehemaligen hebräischen Poesie im Neuen Testament bis zur Apokalypse fortlaufen, ja die Wirkungen all' jener poetischen Schriften „bis zu unseren Zeiten" darlegen. Um das gesammte „Resultat dieser Schriften" zu übersehen, um die Frage zu beantworten, was durch dieselben „Gutes in die Welt kam", möchte schließlich die Geschichte ihrer Behandlung und ihrer Nachahmung bei Juden und anderen Völkern, ihr Verhältniß zur heutigen, zur allgemeinen Poetik und zur allgemeinen Litteratur untersucht werden. So würde das Werk wieder eingemündet haben in jenen Abschnitt der Fragmente zur neueren deutschen Litteratur, der die morgenländische Dichtung zum Gegenstande hatte. Das pium desiderium der Fragmente: Uebersetzung und philologisch-historische Erklärung der morgenländischen Gedichte wäre ja nun erfüllt gewesen, und mit noch vollerer Berechtigung als früher hätte auf dieser Grundlage der Verfasser sein altes Urtheil erhärten dürfen, daß unsre deutsch-orientalischen Dichter fast ohne Ausnahme Stümper, „schlechte und dumme Nachahmer" seien.

Bis zu diesem vorgesetzten Zielpunkte ist das Werk vom Geist der Ebräischen Poesie nicht vorgedrungen, sondern mit einem Hinüberblicken zu den Propheten wurde es abgebrochen. Nur einzelne Spuren davon, daß das überreiche Thema nach allen Seiten hin seinem Geiste gegenwärtig war, finden sich neben dem großen Werke, und zwar schon vor der Inangriffnahme desselben. Wie z. B. die althebräische Poesie bei den Rabbinen nachwirkte, wie ihnen die Anschauungen und die Worte der Bibel den Stoff zu einer Dichtung des auslegenden und anwendenden Scharfsinns lieferten, davon gab er, unter Mittheilung einiger Proben solcher „Jüdischer Dichtungen und Fabeln", im Teutschen Merkur eine allgemeine Vorstellung, und als ein poetisches Echo seiner eigenen Auseinandersetzungen über die Bedeutung der Mosaischen Gesetzgebung schaltete er eine jener Dichtungen in den Zweiten Theil seines Werks ein [1]). Der Versuch wiederum, die Erzeugnisse der

---

[1]) „Jüdische Dichtungen und Fabeln", Teutscher Merkur 1781, Septemberheft S. 224 ff. und Octoberheft S. 44 ff.; „Das Gesetz Gottes und Moses". Eine jüdische Dichtung, Ebrä. Poesie II, 185 ff.

hebräischen Dichtkunst unter den Gesichtspunkt der allgemeinen Poetik zu stellen und sie je nach ihrer Gattung mit den verwandten Stücken andrer Nationen zu vergleichen, begegnet uns in der schon Ende 1780 geschriebenen Vorrede zu Börmels Uebersetzung der Klaggesänge Jeremias' [1]). Die Uebersetzung war die sehr mäßige Arbeit eines Candidaten. In der Absicht, „den jungen Leuten Muth zu machen und Fleiß unter sie zu bringen", hatte Herder die Vorrede „in ein paar zerstreuten Tagen aus älteren Papieren zusammengestoppelt [2])". Es waren die ursprünglich zur Fortsetzung des „Torso" bestimmten, also in den Kreis der Litteraturfragmente gehörenden Blätter, in denen der Begriff der Elegie erörtert wurde. Unter ausdrücklicher Verweisung auf die Dritte Fragmentensammlung nimmt unsre Vorrede diese Erörterung wieder auf; sie unterscheidet die verschiedenen Gegenstände der Elegie und geht sofort zu den Jeremianischen Klageliedern über, nachdem sie diesen ihren Platz unter der edelsten, der patriotischen Gattung der Elegie angewiesen hat.

Von solchen unabsichtlich vorgreifenden Neben- und Gelegenheitsarbeiten blicken wir auf das Hauptwerk als auf ein großartiges Bruchstück zurück. Aber nicht bloß unvollendet, auch unfertig in sich ist dasselbe. Nur in den allgemeinsten Zügen ist jener klare und durchsichtige Plan innegehalten. Strenge Ordnung und gleichmäßige Behandlung der einzelnen Theile war die geringste Sorge des Verfassers, wenn es ihm nur gelang, eben den Geist dieser Poesie darzustellen, die allgemeine Anschauung und Empfindung derselben, von der seine Seele erfüllt war, herauszuarbeiten. Er unterbricht daher die geschichtliche Darstellung durch allgemeine Betrachtungen: er greift bald vor, bald zurück, um die Continuität der Entwickelung jetzt durch den Hinweis auf die Wirkung, jetzt durch die Aufdeckung der Ursachen und Quellen so lebendig wie möglich zu zeigen. Er weiß den reichen Stoff dadurch erschöpfend zu bewältigen, daß er in späteren Capiteln das Thema früherer Capitel immer von Neuem in immer andrer Weise anfaßt. Aeußere Rücksichten und Berechnungen kommen zu der in der Sache liegenden Schwierigkeit hinzu, um den großen Plan des Ganzen im Einzelnen zu durchbrechen und zu verwirren. „Der Abwechselung wegen" werden abhandelnde Excurse zwischen die geschichtliche Hauptmasse eingeschoben. Erörterungen, welche eigentlich dem Ersten Theil angehört hätten, werden, damit dieser nicht zu umfangreich werde, der Ordnung des Ganzen zuwider, an den Anfang des Zweiten Theils gestellt [3]). Abhandlung und Erzählung endlich erscheinen fast als Nebensache

---

[1]) SW. zur Theol. IV, 143 ff., SWS. XII, 329 ff. Ebendaselbst der vollständige Titel des bevorworteten, 1781 erschienenen Werks; vgl. ebendas. S. 375.

[2]) An Hamann, December 1780, Ham. Schr. VI, 173; an Eichhorn, 27. October 81, C, II, 271. Mendelssohn an Herder 24. November (nicht September) 81, A, II, 228; wonach Suphans Anm. 3 zu SWS. XII, 375 zu berichtigen ist.

[3]) An Eichhorn, 1. Februar 83 und 12. Juli 82.

neben den überall eingeschalteten Uebersetzungen, in denen der Geist der hebräischen Poesie gleichsam leibhaftig und selbstredend auftritt. Diese Uebersetzungen dienen nicht etwa bloß als Illustrationsproben je an ihrem historischen Ort, sondern ebenso oft nur als erfreuliche Unterbrechungen und Ruhepunkte, die dem begeisterten Gefühl des Autors, seiner Mitempfindung mit den behandelten Materien Sprache leihen. Ausdrücklich erklärt er, daß sie „der Zweck seines Buchs", „die Sterne dieses sonst öden Raumes" seien. Sie waren wirklich im Geiste des Verfassers das Frühere. Ja, aus Uebersetzungsversuchen ist das ganze Werk in ähnlicher Weise hervorgewachsen wie das Winckelmannsche aus den Beschreibungen der Statuen des Apollo, des Herkules, des Laokoon. Geht doch überhaupt bei Herder Theorie und Geschichte der Dichtkunst mit eigener selbstthätig nachbildender Production Hand in Hand. Während bei Lessing die eigne dichterische Leistung der vorangegangenen kritischen Betrachtung bestätigend und als Exempel der Anwendung, als praktische Rechenprobe folgt, so ist bei Herder die Theorie das Ergebniß der mit- und nachdichtenden Thätigkeit. Jener ermittelt durch scharfsinnige Analyse die Gesetze einer Gattung, um sie sofort in freier Kunstübung selbst zu befolgen: dieser bemächtigt sich durch sympathetische Reproduction der nationalen oder individuellen Eigenart einer poetischen Erscheinung, um sie sofort wie ein Eingeweihter zu schildern, ihren Geist und ihre geschichtliche Bedingtheit darzulegen. So war sein Verfahren auch bei der hebräischen Poesie. Von frühster Zeit an hatten ihn Uebersetzungen, Umdichtungen und Nachdichtungen biblischer Stücke, zumal aus Moses, den Psalmen und Hiob, beschäftigt. Uebersetzend hatte er sich in den Geist der hebräischen Poesie eingelebt, und wiederum seiner eignen poetischen Empfindung und seiner Auffassung der Bibel in wechselnden Formen und Manieren der Nachbildung Ausdruck verliehen. Es hatte eine Zeit gegeben, in der ihm der Begriff der Volkspoesie zum Universalbegriff der Poesie überhaupt geworden war. Auch die biblische Poesie war ihm im Lichte der Volkspoesie erschienen. Er hatte in der ersten Bückeburger Zeit auch in der Bibel Balladen und Romanzen entdeckt, und unterschiedslos hatten sich in seiner Mappe übersetzte englische Romanzen, Stücke aus Ossian und Lieder der Wilden neben griechischen Liedern, neben Hiob und dem Hohenliede zusammengefunden [1]), ja er hatte, berauscht von dem Zauberton, der ihn aus der Percyschen Sammlung ansprach, die Sagen der Patriarchenzeit experimentirend in die populäre Form der gereimten schottisch-englischen Ballade umgekleidet [2]). Von diesem Standpunkt aus hätte in die Vorrede zu den Volksliedern ebenso gut ein Wort über die hebräische Nationalpoesie, über die Reste ihrer alten Lieder, über Hiob und das Hohelied

[1]) Vgl. besonders die Briefstelle aus Bückeburg A, III, 205. Und oben Bd. I, 473.

[2]) Ich verweise auf die schöne Ausführung Suphans über die Stadien von Herders Uebersetzungsverfahren, SWS. XII, 408 ff.

gehört, wie darin von Homer und Hesiod, von den Chorgesängen der Tragiker, von Pindar und dem griechischen Melos die Rede ist, und in die Sammlung selbst hätten Uebersetzungen Alttestamentlicher Stücke mit nicht minderem Rechte aufgenommen werden müssen als die griechischen Skolien und die Fragmente der Sappho. Daß es unterblieb, hatte seinen Grund gewiß nicht allein in der Besorgniß, Anstoß zu erregen, sondern zugleich in der dazwischen tretenden Einsicht, daß die Gleichung zwischen der biblischen Poesie und dem profan Volksmäßigen nur in beschränktem Maaße berechtigt sei. Der göttliche, offenbarungsmäßige Charakter jener, wie immer gefaßt und ob stärker, ob schwächer betont: das intensive Interesse, mit welchem Form und Inhalt der Bibel den Verfasser fesselte, führte naturgemäß zur Verselbständigung gerade dieses Dichtungsgebiets. Aber nichtsdestoweniger ist hier der Punkt, wo das Buch vom Geist der Ebräischen Poesie — zusammen mit dem über das Hohelied — sich als ergänzendes Seitenstück zu den „Volksliedern" darstellt. Es läßt sich als eine Blumenlese übersetzter Stücke hebräischer Nationalpoesie ansehn: diese Stücke die „Frucht", die geschichtliche Verständigung darüber die „Schale" des Buchs, — nur daß die Schale von der Frucht nicht zu trennen, und daß jene mindestens ebenso saft- und nahrungsreich wie diese ist.

Recht stachelig freilich faßt sich die Schale in Folge der für den Ersten Theil gewählten dialogischen Form an. In dialektischer Absicht hatte Herder diese Form einst in seinem Erstlingswerke in Anwendung gebracht, um bei der Kritik des Klopstockschen Messias den Standpunkt des christlichen und des jüdischen Urtheils zu gleichem Rechte zu bringen. Er hatte sich später versucht gefühlt, über die Unsterblichkeitsfrage mit Mendelssohns Phädon zu rivalisiren, und er hatte neuerdings auf Schlossers Dialog über die Seelenwanderung auch seinerseits mit Dialogen geantwortet. Von der stilbildenden Kraft des Dialogs hatte er noch in den Theologischen Briefen geredet und einer Bewunderung der Meister des Dialogs — eines Platon, Shaftesbury, Diderot, Lessing und Hemsterhuis — auch sonst wiederholt Ausdruck gegeben. Was aber sollte die Gesprächsform, die er doch bei der Aeltesten Urkunde schon als unangemessen erprobt und daher wieder verworfen hatte, bei einem Thema, welches nur durch eine Folge historischer und positiver Einzelerörterungen durchzuführen war? Gewiß, ohne die innere Lebendigkeit seiner Auffassung, die der streng systematischen Form ein für alle Mal widerstrebte, ohne eine gewisse Neigung zu künstlerischer Gestaltung wäre er niemals auf den Versuch gerathen, dem Vorgang der Lessingschen Freimäurergespräche auch in deren Schlußpartie zu folgen, da, wo dieselben aus Gedankenentwicklung auf das Feld historischer Untersuchung übergehn. Die entscheidenden Gründe jedoch waren andre. Daß es sich hier weder um dramatisch-mimische Einkleidung, noch darum handle, Ideen aus der Seele des Antwortenden hervorzuspinnen, sagte sich Herder selbst. Ein „Nothbehelf" war ihm die dialogische Form, nach der er aus Verlegenheit griff. Er haßte den einförmig steifen oder

declamirenden Katheder- und Kanzelton; er fürchtete sich vor dem halb enthusiastischen halb polemischen Ton der Aeltesten Urkunde. Irre geworden an dem Publicum, wollte er so sachlich, so unpolemisch, so linde und milde wie möglich reden. Aller nachbessernden Kunst zum Trotz jedoch widerstrebte die Natur des Stoffes dieser Form. Nicht Andre nur, auch er selbst wurde bald genug des Mißgriffs inne, und zwar am frühsten der Täuschung, als ob die Gesprächsform, und wäre es auch eine nach dem Muster des Katechismus, dem Vortrag größere Kürze geben könne. Bereits am Schlusse des Ersten Theils leitet er mit der Fiction, daß der Mitunterredner sich jetzt in der Ferne befinde — man denkt unwillkürlich an den abwesenden jungen Freund in der Schweiz — in die Form der brieflichen Abhandlung über. Schon jetzt war es beschlossene Sache, daß in den Zweiten Theil keine Gespräche kommen sollten. Diese Art der Einkleidung, so gesteht mit richtiger Einsicht die Vorrede zu demselben, „ist weggefallen, weil sie in so einzelnen Materien nur lästig gewesen wäre und den Eindruck der Untersuchung nur geschwächt haben würde.“ Auch dem Ersten Theil würde der Verfasser bei einer neuen Auflage sein „dialogisches Kleid“ genommen haben[1]). Er hatte nicht vergeblich die Uebungsschule der dialogischen und der Briefform durchgemacht — nur so vielleicht gelangte er zu jener frei darstellenden, ruhig abhandelnden Form des Vortrags, die in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ den Meister lobt.

Zurück jedoch von der Form zu dem Inhalt unsres Werks!

Sie ist wurzelecht diese Geschichte der hebräischen Poesie. Treu dem alten Satze der Fragmente, daß der Genius der Sprache einer Nation auch der Genius ihrer Litteratur sei, verfolgt der Geschichtschreiber die hebräische Poesie bis zurück in den Mutterschooß der hebräischen Sprache. Ihr zuerst sucht er mit liebevollem Verständniß beizukommen. Gestützt auf die von ihm nur freier interpretirte Lessingsche Thesis, daß „Handlung und Darstellung“ das Wesen der Poesie sei, rühmt er jene Sprache, in der beinahe Alles Verbum ist, in der „Alles lebt und handelt“, als eine vorzugsweise poetische Sprache. Er weist diesen ihren poetischen Charakter desgleichen in ihrer Sinnlichkeit nach, er führt mit beredter Anschaulichkeit, mit der leidenschaftlichen Wärme des Liebhabers aus, wie in ihren Wörtern überall „Bild der Sache im Athem der Empfindung“ sichtbar werde. Von dem Wortschatz geht er zu ihren grammatischen Eigenthümlichkeiten fort. Ihre Armuth an Verbalzeiten ist poetisch — sie dient dazu, Vergangenes zu vergegenwärtigen, auch die Geschichte zur Dichtung zu machen. Ihr Zusammenfassen so vieler Beziehungen zu Einem, Alles mit Eins ausdrückenden Schall ist poetisch — „der Hauptbegriff steht in der Mitte wie ein König; seine Diener und Knechte, dicht an ihm,

[1]) Vgl. außer den Vorreden zu Theil I und II der Ebr. Poesie: Müller an Herder * 18. Juli 82: („Schön schiene es mir, wenn Sie dem zweiten Theile eine andre Form geben könnten, etwa in kurzen Capitelchen“), worauf die SWS. XII, 362 angeführte Briefstelle die Antwort ist; an Eichhorn, 1. August 84 (nicht 83), C, II, 279.

ja mit ihm Eins, steigen wie eine kleine metrische Region vollstimmig auf einmal hervor". Und unmittelbar hieran schließt er die Erklärung des die hebräische Poesie so eigenartig auszeichnenden Parallelismus, als des simpelsten Ebenmaaßes, nur dem Grade nach verschieden von dem künstlicheren Ebenmaaß griechischer Metra. „Im Orient sind die beiden Perlenschnuren noch nicht zu Einem Kranze gewunden, sie hangen einander einfach gegenüber." Aber auch für den Geist ist, analog dem Reime, diese Form bedeutend — sie hört sich wie ein Echo des in Freude, Schmerz oder Lehre Ausgedrückten an; bei Lehroden insbesondre „bekräftigt ein Spruch den andern: es ist, als ob der Vater zu seinem Sohn spräche und die Mutter es wiederholte". Ergänzt und fortgeführt werden diese sinnreichen Auseinandersetzungen — so ist die mangelhafte Ordnung unsres Buchs — in einem späteren Capitel, das ausdrücklich „vom Ursprung und Wesen der Ebräischen Poesie" handeln will. Immer bewegen wir uns bei Herder zwischen einer Menge von Gedanken, in denen wir alte Bekannte begrüßen, nur daß uns dieselben, wenn wir ihnen wiederbegegnen, mit neuen, verjüngten Gesichtern ansehn. Schon die in Straßburg entstandene Preisschrift hatte die Sprache als ursprüngliche Poesie gefaßt: mit besondrer Rücksicht auf die hebräische Poesie wird jetzt die Poesie als entwickelte Sprache dargestellt. Wie die von außen in die Seele strömenden Bilder, durch die Empfindung beseelt, zu Wörtern werden, so besteht auch das Geheimniß der werdenden Poesie, der hebräischen zumal, darin, daß sie „Bilderspruch" ist. Der Bilderspruch (מָשָׁל), mit seinem einförmigen, erhabnen Parallelismus, ist die Keimform der hebräischen Poesie, gleichsam das Urphänomen, aus dem sich durch Metamorphose alle ihre Gattungen entwickelt haben. Die erste Entwicklungsstufe des von Empfindung beseelten Bildes ist — auch das hatte schon die ehemalige Preisschrift ausgeführt — die Personification. Diese wird weiter zur Fabel und zum Sprüchwort; im Orient vor Allem, wo schon die Wurzeln der Sprache „voll Fabel" sind, hat die ganze Poesie eine Art „gnomologischen Fabelgewandes". Denselben Charakter aber nimmt dort auch die Geschichte an — sie wird zur poetischen Geschlechtssage. Einen Schritt weiter thut die „eigentliche Fiction", die Zusammensetzung charakteristischer Bilder zu erdichteten symbolischen Wesen, die Erhöhung einer auffälligen, seltnen Naturwahrheit zum völlig Fabelhaften, Wunderbaren. Aus diesem Geleise weicht endlich auch die symbolische Bilderrede der Propheten, die nur mit schon zubereiteten Materialien schaltet, nicht hinaus: auch sie steht noch auf der Wurzel des „Bilderspruchs", der seinerseits aus der Natur der Sprachelemente hervorwuchs. Eine neue Gattung der Dichtkunst erzeugt sich erst mit der Erfindung der Musik. Der Gesang ist neben der Bilderrede die zweite Hauptpforte der Poesie der Hebräer. In der Bilderrede spricht Einer: im Gesange singen Einer oder Viele. Jene „hatte nur die natürlichste Dimension, die Systole und Diastole des Herzens und des Athems, den Parallelismus: mit der Musik bekam sie höhere Töne, abgemeßnere Kadenzen und selbst Reime."

Nicht indeß die Musik, sondern zwei andre Factoren der werdenden hebräischen Poesie wollten die eigentlichen Prolegomena unsres Werks, wie sie im Ersten Theil vorliegen, neben der Sprache in gesonderte Betrachtung ziehen. Damit sich die empfindungbeseelte Bilderrede zur Personification, zur symbolisirenden Erdichtung, zur Fabel und zur poetischen Sage gestalte, dazu gehörte einmal die eigenthümliche Naturanschauung und zweitens die geschichtliche Tradition des hebräischen Volks. Jene Prolegomena daher behandeln in einem zweiten Abschnitt die kosmologischen Urbegriffe der Hebräer und in einem dritten ihre Vätersagen, die vormosaischen Geschlechtsnachrichten.

Die Schöpfungsgeschichte abgeschaut von dem Schauspiel des Sonnenaufgangs — mit diesem Gedanken der „Aeltesten Urkunde" beginnt die Vorführung der mythologischen Elemente der hebräischen Poesie. Es wird nachgewiesen, vielmehr nachempfunden und nachgedichtet, wie sich aus lebendigem Anschaun der Natur die Vorstellung Gottes als des allgewaltigen, überall gegenwärtigen Uebermächtigen entwickelte. Die Elohim werden als Naturgenien, die Engel als Personificationen der großen Naturmächte im Dienste Gottes aufgefaßt. Besonders verweilt die Darstellung bei dem „Parallelismus Himmels und der Erde", der sich charakteristisch durch die Weltanschauung und Poesie des hebräischen Volks hindurchziehe. Die eigenste, innerste Form hebräischer Phantasie wird uns zugleich mit dem ganzen mythologischen Apparat religiöser Naturbilder vorgelegt und durch reiche Anführung dichterischer Stellen illustrirt. Sehr natürlich führt die Uebersicht dieser Anschauungen zu den vorzugsweise im Buche Hiob sich findenden Naturbeschreibungen, da denn, zugleich mit dem Wesen, der einzige, unvergleichliche Werth dieser Naturpoesie ins Licht gesetzt wird. Nämlich nicht nur, daß sie die Natur personificirend belebt und sie in Handlung und Wirkung erscheinen läßt: sie ist eine Auslegerin der Natur fürs Herz und sie zeigt überdies dem Verstande die Schöpfung als einen planvollen Kosmos. Indem aber so das Buch Hiob dem Verfasser zum Hauptrepräsentanten der poetischen Kosmologie der Hebräer wird, so greift er andrerseits damit schon hinüber in die Geschichte der hebräischen Poesie. Denn es gilt ihm als das älteste aller Bücher des Alten Testaments. Es ist ganz Lehr- und Bilderspruch. Es rührt, obgleich gewiß von Hause aus hebräisch geschrieben, von einem idumäischen Emir her. Ein planvolles Weisheits- und Lobgedicht auf die auch im Leiden beharrende Gottesfurcht, ist es „vielleicht die älteste Kunstcomposition der Welt". Nun jedoch, die unterbrochene Darlegung der kosmologisch-mythologischen Ideen wieder aufnehmend, wendet sich der Verfasser zu der Vorstellung vom Paradiese und der Geschichte vom Sündenfall als zu alten kindischen Sagen. Er verweilt bei der mythologischen Fiction der Cherubim und verfolgt historisch, wie sich im weiteren Gebrauch dieses Bild in Cultus, Dichtung und prophetischer Vision umgestaltete. Dieselbe historische Betrachtung wendet er den anthropologischen Vorstellungen des Alten Testaments, namentlich den Ideen vom Todtenreich

zu. War doch dies ein altes Lieblingscapitel von ihm. „Sie haben diese Reiche," sagt Alciphron zu Eutyphron, „wie es scheint, sehr durchstudirt." Das hatte Herder in der That; ein gleichzeitiger Aufsatz im Teutschen Merkur, eine Frucht dieser Studien, erweitert die Uebersicht über die desfallsigen Vorstellungen der Hebräer zu einer Zusammenstellung der Meinungen und Dichtungen, die Araber, Celten und die sogenannten wilden Völker vom Zustande der Menschen nach diesem Leben ausgebildet haben[1]). Unsere Prolegomena aber gehen weiter zu der Geschichte Kains und Abels, der Sindfluth und des Thurmbaus fort, als zu denjenigen Sagen, aus denen die Gemälde der Vorsehung in der nachherigen Poesie hervorgegangen seien. Unvermerkt sind wir damit zu dem dritten Punkte der Einleitung vorgerückt. Denn von den ältesten poetischen Sagen wendet sich das Werk in einem schon historisch zu nennenden Fortschritt zu den eigentlichen Geschlechtsnachrichten von Abraham bis zu Moses hinüber. Auch an diesen Geschlechtsnachrichten sucht der Verfasser einestheils die poetischen Bestandtheile aufzuzeigen: überzeugt wie er von ihrer wesentlichen Historicität ist, benutzt er sie andrentheils als geschichtlichen Zugang zu dem Gebäude der hebräischen Poesie, zu der mit Moses beginnenden Erzählung ihres Wachsthums und Fortschritts.

Die Materialien sind herbeigeschafft: der Bau selbst beginnt sich zu erheben.

In einem glänzenden Abschnitt sofort charakterisirt Herder den „großen Mann, der, sowie zur ganzen israelitischen Verfassung, so auch zum Gebrauch und Genius ihrer Poesie den näheren Grund gelegt hat". Er zeigt, wie Moses durch Dreierlei in die Poesie seines Volks gewirkt habe. Zunächst durch seine Thaten und Institutionen. Ein Hirtenvolk wird zu einem theokratisch regierten Volk politisirt — die Dichtkunst wird heilige, wird Tempelpoesie. Sodann durch seine eigne schriftstellerische Thätigkeit, durch seine Poesie und Lieder. Er hat, selbst Dichter, die Hebräer zuerst zu einem „litteraten Volke" gemacht. Durch seine Festsetzung endlich des Rechtes der Propheten, dadurch daß er der Vorläufer des nachmaligen Prophetismus war. Von den in der Einleitung vorgewiesenen Elementen der hebräischen Poesie hatte der Verfasser beständig in die aus diesen Elementen sich entwickelnde Poesie vorgegriffen: umgekehrt führt ihn jetzt wieder der Nachweis von der dreifachen Wirkung Moses' ins Innere dieser späteren Poesie, um überall in ihr die Consequenz des Mosaischen zu zeigen. Vorblickend handelt er daher schon an dieser Stelle von dem poetischen Charakter der Propheten. Er knüpft an die Geschichte des Wüstenzuges die Rückbeziehungen, die sich in Psalmen und Propheten auf diese Geschichte finden; er schildert den Geist von Moses' theo-

---

[1]) „Hades und Elysium, oder Meinungen und Dichtungen verschiedener Völker vom Zustande der Menschen nach diesem Leben"; T. Merkur 1782, April, S. 3—32. Die beabsichtigte Fortsetzung unterblieb, und so wurde der Aufsatz als Fragment in der 6. Samml. der Zerstr. Bll. S. 95 ff. unter dem Titel: „Das Land der Seelen", mit geringen Veränderungen wieder abgedruckt, und ging von da in die SW. zur Philos. VIII, 125 ff. über.

kratischer Gesetzgebung, um diesen Geist und die Sprache dieses Geistes überall in der nachmosaischen Litteratur nachzuweisen; er beschäftigt sich mit dem Dichter Moses, um den Nachklang seines Dichtens in späteren Dichtungen bemerklich zu machen. Am Faden der Geschichte des Volks Israels schreitet sodann das Werk weiter. Es verweilt bei den poetischen Stellen im Buche Josua und der Richter, bei den Resten aus den „poetischen Jugendzeiten Israels". Excurse über die Verbindung von Musik und Tanz mit der Dichtkunst, angeknüpft an das Lied der Deborah; desgleichen über Fabel, Räthsel, Wortspiele, Assonanzen und Reime, angeknüpft an die Fabel Jothams, durchflechten das Historische. Von Samuel und dessen Prophetenschulen bahnt sich der Verfasser den Uebergang zu dem Psalmendichter David. Mit diesem gelangt die lyrische Poesie der Hebräer zu ihrem Glanz: „die zerstreute wilde Landblume ward jetzt als eine Königsblume auf den Berg Zion gepflanzt"; Musik und Dichtkunst werden zur Feier des Gottesdienstes geordnet — Davids Regierung ist die Periode der „klassischen Poesie der Ebräer". Auch hier indeß erscheint das Klassische dem Lobredner der Natur- und Volkspoesie nur bedingungsweise als ein Höchstes. Denn, meint er, was die Poesie an gottesdienstlicher, politischer, lyrischer Cultur gewann, das verlor sie an natürlicher Stärke. Er entwickelt nach allen Seiten hin das Wesen dieser Psalmenpoesie, er führt aus, wie Davids Lieder ein Document seiner Geschichte, diese Geschichte ein Document seiner Lieder sei, er versucht die Hauptarten der lyrischen Weise der Psalmen zu unterscheiden und dann wieder die Charaktere der einzelnen Psalmendichter auseinanderzuhalten. Dann lenkt er von David auf Salomon über und öffnet sich mit dem Hinweis darauf, welchen Einfluß die messianischen Psalmen auf die Stimme der Propheten gehabt, den Weg zu diesen. „Die reichen Gärten der alten Gottesorakel in Geschichte, Segenssprüchen und Psalmen liegen jetzt hinter uns; die gesammelte und verarbeitete Blüthe der Propheten vor uns." Dies der Punkt, an welchem er Halt macht. Er wird künftighin zeigen, wie die Propheten durch alle jene poetischen „Gottesorakel" nicht nur erweckt wurden, sondern wie sie dieselben zugleich geistiger, edler entwickelten. Und weiter zeigen, wie „Gott selbst noch ganz anders entwickelte", wie zuletzt, größer als der größte der Propheten, Christus erschien, der Gründer des ewigen, über die ganze Welt reichenden Himmelreichs. „Es ist," so heißt es in dem feierlich und begeistert ausklingenden Epilog unsres Werks, „das Einzige seiner Art, was je in der Welt geschah: was kein Weiser, kein Mächtiger hatte bewirken können; und dessen Folgen sich bis in die Ewigkeit breiten. Wir gehn dem Könige dieses Reichs entgegen; und die schöne Aue der Propheten führt uns zu ihm."

So schließt das Werk vom Geist der Ebräischen Poesie ähnlich wie Hamanns Aesthetica in nuce — mit einer Apostrophe an den, in dessen Namen sich alle Kniee beugen sollen. Und nicht etwa überraschend und unvermittelt nimmt das Werk nur zuletzt diesen theologisch-geschichtsphilosophischen

Aufschwung. Vielmehr, ganz wie in der Abhandlung über die Wirkung der Poesie, ist dem Verfasser auch hier wieder die hebräische Poesie in einem höheren Sinne göttlich als alle andre, die Geschichte des hebräischen Volks eine Geschichte höherer Bedeutung als jede sonst, und die uns erst den Sinn der Geschichte der Welt als einer göttlichen Veranstaltung erschließe. Wiederholt contrastirt er auch hier die hebräische gegen die griechische, römische, nordische Poesie. Jene allein zeigt, wie in den Auftritten der Natur so in den Begebenheiten des Menschenlebens, das zweckvolle Walten Gottes, sie allein ist schon in jenen ältesten Sagen, mit denen ihre Entwicklung beginnt, eine „Poesie der Freundschaft mit Gott" wie keine andre Poesie der Welt. Und nicht genug, daß er bei jeder Gelegenheit den grandiosen religiösen Sinn, die tiefe Frömmigkeit, die in diesen Sagen und Dichtungen sich ausspricht, mit warmer Bewundrung hervorhebt, sondern dieser fromme Sinn hat es ihm dergestalt angethan, daß ihm die Dichtung zur Wahrheit, die Sage zur Geschichte wird, die seinen eignen Glauben fesselt. Von der Aeltesten Urkunde zu den Theologischen Briefen, von den Theologischen Briefen zu dem Geist der Ebräischen Poesie erhält sich die unkritische Neigung, mit der poetischen Exposition der Patriarchensage die Apologie der ihr zu Grunde liegenden, von Gottes Führung des Menschengeschlechts zeugenden Thatsächlichkeit zu verbinden.

Aber doch nicht ganz auf demselben Boden stehen wir in diesem jüngsten wie in den beiden älteren Werken. Gegen Hamann hatte Herder den liberalen Wurf der Theologischen Briefe mit der nothgedrungenen Anbequemung an den Geist der Zeit entschuldigt. In entgegengesetztem Sinne nennt er es jetzt gegen Eichhorn das „Vehiculum seiner Freiheit", daß er in dem neuen Buche „nur von Poesie rede", und sagt er speciell von dem Zweiten Theil, es sei darin „vom heiligen mystischen Schleier so wenig Notiz genommen worden als möglich" [1]). In der That: der behauptete göttliche Ursprung der Sprache und Poesie, insbesondre der hebräischen, spielt in unsrem Buche eine sehr bescheidne Rolle. Frei, so erklärt er schon in einer der Ankündigungen des Buchs [2]), müsse die Untersuchung über den specifischen Werth gerade der biblischen Poesie angestellt werden; der göttliche Ursprung dürfe nicht als Prämisse auftreten, sondern nur freiwilliges Resultat werden. Kurz genug findet er sich mit jener mystischen Vorstellung in dem Buche selbst ab. Da die älteste Geschichte des menschlichen Geistes uns in diese göttlichen Einflüsse keinen Einblick gewährt hat — „so betrachten wir," sagt er, „den Ursprung der Poesie nur menschlich". Und er hält Wort damit. Nur als ein Stück Litteraturgeschichte, gleich der andrer Nationen, gilt ihm die Bibel, wenn er doch in ihr nur Trümmer der hebräischen Litteratur und Poesie erblickt. Schöner als in dem Buche von der hebräischen Poesie hat er seinen

---

[1]) An Hamann, Ham. Schr. VI, 173; an Eichhorn C, II, 280 und 278.

[2]) In der SWS. XII, 403 Anm. 2 mitgetheilten Nachschrift des 52. Theol. Briefs.

alten Grundsatz, daß man die poetischen Bilder und Empfindungen keines Volks und keiner Zeit nach dem Regelmaaße eines andren Volks und einer andren Zeit zu beurtheilen oder zu tadeln habe, nirgends ausgesprochen und nirgends bewährt. Es ist die nationale Bedingtheit gerade dieser Poesie, die er in einem besondren Capitel von den „Gründen ihres subjectiven Ursprungs" hervorhebt, um sie als die Poesie eines Hirtenvolks, eines abgeschlossenen Stammes voll Geschlechtsstolz, mit früh entwickelter Schrift, zu charakterisiren. Individuell-menschliche Empfindungen und Gesinnungen findet er in der Davidischen Psalmenlyrik ausgesprochen, und ausdrücklich warnt er, daß man dieselben nicht sogleich als Muster von Heiligkeit „in alle Welt verschwemmen dürfe"; denn: „wer Alles in überirdischem Glanze sehen will, sieht zuletzt gar nichts." Nicht in überirdischem, sondern nur in poetischem Glanze erblickt und zeigt er alle diese Schriften. Freilich, eben die Intensität dieses poetischen Blicks trägt die Schuld, daß er immer wieder in unkritische Illusionen hineingeräth, einem Zuschauer gleich, der von der auf der Bühne vor sich gehenden Handlung so überwältigt wird, daß ihm das Spiel zur Wirklichkeit wird. Wohlgemerkt jedoch: einem Anderen diese Illusionen aufzureden ist ganz und gar nicht seine Absicht. Nicht sowohl mit dem Unglauben als mit der Unpoesie hat er es diesmal zu thun. Wie in den Theologischen Briefen die Betonung des Geschichtlichen, so wird, viel wirksamer und natürlicher noch, in unsrer Schrift der poetische, schon durch den Titel so bestimmt ausgesprochne Gesichtspunkt zum „Vehiculum seiner Freiheit". Die schillernde Unbestimmtheit seiner theologischen Auffassung mag einen Geist, dem Klarheit das erste Bedürfniß ist, zur Verzweiflung bringen, wie sie in den Theologischen Briefen den gläubigen Lavater geängstigt hatte: die erfreuliche Seite daran ist die damit verbundne Weitherzigkeit der Gesinnung. Mit einem „Vielleicht" und „Muthmaaßlich" wird die Hypothese der Aeltesten Urkunde wiederholt; der Erzählung vom Paradiese liegt nach der Meinung Herders unzweifelhaft „irgend eine wahre Begebenheit der Urwelt" zum Grunde; all' die Sagen der Genesis sind für ihn Erzählungen von Thatsachen, in die sich Poesie nur „eingemischt" hat: allein fast ausschließlich um eben diese eingemischte Poesie, um den allgemeinen poetischen Charakter, den inneren Sinn der Erzählungen ist es ihm diesmal zu thun. „Wir sind," sagt er ausdrücklich, „hier keine Retter der Geschichte;" „wir lassen," heißt es weiter so bezeichnend wie möglich, „die Tradition als eine Sage der Urwelt schweben und betrachten bloß, was sie als Wurzel der Poesie hervorgebracht habe." Nicht von irgend einem theologischen, sondern vom ästhetisch-litterarhistorischen Standpunkt aus weist er gleich sehr die albernen orthodoxen Dogmatisirungen wie die geschmacklosen rationalistischen Deutungen jener alten kindlichen Sagen ab. Immer wieder erklärt er, daß er sie in demselben Geiste lesen will, in dem sie entstanden und gedichtet sind, daß er, unberauscht von Glossen und geheimer Bedeutung dem simplen Ursinn jener Dichter nahen und die Götter-

sprüche derselben im Gesichtskreise der ältesten Zeit hören wolle. „Gesetzt" wir hätten nur eine Fabel vor uns, „gesetzt," dies und jenes Wunderbare wäre nur poetische Einkleidung — ihm gleichviel! es thäte nichts zur Sache! In dem poetischen Bericht von dem Zuge in der Wüste und der Sinaitischen Gesetzgebung mag Wunderbares und Natürliches zusammengeflossen sein — „warum müßten wir entscheiden?" so frägt der Verfasser, der eben in erster Linie nicht apologisiren, nicht kritisiren, sondern Poetisches poetisch verständlich machen will. Und für diese Liberalität eben bot sich ihm anfangs der Dialog zwischen dem Starkgeist Alciphron und dem Rechtdenker Eutyphron, in welchem sich jener als einen so belehrsamen Gegner zeigt, daß er zuweilen diesen nur ablöst, als eine den Gegensatz der Meinungen abschleifende und vermittelnde Form dar. Alciphron und Eutyphron sind so gute Freunde wie in des Verfassers eigner Denkweise Rationalismus und poetische Auffassung verträglich nebeneinander bestehen. Auch da, wo gegnerische Ansichten wie die von Michaelis bestritten werden, ist der Streitton außerordentlich gedämpft. Die Vorwürfe Alciphrons gegen den Charakter des jüdischen Volks werden mit milden Worten zurückgewiesen, und auch der boshafte Witz der Deisten soll durch „sanfte Erwiderung" beschämt werden. So hochfahrend und höhnisch die Vorrede zur Aeltesten Urkunde, so zahm und bescheiden die zum Zweiten Theil der Ebräischen Poesie —: „Wissentlich habe ich Niemand beleidigt, auch mit keinem Worte über Jemanden abgeurtheilt. Ich lasse Jedem seinen Kranz von Verdiensten, ich sammle nur Aehren zum Nutzen und etwa Blumen zum Vergnügen."

Darf man sich so in jeder Weise der liberalen Haltung dieser jüngsten und größten Herderschen Bibelarbeit erfreuen, so wird man darin zugleich den wohlthätigen Einfluß vielseitigerer persönlicher Beziehungen erkennen dürfen, deren Mangel zu gutem Theil die Härte der Bückeburger Schriften verschuldet hatte. Besonders eine dieser persönlichen Beziehungen ist der Ebräischen Poesie zu gute gekommen. Im Gegensatz gegen Michaelis war der Verfasser der Aeltesten Urkunde nahezu zum Zeloten geworden: durch die wissenschaftliche Denkweise von Michaelis' bedeutendstem Schüler fand sich der Verfasser der Ebräischen Poesie zu immer freierem Schalten mit den ihm noch anhaftenden alttheologischen Voraussetzungen fortgezogen. Im Sommer 1780 zuerst war der Weimarische Generalsuperintendent in Berührung mit dem seit 1775 als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen in Jena angestellten Eichhorn gekommen und hatte den „freien, ehrlichen Mann" hochschätzen gelernt [1]. Bei öfterem Wiedersehn und im brieflichen Austausch befestigte sich das Verhältniß. Herder war nicht müßig, als es sich im Jahre 1783 darum handelte, zu verhindern, daß Eichhorn durch eine Berufung nach

[1]) Herder an Eichhorn, 9. September 80. Auch das Folgende nach dem C, II, 269 ff., allerdings mit einzelnen Auslassungen abgedruckten Briefwechsel.

Wien der Universität Jena und damit, wie Herder die Sache faßte, „der ganzen protestantischen, d. i. freien Kirche" entzogen werde. Eichhorns Zustimmung zu dem Standpunkt der Theologischen Briefe und dem Urtheil über Lessing war ihm wichtig und beruhigend. Und nun begegnete er sich mit dem gelehrten Orientalisten auf demselben Gebiete der Untersuchung. Er ist bereits an der Ebräischen Poesie, als ihm Eichhorn den Ersten Theil seiner Einleitung ins Alte Testament zuschickt; auch der Zweite Theil liegt ihm beim Abschluß seines Anfangsbandes vor. Gleichzeitig rücken beide Werke vor; sie werden wie im Wetteifer und in fruchtbarstem Wechseleinfluß geschrieben. Seinen eignen Lesern rühmt Herder das Werk des Freundes als „die erste Einleitung, wo sich Geschmack und Gelehrsamkeit in gleichem Grade vereinigt", und dieser wieder verkündigt in warmen Worten das Lob der Herderschen Arbeit. In beiden Werken das gleiche Bestreben, die biblischen Bücher in das Licht geschichtlichen Verständnisses zu rücken und sie, gegenüber der Beschränktheit des kirchlichen wie des deistischen Vorurtheils, nach den Anschauungen und der Denkart der alten Welt zu erklären. Dabei ist die umfassendere Gelehrsamkeit, das genauere Eingehn in Einzelheiten auf Seiten Eichhorns, der größere Reichthum an Ideen, die lebendigere, auf das Ganze der geschichtlichen Entwicklung gerichtete Anschauung auf Seiten Herders. Jener ist kritischer gestimmt, aber zugleich in Gefahr, den religiösen Gehalt der biblischen Schriften zu verflüchtigen: dieser so voll Hingebung an die Poesie dieser Schriften, daß darüber die eigentlich kritischen Fragen für ihn ihr Gewicht verlieren. Jeder von Beiden hatte von dem Andern zu lernen. Für den tieferen Geist der Betrachtung und die leitenden Gesichtspunkte war der Verfasser der Einleitung dem Verfasser der Ebräischen Poesie verpflichtet: dieser wieder mochte durch das strenger wissenschaftliche Verfahren und die nüchternere Untersuchungslaune jenes vor den unwillkürlichen Trübungen sich gewarnt fühlen, in die sein lebhaftes Gefühl, seine Phantasie, ja, seine praktische Stellung zu den heiligen Büchern ihn hineingerathen ließ. Die Briefe beider Männer sind beredte Zeugnisse für diese gegenseitige Einwirkung. Eichhorn wird nicht müde zu bekennen, daß er seinen Geist an den Ideen des Andern nähre, und Herder, voll Bewunderung „der Schätze von Wissenschaft, Kritik und Geschmack", die er in dem Werk des Freundes gefunden, fühlt sich eben durch ihn, den „lieben Ketzer", wie er ihn einmal nennt, in die Stimmung versetzt, bei der Fortsetzung seiner Arbeit den „mystischen Schleier" immer mehr zurückzuschlagen. Er faßt die Summe seines Verhältnisses zu ihm nach der Lectüre von Eichhorns Drittem Bande in einem merkwürdigen Geständniß zusammen. „Trefflich," so schreibt er ihm, „haben Sie mir eine Reihe Gedanken vorweggenommen wie ich's Ihnen gethan hatte, und das ist mir kindische Freude. Wahr oder falsch, wir arbeiten doch, und arbeiten gemeinschaftlich und laufen nach Einem Ziele. Sie mit unendlich mehr Gelehrsamkeit, das versteht sich, und auch mit mehr Freiheit, da ich, meinem Stande

nach, doch immer wägen muß und die lindeste Einkleidung, die leiseste Vorstellungsart suchen."

Dankbar nennt die Geschichte der biblischen Wissenschaft die Namen Herder und Eichhorn zusammen. Sie mag daneben an den Arbeiten Beider die gleichen Schwächen rügen: die mangelnde Sicherheit der kritisch-historischen Grundlage, das kecke Zufahren, das voreilige Construiren, das Uebersehen des Einzelnen, das Leichtnehmen des Schwierigen. Mit ihrer peinlicheren Methode und all' ihren fortgeschrittneren Einsichten steht die heutige Forschung nichtsdestoweniger auf den Schultern dieser Vorgänger und hat alle Ursache, über die Irrthümer derselben aufs Billigste zu urtheilen. Durch Herder allererst ist die sacra poesis Hebraeorum, an welche Lowth nur erst den Maaßstab einer willkürlichen Poetik angelegt hatte, als eine eigenartige und unvergleichliche erkannt, durch ihn allererst die Bibel als ein um ihres menschlich wahren, poetisch ergreifenden Inhalts wegen göttliches Buch zu neuen Ehren gekommen; durch ihn allererst die Geschichte der Alttestamentlichen Poesie in Eine Linie mit der Litteraturgeschichte andrer Nationen gerückt, und der Versuch gemacht worden, den Gang ihrer Entwicklung und den der Entwicklung des hebräischen Volks wechselseitig durcheinander zu beleuchten. Es ist lediglich die sorgfältigere, behutsamere Durchführung dieser großen Intentionen, wodurch es gelungen ist, ihn und seinen gelehrten Mitarbeiter zu überflügeln. Unendlich haben sich seitdem die kritischen Reagentien verfeinert, durch deren Anwendung ganz andre Aufschlüsse über die Entstehung des Pentateuch und der übrigen Alttestamentlichen Schriften möglich geworden sind; es mag, wenn doch während des letzten Menschenalters gerade diese Forschungen in ein ganz neues Stadium getreten sind, von der Herderschen Geschichte Israels, israelitischer Religion und Poesie kein Stein auf dem andern bleiben: — den Blick dafür befreit, die Aussicht dahin erweitert zu haben, bleibt darum nicht weniger sein unvergängliches Verdienst. Und noch andre köstlichere Früchte hat er als congenialer Dolmetscher der Alttestamentlichen Poesie noch unzweifelhafter dem Boden der Forschung entlockt. Er hat unsrer vaterländischen Poesie aus den erschlossenen Quellen des Orients ebenso wie aus denen der Volkspoesie neue Töne, neue Stimmungen und neue Formen zugeführt. Es ist ein weiter Weg von Klopstocks orientalisirenden Dichtungen zu den Liedern und Bildersprüchen von Goethes Westöstlichem Divan: auf der Mitte des Weges liegt Herders Ebräische Poesie, seine Uebersetzungen biblischer Stücke, seine jüdischen Fabeln und Dichtungen, seine Blätter der Vorzeit, seine aus morgenländischen Dichtern gesammelten Blumen. In den Noten zu dem Westöstlichen Divan stehen daher mit Recht abermals die Namen Herders und Eichhorns gepaart. Der Dichter erinnert sich der Epoche, wo diese Beiden ihm und den Zeitgenossen das Verständniß der Bibel als der ältesten Sammlung orientalischer Poesie erschlossen hätten, und er vergleicht den Genuß, der ihm dadurch geworden, dem „reinen orientalischen Sonnenaufgang".

VII.

Nach der Arbeit.

Mit der Vollendung des Zweiten Theils der Ebräischen Poesie hatte Herder eine ebenso bedeutende wie anstrengende Leistung hinter sich. Es war hohe Zeit, daß er sich endlich einmal eine größere Erholung gönne. Eine fünfwöchige Reise, bei der es ebensosehr auf Naturgenuß wie auf Menschenverkehr abgesehen war, bezeichnet äußerlich den Abschnitt in seinem Weimarer Leben, der innerlich durch eine neue Wendung seiner geistigen Interessen und seiner schriftstellerischen Thätigkeit bezeichnet ist.

Wie oft schon hatte er sich danach gesehnt, die Luft einmal gründlich zu wechseln! Alljährlich seit dem Pyrmonter Aufenthalt im Frühjahr 1777 war wenigstens ein Besuch bei Gleim ins Auge gefaßt worden, und Gleim, der gerade während jener Pyrmonter Wochen in Weimar gewesen war, wurde nicht müde, den Freund nach Halberstadt zu entbieten oder ein Zusammentreffen am dritten Ort in Vorschlag zu bringen. Bald war es die Kränklichkeit seiner Frau, bald eigne Unpäßlichkeit, bald hunderterlei andre Fesseln, die es beim besten Willen nicht dazu kommen ließen [1]). „Nur ich muß wie ein stipes in terra stehn bleiben," so klagte er wohl, wenn er Andre reisen sah, oder ein andermal, als wieder einmal aus der geplanten Reise nichts geworden war: „ich soll hier sterben und verderben, so wills das Schicksal!" [2]) Kaum daß er zweimal, im Juni 1780 und im August 1782, sich und den Seinen einen kurzen Aufenthalt in den Bergen von Ilmenau hatte gönnen können [3]). Nun jedoch, im Frühjahr 1783 sollte es Ernst werden. „Mein Mann hat die Fittige ausgespannt und will sich aus unserm Thal erheben," so kündigte Caroline (C, I, 85) schon vier Wochen vorher ihren Mann bei dem Halberstädter Freunde an. Mit dem Besuch bei Gleim sollte sich eine Reise in den Harz verbinden, und endlich wollte er die Stätte wiedersehn, die ihm in jungen Tagen durch die mit Claudius geschlossene Freundschaft lieb geworden war. Es gab in Hamburg nebst Klopstock, den persönlich kennen zu lernen ein alter Wunsch von ihm war, noch manchen Andren, den zu sehen oder wiederzusehen ihm wichtig war, und Claudius, mit dem der Briefverkehr etwas ins Stocken gerathen war, hatte ihn wiederholt so herzlich nach Wandsbeck in sein neu erworbenes, geräumiges Haus geladen [4]). Einen

[1]) Die Belege giebt der Gleim-Herdersche Briefwechsel C, I, 12 und weiter von Carolinens Brief, 3. November 78, bis zu dem vom letzten October 82.

[2]) An Hamann, Juni 80, Ham. Schr. VI, 134 und an Gleim, 25. April 82, C, I, 80.

[3]) Die eben citirte Stelle an Hamann, und Caroline an Gleim, 8. Januar 81 (C, I, 71), spricht von dem ersten; Herder an Gleim, Ende August 82 (a. a. O. 82), und Caroline an J. G. Müller Ende Juli (nicht Anfang August, wie Gelzer XIV, 98 datirt) 82 von dem zweiten Ilmenauer Aufenthalt. Letzterer, mit allen Kindern und der ganzen Wirthschaft unternommen, dauerte vom 1. bis 16. August.

[4]) Claudius an Herder, 2. Januar und 17. April 82.

weiteren Reiz bekam der Reiseplan dadurch, daß um dieselbe Zeit auch Herr und Frau von Schardt über den Harz nach Hamburg gehn wollten. Frau Caroline freilich hatte die ernstesten Ehehaften, aber dafür wurde noch in der letzten Stunde beschlossen, daß der neunjährige Gottfried, der älteste der Knaben, den Vater begleiten sollte. Voll froher Aussicht auf eine lange Reihe guter und freier Tage, in der sonnigsten Reiselaune brach Herder am 30. April von Hause auf [1]).

Es waren Stunden ungetrübter Muße, die er in dem Hause hinter dem Halberstädter Dom verbrachte. Gleim rückte mit seinem besten Schatz, den tausend Briefen, die er von Kleist besaß, heraus, und Herder lieh gerne den Liedern und Fabeln des alten Grenadiers ein kritisches Ohr. Die übrige Halberstädter Gesellschaft war freilich nicht so ganz nach seinem Geschmack, aber die Aussicht, daß Schardts nachkommen würden, ließ ihn von Tag zu Tag den Bitten seines freundlichen Wirths zum Bleiben nachgeben. Wir hören von einer Partie nach dem Stubenberg und, nach der Ankunft der Schardts in Blankenburg, von einer andren nach der Roßtrappe. Welchen Antheil dabei erst die Erwartung, dann die Gegenwart der Freundin aus Weimar an der gehobenen Stimmung des Reisenden hatte, ist früher berichtet worden. Erst am Morgen des 18. Mai reiste Herder, den Schardts voran, von Blankenburg nach Braunschweig weiter [2]). Hier hat er „zwei kurze aber bekanntschaftsvolle Tage“ in Gesellschaft der Ebert, Eschenburg, Leisewitz, Schmidt verlebt. Fast wurde ihm „der zuvorkommenden Höflichkeiten“ zu viel; vor Allem erzeigte ihm Abt Jerusalem, der ihn auch bei Hofe vorstellte, ungeachtet der entgegengesetzten Beziehungen Beider zu den Berlinern, die freundschaftlichste Aufmerksamkeit. Die persönliche Bekanntschaft vollendete die Umstimmung zu Gunsten des Verfassers der Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, nachdem schon die Theologischen Briefe den philosophischen Kenntnissen und dem politischen Blick desselben hatten Gerechtigkeit widerfahren lassen [3]). Aber schon drängte die Unruhe des Reisenden weiter. In Hamburg hoffte er mit Schardts wieder zusammenzutreffen, ja auch Gleim hatte versprochen, sich dort einzufinden. Ein Fußleiden nöthigte den guten Alten daheimzubleiben, und nur im Geiste durfte er sich in den Hamburger Zirkel zu Klopstock, Claudius, Voß, Reimarus versetzen. Was ihm Herder darüber berichtete, ist leider für unsere Wißbegierde zu wenig. Acht Tage lebte er bei Claudius in Wandsbeck; bei aller Herzlichkeit des Verkehrs werden dennoch beide Freunde inne geworden sein, daß ihre Ansichten in den letzten sieben Jahren, seit man sich nicht gesprochen, in entgegengesetzter Richtung auseinandergegangen seien. Herder hatte dem Freunde nicht vorent-

---

[1]) Caroline an J. G. Müller in einer bei Gelzer fehlenden Stelle des Briefs vom 5. Mai 83. Herder an Frau v. Schardt, 29. April, bei Düntzer, Zwei Bekehrte, S. 310.

[2]) Gleim-Herderscher Briefwechsel C, I, 86 ff. Nr. 59 bis 65, und oben S. 46 ff.

[3]) An Gleim, Nr. 64 und 67.

halten, daß er seinen Geschmack an dem mystischen Buche von St. Martin, des erreurs et de la vérité, nicht theile, und Claudius hatte nach der Lectüre der Theologischen Briefe sich über die Ausfälle gegen seine geliebten Mystiker und Schwärmer beklagt [1]). Nach dem Besuche in Wandsbeck muß Herder an Hamann geschrieben haben, daß ihm Asmus in seinem Vierten Theile merklich zu altern scheine [2]); wenn Asmus demnächst in den Herderschen Seelenwanderungsgesprächen mehr Geist als lautere Wahrheit und in dem Charikles der Gespräche sich selbst, nur „gar zu dumm", vorgestellt finden wollte, so deutet auch das auf die Eindrücke, die man diesmal von einander empfangen hatte; am beredtesten aber spricht der Umstand, daß auch nach dem Wiedersehn Herder den Briefverkehr mit dem Wandsbecker seiner Frau überließ. Die Zeit, da er mit Niemand lieber als mit Claudius zusammenzuleben sich gewünscht hatte, war vorüber [3]).

Mit andren Empfindungen als jetzt würde er wohl auch den Sänger des Messias am Ende der sechziger oder am Anfang der siebziger Jahre gesehn haben. Wie einsichtig er indeß über den Werth des großen Epos, zumal seit es vollständig vorlag, geurtheilt hatte, wie richtig er die Schwäche der dramatischen Fehlversuche Klopstocks erkannte, wie wenig er aus der Gelehrtenrepublik zu machen wußte, und wie kindisch ihn die orthographischen Neuerungen Klopstocks dünkten, ja, wie hart er sich bei Gelegenheit der Hamannschen Angriffe dagegen über Klopstock als einen „übersatten, in seinem Selbstruhm und Dünkel verschrumpften Philipp Zesen" [4]) ausgesprochen hatte — noch immer sah er in ihm das erste lyrische Genie, und erst kürzlich noch, in den Theologischen Briefen (I, 340), hatte er ihn den größten Hymnendichter, in der Ebräischen Poesie (II, 343. 345) den Assaph unsres Volks genannt, der den Deutschen zuerst den wahren Ton der Psalmen näher gebracht habe. Noch immer daher mußte es ein Ereigniß für ihn sein, dem Manne gegenüberzustehn, dessen Empfindungen so oft die seinigen gewesen waren, dessen Sprache und Verskunst er zu einem Gegenstand des Studiums gemacht, dessen Oden er auswendig wußte, dem viele seiner eigenen poetischen Versuche nachgebildet worden waren, ja, dessen Dichterwerth der Leitstern seiner aus demselben Geiste der Empfindung geborenen ästhetischen Kritik gewesen war. In der That, der große Kritiker verdankte dem großen Dichter aus dem langen und intimen Verkehr mit seinen Werken so viel, daß, als sie einander so spät, der Vierzigjährige den Sechzigjährigen, umarmten, die persönliche Bekanntschaft dem Jüngeren keine neue Frucht, keinen Zuwachs an Einsichten oder An-

---

[1]) Herder an Knebel, in Knebels litterar. Nachlaß II, 264; Claudius an Herder A, I, 427.

[2]) Hamann an Herder, Ham. Schr. VI, 350.

[3]) Claudius an Herder, 13. December 83, A, I, 430; Herder an Jacobi, aus Wandsbeck, 29. Mai 83, in Jacobis Werken III, 473.

[4]) Ham. Schr. VI, 118 und 132 (nach dem Manuscript).

schauungen eintragen konnte. Herder durfte aus dem Hause des Altmeisters der deutschen Dichtung die freundlichste Erinnerung an den verehrten Mann und an die Gastfreundschaft, die ihm hier geworden, wo des Dichters Nichte Frau von Winthem als Muse seelenvollen Gesanges waltete, mit sich nehmen. Erst nachträglich sollte die auf den Ruhm des Messiassängers leidenschaftlich eifersüchtige Frau einen Schatten auf diese Erinnerung werfen. Sie war durch einen Dritten auf die beredte gegen die Verwandlung der evangelischen Geschichte in epische Dichtung gerichtete Ausführung im 19. der Theologischen Briefe aufmerksam gemacht worden, die nicht mehr und nicht weniger als eine vernichtende Kritik auch der Klopstockschen Epopöe bedeutete. Sie fand mit Recht die Wendung etwas seltsam, mit der der Verfasser nun doch über den Messias urtheilen zu wollen ablehnte, und es war verzeihlich, daß sie nicht begriff, wie diese Ansicht mit aufrichtiger Bewunderung der Dichtergröße Klopstocks sich sehr wohl vertrage. Genug, sie machte aus ihrer Befremdung kein Hehl und legte es in einem längern Briefe Herder nahe, sich wegen seines zweideutigen Verhaltens zu verantworten [1]). Es ist die wahrscheinlichste Annahme, daß Herder die Anklageschrift still bei Seite gelegt hat; zwölf Jahre vergingen, ehe Klopstock von Neuem mit ihm anknüpfte, in einer Periode, in der Herder eine im Vergleich zu dem Anfang der achtziger Jahren völlig veränderte Stellung zur zeitgenössischen Litteratur einnahm.

Im Uebrigen genoß Herder in Hamburg doch weniger als er sich vorgenommen hatte. Er hat damals unter Anderm mit Büsch verkehrt, aber weder die Stolberge noch Elise Reimarus gesehen [2]). Es war immer seine Weise, daß er in der Heimath nach der Fremde, in der Fremde, rasch übersättigt von den hastig aufgenommenen Eindrücken, nach der Heimath verlangte. Er spricht diesmal selbst davon, daß eine plötzliche, ihm unerklärliche Unruhe ihn von der Elbe weggetrieben, so daß er eine Reihe von Menschen nicht gesehen habe, die zu sehen er dahin gereist sei. Auch unterwegs ließ ihn der unruhige oder, wie er zu verstehen giebt, der ahnende Geist nicht weilen; bei Gleim sprach er zwar wieder vor, aber nur im Fluge. Als er am Abend des 6. Juni endlich nach Hause kam, ward ihm ein Sohn auf den Armen entgegengetragen. Am 1. des Monats, gerade als er auf der Lüneburger Haide „schwebte“ und „einen sonderbaren Tag in seiner Seele hatte“, war ihm der Knabe — Emil Ernst Gottfried — geboren worden [3]).

---

[1]) Der Brief vom 2. September 83, Antwort auf Herders Dankbrief an Klopstock, vom 3. Juli (bei Lappenberg, S. 310) liegt mir handschriftlich vor.

[2]) Hamann an Herder, Schr. VI, 347; F. Stolberg an Herder *9. Juni und 10. August 84; Jacobi an Elise Reimarus, 21. Juli 83, Auserl. Briefwechsel I, 365.

[3]) An Klopstock, 3. Juli 83; an Jacobi, 6. September 83; an Gleim, 8. Juni 83.

Sechstes Buch.

Herder auf dem Höhepunkt seines Wirkens.



Erster Abschnitt.

Die Ideen zur Philosophie der Geschichte.

I.

Grund, Anlaß und Beginn der Arbeit.

Wer es versuchte, die Hauptperioden von Herders Leben durch je eine der in ihnen entstandenen größeren Schriften zu bezeichnen, der würde für die Rigaer Zeit etwa die Fragmente, für die Bückeburger Zeit die Aelteste Urkunde, für das erste Drittel der Weimarer Zeit den Geist der Ebräischen Poesie nennen. Erschöpfend indeß würde die Bezeichnung in keiner Weise sein; eine Reihe andrer bedeutender Arbeiten würde immer mit gleichem Rechte in Frage kommen. Für die treffende Bezeichnung des Jahrzehnts, in welches wir jetzt hinüberrücken, giebt es keine Wahl. Es ist die Zeit der Ideen zur Philosophie der Geschichte. Die Abfassung dieses Werks erstreckt sich fast durch die ganze Dauer des neuen Zeitraums. Dasselbe steht aufs Bestimmteste im Mittelpunkte der geistigen Arbeit Herders während dieser Jahre. Was er gleichzeitig noch sonst hervorbringt, bezieht sich entweder auf jenen Mittelpunkt oder ist erholende Nebenarbeit. Unzweifelhaft sind die „Ideen" überhaupt Herders größte und durchgearbeitetste schriftstellerische Leistung, der weder an Umfang noch an durchgehaltener Formvollendung irgend eine andre gleichkömmt. In der Reife der männlichen Jahre geschrieben, ziehen sie eine Summe seines geistigen Lebens und Strebens, an deren Darlegung er jede Kraft setzte, die zu seiner Verfügung stand.

Denn blicken wir zurück. Ueberall, auf dem Boden der Sprach- und Kunsterklärung wie auf dem der Seelenlehre, nicht minder als Kritiker und Litterarhistoriker wie als Theolog und Bibelausleger — überall war er auf genetische Erklärung geistiger Erscheinungen aus ihrem Naturboden, auf sinniges Nachempfinden und Nachverstehen alles Menschlichen ausgewesen, um Natürliches und Menschliches zuletzt als Offenbarung Gottes zu verehren. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit hatte er in allen seinen

Schriften ausgestreut: das Werk, dem er ausdrücklich diesen Titel gab, vervollständigte nur das Stückwerk seiner Schriftstellerei zum Ganzen. So oft sich, schon in jungen Jahren, sein Geist zum Ausblick auf ein letztes Ziel all' seiner Gedankenanläufe erhoben hatte, so oft hatte ihm dasselbe als eine „Geschichte des menschlichen Verstandes" oder als eine „Universalgeschichte der Bildung der Welt" vorgeschwebt. Wenn es für Andre ein unabweisliches Bedürfniß ist, alles Sein folgerichtig für den Verstand aus einem obersten Sein abzuleiten, so stellte sich diesem Manne mit seinem beweglichen Empfinden die Mannigfaltigkeit des Daseienden als ein zusammenhängendes Werden dar, das aus einem thätigen Grunde und einem abschließenden Ziele heraus verstanden werden müsse. Ihm war, ihm wurde unter der Hand die Welt Geschichte, seine Weltanschauung Geschichtsanschauung, seine Philosophie eine Philosophie der Geschichte. Der Gedanke, so sagt er uns selbst in der Vorrede zu seinem Werke, ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen, eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte, sei ihm oft schon in den frühen Jahren gekommen, da die Auen der Wissenschaften noch im vollen Morgenschmuck vor ihm gelegen. Metaphysik und Moral — er hätte Psychologie und Aesthetik hinzufügen können — Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten habe ihn daran erinnert. Die Religion am meisten. Damit verräth sich das enge Band, durch das die Geschichtsphilosophie Herders und damit sein wissenschaftliches Interesse insgesammt mit seinem lebendigen Gottesglauben zusammenhängt. Auf geschichtlicher Anschauung und Empfindung ruhen seine theologischen Ueberzeugungen, die sich ebendeshalb mit seinen litteraturgeschichtlichen Blicken so natürlich vermitteln: auf der Ueberzeugung hinwiederum, daß der Gegenstand der Religion die geschichtlich überlieferten Thaten Gottes seien, ruht seine Geschichtsphilosophie. Herder der Theolog und Herder der Geschichtsphilosoph ist Eins. Wo sie auseinandergehn oder gar mit einander in Streit gerathen, da geschieht es, weil beide nur suchend ihr Werk treiben; zuletzt treffen sie doch in dem Grundgedanken zusammen, daß der weise und gütige Einrichter des Weltalls auch in die Bestimmung und Einrichtung unsres Geschlechts, in die Ordnung der Zeiten wie in die der Räume einen allweisen und allgütigen Plan gelegt haben müsse.

Ganz unter der Herrschaft des theologischen Gedankens stand die kleine geschichtsphilosophische Schrift vom Jahre 1774 mit ihrer freilich nur angedeuteten Perspective auf die Lösung des weltgeschichtlichen Dramas durch das kommende Reich Christi. Sie war als unvollendete Skizze stehen geblieben, während das Positive dieser Geschichtsansicht den Anfang einer breit angelegten Ausführung in dem theologischen Hauptwerk jener Periode, in der Aeltesten Urkunde gefunden hatte. In der vertiefenden Wiederaufnahme und Durcharbeitung älterer Themata kam jetzt die Reihe an das geschichtsphilosophische

Thema. Wie in den Theologischen Briefen und der Ebräischen Poesie die religiösen und biblischen Fragen in weiterem Umfange von Neuem angefaßt und in geläuterter Weise selbständig behandelt worden waren, so war dieselbe Umbildung jetzt dem abschließenden Grundmotiv der Herderschen Schriftstellerei zugedacht. Die fundamentalste und umfassendste von Herders Tendenzen erfuhr die gründlichste Läuterung, die gediegenste und reichste Ausführung: in den Ideen zur Philosophie der Geschichte tritt der theologische Gedanke unter die Herrschaft des geschichtlichen. Die geschichtliche Betrachtung, auch auf die Natur ausgedehnt, läßt die Naturgeschichte zur Basis der Menschengeschichte werden, so zwar, daß dieser Weg, indem er von Gott abzuführen scheint, zuletzt zu Gott zurückführt.

Für „eine seiner herrlichsten Sachen" sah Herder selbst den „Beitrag zur Philosophie der Geschichte" an, und eine neue mit einem zweiten Theil vermehrte Ausgabe des Büchleins gehörte daher zu den schriftstellerischen Vorsätzen, die er schon im September 1777 dem Rigaer Verleger ankündigte. Es war eben überhaupt seine Absicht, seine „nackt ausgestoßenen Kinder neu zu kleiden," d. h., wie er ein andermal sagt, seine „unreifen Jugendarbeiten aus der Welt zu bringen oder sie in einem erträglicheren Lichte zu zeigen" [1]). Der Verleger freilich hätte noch lieber die Aelteste Urkunde vollendet oder die Fragmente wieder vorgenommen gesehen. Von den übrigen in seinem Verlage erschienenen Schriften jedoch war die Geschichtsphilosophie am besten gegangen. Sie war zu Anfang der achtziger Jahre vergriffen und wurde doch viel verlangt. Befragt und unbefragt daher mahnt er den Freund an diese Arbeit, und zwar mit doppelter Dringlichkeit, da dieser inzwischen mit einigen andern Verlagsartikeln ihm untreu geworden war [2]). Je lebhafter indeß Herder die Unvollkommenheit des Schriftchens „in seiner ersten armen Gestalt" fühlte und je fleißiger er in all' den Jahren „Facta zu dieser seiner Lieblingsphilosophie gesammelt hatte", umsoweniger konnte ihm die Umarbeitung rasch von der Hand gehn: — kein andres Werk hat ihm auch nur annähernd so viel Zeit und Anstrengung gekostet. Von der Größe der Aufgabe angezogen, und da ihn doch der Verleger so sehr um die neue Ausgabe „peinigte", machte er sich Ende October 1782 an die Arbeit. Es ist oben erzählt, unter welchen Umständen und inneren Antrieben es geschah, und wie sich der erste Entwurf mit der Fortsetzung der Ebräischen Poesie kreuzte, die denn doch zunächst den Vortritt erlangte. Nicht länger jedoch als bis zur Vollendung

---

[1]) An Gleim, letzten October 1782; an Heyne 9. Januar 1786.

[2]) „Sowohl beim Verleger wie beim Verfasser vergriffen," heißt es October 1783 (C, II, 286). Schon fünf Jahre zuvor waren, nach der ungedruckten Antwort Hartknochs auf Herders Septemberbrief, (vom 15./26. Oct. 1777) nur noch 54 Exemplare auf Lager. Die weiteren Verhandlungen zwischen Autor und Verleger beginnen mit des Ersteren Brief vom 8. April 1781 und setzen sich fort in des Letzteren Erwiderungen vom 6. Mai 81, 24. Juli und 4. September 82.

des Zweiten Theils. Denn nun läßt ihm der größere Plan keine Ruhe mehr. Seit seiner Erholungsreise im Frühjahr 1783 lebt er ganz in demselben. Eine Welt von Ideen, so schreibt er an Jacobi, schwebe ihm darüber im Kopfe, aber, leider! auch nur im Schattentraume[1]). Der Ausdruck ist höchst bezeichnend; er vergegenwärtigt uns den peinlich-frohen Zustand der Empfängniß, das rege, aber noch unklare Gedankengetriebe angesichts des größten Stoffes, an den dieser Geist sich überhaupt wagen konnte. Es mochte eben wieder in ihm wühlen und wogen wie damals, als er in jugendlicher Hast dieselben letzten Fragen über den Zusammenhang und Fortschritt aller menschlichen Bildung in seinem Reisetagebuch übereinander thürmte. Jetzt sollen sie ihm nicht mehr entschlüpfen; jetzt gilt es, nicht bloß neugierig sie an sich vorübergleiten zu lassen, sondern sie nach besten Kräften zu beantworten. In dem Interessenstreit zwischen dem Geist der Ebräischen Poesie und dem Geist der Weltgeschichte hat dieser das Uebergewicht erlangt. „Vor der Hand," schreibt er den 8. November 83 an Eichhorn, „muß ich alle zu lebhafte Gedanken dahin" — er meint die Beendigung des ersteren Werks — „abbrechen, damit nicht meine Philosophie der Geschichte, eine Arbeit von so andrer Art, die sich nur erst in Schattengestalten mir zur Form sammelt, ganz zum Traum werde und ich Alles wieder wegwerfe"[2]). An Eichhorn schreibt er so, und eben Eichhorns Beispiel mochte mit dazu beitragen, seinen Fleiß entschlossen auf dies neue Werk zu fixiren. Vor Monatsfrist erst hatte ihm der gelehrte, unendlich rührige Mann seinen Plan einer allgemeinen Geschichte der Litteratur mitgetheilt und sich von ihm darüber ein Gutachten, Vorschläge, Winke und Nachweisungen erbeten[3]). Im Wetteifer mit Eichhorn hatte er das Buch von der Ebräischen Poesie geschrieben: wie in neuem Wetteifer mit Eichhorn schrieb er jetzt die Ideen zur Philosophie der Geschichte.

Erst mit dem herannahenden Winter jedoch sah er sich in die Möglichkeit versetzt, jene Schattengedanken zu verfestigen. „Hypochondrisch, elend und krank" hatten beide Herders den Sommer zugebracht. Ihm hatte die Frühlingsreise gar nicht den Gewinn eingetragen, den er gehofft hatte. Gleichmäßig klagt er darüber gegen Gleim, gegen Klopstock, gegen Jacobi. „Wie eine Glocke," so schildert er seinen Zustand noch Anfang September, „die nach starkem Läuten plötzlich stille steht, in sich wiedertönt und mit sich selbst in Streit ist" — so sei ihm, nachdem er in seine Weimarer „geschäftslose Geschäftigkeit" zurückgesunken sei[4]). Bis tief in den Herbst hinein ließen ihn

---

[1]) An Eichhorn, Anfang Oct. 83 (C, II, 286); an Jacobi 6. Sept 83 (A, II, 250).

[2]) C, II, 288. Aehnlich muß er sich gegen Hamann in dem Briefe geäußert haben, den dieser am 9. Nov. erhielt; vgl. Hamanns Antwort v. 8. Dec. 83, Schriften VI, 366.

[3]) Nr. 19 und 20 im Herder-Eichhornschen Briefwechsel.

[4]) Caroline an J. G. Müller 14. Dec. 83, bei Gelzer XIV, 103; Herder an Gleim Ende Juni 83 (C, I, 95); an Klopstock 3. Juli, bei Lappenberg, Briefe von und an Klopstock S. 310; an Jacobi, 6. Sept., A, II, 248. Noch 1789 erinnert sich Caroline (B, 391),

dann die Kirchenrechnungen — die stehende Plage um Ostern und Michaeli — zu keiner zusammenhängenden Arbeit kommen. Anfang December endlich, aber auch da sogleich wieder durch Krankheitszufälle unterbrochen, kann die Ausarbeitung der Ideen ernstlich in Angriff genommen werden. Den ganzen Winter über wird sofort an dem Ersten Theil geschrieben, der Zweite wenigstens angefangen [1]). Fortwährend hören wir zwischendurch Klagen über Zerstreuungen und Kümmernisse, ja, einer der eingeweihtesten Zeugen sagt uns, daß um die Zeit der Vollendung des Ersten Theils dem Verfasser sein Werk fast schon verleidet gewesen. Aber ebenso laut wird doch auf der andern Seite die Freude an der Arbeit. Eben die Welt hoher Gedanken und Empfindungen, auf die er sich concentrirt hat, erhebt ihn über die Reibungen an der alltäglichen Welt, die ihn niederdrücken. Er lebt in dieser Arbeit ein zweites, besseres Leben; sie „versüßt ihm so viele Augenblicke des strengen, kalten Winters" [2]). Nicht die Arbeit allein jedoch, sondern die Theilnahme, die Mitarbeit, deren er sich dabei zu erfreuen hatte. Dies vor Allem nennt er unter den Gegengewichten, die trotz der vielen „Kümmernisse und Ermattungen von innen und Turbationen von außen" das Werk nicht hätten ins Stocken gerathen lassen. „Alles," schreibt er 10. Mai 84 an Hamann, „wäre im Hades der Ungeborenen geblieben, wenn meine Frau, die eigentlich autor autoris meiner Schriften ist, und Goethe, der durch einen Zufall das Erste Buch zu sehen bekam, mich nicht unablässig ermuntert und getrieben hätten."

II.

Die Entstehungszeit der Ideen die Zeit des Bundes mit Goethe.

Goethes Theilnahme förderte die Entstehung des Ersten: sie blieb gleichmäßig allen Theilen der Ideen zugewandt. Der Beginn dieser Arbeit fällt zusammen mit dem Beginn eines neuen Einvernehmens der beiden alten Freunde, das nicht bloß dieser, sondern allen Herderschen Arbeiten während der nächsten zehn Jahre, nicht bloß dem Schriftsteller, sondern ebenso dem Menschen Herder zu gute kam — bedeutsam auch für Goethe, am bedeutsam-

---

daß er nach der Hamburger Reise „einige Monate zu thun fand, sich in seinem Hause zu gewöhnen".

[1]) Caroline an Gleim 12. April 84. Seit März wurde das Werk in Erfurt gedruckt (Hartknoch an Herder 10. Mai 84); die Vorrede des Ersten Theils ist vom 23. April datirt. In freigebiger Ausstattung erschien derselbe zur Ostermesse 84: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit von Johann Gottfried Herder; Riga und Leipzig, bei Hartknoch," 4to. Am 4. Mai schickt Herder das Buch an Mendelssohn (A, II, 230, wo natürlich nicht die Schrift von 1774 gemeint ist); ebenso an Gleim C, I, 107.

[2]) An Gleim, 26. April 84; Goethe an Frau v. Stein, 12. März 84; Herder an Eichhorn, 23. Juni 84.

sten doch für jenen. Mit gleichem Rechte wie die Zeit der Ideen zur Philosophie der Geschichte, mag die neue Periode die Zeit des freundschaftlichen Zusammenwirkens von Herder und Goethe genannt werden.

War es ein zuvorkommender Schritt von Seiten des Letzteren, der die Entfremdung des Herderschen Hauses als eine Lücke in seiner Existenz empfand? — genug am 28. August 83 hatte er zur Feier seines Geburtstages, der auch der Geburtstag Gottfrieds war, beide Herders bei sich zu Gaste gebeten. Es war ein Tag, fast so wichtig wie der, an dem sich die Beiden vor nunmehr dreizehn Jahren zuerst begegnet waren, das Datum einer Erneuerung ihrer Freundschaft, die nun erst feste, männliche Freundschaft, ein Verhältniß unter dauerverheißenden Bedingungen werden sollte. Vielleicht hätte es unter allen Umständen, auch wenn Goethe nicht Goethe, Herder nicht Herder gewesen wäre, einer Uebergangszeit bedurft, um zwei Menschen ins Gleichgewicht zu bringen, von denen der eine früher dem andern mit dem vollen Selbstgefühl des Lehrers gegenübergestanden hatte. Der Ausgleichungsprozeß mußte sich in diesem Falle um so schwerer vollziehn, da die Gunst der äußeren Stellung den Jüngeren über den Aelteren hinwegzuheben schien, da Beide voll berechtigten Stolzes, dieser zu Empfindlichkeit und Mißtrauen geneigt, jener allen Auseinandersetzungen über Persönliches abgeneigt war. Und doch waren sie aufeinander hingewiesen. Alle anderen hier möglichen Freundschaftsverhältnisse, das zu Wieland mit inbegriffen, waren bloße Lückenbüßer eines wirklich vertrauten Gefühls- und Gedankentausches, wie er einzig zwischen diesen Zweien Statt finden konnte. An geistiger Bedeutung hatten sie keinen Gleichen. Sie waren von Hause aus einer verwandten Klasse von Geistern angehörig. Ein Dichter der eine, ein in allen Geist der Dichtung Eingeweihter der andre, ergänzten sie sich aufs Glücklichste. Nach Allem, was der Eine dem Andern gewesen war, mußten sie fortfahren, sich zu lieben und sich zusammenzuwünschen, auch wenn sie nebeneinander hergingen und fremd gegeneinander thaten. Die Aeußerungen zumal von der Herderschen Seite verrathen gerade in ihrer Herbheit das Gefühl der fortdauernden Neigung, die sich gekränkt oder verschmäht glaubt. „Deine Frau wird Dir gesagt haben, was für ein Mißverständniß obwaltet. Ich bitte Dich deswegen zum Anfang meines neuen Jahres, Deine Gedanken über unser sämmtliches Schulwesen zu sammeln, und mit mir, wenn ich wiederkomme, darüber zu sprechen. Ich will gern zu Allem, was Du ausführbar hältst, das Meinige beitragen." Mit diesen Zeilen verabschiedet sich Goethe am Tage nach seinem Geburtstage, „für das gestrige Gute dankend", von Herder, eben im Begriffe, eine längere Erholungsreise nach Ilmenau und in die Harzberge anzutreten, von der er erst am 5. October nach Weimar zurückkehrte. Frau Caroline also hatte den Mund geöffnet über das, was ihren Mann in seiner Amtslage drücke, wie er, trotz alles Bemühens, alte Uebelstände in dem Weimarischen Schulwesen zu beseitigen, so gar nichts ausrichten könne und wie er auch Goethe, den in

seiner Stellung so viel Vermögenden, seinen Plänen gleichgültig oder gar feindlich wähne. Um was immer es sich im Einzelnen gehandelt haben mag: dies war das große Mißverständniß, und darüber zumeist war nun eine Verständigung herbeigeführt, die für die Zukunft das Beste hoffen ließ. Caroline war plötzlich mit dem „Herrn von Goethe" wieder ausgesöhnt. „Er ist und bleibt ein edler Mensch und man muß ihn lieben" — so schreibt sie in frischer Erinnerung des vertraulichen Zusammenseins am 28. August. „Wir wollen ihn nicht mehr verlieren," so war damals seine feierliche Zusage [1]).

Und mit dem von längerem Ausflug Zurückgekehrten beginnt sofort der herzlichste Verkehr. Mit dem ersten löst sich da auch ein anderes Mißverständniß. Sehr bald hatte nun Herder Gelegenheit, im vertrauten Aussprechen mit dem Freunde zu erfahren, daß auch dieser in seiner Minister- und Günstlingsrolle sich keineswegs so leicht und wohl fühle, wie er, nur mit seinen eignen Nöthen, Entbehrungen und Enttäuschungen beschäftigt, sich vorgestellt hatte. Im Besitze von Macht und Gunst doch vielfach ohnmächtig, auf Geschehenlassen und Entsagen angewiesen zu sein, das erträgt sich schwerer als draußen zu stehn und mit Vorschlägen und Anträgen abgewiesen zu werden. Herder fand in gewisser Weise in Goethe einen Leidensgenossen, der, wie er selbst, „ein armer Sclave der Pflicht" war und sich „am Rade Irions" fühlte. Er überzeugte sich, daß derselbe, je tiefer er in Verwaltungs- und Regierungssachen verwickelt war, je öfter er sein bestes Wollen und Streben mit den Gegenwirkungen Andrer, mit der Rücksicht auf Fürstenlaune und Unart auszugleichen und dem Drange seines Genius Schweigen aufzuerlegen hatte, desto mehr zu leiden habe und desto weniger zu beneiden sei. Es gereichte ihm zum Trost, ja zur Beschämung. „Unser Horizont fängt an, heller, sanfter und ruhiger zu werden," schreibt Caroline am 14. December 83 nach Schaffhausen, „Goethe ist herzlich gut gegen meinen Mann, und diese Gemüthsverfassung ist Beiden Balsam aufs geknickte Herz — denn Goethe leidet noch mehr als mein Mann." „Auch Goethe leidet in seiner Seele, aber großmüthiger als ich," heißt es in Herders klagenreichem Brief an Hamann vom 10. Mai 84, in welchem er rühmt, daß sich jener den Winter über „sehr freundlich und mit seiner alten Biedertreue" zu ihm gehalten habe. Er hatte in den vorangegangenen Jahren mit dem unbilligsten und voreiligsten Urtheil auf Goethes Alhafi-Rolle geblickt: er lernte sie von Nahem kennen und wußte nun nicht anerkennend genug davon zu reden. Daß es die Arbeiten des Genius und die Stunden der Mittheilung über diese seien, die „den trefflichen Menschen ihm selbst zurückgeben", das konnte er sagen, weil und indem er in dem gleichen Falle war; aber wie hinaufsehend zu einem Vorbilde, dem er es nicht gleichthun könne, fügt er hinzu, daß jener darum nicht weniger

---

[1]) An J. G. Müller, 7. Sept. 83, Gelzer XIV, 103. An ihren Mann 29. Mai 89, B, 384.

„auch in der kleinsten und sogar gehässigsten anderweiten Beschäftigung mit einer ganzen Ruhe wohne, als ob sie die einzige und eigenste für ihn wäre“. In eben dem Sinne und zu eben der Zeit scherzt er: nach Ausweis alter Münzen müsse der Freund einmal in Rom dictator perpetuus und imperator unter dem Namen Julius Cäsar gewesen sein, da er denn zur Strafe nach beinahe achtzehnhundert Jahren zum Geheimerath in Weimar avancirt und promovirt sei [1]). Die Jahre fortdauernden Verkehrs befestigten ihn nur in diesem Urtheil. Ein Mann in jedem Betracht, ein Mann in jedem Schritt seines Lebens, der Kopf und Herz immer auf der rechten Stelle trage, das ist Herders und Carolinens gleichstimmiges Zeugniß über den Anwesenden wie über den Abwesenden [2]). Ja, doppelt voll strömte sein Lob aus Herders Munde, als in einem Gespräch mit dem vor wenig Tagen in Weimar eingezogenen Dichter des Don Carlos die Rede auf den in Italien Abwesenden kam. „Goethe,“ so berichtet Schiller über dies Gespräch an Körner, „liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung. Er giebt ihm einen klaren universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens. Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, Vieles zugleich sein. Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist.“ [3])

Der Ausdruck uneingeschränkter Hingebung und Bewunderung, der in diesem Zeugniß laut wird, thut doppelt wohl, wenn wir so manches verkleinernde Urtheil Herders aus früherer und vollends die ganz verstimmten aus späterer Zeit dagegen halten. Es wäre ein vergeblicher Versuch, sie alle summiren zu wollen: die Summe würde sicher kein so richtiges Gesammtbild ergeben wie das, welches von Herder Goethe in Dichtung und Wahrheit aufgestellt hat. Gern vielmehr verweilen wir bei dem Höhepunkte dieser Freundschaft. Unwillkürlich, da uns derselbe durch Schillers Bericht fixirt ist, gedenken wir dabei des Bündnisses, das nachmals zwischen Schiller und Goethe bestand und für das ältere Bündniß verhängißvoll wurde. Es hat doch mit jenem eine ganz andre Bewandniß als mit diesem. Fruchtbarer für das, was uns in unsrer Litteratur als klassich gilt, und darum gesicherter im Andenken der Nachwelt mag jenes sein: natürlicher, inniger, herzlicher ist dieses gewesen. Jenes war eine geistige Genossenschaft, gewiß einzig in ihrer Art, beruhend

---

[1]) An Jacobi, 2. Nov. 84, A, II, 259; an Knebel, 6. Nov. 84, Knebels litterarischer Nachlaß II, 236. 237

[2]) Herder an Knebel, 2. März 85 in Knebels litt. Nachlaß II, 240; Caroline an Gleim, 23. Febr. 87, C, I, 129.

[3]) Schiller an Körner, 24. Juli und 12. Aug. 87. Briefw. mit Körner, erste Ausg. I, 104 u. 136. 137.

auf dem Bedürfniß wechselseitiger Vervollkommnung, ganz aufgehend in gemeinsamen idealen Bestrebungen, bewußt auf die höchsten Ziele künstlerischer Leistung gerichtet und darum in die Form einer Freundschaft übergehend, die vor den kleinen Stößen und Reibungen menschlicher Schwäche gesichert war. Die beiden Dichter liebten sich wie zwei einander verstehende und einander ergänzende Meister derselben Kunst mit der Liebe wechselseitiger Hochachtung und wechselseitigen Geltenlassens, mit genauer Kenntniß und bewußter Berechnung der Grenzen, innerhalb deren ihr Streben sich deckte. Die Freundschaft Herders und Goethes während des gegenwärtigen Zeitraums war die vertrautere zweier Brüder. Sie reichte zurück in jugendlichere Tage und verlor, als sie sich nun nach manchem Schwanken erneuerte, niemals die Erinnerung an jene frühere Zeit. In diesem Verhältniß nahm der Eine den Anderen ganz wie er als ganzer Mensch war. Man war verbunden, nicht bloß um gemeinschaftlichen Dichtens und Denkens willen, sondern um einander zu tragen und zu trösten und sich wohl werden zu lassen. In Herders Hause fand Goethe die Häuslichkeit, die ihm fehlte, und in der Hausfrau des Freundes eine verständige Freundin, die ganz eigentlich in den Bund mit eingeschlossen war. Es war für ihn ein unschätzbarer Zuwachs zu dem vielen Guten, das er ohnehin sein nannte. „Von meinem Leben," schreibt er am 12. Nov. 83 an Jacobi, „ist es wieder ein schönes Glück, daß die leidigen Wolken, die Herdern so lange von mir getrennt haben, endlich und, wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mußten." Und an Lavater am Schlusse des Jahres[1]: „Eine der vorzüglichsten Glückseligkeiten meines Lebens ist, daß ich und Herder nichts mehr zwischen uns haben, das uns trennte. Wäre ich nicht ein so eherner Schweiger, so hätte sich Alles früher gelöst; dafür ist's aber auch für immer und mir eine freudige Aussicht. Denn eines edleren Herzens und weiteren Geistes ist nicht wohl ein Mensch." Wenn er gegen Knebel (5. December 84) die Stein und Herder „beinahe seine einzigen hiesigen Capitale" nennt, „von denen er Zinsen ziehe", wenn er gegen die Stein (14. Juli 86) äußert, ohne sie und ohne Herder wäre er in Weimar allein, so lauten die Geständnisse von der anderen Seite wie das Echo dazu. „Neben unsrem lebendigen Reichthum im Haus," schreibt Caroline, ist Goethe „das Beste, was wir hier haben;" er mache sie je länger je glücklicher „durch seine große Seele und sein brüderliches Herz". Ihr ganzes Leben theilen sie mit ihm, „einem der wenigen Sterblichen, der die Weisheit des Lebens gelernt und mit dem man so gern Eines Trittes den Weg wandle". Den so leicht bedrückten Herder erquickt des Freundes Gesellschaft, und seine Gespräche erweitern jedesmal seine Seele. Ja, auf ihn ist er so gut wie ausschließlich angewiesen. Immer mehr hat ihn der Drang der Arbeit, die Unlust am Hofleben, das Ungenügen an der sonstigen Weimarischen Gesellschaft, endlich die Nothwendigkeit, sich körper-

---

[1]) Zur Feier des 21. Mai 1867. Briefe von Goethe an Helvetische Freunde, S. 6.

lich zu schonen, zur Zurückgezogenheit gezwungen: zu Goethe ist da sein einziger Ausgang, der stete Verkehr mit diesem die einzige Unterbrechung seiner Einsamkeit [1]).

Wie sich im Einzelnen dieser Verkehr gestaltete, wissen wir am besten aus Goethes Briefen an die Stein. Immer wieder berichten dieselben von Einladungen und Besuchen [2]). Am häufigsten bei Goethe, in der Regel allwöchentlich einmal, findet man sich des Abends zu traulichen Zusammenkünften ein, bei denen natürlich Frau v. Stein, gelegentlich Frau v. Schardt, späterhin auch Frau v. Imhof zugegen ist [3]). Seine eignen und Herders neuste Arbeiten werden vorgelesen; sie oder andre litterarische Neuigkeiten werden durchgesprochen und geben der gemüthlichen Unterhaltung den ernsten Hintergrund. Auch zwischen den Abwesenden aber wird dieser herzliche und fruchtbare Verkehr fortgesetzt. Auch aus der Ferne macht Goethe von seinen Beschäftigungen, seinen Entdeckungen, von Aufsätzen oder Dichtungen denen Mittheilung, die sein bestes Publicum sind. Schmerzlich wird doch daheim der Abwesende vermißt, am schmerzlichsten während des langen Aufenthalts in Italien. Und nur ungern verläßt auch Goethe allemal wie die Geliebte, so den Freund; um ihretwillen sehnt er sich nach Hause zurück, um ihretwillen war ihm endlich auch die Rückkehr aus Italien, nachdem er sich schmerzlich von dort losgerissen, willkommen. Wenn er so oft und herzlich in seinen Reisebriefen dieser Sehnsucht und Zuneigung Ausdruck giebt [4]), wie sehr möchte man da wünschen, daß uns auch die Herderschen Briefe erhalten wären, um zu sehen, wie „gar gut, lieb und herzlich“ er zu sein verstand. Ein einziges kleines Briefchen ist uns erhalten — die Zeilen, mit denen er dem Freunde den ihm zur kritischen Durchsicht für die neue Ausgabe der Werke mitgetheilten Götz wieder zuschickt [5]). „Lieber Bruder! Hier hast Du Deinen Götz, Deinen ersten einigen ewigen Götz mit innig bewegter Seele. — — Gott segne Dich, daß Du den Götz gemacht hast, tausendfältig!“ Ueber den Werther hatte er sich ähnlich ausgelassen, auch den Werther hatte er so recht „sentirt“. Weder hier noch dort ließ er es an einsichtigen kritischen Bemerkungen fehlen; aber liebevolle Begeisterung, Antheil wie an einem eignen Werk ist das Erste. Die Liebe zu dem Werk ist Eins mit der Liebe zum Autor. In so reinen, unmittelbaren Enthusiasmus ist doch keins von Schillers geistreich eingehenden

---

[1]) Das Obige nach Caroline an Müller vom 12. Dec. 84; 4. Febr. 87 (Gelzer XIV, 106—107; 115) und zwei ungedruckten Stellen der Briefe vom 14. Oct. und vom Dec. 85; ferner Caroline an Gleim, 8. Febr. 87; Herder an Jacobi, 20. Dec. 84 (A, II, 262) und an Heyne, 13. Juni 86 (C, II, 203).

[2]) Z. B. 19. Oct., 26. Nov., 4., 5. Dec. 83; 19. Mai, 6. Aug., 12., 13. Nov., 24. Nov., 4. Dec. 84 u. s. w.

[3]) Herder an Hamann, 10. Mai 84 (Schr. VII, 138); Caroline an J. G. Müller, 14. Dec. 83, an Gleim, 10. April 85; Schöll III, 218 u. s. w.

[4]) Z. B. an Herder, 20. Juni und 6. Sept. 84, an die Stein, 3. und 20. Juni 84.

[5]) Bei Schöll III, 271 (u. 267).

Urtheilen über des Dichters Schöpfungen getaucht. Solch einen Zuruf konnte er doch nur von dem empfangen, der ihn an Shakespeares Büste umarmt hatte: der ganze Unterschied des späteren ästhetisch-philosophischen Bündnisses mit Schiller und der brüderlich herzlichen Freundschaft mit Herder steht deutlich vor unseren Augen.

Eine Freundschaft, die geistige Früchte trug und bedeutsame Spuren in unserer Litteratur zurückließ, war nichtsdestoweniger auch diese. Die Lebens- und Herzensgemeinschaft zweier solcher Männer mußte sich ja wohl im Wetteifer des Schaffens und im Austausch guter Gedanken bewähren. Indem der Mensch mit dem Menschen, so verkehrte der Genius mit dem Genius. Ein herüber- und hinüberkreisender Strom von Ideen entwickelte sich aus ihrer alten Liebe und erfüllte diese Liebe mit kräftig pulsirendem Leben. Nur anders als früher vertheilten sich jetzt die Gewichte. Goethe hatte bereits so viel von Herder gelernt, daß er kaum Neues hinzu, daß er nur fortlernen konnte. Die großen eigenthümlichen Gesichtspunkte des Straßburger Lehrers waren ihm bereits in Fleisch und Blut übergegangen — er mochte jetzt nur im Einzelnen hie und da einen neuen Anstoß von ihm bekommen oder ihm für einen kritischen Wink, am öftesten für einen fördernden Widerspruch verpflichtet werden. Aber zum ersten Mal fing jetzt Herder bewußter Weise an, auch von Goethe zu lernen — unbeschämt zu lernen, da er reich und eigenartig genug war, um auch das Empfangene frei und in einer Weise auszubilden wie nur er es ausbilden konnte. Im Ganzen gerechnet, war der Einfluß, den er erfuhr, größer als der, welchen er ausübte. Derselbe zieht sich durch alle Schriften dieser Periode hindurch, und wir werden ihn Schritt für Schritt zu bestimmen suchen müssen. Am entschiedensten tritt er an dem großen geschichtsphilosophischen Werk dieser Jahre, an Gehalt und Form der „Ideen“ hervor.

Es war ein wunderbar günstiger Zufall, daß das Mißverständniß, welches Beide getrennt hatte, gerade zu einer Zeit sich löste, in der Herder auf ein Arbeitsgebiet gerathen war, das ganz in der Nachbarschaft der wissenschaftlichen Interessen Goethes lag. Wider Vermuthen fand dieser den Freund mit einer Geschichte der Menschheit beschäftigt, der er eine Betrachtung des ganzen Weltbaues, der Erde und ihrer Geschöpfe zu Grunde legen wollte. In voller Selbständigkeit, im Verfolg seiner besten und ältesten Gedanken, die an ihrem untersten Ende immer die Grundlage des Natürlichen, an ihrem obersten Ende Gott suchten und die überall dem Werden und der Entwickelung nachgingen, war Herder auf diesen Plan gerathen. Schon vor einem Jahre, als er außer allem Verkehr mit dem naturkundigen Freunde war, eben als auch dieser sich mit den Fragen der Kosmogonie beschäftigte [1]), hatte er den ersten Entwurf dazu gemacht. Auch damit hatte er nur einen viel älteren

---

[1]) Goethe an Knebel, 21. November 82, im Briefwechsel I, 39.

Entwurf wieder aufgenommen. Die Skizze dazu lag schon in jenem Unterrichtsplan für den jungen von Zeschau[1]), wo er gleichfalls die Geschichte des menschlichen Geschlechts mit der Naturlehre in stetigen Zusammenhang gebracht und von allgemeinen kosmologischen Betrachtungen zu Betrachtungen über die Oekonomie der todten und der organischen Kräfte sowie über die Kette der lebenden Wesen bis hinauf zum Menschen, endlich von da zur Geschichte „des menschlichen Geschlechts oder der Kräfte der Menschheit" fortgeschritten war. Erstaunliches war für Goethe, der die umfassende Weite des Herderschen Gesichtskreises kannte, nicht dabei; aber leicht begreifen wir den freudigen Antheil, den er dem Unternehmen zuwandte, als er jetzt den Anfang des großen Werkes kennen lernte. Es war in den ersten Tagen des December, als Herder dem kleinen auserwählten Kreise die ersten „köstlichen Capitel" seiner Ideen vorlas — „ein metaphysisches Leibgericht", wie Goethe an die Stein schreibt. „Herder," meldet er an Knebel, „schreibt eine Philosophie der Geschichte, wie Du Dir denken kannst von Grund aus neu. Die ersten Capitel haben wir vorgestern zusammen gelesen, sie sind köstlich"[2]). Man fand sich sogleich anfangs auf gemeinschaftlichem Boden, und dem wiedergewonnenen Vertrauen fehlte es daher nicht an einem bedeutenden und obenein unerschöpflichen Stoff, an dem man die Verwandtschaft der Denkweise erproben und sich wechselseitig vorwärts bringen konnte. Die naturwissenschaftlichen Beschäftigungen erwiesen sich zugleich als das beste Bindemittel für die geselligen Zusammenkünfte, bei denen auch die Frauen ihren Antheil voll bekommen mochten, indem Bilder und Karten ausgebreitet wurden, um der Anschauung zu Hülfe zu kommen, während Reisebeschreibungen aus fernen Welttheilen die Neugier befriedigten und die Phantasie reizten. „Welt- und Naturgeschichte rast jetzt recht bei uns," so meldet unter Anderm Goethe an Knebel in der Zeit, in der jene „köstlichen" ersten, und bald auch die folgenden Capitel den engen Freundescirkel zu beschäftigen angefangen hatten[3]). Caroline ist über die Weltkunde, die ihr dabei aufgeht, hoch erfreut und voll Lust, sich in das Studium der Geographie zu versenken. Als treue Dolmetscherin des Sinns ihres Mannes, spricht sie nach dem Erscheinen des Ersten Bandes der Ideen von dem Inhalt des Buchs, wie erhebend doch der Eindruck desselben sei —: „die wunderbar rührende Verwandtschaft des Menschen mit Allem, was ihn umgiebt, und doch sein hoher Stand, seine unvergleichliche Organisation, wodurch die Natur und ihr hoher Geist ihn zu ihrem Liebling gekrönt hat!"[4]). Mehr im Sinne des ihr näher stehenden Freundes

---

[1]) S. oben Bd. I, S. 720 ff.

[2]) Schöll II, 355 (4. Dec. 83); an Knebel, 8. Dec. 83, im Briefw. I, 49.

[3]) Goethe an Knebel, 8. Dec. 83; und schon 14. Nov. 83: „Wir sind jetzt ganz in Welt- und Naturgeschichte, Reisebeschreibungen und was dazu gehört, ausgegossen," u. s. w.

[4]) Caroline an J. G. Müller, 14. Dec. 83, Gelzer XIV, 104; dieselbe an denselben, 8. Aug. 84 — denn dies ist das Datum des bei Gelzer XIV, 111 ff. gedruckten Briefes.

liest Charlotte von Stein aus dem Buche heraus, dasselbe mache wahrscheinlich, daß „wir erst Pflanzen und Thiere waren"; „Goethe," fügt sie hinzu, „grübelt jetzt gar denkreich in diesen Dingen, und Jedes, was erst durch seine Vorstellung gegangen ist, wird äußerst interessant" [1]).

Ganz besonders bezeichnend für die Begegnung und das Ineinandergreifen der Arbeiten und Vorstellungsweisen beider Freunde ist die Thatsache, daß die eine große Entdeckung des Naturforschers Goethe, die Entdeckung, daß auch der Mensch das os intermaxillare habe, und daß sich somit auch hier die durchgehende Consequenz des osteologischen Typus bewähre, eben in der Zeit gemacht wurde, als Herder seinen Ersten Band beendet hatte. Gleichzeitig an die Freundin und an Herder theilte er die frohe Botschaft dieses Gefundenhabens unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, und es erhöhte seine Freude, daß er sich die Sache „in Verbindung mit Herders Ganzem" denken konnte [2]). Hatte er doch an dem Fortgang von dessen Arbeit fortwährend den wärmsten Antheil genommen und noch kurz vorher aus den bereits gedruckten Bogen des Ersten Bandes der Herzogin Luise, die soeben den Verlust eines Töchterchens zu beklagen hatte, vorgelesen, um sie dadurch wie durch das edelste Erbauungsbuch aufzurichten und über das Gefühl der Vergänglichkeit hinauszuheben [3]). Die Beziehung jener anatomischen Entdeckung auf die in den „Ideen" entwickelte Grundanschauung, daß der Mensch nicht sowohl durch irgend ein Einzelnes als vielmehr durch das Ganze seiner Organisation dem Thiere verwandt und doch zugleich eine höhere Stufe auf der Leiter der Geschöpfe, ein eigenartiger Ton in der großen Harmonie der Natur sei, spricht er, nach Ausarbeitung der Abhandlung vom Zwischenknochen gegen Knebel aus [4]). Er hatte sich von Seiten Herders, dem er die Abhandlung vorgelesen, der vollsten Zustimmung zu erfreuen; „der Mensch," ruft dieser aus, „geht auf dem wahren Naturwege und das Glück geht ihm entgegen" [5]). „Er ist," so lautet ein späteres, noch volltönenderes Lob, „in seiner Naturforschung der freiste, gründlichste, reinste Geist, den ich als Beobachter kennen gelernt habe, ein wahres exemplar humanae naturae in diesem Fache" [6]).

Mit seiner Bücherkenntniß und größeren Belesenheit unterstützt er gelegentlich den sinnigen Forscher und Beobachter. Durch Herder ist Goethe mit K. F. Wolffs theoria generationis bekannt gemacht worden. Herder zuerst fand in der rohen Anlage dieses Buchs viele von des Freundes Lieblingsideen und hatte

---

[1]) An Knebel, 1. Mai 84, bei Düntzer, Zur deutschen Litteratur u. Geschichte I, 120.

[2]) An Frau v. Stein, 27. März 84 (Schöll III, 31); an Herder von demselben Datum A, I, 75.

[3]) An Frau v. Stein, 12. und 25. März 84, und an Herders Frau, 25. März (Schöll III, 28. 30 u. A, I, 74).

[4]) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 55 (Nov. 84).

[5]) Herder an Knebel, 6. Nov. 84 in Knebels litt. Nachlaß II, 236.

[6]) An Heyne, 13. Juni 86, C, II, 203.

seine Freude daran, ihn damit zu überraschen[1]). Vor Allem aber: eben in diesen Lieblingsideen begegnete er sich auf Mitte Weges mit dem Freunde. Während Goethe geflissentlich z. B. bei der Abhandlung über den Zwischenknochen das „Resultat" seiner Entdeckung, die Idee, die ihm in der Seele dabei zu Grunde lag, zurückbehielt, so griff umgekehrt Herder die Resultate voraus. An selbstbeobachteten Einzelheiten, an der Anschauung haftend, brachte sich jener die Ahndung von der einheitlichen Technik der Natur zu sinnlicher Gewißheit. Dieser, ungeduldig zum Ziele strebend, suchte hinterdrein für seine im Großen und Ganzen erfaßten Ideen aus zweiter Hand Bestätigung durch ein möglichst umfänglich und doch nur im Fluge zusammengerafftes empirisches Material. So unterschieden sich beide Männer in der Methode wie in der Richtung ihrer Naturbetrachtung, aber gingen doch so nahe neben einander her, daß jeder für des Andern Weise und Leistung die höchste Anerkennung und das vollste Verständniß haben konnte. Herder konnte leicht die schlagenden Beobachtungen Goethes in sein Ganzes einreihn: dieser leicht seine Entdeckungen in die Beleuchtung der großen Gesichtspunkte jenes rücken, die zwar darüber ins Unsichere und Allgemeine, ja in ein ganz andres Gebiet, ins Unendliche des Moralischen und Religiösen hinüberwiesen, aber doch den beobachteten Thatsachen nirgends widersprachen. Im Grunde war es ein Herderscher Gedanke, den unbewußt die Goethesche Naturforschung verwirklichte. Denn daß alles Geistige nur genetisch zu verstehen sei, daß sich Sprache und Litteratur, Kunst und Poesie nur im Verfolg ihrer Wandlungen nach Zeiten, Oertern und Völkern darstellen lassen, wozu denn ein lebendiger Blick und eine biegsame Seele gehöre: das war von Herder in vielfachen Variationen immer von Neuem eingeschärft worden. Es war nur eine weitere Ausdehnung dieses Princips der Entwickelung, wenn Goethe die Gestalten des natürlichen Daseins desgleichen nur als ein Werdendes und Sichgestaltendes auffaßte, wenn er auch in der Natur nirgend ein Bestehendes, Ruhendes, Abgeschlossenes finden wollte, sondern behauptete, daß „Alles in einer steten Bewegung schwanke", und demgemäß forderte, daß wir, um einigermaaßen zum lebendigen Anschaun der Natur zu gelangen „uns selbst so beweglich und bildsam, nach dem Beispiele, mit dem sie uns vorgehe", zu erhalten hätten[2]). Und wiederum war es nur eine andre Wendung und Folge desselben Princips, wenn Herder den Bildungs- und Wandlungsprozeß der Natur zur Grundlage der Bildungen und Wandlungen im Geschichtsleben der

---

[1]) Goethe selbst giebt freilich (Zur Morphologie, Werke Hempelausgabe XXXIII, 84) Wolffs Namensvetter Fr. A. Wolf als denjenigen an, der ihn auf jenen „trefflichen Vorarbeiter" hingewiesen habe; vgl. jedoch Herder an Knebel vom 15. u. 19. Dec. 84 (Kn.'s litt. Nachl. II, 293. 297) und bald danach (S. 267. 268). Herder selbst citirt die Wolffsche Schrift im 2. Bande der Ideen (S. 104 u. 106 Anm.)

[2]) Goethes eigne Worte in dem Heft „zur Morphologie", Werke Hempelausgabe XXXIII, 7.

Menschheit machte. Jener betrachtete die Natur nach der Analogie des Geistes und der Geschichte: dieser versuchte, die Berechtigung dieser Art der Naturbetrachtung dadurch nachzuweisen, daß er sie rückwärts zum Schlüssel für das Verständniß auch der Menschengeschichte machte.

So begreift man, wie fördernd für Beide das Ineinanderspielen ihrer Gedanken im Gespräche sein mußte. Durch Disputiren mit Herder treibe er sich in den naturwissenschaftlichen Dingen immer weiter, so schreibt Goethe an Knebel, als jener Anfang 1785 fleißig am Zweiten Theile seiner Geschichtsphilosophie war[1]). Er hat lange nachher, da, wo er eine summarische Rechenschaft über seine morphologischen Untersuchungen gab, von dieser Förderung durch das Gespräch mit dem dahingegangenen Genossen Zeugniß abgelegt. „Meine mühselige, qualvolle Nachforschung," sagt er in dem Heft zur Morphologie[2]), „ward erleichtert, ja versüßt, indem Herder die Ideen zur Geschichte der Menschheit aufzuzeichnen unternahm. Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wasser-Erde und der darauf von Alters her sich entwickelnden organischen Geschöpfe. Der Uranfang und dessen unablässiges Fortbilden ward immer besprochen und unser wissenschaftlicher Besitz durch wechselseitiges Mittheilen und Bekämpfen täglich geläutert und bereichert." Vielleicht ist es doch nicht rein zufällig, daß er dem Wiederabdruck der Metamorphose der Pflanzen vom Jahre 1831 dasselbe griechische Motto voranstellte, welches Herder einst auf den Titel seines kleinen geschichtsphilosophischen Beitrags vom Jahre 1774 gesetzt hatte. Ein deutlicheres und bewußteres Denkmal des Wechseleinflusses beider Männer ist die Strophe aus Goethes Gedicht „Die Geheimnisse" am Schlusse des sechszehnten Buchs der Ideen, mit welcher der Verfasser seine Charakteristik des Christenthums einleitet. Es bezeichnet den Punkt, an welchem der Geschichtsphilosoph dem Naturdenker und wieder der natureinige Dichter dem Verkünder der Humanität am weitesten entgegenkam, ja wo recht eigentlich der Eine den Andern auf sein Gebiet hinüberzog.

III.

Der Erste Theil der Ideen und die Seelenwanderungsgespräche.

Von der Nähe indeß, in der sich Herder mit den Vorstellungen Goethes in seinem großen Werke bewegte, kann nur der ganze Text desselben eine hinreichende Anschauung gewähren. Es ist nöthig, daß wir uns über den Inhalt desselben orientiren.

Aus zwei großen Massen, die ineinander zu wirken die Absicht war, die aber doch nur unvollkommen zur Einheit zusammengehn, besteht das Werk.

---

[1]) 6. Januar 85, Goethe-Knebelscher Briefw. I, 59.

[2]) Im Jahre 1817. Hempelsche Ausgabe der Werke XXXIII, 13; vgl. auch die Aeußerung bei Falk, Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt, S. 36.

Es ist zur Hälfte naturwissenschaftlichen, zur Hälfte geschichtlichen Inhalts. Die hier vorgetragene Philosophie der Geschichte faßt sich in der Anschauung zusammen, daß der Mensch ein Gewächs der Natur, das höchste Product der genetischen Kraft unsres Planeten, und daß daher, der vorragenden Würde des Menschen unbeschadet, die Gesetze der Geschichte höhere Naturgesetze seien. Diese Grundanschauung bedingt einmal ein Zurückgehn auf die Entstehungsbedingungen des menschlichen Geschlechts als eines Naturwesens, eines Erdgeschöpfs — eine naturgeschichtlich-physiologische Basis; und zweitens eine Betrachtung der Zustände, Schicksale und Begebenheiten, der Thaten und Leistungen des im Laufe der Zeiten sich auslebenden Geschlechts, einen Gang durch die Jahrhunderte der Menschengeschichte. Der Begriff der Humanität nach seinem natürlichen und nach seinem moralischen Sinne bildet das Band — oder sagen wir lieber den Wendepunkt von dem physiologischen zu dem historischen Theil. Dort giebt der Verfasser etwas wie eine Quintessenz der naturwissenschaftlichen Einsichten seiner Zeit, eine geistreich auf Einen Punkt gerichtete Universalnaturlehre, zu der er wie eine Biene aus allen ihm zugänglichen Schriften der Naturforscher und Naturbeschreiber die Materialien zusammenträgt: hier schlägt er sich durch eine Bibliothek von Geschichtswerken durch, um eine Universalhistorie zu schreiben, wie sie noch niemals zuvor geschrieben worden, sucht er, nach seinem eignen Ausdruck[1]), den Wald geschichtlicher Facta mit Alleen zu lichten und allenthalben für den zukünftigen Forscher Aussichten zu öffnen.

Diese weitausgreifende Anlage sogleich macht den weiten Abstand der neuen von der kleineren älteren Schrift, welchen die Vorrede nachdrücklich betont, ersichtlich. Kein Wort vom Alten, schreibt der Verfasser an Hamann[2]), stehe im Ersten Theil; so „weit und tief sei die Grundlage umher geholt". Es ist so, und eben diese grundlegenden Partien fordern am meisten unsre Aufmerksamkeit; eben sie sind es, die mit den Goetheschen Naturstudien einen nächsten und unmittelbaren Zusammenhang haben.

Das Schicksal der Menschheit nämlich kann nach des Verfassers Meinung nur aus dem Buche der ganzen Schöpfung gelesen werden; denn der Mensch ist bedingt durch seine Wohnstätte, die Erde, und diese ist ein Glied im Chor der Welten. Ein Stern unter Sternen, ist sie, wie ihrer Stelle nach, so auch an Größe, an Verhältniß und Dauer ihrer zwiefachen Bewegung, ein „Mittelgeschöpf". Dem entsprechend werden auch die geistigen Fähigkeiten der Erdgeschöpfe temperirt sein — der Mensch wird nur einen „mittelmäßigen" Erdverstand besitzen; auch seine Tugend wird an dies Mittelmaaß der Erdorganisation gebunden sein, denn: „auch Geist und Moralität sind Physik". Unsre Erde hat ferner viele Revolutionen durchgemacht, ehe sie

---

[1]) An Heyne, 9. Januar 86, C, II, 199.

[2]) 10. Mai 84, Schr. VII, 135 ff.

geworden, was sie jetzt ist, und ehe der Mensch auf ihr auftreten konnte. Weiter: sie ist eine Kugel — Alles auf ihr Abwechselung und Veränderung; eine sich in schiefer Richtung um die Sonne bewegende Kugel — alles Thun der Menschen daher „Jahresperiode". Bildnerin und Mitregentin der Erde ist neben der Sonne die atmosphärische Luft, deren vielfach verschiedenem Einfluß der Mensch daher gleichfalls unterworfen sein wird. Ein über die Wasserfläche hervorragendes Erdgebirge endlich ist unser Planet; überall sind die Länder dem Kern der Gebirge angebildet: Bergketten und Ströme sind die Directionslinien der Weltgeschichte gewesen; ein Blick auf die Weltkarte zeigt, wie durch die Lagerung der Gebirge unsre beiden Hemisphären ein Schauplatz der mannigfaltigsten Verschiedenheit werden mußten.

Von der kosmischen und geographischen Bedingtheit des Menschengeschlechts und seiner Geschichte wendet sich sofort das Zweite Buch zu dem Zusammenhang des Menschen mit den übrigen Erdgeschöpfen. Es ist nur Vorbereitung des Folgenden, wenn auf die Verwandtschaft, auf die Aehnlichkeit der Lebensbedingungen, auf den Wechseleinfluß von Pflanzen und Menschen, von Thieren und Menschen hingewiesen wird. Denn nun wird ein tieferer Zusammenhang sichtbar. Bei aller Verschiedenheit der lebenden Erdwesen scheint die Natur doch „alle nach Einem Hauptplasma der Organisation gebildet zu haben"; der Mensch aber scheint „ein Mittelgeschöpf unter den Thieren, d. i. die ausgearbeitete Form zu sein, in der sich die Züge aller Gattungen um ihn her im feinsten Inbegriff sammeln." Dies nachzuweisen ist die Aufgabe der vergleichenden Anatomie. Es gilt, ein Geschöpf am andern zu studiren, den Bau der Thiere von innen und außen nach dem Leitfaden einer durchgehenden Grundgestalt verstehen zu lernen und wo möglich über Ursache und Zweck der Abweichungen Rechenschaft zu geben. Fürwahr ein würdiges und wahrhaft philosophisches Unternehmen: der menschliche Geist wagt es dabei, „dem durchdenkenden, vielumfassenden Verstande Gottes nachzudenken."

Und gestützt auf die Forschungsergebnisse eines Buffon, d'Aubenton, Camper, Haller versucht es das folgende Buch, Züge zur Vergleichung des Baus der Pflanzen und Thiere in Rücksicht auf die Organisation des Menschen zusammenzustellen, desgleichen an der Hand der Physiologie den Fortschritt in der Wirkungsweise der organischen Kräfte vom vegetativen zum animalischen, vom niederen zum höheren thierischen Leben zu zeigen. So langt die Darstellung endlich bei dem organischen Unterschied der Thiere und Menschen an und findet denselben — in dem aufrechten Gange des Menschen. Es ist der unterscheidende, der unzerstörbare Charakter der Menschheit. Denn nie — so weit ist Herder von der Darwinistischen Ansicht entfernt[1]) — nie

[1]) Das Schriftchen von Bärenbach (Berlin, 1877) hat sich dadurch nicht abhalten lassen, auch ihn als „Vorgänger Darwins" in Anspruch zu nehmen.

ist ein Geschöpf aus der ihm eignen Proportion organischer Kräfte herausgegangen; in den Grenzen ihrer Gattungen hat die Natur ein jedes Lebendige festgehalten; der Mensch ist nicht aus dem Thiere geworden; mit seiner aufrechten Gestalt vielmehr beginnt eine neue Epoche, eine neue Organisation von Kräften.

Aus dieser aufrechten Gestalt Alles abzuleiten, was den Menschen auszeichnend charakterisirt, ist der kühne Versuch, den das nächste, vierte Buch macht. Der gewagte Satz soll durch Vergleichung der Menschenbildung mit der Bildung der ihm am nächsten stehenden Thiere annehmlich gemacht werden. Und zwar schließt sich Herder dabei an die Beobachtungen Campers über die Verschiedenheit des Gesichtswinkels an, so zwar, daß er meint, in dem Verhältniß des Geschöpfs zur horizontalen und perpendicularen Kopfstellung den physischen Grund jener Verschiedenheit gefunden zu haben. Man sieht, er nimmt das, was ein einzelnes Symptom der Organisation ist, für den alleinigen Grund, für das erklärende Princip. Mit Recht stellt er sich der „bloß errathenden" Physiognomik entgegen, indem er den Grund der äußeren Gestalt tiefer in den von innen heraus bildenden organischen Kräften gesucht wissen will. Er steht nichtsdestoweniger jener errathenden Wissenschaft um Vieles näher als der exact beweisenden. Sein Leitfaden ist im Grunde die deutende, symbolisirende Betrachtungsweise seiner „Plastik". Geschickt genug, aber doch immer nur geistreich verknüpfend, sucht er die Verbindungsfäden aufzuweisen zwischen dem aufrechten Gange und den geistigen Vorzügen des Menschen. Durch die Bildung zum aufrechten Gange bekam der Mensch freie und künstliche Hände, wurde er ein Kunstgeschöpf; er wurde, Dank eben dieser Bildung, ein sprechendes Geschöpf; er wurde in Folge dessen befähigt, Vernunft zu lernen — zu lernen, wohlgemerkt; denn nicht als ein Instinct ist ihm die Vernunft angeboren, sondern sie ist eine gelernte Proportion seiner Kräfte, Sinne und Triebe. Es verhält sich ebenso mit seiner Freiheit. Nur durch seinen aufgerichteten Bau ferner („lasset uns nicht zweifeln!" so heißt es statt alles Beweises), ward der Mensch vermögend, wie kein andres Geschöpf alle Klimate zu ertragen und sich so über die ganze Erde auszubreiten. Alles, wozu auf diese Weise der Mensch organisirt ist, faßt darauf Herder in das Wort Humanität zusammen. Humanität ist des Menschen Wesen und seine Bestimmung. „Um die Pflichten des Menschen zu zeichnen, dürfen wir nur seine Gestalt zeichnen." Mit spielender Symbolik, aus dem in ihm selbst lebenden Gefühl edler Menschlichkeit heraus versucht es Herder. Aufrecht — also „aufrichtig" ist der Mensch geschaffen; die Regel der Billigkeit und Gerechtigkeit, der Wohlanständigkeit und Schönheit, alle Moralität mit Einem Worte, ist angedeutet durch den Bau der menschlichen Gestalt. Mit der Moralität endlich auch die Religion. Sie ist nichts Andres als die höchste Humanität, die Blüthe der geistig-sittlichen Bestimmung des Menschen, die ihrerseits wieder die Blüthe seiner natürlich-körperlichen Organisation ist. Auch die

Religion also tritt hier durchaus unter den Gesichtspunkt eines Naturbedingten; sie verliert in diesem Zusammenhange einen Augenblick alles Mystische und Uebernatürliche. Sie ist die natürliche Folge des nach letzten Ursachen suchenden Verstandes und andrerseits die natürliche Folge des freien Gehorsams gegen die als vernünftig erkannten Gesetze der Natur, und Beides verbindet sich ebenso natürlich mit der Hoffnung und dem Glauben der Unsterblichkeit.

Wir sind wieder einmal bei dem alten Lieblingsthema Herders angelangt! Er hatte vor langen Jahren darüber mit dem Verfasser des Phädon disputirt und war damals bei der ketzerischen Behauptung stehn geblieben, daß es keine andre Unsterblichkeit gebe als Wiedergeburt der Seele in einem anderen, wieder menschlichen Körper[1]). Der große Umschwung seiner Stimmung hinsichtlich aller religiösen Fragen zu Anfang der siebziger Jahre hatte ihm dann auch diese Frage in einem neuen Lichte gezeigt. Der phantasiereiche Roman der Ewigkeit zwar, den Lavater gedichtet hatte, fand an ihm so wenig einen Gläubigen wie der metaphysische Roman Mendelssohns; aber alle Skepsis machte nun der Gewalt eines innigen Bedürfnisses Platz, welches für die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode von überall her, aus den Winken und Verheißungen der Bibel, aus den Analogien der Natur, aus dem Glauben der Völker und zuletzt doch auch aus der Rüstkammer der Metaphysik die Stützen zusammentrug. In diesem Sinne lieferte er dem schwärmerischen Freunde in Zürich Beiträge zu seinem beabsichtigten Gedicht über das zukünftige Leben. In diesem Sinne hatte er vor, „über das Vorgefühl eines künftigen Lebens schon in dieser Welt" einige Sokratische Gespräche für seine hohe Herrin aufzusetzen. In diesem Sinne predigte er über die tröstlichen Aussichten am Grabe und wurde er überall in seinen damaligen Schriften zum begeisterten Verkündiger des Glaubens an Unsterblichkeit. Vielmehr, das kahle Dogma der Unsterblichkeit, an welchem die Aufklärung festhielt und welches der Berliner Sokrates demonstrirt hatte, verwandelte sich in der Wärme seines Gefühls und vor seiner lebendigen Anschauung in eine gehaltvollere, von sittlichem Streben beschwingte Hoffnung. Noch immer war ihm die Unzerstörbarkeit der einfachen Seelenmonas ein Gedanke, der ihn nicht tröstete, und bei der er sich nichts denken konnte. Noch immer stellte sich ihm die Fortdauer der Seele als eine sinnlich-geistige, als eine Wiedergeburt dar, zu der wir uns im gegenwärtigen Leben dadurch vorzubereiten haben, daß wir „den künftigen Engel in uns" entwickeln: aber für diese Vorstellung war ihm jetzt der auferstandene Christus Bürge; sie fand er in jener Auferstehung der Todten, wie sie das Neue Testament lehrt, am ausdrucksvollsten ausgesprochen[2]).

[1]) S. oben Bd. I, S. 295 ff. und für das Folgende ebendas., S. 511 ff.

[2]) Vgl. Aelteste Urkunde Bd. II, S. 17. 187; Erläuterungen S. 143; Vom Erkennen S. 94; Wie die Alten den Tod gebildet, im Hannoverschen Magazin 1774, S. 1530; und dazu oben Bd. I, S. 680.

Noch in den Theologischen Briefen weist er dann auf alle die Winke hin, die bis zu der Auferweckung Christi die biblischen Schriften für die Unsterblichkeit geben; nur daß er, gemäß der freieren Haltung, die diese Briefe durchweg auszeichnet, auch den philosophischen Beweisen wieder ihr gutes Recht widerfahren läßt und andrerseits mit größerer historischer Unbefangenheit von den Begriffen, den „Gleichnissen und Bildern" spricht, die sich die Apostel aus und nach der Erscheinung des Wiedererweckten von der Beschaffenheit des künftigen Lebens gebildet hätten [1]). Er knüpft daran den Wunsch eines neuen Phädon, der in Gesprächen die eigentlich christlichen Begriffe über die Unsterblichkeit entwickeln möchte. Kaum indeß, daß er diese Aufgabe sich selbst zugedacht haben dürfte. Sein eignes Nachdenken über diese Materie umspannte einen viel weiteren Gedankenkreis, der dem christlichen zwar concentrisch war, aber doch jetzt, zu Anfang der achtziger Jahre, nicht mehr einfach mit jenem sich deckte. Eine äußerliche Anregung führte ihn dazu, seine alte Vorstellung von der Palingenesie menschlicher Seelen neu zu entwickeln und ihr eine Gestalt zu geben, die zwischen seiner ehemaligen skeptischen und seiner demnächstigen theologischen Ansicht eine freie Mitte hält. Ende 1781 schrieb er für den Teutschen Merkur seine „Drei Gespräche über die Seelenwanderung" [2]).

Sie waren veranlaßt durch das von J. G. Schlosser kürzlich herausgegebene Gespräch über dasselbe Thema [3]). Im Anschluß an die letzten Paragraphen von Lessings Erziehung des Menschengeschlechts hatte es der Verfasser unternommen, die dort vorgetragne Lessingsche Hypothese weiter auszubilden und zu vertheidigen. Er hatte zu zeigen versucht, daß das Wandern von Menschen in Menschen das einzige Mittel sei, unser besseres Selbst mehr und mehr des Genusses der ewigen Glückseligkeit fähig zu machen und uns somit unsrer Bestimmung entgegenzuführen. Denn nur durch Schauen, durch eigne Erfahrung des Guten und Bösen in den mannigfachsten Zuständen, sei dies möglich. Die Erinnerung freilich nehme der Wandernde auf diesem Wege nicht mit; vielleicht indeß erwache dieselbe, wenn er ausgewandert habe. Einen süßen Traum, der ihn durch alle Welten hindurch und alle Nationen zu ihm führe, hatte der neue Platon die Hypothese genannt, er hatte ihre Vereinbarkeit mit der Offenbarung und dem Glauben an „die Wunden Christi" verfochten und den zweifelnden Mitunterredner endlich mit dem Bescheide entlassen: im Schooße Gottes höre die Reise auf.

---

[1]) Theologische Briefe III, 184 ff. (Brief 37).

[2]) Er meldet das Vorhaben an Gleim, 26. Nov. 81 (C, I, 76). Die ersten beiden Gespräche erschienen im Januar-, das dritte im Februarheft des Teutschen Merkur (S. 12 ff. u. S. 97 ff.). Jene werden es gewesen sein, welche Goethe schon 28. Dec. 81 gelesen hat (An Frau v. Stein II, 131).

[3]) Ueber die Seelenwanderung, Basel 1781. Vgl. Nicolovius, Schlossers Leben, S. 78.

Es war so Manches in diesem Gespräche zwischen Eugenius und Cleomathus, was den ältesten Ueberzeugungen Herders sich anschloß, wie namentlich der Satz, daß die Seele des Menschen immer ein körperliches Organ brauche; auch war im Vorübergehen auf die kleine geschichtsphilosophische Schrift Herders, auf den Vergleich angespielt, den „ein gewisser poetischer Philosoph“ zwischen den Epochen des Menschengeschlechts und den menschlichen Lebensaltern gezogen habe. Eben dies indeß und nicht minder die Prätension von Christlichkeit, womit der platonisirende Schwärmer seine Ansicht vortrug, regte den Widerspruch Herders auf, der gegen Schlosser von der Zeit der Frankfurter Anzeigen her schlecht zu sprechen war [1]). Mit dem Eifer, den man gewöhnlich gegen abgethane eigne Irrthümer kehrt, ergriff er die Gelegenheit, sich von dem Traume loszusagen, den auch er einst geträumt hatte, und einen neuen, wie er meinte, reineren, würdigeren und wahrscheinlicheren Traum zu entwickeln. Die Form der Entgegnung war ihm, von allem Anderen abgesehn, durch das Beispiel Schlossers gegeben. Die polemische Beziehung erleichterte die Handhabung der dialogischen Form. Noch etwas Anderes kam ihm zu Statten. Die Abfassung der drei Gespräche fällt in den Winter, in welchem der junge Müller sein Hausgenosse und ein häufiger Begleiter auf seinen Spaziergängen war. In Feld und Wald, im Angesicht der Morgenröthe und unter dem bestirnten Abendhimmel unterreden sich Theages und Charikles. Die wechselnde Situation, indem sie die Ideen des Gesprächs an Naturanschauungen knüpft, bringt uns zugleich in überraschender Weise die Erzählung Müllers von seinem Gesprächsverkehr mit dem verehrten Lehrer und von dessen peripatetischen Gewohnheiten in Erinnerung. Nicht Claudius, wie dieser meinte [2]), schwebte dem Verfasser bei der Figur des dem Hauptredner als Folie dienenden Mitunterredners vor —: es sind die Züge Schlossers und Müllers, die sich in dem nicht allzu selbständigen und oft etwas einfältigen Charikles zu mischen scheinen.

Ziemlich von oben herab in der That behandelt Theages den Vertreter der Lessing-Schlosserschen Hypothese. Es ist fast Uebermuth, wenn diesem zur Begründung derselben noch ein gut Theil Argumente mehr in den Mund gelegt werden als Eugenius-Schlosser vorgebracht hatte, und es war daher dem Letzteren nicht zu verdenken, daß er mit recht studirter Platonischer Kunst und mit allem ihm möglichen Aufgebot von Ironie demnächst in einem Zweiten Gespräch dem „weisen Gorgias“ seinen Uebermuth heimgab und manche Uebereilungen desselben zum Zweck der Vertheidigung nicht ungeschickt aufdeckte [3]). Offenbar, diese dem Gegner geliehenen Argumente sind solche,

[1]) Vgl. oben Bd. I, S. 483.

[2]) An Herder, 13. Dec. 83, A, I, 431.

[3]) Ueber die Seelenwanderung. Zweites Gespräch, Basel 1782. J. G. Müller schreibt darüber 8. August 82 an Herder: „Schlosser hat ein zweites Gespräch über die Seelenwanderung gegen Sie drucken lassen. Sie werden unter dem Namen des weisen

durch die sich Herder selbst früher die Seelenwanderungshypothese plausibel zu machen gesucht hatte. Indem er Schlosser widerlegt, widerlegt er sich selbst. Geradezu wegwerfend aber spricht er jetzt von der „widerlichen“ Hypothese, derzufolge die Menschenseelen „wie das blinde Mühlenpferd in die Runde umher“ getrieben werden sollen, derzufolge wir als „Poltergeister und Revenants“ auf der Erde umherwandelten und „in unsrer dürftigen Menschheit geistige Almosen oft und mühsam betteln müßten.“ Am wenigsten verträgt sich diese Sisyphustheorie mit der Religion. In Dantes Hölle gehen die Heuchler so im Kreise einher und sehen immer rückwärts mit ihrem verrenkten Halse. „Für den Ort und die Klasse von Menschen mag solch Evangelium Trost sein: für keinen freien und edlen Geist, der aufwärts strebt.“

Die bitterböse Stelle — sie gehört zu denen, die ebendeshalb der Verfasser strich, als er die Gespräche einige Jahre später mit mancherlei Aenderungen in der Ersten Sammlung der Zerstreuten Blätter wiederholte — öffnet uns den Ausblick auf das, was gegenwärtig die positive Ueberzeugung des Theages ist. Der schlechten Seelenwanderung nämlich stellt er eine bessere entgegen, derjenigen, die „in die Runde“ geht, die andre, die von unten hinaufwärts geht. Sein Widerspruch gegen die alte Pythagoräische Annahme beruht auf einer gesunden Naturanschauung, mit der eine ebensolche Psychologie und Moral zusammenstimmt. Für alle die Thatsachen, welche, der gegnerischen Ansicht nach, für eine Präexistenz sprechen sollen, weiß er eine natürliche Erklärung zu geben. Die geringe Anzahl großer Männer z. B., die wie Genien in der Geschichte aufgetreten und zwar meist gleichzeitig in gewissen Epochen, als ob sie Wiedergeborene und Auferstandene seien, erklärt sich einfacher aus dem Geheimniß der Organisation in Verbindung mit den Umständen des Landes und Klimas, der Erziehung und des Zufalls. Die Ahnungen unsrer Seele, die uns oft wie Erinnerungen eines in einem früheren Leben schon einmal erfahrenen Zustandes so sonderbar ergreifen — es sind Erinnerungen erster Jugendeindrücke, die sich unwillkürlich, aber doch nach den natürlichen Gesetzen der Ideenassociation einstellen. Die Behauptung andrerseits, daß wir zur höchsten Glückseligkeit nur durch die vielseitigste Erfahrung, durch das Durchkosten aller möglichen Lagen und Zustände gebildet werden könnten, wird hinfällig vor der Einsicht, daß alle Glückseligkeit relativ ist und daß es vermessen wäre, der Vorsehung nach unsrem engen armseligen Maaßstabe ein Gesetz und einen einförmigen Weg der Ausgleichung vorzuschreiben. Die Vollkommenheit wohnt auf unsrer Erde nirgends. Auch die Ungleichheiten der Menschen lagen im Plane der Schöpfung. „Unser Planet sollte tragen, was er tragen, hervorbringen, was er hervorbringen

---

Gorgias von Punkt zu Punkt widerlegt. Es deucht mir spitzig geschrieben.“ Beide Schlossersche Gespräche sind wieder abgedruckt im 3. Theil von Schlossers Kleinen Schriften, Basel 1783, S. 1—72.

konnte.“ Er ist „eine Kugel mit allen Abwechselungen des Klimas, der Länder, der Pflanzen-, Thier- und Menschenarten.“ Mit diesem Gesetze der Mannigfaltigkeit aber verbindet sich das Gesetz stufenmäßig fortschreitender Entwickelung. Zur Menschenbildung streben auf der Erde alle Geschöpfe empor; es ist, als ob die formenreiche Natur „nur Einen Typus, Ein Protoplasma vor sich gehabt hätte, nach dem und zu dem sich Alles bildete“; von dem unfruchtbarsten Staubkorn der Schöpfung an, durch alle Klassen der Organisation bis zum Menschen, dem kleinen Universum von allerlei Leben, hinan: — von außen gesehen ein Labyrinth von Gestalten, von innen gesehen lauter wandernde, sich emporarbeitende Seelen! Auch bei dem obersten Gliede nun kann die Kette nicht reißen; auch der Mensch muß vorwärts. Denn eng begrenzt ist die Sphäre des Erdenlebens; Alles ist hier mit Bedürfniß umringt, und wir sehnen uns mit aller Creatur, davon frei zu werden. Wie die Religion, so weist uns die Natur auf diese Hoffnung. Das Sonnensystem darf uns als die räumliche Versinnlichung unsrer Unsterblichkeit erscheinen. Dieselben Gesetze hier wie dort; „Moral ist nur eine höhere Physik des Geistes.“ Wie die Planeten harmonisch unter einander und zur Sonne geordnet sind — sollte so nicht auch das Schicksal der Bewohner dieser Welten geordnet sein? Sollte der Verbindung und Abstufung des Sternengebäudes nicht die unsres moralischen Zustandes entsprechen? Sollte unsre künftige Bestimmung sich nicht ähnlich als ein neues Glied der Kette an unser jetziges Dasein anschließen wie etwa unsre Erde an die Sonne, wie der Mond an unsre Erde? Vielleicht — nur vielleicht freilich — sind uns, die wir nach der Stellung unsres Planeten so offenbare „Mittelgeschöpfe“ sind, andre Welten zu unsrer weiteren Wanderung bestimmt, einer Wanderung, bei der wir zwar immer an der Hand des Vaters, immer „im unendlichen Schooße Gottes“ sind, aber zugleich immer höher zu ihm, zum Quell alles Lichtes emporklimmen. Diese Hoffnung ist nicht nur tröstend und erhebend, sie bestimmt auch unsre sittliche Aufgabe. Während jene schlechte Seelenwanderungshypothese alle freie Moralität erstickt, so weist uns dieser kühnere Glaube an, unser jetziges Dasein „peremtorisch zu brauchen,“ uns auf der höchsten Stufe der Erdgeschöpfe zu fühlen, den Thiercharakter in uns auszulöschen, unsre Menschheit voll zu genießen, zu verwerthen, und in ihr den künftigen Engel auszubilden. Die intellectuelle Vervollkommnung, das Erwerben „neuer Kenntnisse und Fertigkeiten“ war der Gesichtspunkt, von dem aus nicht sowohl Schlosser als der Verfasser der Erziehung des Menschengeschlechts das öftere Wiederkehren auf den irdischen Schauplatz wahrscheinlich zu machen gesucht hatte. Es ist der Schluß der Herderschen Gespräche, der sich gegen diesen Punkt kehrt. Nicht so sehr auf die Ausbildung unsres Witzes als auf Erziehung des Herzens kömmt es an. Das menschliche Herz kann in allen Formen und Situationen der Menschheit gebildet werden; es bedarf zu diesem Zweck keiner öfteren Reisen um die Welt. „Reinigung des Herzens“ — dahin faßt Herder das Re-

sultat der Gespräche zusammen —, „Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden, das ist die wahre Palingenesie dieses Lebens, nach der uns gewiß eine fröhliche, höhere, aber uns unbekannte Metempsychose bevorsteht.“

Das Lob, welches Goethe diesen Gesprächen spendet, indem er sie der Geliebten anpreist, ist wohlbegründet. In mehr als Einer Hinsicht präludiren sie den Ideen. Aufs Schönste schlingen sich in ihnen die religiösen und vor Allem die sittlichen Motive des Herderschen Unsterblichkeitsglaubens durch die sinnige Naturansicht hindurch, die, gegenüber der wunderhaften Abenteuerlichkeit der bekämpften Hypothese, den Kern der Beweisführung bildet. Die Stellen, in denen der Vorwitz gerügt wird, dem Schöpfer aller Dinge „Reiserouten und Marschkalender“ vorzeichnen zu wollen, könnten im Buche Hiob stehn. Am höchsten endlich hebt sich der Dialog da, wo der scharfe Ton der Widerlegung in den schwungvollen der Bewunderung des harmonisch geordneten Weltalls übergeht. Wohlthuend wirkten diese Vorstellungen, wie wir wissen, auf das bedrückte Gemüth der edlen Herzogin, die gleichermaaßen wie Goethes Freundin ihre eignen Hoffnungen und Gesinnungen darin wiederfand[1]). Trost und Erhebung mochte sie aus demselben Grunde aus den Schlußabschnitten des Ersten Theils der Ideen schöpfen, als Goethe dieselben zwei Jahre später der trauernden Mutter vorlas. Denn nichts Anderes sind diese Schlußabschnitte als eine Variation des nämlichen Themas, welches hier nur unpolemisch und auf breiterer Grundlage von Neuem durchgeführt wurde.

Vorbereitet war dieses Thema schon auf den ersten Seiten der Ideen; schon dort der Gedanke ausgesprochen, daß unsre kosmische Bedingtheit unserm Dasein dieselbe Ewigkeit verbürge, die den unsichtbaren Gesetzen und Kräften des Kosmos zukomme. Auf diesen Gedanken greift der Verfasser jetzt im fünften Buche zurück. Wenn er in den bisherigen Betrachtungen ausdrücklich „alle Metaphysik bei Seite gesetzt und sich an Physiologie und Erfahrung halten wollen,“ so betritt er nun doch die Schwelle der Metaphysik; er ruft den ohne Zweifel über alle Erfahrung hinausgehenden Satz zu Hülfe, daß dem continuirlichen Fortschritt der äußeren Bildung der Erdgeschöpfe eine ebensolche aufsteigende Reihe unsichtbarer Kräfte entsprechen müsse, wogegen er von der Erklärung jener Bildungen durch die Annahme präformirter Keime nichts wissen will. Und wieder spricht er als Metaphysiker, wenn er als selbstverständlich den anderen, auch sonst schon von ihm für die Unsterblichkeit ins Feld geführten Satz hinstellt, daß keine Kraft untergehen könne. Ueberall in der Schöpfung wirken zahllose organische Kräfte, oder vielmehr die Allmacht wirkt durch sie. Keine dieser Kräfte ist ohne ein Organ, das sie sich zugebildet hat. Aber Kraft und Organ ist darum nicht identisch, und es ist folglich die Möglichkeit des Uebergangs einer Kraft aus einem in ein andres organisches Medium gegeben. Und zwar ist thatsächlich dieser Uebergang Fortschritt. Alle

[1]) Vgl. oben S. 24.

Gattungen der Geschöpfe sind Formen, in deren Grenzen wie auf einer Leiter die niederen Kräfte sich zu etwas Höherem hinaufbilden — alle Klassen der Organisation (so hieß es in den Gesprächen) wandernde, sich emporarbeitende Seelen. Kein Zweifel daher: wie hinter uns Alles zum Menschengebilde emporstrebt, so rückt auch der Mensch weiter. Er aber ist — verschieden von den Geschöpfen unter ihm — ein System höherer, geistiger Kräfte, für welches der Körper eben wieder nur das organische Medium ist. Humanität ist sein Wesen. Nach Analogie der Assimilation, des Wachsthums und der Hervorbringung, die das leibliche Leben bilden und erhalten, wird „ein innerer geistiger Mensch" in uns gebildet; es ist von Anfang des Lebens an das Eine Werk unsrer Seele, „inwendige Gestalt, Form der Humanität", zu gewinnen. Diese unsre Bestimmung erfüllt sich auf Erden nur ungenügend. Menschsein ist ein unendlich höherer Zweck, und es verhält sich daher anders damit als mit dem Thiersein. Dem Thier ist sein Instinct ein sicherer Führer, der Mensch dagegen wird nur mit Fähigkeit zur Humanität geboren, er erreicht das reine Bild der Menschheit, das in ihm liegt, nur sehr unvollkommen. So weist unser Zweck über das irdische Dasein hinaus. Die Erde ist nur ein Uebungsplatz, eine Vorbereitungsstätte; glücklich genug, wenn hier ein Keim der Humanität sproßt: zur Blüthe kann er nur unter anderen als irdischen Bedingungen werden. Im Vorübergehen nur erwähnt Herder die Vorstellungen, die sich die verschiedenen Völker über die etwaigen Wege und Schicksale der Seelen gebildet; er hat anderwärts, in der „Ebräischen Poesie", und in dem unvollendeten Aufsatz „Hades und Elysium", den er den Seelenwanderungsgesprächen im Merkur unmittelbar folgen ließ [1]), Einiges darüber zusammengestellt; hier betont er nur aufs Stärkste, wie einst schon auf Anlaß von Lavaters „Aussichten in die Ewigkeit", daß es vergeblich sei, über die Zukunftsform unsrer Humanität zu „dichten". Er versagt es sich sogar, die Vermuthungen der Gespräche zu wiederholen — genug, daß ihm der zweideutige Begriff der Humanität, die ihm einmal das Resultat unsrer natürlichen Organisation, dann wieder das Ziel unsrer moralischen Bestimmung ist, zum Angelpunkte wird, um den sich sein Beweis der Unsterblichkeit dreht. Dieser Beweis reicht nicht weiter als zu einer Hoffnung. Der Mensch soll sich in seinen künftigen Zustand „nicht hineinschauen, sondern sich hineinglauben;" er soll nach Wahrheit, Güte und gottähnlicher Schönheit streben: so kann er seines Ziels nicht verfehlen.

Und dennoch — nicht ganz ohne „Aussichten in die Ewigkeit" werden wir entlassen. Noch einmal sehen wir den Verfasser zu einer seiner Lieblingskategorien zurückkehren. Einen mittleren Sinn hatte er ehedem bei dem Versuch der Erklärung des Ursprungs der Sprache den Sinn des Gehörs genannt, als einen Mittelplaneten hatte er die Erde, als ein Mittelgeschöpf

---

[1]) Schon oben in der Anmerkung zu S. 180 nachgewiesen.

unter den Thieren den Menschen charakterisirt. Jetzt wieder erscheint ihm der Mensch als der Mittelring zwischen zwei ineinander greifenden Systemen der Schöpfung, als ein natürliches und zugleich ein geistig sittliches Wesen, ein Bürger zweier Welten. Bei dieser Vorstellung setzt die Phantasie des Verfassers ein und führt ihn bis an die Grenze der Schwärmerei. Den Traum von einem Hineinragen einer höheren in diese niedere Welt, den Glauben an Ahnungen und wunderbare Einwirkungen ist der phantasiereiche Mann niemals losgeworden; er hat damit lebenslang in bescheidner, aber ernster Weise gespielt. Hier sucht er etwas wie eine rationelle Begründung dafür zu gewinnen. Da nämlich wahrscheinlich der künftige Zustand so aus dem jetzigen hervorsproßt wie der unsre aus dem Zustande niederer Organisationen, so ist, meint er, ohne Zweifel auch das Geschäft desselben näher mit unsrem jetzigen Dasein verknüpft, als wir denken. Unsre Brüder der höheren Stufe, da doch wirksame Theilnehmung der Hauptzug der Humanität ist, werden unsichtbar uns helfen, uns zu Theilnehmern ihres Glücks zu erziehn. Nur durch solche höhere Einwirkung sind manche Schritte in der Geschichte unsres Geschlechts — er erinnert an die Erfindung der Sprache — erklärlich, und wenn, sei es auch nur in Zuständen der Krankheit, unsre Organe wunderbarer Eindrücke empfänglich werden, so weisen auch derartige Erfahrungen auf verborgne Schätze in unsrer Seele, die in einer künftigen Entwickelung enthüllt zu werden bestimmt sind. —

So wurzelt dieser Erste Theil der Ideen fest und breit in naturwissenschaftlichen Anschauungen, er geht zu moralisch-religiösen Motiven über, die, aus der Tiefe der ethischen Gesinnung des Christenthums geschöpft, doch an den dogmatisch-historischen Bestandstücken des christlichen Glaubens vorübergehn, um sich zuletzt, in leisen Ansätzen eines poetischen Aberglaubens, noch über die Grenze der Wissenschaft sowohl wie der Religion hinauszuwagen.

Sehr merkwürdig, wie Herder den Ersten Theil der Ideen seinem Hamann vorführt [1]). Wenn er versichert, im Grunde enthalte das Buch „nichts als das Resultat des Ersten Theils der Aeltesten Urkunde, nur auf anderen Wegen", so ist das ja insofern richtig, als auch dort Alles in dem Satze gipfelte, daß die Hieroglyphe der Uroffenbarung Gottes nach dem Bilde des Menschen geformt, daß der Mensch ein Bild Gottes und zugleich Sinnbild und Inbegriff der ganzen sichtbaren und unsichtbaren Welt sei: allein die „anderen Wege" — naturwissenschaftliche Betrachtungen statt überschwenglicher Bibelauslegung — stellten denn doch diesmal Alles auf ein völlig verschiedenes Fundament. Da geht er denn in der Anbequemung an den Standpunkt des Freundes ein wenig weit, wenn er dies Fundament, ähnlich wie einst die philosophischen Voraussetzungen seiner Preisschrift über den Ursprung der Sprache, recht geflissentlich entschuldigt. Er habe all' diesen

---

[1]) In dem mehrangeführten Briefe vom 10. Mai 84 (Ham. Schr. VII, 136. 137).

wissenschaftlichen Kram nur ausgepackt, „um dem Jahrhundert in seinen eignen Tönen ein ander Lied vorzusingen oder vorzupfeifen,“ er sei in die Grundsätze und Flitter-Beschäftigungen der Zeit nur eingegangen, um von dem Punkt, worauf jetzt alle Naturgeschichtschreiber stehen, „nur allmählich wegzulenken!“ Zu diesen geringschätzigen Ausdrücken stimmt doch schwerlich die Lust, mit der er sich in diese naturwissenschaftlichen Dinge vertiefte und die wir aus allen Capiteln des Buchs herauslesen. Aber ebenso unzweifelhaft auf der anderen Seite, daß es nicht die Andacht des bloßen Naturforschers, sondern eine religiös-wissenschaftliche Andacht war, mit der er dem inneren Zusammenhang alles creatürlichen Lebens nachspürte. Denn überall in der That erhebt er sich zu tieferen Blicken, überall tritt er den materialistischen Folgerungen entschieden entgegen. Man würde die Aeußerung, die er am Beginn der Arbeit gegen Eichhorn thut [1]), wie gern er statt mancher Predigt über Dinge der Art öffentlich reden möchte, mißverstehen, wenn man sie anders deutete als dahin, daß ihm die Offenbarung der Natur eben auch zu einem unerschöpflichen Text erbaulichen Predigens geworden war. Ganz unzweideutig vollends spricht sich die Vorrede unsres Werkes über den Sinn des ganzen Unternehmens aus, wie er ihm damals in der Seele lag. „Den Gang Gottes in der Natur,“ so sagt er, „die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat: sie sind das heilige Buch: an dessen Charakteren ich zwar minder als ein Lehrling, aber wenigstens mit Treue und Eifer buchstabirt habe und buchstabiren werde. — — Ueberall hat mich die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, die ich nur mit Mühe unterdrücken mußte, weil ich sie mir selbst nicht zum voraus rauben, und Schritt vor Schritt nur dem Licht treu bleiben wollte, das mir von der verborgenen Gegenwart des Urhebers in seinen Werken allenthalben zustrahlt. Es wird ein um so größeres Vergnügen für meine Leser und für mich sein, wenn wir, unsern Weg verfolgend, das dunkelstrahlende Licht zuletzt als Flamme und Sonne werden aufgehen sehen.“

IV.

Der weitere Verlauf des Werks.

1.

Der Zweite Theil.

Die Erwartung indeß, zu der uns diese Worte berechtigen, wird durch den weiteren Verfolg des Weges mit nichten erfüllt. Der Befürchtung Mendelssohns, daß es mit der Fortsetzung der Ideen zuletzt auf Schwärmerei, auf

[1]) Anfang October 83, C, II, 286.

christliche Schwärmerei hinausgehn, und daß der Verfasser an allem Ende ein Flämmchen aufstecken werde, das nicht „für uns" — er meinte wohl zunächst für ihn und seines Gleichen — sei, spottet Herder selbst [1]). Er bekennt zwar, im Zweiten Theil in der That solch ein Flämmchen aufgesteckt zu haben, zugleich aber erklärt er im Voraus, daß er es im Dritten Theil flugs wieder auszublasen denke, daß er — so erläutert er sein Vorhaben anderwärts — aus dem Flämmchen eine recht große Flamme, aber, wohlgemerkt, eine historische Flamme machen werde.

Die Wahrheit ist: wenn die Herdersche Geschichtsphilosophie im Ersten Theil in den Himmel verläuft, so schließt sich diese Aussicht in das Jenseits mit dem Ende dieses Theils, um in den folgenden kaum jemals anders als in unsicheren Durchblicken wieder sichtbar zu werden. Wir finden uns am Anfang des Zweiten Theils durchaus auf den irdischen Schauplatz zurückversetzt. Das naturhistorische Fundament wird weiter ausgebaut. Von der allgemeinen Bestimmung der Stelle, die der Mensch in der Reihe der Lebendigen einnehme, wendet sich die Betrachtung zum Besonderen: es handelt sich um ein Gemälde der mannigfach verschiedenen äußeren Organisation der hier und dort, auf allen Theilen der Erde wohnenden Völker, zu dem die Berichte der Reisebeschreiber die Farben geliefert haben. Das Alles indeß ist nur „Vorgrund", nur „Postament zur Statue" [2]); es leitet den geschichtsphilosophischen Satz ein, daß trotz dieser Verschiedenheit das Menschengeschlecht doch nur eine und dieselbe Gattung, eigenartig und schlechterdings geschieden von allen, auch der menschenähnlichsten Thiergattung sei. Selbst einen Unterschied der Abstammung, wie er im Begriff der Race liege, lehnt unser Verfasser ab. Das eine und selbe Menschengeschlecht ist nur dadurch mannigfach modificirt, daß mit der genetischen Kraft der Erde der Einfluß des Klimas zusammengewirkt, oder, wie er sich ausdrückt, ihr „zugewirkt" hat. Und auf die äußere läßt er nun die innere Anthropologie folgen. An den geistigen Fähigkeiten des Menschen sucht er, von den Sinnen bis zu den Gefühlen und Trieben aufsteigend, die durch den „Zwist des Klimas und der Genesis" entstandnen inneren Verschiedenheiten zu charakterisiren — die Erde wird als ein Treibhaus natürlicher Sinne und Gaben, Geschicklichkeiten und Künste, Seelenkräfte und Tugenden geschildert, die sich anders und immer anders gestalten und mischen [3]).

Wir meinen nun wohl nach allem Bisherigen, es werde von hier aus der Uebergang zu der Untersuchung gemacht werden, wiefern durch diese Verschiedenheit die Aufgabe der Verwirklichung der Humanität verschieden bedingt sei. Allein unerwartet taucht statt dessen eine andre Frage auf. Dem Be-

---

[1]) An Jacobi, 25. Febr. 85 (A, II, 268); desgl. an Hamann (Schr. VII, 226).

[2]) An Knebel, Litt. Nachl. II, 267. 297 zu vgl. mit dem Anfang des siebenten Buchs.

[3]) Abfälle seiner desfallsigen Studien waren unter der Ueberschrift „Exemplare der Menschheit in Vorstellungsarten, Sitten und Gebräuchen" (SW. zur Philos. XIII, 242) schon 1783 als Lückenbüßer in das Novemberheft des Merkur (S. 178 ff.) gewandert.

griff der Humanität nämlich schiebt sich auf einmal der Begriff der Glückseligkeit unter, um demnächst in unklarer Weise mit jenem zusammenzufließen. Wiefern, so wird gefragt, ist der Mensch durch alle jene natürlich-geistige Begabung fähig und berechtigt, sich Glückseligkeit zu schaffen, und worin besteht menschliche Glückseligkeit? Ihr Maaß, so lautet die Antwort, liegt in der Brust jedes einzelnen Wesens. Glückseligkeit ist das tiefe, unersetzliche Gefühl des Daseins. Allenthalben liegt Glückseligkeit nicht in der Menge der Empfindungen und Gedanken, sondern in ihrem Verhältniß zum wirklichen inneren Genuß unsres Daseins. Der letzte Sinn dieser tautologischen Erklärung ist der, daß der Zweck der Menschheit sich in jedem Einzelnen je nach dem natürlichen Gefühl des Einzelnen realisirt. An die Stelle des überschwenglichen Humanitätsideals, von dem früher die Rede war, tritt eine durchaus naturalistische Auffassung der menschlichen Bestimmung, und in weitem Abstande von dem am Schlusse des fünften Buchs eröffneten Aussichten klingt das achte in die Weisheit eines genügsamen Eudämonismus aus. „Deswegen hat die Natur alle ihre Menschenformen auf der Erde erschöpft, damit sie für jede derselben in ihrer Zeit und an ihrer Stelle einen Genuß hätte, mit dem sie den Sterblichen durchs Leben hindurchtäuscht.“

Unmöglich indeß kann dies unsres Geschichtsphilosophen letztes Wort sein. Der frühere Hinweis auf eine jenseitige Fortentwickelung der hienieden nie vollendeten Humanität war im Grunde ein übergeschichtliches Princip. Der Hinweis auf die allezeit und allerorten schon auf Erden im individuellen Gefühl zu genießende Glückseligkeit ist ein an die Geschichte nicht heranreichendes Princip. Geschichte ist nur wo Entwickelung ist, und Geschichte besteht nur kraft des Zusammenhangs und der Wechselwirkung der Individuen. Ein neues Princip also, das von Herder sofort für „das eigentliche Princip zur Geschichte der Menschheit“ erklärt wird, stellt sich dar. Eifrig wendet er sich gegen den Wahn, als ob der Einzelne Alles, was er ist, durch sich selbst geworden sei. Nur durch den Menschen wird der Mensch zur Humanität gebildet, und das Hauptinteresse der Geschichte liegt daher in der „Kette der Geselligkeit und bildenden Tradition vom ersten bis zum letzten Gliede.“ Von den organischen Kräften der Natur und von klimatischen Einflüssen einerseits, von der Tradition andrerseits ist der Mensch abhängig. Er hat eine zwiefache: eine natürliche und eine geistige Genesis. Erst durch die letztere, durch den Zusammenhang der Individuen mit dem ganzen Geschlecht, vollendet sich das Werden der Humanität. Es giebt, anders gesagt, eine Erziehung des Menschengeschlechts. Indem jeder Einzelne mit seiner Familie, seinem Volk und dadurch mit dem ganzen Geschlecht zusammenhängt, wird unsre Erde zu einem großen Erziehungshaus „mit vielen Abtheilungen zwar, aber doch nach Einem Typus der Lectionen.“

Dem Nachweis dieser „zweiten Genesis“ des Menschen, nachdem im Früheren die erste so ausführlich dargelegt worden, wenden sich ausschließlich die

beiden letzten Bücher des Zweiten Theils zu. Zur schaffenden Natur gesellt sich die erziehende Cultur. Beide convergiren in dem Ziele. Humanität ist dies Ziel; vielmehr, so lautet fortan, nach der inzwischen eingeschobenen Gleichung, die Formel: „zur Humanität und Glückseligkeit ist der Mensch geschaffen und wird er gebildet."

Nur in dieser allgemeinen Bestimmung des Ziels jedoch treffen die beiden Ansätze, die Herder zur Gewinnung einer Geschichtsphilosophie macht, zusammen. Nach zwei Seiten hin verstecken sich in der aufgestellten Formel ungeschlichtete Widersprüche.

Ist der Zweck der Geschichte die werdende Humanität des Einzelnen oder die des Geschlechts?

Es ist ja die zusammenhängende Kette der Bildung, die der Verfasser in der Geschichte verfolgt wissen will. Nothwendig daher muß er einen Fortschritt zur Humanität im Ganzen des Geschlechts nachweisen. Jene Kette, so sagt er, macht aus den Trümmern der Menschengeschichte „ein Ganzes, in welchem zwar Menschengestalten verschwinden, aber der Menschengeist unsterblich und fortwirkend lebt." Der Einzelne vergeht — wir leben nur fort in der Wirkung, die wir auf die Seelen der Unsrigen ausüben.

Andrerseits jedoch erreicht die Kette der Organisationen, der bildenden Naturkräfte, aller individuellen Abänderungen unbeschadet, in jedem einzelnen Menschenbilde den gleichen Höhepunkt, den Einen Typus der Humanität. Die Gleichsetzung von Humanität und Glückseligkeit macht dies Ergebniß noch unvermeidlicher. Immer von Neuem wird es wiederholt: je nach seiner Stelle gelangt Jeder zur Humanität, wird Jeder zu irgend einer Form menschlicher Glückseligkeit geboren und erzogen. Der Zweck der Geschichte ist der Einzelne.

Nur in allgemeinen Wendungen hat es Herder versucht, diese antinomischen Sätze zu vereinigen. „Alle Werke Gottes," heißt es, „haben dies eigen, daß, ob sie gleich alle zu einem unübersehlichen Ganzen gehören, jedes dennoch auch für sich ein Ganzes ist"; was der Zweck des Menschengeschlechts ist, ist auch der Zweck des einzelnen Menschen, und umgekehrt. Aber die Frage ist nach dem Wie dieser Zusammenstimmung. Zu ihrer Beantwortung eben hatte Lessing seine Seelenwanderungshypothese vorgetragen. Herder hat diese mit triftigen Gründen verworfen. Vielleicht hätte er aus seiner Annahme einer jenseitigen Fortbildung der Humanität eine bessere Beantwortung entwickeln können. Eine dem Theologen Herder noch näher liegende Lösung wäre durch die Erscheinung Christi in der Geschichte, durch die Thatsache der Auferstehung und durch die Berufung Aller in das Eine Reich Gottes zu gewinnen gewesen. Allein der letztere Gedanke liegt gänzlich außer dem Gesichtskreise der Ideen, und der Vorhang vor dem Jenseits ist mit dem Eintritt in den Zweiten Theil des Werks ein für alle Mal fallen gelassen. Alle dorthin weisenden Fußstapfen sind zugeschüttet. Einzig die „goldene Kette der Bildung", der Fortschritt der Humanität in der irdischen Geschichte des Men-

schengeschlechts wird verfolgt. Der Rest der Herderschen Geschichtsphilosophie ist im Wesentlichen die Ausführung des Satzes, mit dem das erste Capitel des neunten Buches schließt: „Immer verjüngt in seinen Gestalten blüht der Genius der Humanität auf und zieht palingenetisch in Völkern, Generationen und Geschlechtern weiter."

Noch vor der Eröffnung dieses großen Schauspiels jedoch ist von den Mitteln die Rede, welche die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts ermöglichen — und zum zweiten Mal klaffen dabei die beiden Enden, an denen Herder den Geist der Geschichte zu packen sucht, widerspruchsvoll auseinander.

Als die erste Gesellerin der Menschen bezeichnet er die Sprache. Durch die Sprache allein wird Vernunft und die Möglichkeit der Fortpflanzung der Vernunft. Es sind Hamanns Gedanken, die er entwickelt, und dieser erkannte mit Genugthuung in den Auseinandersetzungen des Freundes sein eigenes „Ein und Alles" wieder [1]). Wie früher die vergleichende Anatomie für die physiologische Begründung der Geschichtsphilosophie zu Hülfe gerufen worden war, so wird jetzt, nun es sich um die „zweite Genesis" des Menschen handelt, eine philosophische Vergleichung der Sprachen für die schönste Geschichte und Charakteristik des menschlichen Verstandes und Herzens erklärt. Mit der Sprache aber war der Mensch auf dem Wege zu allen Wissenschaften und Künsten, die nun ihrerseits zu einem neuen Vehikel der Bildung wurden. Nicht minder bot sich als ein Mittel, ein Nothmittel wenigstens der Gesellung und Bildung, die staatliche Ordnung, und allen anderen Mitteln voran endlich, älter selbst als Sprache und Vernunft, die eigentliche Mutter aller Cultur — die religiöse Tradition.

Schon im Ersten Theil der Ideen war ja nun aber gesagt worden, daß der Mensch zur Sprache und Vernunft, zur Humanität und Religion geschaffen sei. Nur das scheint zunächst der Unterschied, daß jetzt auf die Fortpflanzung derselben durch Tradition, auf die Bedeutung derselben für den geselligen Menschen und folglich für die Culturentwickelung hingewiesen wird. Nicht das allein jedoch. Mit einem Male vielmehr drängt sich in die Herdersche Geschichtsphilosophie die alte Gedankenmasse der Aeltesten Urkunde ein — und einen Augenblick leuchtet das „Flämmchen" auf, das erst im Dritten Theil wieder ausgeblasen werden soll! Wo und wann entstand Religion und Sprache? Wo war der Anfang aller Tradition? Wo hängt der erste Ring der Kette unsres Geschlechts und seiner geistig-moralischen Bildung? In Beantwortung dieser Fragen greift Herder auf die Erzählung der Genesis zurück, um diese „älteste Philosophie der Menschengeschichte" mit der seinigen einstimmig zu finden — oder zu machen. In dem Bericht vom Sündenfall erblickt er „hinter dem Schleier einer Fabelerzählung" die bedeutsamsten moralischen Wahrheiten. Als Wahrheit aber — dies ist der merkwürdigste Punkt seiner

[1]) Vgl. Hamanns Schr. VI, 365 und VII, 292.

philosophischen Auslegung und dies das Flämmchen Schwärmerei, das er aufstecken zu müssen glaubt — als Wahrheit gilt ihm vor Allem, daß die erstgeschaffenen Menschen mit den unterweisenden Elohim im Umgange gewesen. Daß insbesondere die Sprache „göttlicher Einsetzung" sei, das läßt er sich, seit er die rationellere Ansicht seiner Preisschrift auf Hamanns Einspruch abgeschworen, nicht mehr nehmen. Er glaubt die irrationelle Ansicht rationell begründen zu können. Wenn nämlich die Vorzüge des Menschengeschlechts demselben nur als Fähigkeit angeboren worden, eigentlich aber durch Erziehung, Sprache, Tradition und Kunst erworben und herabgeerbt werden, so mußten die Fäden dieser ihm angebildeten Humanität „sich gleich von Anfang an künstlich knüpfen!"

Kaum in einem andern Punkte herrscht in den Gedanken Herders so viel Verwirrung als in Beziehung auf den einst so folgerichtig von einem einheitlichen großen Gesichtspunkt aus von ihm erklärten Ursprung der Sprache. Er hatte vor Kurzem den ersten Band von Monboddos Werk: of the origin and progress of language mit Freuden begrüßt und eine Uebersetzung des Werks veranlaßt [1]). War ihm dasselbe doch als eine „Philosophie über den Menschen", die sich selbst nur als Vorarbeit zu einer „Geschichte des Menschen" darstellte, gerade in dem Augenblick gekommen, in dem er sich zu seiner neuen Geschichtsphilosophie anschickte. Die Vorrede, mit der er die Uebersetzung einführte, ist nur wenige Wochen früher als die Vorrede zu dem Ersten Theil der Ideen geschrieben. Monboddo hatte in einer sorgfältig fortschreitenden Untersuchung, gestützt auf ein sehr mangelhaftes thatsächliches Material und auf mancherlei Fabelberichte alter und neuer Schriftsteller, nicht ohne Scharfsinn zu zeigen versucht, daß alle Sprache erst nach der Gesellung der Menschen in politische Ordnungen aus der allmählichen Verfeinerung des natürlichen unarticulirten Geschreis, zunächst aus Drang des Bedürfnisses, im weiteren Verlauf durch bewußte Kunst erfunden worden sei. Das war eine Ansicht, ebenso entgegengesetzt der von Herder in seiner Preisschrift entwickelten wie der von Hamann vertretenen, dem sie eben deshalb als eine „Grundlüge" erschien. Nichtsdestoweniger imponirte ihr scharfsinniger Pragmatismus dem Verfasser der Ideen. Der Vorredner, obgleich er sich genöthigt sah, in den wesentlichsten Voraussetzungen, wie namentlich in der Verkennung der specifischen Unterschiedenheit des Menschen vom Thiere, dem Engländer zu widersprechen, erklärte dennoch, daß er demselben vor Allen, die über diesen Gegen-

[1]) „Des Lord Monboddo Werk von dem Ursprunge und Fortgange der Sprache übersetzt von E. A. Schmid. Mit einer Vorrede des Herrn Generalsuperintendenten Herder" Erster Theil, Riga, bei Hartknoch 1784; vgl. C, II, 96 und 97. Der Zweite, den Zweiten und Dritten Band des Originals mit Verkürzungen wiedergebende Theil der Uebersetzung erschien 1785. Die Herdersche Vorrede wiederabgedruckt SW. zur Philos. II, 163 ff. Für Herders dauerndes Interesse an den Schriften Monboddos s. Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer I, 166 und C, II, 244; Humanitätsbr. X, 174. 186; Metakritik I, 431 ff.

stand geschrieben, die Palme reiche. Der übereilte Ausspruch ist im Munde dessen, der die Sprache aus der eigenartigen Organisation des Menschen und die Vernunft aus der Sprache ableitete, schwer zu verstehn; er wird geradezu aufgehoben durch den anderen Satz der Vorrede, der dagegen protestirt, daß einige gebildete Völker die Sprache erfunden hätten, um demnächst die Lehrmeister andrer minder gebildeter zu werden. Hier, hieß es, habe das System des Verfassers eine Lücke, die auszufüllen einem andren Ort vorbehalten bleibe. Diesen andren Ort kennen wir jetzt und haben gehört, wie hier der Versuch gemacht wurde, die Anerkennung der Spracherlernung durch lehrende Tradition mit dem mehr als menschlichen Anstoß zur Sprachschöpfung zu vereinen.

Ein halsbrechender Versuch! Denn angeboren und doch angebildet, das ist die Antinomie, die zweite Antinomie, in der in dieser Beziehung unser Geschichtsphilosoph hängen bleibt. Auf seine Uebereinstimmung mit den Ueberzeugungen Goethes weist die Thesis, auf seine alte Abhängigkeit von Hamann die Antithesis. Nur durch eine Auskunft, die er selbst in seiner ehemaligen Preisschrift als eine bloße Wortauskunft verworfen hatte, weiß er die dualistische Annahme zu rechtfertigen. Die Entwickelung der Natur reicht nur bis zur Vernunft*fähigkeit*; hier reißt der Faden; die Kette der Cultur setzt als ein Zweites, Neues ein. Statt auch jene Vernunftfähigkeit sich natürlich entwickeln zu lassen, nimmt er seine Zuflucht zu der erziehenden Hülfe einer höheren, von außen eingreifenden Vernunft. Es ist das Geständniß der Unzulänglichkeit des Natururſprungs der Vernunft und des Bedürfnisses eines Apriori der Letzteren. Und nicht einmal durch die Wiederaufnahme der Vorstellung, daß „unsre Brüder der höheren Stufe" uns unsichtbar die helfende Hand reichen, wird hier das Uebernatürliche näher an das Natürliche herangerückt. Völlig mythisch vielmehr und in Anlehnung an den alten biblischen Mythus wird jenes Apriori anerkannt — es nimmt historischen, oder vielmehr pseudohistorischen Charakter, d. h. den Charakter des Wunders an.

Glücklicherweise jedoch ist es das letzte und einzige Wunder, welches die Herdersche Geschichtsphilosophie braucht. Schon den Rest der Mosaischen Urgeschichte behandelt sie wieder mit vorurtheilsfreier Nüchternheit. Die Geschichte der Sindfluth und die Völkertafel werden als Nationalsagen von beschränktem geschichtlichen Werth gefaßt. Im Uebrigen wird die alte Tradition nur benutzt, um demjenigen als Bestätigung zu dienen, was dem Verfasser auch aus naturgeschichtlichen Gründen als ausgemacht erscheint: Abstammung des Menschengeschlechts von Einem Paare, und Asien das Urland der Menschheit, der erste große Schauplatz der Völkergeschichte.

2.

Die Geschichtsübersicht im Dritten und Vierten Theil.

Festen Fußes betritt er mit dem Anfang des Dritten Theils diesen Schauplatz, um sofort in rein geschichtlichem, in Eins zugleich naturgeschicht-

lichem Zusammenhang das Treiben der Völker, ihr Ringen nach Humanität und Glückseligkeit zur Uebersicht zu bringen. Es ist natürliche, wunderlose Geschichte, die sich in großen Zügen, in Erzählung, Charakteristik und zwischengestreuten Betrachtungen vor unsern Blicken darstellt.

Mit den ältesten Reichen und Staaten Asiens, mit China und dessen Nachbarländern beginnt er. Gleich die geistvolle und feine Entwickelung der „chinesischen Eigenheit" zeigt, wie meisterhaft er es versteht, aus einer Masse hastig gelesener Bücher den Saft zu ziehen, ja selbst aus Träbern Wein zu pressen. Ueberall, wo irgend die Quellen ihn nicht im Stiche lassen, ist es seinem durchschauenden Blicke, seinem die Eigenheiten sicher herauswitternden Sinne gelungen, die charakteristischen Züge in ein Bild zusammenzudrängen, welches spricht und lebt wie das Volk, das es vorstellen soll. Sein Genie ist ihm statt aller geschulten Methode. Er ist ein ungemein glücklicher Völkerphysiognom, ein Meister in vergleichender Völkeranthropologie, wenn er, nach seinem eignen Ausdruck[1]) „hundert Völker unter seinem Mantel zu Markte bringt". Nur dürftig erst floß damals die Kunde über die altorientalischen Culturen; die Abschnitte über die Inder, über Babylonier und Assyrer, Meder und Perser enthalten daher nur wenig ausgeführte, auch willkürlich und falsch gezeichnete Umrisse, ähnlich den Landkarten mangelhaft erforschter Länder. Auch in den irregehenden Linien jedoch zeigt sich Stil und eine geschickt zeichnende Hand, und darum gewinnen, aus einiger Entfernung gesehen, die Bilder an Aehnlichkeit, überraschen sie durch wirksam herausgehobene Grundzüge, da zumal, wo der Zusammenhang der Culturen, der Kunst- und Lebensweisen, des Staats- und Geschichtslebens dieser Völker mit den geographischen Bedingungen ins Licht gesetzt wird.

Aufgegeben ist diesmal die von den menschlichen Lebensaltern hergenommene Analogie. So folgen auf Meder und Perser die Hebräer, und zum ersten Mal steht damit der Verfasser auf selbstdurchforschtem Boden. Allein wie auffällig anders sieht er von der Höhe seines weltgeschichtlichen Standpunkts die Nation, der er sonst auf Grund ihrer Religion und Poesie eine Ausnahmestellung zuzuweisen so eifrig gewesen war! Recht geflissentlich schiebt er den Maaßstab theologischer Geschichtsbetrachtung mit der kurzen Bemerkung bei Seite, daß die kleine Nation „gewissermaaßen, sowohl durch das Christenthum als den Muhamedanismus, eine Unterlage des größesten Theils der Weltaufklärung geworden". Er wählt, im Gegensatz zu der Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, die er sonst bei der Betrachtung der geschichtlichen Erscheinungen in Anwendung bringt, den für die Beurtheilung des auserwählten Volkes ungünstigsten: den politischen. Dabei ist ihm zwar die Anerkennung der Größe des jüdischen Gesetzgebers geblieben, aber er hat aufgehört, ein Bewunderer und Vertheidiger des theokratischen Geistes der Mosaischen Verfassung

---

[1]) An Eichhorn, 7. Januar 87, C, II, 294.

zu sein. Er findet, daß, als Staat betrachtet, kaum ein Volk eine elendere Gestalt darstellen könne als dieses; die Hebräer sind ihm, Alles in Allem, „ein Volk, das in der Erziehung verdarb, weil es nie zur Reife einer politischen Cultur auf eignem Boden, mithin auch nicht zum wahren Gefühl der Ehre und Freiheit gelangte“. Ja, wenn er doch nicht umhin kann, des vorzüglichen Ranges zu gedenken, den vor allen anderen alten Religionsbüchern die Schriften der Hebräer behaupten: stärker betont er, derselbe Mann, der zum öfteren so enthusiastisch die Göttlichkeit der Bibel gepriesen hatte, daß die Mißdeutung und der Mißbrauch dieser Schriften dem menschlichen Verstande auch zum Nachtheil gereicht habe, und zwar um so mehr, „weil sie mit dem Ansehn der Göttlichkeit auf ihn wirkten“.

Wir verweilen nicht bei der Charakteristik Phöniziens und Karthagos, der „ersten Vorbilder großer Handelsrepubliken“ oder der „heiligen Sphinx“ Aegypten. Höher hebt sich die Darstellung mit dem Uebertritt nach Griechenland. Die Schilderung griechischer Cultur und griechischen Geschichtslebens ist eins der Meisterstücke des Herderschen Werks. Alles, was er in andrem Zusammenhang sonst über die Griechen gesagt und was er bei späteren Gelegenheiten zu sagen nicht müde wurde, findet sich hier in eine glänzende Summe zusammengezogen. In ausführlicher und sachenreicher, zugleich weise abgewogner, alle Einzelheiten auf die Gesammtwirkung beziehender Darstellung geht er von der Lage und Bevölkerung Griechenlands zu Sprache, Mythologie und Dichtkunst der Griechen, zu den Schöpfungen ihres idealen Kunsttriebes, ihrem sittlich-politischen Leben, ihren wissenschaftlichen Leistungen über, um mit einer Uebersicht des Verlaufs ihrer Geschichte zu schließen. Der volle Glanz einer reinen, warmen und heiteren Theilnahme ruht auf dem farbensatten Gemälde. Nicht die Schatten, wie bei der Charakteristik des jüdischen Volks, sondern die Lichtseiten stehen im Vordergrunde. Der Contrast, in welchem das eine zu dem andren Bilde steht, die parteiische Gunst, mit welcher in dem zweiten jeder Tadel durch ein wärmeres Lob aufgewogen wird, sind Zeugen des Umschwungs, der in der Denkweise des Verfassers in diesen Jahren des Bundes mit Goethe vor sich gegangen. Es fehlt nur wenig, daß er nicht auf dem Standpunkte Winckelmanns stünde, dessen ausschließlichen Gräcismus er früher wiederholt gerügt hatte. Nicht daß er vergessen hätte, was er hin und wieder in dem älteren geschichtsphilosophischen Schriftchen, in der „Ebräischen Poesie“ und am nachdrücklichsten in der Abhandlung von der Wirkung der Dichtkunst zu Ungunsten der Griechen hervorgehoben hatte: aber es wiegt in der Grundanschauung, die er sich jetzt zu eigen gemacht, mit specifisch leichterem Gewicht. Sein Standpunkt ist jetzt der Standpunkt der „Humanität“, und von diesem aus sind ihm die Griechen ein unvergleichliches Volk, an dem alle Folgezeit Bildung und Menschlichkeit zu lernen hat. Ihre Kunst ein Gipfel aller Kunst, die griechischen Republiken, gegründet auf Patriotismus und Aufklärung, der erste Schritt zur Mündigkeit des menschlichen

Geistes, ihre Geschichte die Geburtsstätte der Philosophie der Geschichte, ein Lebenslauf, wie ihn so voll keine andre Nation durchlebt, — ein einziges Datum unter allen Völkern der Erde.

Ebenbürtig reiht sich dem Gemälde der griechischen das der römischen Welt an; ja, angesichts des rhetorischen Themas, entfalten sich hier die Kräfte der Herderschen Beredsamkeit in ihrer vollsten Stärke. Wer, wie Goethe, in Rom diese geschichtsphilosophische Diatribe über die ernste Geschäftigkeit und bürgerliche Härte des römischen Staats, über den Staats- und Thatengeist, der auch die geistigen Schöpfungen der Römer durchdrungen habe, die Urtheile über den kalten Stolz und die schamlose Kühnheit des befehlenden Aufdringens, die Verurtheilung der Geschichte der Römer als einer „Dämonengeschichte" las, der mochte daran eine gewisse „Körperlichkeit" vermissen [1]. Es ist doch schwerlich die Schuld der darstellenden Kunst des Verfassers, die hier nicht weniger tief als in andern Partien in die Besonderheit des Stoffs einging, nirgends so glücklich wie hier die bezeichnendsten Wendungen und die eindringlichsten Formeln fand. Es war die Schuld der Auffassung. Herder hatte in Bezug auf die Römer nicht umgelernt. Noch immer dachte er über den unseligen Einfluß römischer Sprache und Politik auf die Cultur des neueren Europa ungefähr ebenso wie damals, als er in seinem Dritten Fragmentenbändchen zur Abschüttelung des lateinischen Jochs aufforderte. Mit dem Maaßstab der Humanität gemessen, konnten die Römer sich unmöglich gleicher Gunst erfreuen wie die Griechen. Nur die Bewunderung der Seelengröße ihrer großen Männer, unter denen noch immer Brutus sein Liebling ist, Cicero mit charakteristischem Lobe hervorgezogen wird, bildet ein Gegengewicht gegen die widerwillige Bewunderung und bewundernde Verurtheilung des politisch-kriegerischen Geistes des Römerthums überhaupt. Er findet es leicht, über die römische Geschichte zu philosophiren, weil der pragmatische Geist ihrer Geschichtschreiber den Zusammenhang der Begebenheiten von selbst ins Licht stelle. Außerdem hat ihm hier Montesquieu vorgearbeitet; den Spuren von dessen gedankenreichen Betrachtungen über den politischen Roman der wachsenden und sinkenden Größe Roms folgt er, wenn er die Einrichtungen Roms zu einem herrschenden Staats- und Kriegsgebäude und die Ursachen des Verfalls dieses Gebäudes entwickelt.

Die Entstehung eines andren Gebäudes, der „europäischen Republik", darzulegen, beginnt darauf der Vierte Theil mit einer nur locker zusammenhängenden ethnographischen Vorführung der Völker, die dazu beigetragen. Wie billig treten bei dieser nach Vollständigkeit strebenden und doch der Natur der Sache nach dürftigen und zerstreuenden Uebersicht am meisten die deutschen Völker hervor, deren mächtige historische Wirkung der Verfasser, so gut es der damalige Stand der Forschung gestattete, aus ihrem Charakter, ihrer Lage,

---

[1]) Goethe an Herder, 27. October 87; Ital. Reise, Werke (Hempel) XXIV, 421.

ihren Einrichtungen kurz zu erklären versucht. Den alten europäischen Stammvölkern reiht er die Erwähnung der in die Geschichte des Welttheils mit eingreifenden fremden Völker und Betrachtungen über die geographischen Bedingungen des europäischen Geschichtslebens an.

Erst mit dem siebzehnten Buch vertieft sich die Darstellung wieder. Denn es handelt sich nun um jene „fremde Religion", welche das „sonderbare Vehikel" der geistigen Eroberung und Vereinigung so vieler Völker zu Einem Volke, das Mittel der Bildung unsres Welttheils wurde. Schon die Charakteristik des Alttestamentlichen Volks hat uns auf eine Auffassung des Christenthums vorbereitet, sehr verschieden von derjenigen, die wir von dem theologischen Schriftsteller, dem Verfasser des „Beitrags" und der „Erläuterungen" oder auch nur der „Ebräischen Poesie" und der „Theologischen Briefe" erwarten mochten. Schon dort, in dem Abschnitt über die Hebräer, war von dem Verderbniß des „freiwilligen bloß moralischen Christenthums" zu einer „jüdischen Staatsreligion" die Rede: die rückhaltlose Consequenz, mit der dieser Satz jetzt durchgeführt wird, überrascht uns nichtsdestoweniger. Kaum eine leise, gleichsam verschämte Andeutung des Wunderhaften in der Lebensgeschichte Christi, so leise, daß auch sie einen rationalistischen Sinn gestattet! Vom alten Königshause seines Volkes abstammend, war Jesus ein Mann, der in Sitte und Denkweise der Menschen eine merkwürdige Revolution bewirkt hat. Nichts Andres als die ächteste Humanität war es, was „der Menschensohn" lehrte, lebte und durch seinen Tod bekräftigte. Als ein geistiger Erretter seines Geschlechts wollte er Menschen Gottes bilden, die aus reinen Grundsätzen Andrer Wohl beförderten; in diesem Sinne sprach er von einem Reich der Himmel, d. h. einem Zustand allgemein wirkender reiner Humanität. Aber nicht von dem hehren Haupt und Stifter dieses Reichs, sondern von dem Christenthum will Herder reden. Er unterscheidet mit Lessing die christliche Religion von der Religion Christi. Diese war ein lebendiger Entwurf zum Wohl der Menschen: umgesetzt größtentheils in eine „Religion an Christus", d. h. in eine gedankenlose Anbetung seiner Person und seines Kreuzes, hat sie sich den Völkern mitgetheilt. Wie sie auf jüdischem Boden, aus jüdischen Hoffnungen entsprang und doch den Judaismus vernichtete, was Alles mitwirkte, um ihr Eingang zu verschaffen und wie dabei sogleich Irrthum und Mißbrauch, ihren reinen Grundsätzen beigemischt, an der Wurzel mitwuchsen — wie der Glaube an Christi baldige Wiederkunft die junge Stiftung befestigte, wie der bruderliebende Geist der neuen Lehre ihr Anhänger verschaffte, aber zugleich in die Richtung trieb, wonach die menschliche Gesellschaft — es ist ein von Goethe entlehntes Wort [1]) — als „ein großes Hospital" zu betrachten wäre, wie die Leitung der Gemeinde durch geistliche Lehrer unmündige Folgsamkeit begünstigte, wie sich an die Taufformel unverständige dogmatische

[1]) Ital. Reise; Werke (Hempel) XXIV, 316.

Satzungen, und an diese unvernünftige Streitigkeiten, an Christi eheloses Leben die widermenschliche Gewohnheit des Mönchslebens, an die Verkündigung des bevorstehenden Himmelreichs ein falscher und verderblicher Enthusiasmus anschloß — diesen und ähnlichen Betrachtungen ist ein langes Capitel gewidmet. Nur um den Mißbrauch und das Verderbniß handelt es sich, aber die Schilderung desselben deckt das Gute, das dem Christenthum belassen wird, beinahe gänzlich zu. Man meint einen jener Aufklärer reden zu hören, die immer schon das historische Christenthum nur als Abfall von der reinen Moral seines Stifters, als ein Werk schlauer und herrschsüchtiger Priester, eine Institution voll unheilvollen Aberglaubens darzustellen sich gefallen hatten. Nur daß die Zeichnung genialer, die Farben frischer, die Motive tiefer sind. Denn wenn auf der einen Seite die Gestalt Christi, zu idealer Menschlichkeit erhoben, von liebevoller Verehrung getragen, weit über das Niveau aufklärerischer Vernünftigkeit hinausragt, so wirkt auf der anderen Seite das Gemälde der auf seinen Namen gehenden Religion durch die Kraft einer leidenschaftlichen Pinselführung, durch die Körperlichkeit der Gestalten, durch die Kunst der Vertheilung von Schatten und Halbschatten zu einem Eindruck zusammen, den die rationalistische Kritik gewöhnlichen Schlages trotz alles Aufwands verständiger Declamation, den auch die Frivolität des Unglaubens mit allem Haß und Spott niemals erreicht hat[1]). Selbst die stärksten Ausdrücke von christlicher Glaubwürdigkeit, die noch die Punische Treue hinter sich gelassen, von dem christlichen Ungeschmack, der sich den Menschen mit dem Zeichen des Kreuzes sonderbar eingeprägt habe, sind unserem Geschichtsphilosophen nicht zu stark. Er spricht, genauer besehen, nicht wie einer der modernen Aufklärer, sondern wie Einer, in dessen Denkweise der begeisterte Glaube an die neue Religion der Humanität sich mit einem gereinigten Heidenthum, mit der Liebe zu jener schönen Form menschlichen Daseins vermischt hat, die er in seiner Schilderung des Griechenthums so glänzend verherrlicht hatte.

Auch die folgenden Capitel, in denen er den Fortgang des Christianismus in den Morgenländern, in den griechischen und den lateinischen Provinzen verfolgt, sind in demselben Stil gehalten. Ueberall geht er darauf aus, zu zeigen, wie „der Tropfe des Christenthums“ in ein Meer von Anderem fiel, um die sonderbarsten Mischungen und Gährungen hervorzubringen. Jetzt ist es der Verfolgungsgeist der katholischen Partei, gegen den er das Recht der Ketzerei vertritt, jetzt die sophistische Gestalt des hellenisirten dogmatischen Christenthums, über das er mit leidenschaftlicher Geringschätzung im

[1]) „Voltaire,“ so schreibt 3. Nov. 91 Prinz August von Gotha nach Lesung des Vierten Theils der Ideen an den Verfasser, „hat in seinem essai sur les moeurs et l'esprit gethan, was man zu seiner Zeit thun durfte, und das war noch wenig: Sie haben den Koloß aufgerichtet, dessen einzelne Glieder er zerstreut vergraben hatte, und treffen öfter mit ihm zusammen als Sie vielleicht selbst geglaubt und gewollt haben.“

Namen der gesunden Vernunft und der freien Wahrheit den Stab bricht. Er hatte viele Jahre zuvor, ehe noch die mystische Begeisterung von Bückeburg über ihn gekommen war, in der Ode an das ökumenische Christenthum [1]) den Sieg freier Menschlichkeit über den „Wolkenpalast" römischer Glaubensherrschaft verkündet, das kühne Bekenntniß aber unter sorgfältigem Verschluß gehalten. Offen und ganz tritt der Verfasser der Ideen jetzt von Neuem in den Kampf gegen das „zweiköpfige Ungeheuer" des Staatschristenthums ein. Gibbons berühmtes Werk ist maaßgebend auch für seine Auffassung des byzantinisch-christlichen Reichs, und er bezeugt dem englischen Historiker, daß er „sehr milde" über das Christenthum geurtheilt habe [2]). Verhältnißmäßig milde beurtheilt auch er die Entstehung des Pabstthums und die Politisirung des Christenthums durch römischen Staatsgeist, ja, hier zumeist geht die eifernde Darstellung in eine mehr ruhige und historisch objective über.

Aber noch bleibt übrig, die Wirkung des Christenthums unter den Barbaren darzustellen. So folgt zunächst eine gedrängte Erzählung der Wanderung der nordischen Völker in die Provinzen des römischen Reichs und eine Uebersicht der neuen Staatsbildungen, wobei nur hin und wieder auf einen einzelnen Punkt, wie beispielsweise auf die Gestalt Karls des Großen, ein stärkeres Licht geworfen wird. Eine etwas eingehendere, reflectirende Betrachtung, der schon die früheren historischen Preisabhandlungen vorgearbeitet hatten [3]), wird den Verhältnissen in Deutschland, den Grundsätzen der Lehnsverfassung, der Stellung des deutschen Staats und Königthums zum Pabstthum zugewandt. In vielseitiger Beleuchtung spiegelt sich sofort die römische Hierarchie, die Staaskunst der Päbste, deren Maximen und Wirkungen. Der Panegyricus, den einst das Schriftchen von 1774 auf das Mittelalter gehalten hatte, ist jetzt natürlich einer ganz andren Auffassung gewichen. Im Kampfe gegen die Aufklärung hatte dort der Verfasser fast nur die glänzende Seite der Medaille aufgewiesen; er kehrt nun, nachdem sich ihm der Begriff der Aufklärung zu dem der Humanität vertieft hat, mit Vorliebe die stumpfe und dunkle Kehrseite hervor, und findet sich von diesem Standpunkt aus wesentlich wieder mit den aufgeklärten Tadlern der „harten, dunklen, barbarischen" Jahrhunderte zusammen. An allen den gerühmten Segnungen der geistlichen Herrschaft im Mittelalter haftete so viel mehr Unsegen, Widersinn und Inhumanität, und wieviel immer, auch Gutes und Großes, unter dem Gewölbe der Hierarchie wurde, so fehlte dem Gothischen Gebäude doch das Licht. Den Wegen nachgehend, auf denen das Licht dem Gebäude allmählich zukam, wendet sich die Darstellung dem Auftreten des Muhamedanismus zu, sie entwickelt die Ursachen des Verfalls des arabischen Reichs und verbindet mit der Cha-

[1]) LW. III, 11; vgl. S. 332; eine spätere Gestalt des Gedichts Erinn. II, 156.

[2]) Vgl. das Urtheil Hamanns über Gibbon: an Herder, 6. Febr. 85, Schr. VII, 207.

[3]) S. oben Bd. I, S. 662 ff.

rakteristik der verschiedenen Seiten arabischer Bildung den Nachweis ihres Einflusses auf die Denkweise des christlichen Europa. Indem so zugleich der auflebende Handelsgeist und Rittergeist zur Sprache kömmt, sind wir bei der Epoche der Kreuzzüge angelangt. Die wohlthätigen Folgen der Kreuzzüge waren so oft hergezählt worden, daß darüber der ganze Widerspruchsgeist Herders im Zusammenhang mit seiner durchgehenden Abneigung gegen die unnatürliche Form der Christlichkeit rege wird. Wenig oder nichts Gutes, desto mehr Böses hat er den „tollen Kreuzzügen", dieser „heiligen Narrheit", die das Abendland wie eine Krankheit ergriffen, nachzusagen, ja, so durchaus feindselig und abschätzig beurtheilt er das merkwürdige Phänomen, daß man hier mehr als an irgend einer anderen Stelle den ihm sonst eignen Sinn für das Positive in allen geschichtlichen Ereignissen vermissen darf. „Ueberhaupt," so schließt er seine harte Kritik, „kann eine Begebenheit nur so viel wirkliches und bleibendes Gute hervorbringen, als Vernunft in ihr liegt."

So tritt der feinsinnige Mann, der so oft Vernunft oder etwas Besseres als Vernunft in allen menschlichen Dingen nachgewiesen, sichtlich immer mehr auf den Standpunkt derjenigen hinüber, die den Fortschritt der Geschichte nach den Fortschritten der Intelligenz, nach der wachsenden „Aufklärung" gemessen wissen wollten. Er ist weit entfernt von dem Satze einer späteren Geschichtsphilosophie, daß alles Wirkliche als solches vernünftig sei: er versteht unter Vernunft etwas mehr als die stolze Einbildung des Jahrhunderts darunter verstand — aber die Aufgabe der letzten Capitel seines Werks ist doch keine andre als darzustellen, wie sich mit dem Ende des Mittelalters „die sittliche und politische Vernunft der Menschen allmählich aufhellet und bildet". Als die Träger dieser werdenden Vernunftcultur erscheinen die freieren reformatorischen Sekten des Mittelalters, die Aristotelische Scholastik und ihr zur Seite die Mystik, die Rechtswissenschaft, die Universitäten und vor Allem die Städte, in denen Kunstfleiß und Gemeinsinn, bürgerliche Thätigkeit und bürgerliches Selbstgefühl erstarkten. Eine Anzahl folgenschwerer Entdeckungen werden zu dienenden Mitteln des neuen Geistes, der, durchaus auf Wissenschaft und Erfindung, auf Kunst und wetteifernde Betriebsamkeit gestellt, den Geist des Pfaffen- und Ritterthums je länger je mehr aus dem Felde schlägt. Eine neue Epoche ist im Anzuge — an der Schwelle derselben ist das große Geschichtswerk stehen geblieben.

3.

Die abschließenden geschichtsphilosophischen Gedanken des Dritten Theils.

In ununterbrochenem Zusammenhang haben wir die Bilder, die Herder, bald enger, bald lockerer verbunden, vor uns aufrollt, verfolgt. Von den Bemerkungen, die er erläuternd, erklärend, betrachtend, beurtheilend dazwischenwirft, haben wir nur diejenigen mitgenommen, die sich unmittelbar mit der Geschichtserzählung vermischen. Sie nehmen namentlich gegen das Ende hin

einen immer concreteren Character an und beziehen sich immer mehr auf die Besonderheiten der jedesmaligen historischen Erscheinungen. In der vorderen Hälfte dagegen, da zumal, wo der Verfasser im Dritten Theil auf die griechische Geschichte zurückblickt, noch mehr da, wo er „am Rande der alten Geschichte wie in der Mitte steht", sammeln sich seine Betrachtungen zu allgemeinen Sätzen über die Natur der Geschichte überhaupt. Erst mit diesen, die Erörterungen der beiden ersten Theile ergänzenden und fortführenden Ideen vollendet sich die eigentliche Geschichtsphilosophie Herders. Er hatte dort die Principien einer solchen Philosophie aus dem Wesen des Menschen und aus den allgemeinen Bedingungen der Menschengeschichte zu gewinnen versucht: er glaubt jetzt, nachdem er eine beträchtliche Strecke des Völkerlebens durchlaufen hat, aus dem Material der Geschichte selbst, auf inductorischem Wege, jene Principien bestätigen und von ihnen aus zu bestimmten „Gesetzen" der Geschichte fortschreiten zu können. Sehen wir zu, wie sich diese neuen Gedankenanläufe, gut oder übel, den früheren anschließen.

„Künstlich", d. h. übernatürlich hatte sich am Schlusse des Zweiten Theils der Anfang der Kette der Cultur geknüpft. Die Geschichtsphilosophie des Dritten Theils ignorirt sofort diese Wendung zum Wunderbaren ganz ähnlich wie der Zweite Theil die Perspective ins Jenseits wieder aufgegeben hatte. Ein „gewisses Durcheinander von Physik und Theologie" hatte Jacobi in Letzterem nicht behagt[1]). Auf Kosten der Theologie ist dasselbe jetzt verschwunden. Nachdrücklich und ausschließlich wird wieder, obgleich es sich jetzt nicht mehr um den Menschen überhaupt, auch nicht mehr um die ethnographischen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts, sondern um die fortlaufende Kette der Menschengeschichte handelt, der naturgeschichtliche Gesichtspunkt in Geltung gesetzt. Als das „Hauptgesetz" der Geschichte wird ein Satz ausgesprochen, wiederholt ausgesprochen und immer wieder eingeschärft, der uns freilich in den besten der historischen Arbeiten Herders so oft schon begegnet ist, — der Satz, daß die Geschichte das naturnothwendige Product lebendiger Menschenkräfte mit den Verhältnissen von Ort und Zeit ist, und daß daher allenthalben auf unsrer Erde wurde, was nach Maaßgabe jener Factoren werden konnte. Ueber die Ereignisse der Geschichte entscheidet dasselbe Gesetz wie über alle Erzeugungen der Natur. Die ganze Menschengeschichte „ist eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit". Sichtlich ist dabei Herder das Ideal der Geschichtsbetrachtung, dem er nachstrebt, durch die Art der Naturbetrachtung vorgezeichnet, die er an seinem Freunde Goethe bewunderte. Der schärfste, den Dingen congeniale Verstand, so fordert er, hat sich in die historischen Erscheinungen nicht anders wie in jede Naturbegebenheit zu vertiefen. Im Erzählen der Geschichte hat er die größeste Wahrheit, im Fassen und Beurtheilen den vollständigsten Zusammen-

---

[1]) An Hamann, 12. Sept. 85, bei Gildemeister V, 105.

hang zu suchen. Nie wird er eine Sache, die ist oder geschieht, durch eine andre, die nicht ist, erklären dürfen. Es handelt sich überall darum, „rein zu sehen, was da ist", da denn meistens auch die Ursache, warum es nicht anders als so sein konnte, in die Augen fallen werde. Dies gilt dem Verfasser als der Weg der gesunden Philosophie, wie er durch Naturgeschichte und Mathematik auch der Geschichtswissenschaft gewiesen sei.

Allem Subjectivismus mithin und allen idealistischen Phantomen stellt sich diese „gesunde Philosophie" entgegen. Sie stellt sich ebendeshalb mit aller Schärfe einmal dem Wunderbegriff, der Annahme eines Eingreifens über- oder außernatürlicher Kräfte in den Zusammenhang des Naturverlaufs, und zweitens der Erklärung des Ganges der Menschengeschichte aus erdichteten Zwecken entgegen. Der Kampf gegen diese schlechte Art teleologischer Geschichtsbetrachtung zieht sich durch den ganzen Dritten Theil hindurch. Wir haben uns zu hüten, „den Thaterscheinungen der Geschichte verborgene einzelne Absichten eines uns unbekannten Entwurfs der Dinge anzudichten". „Die Philosophie der Endzwecke," heißt es an einer anderen Stelle, „hat der Naturgeschichte keinen Vortheil gebracht, sondern ihre Liebhaber vielmehr statt der Untersuchung mit scheinbarem Wahn befriedigt; wieviel mehr die tausendzweckige ineinander greifende Menschengeschichte!" An die Stelle des Weswegen soll ausschließlich das Woher treten; Endursachen können nur erdichtet: erforscht werden können einzig die wirkenden Ursachen. „Warum waren die aufgeklärten Griechen in der Welt? — Weil sie da waren und unter solchen Umständen nichts Anderes als aufgeklärte Griechen sein konnten. Warum zog Alexander nach Indien? — Weil er Philipps Sohn Alexander war und nach den Anstalten seines Vaters, nach den Thaten seiner Nation, nach seinem Alter und Charakter, nach seinem Lesen Homers u. s. nichts Besseres zu thun wußte." Ferner. Wozu war und wuchs Rom, wozu breitete sich römisches Recht und römische Sprache über den Erdkreis aus? Etwa um dem Eingang der christlichen Religion die Wege zu bereiten? „So ausnehmend ich die Wohlthaten verehre," antwortet Herder, „die sie dem Menschengeschlecht gebracht hat, so entfernt bin ich zu glauben, daß auch nur Ein Wegstein in Rom ursprünglich ihretwegen von Menschen erhoben worden." Ein Ereigniß, eine Culturerscheinung ist nicht um einer anderen, sondern um ihrer selbst willen da. Nicht Mittel zum Zweck, — mehr als das, auch nicht Stufen der Entwickelung sind die aufeinander folgenden Auftritte der Weltgeschichte. Wir haben, beispielsweise, auch der Meinung zu entsagen, als ob in der Fortsetzung der Zeitalter die Römer dazu da gewesen wären, um, wie in einem menschlichen Gemälde, über den Griechen ein vollkommneres Glied in der Kette der Cultur zu bilden. Kurz — wenn wir recht verstehn — weder ein bestimmter Zweck, noch ein Fortschritt läßt sich in der Geschichte nachweisen.

Um nun davon nicht zu reden, daß sich mit der scharf betonten Wunderlosigkeit der Geschichte der „künstlich geknüpfte" Anfang der Cultur schlechter-

dings nicht vertragen will: wie stimmt dieser Verzicht auf erkennbare Zwecke und Entwickelungsfortschritte in der Geschichte mit dem im Ersten Theil geführten Nachweis, daß in der Natur eine zweckbeherrschte Entwickelung von den untersten Stufen der Organisation bis zu dem Träger der Geschichte, dem Menschen hinauf stattfinde? Ist zwar der Mensch der höchste Zweck der Natur, aber das Werk des Menschen, die Geschichte, zweck- und ziellos, ungeordnet und widersinnig?

Herder selbst hat das Dringende, das Peinigende dieser Frage lebhaft gefühlt. Er beginnt sein fünfzehntes Buch mit skeptisch-pessimistischen Betrachtungen über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, über die Vergeblichkeit alles menschlichen Thuns und Strebens und über die Vereitelung des Guten durch die siegende Gewalt des Schlechten. Aber der ganze weitere Verlauf eben dieses Buchs besteht in dem Versuch, die aufgeworfenen Zweifel zu lösen. Nur die Oberfläche der Weltbegebenheiten — so lautet die Lösung im Ganzen und Großen — haben diese Zweifel für sich: vor einer tieferen Betrachtung weichen sie der Ueberzeugung, daß auch in der Geschichte eine weise Vorsicht waltet, und daß die verworrenen Scenen menschlicher Thaten und Schicksale sich zu harmonischer Ordnung hindurchentwickeln. Die ganz auf den Boden des Natürlichen hinübergerissene Geschichte schien aller Teleologie zu spotten, so lange das Natürliche eben nur als unter dem Gesetze des Causalnexus stehend gefaßt wurde: dadurch, daß Herder wieder einlenkt zu der tieferen Ansicht von der Natur, die wir aus dem Ersten Theil der Ideen kennen, wird sofort, statt des negativen, ein anderes, wieder positives Ergebniß herausgerechnet.

Sein Gedankenweg ist folgender.

Es ist wohl zu unterscheiden zwischen erdichteten, untergeschobenen Zwecken, und solchen, die sich in den Dingen selbst aufzeigen lassen. Der Zweck einer Sache, die nicht bloß ein todtes Mittel ist, und somit der Zweck aller Naturerzeugnisse, muß in ihnen selbst liegen. So ist der Zweck des Menschen mit seinem Wesen begriffen, es ist gezeigt worden, daß unsre Natur zum Zweck der Humanität organisirt ist. Auch der Zweck der Geschichte ist kein andrer. Da der Mensch nicht durch Instinct, sondern durch Freiheit und Vernunft geleitet wird, so ist freilich die Erreichung jenes Zwecks in seine eigne Hand gegeben, aber er wird dabei von heiligen, ewigen Naturgesetzen unterstützt. Das allgemeinste dieser Naturgesetze ist dies, daß vermittelst eingepflanzter göttlicher Kräfte aus dem Zustande der Verwirrung Ordnung werde, und dies allgemeine beruht auf dem besonderen Gesetz, daß die erhaltenden die zerstörenden Kräfte überwiegen. Wie in der Natur, so in der Geschichte. Eine gütige Naturordnung ist es, daß auch im Menschengeschlecht weit weniger Zerstörer als Erhalter geboren werden. Die wachsende Einsicht in dieses Naturgesetz, die Vernunft, die den Segen desselben begreift, wird nun weiter mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit dazu führen, daß der zerstörenden Dämonen

immer weniger werden, und dieselbe Vernunft wird auch dem Menschengeschlecht immer mehr Mittel in die Hand geben, dasjenige einzuschränken oder unschädlich zu machen, was die Natur selbst nicht auszutilgen vermochte: zahlreiche Künste und Erfindungen dienen zur Bändigung und Beherrschung der verderblichen Wirkungen in der Natur sowie der unheilvollen Leidenschaften in der Brust des Menschen selbst. Der Zustand aber, auf dessen Erreichung in Natur und Geschichte Alles abzweckt, läßt sich noch genauer formuliren, das Wesen der Humanität aus den allgemeinsten Gesetzen alles Seins ableiten. Es ist nämlich — ohne ihn zu nennen, stützt sich hier Herder auf Lambert — ein in der mathematischen Naturlehre „erwiesenes Gesetz", daß das Wesen und der Bestand jedes Dinges, seine Vollkommenheit und Schönheit, auf einem gewissen Maximum, einer bestimmt abgewognen Proportion der in ihm wirksamen Kräfte beruht. Wie von den einfachsten, so gilt dies Gesetz auch von den zusammengesetztesten, ein System von Kräften bildenden Dingen. Und erwiesen ist weiter, daß jedes Ding, wenn aus diesem Beharrungszustande verdrängt, in Schwankungen zu demselben zurückstrebt. Auch der Mensch nun, die Individuen sowohl wie in weiterem Umfange jede Gesellschaft von Menschen, jede Nation und endlich die Menschheit insgesammt, ist ein dauerndes Natursystem der vielfachsten lebendigen Kräfte. Auch hier daher, im Einzelnen wie im Ganzen, ein Maximum, ein Ebenmaaß der sich wechselseitig einschränkenden Kräfte, auf welchem die Vollkommenheit, der Bestand und damit der Daseinsgenuß der Einzelnen, der Nationen, des Ganzen beruht. Sehr verschieden zwar gestaltet sich nach Ort, Zeit und Umständen dieses Maximum, die Culturblüthe der einen und anderen Nation; aber seine durchgehende Norm liegt in dem eigenthümlichen Princip der Menschheit. Dieses Princip heißt Humanität, d. i. Vernunft und Billigkeit. In immer andern Graden und Kraftverhältnissen strebt die Menschheit nach diesem Ziele. Immer gestört, sucht sich das Gleichgewicht, meist in gewaltsamen Schwingungen, immer wieder herzustellen: der Gang der Geschichte ist ein Gang mit abgerissenen Ecken, mit aus- und einspringenden Winkeln. Ein Gang nichtsdestoweniger, der vorwärts, zu einem immer höheren Maximum von Humanität führt. Denn die Zeiten ketten sich, und der Fortschritt der Zeiten ist nothwendig zugleich ein Fortgang der in der Zeit geschehenen Wirkungen. Wir „schwimmen weiter". Ein Tag hat den andern, ein Jahrhundert das andre gelehrt. Die zunehmende Ausbreitung der Menschen auf ihrem Wohnplatz hat ihren Blick erweitert. Fortwährend hat die Erfindsamkeit der Menschen durch Künste und Wissenschaften die Cultur tiefer gegründet, die Humanität höher gesteigert. Vernunft und Billigkeit allein dauern, durch ihr eignes Schwergewicht befestigen und stärken sie sich — „es ist keine Schwärmerei, zu hoffen, daß, wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden: glücklich, nicht nur durch ihre eigne, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft ihres ganzen Brudergeschlechts".

So ist der Gedankengang Herders. Aber wer könnte sich verhehlen, daß derselbe auch nicht annähernd so einheitlich ist, wie der, durch welchen im Ersten Theil die Entwickelung der Erdgeschöpfe zum Menschen hin aufgewiesen wurde? Naturalistische und rationalistische Motive verschlingen sich, kreuzen sich und heben sich wechselseitig auf. Nur aus dem eigensten Charakter der Vernunft wäre der Beweis zu führen gewesen, daß im Ganzen des menschlichen Geschlechts die Vernunft sich weiter entwickle; allein obgleich die Vernunft jetzt als die „Vernehmende" gedeutet wird, während sie im Ersten Theil etwas „Vernommenes", d. h. Erlerntes sein mußte, so wird doch zu einer Untersuchung ihres Wesens kaum eine entfernte Anstalt gemacht. Nur Naturgesetze vielmehr sollen auch die Geschichte beherrschen, und aus den angeführten Naturgesetzen folgt zwar ein vielfach sich wiederholender Kreislauf von Wachsthum, Blüthe und Verfall, eine Tendenz zur Vollkommenheit, die nach jeder Störung sich von Neuem geltend macht, aber nimmermehr ein nothwendiges zeitliches Fortrücken von Vollkommenheit zu höherer Vollkommenheit, folgen zwar relative „Maxima", aber keine Steigerung derselben und kein absolutes Maximum als Ziel der Geschichte. Nur eine Hoffnung darauf, vielmehr den immer wieder verschwindenden Schein einer solchen Hoffnung weiß die declamatorische Beweisführung zu erzeugen. Sofern sie nicht Mittel gebraucht, die dem Kreise der zu Grunde liegenden Anschauungen ganz fern liegen, stützt sie sich lediglich auf den allgemeinen Satz, daß dieselbe weise Güte im Schicksal der Menschen walten müsse wie in der Natur, daß derselbe Gott, der die ganze Schöpfung zur Harmonie gebunden, auch die Dissonanzen der Geschichte auflösen werde. Der Beweis wird also zur Predigt und die Geschichtsphilosophie zu einem frommen Glauben. Wohl fällt das kühne Wort, daß einst bei genauerer Zusammenhaltung der Perioden der Geschichte die Gesetze ihres Fortschritts sich „berechnen" lassen müßten, allein vergebens suchen wir nach den exacten Principien einer solchen Rechnung. Die Naturgesetze endlich, welche zu Hülfe gerufen werden — verdienen sie wirklich den Namen von Naturgesetzen? Theils sind sie unerwiesen, theils verändern sie ihren Sinn bei der Uebertragung von dem System der Naturdinge auf das Gebiet des geschichtlichen Lebens. Jenes Streben nach einem Beharrungs- oder Gleichgewichtszustand, das sein Analogon in dem Streben des Menschengeschlechts nach Vernunft und Billigkeit finden soll, wird von Hause aus als ein Streben nach Wahrheit, Güte und Schönheit gedeutet. So schillert Geistiges und Natürliches in einander, und die Geschichte mag ohne Bedenken naturalisirt werden, nachdem zuvor die angeblichen Naturgesetze mit einem wesentlich moralischen Schein umkleidet worden sind. Eine *Lehre der Moral* in der That ist der wahre letzte Ertrag des Versuchs, den Fortschritt zur Humanität aus naturgesetzlicher Nothwendigkeit abzuleiten. Unter der Hand verwandelt sich das Naturgesetz in ein moralisches Gebot: „der Mensch sei Mensch, er bilde sich seinen Zustand nach dem, was er für das Beste erkennt!" Es ist die überall bewährte

Lehre der Geschichte, daß der Mensch Vernunft und Billigkeit ausbilden, oder, wenn nicht, die Folgen seiner Irrthümer leiden und seine eigne Schuld büßen muß. Ein Problem mithin ist die Humanität, eine Aufgabestellerin die Geschichte. Es hilft nichts, daß Herder rednerisch und mit Gründen, die er dem Rationalismus stillschweigend abborgt, die Bürgschaften ausführt, die für ein Wachsen von Vernunft und Billigkeit im Fortgang der Zeiten sprechen: der Kern seiner Ausführungen bleibt der Satz, daß die Geschichte der Völker „eine Schule des Wettlaufs zur Erreichung des schönsten Kranzes der Humanität und Menschenwürde“ ist. Wir erfahren nicht, worin das Maaß für das schlechthin Schönste liegt, aber wir hören die Mahnung und die Verheißung: Sei fleißig und rüstig in dieser Schule, ringe nach diesem Kranz, erkenne deine von der Natur selbst dir gegebne Bestimmung, verwirkliche durch Freiheit, was in der Schöpfung unter dir willenlos sich vollzieht, — dann darfst du hoffen, an deinem Theil zur Herbeiführung eines besseren Zeitalters mitgewirkt zu haben; vielmehr, dann befindest du dich an der Stelle, wo du stehst, in dem immer gegenwärtigen Reich Gottes und genießest das Glück, das mit Vernunft und Tugend unmittelbar gegeben ist. Die Geschichtsphilosophie ist für Herder in Wahrheit der Weg geworden, der seine naturwissenschaftlichen mit seinen moralischen Anschauungen vermittelt.

V.

Aeußere und innere Geschichte der Fortführung der Ideen.

Der mangelnde Zusammenhalt des großen Werks in seinen verschiedenen Theilen hat sich hoffentlich durch unsre Analyse deutlich herausgestellt. Die „Ideen“ sind nichts weniger als eine einheitliche Composition. Nicht einem geradstämmig aufgewachsenen Baum mit einer einzigen Krone gleichen sie, sondern einem Busch, dessen viele nebeneinander aufgeschossene Stämme sich wechselseitig die Aeste zerschlagen. Vor uns liegt die Karte eines Landes, das, vielfach eingebuchtet, eine Reihe von Vorgebirgen hervorzustrecken scheint, die aber, genauer betrachtet, vorgelagerte Inseln sind, welche das spülende Meer von dem Zusammenhang mit dem Festlande abgelöst hat.

Der nächste äußerliche Grund, daß es so ist, wird in der stückweisen, durch längere Zeiträume getrennten Entstehung des Werks zu suchen sein. Ergänzen wir daher die uns schon bekannte Geschichte des Anfangs durch die Geschichte der Fortführung!

Begonnen zwar war der Zweite Theil im unmittelbaren Anschluß an den Ersten[1]; die Hoffnung jedoch, ihn schon im Sommer des Jahres 1784

[1] S. den schon oben citirten Brief Carolinens an Gleim vom 12. April 84 und Herders an Hamann, vom 10. Mai d. J. Daß der Zweite Theil „geschrieben daliege“, wie es hier heißt, wird nicht eben wörtlich zu verstehen sein.

zu beenden, wich bald dem Gefühle körperlicher und geistiger Abspannung [1]). Erst Anfang December, noch immer unter Kopfweh und Unwohlsein, nahm Herder die Arbeit wieder auf. Sie schien dem Ungeduldigen nicht von der Stelle zu rücken [2]) und rückte doch in den ersten, längst vorbereiteten Büchern rasch genug. Schon am 19. December kann er Knebel das den neuen Theil eröffnende sechste Buch mittheilen; unter Knebels und Goethes ermunterndem Beifall kommen ebenso in den nächsten Wochen die zwei folgenden Bücher zu Stande [3]). Auf diese, noch immer das Naturwissenschaftliche behandelnden Partien bezieht sich Goethes Zuruf vom 20. Februar 85: „Zu dem ganzen Inhalt sage ich Ja und Amen, und es läßt sich nichts Bessres über den Text: Also hat Gott die Welt geliebt! sagen. Es ist auch sehr schön geschrieben, und was Du nicht sagen konntest, noch jetzo schon wolltest, ist schön vorbereitet und in glückliche Hüllen und Formen gebracht". Mit dem neunten Buche jedoch, da, wo die Gedankenentwicklung bei dem Uebergange zu den Anfängen der Cultur in ein neues Medium eintritt und eine auffällige Biegung erleidet, droht die Arbeit ins Stocken zu gerathen. Schon das Capitel „über die Weiber" war ihm sauer geworden; vollends mühsam windet er sich durch das „über die Regierungen" hindurch. Er wirft wieder weg, was er geschrieben und weiß doch nichts Besseres zu schreiben, so daß er es schließlich auf Goethes Entscheidung ankommen lassen will [4]). Die noch erhaltenen Blätter einer älteren Niederschrift zeigen deutlich das Schwanken und die Unsicherheit, und ganz richtig erkannte Hamann die Schwäche des Abschnitts in der endlich gewählten Fassung [5]). Darüber ist dem Schreiber nun aber die Lust vergangen; „aus Trägheit" läßt er das letzte Buch fürs Erste ungeschrieben; die Langsamkeit des Druckers wird ihm zum Vorwand, daß wieder er den Drucker im Stich läßt —; genug, der Ostertermin wird versäumt, und erst zu Johanni kömmt, unter dem Drängen des Verlegers, der Band zu Stande; nicht vor Ende August, nach der Rückkehr von einer Karlsbader Reise, hat er ihn den Freunden zugesandt [6]).

[1]) An Eichhorn, 23. Juni 84 und an denselben 1. August (84, nicht 83, C, II, 279, wie sich aus der Vergleichung mit Heyne an Herder vom 4. Juli 84, C, II, 197 ergiebt), Caroline an Gleim, 23. Juli 84.

[2]) Caroline an G. Müller, 12. Dec. 84 (Gelzer XIV, 106); Herder an Jacobi, 20. Dec. (Schluß des Briefs) A, II, 266, vgl. 262.

[3]) Knebels litt. Nachlaß II, 297 u. II, 268 (um Neujahr 84); Goethe an Herder A, I, 83.

[4]) An Knebel 2. März 85 (Litt. Nachlaß II, 240) und wenige Tage später, ebendas. S. 310. An Jacobi 25. Febr. 85, A, II, 268 oben.

[5]) Hamann an Herder 9. Nov. 85 (Schr. VII, 291); Hamann an Jacobi Mitte November 85 (Gildem. V, 136).

[6]) Caroline an Gleim 10. April 85 (C, I, 110) und an G. Müller 24. April 85 (Gelzer XIV, 109); Herder an Hartknoch 14. April 85 und Hartknochs Antwort vom 1. Mai (C, II, 99). — Von Karlsbad am 3. Aug. zurückgekehrt, sendet er den Band am 22. Aug. an Gleim (C, I, 112). Schon 4. Aug. meldet er Hamann, daß das Buch vom

Zwischen der Vollendung des Zweiten und dem Beginn der Ausarbeitung des Dritten Theils liegen anderthalb Jahre. Immer waren die Wintermonate Herders Hauptarbeitszeit; der Winter von 1785 auf 86 jedoch ließ ihm nur zu Nebenarbeiten Lust und Kraft. Seine Seele, klagt er gegen Georg Müller, sei ohne Triebfeder und Nerv; die Natur stimme am Instrument; er sei sich selbst wie ein Stein, müsse sich zu Allem treiben und stoßen und komme doch nicht weiter [1]). So mochten denn die Materialien zur Fortsetzung der Ideen einstweilen liegen bleiben, um zu besserer Stunde „im Stillen ausgearbeitet zu werden" [2]). Schon am 15. Januar 86 schreibt er an Hartknoch, daß er den Dritten Theil zu Ostern unmöglich liefern könne, daß er froh sein wolle, wenn derselbe auf Michaeli fertig werde. Er spricht gleichzeitig von einer kleinen Schrift, die er dem Verleger und dem Publicum, auf Abschlag gleichsam, „als Beilage zum Zweiten Theil, die sich in diesen nicht recht fügen wollen", statt der eigentlichen Fortsetzung zu geben im Sinne gehabt habe [3]). Aber weder zu dieser Beilage fand sich die Zeit, noch wurde es zu Michaeli etwas mit dem Dritten Theil. Denn nun nahm den Verfasser seit Ostern eine wichtige Amtsarbeit, die völlige Veränderung des unter seiner Aufsicht stehenden Gymnasium in Anspruch; in den Frühlingsmonaten meldeten sich seine alten Leiden wieder, und im August mußte er daher, wie im vorigen Jahre, das Karlsbad aufsuchen. Erst die gute Wirkung dieser Karlsbader Kur kam nun auch dem großen Werke zu Statten. Gesünder als manchen Winter zuvor, konnte Herder in diesem — von 1786 auf 87 — daran arbeiten, „mit einer stillen Intensität in einer Murmelthierwintersruhe wie fast an keiner seiner anderen Schriften" [4]). Durch Goethes Abwesenheit einsam, versenkte er sich nur um so eifriger und ausschließlicher in das neue Pensum. Es handelte sich ja in diesem Theil zumeist um Dinge, in denen er längst zu Hause war, um die Darstellung der altorientalischen Welt, um Griechen und Römer, außerdem um die abschließende Ausführung der leitenden philosophischen Gesichtspunkte. Oefter stockend und unlustig hatte er den Zweiten Theil: in Einem Zuge, nicht ohne Mühe zwar, aber eine Mühe, die ihn, nach seinem eignen Geständniß „mit innerem Vergnügen aufs Reichste lohnte", hat er diesen Dritten Theil geschrieben. Nur natürlich, daß sich dieser so viel besser rundete und ein dem Ersten Theil ebenbürtigeres Gepräge erhielt.

Buchdrucker spedirt sei (Ham. Schr. VII, 271); vgl. an Eichhorn C, II, 291; an Knebel 28. Aug. (Litt. Nachl. II, 249) und Knebels Antwort vom 13. Sept. (C, III, 21); Jacobi an Herder 3. Sept. (Auserl. Briefw. I, 390).

[1]) December 85, Gelzer XIV, 113. 115.

[2]) An Heyne 9. Januar 86, C, II, 199.

[3]) C, II, 100 ff. Auch die ungedruckten Hartknochschen Briefe vom 12. Juli und 15. Nov. 86 enthalten Anfragen wegen des Dritten Theils der Ideen.

[4]) An Eichhorn 7. Jan. 87, C, II, 294, und ähnlich schon 22. Dec. 86 an Gleim, C, I, 122.

Ende April 87 bereits war der Autor im Besitz der ersten Druckexemplare [1]). Das Ganze hatte ihn nicht länger als vier Monate in Anspruch genommen.

Eine schwerere Arbeit erwartete ihn mit dem Vierten Theil. Denn dieser sollte von dem Eintritt des Christenthums bis zum Schluß des vierzehnten Jahrhunderts einen ungeheuern Weg durchmessen [2]). Es werde, sagt er, „ein wahrer Hexenkessel wilder Nationen und barbarischer Jahrhunderte" werden [3]). Und lohnte sich die Mühe, dieses Chaos zu lichten? stand sie zu seinem Hauptzweck, die Philosophie der Geschichte zu entwickeln, in dem Getriebe der Völker den Wettlauf zum Ziel der Humanität zu verfolgen, in Verhältniß? Wie dem sei: die große Aufgabe ließ ihn nicht ruhen. Er stecke, äußerte er das eine Mal, bis an den Hals voll von dem, was er schreiben wolle. Er trage, heißt es ein andres Mal, den neuen Theil seit einem halben Jahre — d. h. seitdem er die Feder zur Vollendung des Dritten Theils niedergelegt — so im Herzen, daß er ihm aus den Fingern quillen möchte; nur zum Schreiben habe er immer noch nicht kommen können [4]). Eben von da an jedoch, seit December 87, ringt er nun, den fortdauernden Amtsgeschäften zum Trotz, mit dem spröden, unendlich verwickelten Stoff. Wir hören, wie schwer ihm die Arbeit gerade an diesem Theil werde, und daß er sich damit den ganzen leidigen Winter „umhergeplackt" habe [5]). Und wenn wir nun doch aus den Mittheilungen, die er über den Fortgang der Arbeit dem Freunde in Schaffhausen macht und aus dem Briefwechsel mit Knebel ersehen, wie er in der kurzen Zeit bis Mitte Februar 88 die ersten drei Bücher niedergeschrieben, so theilen wir die Bewunderung des Letzteren, der diesmal sein erster Leser und Censor war [6]). Er gelangte noch weiter. Nach einem Gespräche mit Herder im Mai 88 glaubt Schiller versichern zu können, daß zwar das Erscheinen des Vierten Theils der Ideen zurückgehalten werde, daß derselbe jedoch „längst fertig sei [7]).

---

[1]) Am 25. April schickt er den Band an Eichhorn (C, II, 294), den 28. an Heyne (C, II, 204); den 7. Mai an Jacobi (A, II, 285) — an alle mit der Bitte offnen eingehenden Urtheils namentlich über das philosophisch wichtigste letzte Buch. Von Müller erbittet er (30. April; der Brief fehlt bei Gelzer) Mittheilung des Urtheils Johannes Müllers.

[2]) An G. Müller 30. Dec. 87, Gelzer a. a. O., S. 119.

[3]) An Gleim 15. Dec. 87, C, I, 133.

[4]) In den eben angeführten Briefen an Müller und Gleim; vgl. auch an Meyer, Dec. 87, Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer I, 173.

[5]) An G. Müller, 3. Febr. 88, Gelzer, S. 121 ff.; Frühjahr 88 an Eichhorn, C, II, 297; vgl. auch Herder an Caroline 27. Dec. 88, B, 206: „Ich schrieb," heißt es bei einem Rückblick auf den Anfang des Jahres, „den Vierten Theil der Ideen".

[6]) Nach dem Februarbrief an Müller ist er 3. Febr. bereits mit dem Abschnitt über die Völkerwanderung zu Stande, der über die Araber ist in Gedanken fertig. Nach den Briefen an Knebel vom 13. Jan., 22. Jan. und 11. Febr. und den Antworten Knebels (vgl. auch Knebels Briefw. mit seiner Schwester Henriette S. 76 vom 21. Jan. 88) hat er diesem um diese Zeit das Manuscript des 16., 17. und 18. Buchs mitgetheilt.

[7]) Schiller an Körner 17. Mai 88, Briefw. I, 297.

Fertig oder nahezu fertig war er in der That. Mit Theilnahme und Zustimmung las Goethe das Manuscript während Herders italiänischer Reise. Er las es für sich, er las den Abschnitt über das Christenthum vor dem Prinzen August und dem Herzog, den Abschnitt des vorletzten Buchs über die Geschichte der Hierarchie vor der Herzogin [1]). Nur das letzte, zwanzigste Buch wird noch gefehlt haben, nur eine nochmalige Durchsicht des Ganzen mochte außerdem vorbehalten sein, als jene Reise (6. August 1788 bis 9. Juni 89) eine lange Unterbrechung herbeiführte. Schiller, welcher gehört hatte, Herder habe es mit seiner Beurtheilung des Christenthums „zu bunt gemacht", spricht die Vermuthung aus, das Nichterscheinen des Bandes möge wohl seine „verdrießlichen Ursachen" haben. Die Vermuthung war sicher grundlos; nach der Beschaffenheit seines Buches brauchte es den Weimarischen Generalsuperintendenten schwerlich zu kümmern, daß eben jetzt der Berliner Hof einen Anfall von Orthodoxie bekommen hatte [2]). Die verdrießliche Ursache war keine andre, als daß Ostern herbeigekommen war, ehe noch die Arbeit ganz druckfertig war [3]). Als drei Jahre später Herder dem Schaffhauser Freunde das demnächstige Erscheinen des gerade von diesem sehnsüchtig erwarteten Bandes ankündigte, schrieb er ihm, derselbe sei „größtentheils" schon vor der italiänischen Reise geschrieben worden, er habe ihn jetzt nur neu durchgearbeitet und wolle ihn „vollenden" wie er könne [4]). Dem guten Hartknoch war es nicht vergönnt gewesen, die Vollendung zu erleben. Nicht mehr mit dem Vater, sondern dem Sohne Hartknoch hatte Herder zu verhandeln, als er am 29. März 90 zuerst wieder die Verzögerung des Vierten Bandes entschuldigte [5]). Daß er sich endlich doch die Zeit zu der vollendenden Redaction nahm, ist gewiß mit auf Rechnung des herzlichen Zuspruchs zu schreiben, den Georg Müller am 30. August 90 über die Fortsetzung des Werks an ihn richtete [6]). Nicht vor Januar 91 — denn das Jahr 90 war ihm in Krankheit verstrichen — finden wir ihn ernstlich dazu entschlossen [7]). Die Umstände waren ungünstig. Die Last der Consistorialgeschäfte, die um diese Zeit in Folge der Erkrankung des Präsidenten doppelt auf ihn drückte, die Thätigkeit, die er nach dem Tode des Rector Heinze in Vertretung desselben dem Gymnasium widmen mußte, beschränkten seine Muße aufs Aeußerste. „Und bei alle dem," schreibt er 6. März 91 an Knebel, „habe

---

[1]) Goethe an Herder Anfang Sept., A, I, 94; Caroline an Herder B 28. 29. 73 u. (29. Aug. 88) das., S. 49 und (15. Mai 89) S. 373.

[2]) Julian Schmidt, Einleitung zu der Brockhausischen Ausg. der Ideen S. LXXV.

[3]) Hartknoch an Herder * 29. Sept. 87; * 3. Febr. 88; 9. Mai und 18. Nov. 88 (C, II, 105); 14. Jan. 89 (das. S. 106).

[4]) 4. April 91 Gelzer, a. a. O., S. 212.

[5]) Handschriftlich: „Gern hätte ich — — den Vierten Theil der Ideen zur Ostermesse befördert; es war aber bis dahin unmöglich. Sobald ich kann, gehe ich gleich daran und habe vorläufig an den Drucker in Rudolstadt, Hofagent Schirach, ein Gleiches gemeldet.

[6]) Die Briefstelle ist abgedruckt Preuß. Jahrbb. XXIX, 44.

[7]) An Knebel 7. Jan. 91, Knebels litt. Nachl. II, 261.

ich noch das Herz gehabt, den Vierten Theil der Ideen in abgerissenen Stunden wieder vorzunehmen, mit dem ich denn bis zum dritten Abschnitt gekommen bin. Ich unterliege aber beinahe dem tollen Ungeheuer von Entwurf dieses Buches und thue mir selbst nirgend Genüge." Einen Monat später ist die Hälfte des Bandes fertig[1]); abermals sechs Wochen später meldet Caroline dem Verleger, daß der Schluß ihren Mann beschäftige. Der langsame Druck indeß und eine im Juni und Juli dazwischentretende Badereise verschuldeten demnächst eine letzte Verzögerung[2]). Und so kam es denn, daß Herder bis Ende September mit dem Buche zu schaffen hatte, und daß dasselbe nicht eher als Ende October und Anfang November zur Vertheilung gelangen konnte[3]). Der aufgewandten Arbeitsmühe gedenken wiederholt die Briefe. „Mir aber", fügt Caroline an Gleim hinzu, „war es ein großer Genuß und Gewinn, da ich ihm das Manuscript nach und nach vorlas, und auch ihm selbst war's neben den Amtsarbeiten Erholung des Geistes." Goethe hatte gemeint, nur einen neuen Glanz werde der Freund nach der Rückkehr aus Italien dem Werke zu geben haben, an der Grundidee aber, weil Alles unvergleichlich und glücklich gedacht und gestellt sei, nichts ändern können[4]). Eine solche Aenderung in der That ist nicht eingetreten, soweit wir das gedruckte Werk mit dem zu vergleichen im Stande sind, was uns über die erste Niederschrift bekannt geworden. Auch den neuen Glanz aber, wenn ihn sich Goethe in der Weise dachte, wie er selbst einen solchen unter dem italiänischen Himmel seiner Iphigenie gegeben hatte, suchen wir vergebens. Einzelne Bemerkungen wohl deuten darauf, daß der Verfasser inzwischen „die alte Königin der Welt", den „stillen Tempel der geretteten Schätze des Alterthums" mit eignen Augen gesehen hatte; allein gesättigtere Farben für das Bild, das er von der römischen Hierarchie entwirft, hat er sich von dort nicht geholt. Wie verschwindend gering der Einfluß seiner italiänischen Reise auf die Vollendung seines Werkes sein mußte, werden wir begreifen, wenn wir später ihn auf dieser Reise begleiten. Auch der Vierte Theil der Ideen gehört im Wesentlichen durchaus der voritaliänischen Periode von Herders Leben an.

Einflüsse ganz andrer Art haben wir zu studiren, wenn wir von der äußeren jetzt zur inneren Geschichte, zu den tieferen Gründen der Schwankungen übergehn, die vom Zweiten Theil an der Lauf der Herderschen Gedanken erfuhr.

---

[1]) Caroline an G. Müller 4. April 91; der bei Gelzer XIV, 211 fehlende Anfang des Briefs ist Preuß. Jahrbb. XXIX, 44 ff. gedruckt. Ostern, schreibt Caroline; Johanni, schreibt an demselben Tage (Gelzer 212) Herder, werde der Band erscheinen.

[2]) Caroline an Hartknoch jun. * 15. Mai 91, der Druck müsse der Reise wegen vom 7. Juni bis zur letzten Hälfte Juli unterbrochen werden.

[3]) Caroline an G. Müller * 13. Nov. 91; die Versendung erfolgt den 31. Oct. an Eichhorn und Heyne (C, II, 301 u. 216), den 6. Nov. an Gleim (C, I, 144), 13. Nov. an G. Müller.

[4]) Caroline an Herder 29. August 88, B, 49.

Das Erscheinen der Ideen fällt in die bedeutsame Epoche, in der der philosophische Geist in unserm Vaterlande von zwei entgegengesetzten Seiten her mächtig erregt und nachhaltig bestimmt wurde. Fast gleichzeitig gab Kant durch seine Kritik der reinen Vernunft den Anstoß zu einer durchgreifenden Revolution des wissenschaftlichen Denkens, und richtete Jacobi die Blicke der Zeitgenossen von Neuem auf das durch Mißverstand und Unkenntniß so gut wie verloren gegangene System des Spinoza. Der junge Kriticismus hatte seine Kraft zu erproben und seine Wirkungen zu entfalten angesichts des wiedererweckten vollendeten Dogmatismus.

Herder, welcher der Schüler Kants während dessen vorkritischer Periode gewesen war, welcher sich auf eigne Hand längst mit dem verrufenen Spinoza in Verhältniß gesetzt hatte, gerieth nothwendig mit seinem Unternehmen, eine Philosophie der Geschichte zu schaffen, in die zwiefache philosophische Strömung hinein, die von dem Verfasser der Kritik und von dem Verfasser der Ethik ausging. Sehen wir zunächst zu, wie er sich gegen die erstere wehrte, und wie andrerseits seine Geschichtsphilosophie dem Kriticismus Gelegenheit gab, sich nach neuen Seiten hin zu entwickeln.

Nachweislich befand sich Herder seit Anfang 1782 im Besitz der Kritik der reinen Vernunft [1]); nicht die leiseste Spur jedoch findet sich, daß er sie damals bereits gelesen oder gar studirt hätte. Kein Zweifel, daß er sich durch den Bericht und das Urtheil Hamanns fürs Erste dieser Mühe überhoben glaubte. Von Hamann, der Kants Werk, frisch wie es aus der Presse kam, verschlang, ließ er sich sagen, daß dasselbe „ein neues Organon skeptischer Taktik" sei, nur daß der „preußische Hume" das Humesche Princip des Glaubens nicht anerkenne, während er doch, ohne es zu wissen, ärger als Plato in der Intellectualwelt, über Raum und Zeit schwärme. Alles laufe am Ende auf Schulfüchserei und leeren Wortkram hinaus. Das transscendentale Geschwätz der gesetzlichen, oder reinen Vernunft beruhe auf der Sprache; diese sei „die Deipara der reinen scholastischen Vernunft", ihr Organon und Kriterion; Ueberlieferung sei das zweite Element [2]). Auf Herders Betrieb geschah es, daß der Magus, nachdem er eine rasch entworfene Recension des Kantschen Werks „ad acta reponirt" hatte, seine Meinung über dasselbe in einem Aufsatz unter dem Titel „Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft" zusammenfaßte, den er Herders Händen anvertraute [3]). Der Aufsatz hat eine

---

[1]) Er wolle sie sich von Hertel (Hartknochs Commissionär in Leipzig) verschreiben, heißt es in einer ungedruckten Stelle des Briefs v. 11. Juni 81 an Hartknoch; am 10. Februar 82 schreibt Caroline an Hartknoch, Hertel habe die Kritik übersandt. Um Kants Prolegomena und Grundlegung zur Metaphysik der Sitten bittet Herder erst in einer ungedruckten Stelle des Briefs vom 15. Mai 86 an Hartknoch.

[2]) Hamann an Herder 27. April 81, Schr. VI, 181, und 10. Mai 81, das. S. 186, vgl. 8. Dec. 83, das. S. 365.

[3]) Hamann an Herder 5. Aug. 81, Schr. VI, 201. Die aufmunternden Briefe Herders sind leider nicht erhalten; wir erfahren davon nur durch die Antworten Hamanns.

negative und eine positive Seite. Er giebt in ersterer Beziehung zu verstehen, daß das Kantsche Unternehmen, die Vernunft nicht bloß von aller Ueberlieferung, sondern auch von aller Erfahrung unabhängig, ja von aller Materie loszumachen und damit die verjährte Metaphysik in ein systematisch geordnetes Inventarium aller unsrer Besitze durch reine Vernunft zu verwandeln, auf einen bodenlosen Formalismus und andrerseits, wegen der Trennung von Sinnlichkeit und Verstand, auf eine gewaltthätige und unbefugte Scheidung dessen hinauslaufe, was die Natur zusammengefügt habe. Das Positive aber besteht darin, daß der Metakritiker den Versuch macht, den Ursprung der Vernunft und desgleichen die Bestimmungen Kants über sie auf die Sprache zurückzuführen, da in dieser Anschauung und Begriff, Sinnlichkeit und Verstand in Wahrheit auf wunderbare Weise, kraft göttlicher Einsetzung, vereinigt seien. Nach diesem Hamannschen Commentar verstand und beurtheilte Herder jetzt und hat er später die größte That der neueren deutschen Philosophie verstanden und beurtheilt. Nicht die Kritik, sondern die Metakritik war sein philosophisches Evangelium. Er bedeutet Jacobi, als er diesem die letztere mittheilt, er müsse, um sie zu verstehen, Kants Buch selbst „durchlaufen“ [1]). Auch er hat für jetzt, allem Anschein nach, die Hamannschen Blätter studirt, das Kantsche Werk nur „durchlaufen“.

Mit ganz andrer Aufmerksamkeit als der Schüler den Schritten des ehemaligen Lehrers, folgte der Lehrer den Schritten des Schülers. Kant war nach der Vollendung seiner beiden erkenntnißtheoretischen Schriften, der Kritik und der Prolegomena, zur Entwicklung des praktischen Theils seiner Philosophie übergegangen und dadurch in dieselbe Gegend gerathen, auf die sich Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte bezogen. Er gehörte zu den Ersten, denen Hamann den so eben erschienenen Anfangsband mitgetheilt hatte [2]). Das Thema, welches hier angekündigt war, lag auch ihm vor den Füßen. Denn wenn er im Begriffe war, seine Lehre von dem rein vernünftigen und daher freien Willen zu entwickeln, und wenn er nun doch die unbedingte Forderung dieser Freiheit mit der thatsächlichen Determinirtheit unsres Handelns in der Erscheinungswelt als vereinbar nachzuweisen hatte, so war damit auch die Aufgabe eines Verständnisses der Geschichte gegeben. War sie ihm durch das Erscheinen des Herderschen Werks noch näher gelegt? —

„Ihre Aufmunterung,“ schreibt dieser 8. Dec. 83 (VI, 365), „hat mir wieder ein wenig Muth gemacht, an meine Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft zu denken,“ und 26. Jan. 84 (VI, 370): „Einem Winke in Ihrem letzten Briefe zufolge habe ich mich gequält mit einer Metakritik über den Purismum der Vernunft“. Am 13. September 84 schickt er das handschriftliche Opus an Herder — „die lächerliche Maus, an der Ihnen so viel gelegen gewesen.“ Abgedruckt ist die Recension in den Schriften VI, 45 ff., die Metakritik VII, I ff.

[1]) Herder an Jacobi, 2. Nov. 84, A, II, 260.

[2]) Hamann an Herder 6. Aug. 84, Schr. VII, 148.

genug, er widmete ihr im Novemberheft der Berliner Monatsschrift 1784 den Aufsatz: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ [1]). Da die Menschen, so setzt er auseinander, in ihren Handlungen, aus denen sich die Geschichte zusammensetzt, weder instinctmäßig wie die Thiere, noch, wie rein vernünftige Wesen, nach einem verabredeten Plane im Ganzen verfahren, so frägt sich nur, ob sich in der Geschichte nicht so gut wie in jeder andren Naturbegebenheit eine Naturabsicht entdecken läßt. Die Frage, wie man sieht, läuft der von Herder behandelten, wozu der Mensch durch die Natur bestimmt sei, durchaus parallel. Ausgehend nun von dem Satze, der auch die Ueberzeugung Herders ausdrückte, daß alle Naturanlagen eines Geschöpfes dazu bestimmt seien, sich einmal vollständig und zweckmäßig „auszuwickeln“, behauptet er, daß dies auch beim Menschen der Fall sein müsse. Aber von der Geschichte ist die Rede, und Kant hütet sich daher wohl vor dem Schritte, den Herder von jenem Satze aus im Ersten Theil seiner Ideen ins Jenseits hinüber gethan hatte. Er schließt vielmehr aus der Kurzlebigkeit der Individuen, daß die Natur ihre Absicht vollständiger Entwicklung der Vernunftanlagen des Menschen nur in einer vielleicht unabsehlichen Reihe von Zeugungen, deren eine der anderen ihre Aufklärung überliefert, — nur mit der Gattung erreichen werde. Alles für die Vernunft und Alles durch die Vernunft: daraus folgt weiter, daß es der Natur nicht sowohl darum zu thun gewesen, daß der Mensch wohllebe, als daß er sich zur Würdigkeit des Glücklichseins hindurcharbeite. Das Mittel aber, dessen sich die Natur zur Erreichung dieses ihres Endzwecks bedient, ist der Antagonismus der Menschen in der Gesellschaft, der Widerstreit geselliger und ungeselliger Neigungen. Aus diesem Widerstreit, aus dem Wetteifer des Menschen mit seines Gleichen, „die er nicht wohl leiden und von denen er doch auch nicht lassen kann“, erzeugt sich aller Culturfortschritt und am Ende eine gesetzmäßige gesellschaftliche Ordnung. So ist eine Gesellschaft, in der die Freiheit eines Jeden durch die Freiheit aller Andern beschränkt sei, d. h. eine vollkommen gerechte bürgerliche Verfassung die höchste Aufgabe der Natur für die Menschengattung, eine Aufgabe, die nur unter der Voraussetzung eines Zusammentretens aller einzelnen Staaten zu einem Völkerbunde, einem allgemeinen weltbürgerlichen Zustande, lösbar gedacht werden kann. Es werde sich lohnen, meint Kant, die Weltgeschichte einmal von diesem Gesichtspunkte aus darzustellen. Der Bewunderung der Herrlichkeit und Weisheit, die in der vernunftlosen Schöpfung herrscht, würde sich eine solche Darstellung, als eine Rechtfertigung der Vorsehung auch in der Geschichte, an die Seite stellen.

Ehe Herder noch Zeit hatte, seinen eignen Plan einer Geschichtsphilosophie an den hier vorgetragnen Ideen zu messen, übernahm es sofort Kant, sich mit den Grundlagen der Herderschen Geschichtsphilosophie auch direct

---

[1]) Das. S. 386 ff.; in Kants Werken (Erste Hartenst. Ausg.) IV, 291 ff.

auseinanderzusetzen. Kants Urtheil über die Aelteste Urkunde hatte Hamann dem Verfasser vorenthalten [1]): an hervorragender Stelle dagegen, in einer der ersten Nummern der soeben neu begründeten Jenaer Litteraturzeitung erschien eine Recension des Ersten Bandes der „Ideen", die, obgleich anonym, doch in jeder Zeile ihren Urheber verrieth [2]).

Kant mißt darin zunächst die Leistung Herders an dem Geiste strenger Wissenschaft. Der behutsame und genaue Denker, der geschulte Philosoph stellt sich dem geistvollen Liebhaber gegenüber. Der schriftstellerischen Eigenthümlichkeit des „sinnreichen und beredten Verfassers", dessen Genie eine von allerwärts gesammelte Masse von Ideen auf eine ihm eigne Weise in seine specifische Denkungsart zu verwandeln wisse, läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren. Er rühmt den vielumfassenden Blick desselben, seine „im Auffinden von Analogien fertige Sagacität, im Gebrauche derselben aber kühne Einbildungskraft", die mit der Geschicklichkeit verbunden sei, „für seinen immer in dunkler Ferne gehaltenen Gegenstand durch Gefühle und Empfindungen einzunehmen". Er rühmt das Alles, und giebt doch, indem er es rühmt, zu verstehn, daß die Wissenschaft durch die Winke, die ein so fruchtbarer Kopf ausstreue, nur mittelbar Gewinn ziehen könne. Philosophie erfordert ganz andre Eigenschaften. Sie ist undenkbar ohne „logische Pünktlichkeit in Bestimmung der Begriffe", ohne „sorgfältige Unterscheidung und Bewährung der Grundsätze". Philosophie der Geschichte im strengen Sinn ist das hier Vorliegende nun wohl nicht.

Und Punkt für Punkt treffen alsbald die Bemerkungen, welche der Recensent an die von ihm gegebene Inhaltsübersicht des Buchs knüpft, die Schwächen desselben mit sicherem Griff.

Wenn Herder den stufenmäßigen Fortschritt der Organisationen bis zu einer den Menschen nach dem Tode erwartenden höheren Existenzform verfolgt hatte, so zerstört ihm Kant diesen Traum durch die einfachste und unwiderleglichste Erinnerung. Gesetzt nämlich auch, jener Stufengang der Erdgeschöpfe bis zum Menschen hin sei streng erwiesen, so führt doch der von den mancherlei Stufen verschiedener Erdgeschöpfe ausgehende Analogieschluß nur dahin, daß irgend anderswo, etwa auf einem andern Planeten, wiederum Geschöpfe sein dürften, welche die nächst höhere Stufe der Organisation über dem Menschen behaupteten, nicht aber dahin, daß dasselbe Individuum auf diese Stufe gelange. Herder hatte noch eine andere Analogie, die Verwandlung der Raupe zum Schmetterling, zu Hülfe gerufen. Mit zwei Worten deckt Kant das Schiefe auch dieser Analogie auf. Nicht auf den Tod des In-

---

[1]) S. oben Bd. I, S. 612. 564.

[2]) Hamann hatte Herder auf das Erscheinen der Recension vorbereitet: Schr. VII, 152. 174. Sie steht A. L. Z. 1785 Nr. 4 vom 6. Jan. S. 17 ff. u. Beilage, S. 21 ff.; in den Werken IV, 311 ff. Ebendas. auch die demnächst zu erwähnenden Kantschen Besprechungen der „Ideen".

sects, sondern nur auf den Puppenzustand folgt hier die Palingenesie. Der Analogieschluß ist unkräftig, sobald nicht gezeigt werden kann, daß die Natur Thiere selbst nach ihrer Verwesung oder Verbrennung aus ihrer Asche in specifisch vollkommnerer Organisation wiederaufleben lasse. Vielleicht aus moralischen, oder, wenn man will, metaphysischen Gründen, niemals aber nach irgend einer Analogie der sichtbaren Erzeugung läßt sich auf ein Fortleben des Menschen nach dem Tode schließen.

Alle Metaphysik freilich hatte Herder von sich abgelehnt: aber Kant bemerkt ihm mit Recht, daß die Annahme eines den organischen Erzeugungen zu Grunde liegenden unsichtbaren Reichs geistiger Kräfte in jedem Falle Metaphysik, „ja sogar sehr dogmatische Metaphysik“ sei. Sie ist ganz und gar nicht nach dem Geschmack des kritischen Metaphysikers; er erblickt darin nur einen „Anschlag, das, was man nicht begreift, aus demjenigen erklären zu wollen, was man noch weniger begreift“. Die Aehnlichkeit der Gattungen, meint der behutsame Mann, beweist nichts für ihre genetische Verwandtschaft und also auch nichts für eine letzte Einheit der in mannigfaltige Bildungen sich ergießenden organischen Kraft; es ist dies eine Idee, die gänzlich außer dem Felde der beobachtenden Naturlehre liegt.

Endlich aber, wenn Herder — worauf ja Alles bei ihm angelegt war — die geistige Natur der menschlichen Seele aus der leiblichen Organisation des Menschen ableiten will, wenn er die aufrechte Stellung des Menschen und die damit verbundene Form und Beschaffenheit des Gehirns als die hervorbringende Ursache des Vernunftvermögens ansieht, so heißt das, nach Kant, die Sache auf den Kopf stellen. Zu einem solchen Nachweise reicht weder die beobachtende Naturlehre noch die Metaphysik aus; es ist, sagt er, ein Unternehmen, „das alle menschliche Vernunft übersteigt, sie mag nun am physiologischen Leitfaden tappen, oder am metaphysischen fliegen wollen.“ —

Das war eine harte Kritik, hart besonders deshalb, weil sie der vielen „so schön gesagten als edel und wahr gedachten Reflexionen“ nur in einer Parenthese Erwähnung that. Es fehlte wenig, daß dem beurtheilten Werke nicht aller wissenschaftliche Werth abgesprochen war. Was half es, daß am Schlusse das Wagniß, die äußersten Enden der Menschengeschichte, den Punkt, von dem sie anhob, und den, da sie sich im Unendlichen verliert, zusammenzuknüpfen, für ein an sich berechtigtes und rühmliches anerkannt wurde? Der wohlgemeinte Rath, daß der Verfasser in der Fortsetzung seines Werks „seinem lebhaften Genie einigen Zwang auferlegen“ möge, konnte nach allem Vorangeschickten fast wie Spott erscheinen, und gar das Lob, mit dem der Recensent den Muth des Verfassers, „die alle Philosophie so oft verengenden Bedenklichkeiten seines Standes“ im Sinne selbständiger Vernunftforschung überwunden zu haben, hervorhob — war es nicht ein geradezu beleidigendes Lob?

Auf Herder wirkte die Recension ähnlich wie einst die ersten Angriffe Nicolais auf ihn gewirkt hatten. Er hatte sich von Kant nichts weniger als

das versehen [1]). Mit Bewunderung hatte er gleich auf einer der ersten Seiten Kants Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels citirt, und mit den in dieser Schrift vorgetragenen Ideen glaubte er seine eben auch vom Himmel anfangende, die Geschichte gleichsam in den Weltenbau hineinconstruirende Geschichtsphilosophie wesentlich einig. Als nun der Mann, von dem er lieber als von irgend einem anderen ein aufmunterndes Lob gehört hätte, ihn öffentlich bedeutete, daß sein mit so viel Liebe und Begeisterung geschriebenes Werk philosophisch unhaltbar sei — was Wunder, daß er das aufs Bitterste empfand? Tröstlich zwar kam ihm, eben als er die Kantsche Recension gelesen hatte, ein Brief von Sömmerring, der dem Verfasser seine lebhafte Freude über das Werk ausdrückte, in welchem er seinen eignen Sätzen „eine größere Ausdehnung gegeben" und „Manches sich aus der Seele geschrieben" fand: aber nur um so mehr verlangte ihn auch nach einem öffentlichen Zeugniß gegen den Königsberger Metaphysicus. Wenn doch Sömmerring sich entschließen könnte, der „äußerst schiefen, platten, boshaften Recension" gegenüber eine den Zweck und Gang des Buchs ins Licht setzende Anzeige desselben in den Göttinger Zeitungen zu machen! — so bat er in dem Antwortschreiben an den Mainzer Anatomen [2]). Da indeß die Göttinger Anzeigen schon gesprochen hatten [3]), so mußte anderswo Rath geschafft werden. Daß ihm das schnödeste Unrecht geschehen sei, darin waren alle seine Freunde, bis auf Einen, einverstanden [4]), und so stiftete denn Wieland seinen jungen Schützling Reinhold, der damals die Kritik der reinen Vernunft noch so wenig wie Herder gelesen hatte, zu einer Entgegnung auf die Jenaische Recension im Februarstück des Merkur an [5]). Der „Pfarrer" — denn unter dieser

---

[1]) „Denken Sie, der heftigste Feind meiner Ideen ist der mir unerwartetste, mein eigner ehemaliger Lehrer, Kant". An G. Müller Dec. 85 bei Gelzer XIV, 114.

[2]) Sömmerrings Brief vom 15. Jan. 85 (sowie ein undatirter späterer) liegt handschriftlich vor, Herders Antwort vom 28. Febr. steht bei R. Wagner, Sömmerrings Leben I, 29 ff.

[3]) Die unbedeutende Recension erschien im 8. Stück d. J. 1785, S. 65 ff. Herder ward übrigens von Sömmerring durch mehrfache Anführung der „vortrefflichen" Ideen in der Schrift über die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer geehrt, wobei Herders alter Freund Merck (R. Wagner I, 290) seinem nüchternen Aerger über dessen „unerträglichen Galimathias" Ausdruck gab.

[4]) „Wie schade," schreibt Knebel an Herder 7. Jan. 85 (C, III, 17), indem er ihm die erste Mittheilung von der Recension macht, „wäre es, wenn so ein gelehrter Esel Sie nur um Einen Schritt in Ihrem Wege störte, oder Ihnen Eine Stunde Zeit verdürbe." Prinz August schreibt * 2. Febr. 85: „Recht inständig muß ich Sie bitten, aus Liebe zu Ihnen, weder in der Vorrede noch im Texte, noch in irgend einer Anmerkung des Zweiten Theils der Ideen die abscheuliche Recension der A. L. Z. mit Einem Buchstaben zu beantworten."

[5]) Teutscher Merkur 1785 Febr. S. 148 ff. Die Reinholdsche Autorschaft ist bezeugt durch „Reinholds Leben und litterarisches Wirken", S. 29. Wie Herder damals über Reinhold urtheilte, zeigt der Brief an Gleim vom 22. Aug. 85, C, I, 112.

Maske trat Reinhold auf — sprach Herders eigenste Meinung aus. Er konnte sich die Art und Weise, in welcher der Recensent mit dem geistvollen Buche umgesprungen sei, indem er bei seinem Auszuge die herrlichen Betrachtungen des Verfassers in Trümmer zerstückt, bei seiner Beurtheilung Tadel auf Tadel gehäuft habe, nur aus der Befangenheit desselben in seiner eignen Schulmetaphysik, aus dessen „metaphysischer Orthodoxie" erklären — kurz, er suchte das Gewicht der vorgetragnen Bemerkungen dadurch abzuschwächen, daß er den Recensenten zu einem Metaphysiker gewöhnlichsten Schlages machte, der nichts gelten lasse als „die Evidenz abstracter Notionen ohne Rücksicht auf Erfahrung!"

Kant beeilte sich, den angeblichen Pfarrer eines Besseren zu belehren, die einfältigen Mißverständnisse, das ganze nichtige Gerede desselben bündig und klar zurückzuweisen und, unter Wiederholung seiner wichtigsten Erinnerungen gegen Herder, die Erwartung auszusprechen, daß die Fortsetzung des Werks die Uebereilungen des einleitenden Theils vergessen machen werde [1]).

Aber Herder, wie gesagt, dachte ganz wie der Pfarrer. Hatte die Recension seine Selbstliebe beleidigt, so fand er in dem Aufsatz der Berliner Monatsschrift Sätze, die seinen eignen naturalistischen Anschauungen, seiner ganzen Denk- und Empfindungsweise schnurstracks widersprachen. Wieder andre, ja die ganze Anlage hielt er für ein an seinen Ideen begangnes Plagiat! — er hätte nun weiter so gern Jacobi sowohl wie Hamann gegen den absprechenden Philosophieprofessor aufgewiegelt, da er selbst gegen den ehemaligen Lehrer aufzutreten sich durch Anstandsrücksichten gehindert fand. „Lies," so schüttet er seinen Unwillen gegen den Ersteren aus, „lies und sieh, wie ich die Ideen hätte schreiben sollen und worauf Alles hinausgehen muß, wenn die reine Vernunft damit zufrieden sein soll. Die Sch . . .!" [2]) „Ich wollte," fährt er fort, nachdem er Kants Sätze von dem Menschen als einem Thier, das einen Herrn brauche, von der nur in der Gattung und zwar mittelst staatlicher Vereinigung zu erreichenden Bestimmung des Menschen, nicht ohne Entstellung angeführt hat, — „ich wollte, daß Dich der Himmel begeisterte, über den selig-metaphysischen Sklavenunsinn ein Blatt zu schreiben. Du könntest es vor tausend Andern thun, und es sollte mich freuen, wenn wir uns begegneten. Es ist doch eine klägliche Sache mit den Magistern der sieben freien Künste. Komme jemand und mucke nur, so wissen sie es gleich besser und bethun sich von vorn und hinten gar erbaulich. Wenn das, was in diesen beiden Dingern, der Recension und dem Aufsatz [steht], nicht Schwärmerei ist, aber hundelende, eiskalte Knechtsschwärmerei ist, so weiß ich kein Wort mehr. Gnade Gott, wenn er den Zweiten Theil wird lesen!" [3]) Und ungefähr in derselben Laune drei

---

[1]) Die Kantsche Replik im „Anhang zum Märzmonat der A. L. Z." hinter Nr. 74. Werke IV, 325 ff.

[2]) Ebenso noch 12. Dec. 99 an Merkel bei Böttiger, Litt. Zust. I, 130.

[3]) An Jacobi 25. Febr. 85, A, II, 269.

Tage später an Hamann: „Es ist sonderbar, daß die Metaphysiker, wie Ihr Kant, auch in der Geschichte keine Geschichte wollen und sie mit dreister Stirn so gut als aus der Welt leugnen. Ich will Feuer und Holz zusammentragen, die historische Flamme recht groß zu machen, wenn es auch abermals, wie die Urkunde, der Scheiterhaufen meines philosophischen Gerüchts sein sollte. Laß sie in ihrem kalten, leeren Eis-Himmel speculiren!" [1]) Der verständige Hamann war schon vorher bedacht gewesen, den Stachel der Kantischen Recension abzustumpfen. Der Freund möge nur nicht mürrisch und ungeduldig werden; Kant sei von seinem Systeme zu voll, um ihn unparteiisch beurtheilen zu können [2]). Er drückte, als er ihm demnächst von der bevorstehenden Replik Kants auf das Schreiben des Pfarrers Kenntniß gab, die Hoffnung aus, daß „der kleine metaphysische Unfug ihn nicht in seinem ruhigen heiteren Ideengange stören werde" [3]), und er lehnte endlich die Anmuthung, seinerseits dem Freunde gegen den Recensenten zu Hülfe zu kommen, damit ab, daß auch er durch Erkenntlichkeit gegen Kant gefesselt sei. „In Ihren Ideen," fügt er beschwichtigend hinzu, „sind manche Stellen, die auf ihn und sein System wie Pfeile gerichtet zu sein scheinen, ohne daß Sie an ihn gedacht haben mögen; und ich vermuthe ebenso, daß in seiner Recension Manches nicht so arg gemeint gewesen sein mag, als es vielleicht von Ihnen gedeutet wird [4])."

Das Alles indeß verfing wenig. Wenn die Freunde nicht für ihn eintreten wollten, so mußte er, wohl oder übel, sich selber helfen. Nur stockend, wie wir gesehn haben, kam der Zweite Band zu Stande. Auch der ihm durch Kant bereitete Verdruß und die von diesem ihm entgegengeworfenen Ideen werden die Schuld davon getragen haben. Vom achten Buche an werden diese Einflüsse merkbar [5]). Von Neuem richtet der Verfasser jetzt seine Pfeile gegen die Metaphysiker, die von einem festgesetzten Begriff der Seele ausgehn, während er, statt Abstractionen, eben Geschichte zu Grunde legen und sich an Facta halten wolle. Nachdrücklich betont er, im Sinne der Hamannschen Metakritik, die Abhängigkeit der geistigen Anlagen des Menschen einestheils von der Natur, anderntheils von der Tradition und der Gewohnheit. Nicht bloß gegen Hobbes ist es gerichtet, wenn er nicht Krieg, sondern Frieden für den Naturzustand des menschlichen Geschlechts erklärt und diesem Satz eine beredte Ausführung widmet. Noch deutlicher gegen Kant richtet sich das Capitel, welches Glückseligkeit, mannigfach verschiedene Glückseligkeit als die Bestimmung des Menschen bezeichnet. Und offen bricht endlich der Widerspruch,

---

1) An Hamann 28. Febr., Ham. Schr. VII, 227.

2) An Herder 6. Febr. 85, Schr. VII, 208.

3) Ungedruckte Stelle des Briefs an Herder vom 28. März 85, eine Stelle, die auch andre Notizen und Bemerkungen über Kants Schriftstellerei enthält.

4) An Herder 8. Mai 85, Schr. VII, 246 ff.

5) Von Knebel hatte er sich die Kantsche Abhandlung zuschicken lassen; Knebel, Litt. Nachlaß II, 306 oben.

ein leidenschaftlicher Widerspruch gegen die Kantsche „Idee einer Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" durch. Um eben die beiden Punkte, die in dem Brief an Jacobi hervorgehoben wurden, dreht sich der Widerspruch. Mit unwilliger Verachtung, mit Abscheu weist er die Vorstellung zurück, daß der Mensch für den Staat da sei. Er findet diesen Gedanken zwiefach unbegreiflich und widrig, einmal deshalb, weil ihm jede Regierung ein Nothwerk, und sodann, weil ihm jeder wohleingerichtete Staat eine Maschine ist. Seine Vorstellung vom Staat ist eine so niedrige und äußerliche, daß sie sich nur durch den Gegensatz gegen die absolutistischen Regierungsformen des Jahrhunderts erklärt. Er fällt, von seinem Naturalismus gezogen, zu den capriciösen Vorstellungen Rousseaus zurück, die er doch selbst früher als „Romanbilder" verworfen hatte. Mit Rousseau preist er die Menschen, die außerhalb des aufreibenden Wettstreits der Civilisation „in der freien Luft und nicht im verpestenden Hauch der Städte" leben. Die Familien- und Freundschaftsverhältnisse — das sind ihm Verhältnisse der Natur, durch die wir glücklich werden; „was der Staat uns geben kann, sind Kunstwerkzeuge, leider aber kann er uns etwas weit Wesentlicheres, uns selbst, rauben." Glücklich ist ihm der Wilde, der mit beschränkter Wirksamkeit für die Seinen glüht und in seiner armen Hütte an jedem Fremden Gastfreundschaft übt: aber „das verschwemmte Herz des müßigen Kosmopoliten ist eine Hütte für Niemand". In der bedauerlichsten Weise findet er sich im Gedränge zwischen der Einsicht, daß der Staat ein unentbehrliches Mittel der Gesellung, und dem Vorurtheil, daß alle Staaten mehr oder weniger Despotien seien. Dieser Zwiespalt macht das immer wieder umgeschriebene Capitel von den Regierungen zum verworrensten im ganzen Buch; darum dreht und windet er sich, und bleibt zuletzt doch bei der Verurtheilung der Rolle stecken, welche die Staaten im Laufe der Geschichte gespielt hätten. Für Kant war die Staatsordnung die organisirte Freiheit gewesen: mit blindem Freiheitseifer empört sich Herder über die mißverstandenen Sätze seines Gegners: „Ein zwar leichter, aber böser Grundsatz wäre es zur Philosophie der Menschengeschichte: der Mensch sei ein Thier, das einen Herrn nöthig habe und von diesem Herrn oder einer Verbindung derselben das Glück seiner Endbestimmung erwarte. Kehre den Satz um: der Mensch, der einen Herrn nöthig hat, ist ein Thier; sobald er Mensch wird, hat er keines eigentlichen Herrn mehr nöthig!" — Und ebenso im Innersten zuwider ist ihm der andre Kantsche Gedanke, daß nur in der Gattung das Ziel der Geschichte erreichbar sei. Was es heißen könne, fragt er, auch diesen Gedanken mißverstehend, daß der Mensch zu einem unendlichen Wachsthum seiner Seelenkräfte, und alle Generationen unsres Geschlechts eigentlich nur für die letzte Generation gemacht seien, die auf dem zerfallenen Gerüst der Glückseligkeit aller vorhergehenden throne? „Freilich" — so arg entstellt er und so heftig ereifert sich sein lebendiger Individualismus und seine sinnlich concrete Denkweise gegen den entstellten Gedanken — „freilich, wenn Jemand sagte, daß nicht der einzelne

Mensch, sondern das Geschlecht erzogen werde, so spräche er für mich unverständlich, da Geschlecht und Gattung nur allgemeine Begriffe sind, außer sofern sie in einzelnen Wesen existiren" — allgemeine Begriffe, um nichs besser, als der Begriff „der Thierheit, der Steinheit, der Metallheit im Allgemeinen". „Auf diesem Wege der Averroischen Philosophie", fährt er fort, „nach der das ganze Menschengeschlecht nur Eine und zwar eine sehr niedrige Seele besitzet, die sich dem einzelnen Menschen nur theilweise mittheilet, — auf ihm soll unsre Philosophie der Geschichte nicht wandeln."

Das Alles war bewußte und directe Polemik gegen Kant, und auch der Rest des Bandes, der ja nur in einer Anwendung der metakritischen Sprach- und Erfahrungsphilosophie auf das geschichtsphilosophische Thema bestand, war antikantisch. Höchst wunderlich daher, wenn der Verfasser, wie befriedigt durch den Ausfall, den er gethan, die erbetene Hülfe wieder abcommandirte. „In Deine Streitigkeiten mit Kant", schrieb er nun an Jacobi, „mische mich ja nicht, Lieber. Er ist mein Lehrer gewesen, und wenn dessen Scham aufgedeckt liegt, fliehe ich zu Japhets Mantel." Höchst wunderlich, wenn er, nachdem er zum Angreifer geworden, sich gleichsam vor sich selbst versteckt. „Ich bin neugierig", fährt er fort, „ob Kant sich zum Zweiten Theil der Ideen herauslassen wird oder schweiget; eigentlich aber habe ich keine Zeile gegen ihn geschrieben" [1]). Das Letztere war so wahr, wie wenn er sich früher eingeredet hatte, die Provinzialblätter seien eigentlich nicht gegen Spalding geschrieben! Die Wahrheit ist: er hatte seine Empfindlichkeit nicht zügeln können, und hätte doch nun, nachdem er sich Luft gemacht, so gern auch mit Kant Frieden gehabt. So eben war ihm die Freude zu Theil geworden, daß ihm auch der berühmte Camper einen langen Brief über seine Ideen geschrieben hatte, voll Zustimmung zu dem Geist der Beobachtung, der in dem Buche herrsche, voll Zustimmung zu den darin ausgestreuten Betrachtungen, „qui sont si justes, si grandes et si immensement riches" [2]).

Kant indeß, obgleich er übrigens Wichtigeres zu thun hatte als Recensionen zu schreiben, war doch entschlossen, mit dem Zweiten Theil der Ideen eine Ausnahme zu machen [3]). Hamann meldete dem Verfasser, daß der philosophische Nachbar den neuen Band von ihm erbeten und ihn wider seine Gewohnheit über eine Woche behalten habe; er habe mit den ersten Büchern sehr zufrieden geschienen [4]).

Verhältnißmäßig günstig erklärt sich die rasch fertig gewordene Recension [5])

---

[1]) An Jacobi 16. Sept. 85, A, II, 280.

[2]) Ebendas.; Goethe an Frau v. Stein vom 11. Sept. (III, 183); Campers Brief vom 31. August ist C, III, 294 ff. abgedruckt; vgl. Camper an Merck bei Wagner I, 449 unten.

[3]) Kant an Schütz 13. Sept. 85, Werke X, 498.

[4]) An Herder 9. Nov. 85, Schr. VII, 291.

[5]) Sie erschien bereits in Nr. 271 der A. L. Z. vom 15. Nov. 1785, S. 153 ff. In den Werken: IV, 328 ff.

über jene ersten Bücher in der That; wenigstens lobt sie die geschickte Auswahl aus den zu Grunde gelegten Völkerbeschreibungen, die meisterhafte Disposition, die allerwärts hinzugefügten sinnreichen Reflexionen. Bald genug jedoch geht sie in einen skeptisch-ironischen Ton über. Sie will es Anderen zu beurtheilen überlassen, ob nicht gewisse schwungvolle Wendungen besser in eine Ode als in eine Beschreibung naturhistorischer Vorgänge passen dürften. Sie will nicht untersuchen, ob nicht zuweilen „statt nachbarlicher Uebergänge aus dem Gebiete der philosophischen in den Bezirk der poetischen Sprache die Grenzen und Besitzungen von beiden völlig verrückt seien." Sie möchte dem Verfasser wünschen, daß ihm ein historisch-kritischer Kopf vorgearbeitet hätte, um zu verhüten, daß nicht die einseitigen Nachrichten der Reisebeschreiber zur Grundlage baufälliger Hypothesen würden. Nur wie beiläufig wird die Bemerkung eingestreut, daß sich der Verfasser den Begriff einer Race schwerlich deutlich gemacht, und daß man seine dem Evolutionssystem und der Annahme mechanischer Entstehung der Organismen entgegengestellte Theorie eines genetisch bildenden Lebensprincips wohl annehmen — nur nicht meinen dürfe, der Erklärung der Gattungen und Arten damit wesentlich näher gekommen zu sein. Die Ironie steigert sich da, wo der Recensent der Meinung des Verfassers von einer Unterweisung der erstgeschaffenen Menschen durch die Elohim und seines Versprechens gedenkt, darüber an einem anderen Orte weiteren Aufschluß zu geben. „Man muß abwarten, wie es ihm gelingt, und ob er, nachdem er sein Ziel erreicht hat, wohlbehalten wieder zu Hause, d. i. im Sitze der Vernunft, zur rechten Zeit eintreffe, und sich also auch Nachfolger versprechen könne." Es gilt endlich eine Vertheidigung der von Herder angefochtenen Sätze, eine neue Auseinandersetzung über die Grunddifferenz hinsichtlich der leitenden Ideen zur Geschichtsphilosophie. Einen „bösen" Grundsatz hatte es Herder genannt: der Mensch sei ein Thier, das einen Herren nöthig habe. Er ist nicht so böse, erwidert wie mit einem feinen Lächeln Kant, — „es mag ihn wohl ein böser Mann gesagt haben". Und er geht ein auf die Herdersche Gegenbehauptung, daß es die Natur nicht sowohl auf den Staat als auf die Glückseligkeit einzelner Menschen abgesehen habe. Es ist so: ein sich individuell verschieden gestaltendes Maaß von Glückseligkeit findet unter immer andern Umständen in allen Epochen der Geschichte Statt — nur, ein Leitfaden für die Geschichte und der eigentliche Zweck der Vorsehung kann diese immer nur individuell zu messende Glückseligkeit unmöglich sein. Nicht der Zustand der Einzelnen, wenn sie existiren, sondern ihre Existenz selbst ist die letzte Frage, welche Beantwortung fordert. „Meint der Verfasser wohl, daß, wenn die glücklichen Einwohner von Otaheiti, niemals von gesitteteren Nationen besucht, in ihrer ruhigen Indolenz auch Tausende von Jahrhunderten durch zu leben bestimmt wären, man eine befriedigende Antwort auf die Frage geben könnte, warum sie denn gar existirten, und ob es nicht ebenso gut gewesen wäre, daß diese Insel mit glücklichen Schafen und Rindern als mit

im bloßen Genusse glücklichen Menschen besetzt gewesen wäre?" Nicht wie sich die Menschen empfinden, sondern was sie selbst aus sich machen, nicht das Schattenbild von Glückseligkeit, das ein Jeder sich bildet, sondern die dadurch ins Spiel gesetzte, immer wachsende Thätigkeit und Cultur hat einen absoluten Werth. Der größtmögliche Grad aber von Cultur und Thätigkeit kann nur das Product einer nach Begriffen des Menschenrechts geordneten Verfassung, nur sie mithin kann die Endabsicht einer weisen Vorsehung im Ganzen der Geschichte sein. Ebendeshalb aber kann nur die Gattung ihre Bestimmung völlig erreichen. Die Gattung; das ist nicht, wie Herder gesagt hatte, eine nominalistische Abstraction, sondern ein reales Ganze, das Ganze einer ins Unbestimmbare gehenden Reihe von Zeugungen, und da ist es kein Widerspruch, zu sagen, daß die Gattung in allen ihren Theilen der Linie ihrer Bestimmung asymptotisch sei und doch im Ganzen mit ihr zusammenkomme, d. h. daß die Bestimmung des menschlichen Geschlechts im Ganzen unaufhörliches Fortschreiten, die Vollendung derselben ein ideales Ziel ist, auf das wir ununterbrochen hinzustreben haben. Dies ist mit nichten — wie abermals Herder in stark auftragender Sprache gesagt hatte — eine „Beleidigung der Naturmajestät". Wie derselbe, im Strom seiner Beredsamkeit, sich selbst widersprechend, gelegentlich den bestrittenen Gedanken selbst anerkannt habe, zeigt die Recension wenigstens im Vorbeigehen, und sie schließt endlich mit einem spottenden Gegenwort auf das Wort von der Averroischen Philosophie. „Daraus läßt sich schließen," heißt es, „daß unser Verfasser, dem so oft Alles, was man bisher für Philosophie ausgegeben, mißfällig gewesen, nun einmal nicht in einer unfruchtbaren Worterklärung, sondern durch That und Beispiel in diesem ausführlichen Werke ein Muster der echten Art zu philosophiren der Welt darlegen werde."

Ob es Kant mit der gegebenen Erläuterung über den nur in der Gattung zu erreichenden Endzweck der Geschichte gelungen sei, denselben gegen alle die Einwürfe zu schützen, die ihm vom Standpunkte des unbefangenen Gefühls entgegengesetzt werden können, wird billig zu bezweifeln sein. Die Aussöhnung der immer wieder auftauchenden Ansprüche an eine endgültige Befriedigung des Einzelnen mit der Thatsache, daß der Einzelne für den Fortschritt des Ganzen nur ein dienendes Glied ist, liegt in einer Gedankenreihe, die hier nicht ausgeführt ist, in der Ueberzeugung von dem unbedingten Werth des reinen moralischen Willens und in dem daraus folgenden Postulat, daß dieser reine Wille auch in der unendlichen Fortdauer jedes Einzelnen sein Ziel erreichen werde. Kant hat diesen moralisch-metaphysischen Gedanken hier, auf dem Boden der Geschichtsphilosophie, unausgesprochen gelassen — gerade so wie Herder seinen auf Naturanalogien begründeten Ausblick auf eine individuelle Fortentwicklung jenseits dieses Lebens nicht wieder herangezogen hat. So kömmt es, daß beide Männer sich mehr widersprechen als nöthig war, daß der Eine die Glückseligkeit, der Andre die Thätigkeit, der Eine das Indivi-

duum, der Andre die Gattung, der Eine die Güter der Natur, der Andre den Segen der staatlichen Ordnung betont. Gewiß ist nur soviel, daß dabei Kant in größerer Folgerichtigkeit seine Sätze entwickelt, während Herder zwischen entgegengesetzten Gedankenrichtungen hin- und herschwankt. Herder fühlt die Härten der Kantschen Ansicht; aber er ist unfähig, sie anders als durch unklare und sich aufhebende Vorstellungen zu bekämpfen. Kant deckt mit siegreicher Schärfe und Klarheit die Halbheiten und Verwirrungen seines Gegners auf; aber an den berechtigten Motiven desselben geht er achtlos vorüber, ja er thut ihm Unrecht, indem er ihm Consequenzen leiht, die jener ablehnen würde. Den Anfang der Cultur läßt Herder unnöthiger Weise durch höhere göttliche Unterweisung entstehen; daß aber, wie Kant referirt, alles Fortschreiten in der Cultur nur ein „zufälliges" Wuchern mit jener ursprünglichen Tradition, daß der Mensch einzig dieser ursprünglichen Tradition und nicht seinem eignen Vermögen alle seine Annäherung zur Weisheit zuzuschreiben habe, dies ist eine Beschuldigung, die sich durch Herders Darstellung nicht belegen läßt. Die Hülfe einer höheren fremden Vernunft war ihm nur die unentbehrliche Grundlage, auf der dann die menschliche Vernunft durch eigne Arbeit sich weiter helfe. Daß freilich dieser Punkt, wo dem Verfasser der Ideen so sichtlich der Faden reißt, wo er so ganz aus der Rolle des Naturerklärers in die eines Schrift- und Wundergläubigen verfällt, den Spott des Philosophen vorzugsweise reizen mußte, ist begreiflich. „Da Recensent" — jedes Wort in dieser Stelle ist Ironie — „wenn er einen Fuß außerhalb der Natur und dem Erkenntnißweg der Vernunft setzt, sich nicht weiter zu helfen weiß, da er in gelehrter Sprachforschung und Kenntniß oder Beurtheilung alter Urkunden gar nicht bewandert ist, mithin die daselbst erzählten und dadurch zugleich bewährten Facta philosophisch zu nutzen gar nicht versteht: so bescheidet er sich von selbst, daß er hier kein Urtheil habe."

Er war weit entfernt, sich wirklich zu bescheiden. Wie zur Ergänzung jener Recension — eine „pfiffige" nennt sie Hamann[1]) — ließ er auf dieselbe, abermals in der Berlinischen Monatsschrift, den Aufsatz „Muthmaaßlicher Anfang der Menschengeschichte" folgen[2]). Es war das Paroli auf Herders zehntes Buch. Mit der unschuldigsten Miene knüpft er seine Muthmaaßungen an eben dieselbe Mosaische Urkunde, welche Herder als eine „alte Philosophie der Menschengeschichte" zum Leitfaden seiner Skizze über die ersten Begebenheiten der Welt genommen hatte. Er will sich dieser Urkunde, deren nachrichtlichen Werth zu prüfen nicht seines Amtes sei, als einer „Karte" bedienen und „sich einbilden", daß seine Muthmaaßungen mit der Linie, welche jene Erzählung nimmt, zusammentreffe. Man kann sich nicht unbestimmter und zweideutiger ausdrücken — fast scheint es, daß die Absicht nur die ist, zu zeigen,

---

[1]) An Jacobi, bei Gildem. V, 166.

[2]) Januarheft 1786, S. 1 ff.; in den Werken IV, 339 ff.

daß die biblische Tradition, so oder so gedeutet, sich gleich gut zur Stütze der entgegengesetztesten Ansichten herleihe.

Wie dem sei: die ganze Tendenz des kleinen Aufsatzes, der auf Hamann, vielleicht gerade wegen der sinnreichen Bezugnahme auf den biblischen Bericht, beim ersten Lesen den günstigsten Eindruck machte[1]), läuft der Herderschen Auffassung diametral entgegen. Es ist die erste Absicht, zu zeigen, daß die Vernunft nicht durch Mittheilung höherer Wesen in die Menschengeschichte hineingetragen worden, sondern daß sie, die Sprache miteinbegriffen, des Menschen eigner Erwerb sei. Nur der den Besitz der Sprache schon voraussetzenden Entwicklung des Sittlichen jedoch geht er demnächst Schritt für Schritt nach — darin mit Herder übereinstimmend, daß er sich das Menschengeschlecht von einem einzigen Paare abstammend und in die günstigste Naturlage versetzt denkt. Die geringste Veranlassung, wenn es auch nur das Begehren einer durch den Instinct verbotenen Frucht war, mußte dazu führen, daß der Mensch sich seiner Vernunft als eines Vermögens, über die Schranken der Thierheit hinauszugehen, bewußt wurde. Eine zweite epochemachende Aeußerung der Vernunft richtete sich gegen den Geschlechtsinstinct und legte — angedeutet durch das Feigenblatt — den Grund zur Sittsamkeit. Der dritte Schritt war, nach der Erzählung der Bibel, die Todesfurcht, die überlegte Erwartung des Künftigen. Gezwungener ist die Deutung, welche Kant darauf dem Anlegen von Thierfellen giebt; er erblickt darin den letzten, entscheidenden Schritt der sich über die Thierheit erhebenden Vernunft: der Mensch erkannte sich selbst als den Zweck der Natur, er war dadurch in eine Gleichheit mit allen vernünftigen Wesen eingetreten und durfte aus dem Mutterschooß der Natur entlassen, aus dem Paradiese vertrieben werden; endgültig war damit der Uebergang aus der Vormundschaft der Natur in den Stand der Freiheit vollzogen. Dieser Schritt — so zieht unser Geschichtsphilosoph seine Linien wieder in jener Richtung, in die sich der Verfasser der Ideen nicht zu finden gewußt hatte, weiter — dieser Schritt ist ein Fortschritt und die Bedingung alles weiteren Fortschritts; aber erkauft wird derselbe durch den Bruch mit der Unschuld und folglich mit dem Glück des Naturzustandes. Das Individuum daher verliert bei jener Veränderung, die für die Gattung ein Gewinn ist. Und hier ist es, wo Rousseau, an den sich ja Herder unwillkürlich angelehnt hatte, von Kant vertieft und ergänzt wird. Rousseau, so meint er, hat vollkommen Recht, wenn er zeigt, daß die Cultur im Widerstreit mit der Natur des menschlichen Geschlechts als einer physischen Gattung steht, in welcher jeder Einzelne seine Bestimmung ganz erreichen sollte; aber derselbe Rousseau ist in seiner Erziehungs- und Staatslehre auch bereits dazu übergegangen, zu

---

[1]) An Herder 19. Jan. 86, Schr. VII, 299. „Eine allerliebste Seifenblase, an der sich Herder sehr erbauen wird", nennt er die Abhandlung gegen Jacobi: Gildem. V, 193 unten.

begreifen, wie die Cultur fortschreiten müsse, um die Anlagen der Menschheit als einer sittlichen Gattung bis zur endlichen Aufhebung des Widerstreits mit der Naturbestimmung zu entwickeln. Aus Gemächlichkeit und Frieden mußte der Mensch zu Arbeit und Zwietracht übergehen, aber eben dadurch wurde er zur Entwicklung aller Künste der Cultur, zu Geselligkeit und bürgerlicher Ordnung getrieben. Die vollkommenste bürgerliche Ordnung ist das äußerste Ziel der Cultur; durch sie wird die höchste Kunst wieder Natur, und damit die sittliche Bestimmung der Menschengattung erreicht. Die Uebel, über welche wir klagen, sind, genauer erwogen, unvermeidliche Mittel zur allmählichen Herbeiführung eines sittlicheren Zustandes. Der Traumwunsch einer Wiederkehr des goldenen Zeitalters wird schweigen, die Klagen über die Noth der Menschheit werden verstummen und der Zufriedenheit mit der Vorsehung Platz machen, sobald wir aufhören, den Werth des Lebens im Genusse zu suchen und uns mit der Einsicht, daß es unsre Aufgabe ist, dem Leben durch Handlungen einen Werth zu geben, in den Dienst der Geschichte stellen. —

Die Verstimmung Herders über die neuen Angriffe und die fortgesetzte Gegnerschaft Kants machte sich abermals in Klagen gegen seine Freunde Luft. Dem Vorsatz, die neue Recension des „Archisophisten und Archischolastikers" gar nicht zu lesen, um sich den Geschmack an der Fortsetzung seiner Arbeit nicht zu verderben [1]), dürfte er nicht lange treu geblieben sein. Er scheint sich vielmehr eine Zeit lang sogar mit dem Gedanken einer öffentlichen Erwiderung getragen zu haben [2]); auf nichts Anderes wird es mit jener „Beilage" abgesehen gewesen sein, die er dem Zweiten Theil folgen lassen wollte. Glücklicherweise war der, gegen den er am unverhaltensten geklagt haben wird, war Hamann auch diesmal sein bester Berather und Beruhiger. „Daß Ihnen," schreibt derselbe bereits am 19. Januar 86, „die Schläge Ihres alten Lehrers so wehthun, gefällt mir nicht recht. Dies gehört zum Autorspiel, und ohne diese veniam mutuam muß man sich gar nicht einlassen. Jeder gute Kopf hat so einen Satansengel nöthig statt eines memento mori, und die bittere Aloe macht rothe Wangen, befördert den Umlauf des Blutes und den Fortgang der Arbeit, besonders solange diese noch unter dem Ambos ist." Wieder kömmt er auf seine Lieblingssentenz: et ab hoste consilium, zurück — nur daß Kant eigentlich kein hostis sei, sondern „im Grunde ein guter homunculus". „Sind Sie", fährt er fort, „nicht erst in der Hälfte Ihrer Ideen? Sind seine Erinnerungen ohne Grund, so fallen sie von selbst weg. Haben sie Grund; desto besser für Sie, ihn noch bei Zeiten zu entdecken und sich darnach richten zu können."

Nicht ganz fielen diese Ermahnungen zu Boden. Den starken Gegner

---

[1]) An G. Müller, Dec. 85, bei Gelzer, S. 114; Forster an Herder, 21. Januar 87, A, II, 396.

[2]) Hamann an Jacobi, 3. Mai 86, Gildemeister V, 313.

geradezu herauszufordern, hat Herder in den beiden folgenden Bänden der Ideen weislich unterlassen. Nur den Satz hält er im Dritten Bande noch einmal ausdrücklich aufrecht, daß die Natur auf Regenten und Staaten nicht gerechnet habe, sondern auf das Wohlsein der Menschen in ihren Reichen, und nicht versagen kann er es sich, im Vierten Bande das Wort von der Averroischen Philosophie versteckter Weise zu wiederholen, wenn er doch den philosophischen Sekten der Araber nachrühmt, daß sie im Streite gegeneinander „schon eine feine Kritik der reinen Vernunft übten". Was aber die Hauptsache ist: dem Wahrheitskern der Kantschen Ausführungen in dem Aufsatz über den „Muthmaaßlichen Anfang" konnte er sich nicht entziehen. Ohne sich das Verhältniß von Natur und Cultur principiell klar zu machen, schildert nun auch er in fast wörtlicher Übereinstimmung mit seinem Gegner, wie der Fortgang der Künste und Erfindungen ein Mittel der wachsenden Humanität geworden, wie die Leidenschaften der Menschen ihre Vernunft geschärft, wie die Kriegskunst dazu gedient, den Krieg selbst zum Theil zu vernichten, die fortschreitende Staatskunst die Lage der Nationen verbessert, wie dieselbe Kunst, die den Luxus und den Despotismus geschaffen, dieselben in ihre Schranken gezwungen habe und sie zuletzt in ein wirkliches Gute verwandeln müssen. „Einzelne Geschlechter," so sagt auch er nun, „gingen unter, das unsterbliche Ganze aber überlebt die Schmerzen der verschwindenden Theile und lernt am Übel selbst Gutes."

Leider nahm sich Kant die Zeit nicht, auch den Dritten Theil der Ideen anzuzeigen [1]), um etwa darauf hinzuweisen, wie und wo der Verfasser sich ihm genähert, wo er sich noch immer von ihm unterscheide. Der Unterschied ist im Grunde nur der, daß Herder die Glückseligkeit als das Gefühl gelingenden Strebens auch auf den Stadien des Weges der Menschheit zum Ziele nicht preisgeben will, daß er sich immer auch das relative Glück der Zeiten, Völker und Individuen vergegenwärtigen muß, um darin eine Bürgschaft des mit der vollendeten Humanität zusammenfallenden befriedigenden Endschicksals der Menschheit zu erblicken. Darum — hier haben wir noch einmal eine ausdrückliche Bezugnahme auf seinen Recensenten — will er nichts von dem „ruhigen Gang einer Asymptote", sondern von einem in Abweichungen und Winkeln sich fortwindenden Strom der Menschenvernunft wissen, und spricht er davon, daß auch im menschlichen Handeln, wie im natürlichen System der Dinge, die Kräfte sich zu „periodischer Ruhe und Ordnung" ins Gleichgewicht setzen. Er ist ein noch unbedingterer Optimist als Kant. Mit lebhafterer Empfindung nimmt er Antheil an den einzelnen Auftritten der Geschichte, während sich der Blick des Philosophen unverwandt nur auf das in unendlicher

[1]) Kant an Schütz 25. Januar 87, Werke X, 500. Der „Andre", an den Kant diesem Brief zufolge für die Besprechung des Dritten Theils dachte, war wohl Kraus, dessen in Kants Geist geschriebener Recensionsentwurf in den Vermischten Schriften von Ch. J. Kraus V, 3 ff. abgedruckt ist.

Ferne liegende Ziel richtet. Dieses Ziel selbst ist für Kant nur eine „Idee“: es ist für Herder eine reale Hoffnung, über der er warm wird und deren Erfüllung er sich daher bei jeder Gelegenheit nahe rückt. Wie der Kantsche ist auch sein Optimismus ein moralischer und moralisirender, aber seine Moral ist nicht die kalte der resignirten Pflicht, sondern sie behält einen eudämonistischen Beigeschmack. Nicht Gerechtigkeit, sondern Billigkeit ist für ihn der Ausdruck der praktischen Vernunft; sowohl sein Glaube an den Sieg der Vernunft wie seine Forderung von Vernünftigkeit und Billigkeit ist naturalistisch gefärbt. Und hiemit ist nun keineswegs alles Unrecht auf seiner, alles Recht auf seines Gegners Seite. Beide ergänzen sich vielmehr, als daß sie sich ausschlössen. Den schroffen Gegensatz, in den die Kantsche Ethik Natur und Freiheit setzt, hat der kritische Philosoph auf dem Boden der Geschichte doch nur scheinbar, in Wahrheit und endgültig nur durch die gewaltsame Verlängerung der Zeit in die Ewigkeit, nur durch einen Sprung aus der Geschichtsphilosophie in ein metaphysisches Postulat zu lösen verstanden, während Herder seinerseits die richtige Einsicht hatte, daß die Vernunft in keiner Zukunft Naturgestalt annehmen könne, wenn sie nicht, selbst ein Gewächs der Natur, schon auf dem Wege ihrer Entwicklung sich zu immer neuen und höheren, von natürlicher Lebenskraft gesättigten, wenn auch vergänglichen Bildungen zusammennehme. Wenn Herder gegen die strengere Folgerichtigkeit der Kantschen Geschichtsauffassung nicht aufkommen kann, ja sich ihr widerwillig beugen muß, so hat er vor dieser die Fülle des Individuellen, die Vielseitigkeit der Beziehungen, die Mannigfaltigkeit der Farben voraus. Bei Kant ist die Reinlichkeit der Zeichnung durch Armuth, bei Herder der gediegene Reichthum der in alle Breite des Menschendaseins eingehenden Gemälde durch schwankende Unsicherheit der verbindenden Linien erkauft.

Es lohnte sich, die strengen Gedanken des Einen mit den bedeutsamen Anschauungen des Andern zu vereinen. Nachdem in zahlreichen vergessenen „Geschichten der Menschheit“ die Herderschen „Ideen“ ausgebeutet, umschrieben, modificirt worden, nachdem die Nachfolger Kants zugleich mit der reinen Vernunft auch die in der Geschichte mit der Natur ringende Vernunft zu systematisiren versucht, gelang es Hegel, eine Philosophie der Geschichte zu schaffen, die den leitenden Faden von Kant, die Kunst, denselben mit dem Körper der historischen Erscheinungen zu umkleiden von Herder entlehnte. Mit Recht hat man das geistreiche Werk als eine Ineinanderbildung der Ideen jener Beiden bezeichnet[1]). Wieder war es, wie bei Kant, die im Staate sich objectivirende Vernunft und Freiheit, die hier den eigentlichen Gegenstand der Weltgeschichte bildete, aber diese Vernunft erschien in all' ihrer logischen Folgerichtigkeit, mit der sie sich entwickelte, als der concrete Geist der Nationen, erfüllt, wenigstens scheinbar erfüllt mit allen sonst in der Geschichte pulsirenden

[1]) Julian Schmidt in der schon angeführten Einleitung, S. LXXXI.

Lebenskräften; die Vernunft trug die Züge der Humanität, und die Humanität wiederum ging ganz auf in dem Werdeprozeß der sich wissenden Freiheit. Die Kunst, mit der in dieser Hegelschen Geschichtsphilosophie alles Menschliche, alle Seiten des Volkslebens dem Begriffe des Staats und der Staat dem Begriffe der Vernunft unterthan gemacht, die Geschichte als eine vernünftige Entwicklung vorgeführt wurde, war unvergleichlich. Vor dieser methodisch geschickten Verflechtung des Logischen und des Lebendigen schwiegen eine Zeit lang die bangen Fragen über den Ausgleich von individueller Glückseligkeit und fortschreitender Vervollkommnung des Ganzen, welche die Herderschen „Ideen" mit optimistischen Hoffnungen, die Kantsche Geschichtsphilosophie mit optimistischen Postulaten beantwortet hatte: ein construirender Optimismus war an die Stelle des suchenden und heischenden getreten. Es war ebendeshalb nur ein Durchgangspunkt der geschichtsphilosophischen Wissenschaft, ein kunst- und gedankenreiches Gewebe, nur gewoben, um wieder aufgelöst zu werden. Als aber die exacte Forschung die alten Zweifel in neuer und dringenderer Form wieder in den Vordergrund rückte, da richtete sich noch immer der Blick auf das Werk Herders als auf ein hervorragendes, ja einziges Muster. Auf naturwissenschaftlicher Basis, ausgehend von der genauen Erkenntniß der tiefgreifenden und vielseitigen Einflüsse, welche die Natur auf den Geist übt, hat in unsrer eignen Zeit ein feinsinniger Denker es von Neuem unternommen, die Frage zu beantworten, „welche Bedeutung der Mensch und das menschliche Leben mit seinen beständigen Erscheinungen und dem veränderlichen Laufe seiner Geschichte in dem großen Ganzen der Natur hat." In diesem Sinne hat Lotze seinen Mikrokosmus entworfen, und ausdrücklich bezeichnet er denselben als die mit den veränderten wissenschaftlichen Anschauungen der Gegenwart versuchte Wiederholung des Unternehmens, das in Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit seinen glänzenden Beginn gefunden habe.

Aber nicht bloß für die Geschichtsphilosophie ist das Herdersche Werk grundlegend geworden. Wenn wir heutzutage von allen Versuchen apriorischer Geschichtsconstruction gering denken, so geschieht es, weil wir eine von Ideen durchdrungene Geschichtschreibung besitzen. Wir besitzen sie, weil es ein Mann wie Herder wagte und Andre ihm das Wagniß nachmachten, den die Geschichte leitenden Ideen eine selbständige Betrachtung zu widmen. Er selbst war, indem er der Geschichte ein ideelles Fundament zu schaffen suchte, zugleich Geschichtschreiber. Die Art und Weise, wie er Völker und Epochen charakterisirte, wie er die Erzählung von Thatsachen zusammendrängte und zu „allgemeinen Betrachtungen" verdichtete, ist alsbald von Heeren und Anderen nachgeahmt worden und hat gleichzeitig mit dem Beispiel, welches vor Allem das Darstellungstalent Johannes von Müllers gab, unsre Geschichtschreibung der Gedankenlosigkeit, der Rohheit und Trockenheit entrissen, die den ehemaligen Reichs-, Kaiser- und Kirchengeschichten anhaftete. Der Ungunst zum Trotz, mit welcher der ehrliche Schlosser das poetisch Vorgreifende der Herderschen

„Ideen" beurtheilte, ist doch auch er der reflectirenden Methode und den menschlichen Gedanken eines Buchs verpflichtet, das mit allen seinen Unvollkommenheiten — wie Goethe bei Gelegenheit von Quinets französischer Uebersetzung aussprach — unglaublich durch sich selbst und durch hundertfache Ableitungen auf die Bildung der ganzen Nation einwirkte [1]). Eingehend hat dann erst Wilhelm von Humboldts schöner Aufsatz über die Aufgabe des Geschichtschreibers gezeigt, wie die echte Geschichtschreibung in Analogie mit allem künstlerischen Thun die Treue gegen das Thatsächliche mit dem ahnenden Ergreifen der aller Geschichte zu Grunde liegenden wirkenden Kräfte zu verbinden habe. Er hat damit nur in zugleich tiefsinnigster und behutsamster Weise das Verfahren formulirt, das den gelungensten Partien des Herderschen Werks als geniale Absicht zu Grunde liegt. Er trifft in der That mit Herder auch darin überein, daß er, unter Ablehnung der Kantschen, sowie jeder anderen engeren teleologischen Geschichtsansicht, das Ziel der Geschichte einzig in der allseitigen, vielgestaltigen Verwirklichung der Idee der Menschheit erblicken will. Was Humboldt als Aufgabe des Geschichtschreibers darstellte, was Herder im Geiste dieser Ansicht als philosophischer Erzähler hie und da leistete — es bildet den Kern der Kunst, die wir an unseren neueren deutschen Historikern bewundern. An diesem Maaßstabe messen wir die Arbeiten Rankes, und wenn dieser seine Laufbahn mit einer im großen Stil concipirten Weltgeschichte beschlossen hat, so finden wir uns dadurch abermals an das ein Jahrhundert ältere Werk Herders erinnert [2]).

Vergänglicher als der historische kann der naturwissenschaftliche Inhalt der „Ideen" erscheinen. Im Einzelnen hatten die Fachgelehrten schon damals Uebereilungen, Unrichtigkeiten und Keckheiten aller Art zu rügen. Unter den Urtheilen der ersten Meister des Fachs über das Ganze steht trotzdem das wegwerfende des mathematisch-skeptischen Lichtenberg, der in dem genialen Werke nur ein „Stümpern in höherer Wissenschaft" erkennen wollte, allein da. Die Sömmerring und Camper, die Forster und Blumenbach lasen das Buch mit Entzücken und fanden sich dadurch in ihren eignen Ideen bestätigt, auf

---

[1]) Wie stark gleich nach dem Erscheinen des Ersten Bandes das Werk vertrieben wurde, beweisen Hartknochs Aeußerungen in Nr. 88 und 90 des Hartknoch-Herderschen Briefwechsels. Des befürchteten Nachdrucks wegen veranstaltete der Verleger (Nr. 88 und Anm. zu Nr. 89) schon Ende 1785 neben der Quartausgabe eine wohlfeilere Octavausgabe, deren drei folgende Theile 1786, 90 und 92 erschienen. Ueber die im Auftrage des Verlegers von Luden eingeleitete zweibändige Ausgabe vom Jahre 1812, sowie über andere Abdrücke darf auf Suphans Ausgabe der Werke verwiesen werden, in der Band XIII und XIV für die Ideen bestimmt ist.

[2]) Auf das Urtheil von Gervinus, Historische Briefe, S. 122 über Herder als den eigentlichen Begründer einer neuen Behandlungsart der Geschichte verweist die auch sonst lesenswerthe Programmabhandlung von Lüttge „Herders Auffassung der Weltgeschichte" (Stendal 1868).

dem Wege ihrer Forschungen gespornt und gefördert[1]). Unter der Leitung der vorgreifenden genialen Anschauung, begeistert durch den aufs Ganze gerichteten Blick, vor dem sich das natürliche Leben durch das geistige, das geistige durch das natürliche erläuterte, drang die Naturwissenschaft jener Tage zu Entdeckungen vor, die in die Breite des empirisch Einzelnen verfolgt und durch immer weiter zertheilte, immer methodischer und exacter betriebene Forschung zu dem Besitz eines Wissens geführt haben, welches heute nur noch aus weiter Ferne auf die divinatorische Kühnheit früherer Generationen zurückblickt und das Band zwischen Natur- und Geisteswissenschaft bald beschränkt und stolz, bald zweifelnd oder verzichtend aus dem Gesicht zu verlieren droht. Das großartige Unternehmen Alexanders von Humboldt nichtsdestoweniger, das Bild des Weltganzen als eines Kosmos vor uns zu entrollen, die geistvollen und vielseitigen Arbeiten K. E. von Baers, der sinnreiche Entwurf Karl Ritters, die Geschichte der Menschen und Völker aus dem Schauplatz ihrer Thätigkeit aufzuklären, zeigen deutlich den von ihnen selbst eingestandenen Einfluß des Herderschen Werks, und noch neuerlich hat insbesondere die jugendlich aufstrebende Wissenschaft der Geographie die Spuren des ideenreichen Vorgängers ausdrücklich wieder aufzusuchen begonnen[2]). Eben die zündende Kraft von Ideen hat das unvergeßliche Werk ein Jahrhundert hindurch bewährt. Es macht seine verwegene Größe aus, daß es eine Wissenschaft auf lauter erst werdenden Wissenschaften aufzubauen unternahm. Die Pfeiler, welche eine Philosophie der Geschichte erst sicher tragen könnten, heißt der kühne Baumeister, während er mit Nothstützen vorlieb nimmt, die Werkleute aller Orten herbeischaffen und aufrichten. Sein Werk ist übervoll von wissenschaftlichen Forderungen und Desideraten, die zu erfüllen die nacharbeitenden Geschlechter geschäftig gewesen sind. So bezeichnet er der Reihe nach alle Aufgaben der physischen Erdbeschreibung, der Anthropologie und Ethnographie, der vergleichenden Sprachwissenschaft, der Geschichte der Wissenschaften und

---

[1]) Die Urtheile Sömmerrings und Campers sind bereits oben erwähnt. Ein Schüler Campers, Herbell in Leeuwarden (* an H. 7. Juli 86 und 15. Dec. 87) dedicirte dem Verfasser der Ideen den Zweiten Band der von ihm gesammelten kleinen Abhandlungen seines Lehrers. Mit Forsters Aeußerungen in dem Briefwechsel mit Herder über die „unnachahmlichen Ideen" (A, II, 387, 395 ff., 402, 420) sind die Bemerkungen desselben an Sömmerring (Briefw. mit Sömmerring herausg. von Hettner, S. 206, 222 ff.) zu vergleichen. Stärker schon betont Blumenbach die thatsächlichen Irrthümer Herders, an Sömmering 3. Mai 85, bei R. Wagner I, 307. Zahlreiche Beweise von der Wirkung der Ideen liegen übrigens in dem Herderschen Briefnachlaß vor. Es mag ein Brief des Württemberger Hahn vom 25. April 87 und ein Schreiben von Barton aus Philadelphia vom Jahre 1800 erwähnt werden, der das Werk in der englischen Uebersetzung (vgl. Knebel, Litterar. Nachl. II, 384) gelesen hatte.

[2]) Vgl. Ratzel, Anthropo-Geographie (Berlin 1883). Auch der Programmaufsatz von Paul Lehmann, Berlin 1883 mag wenigstens zeigen, daß auch die heutige Wissenschaft sich des Zusammenhangs mit Herder bewußt geblieben ist.

Künste, der Dichtung und Sage, der Sitten und Institutionen einzelner Völker und ganzer Epochen. Er ist gerade dadurch, daß er bei aller Kühnheit des Zusammenfassens und Vorwegnehmens der Unvollkommenheit seiner Materialien eingeständig war, der empirischen Forschung so viel näher geblieben, er hat so viel unmittelbarer auf dieselbe eingewirkt als jene speculative Natur- und Identitätsphilosophie, welche, von oben herab bauend, sich vornehm und herrisch über die geduldige Arbeit der messenden und wägenden, der sammelnden, beobachtenden und experimentirenden Einzelforschung hinaushob.

Und dennoch war Beides auf einer und derselben Wurzel erwachsen: auf dem Princip eines intuitiven Verständnisses des Weltganzen aus der vorausgesetzten Wesensverwandtschaft oder der doctrinär behaupteten Identität des Natürlichen und des Geistigen. Zum wissenschaftlichen Hintergrund hatte dieses aus dem dichterischen Geist der Goethe-Herderschen Epoche hervorgegangene Princip die mystisch-mathematische Anschauung des Spinoza. Zu Spinoza griff die von dem Kantschen Kriticismus herkommende speculative Philosophie zurück: wie um Halt und Schutz zu suchen gegen die Kantsche Polemik flüchtete sich desgleichen Herder, vom Leibnitzianismus aus, zu jenem System, mit welchem er sich längst im Stillen befreundet hatte, und welches eben jetzt durch Jacobi wie ein Erisapfel in die wissenschaftliche Arena geworfen worden war. Um die innere Geschichte der „Ideen" vollständig zu übersehen, bleibt uns nach dem Nachweis, wie sie in ihrem Zweiten und Dritten Theil negativ durch die Kantsche Philosophie beeinflußt waren, die andre Aufgabe, zu zeigen, wie sie sich positiv von Leibnitz zu Spinoza hinüberbewegen. Herder selbst hat uns diese Aufgabe dadurch erleichtert, daß er die philosophischen Grundfäden, über die er seine Geschichtsphilosophie wob, in einem eignen Schriftchen zusammenfaßte, nicht ohne dasselbe zugleich zur Fortsetzung seines Kampfes gegen Kant zu benutzen. Erst durch die Analyse dieser neuen Schrift wird eine letzte Aufklärung über die Hauptschrift dieser Periode zu gewinnen sein. Sachlich wie zeitlich gehört jene mit dieser aufs Innigste zusammen. In demselben Jahre wie der Dritte Band der Ideen erschienen, enthalten die Spinozagespräche gleichsam den esoterischen Kern, den dogmatischen Niederschlag der philosophischen Gedanken, die in den „Ideen" in der Anwendung auf das Thema der Geschichte auftreten.

Zweiter Abschnitt.

Die Gespräche über Spinoza.

I.

Spinoza, Shaftesbury, Leibnitz.

Es hat seinen guten Grund, wenn Forster an Sömmerring schreibt, der Verfasser der Ideen sei ganz und gar Leibnitzianer. Der Schule Leibnitzens weisen nicht mit Unrecht unsre Geschichten der Philosophie den Begründer der deutschen Geschichtsphilosophie zu. Zu einem Schüler, einem echten, selbstdenkenden Schüler Leibnitzens mußten schon den Jüngling die Vorträge Kants machen, und frühzeitig befähigte ihn die eigne Lectüre der Leibnitzischen Schriften, die genialen Gedanken des Meisters von dem Leibnitz-Wolffschen Schulsystem zu unterscheiden. Es war im ersten Jahre seines Rigaer Aufenthalts, als die Raspesche Sammlung mit der bisher unbekannten erkenntnißtheoretischen Hauptschrift, den gegen Locke gerichteten Nouveaux essais erschien, deren Inhalt er sich sofort durch einen ausführlichen Auszug zu eigen zu machen bemüht war[1]). Offenbare Geistesverwandtschaft zog den genialen Lehrling zu dem genialen Meister. Man hört einen Eingeweihten reden, man

---

[1]) Der Erste, der ihm von der Raspeschen Sammlung Kenntniß gab, war Hamann (an Herder 21. Januar 1765, LB. I, 2, S. 10 ff.). Der im Text erwähnte Auszug aus den Nouveaux essais findet sich unter der unpassenden Ueberschrift: „Wahrheiten aus Leibnitz" LB. II, 441 ff. sehr fehlerhaft und nur zu wenig mehr als dem vierten Theil abgedruckt. Das S. 441—451 Abgedruckte ist Excerpt aus dem Avant-propos, das bis S. 465 Folgende aus dem Ersten Buch der Essais; da jedoch, wo die Mittheilung abbricht, folgen im Manuscript noch weitere eilf Folioseiten, auf denen der Auszug bis zum Schluß von § 13 des 27. Capitels des zweiten Buchs fortgeführt wird. Der Herausgeber hat sichtlich von der Beziehung und dem Zusammenhang des Manuscripts keine Ahnung gehabt, wenn er doch das Mitgetheilte als ein Herdersches Aufsatzfragment giebt, statt „Fludd" „Fluidum" drucken läßt u. s. w. Wirklich kritische, die Sätze Leibnitzens weiterführende Bemerkungen dagegen enthält das LB. II, 466 ff. mitgetheilte Stück: „Ueber Leibnitzens Grundsätze von der Natur und Gnade".

ist versucht, auf ihn selbst die Rede anzuwenden, so oft er die Form des Leibnitzischen Geistes, die Methode von dessen Gedankenerzeugung charakterisirt. Leibnitz und Plato sind ihm „die beiden größten Köpfe zu Hypothesen in der Welt". Er sieht in dem Ersteren vor Allem den witzigen Kopf, „bei dem meistens eine Metapher, ein Bild, ein hingeworfenes Gleichniß die Theorien erzeugte, die er auf ein Quartblatt hinwarf und aus denen die Weberzünfte nach ihm dicke Bände spannen." „Leibnitz," sagt er treffend ein ander Mal, „liebte zu vergleichen, fremde Einfälle neu zu nutzen und oft die widersprechendsten Ideen zu paaren: sein ganzes System offenbarte er also nicht anders, als wie es ihm erschienen war, wie es in seiner Seele lebte, durch Blicke des Witzes und der Imagination, durch kurze Aufsätze und ewige Befreundung fremder Ideen, die im Feuer dieses Ursprungs und dieser Verbindung gefühlt werden mußten, oder Leibnitzens Geist war dahin und mit ihm alle originelle, primitive Wahrheit des Eindrucks [1])."

Diesen Geist des großen Denkers zu erhaschen, diese primitive Wahrheit des Eindrucks nicht verloren gehen zu lassen, ist daher sein Bestreben. Treuer als das Vulgus der Leibnitzianer weiß er den Kern von dessen Gedanken zu ergreifen, um sie selbst gegen die Inconsequenzen ihres Urhebers festzuhalten, zu schützen und zu entwickeln. So namentlich den Gedanken der Idealisirung der Materie durch die Zurückführung ihrer inneren Zustände auf lebendige Kräfte, und den Gedanken zweckbeherrschter Entwicklung im Reich des natürlichen wie des geistigen Seins. Die Monadologie und die Neuen Versuche lieferten bereits dem Verfasser der Kritischen Wälder die Waffen gegen die oberflächliche ästhetische Theorie Riedels. Nur ein Schüler Leibnitzens hatte die Schrift vom Ursprung der Sprache schreiben können; die Leibnitzische Hülle derselben gestand er ausdrücklich ein und that sich selbst und dem großen Lehrer Unrecht, wenn er sie für bloße Maske erklärte. Die Schrift vollends vom Erkennen und Empfinden war wie aus dem Mittelpunkte der Leibnitzischen Welt- und Seelenlehre heraus geschrieben, war im Grunde nur ein Versuch, dieselbe unter Abweisung von Ausläufern, die sich fremdartig ihr angesetzt hatten, einheitlicher, lebendiger, poetischer zu gestalten [2]). Auf Leibnitz, auf den Sätzen, daß die Seele eine Kraft und ebendarum unzerstörbar, daß der Leib nur ein Phänomenon, ein ihr zugebildetes System andrer Kräfte sei, welches sie, sich fortentwickelnd, gegen einen neuen vertauschen könne, ruhten die Unsterblichkeitshoffnungen Herders. Wir haben gesehn, wie dieselben im Ersten Theil der „Ideen" abermals ausgeführt und mit dem Nachweis eines Stufengangs der Organisationen bis zum Menschen hin in Verbindung gesetzt wurden. Von Leibnitz rührte die Annahme, welche Kant mit Recht in das Gebiet „dog-

---

[1]) Reisejournal LB. II, 180 (SWS. IV, 361); Vom Erkennen und Empfinden, S. 42; Philosophie und Schwärmerei, Teutscher Merkur, Nov. 1776, S. 142.

[2]) Vgl. die früheren Ausführungen in Bd. I, S. 252, 496, 665 ff.

matischer Metaphysik" verwiesen hatte, daß dem continuirlichen Fortschritt der Gestalten eine eben solche aufsteigende Reihe unsichtbarer Kräfte entsprechen müsse; von Leibnitz endlich der ganze Entwurf, den Geist planvoll abgestufter Ordnung in der Natur auch in der Geschichte des Menschengeschlechts aufzuzeigen. Das Wechselspiel lebendiger, zu immer höherer Vollkommenheit strebender, ebendadurch zur Harmonie des Alls sich zusammenschließender Kräfte ist der Text des Leibnitzischen „Monadenpoems": das Aufstreben der organischen Kräfte zur Anlage der Humanität, die fortschreitende Entwicklung der Humanität zu immer höheren, immer nach Harmonie gravitirenden Formen und Kräftemischungen ist der, freilich vielfach durch querlaufende andre Gedanken verdeckte Text der Herderschen Geschichtsphilosophie. Die „Ideen", mit Einem Worte, sind ein kühneres Seitenstück zu der Schrift „Vom Erkennen und Empfinden". Wenn diese am Leitfaden der Leibnitzischen Gedanken eine Naturgeschichte der Seele in der Form einer Entwicklungsgeschichte von dem Phänomen des Reizes bis zu dem der Intelligenz und Freiheit gegeben hatte, so suchten jene die natürliche und sittliche Welt überhaupt, die Erde und ihre Geschöpfe vom niedrigsten zum höchsten, die diesseitige und die jenseitige Bestimmung des Menschen, endlich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft seiner irdischen Geschichte in den Rahmen einer ebensolchen Entwicklungsgeschichte einzuspannen.

Hier wie dort, wohlgemerkt, handelt es sich um eine empirische, wenigstens der Grundlage nach naturwissenschaftliche Anwendung der Leibnitzischen Metaphysik. Die Seelenlehre bekömmt die Physiologie, die Geschichtsphilosophie alle Naturwissenschaften überhaupt, Physiologie und Anatomie, Geographie und Ethnographie zur Basis. Die dabei angewandte Methode ist die Zwittermethode der Analogieschlüsse, und ebendeshalb versteckt sich dem Verfasser selbst seine durchgängige Abhängigkeit von metaphysischen Voraussetzungen. Sie versteckt sich ihm außerdem in der frommen Grundstimmung und den religiösen Zielpunkten seiner Darlegungen. Seine Seelenlehre so gut wie seine Geschichtsphilosophie hat den Charakter der Theodicee. Aus der Allgegenwart der Einen göttlichen Kraft schöpft er die letzte Erklärung alles menschlichen Empfindens, Denkens und Wollens; wir stehen auf höherem göttlichen Grunde; aus Allem weht uns Licht und Flamme Gottes an; wir wandeln im großen Sensorium seiner Schöpfung. Die Geschichte, ebenso, ist Offenbarung Gottes; dieselbe göttliche Macht, Weisheit und Güte, dieselben ewigen Naturgesetze halten den Bau des Himmels und das Schicksal des Menschengeschlechts zusammen.

So trieben die Gedanken Leibnitzens, in den fruchtbaren Boden der Naturgeschichte verpflanzt, neue Blüthen und Früchte. Sie werden zugleich greifbarer und zugleich glänzender, bekommen zugleich ein mehr körperliches Aussehn und zugleich eine tiefere Beseelung. In dem reichen Geiste Herders lernen sie sich mit der naturalistischen Philosophie der Engländer und mit

religiöser Mystik vertragen: — mit dem Harmonismus Leibnitzens verbindet sich der Optimismus Shaftesburys und der Pantheismus Spinozas.

Denn nicht bloß den Lehrer der Grazie verehrte er von frühen Tagen an in Shaftesbury, dem „liebenswürdigen Plato Europas", nicht bloß neben den Meistern der dialogischen Form pries er den „süßen Autor" [1]), sondern er schätzte ihn vorweg als einen Gegner scholastischer Grübelei, als den, der wie Plato, Rousseau und Hume die Philosophie mit der Menschheit zu versöhnen gesucht, der neben so viel Tiefe so viel gesellige Laune, so viel menschliche Weltweisheit habe [2]). Er las nicht bloß, er studirte seine neben den Schriften Leibnitzens, Baumgartens, Berkeleys, und bekennt, daß er in seinem wie in Leibnitzens und Platons Schooße manche süße Stunde mit den Ideen seiner Jugend mehr als verträumt habe [3]). Lebhaft interessirte er sich für die Uebersetzungen der Schriften des Engländers [4]) und versuchte sich selbst an einer rhythmischen freien Uebertragung jenes Hymnus aus dem Dritten Theil der Moralisten, den er später der zweiten Ausgabe seines „Gott" als Beilage hinzufügte [5]). Eben der Inhalt dieses Naturhymnus, der Beweis, den Shaftesbury in den Moralisten aus der Schönheit und Harmonie des Weltalls für das Dasein eines weisen und gütigen Weltgeistes führt — dies vor Allem war es, was Herder als die Summe der Shaftesburyschen Philosophie faßte und sich mit Zustimmung zu eigen machte. So empfiehlt er die warme und begeisterte Tugend- und Gotteslehre dieses „feinen, schönen und wahrhaft philosophischen Geistes" dem Jünger der Theologie, den er auch auf Shaftesburys Briefe an einen Lehrling der Theologie aufmerksam macht. „Fast," so heißt es in den Theologischen Briefen, „möchte ich sagen, daß in ihm alle Blüthen der Leibnitzischen Philosophie ohne die Spielhypothesen desselben, dazu eben aufgebrochen, im jüngsten schönsten Flor blühen, und daß ein neuer Plato in ihm rede." Vertheidigend nimmt er sich des „Deisten" an, „es sei denn, daß Deist ein Ehrenname sein sollte", vertheidigend des Shaftesburyschen Satzes, daß man die Tugend um ihrer selbst willen lieben müsse, da doch die größten Enthusiasten der Religion und selbst Mystiker denselben behauptet hätten; am wenigsten aber will er den Verfasser des Lobgesangs auf die Natur zum „Atheisten und Pantheisten" gemacht wissen [6]). Er spricht in allen diesen

---

1) LB. I, 2, S. 47, 70, 288; Fragm. I, 80; Auch eine Philos. der Gesch., S. 25.

2) Wie die Philosophie für das Volk nutzbar zu machen sei, LB. I, 3, a, 212 oben; an Kant LB. I, 2. 298, Vom Erkennen und Empfinden, S. 71; vgl. auch Aelteste Ur-Thl. 4 (Bd. II, S. 129 Anm.) An Hartknoch C, II, 43.

3) Gott, S. 46 und S. 250 (Erste Ausg.).

4) LB. I, 2, 336. 360; Allg. d. Biblioth. XVII, 1, S. 210. 211.

5) Eine Jugendarbeit nennt er es in Nr. 30 (nicht 1802, sondern Nov. 99) an Knebel, Litt. Nachl. II, 287 unten. Er hatte sie in das Buch der Gräfin eingeschrieben.

6) Die Hauptstelle in den Theol. Briefen II, 44 (Brief 28); vgl. I, 344 (Brief 20), II, 32, (Brief 27) und II, 380 (Brief 50); auch Entwurf der Anwendung dreier akademi-

Stellen mit der pädagogischen Zurückhaltung, die er sich als Theolog, der sich an junge Theologen wendet, glaubt auferlegen zu müssen. Rückhaltlos aber wird seine Wärme für den Kern der Shaftesburyschen Weltanschauung laut in dem Briefe an Merck, worin er dieselbe den oberflächlichen Lehren des zeitgenössischen französischen Naturalismus, dem gleichfalls Leibnitzisirenden Werke von Delisle de Sales gegenüberstellt. Hier war Shaftesbury als Atheist bekämpft worden. „Ein Atheist", sagt er dagegen, „der nichts so sehr als Ordnung, Uebereinstimmung, höchste Weisheit im Bau der ganzen Welt predigt, der den Optimismus zuerst vortrug, daß er ans Herz drang, da Leibnitz ihn nur dem Verstande sagte, ja der endlich das große System von Tugend im Kopf hatte, das der höchste Triumph der Providenz wäre — der Atheist mit seinem großen Weltgeiste (für mich der prächtigste Name für Gott) ist mir mehr als zehn solche Kleinmeister der Philosophie" [1]). Er kannte, als er diese Worte schrieb, die Ethik des Spinoza noch nicht aus eigner Lectüre. Sobald er sie kennen gelernt, fand er auch sie annähernd, in poetischer Form, in der Shaftesburyschen Rhapsodie wieder [2]). Von nun an war ihm Shaftesbury ein Dolmetscher sowohl der Leibnitzischen wie der Spinozistischen Gottes- und Sittenlehre. Er spricht von Shaftesburys ἓν καὶ πᾶν, und an jene Rhapsodie verweist er noch im Jahre 1798 seinen Sohn August, als welche „die Spinozisch-Leibnitzische Philosophie im schönsten und erlesensten Auszuge enthalte" [3]).

Und diese im Geiste Shaftesburys gefaßte, mit Shaftesbury gefühlte und in Poesie umgesetzte Philosophie war seine eigne Philosophie. Was Wunder, wenn er, ergriffen von den verwandten Zügen in allen Dreien, sich seit jener Zeit mit einer „Parallele der Dreimänner Spinoza, Shaftesbury, Leibnitz" trug. Aus der Zeit des Bekanntwerdens mit Spinozas Ethik, aus den Jahren 1775—77, stammt dieses Vorhaben [4]) — ein Vorhaben so recht Herderschen Geistes. Es ist ein Ausdruck seines Eklekticismus, seines harmonistischen Strebens. Es entsprach seiner Neigung, Denkmale zu stiften, ehrendere für nicht genug geehrte, rettende für verkannte Männer. Hatte er doch öffentlich geklagt, daß Leibnitz, „der größte Mann, den Deutschland in den neueren Zeiten gehabt, von seiner Nation weder Denkmäler noch Ehrensäulen habe" [5]), und galt es doch, Shaftesbury sowohl wie Spinoza gegen den Vorwurf des

---

scher Jahre, SW. zur Theol.. XV, 28, wo er „Shaftesbury und etwa Bonnet" dem Jüngling auf Akademien als philosophische Nebenbücher" empfiehlt.

[1]) An Merck, 12. Sept. 70, LB. III, 110. 111.

[2]) An Gleim 15. Febr. 75, C, I, 36.

[3]) An Jacobi A, II, 256 und an August Herder A, II, 449.

[4]) „Seit sieben Jahren und länger," heißt es in dem Briefe an Jacobi v. 6. Febr. 84. „Zehn oder zwölf Jahre" alt sei der Gedanke, sagt die vom 23. April 87 datirte Vorrede zu dem Spinozabüchlein.

[5]) Königsb. Zeitung 1767 St. 66 (SWS. IV, 224).

Atheismus zu vertheidigen. Schon die Dreizahl erinnert an die Denkschrift auf Baumgarten, Heilmann und Abbt, und wieder an die nebeneinandergestellten Monumente zum Andenken Lessings, Winckelmanns und Sulzers. Es war im Sommer 1783, als er, wie zur Vorbereitung auf die „Ideen“ an die Ausführung des alten Vorsatzes ging — und doch nicht weiter als zu nochmaliger Lectüre von Spinoza und Shaftesbury kam[1]), da die Hitze des Sommers ihn abbrechen machte.

Wie hätte nun diese Lectüre nicht hinüberwirken sollen in die Ideen? Der Geist Shaftesburys ist gleich im Ersten Theil ebensowenig zu verkennen wie die Philosopheme Leibnitzens. Wie Theokles in den Moralisten gegen den Skeptiker Philokles das Dasein eines weisen und gütigen Gottes aus der Natur, so wollen die Ideen dies Dasein aus der Geschichte den Zweifeln gegenüber erweisen, zu denen die letztere so reichlich Anlaß giebt, wollen die optimistische Betrachtung Shaftesburys über die ganze raumzeitliche Schöpfung ausdehnen. Die Ideen sind von der Vorrede an bis ans Ende eine große „Rhapsodie“, ein erweitertes Seitenstück zu der des Engländers. Jene Naturandacht, die den Namen Gottes vermeidet und ihn doch im Sinne hat, die unter der Natur jene in der Schöpfung sich offenbarende allmächtige Kraft, Güte und Weisheit verstanden wissen will, ist ganz im Geiste und in der Manier Shaftesburys. Auf fast allen Blättern erinnert die Herdersche Darstellung im Schwung der Rede wie in den zu Grunde liegenden Vorstellungen an den Naturhymnus des englischen Deisten. Das Ganze ist eben auch ein kosmologischer Beweis für die Existenz Gottes, geführt aus der Zusammenstimmung der natürlichen Schöpfung und aus der Zusammenstimmung dieser mit der Naturweisheit, die sich auch im Gange der Geschichte offenbare. Mit der religiösen Ueberzeugung, daß alle Werke Gottes auf dem Gleichgewicht widerstrebender Kräfte durch eine innere Macht, die diese zur Ordnung lenkte, beruhen, stimmten auch die ethischen Sätze des großen geschichtsphilosophischen Werks. Auch sie deckten sich am meisten mit der Tugendlehre des Engländers. Wie dieser die Tugend in das Gleichgewicht der Neigungen setzte und sie mit dem Glückseligsein identificirte, so fällt auch für Herder das Streben nach sittlicher Bildung mit dem Streben nach Wohlsein zusammen; auch ihm fällt das Schöne mit dem Guten zusammen, auch ihm ist das Maaß der praktischen Vernunft die Regel der Billigkeit, die Abwägung der Harmonie der individuellen Kräfte gegen die Verhältnisse zu andren Wesen, „das Maaß der Wirkung und Gegenwirkung zum gemeinschaftlichen Bestande gleichartiger Wesen.“ Einen „Virtuosen der Humanität“ hat Herder noch in den Humanitätsbriefen den Grafen Shaftesbury genannt[2]): in eben diesem Begriffe faßt er selbst in den „Ideen“ Alles zusammen, was er über die Bestimmung des Einzelnen wie des Geschlechts zu sagen weiß.

---

[1]) An Jacobi a. a. O.

[2]) III, 66 (SWS. XVII, 158).

Hinter den weichen und runden Linien jedoch, in denen die Ideen sich den Gesinnungen und Anschauungen dieses Virtuosen der Humanität anschmiegen, entdecken wir ohne Mühe die härteren und eckigeren der Spinozistischen Weltanschauung. Neben denen, die dem System der Monaden und der prästabilirten Harmonie entstammen, erscheinen sie gleichsam als das Knochengerüst, welches der kundige Blick unter der Umkleidung mit dem Fleisch und Blut empirischer Thatsachen und mit den Farben rednerisch poetischer Darstellung hindurch erkennt. Das Studium des Spinoza, von dem wir die ersten Spuren früher in den Erläuterungen zum Alten Testament und in der Schrift vom Erkennen nachgewiesen haben [1]), war jüngeren Datums als die Bekanntschaft mit Leibnitz und Shaftesbury. Die jüngere nun brachte die älteren nicht in Vergessenheit, aber klärte und beherrschte sie. Spinoza vor Allem lag jetzt beständig aufgeschlagen vor dem Verfasser der Ideen; Spinozas Gedanken verschmolzen mit den naturwissenschaftlichen Studien, denen er sich in Gemeinschaft mit Goethe jetzt zugewandt hatte, sie gaben den seinigen einen neuen Halt und erfüllten ihn mit frischer Zuversicht zu der Denkweise, auf der schon ohnedies seine Geschichtsphilosophie ruhte. Daß er sich aber so ganz in ihn vertiefte, daß er sein eigentliches philosophisches Glaubensbekenntniß gerade an ihn anschloß, daß aus der beabsichtigten Schrift über Spinoza, Shaftesbury und Leibnitz eine Schrift nur über Spinoza wurde, dazu wirkten andre Umstände —: die Stellung Lessings und Jacobis zu Spinoza und sein eignes Verhältniß zu Jacobi mit.

II.

Herder und Jacobi.

Nur sehr spät erst war es Jacobi gelungen, sich in Herders Freundschaft einzuführen. Längst war er den Arbeiten desselben mit Aufmerksamkeit gefolgt. Durch Herders Schrift über den Ursprung der Sprache hatte er sich zu seiner ersten litterarischen Arbeit, einer Betrachtung über die Kunsttriebe der Thiere anregen lassen [2]), und die Aelteste Urkunde, desgleichen die Erläuterungen hatte er für sich mit kritischen Anmerkungen begleitet [3]). Auch in den Recensionen der Allg. Deutschen Bibliothek hatte er den Ungenannten er=

---

[1]) S. oben Bd. I, S. 635 u. 674.

[2]) Im Teutschen Merkur, Februarheft 1773; Jacobis Werke VI, 243 ff.; vgl. Auserlesener Briefw. I, 320. 321. Jacobi an Goethe 8. Mai 84, im Briefw. S. 73.

[3]) Jacobi an Kraus 14. Sept. 1788, bei Zöppritz I, 106. Den Bericht, den er hier von der Geschichte seines Verhältnisses zu Herder giebt, trägt die Farbe seiner damaligen Verstimmung gegen diesen und muß, was die früheren Jahre betrifft, aus den gleichzeitigen Zeugnissen berichtigend modificirt werden. — Des „Commentars" über die Aelteste Urkunde gedenkt auch Wieland an Jacobi, bei Zöppritz I, 18.

kannt und ihn darauf hin Wieland als Mitarbeiter am Teutschen Merkur für das kritische Fach empfohlen [1]). Herder jedoch sah in Friedrich Heinrich zunächst nur den Bruder Georg Jacobis, und wenn er auch den Gedichten des Letzteren mehr als Gerechtigkeit widerfahren ließ, so war ihm doch die sonstige süßliche Weise desselben aufs Gründlichste zuwider. Da wo Goethe in Dichtung und Wahrheit die Mißhelligkeit erwähnt, die zwischen dem Ober- und Unterrhein in Folge der gegen die Freundschaftständelei Jacobis und Gleims gerichteten Scherze entstanden sei, wirft er einen Theil der Schuld auf Herder, dessen „bissiger Humor" die Unart dieser Scherze verschärft habe. In der That, gerade gegen dieses Jacobische Getändel sparte jener damals, in der Zeit seines Bekanntwerdens mit Merck und Goethe, seine Galle am wenigsten. Wie anders er auch früher darüber an Gleim geschrieben hatte: als er jetzt, auf dem Wege nach Straßburg, die Briefe Gleims und Jacobis wieder in die Hand nahm, fand er sie „überschwemmt zärtlich und ekel" [2]). Die Hemsterhuis und Jacobi sind ihm da der Typus der kränklichen Empfindsamkeit, sie gelten ihm als „Milch- und Käseseelen", und er läßt seiner Erbitterung gegen diese Sippe um so freier den Zügel schießen, weil er an Leuchsenring, dem „schleimartigsten Verehrer von St. Jacobi", ihre Intoleranz und Zudringlichkeit persönlich zu seinem Schaden und Verdruß kennen gelernt hatte [3]). Wenn aber für ihn eben Georg Jacobi der Hauptsündenbock ist [4]), so war man in Darmstadt übler als auf diesen auf dessen Bruder zu sprechen. Gegen diesen richtete sich die Spitze der Epigramme, die jetzt auch Merck auf beide Jacobi machte [5]). Jacobi, Friedrich Heinrich Jacobi war nicht so ganz unrecht berichtet, wenn er noch im Jahre 1778 gegen Forster klagte, daß er bei Herder „durch einen gewissen Mephistopheles" verläumdet worden sei [6]). Das Urtheil Mercks und des Darmstädter Kreises trug die Schuld, wenn Herder den jüngeren der beiden Brüder für einen Schwätzer erklärte und sich die Meinung bildete, durch ihn werde auch der andre, der Dichter, verdorben [7]). In dieser Meinung konnte er nur bestärkt werden, als ein Brief, den er an den Letzteren geschrieben, durch die Indiscretion des Bruders weiterhin bekannt geworden und allerlei Gerede veranlaßt hatte, das ihn, der in Bückeburg so gern Ruhe gehabt hätte, unnöthig beunruhigte. Und doch war es so, wie bei dieser Gelegenheit Georg

---

[1]) Jacobi an Wieland, Auserl. Briefw. I, 232 vom 23. Nov. 75.

[2]) 30. Aug. 70 an Caroline, LB. III, 77. Der Brief an Gleim ebendas. I, 2, 369. Goethes Werke (Hempel) XXII, 164.

[3]) S. die Briefe an Caroline vom Mai 1771 A, III, 32. 33. 62; vgl. oben Bd. I, S. 455 ff.

[4]) S. den starken Ausfall auf ihn in dem Briefe an Merck vom September 71, bei Wagner II, 34.

[5]) Caroline an Herder 11. Aug. und 25. Oct. 71, A, III, 87 u. 123.

[6]) Jacobi an Forster 27. Nov. 78, Auserl. Briefw. I, 284.

[7]) Herder an Caroline Nov. 71, A, III, 149.

versicherte: Friedrich Heinrich war einer der ersten Verehrer von Herders Genie [1]). Er wird in dieser Verehrung ohne Zweifel durch Goethe, bei der Begegnung mit diesem auf der Rheinreise im Sommer 1774, bestärkt worden sein. Sofort, nach Herders Ankunft in Weimar, that Wieland sein Bestes, die Vorstellungen Jacobis über den außerordentlichen Mann noch zu steigern. Er hätte nun so gern gehört, was Herder über seinen im Merkur erschienenen Allwill gesagt habe — aber Wieland mußte ihm schreiben: nichts habe er gesagt, denn er habe den Aufsatz gar nicht gelesen [2]). Immer größer inzwischen wurde sein Verlangen, den Verfasser so vieler Schriften, die ihn durch ihren dem seinigen oft so verwandten, oft wieder so widersprechenden Geist in die lebhafteste Bewegung versetzten, persönlich kennen zu lernen. Claudius sollte den Vermittler machen. Dieser theilte den 19. April 1780 dem alten Freunde den Wunsch Jacobis mit, jenem in diesem Frühjahr in Pyrmont zu begegnen, da er — wegen der Ettersburger Geschichte auf Goethe schwer erzürnt — nach Weimar zu kommen keine Lust habe [3]). Allein Herder ging in diesem Jahre nicht nach Pyrmont. Er kam ebensowenig nach Halberstadt, wo er in Gleims Freundschaftsherberge, wenn er der Einladung des Alten gefolgt wäre, nicht bloß Jacobi zum ersten, sondern auch Lessing zum letzten Mal hätte sehen können [4]).

Nun las Jacobi im Sommer 1781 die Theologischen Briefe. Sie gewannen seine ganze Sympathie. Die warme Ausführung namentlich, welche der 31. Brief der Lehre von der in die kleinsten Umstände des menschlichen Lebens hineinwirkenden Vorsehung und der Vorstellung von der moralischen Regierung Gottes in der Welt widmete, überzeugte ihn, daß der Verfasser der Pantheist nicht sei, nicht ganz oder nicht mehr sei, der er in früheren Schriften zu sein geschienen [5]). Wie nie zuvor schlug ihm sein Herz entgegen; er war, nachdem er bisher scheu, zweifelnd, mißtrauisch dem Herderschen Genie gefolgt war, entschlossen, sich ihm in die Arme zu werfen. Durch Claudius schickte er ihm den Band „Vermischte Schriften", in dem er soeben das philosophische Gespräch „Der Kunstgarten" und die Allwill-Papiere aus dem Deutschen Museum und dem Merkur vereinigt hatte. Die Vorrede sprach von der

---

[1]) Herder an Caroline 24. März 73, A, III, 483; Herder an Gleim und G. Jacobi an Gleim, C, I, 31—33.

[2]) Wieland an Jacobi 22. Jan. 77, bei Zöppritz I, 18.

[3]) Claudius an Herder A, I, 424; vgl. Herder an Gleim 26. Nov. 81, C, I, 75.

[4]) Wörtlich wird freilich die Aeußerung Herders in seinem ersten Briefe an Jacobi, Gleim habe ihn nach Halberstadt zu ihm und Lessing eingeladen, nicht zu verificiren sein. Der gedruckte Gleim-Herdersche Briefwechsel enthält nur eine allgemeine Einladung Herders unter dem 6. Mai 1780; der Besuch Jacobis und Lessings fand, unangemeldet, im August Statt, und erst nachträglich, am 12. Januar 81 thut Gleim desselben gegen Herder Erwähnung.

[5]) An Herder 8. Juni 83, in Jacobis Werken III, 475; vgl. den Brief an Kraus, bei Zöppritz a. a. O.; an Sophie La Roche 17. Aug. 81, bei Zöppritz I, 47.

Uebereinstimmung der Ideen jenes Gesprächs mit Herders Preisschrift vom Einfluß der Regierung und nannte diesen einen „überschwenglichen allahnenden Geist", einen Mann, „der an specifischer Schwere des Genies vielleicht jedem andern Schriftsteller, auch der Vorwelt, die Wage halten möchte" [1]). Trotzdem oder vielleicht deswegen kein antwortender Laut: aus der Weihrauchwolke heraus zu antworten ist eine verlegene Sache. Herder las zwar das Buch mit Antheil, dachte sogar an eine Anzeige im Merkur, kam aber auch dazu nicht. Mit herzlicher Zustimmung, desgleichen, las er demnächst Jacobis kleine Schrift vom Jahre 1782: „Etwas, das Lessing gesagt hat". Was der Verfasser hier zu demonstriren versuchte, daß alle gesetzlose Gewalt und alles willkürliche Regiment vom Uebel sei, und daß eine gerechte Verfassung nur auf dem Gewährenlassen jeder wahren Kraft in größter Freiheit beruhe, das war ihm ganz aus der Seele geschrieben: allein auch diesen Anlaß, zu danken, zu antworten ließ er vorüber. Die Gleim und Claudius setzten es endlich doch durch. Auf der Frühlingsreise 1783 brach das Eis. Als da Herder bei Gleim das Bild des Mannes und als er es bei Claudius wieder sah, als der Halberstädter wie der Wandsbecker Gastfreund nicht müde wurden, ihm von hrem Fritz zu erzählen, da endlich, in Wandsbeck, entschloß er sich, diesem die Hand entgegenzustrecken [2]). Sein zusammengeschnürtes, „beinahe ödes und scheues", „von Menschen abgeschrecktes" Herz wallte in der freieren Stimmung der Reise, unter Freunden, wieder einmal jugendlich auf; er bekannte, daß es ihn oft getrieben, sich ihm zu nähern, und eben das that er nun mit aller Wärme, deren er fähig war. Es ist ein letztes Mal, daß ein Freundschaftsenthusiasmus, wie einst gegen Merck, gegen Lavater, gegen Zimmermann, in ihm aufflammte. Man freut sich dieses Feuers, aber man frägt sich im Voraus, ob nicht eine ähnliche Enttäuschung folgen werde, wie in jenen früheren Fällen. In der That, schon als er Jacobis Antwort, eine echt Jacobische Antwort, in der der Schreibende „an Herders Halse schluchzt" und seine ganze Persönlichkeit zugleich mit all' seiner Metaphysik der Sehnsucht ihm entgegenwirft, — schon als Herder diese überschwengliche Antwort erhielt, war er nicht mehr in der Wandsbecker Stimmung; erst am 6. September erwidert er in einem Briefe, der zwar herzlich dankbar, offen und vertraulich, aber doch gegen den Jacobischen ein „armseliger trockener Brief" war. Die Hauptsache aber: Herders Freundschaftsbedürfniß war inzwischen durch den neu geschlossenen Bund mit Goethe reichlich befriedigt. Bald sollte sich zeigen, daß eine große Kluft beide Männer scheide — und zwar an dem Verhältniß beider zu der Lehre Spinozas sollte es offenbar werden.

Jacobi hatte auf die Nachricht hin, daß Mendelssohn in Begriff stehe,

---

[1]) Ganz ähnlich in dem eben citirten Briefe an Frau La Roche. Vgl. Claudius an Herder 19. October 81, A, I, 425.

[2]) Herders Brief an Jacobi ist vom 29. Mai 83 und steht in J. Werken III, 471 ff.

mit seinem Versprechen einer Schrift über Lessings Charakter und Schriften Ernst zu machen, dem Freunde Lessings die seiner Meinung nach sehr bedeutsame Mittheilung zugehen lassen, Lessing sei — wenigstens gegen das Ende seines Lebens — Spinozist gewesen. Er hatte diese Entdeckung, denn so faßte er die Sache, in mehreren Unterredungen gemacht, die er mit Lessing wenige Monate vor dessen Tode geführt. Das Hauptgespräch mit noch anderen Erinnerungen an Lessingsche Aeußerungen ähnlichen Inhalts theilte er Mendelssohn in einem ausführlichen Schreiben vom 4. November 1783 mit. Philosophische Meinungen auch brieflich auszutauschen, sich redselig in persönlichen Bekenntnissen zu ergehen, war Jacobi so natürlich, wie der Austausch von Empfindungen und Herzensregungen, die bei ihm allewege mit der Metaphysik Hand in Hand gingen. Seiner jungen Freundschaft mit Herder konnte er daher nicht besser Nahrung geben, als wenn er ihm Abschrift des Schreibens an Mendelssohn zustellte und sich Bemerkungen über dasselbe erbat; war es ihm doch ehrlich um die große philosophische Frage zu thun, die den Inhalt des Gesprächs mit Lessing bildete, dürstete er doch, wie er bei dieser und jeder Gelegenheit versichert, nach „Wahrheit so rein sie zu haben und zu geben ist", und war es ihm doch eine ebenso wichtige Angelegenheit, einen ihm so merkwürdigen Mann wie Herder „ganz zu erforschen". Ungeduldig genug mag er auf die Antwort gewartet haben, zumal nachdem Goethe ihm kurz gemeldet hatte: „Wir haben uns mit Dir und Lessing unterhalten. Herder wird Dir geschrieben haben. Er ist diesen Sachen auf dem Grunde". Herder hatte in der That das Actenstück Goethe communicirt, aber zum Schreiben kam er, mit dem Ersten Theil der Ideen beschäftigt, nicht vor dem 6. Februar des folgenden Jahres [1]). Jacobi machte schlechte Erfahrungen an seinen Freunden. Lessings Spinozistisches Bekenntniß hatte ihn überrascht und verwirrt. Daß Herder Spinozistische Anwandlungen habe, war ihm schon aus den Erläuterungen zum Neuen Testament bekannt, aber eines Bekenntnisses wie des in dem Schreiben vom 6. Februar hatte er sich doch wohl von dem Verfasser der Theologischen Briefe nicht versehn. Nichts hätte diesen in seiner Zuneigung zu der Lehre des „göttlichen" Spinoza so sehr bestärken können als daß er demzufolge, was Jacobi hier mittheilte, „so unerwartet an Lessing einen Glaubensgenossen seines eignen philosophischen Credo fand". Das Gespräch Lessings mit Jacobi, in dem er jenen reden sah und hörte, nahm ihn ganz hin. Nun erst verstand er das ἓν καὶ πᾶν, das er schon in Gleims Gartenhause von Lessings Hand gelesen hatte, und erklärte alsbald, daß er, hätte er den Sinn davon gewußt, siebenmal auch sein ἓν καὶ πᾶν darunter geschrieben haben würde. „Im Ernst, liebster Jacobi", fährt er fort,

[1]) A, II, 251 ff.; Goethe an Jacobi 30. Dec. 83 im Briefw. S. 67. Goethe an Herder A, I, 84 Nr. 41; denn daß dieser Brief von Düntzer irrig datirt ist und etwa Mitte Dec. 83 geschrieben sein muß, ist mit Recht von Suphan, Goethe und Spinoza S. 8 Anm. 18 bemerkt.

„seitdem ich in der Philosophie geräumt habe, bin ich immer und jedesmal neu die Wahrheit des Lessingschen Satzes inne geworden, daß eigentlich nur die Spinozistische Philosophie mit ihr selbst ganz eins sei“ — nicht als ob er ihr völlig beipflichte, nicht als ob er sein eignes System Spinozismus nennen möchte: aber der Lehre des Spinoza Gerechtigkeit zu verschaffen, das sei eine noch ungelöste Aufgabe; er habe sich längst mit einer Schrift über Spinoza, Shaftesbury und Leibnitz getragen, und nun, von Lessings Genius geregt, werde er gewiß nicht lange mehr damit zögern. Und so bittet er denn Jacobi, ihm doch ja noch möglichst viel von Lessings Spinozareden mitzutheilen, er werde damit „den geheimsten Lieblingsideen seiner Seele eine Leckerspeise geben“. Genug, er setzt in dem Briefe gleichsam Lessings Gespräch mit Jacobi fort, so zwar, daß er sich durchaus auf jenes Seite stellt und diesem noch viel directer, nicht in Lessings kühler, dialektischer, sondern in seiner eignen rednerischen Weise zu Leibe geht. Er hatte Lessing, er hatte auch Goethe hinter sich, der seinerseits Jacobis Kopfüber aus der Philosophie in den Glauben sehr wenig einleuchtend gefunden hatte. Offenbar, es klingt durch den leichten Uebermuth, den leisen Spott seiner Bemerkungen etwas von Goethes halb vornehmem, halb gutmüthigem Urtheil über den „guten Fritz“ hindurch. Recht im Tone scherzender Ueberlegenheit macht er dem „lieben, besten extramundanen Personalisten“ bemerklich, daß es mit seinem Salto mortale nichts sei: „denn wir sind in der Schöpfung auf ebnem Boden“. Er hält ihm vor, daß ein außer der Welt existirender Gott sich weder mit dem Begriffe Gottes noch dem Begriffe der Welt und des Raumes vertrage, und daß ebensowenig eingeschränkte Personalität auf das unendliche Wesen passe. Als Grundmißverständniß endlich wirft er Jacobi und allen Antispinozisten die Meinung vor, als ob Spinozas Gott ein abstracter Begriff sei, da er vielmehr als „das allerreellste, thätigste Eins“ gefaßt werden müsse.

Erst fünf Monate später erwiderte Jacobi auf dieses herausfordernde Schreiben — nicht allzu eingehend. Daß Herder nicht ihm, sondern Lessing zustimmte, war ihm nicht ganz so überraschend gekommen wie seinerzeit die pantheistischen Ketzereien Lessings. Andrerseits ließen ihm Herders Aeußerungen mehr Aussicht auf Bekehrung desselben. „Lessings ἓν καὶ πᾶν“, schrieb er darüber am 8. Mai an Goethe, „war consequenter“. Er glaubte in Herders Philosophie einen trüben Eklekticismus zu erkennen, und was derselbe über Spinoza geäußert, gab ihm die Ueberzeugung, daß derselbe den Spinoza umdeute. Er versparte sich daher weitere Erörterungen mit dem Hinweis, daß er demnächst eine treue, unanfechtbare Darstellung der echten Lehre des Spinoza geben werde, da denn erhellen werde, daß dieselbe unzweifelhaft atheistisch, unverträglich mit dem Glauben an eine Vorsehung, an einen Plan der Welt, an einen für sich bestehenden, seiner selbst bewußten Gott sei. Und eben als er dies meldete, hatte er bereits, veranlaßt durch eine Aeußerung von Hemsterhuis, eine zunächst für diesen bestimmte dialogische

Darstellung und Kritik der vielumstrittenen Lehre niedergeschrieben. Er theilte dieselbe demnächst auch Mendelssohn mit, da dieser mittlerweile gegen den Spinozismus und zugleich gegen Jacobi, den er confuser Weise als einen Vertheidiger Spinozas ansah, eine Lanze brechen zu wollen angekündigt und sich von ihm weitere Erläuterungen erbeten hatte.

Ganz voll von dieser Sache kam Jacobi am 18. September zu einem zwölftägigen Besuch nach Weimar: zum ersten Mal sah man sich von Angesicht zu Angesicht. Des bunten Treibens dieser Tage ungeachtet, und obgleich auch Claudius sich hatte herbeicitiren lassen — Claudius, dem man es bald anmerkte, daß er sich jetzt hier unbehaglich fühle, — bildete natürlich die Spinozafrage einen der Gegenstände der Unterhaltung [1]). Brieflich wurden diese Unterhaltungen fortgesetzt. Sie bekamen einen neuen Anstoß und festeren Anhalt dadurch, daß Jacobi den Weimarer Freunden jenes an Hemsterhuis und Mendelssohn gesandte Spinozistische Actenstück und Herdern bald danach auch den, den Spinozismus in der Kabbala nachweisenden Elucidarius von Wachter zuschickte [2]). Aber weder im mündlichen noch im schriftlichen Gedankenaustausch kam man in Betreff Spinozas zusammen. Nach Herder war Jacobi ein Ketzer an Spinozas Lehre, nach Jacobi mißverstand und entstellte Herder dieselbe ähnlich wie es in dem Wachterschen Buche geschah. Von Neuem hatte der Letztere seit der Anwesenheit des Freundes die Ethik wieder vorgenommen und hatte Goethe, durch Goethe auch Frau von Stein in diese Lectüre und in die Liebe zu Spinoza hineingerissen [3]). Aber er fuhr fort, ihn so zu verstehen, wie er ihn schon zuvor verstanden, und hatte wenig Mühe, sein Verständniß im Wesentlichen auch Goethe beizubringen. Nach wie vor wirft er Jacobi vor, daß dieser das höchste Wesen, die Substanz des Spinoza irriger Weise zum abstracten Begriff mache. Ihm ist dieselbe das „ens realissimum, in dem sich Alles, was Wahrheit, inniges Leben und Dasein ist, intus und radicaliter vereinigt“, das allein Daseiende, „durch welches ich nur sofern bin, als ich ein kleiner Zweig auf dieser ewigen und unendlichen Wurzel vom Baum des Lebens grüne“. In allen Menschen, in allen seinen Geschöpfen als in tausend Millionen Organen genießt dieser Gott sich selbst, wie wir, indem er in uns ist, sein Dasein auf unendlich innige Art genießen. Erhaben über alle einzelnen Vorstellungsarten, Gedanken, Neigungen, Willensbewegungen, begreift er sie doch alle in sich, versteht, liebt und durchwirkt er sie und ruht dennoch

---

[1]) Gelzer XIV, 106; Jacobi Auserl. Briefw. I, 373; Knebels Litt. Nachl. II, 233 ff. „Du scheinst uns auch Lust und Liebe zur Metaphysik zurückgelassen zu haben“, Goethe an Jacobi 3. Dec. 84, Briefw. S. 82. Mündlich muß Herder sein Vorhaben einer Schrift über Spinoza wiederholt haben, denn Jacobi mahnt ihn 17. Nov. 84 (Jacobis Werke III, 501) Wort zu halten und mit seinem „echten Spinozismus“ bald hervorzurücken.

[2]) Herder an Jacobi 2. Nov., A, II, 259; Goethe an Jacobi 12. Nov. 84, Briefw. S. 80.

[3]) S. die Stellen in Betreff Goethes bei Suphan, Goethe und Spinoza, S. 14.

in seligster Ruhe in sich als in dem Eins aller Ewigkeiten, Kräfte und Räume. Genug, Herder faßt die Spinozistische Substanz als ein Sein voll subjectiven Lebens, in dem alles Einzelne ebensosehr untergegangen, wie erhalten, ebensosehr versenkt, wie daraus hervorquellend ist. Darum kann er weiter sagen, daß in diesem Systeme, das ihn ganz glücklich mache, alle Systeme vereinigt seien. Er bringt das Kunststück fertig, innerhalb dieses mystischen Pantheismus doch auch sein theistisches Bedürfniß zu befriedigen. Ja, auch das größere Kunststück, den Gott des Spinoza und den der Christen einstimmig zu finden. Längst schon hatte er die Johanneische Predigt von der Liebe in der Moral des Spinoza wiedergefunden und behauptet, daß die Lehre des Christenthums nichts Anderes sei als eben diese Moral, durch Thatsachen beglaubigt. Jetzt geht er einen großen Schritt weiter. Ein Exemplar der Ethik scheint ihm ein passendes Geburtstags- und Weihnachsgeschenk für Goethes Freundin: recht geflissentlich will er Spinoza und den heiligen Christ zusammenbringen [1]). Es ist nicht mehr bloß die Moral des Spinoza, sondern das Ganze von dessen System, was er christianisirt. Christus, der Eingeborne Gottes, ist nur in ganz besondrer Weise eines seiner Organe, durch die es uns, sofern auch wir Gottes sind, möglich ist, Gott zu genießen.

Daß dies nun nicht eine treue Wiedergabe der Lehre des Spinoza ist, darüber kann heut kein Streit mehr sein. Jacobis Darstellung des Systems, wonach die Substanz ein grund- und absichtslos Wirkendes ist, wirkend nur in eben dem Sinne, in welchem sie ist, war unzweifelhaft die correctere. Keineswegs indeß war damit das Recht ausschließlich auf seiner Seite. Zu einseitig hatte er sein Augenmerk auf die rein rationelle Seite der Spinozistischen Metaphysik gerichtet, und so war es ihm, der neben seinem Scharfsinn ein leidenschaftlich bedürftiges und begehrliches Herz voll persönlichster, selbstischer Prätensionen besaß, unverständlich, wie jene Metaphysik dem großen Denker unmittelbar zugleich Ethik und Religion hatte sein können: er anerkannte zwar, aber er begriff nicht den Mysticismus desselben. Es war der Vortheil Herders, daß er im Gegentheil zuerst von der sittlichen Größe und der religiösen Tiefe des Spinoza war ergriffen worden [2]). Richtiger als Jacobi faßte er den Rationalismus und Mysticismus des Spinoza in Eins; er hatte sein eignes ethisch-religiöses Empfinden mit dem des Spinoza identificirt und deutete nun von hier aus auch den metaphysischen Theil von dessen Lehre um. So kam der Fehler in seine Auffassung dieser Lehre; befestigt aber wurde er in dieser fehlerhaften Auffassung durch den eigenthümlichen Gegensatz, in den sich Ja-

[1]) Siehe die von Suphan a. a. O. S. 15 mitgetheilten Widmungsverse. „Schwester des heiligen Christus" nennt das Gedicht die Freundin nicht sowohl (daselbst, Anm. 41) als rechtgläubige Christin, als vielmehr des gleichen Geburtstags wegen.

[2]) Vgl. zum Ueberfluß die mündliche Aeußerung gegen G. Müller, der erste, theoretische Theil der Ethik sei der ketzerische, aber der zweite moralische enthalte die reinste, erhabenste Moral. Aus dem Herderschen Hause, S. 56.

cobi zu der Gotteslehre des Spinoza stellte. Die eigne Philosophie Jacobis war in der That so unphilosophisch wie möglich. Die incorrecte Auffassung des Spinozistischen Systems durch Herder barg doch eine würdige, ja tiefsinnige Gottesanschauung. Vollkommen mit Recht will er nichts von einem extramundanen Gott und nichts von einem Gott in Menschengestalt, einem Gott von eingeschränkter Personalität wissen: „Machst Du mir", so eifert er gegen den Freund, „den innigsten, höchsten, Alles in Eins fassenden Begriff zum leeren Namen, so bist Du ein Atheos und nicht Spinoza." Es ist die tiefere Durchdringung von Metaphysik und Religion, von Herz und Verstand bei Herder, was sich gegen den Jacobischen Dualismus, es ist die tiefere Gottinnigkeit, die sich gegen die Jacobische Sehnsucht und Begehrlichkeit, es ist die Wahrheit eines edlen Pantheismus, die sich gegen die Rohheit des Jacobischen Theismus auflehnt. Und gerade das ist der Punkt der Uebereinstimmung Herders auch mit Goethe. Für jenen war es ein großer Probierstein daß dieser den Spinoza ebenso verstanden habe wie er selbst. Für uns gewiß kein stichhaltiger Probierstein. Denn Goethes Verständniß, in metaphysischen Dingen unzulänglich, war beeinflußt durch den im philosophischen Denken geübteren Herder; aber die Spinoza-Interpretation bei Seite: jener Herdersche Gottesbegriff war auch der Goethesche. Die allem Natursinn spottende Jacobische Gottesauffassung mußte dem Dichter so zuwider, ja ihm viel mehr zuwider sein als dem freisinnigen Theologen.

Man sieht: bei so vielfacher Differenz, bei der Eigenart der Streitenden, die alle drei nicht mehr jung genug waren, um sich umüberzeugen zu lassen, von denen die Einen nicht gemacht waren, eine fremde Philosophie objectiv zu nehmen wie sie lag, der Andre nicht gemacht, einen Gott wie den Spinozistischen brauchen zu können — war ein Fortkommen im Dispüt nicht zu denken. Jacobi hat sich bis auf den heutigen Tag den Dank aller derer verdient, die vor allem Urtheil über Spinozas Lehre allererst nach einer treuen Auffassung derselben streben; er hat nicht minder allen frommen Theisten zu Danke geschrieben: aber für diejenigen, die er zunächst bekehren wollte, für Herder und Goethe einerseits, für Mendelssohn andrerseits, war all' sein Bemühen in den Wind. Für Mendelssohn hatte er jetzt, da derselbe doch immer noch weitere Erläuterungen von ihm wünschte, eine neue, in 44 Paragraphen vertheilte, ausführliche, wohlgeordnete Darstellung des Spinozistischen Lehrgebäudes, zumal des metaphysischen Theils desselben verfaßt. Es verstand sich von selbst, daß auch die Freunde in Weimar sie haben mußten. Nun endlich, meinte er, werde sich auch Herder von der Richtigkeit des Begriffs, den er von Spinoza habe, überzeugen lassen, und in der dringendsten Weise daher bat er ihn um die Prüfung des neuen Aufsatzes [1]). Nur eine Scheinannäherung jedoch war es, wenn nun die Weimaraner finden wollten, daß derselbe ihrer Auffassung viel

[1]) Jacobi an Herder 24. April 85. Auserl. Briefw. I, 376 ff.

mehr entspreche als es früher nach den mündlichen Aeußerungen des Freundes den Anschein gehabt, wenn Herder geradezu erklärte, im Wesentlichen sei hier das System Spinozas dargestellt, wie auch er es sich denke[1]). Die Anmerkungen, mit welchen Beide die Abhandlung des Freundes begleiteten, bewiesen im Grunde das Gegentheil. Wenn Herder insbesondere die Darstellung hie und da noch zu äußerlich, nicht genug aus dem Mittelpunkte der eigensten Denkart des Spinoza heraus entworfen fand, wenn er abermals, viel stärker als Jacobi gethan, die Realität der Substanz als des „innigsten" Wesens aller Dinge betonte, wenn er zwar dem Spinozistischen Gotte kein individuelles Denken beigelegt, wohl aber in ihm „die Urkraft des Denkens" anerkannt wissen wollte, so daß „funditus und radicaliter Er allein denkt", — wenn er endlich an der Schlußrede Jacobis, da, wo dieser seine „eigenste Philosophie", die Priorität des unmittelbaren vor dem vermittelten, demonstrirenden Wissen, den Uebertritt in das Gebiet des Glaubens von Neuem producirt hatte, die Vieldeutigkeit des Wortes Glauben rügte: so erkennt man, daß im Grunde die Differenz zwischen beiden Männern, in ihrer Interpretation des Spinoza nicht minder wie in ihrer philosophischen Denkweise, noch immer so groß wie zuvor war.

Es sollte demnächst noch viel deutlicher an den Tag kommen. Das sonderbare Benehmen Mendelssohns nämlich, den über Lessings Spinozismus und über den Sinn der Lehre des Spinoza zu verständigen, Jacobi sich in den erwähnten schriftlichen Actenstücken so viel gefällige Mühe gegeben hatte, der aber dies Material nun in seinen „Morgenstunden" zu einer Polemik gegen den Pantheismus und gegen Jacobi zu benutzen sich berechtigt hielt, bestimmte jetzt den Letzteren, jenem das Prävenire zu spielen. Mit Recht glaubte er, nicht ihm überlassen zu dürfen „den statum controversiae" auf eigne Hand festzusetzen. Er entschloß sich, den ganzen die Spinozafrage betreffenden Briefwechsel, wenigstens seine in dieser Sache an Moses gerichteten Briefe und Auseinandersetzungen, selber dem Publicum vorzulegen. So entstand das Buch: „Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn" (Breslau 1785) — eine Composition der wunderlichsten Art, der ganze Jacobi wie er leibt und lebt. Mit den Briefen an Mendelssohn die Geschichte dieser Briefe verbunden, mit der Geschichte dieser Briefe die Geschichte, warum dieselben veröffentlicht würden. Der Kern des Buchs und seine erste Hauptabsicht die Darstellung des Lehrgebäudes des Spinoza nach seiner wahren Gestalt, verbunden mit der zweiten Hauptabsicht, das Princip des Glaubens als die einzig mögliche Rettung vor dem Spinozismus hinzustellen. In diesem Sinn wird nach allem Vorangegangenen die Summe der Behauptungen des Verfassers in wenige Sätze zusammengefaßt: Spino-

[1]) Goethe an Jacobi am 9., Herder an Jacobi am 6. Juni 85; Briefw. zwischen Goethe und Jacobi S. 85, und A, II, 270 ff.

zismus ist Atheismus und Fatalismus; das ist der Geist aller den Weg der Demonstration gehenden Philosophie, also auch der Leibnitz-Wolffschen; alle Demonstration aber setzt ein schon Erwiesenes voraus, wovon das Princip Offenbarung oder, subjectiv ausgedrückt, Glaube ist. Und zum Schlusse endlich eine rednerische Ausführung dieser letzteren Behauptung, mehr begeistert und warm als bündig und streng zusammenhängend, voll Anführungen aus Lavaters, Hamanns und Herders Schriften, insbesondere der Aeltesten Urkunde und den Theologischen Briefen. Eine eigenthümliche Rolle, die so Herder und neben Herder Goethe in dem kleinen Büchlein zugetheilt erhielten. Als Zugabe zu dem Gespräch mit Lessing durfte jener Prometheusmonolog nicht fehlen, der Lessing sein pantheistisches Bekenntniß entlockt hatte, so daß also Goethe mit Lessing „auf Einen Scheiterhaufen zu sitzen kam". Gleichzeitig aber eröffnete das ganze Schriftchen das andre Goethesche Gedicht [1]), in welchem der Mensch mit seiner sittlichen Freiheit der fühllosen Natur und dem blind tappenden Glück gegenübergestellt und zum vorbildlichen Anlaß des Ahnens und Glaubens an höhere göttliche Wesen gemacht wird — es war in Jacobis Sinn wie eine Ehrenrettung des Dichters, der so neben dem Scheiterhaufen zugleich als ein Zeuge für die Jacobische Glaubens- und Persönlichkeitslehre zu stehen kam. In versteckterer Weise nahm Herder diese Doppelstellung ein. Genannt und ausdrücklich citirt wurde er nur in den Aeußerungen seiner bisherigen Schriften, die, ganz in Hamanns und Jacobis Geist, aller fatalistischen und Demonstrationsphilosophie gegenüber das Princip der Erfahrung, des Glaubens, der Geschichtlichkeit aller Wahrheit betonten; zwischen den Zeilen aber und ungenannt zeigten auf ihn die Stellen, in denen der „verworrene Spinozismus", wie ihn Wachter in der Kabbala nachgewiesen, gestreift und vor der Täuschung gewarnt wurde, als ob die Lehre des Spinoza mit irgend einer Art von Religion verträglich sei, da man freilich mit einem „gewissen Schaum von Spinozismus" ein Schwärmer sein und „die schönsten Blasen werfen könne" [2]).

Der Eindruck der Jacobischen Schrift auf die Weimarischen Freunde konnte unter diesen Umständen kein erfreulicher sein. Ihre Stellung zu Spinoza hatten sie genommen, und Jacobis glaubensseliger Antispinozismus war nicht dazu angethan, sie aus dieser Stellung herauszutreiben. Goethes helle und erkenntnißfrohe Naturansicht bestärkte Herder fortwährend in seinem Spinozismus, und Herders Auslegung der Spinozistischen Ethik wirkte auf Goethe um so mehr mit autoritativer Gewalt, je mehr dieser sich damit be-

[1]) „Das Göttliche"; hier zuerst gedruckt, vorher in dem handschriftlichen Tiefurter Journal; s. Löper, Octav-Ausg. von Goethes Werken (Hempel) II, 331 ff.

[2]) Die Beziehung dieser Worte (Ueber die Lehre des Spinoza S. 171) auf Herder wird mehr als wahrscheinlich, wenn man Jacobi an ein früheres Werk Goethes erinnern hört, Herder „existire in einem unaufhörlichen Blasenwerfen" (Jacobi an Kraus 14. Sept. 88; Zöppritz I, 108).

gnügte, für seine Sinnes- und Handelnsweise im Allgemeinen heilsame Einflüsse und bekräftigende Weisheit aus dem Buch zu entnehmen, ohne jemals ein folgerichtiges Studium daraus zu machen. Die beiden Freunde setzten sich also zusammen und ließen in der Stille über das Spinozabüchlein des „guten Fritz" ein ähnliches Gericht ergehen wie jenes, das zu Ettersburg über dessen Woldemar war abgehalten worden. Ihnen war und blieb Atheismus und Spinozismus zweierlei, und wenn Herder nicht wehren konnte, ja, wenn er gar dem Verfasser danken mußte, daß er ihn bei der Materie vom Glauben so fleißig citirt hatte, so war er doch jetzt, wo er die Spinozistische scientia intuitiva an Goethes Naturbetrachtung hatte schätzen lernen, mit diesem darüber einverstanden, daß Jacobi mit dem „Glauben" ein zweideutiges sophistisches Spiel treibe. Während Goethe dem Glaubensapostel mit linden Vorwürfen über den indiscreten Gebrauch seines Namens und seiner Gedichte, im Uebrigen mit vornehmer Gleichgültigkeit antwortete und nur allmählich mit der Sprache bestimmter herausrückte, so formulirte Herder gleich anfangs den Gegensatz scharf. Seine am 16. September an Jacobi erlassene Epistel ist im unangenehmsten Neckton gehalten, und so wenig konnte das leichtnehmende Herabsehn, der spöttische Widerspruch durch die dazwischen laut werdende Herzlichkeit vergütet werden, daß Jacobi mit Bitterkeit bemerkte, wie Herder sich darauf verstehe, was „human" sei. „Wir waren," heißt es unter Anderm in dem Briefe, „gestern Abend bei Goethe und haben durch eine sehr glückliche Buchstabenschnitzerei aus Catechismus Atheismus herausgebracht, wenn man ein paar schwere Buchstabierlia wegnimmt: vor der Hand scheint es mir nicht vergönnt, aus Atheismus Catechismus rückwärts zu machen." Nicht vergönnt, meint der von andrer schriftstellerischer Arbeit, den Ideen und den Zerstreuten Blättern in Anspruch Genommene, zum Trutz des: „Spinozismus ist Atheismus" in einer Gegenschrift auszuführen, daß Spinoza nicht Atheus, sondern, mit Goethe zu reden, theissimus und christianissimus sei; er bleibe einstweilen mit seinem „Spinoza, Shaftesbury und Leibnitz" zu Hause. „Du bist", schreibt er ferner, „bei dem Allen ein wahrer orthodoxer Christ; denn Du hast einen extramundanen Gott comme il faut, und hast Deine Seele errettet" — worauf denn noch andere Neckereien folgen, in denen er die Lessingschen Scherzreden, die Jacobi so ernsthaft protokollirt hatte, hin und her wendet, um dem Freunde darüber keinen Zweifel zu lassen, daß er in der ganzen Spinozafrage wie mit Goethe so mit Lessing solidarisch Eins sei. Auch versäumt er nicht, in eben diesem Briefe die Hülfe, die er sich früher von Jacobi gegen Kant erbeten hatte, wieder zu verbitten — in der Besorgniß, so wird man annehmen dürfen, durch diese Hülfe nur ärger compromittirt zu werden.

Solch ein Brief konnte Jacobi unmöglich zum Antworten Lust machen. Spinoza hatte zwischen Beiden eine Scheidewand aufgeworfen. Auch an Gleim schrieb Herder (17. Februar 86): „Gegen Jacobi sagen Sie was Sie

wollen, aber gegen Spinoza sagen Sie mir nichts. Ich bin ein Spinozist trotz Lessing, und habe mich kindisch gefreut, meinen Bruder im Geist so unvermuthet hier zu finden. O daß ich bei Ihnen gewesen wäre" u. s. w. Nicht einmal in dem Streite, der sich nun für Jacobi aus seiner Schrift über Spinoza mit Mendelssohn ergab, nahm Herder, wie er gesollt hätte, klar für Jacobi Partei [1]). Mendelssohns Morgenstunden waren bald nach der Jacobischen Schrift erschienen. Das Urtheil, welches dieselben über die tiefsinnige Lehre fällen, war ein voller Beweis, wie wenig der Verfasser dem Verständniß derselben gewachsen sei; die Art und Weise wie er Lessing als einen Theisten vom reinsten Wasser darstellte, war ein neuer Beweis von Kurzsichtigkeit und von Beschränktheit in altgewohnten Anschauungen. Nichtsdestoweniger fand Herder, Mendelssohn habe sein Testament gut gemacht [2]). Die jüdischen Pfiffe des neuen Sokrates entgingen ihm zwar nicht, aber er überließ es Goethe, diese Ansicht der Sache, die er seinerseits Hamann gegenüber kundgab, gegen Jacobi anzudeuten [3]). Hätte nicht Jacobi von ihm selbst darüber ein Wort, ein theilnehmendes, eingehendes, freundschaftlich Partei nehmendes Wort erwarten dürfen? Und als nun vollends Mendelssohns „Anhang zu Herrn Jacobi Briefwechsel über die Lehre des Spinoza, Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings", diese von Entstellungen und grundlosen Vorwürfen gegen Jacobi wimmelnde posthume Schrift und des Letztern Beantwortung derselben „Wider Mendelssohns Beschuldigungen" erschienen war: wäre es da nicht Pflicht der Freundschaft gewesen, Mißbilligung und Zustimmung in einem Zuruf an den Angegriffenen laut werden zu lassen? Gegen Hamann allerdings ließ er ein kurzes Wort fallen, daß Jacobis Vertheidigung „brav geschrieben sei"; aber es ist nur zu wahrscheinlich, daß seine eigentliche Meinung über die Schrift nicht verschieden war von der, welche Goethe darüber n dem unfreundschaftlichen Schreiben vom 5. Mai 86 von sich gab [4]). Wie Goethe wird auch Herder die Rechtfertigung einfacher, leidenschaftsloser, weniger prätentiös und ohne die vielen Um- und Anhänge gewünscht haben, wie Goethe wird er in der Schrift von Neuem hauptsächlich an den Punkten hängen geblieben sein, an denen seine und des Verfassers Meinungen über die höchsten Fragen auseinandergingen. Daß Jacobi über das kühle Schweigen Herders verstimmt war, wer wird es ihm verargen? Auch er schwieg gegen Herder. Es war ihm, zu Hamanns Leidwesen, entgegen, von sich aus

---

[1]) Für die Klarstellung des Rechts in diesem Streite darf auf die sachkundige und unparteiische Auseinandersetzung von Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe, S. 204 ff. verwiesen werden.

[2]) In dem Briefe an Gleim vom 17. Februar 86.

[3]) Goethe an Jacobi 1. Dec. 85, im Briefw. S. 95, und Herder an Hamann, bei Gildemeister V, 195.

[4]) Gildemeister V, 322; Goethe-Jacobischer Briefw. S. 104 ff. und dazu Schölls vortrefflicher Commentar, a. a. O., S. 211 ff.

den Briefwechsel wieder zu eröffnen [1]). Wohl auch durch Zwischenträger — etwa, wie Herder vermuthete, durch Reichardt, der diesem seine Meinung über den Streit zudringlich abgefragt hatte — war Jacobi zu der Meinung gekommen, daß Herder „nichts mit ihm zu thun haben wolle". Auf Hamanns wiederholtes Zureden nichtsdestoweniger entschloß er sich endlich, dem alten Freunde sein Neuestes, seinen „David Hume über den Glauben" zuzusenden und gleichzeitig seiner Empfindlichkeit über dessen kaltes Verstummen Worte zu leihen [2]). Herder erwiderte am 7. Mai 87. Er schalt den Empfindlichen einen „ungläubigen Thomas". Mit dem übersandten Gespräch erklärte er seine Zufriedenheit und lobte die vorsichtigere Haltung desselben, — „daß also das gebrannte Kind von diesem albernen Strauß doch etwas wenigstens gelernt hat". Uebrigens möge Jacobi nicht weiter „Mohren waschen". Gleichzeitig schickte er ihm den Dritten Theil der Ideen — und kündigte ihm für allernächstens ein andres Büchelchen an, aus dem er sehen werde, daß er allerdings „mit ihm zu thun" haben wolle.

III.

Das Spinozabüchlein.

Das Büchelchen war kein anderes als die ofterwähnte Parallele zwischen Spinoza, Leibnitz und Shaftesbury, die sich aber unter der Hand in eine Schrift über Spinoza verwandelt hatte. „Gott. Einige Gespräche von J. G. Herder" (Gotha bei Ettinger 1787), so war der auffällige Titel des Büchleins, das der Verfasser demnächst mit wenigen Zeilen Jacobi überschickte [3]).

Unmittelbar nachdem Herder Anfang 87 den Dritten Theil der Ideen beendet hatte, während des Drucks desselben, war das Büchlein geschrieben worden. Hatte ihn doch auch der Wiederabdruck seines Denkmals auf Lessing in der im Frühjahr 86 erschienenen Zweiten Sammlung Zerstreuter Blätter von Neuem an die Spinozafrage erinnert. Die Vorrede zu dieser Sammlung schließt damit, er habe noch von Lessings Gespräch über den Spinozismus einige Worte hinzusetzen mögen, diese Materie indeß „verdient wohl, daß wir ihr eine eigne Erwägung gönnen, und auch diese wird ihre Zeit finden". Sie hatte sie eben nach der Vollendung des Dritten Theils der Ideen gefunden. Der Aufsatz über Lessing, der Jacobi-Mendelssohnsche Streit, der Dritte Theil der Ideen und die Angriffe Kants auf die beiden ersten, endlich der alte Vorsatz einer Parallele der drei Denker — unter dem Einfluß aller

---

[1]) Jacobi an Hamann 21. April 86, bei Gildemeister V, 293.

[2]) Zöppritz I, 107; vgl. Hamann an Jacobi, Gildemeister V, 322. 323. 459. 462. 463. Herder an Hamann 28. April 87, in Ham. Schr. VII, 356. Jacobi an Jean Paul, bei Zöppritz I, 211. 212.

[3]) Jacobi an Kraus, Zöppritz I, 108.

dieser Momente entstand das Schriftchen. Es fiel jetzt wie eine reife Frucht vom Baume[1]).

Mit specieller Beziehung auf diese Jacobi-Mendelssohnsche Debatte ist nun das vierte der Gespräche geschrieben.

Ausgehend von der Unterredung Lessings mit Jacobi, stellt sich der Verfasser auch hier wieder in allem Wesentlichen auf des Ersteren Seite und will so wenig wie dieser etwas wissen von einer persönlichen „supra- und extramundanen Gottheit," während er übrigens auf das zu wenig Bestimmte und Entwickelte in Lessings Aeußerungen hinweist und im Ganzen der Ansicht ist, daß dieser „bei Spinoza nur auf halbem Wege stehen geblieben", nicht zum vollen Verständniß desselben durchgedrungen sei. Jacobis Buch über die Lehre des Spinoza enthält ihm „viel Wahres und Schönes, männlich-schön gesagt", aber sein Begriff von jener Lehre ist nicht der seinige — während er mit dem oberflächlichen Begriff, den Moses in den Morgenstunden davon gegeben, sich Eins zu sein erklärt! Gedruckt wiederholt er den Vorwurf, daß Jacobi sich über sein Princip des Glaubens nicht deutlich genug erklärt habe. Unsre Aufmerksamkeit concentrirt sich, wie billig, auf diesen Punkt; denn so oft hatte Herder selbst Geschichte und Erfahrung, Glauben und Offenbarung als guter Hamannianer aller demonstrirbaren Erkenntniß entgegen- und vorangestellt, daß man ihn, wenn irgendwo, so in diesem Punkte auf Jacobis Seite vermuthen müßte. Allein seine eigne von Hamann ererbte Bevorzugung des Glaubens vor aller Demonstrationserkenntniß hatte inzwischen durch seine Beschäftigung mit dem großen Beweiser Spinoza und durch sein Eingehn auf die Klarheit des Goetheschen Geistes einen neuen Richtungsstoß erfahren, er hatte das Vertrauen

[1]) Daß übrigens Herder, schon ehe er im Februar und März 87 in den fünf Gesprächen seine Ansichten zusammenhängend entwickelte, etwa im Jahre vorher, an eine Auseinandersetzung seiner eignen und der Spinozistischen Gottesvorstellung gegangen, ersieht man aus seinem Briefwechsel mit Knebel. Denn zu einer Zeit, da Goethe noch nicht in Italien war, theilt Knebel dem Freunde Bemerkungen über ein Manuscript dieses Inhalts mit (C, III, 24 Nr. 17, undatirt). Auch während der Abfassung des „Gott" ist dann Knebel Herders eingeweihter Berather. „Machen Sie mich," schreibt jener 2. März 87 (C, III, 25) „bald so glücklich, mir von Ihrer Erscheinung des Spinoza etwas mitzutheilen." Unmittelbar danach ist diese Bitte erfüllt worden; denn Knebels Brief vom 18. März (C, III, 26 ff.) ist geschrieben, nachdem derselbe alle fünf Gespräche des „Gott" in der Handschrift gelesen. Aus Herders undatirter Antwort (Nr. 33 in Knebels Nachl. II, 291) geht hervor, daß des Freundes kritische Bemerkungen den Verfasser noch zu Aenderungen und Zusätzen veranlaßten, und daß erst nun (ebendas. II, 265, Nr. 18) die Handschrift zum Druck abgeschickt wurde. Am 25. Mai konnte Herder ein gedrucktes Exemplar an Gleim senden, nachdem er ihm schon vorher das Büchlein mit dem vierbuchstabigen Titel geheimnißvoll angekündigt hatte (C, I, 130, Anm. 2 u. 1 und C, I, 129, Gleim an Herder vom 10. Mai). Georg Müller, der gleichfalls schon * 30. April darauf vorbereitet worden, erhält es am 24. Juni zugeschickt (Gelzer, S. 118). Am 7. Juni hatte es Prinz August bereits gelesen, mit dem, bei einem Besuche in Weimar, der Inhalt schon mündlich durchgesprochen worden war (Brief des Prinzen an Herder vom * 20. Mai).

auf das Recht und den Werth des vermittelten Erkennens, des scharfen logischen Denkens von Neuem höher respectiren gelernt. Es fiel ihm also jetzt die Aufgabe zu, zwischen dem Recht des Erkennens durch Glauben und durch Demonstration eine Art Vertrag zu stiften, wenn er doch Beides nicht, wie Jacobi gethan, in Gegensatz stellen wollte. Er löst diese Aufgabe durch den verworrensten Eklekticismus und durch die unbestimmtesten Vorstellungen. Ganz recht, wenn er zunächst den Glauben an das Zeugniß der eignen Sinne und der Vernunft von dem Glauben an historisch Ueberliefertes geschieden wissen will. Er war in dieser Beziehung in den Schriften seiner Bückeburger Periode und noch in den Theologischen Briefen viel glaubensseliger gewesen als Jacobi, und es ist ein Fortschritt, eine Rückkehr zu seinen noch älteren kritischen und rationalistischen Ueberzeugungen, wenn er jetzt von dem Glauben auf des Anderen Zeugniß oder „gar auf das Zeugniß der Tradition, vielleicht einer anonymen Sage" — ungefähr so spricht wie Lessing, wenn er die Nothwendigkeit der Prüfung nach Regeln betont, bei denen er „die Vernunft nicht aus dem Spiele lassen möchte". Aber auch bei jenem anderen, innerlicheren Glauben will er jetzt die Vernunft ganz und gar nicht aus dem Spiele lassen. Wer den Schöpfer nur schmecken und fühlen wollte, ohne ihn zu sehen und zu erkennen, der „verkennte die Menschheit". Das wahre Princip des Glaubens — Jacobi, meint er, hätte lieber diesen Ausdruck vermeiden sollen — ist ihm identisch mit dem Princip des Denkens. Nur ein leeres, von Natur und Erfahrung losgelöstes Vernünfteln verurtheilt er, nur von allen willkürlichen Verbindungen existenzloser Scheinbegriffe will er nichts wissen; aufs Bestimmteste dagegen fordert er, daß man seinen Sinn durch „die Regel der Erfahrung", sein Denken durch die Regeln des Denkens controliren, reinigen und schärfen solle. Diese Regeln der Wahrheit, über die er nun freilich nur in der vagsten Weise spricht, findet er nicht etwa von Spinoza befolgt, er findet sie auch — in der Mendelssohnschen Philosophie. Auf solche Weise wäre denn der „offenherzige, biedere Verfasser" der Spinozabriefe mit seinem Glaubensprincip gar nicht im Gegensatz zu Mendelssohn, der „ein so klarer, heitrer Philosoph war, desgleichen ich der Philosophie unsres Vaterlandes noch viele wünsche".

Man sieht, der ganze Schwerpunkt der Herderschen Erkenntnißlehre, der vor einiger Zeit noch dicht neben dem der Jacobischen lag, ist an die Spinozistische, ja an die Leibnitz-Wolfsche, gar an die Mendelssohnsche herangerückt. Während ihm die Letztere lange genug als unfruchtbare Demonstrationsweisheit, als leeres Raisonnement, als Wortphilosophie gegolten, so nimmt jetzt eine andre — die Kantsche Philosophie in seinen Augen diese Stelle ein. Er macht sich synkretistisch einen Augenblick weis, daß Mendelssohn und Jacobi auf demselben Boden des echten Erkenntnißprincips stehn, ja „jeder echte Weltweise, der diesen Namen verdient", wogegen — so sagt er, ohne den Namen des „bösen Mannes" zu nennen — „jene menschliche Erkenntniß ohne und

vor aller Erfahrung, jene sinnlichen Anschauungen ohne und vor aller sinnlichen Empfindung eines Gegenstandes, nach eingepflanzten Formen der Denkkraft, die ihr von Niemandem eingepflanzt worden", „jedem vernünftigen Denker Undinge sein müssen". Auf Kant, den er gelegentlich schon in den vorangegangenen Gesprächen stillschweigend gestreift hatte, wird so die Feindseligkeit gleichsam abgeleitet. Auch da, wo nun von der Beweisbarkeit Gottes die Rede ist. Denn Kant in erster Linie ist gemeint, wenn die neuerliche Meinung erwähnt wird, „daß es gar keine Demonstration von Gott weder geben könne noch gebe"; Worte aus Kants Kritik der reinen Vernunft, aus dem Abschnitt über die Unmöglichkeit eines kosmologischen Beweises vom Dasein Gottes, werden citirt, um den Gipfel metaphysischer Absurdität zu bezeichnen und dem gegenüber die Demonstrirbarkeit des Daseins Gottes zu behaupten. Vielmehr, um eine Demonstration dieses Daseins aufzustellen, die das treue Gegenstück jener eklektischen Erkenntnißtheorie ist, welche das Jacobische und das Mendelssohnsche Erkenntnißprincip versöhnen sollte. Gott kann demonstrirt werden — soweit verhält sich die Meinung Herders antithetisch gegen Jacobi; aber der Kern dieser Demonstration ist, genauer besehn, doch auch nur Glaube, der Glaube an Dasein, an die Existenz von Wahrheit und Vernunft. Im Begriffe der Vernunft selbst ist ein wesentlicher Grund dieser Vernunft, eine wesentliche Nothwendigkeit in Verknüpfung der Wahrheiten gegeben; durch unser Denken Gottes selbst beweisen wir, daß es ein primum exemplar rationis, eine Gottheit giebt — so in der Hauptsache lautet der Herdersche Beweis vom Dasein Gottes, der denn freilich die Einwände Jaco bis gegen die Beweisbarkeit Gottes nur umgeht, nur eine, und zwar stumpfe Umprägung des ontologischen Arguments ist, in der Mitte stehend zwischen der Cartesiusschen Formulirung desselben und dem dogmatischen Setzen Gottes als der causa sui bei Spinoza[1]).

Wer nun auch nicht mehr als das vierte Gespräch läse, dürfte sich nicht wundern, daß Jacobi wenig erbaut von diesem „Gott" sein konnte. Mendelssohn kam ja fast besser darin weg als er, der mit all' seinen Auseinandersetzungen bei Seite geschoben, allenfalls entschuldigt und zurechtgedeutet wurde. Er nahm die Sache, wie es seine Art war, persönlich und tragisch. Daß derselbe Freund, der ihm bei ihrer persönlichen Begegnung so warm entgegengekommen, so brüderlich sich ihm an die Brust geworfen, öffentlich sein Widerpart geworden, das konnte er nicht fassen und nicht damit fertig werden. „Vultu mutabilis, albus et ater", schrieb er an Hamann. Er brach allen Briefverkehr mit dem Manne ab, dessen erstes Schreiben ihn bis in den Himmel entzückt hatte. Er klagte allen seinen Freunden die Enttäuschung, die ihm neben dem „Gott" der Dritte Theil der „Ideen" bereitet, und alle seine

---

[1]) Vgl. mit dem Beweise S. 157 ff. den Brief an Knebel Nr. 33 in Knebels Nachl. II, 291.

Freunde außer den Weimarischen machten mit ihm Chorus in der Verurtheilung der neuen pantheistischen Ansichten des Verfassers der Aeltesten Urkunde. Herder galt ihnen als ein Abgefallener, ein Verirrter. Mit Befremden las die Gräfin Reventlow das Herdersche Buch mit dem profanen Titel, ihr graute unter den Blumen desselben vor dem Abgrund, welchen der rosige Schleier decken möchte, und Herders Bücher schienen ihr jetzt „eine Familie von Kindern, die sich einander auffressen". Ein leichtsinniges Buch nannte Lavater gegen Jacobi die Gespräche über Gott, weil sie „Prätension auf Religiosität" zu haben schienen, ein „Taschenspiel von Witterei", eine „Zauberlaterne, die schwindlicht mache". „Herders Gott", schrieb er an Kleuker, „hat mich tief in Herders Herz sehen lassen. Wie jedes Menschen Gott, so das Herz. Ich wünschte, daß der geistvolle Mann die Humanität hätte, uns den Zusammenhang und die Coexistibilität aller seiner Ideen luminös zu machen" [1]).

So coexistibel wie die Lavaterschen waren sie noch immer, und einen wie starken Abstich auch der „Gott" gegen die „Aelteste Urkunde" bildet: wenn Jacobi nicht doch bei aller Begier, sich mit der Erforschung andrer Persönlichkeiten zu schaffen zu machen, zuletzt immer in seiner „Friedrich-Heinrich-Jacobiheit" befangen geblieben wäre, so hätte er wohl die Verbindungsfäden haben entdecken können, die die exoterische mit der neuen esoterischen Theologie dieses reichen und tiefen Geistes verknüpften. Vor Allem hätte er erkennen müssen, daß in dem „Gott" nichts stand, was er nicht schon mündlich und brieflich von dem Verfasser gehört hatte. Auch wir werden, wenn wir nun das Büchlein von Anbeginn an durchlesen, nur wenig Neues zu hören bekommen.

Dasselbe giebt sich zunächst als eine Ehrenrettung des Spinoza. Die falsche Vorstellung, die durch Bayle und vollends durch den Parteigeist streitender Theologen und Philosophen über ihn in Curs gekommen, soll berichtigt werden. Eine kurze Darstellung seines Lebens nach Colerus setzt zuerst den Geschmähten in das günstigste Licht; sie zeigt, welch ein „sanftmüthiger, stiller Geist in diesem Manne gelebt habe". Es folgt die Uebersetzung der Eingangscapitel des tractatus de intellectus emendatione. Der Mann, der dies schrieb, ist nimmermehr ein frecher Atheist, sondern viel eher ein „metaphysisch-moralischer Schwärmer"; ein hohes Ideal der menschlichen Natur, der Wissenschaft, der Naturkenntniß ist in seiner Seele. Aus sich selbst; aus der Entstehung; aus der historischen Fortentwickelung seiner Ideen muß er verstanden werden. Aus sich selbst. Vor Allem seine Ethik muß man lesen und damit namentlich die Lectüre seiner Briefe verbinden. Aus der Entstehung seiner Lehre. Denn in seinen Worten und Gedanken wie in seiner unglücklichen geometrischen Methode ist er durch Cartesius bedingt. Endlich aus der Fortentwickelung, die seine Lehre durch die spätere Philosophie erfahren. „Bleiben

---

[1]) Ratjen, Johann Friedrich Kleuker S. 94, 85; vgl. 87 ff. Lavater an Jacobi, bei Zöppritz 1, 92 ff.

Sie", so leitet Theophron den lernbegierigen Philolaus an, „bleiben Sie nie bei ihm stehen, sondern rufen bei jedem seiner paradoxen Sätze die neuere Philosophie zu Hülfe, so daß Sie sich fragen, wie diese solche oder eine ähnliche Behauptung weggeräumt oder leichter, besser, unanstößiger, glücklicher ausgedrückt habe" — sogleich „werden Sie den Ursprung seines Irrthums und den Fortgang der Wahrheit selbst gewahr werden". Ein kühner hermeneutischer Kanon! Eine Regel, anders als die, welche der Verfasser so oft für die Beurtheilung poetischer Werke eingeschärft, die ganz nur aus ihrer eignen zeitlichen und örtlichen Bedingtheit gewürdigt werden sollten; eine Regel, die zu der kurz zuvor gegebenen nicht stimmen will, man dürfe diesen Philosophen des vorigen Jahrhunderts nicht nach der Sprache unsrer Philosophie lesen! Theophron, wie eminent historisch er sich ausdrückt, scheint sich denn doch vorzubehalten, die Gedanken des Spinoza in die Gedanken von dessen Nachfolgern, vielmehr in seine eigne Auffassung der Letzteren fortzuleiten. Er wird uns schwerlich eine objective Darstellung — er wird uns eine geistreiche Auslegung und Umbildung des Spinozistischen Lehrgebäudes vortragen.

Leicht zwar wird es dem Retter des Spinoza, den Vorwurf des Atheismus von ihm abzuwehren. Er hat für diesen Punkt nicht nöthig, über ihn selbst hinauszugehn. Die Idee von Gott ist dem Verfasser der Ethik ja die erste und letzte; Alles folgt ihm ja aus dem ewigen Dasein Gottes — er ist eher „ein Schwärmer fürs Dasein Gottes". Erst da, wo der Vorwurf des Atheismus in den des Pantheismus und Fatalismus übergeht, ist die Rettung nur durch Vermittlung der Kritik und durch fortbildende Interpretation möglich. Das Verfahren Herders, um es voraus zu sagen, setzt sich aus einer Reihe von Hülfsmitteln zusammen, die in freiem Wechsel, je nach Bedürfniß, in Anwendung gebracht werden, und Lavaters Wort von der Zauberlaterne ist insofern vollkommen zutreffend. Er versetzt sich in den Mittelpunkt der religiös-ethischen Anschauung des Spinoza, um sich nach aller Kritik und Umänderung seiner Sätze zuletzt immer wieder mit ihm identificiren zu können. Er löst aus dem System desselben alle die „harten" Ausdrücke und Vorstellungen heraus, die er nur als Reste seiner Abhängigkeit von Cartesius betrachtet. Er deutet die Spinozistischen in die Leibnitzischen Vorstellungen hinüber. Er entwickelt in freier Weise auch die Leibnitzischen Vorstellungen, um sie theils wieder Spinozistischer, theils naturalistischer zu machen und sie nach eigenem Zuschnitt sich selbst auf den Leib zu passen.

Keinerlei Anstoß zunächst nimmt er an der Bezeichnung Gottes als Substanz; Gott ist in der That das für sich Bestehende, das die Ursache seines Daseins in sich selbst hat. Für die Behauptung vollends, daß Gott nicht die causa transiens, sondern immanens der Welt sei, tritt er in vollem Umfange ein; daß Gott über Raum und Zeit erhaben, ist ihm die ausgemachteste Wahrheit, und die Unterscheidung von Zeit und Ewigkeit, von dem endlos Unbestimmten der zeitlich existirenden Welt und dem an sich Unendlichen der

Gottheit gilt ihm als eins der höchsten Verdienste des großen Denkers. Mit der Lehre sofort, daß wir und alle Dinge nur Modificationen der unendlichen Substanz seien, findet er sich bereits durch Heranziehung einer Leibnitzischen Vorstellung ab; daß, meint er, alle Dinge „modificirte Erscheinungen göttlicher Kräfte“ seien, daß Alles von einem selbständigen Wesen, sowohl in seinem Dasein, als in jeder Aeußerung seiner Kräfte abhangen müsse, daran könne kein consequenter Geist zweifeln. Der Leibnitzianismus jedoch bricht alsbald viel deutlicher und ausgesprochener herein. Geradezu zur Umwälzung wird die Kritik der Lehre des Spinoza von den göttlichen Attributen. Als solche Attribute hatte Spinoza Denken und Ausdehnung bezeichnet. Und Ausdehnung! Wie — das ist der sinnreiche Einwurf, den Herder ihm macht — wie konnte er, der Zeit und Ewigkeit so richtig unterscheidet, den Raum, der ja völlig auf gleicher Linie mit der Zeit steht, zu einer der Eigenschaften Gottes machen? Dieser Irrthum, meint er, erklärt sich aus seiner Abhängigkeit von Cartesius, der, befangen in dem Gegensatz von Geist und Materie, die Letztere mit dem Raum identificirt hatte. Schon Leibnitz hat diesen Cartesiusschen Irrthum überwunden: mit Hülfe der Leibnitzischen Philosophie läßt sich dem System des Spinoza die Einheit geben, die ihm bisher noch mangelte. Dem Spinoza fehlte noch ein Mittelbegriff zwischen Geist und Materie; ein solcher Mittelbegriff ist der Leibnitzische der substantiellen Kräfte, — und so verwandelt sich die Lehre jenes, daß die Gottheit unendliche Attribute in sich fasse, von denen wir zwei, Denken und Ausdehnung, erkennen, in die andre, daß Gott, die Urkraft, sich in unendlichen K r ä f t e n auf unendliche Weise offenbare. Der Vorwurf des Pantheismus kann ein System nicht treffen, welches die nach der Einbildungskraft endlose und theilbare Welt aufs Bestimmteste von der untheilbaren Vernunftunendlichkeit des göttlichen Seins unterscheidet; er wird noch sichtlicher hinfällig, wenn man im Sinne des Spinoza, mit Beseitigung jedoch seiner harten Cartesischen Terminologie, alle Dinge als Ausdrücke der göttlichen Kraft, Hervorbringungen einer der Welt einwohnenden ewigen Wirkung Gottes faßt. Zugleich aber löst sich mit der Verwandlung der Materie in immaterielle Kräfte die Härte des Gegensatzes zwischen Geist und Materie. Er löst sich, wenn man Leibnitz durch Leibnitz selbst verbessert, so verbessert, wie es schon in der Schrift vom Erkennen, wie es ähnlich schon vor Herder von anderen Leibnitzianern, wie es namentlich auch von dem jugendlichen Kant geschehen war: — an die Stelle der prästabilirten Harmonie zwischen Leib und Seele tritt die Harmonie zwischen Kräften und Kräften — die ganze Welt Gottes wird ein Reich immaterieller Kräfte, deren keine ohne Verbindung mit anderen ist, weil eben nur aus ihrer Wechselwirkung alle Erscheinungen und Veränderungen der Welt sich erzeugen.

Noch weiter geht sofort die Umwälzung des Spinozistischen Systems bei dem Versuch, dasselbe gegen den Vorwurf des Fatalismus zu vertheidigen. Es ist die schwächste Partie unsres Schriftchens, in der der Verfasser die blinde

Nothwendigkeit der Spinozistischen Substanz in eine „lichtvolle, denkende Nothwendigkeit" zu verwandeln sich anschickt. Er glaubt dabei, Spinoza lediglich durch Spinoza zu verbessern, dessen Sätze aus der Grundidee seines Systems aufzuhellen und ihn damit selbst über Leibnitz hinaufzurücken. Abermals nämlich, so setzt er auseinander, verbaute ihm nur der Cartesische Dualismus von Denken und Ausdehnung sein eigenes Licht. Zur Vereinigung dieser beiden Begriffe fand er keinen anderen als den der Macht. Und so wenig nun wie den der Materie, so wenig entwickelte er sich diesen neuen Begriff. Hätte er es gethan, so hätte er auch hier, und zwar seinem eigenen System zufolge, auf den Begriff von Kräften kommen müssen, die ebensowohl in der Materie als in Organen des Denkens wirken. Die höchste Macht wäre ihm alsdann nicht bloß als unendliche Wirkungs- sondern zugleich als unendliche Denkkraft, wäre ihm als die weiseste Macht und folglich als eine nach inneren, ewigen Gesetzen geordnete, unendliche Güte erschienen! Wohlgemerkt: seinem eigenen System zufolge! Denn er, der das Denken so hoch hält, wie hätte er annehmen können, daß sein höchstes Wesen, das alle Vollkommenheit auf die vollkommenste Weise besitzt, des Denkens ermangle? Er, der das adäquate Erkennen der Erkenntniß des ewigen, göttlichen Wesens gleichsetzt, wie hätte er seinen Gott, den Ursprung, Gegenstand und Inbegriff aller Erkenntniß „blind wie einen Polyphem" dichten können? Er, der Verstand und Wille für Eins erklärte, wie hätte er nicht auch in Gott die unendliche Wirkungskraft mit der unendlichen Denkkraft — Macht mit Weisheit und Güte verbinden sollen? So ungefähr declamirt Herder in die Spinozistische Substanz die Fähigkeiten eines denkenden und wollenden, eines persönlich-unpersönlichen Wesens hinein. Nur deshalb — so beseitigt er mit einem leichten Griffe die entgegenstehenden Erklärungen des Verfassers der Ethik — unterscheidet Spinoza den unendlichen Verstand Gottes von dem Verstande und den Vorstellungsweisen eingeschränkter Wesen, um jenen als einzig in seiner Art und ganz unvergleichbar mit diesen zu bezeichnen. „Nicht weise sind Gottes Gedanken, sondern die Weisheit; nicht gut allein sind seine Wirkungen, sondern die Güte: und das Alles nicht aus Zwang, nicht aus Willkür, sondern aus seiner inneren, ewigen, ihm wesentlichen Natur, aus ursprünglicher, vollkommener Güte und Wahrheit". Er hat damit den Spinoza, wo er ihn haben wollte: — „einen Schritt vor Leibnitz voraus", auf einem Punkte, der zwischen Spinoza und Leibnitz, zwischen Pantheismus und Theismus in jener schwankenden Mitte liegt, wo er sich am meisten etwa mit Shaftesbury begegnet. Denn in der Polemik gegen die Finalursachen macht nun der Verfasser wieder mit Spinoza Front gegen die Ausführungen der Leibnitzischen Theodicee, deren Anthropopathismen er jedoch zugleich fortwährend durch den exoterischen Charakter des „vortrefflichen" Buches entschuldigt. Hier ist es, wo er sich mit dem Spinozismus der Goetheschen Naturbetrachtung zusammenfindet. In Gott giebt es keine Willkürlichkeiten und Velleitäten. Thöricht

daher, einzelne Absichten Gottes errathen zu wollen. In jedem Punkt, im Wesen jedes Dinges und seiner Eigenschaften offenbart die Welt den ganzen Gott, und der wahre Naturweise hat daher einzig die Beschaffenheit der Dinge selbst zu untersuchen und auf die ihnen wesentlich-eingepflanzten Gesetze zu merken; jedes gefundene wahre Naturgesetz ist „eine gefundene Regel des ewigen göttlichen Verstandes, der nur Wahrheit sehen, nur Wirklichkeit wirken konnte." Dahin weiset und zu dieser Art der Naturbetrachtung hat Spinoza mit seiner Verwerfung der Endursachen die Bahn gebrochen.

Nachdem nun das Vierte Gespräch die Auseinandersetzung mit Jacobi gebracht, entwickelt das letzte vorzugsweise die ethisch-religiöse Seite des Spinozistischen Systems und faßt zugleich die bisherigen Ergebnisse in theils freierer, theils mehr positiver Weise zusammen. Die Beziehung auf Spinoza, der ja gleichfalls seine Moral auf seine Metaphysik gebaut habe, bleibt noch immer in Sicht; doch aber ist jetzt nicht mehr die Ehrenrettung des großen Denkers die Hauptsache, sondern derselbe wird — um mit den Worten der Vorrede zu reden — bloß „die Handhabe eines Opfergefäßes", aus welchem der Verfasser „einige Tropfen dem Altar seiner Jugend darbringt". Nur an Fußtapfen, die vor ihm sind, will er sich halten und so nicht eigentlich das System des Spinoza, sondern sein eigenes darlegen. Er schrieb das ganze Buch, nach dem Bericht der Erinnerungen, „mit der frömmsten Seele", und beim Vorlesen des Manuscripts wie auf ihren gemeinschaftlichen Spaziergängen theilte Theano-Caroline das Glück der Empfindungen und Vorstellungen, die Spinoza ihm nicht sowohl gegeben als in ihm selbst erweckt hatte, so daß ihnen „Himmel und Erde neu waren" [1]). „Hier ist Gott", so schrieb er bei der Uebersendung der Gespräche an G. Müller [2]), „es ist der meine; ich habe daran mit sonderbar innerer Ueberzeugung geschrieben". Das Buch enthalte, sagte er zu Schiller, seine eigene vollständig überzeugende Idee von Gott [3]). Eine Recension von Buhle hatte von den „bedenklichen Folgen" gesprochen, die dieser Herderisirte Spinozismus „für manche der beruhigendsten Wahrheiten des Menschen" habe. Zugleich mit seiner entschiedenen Abwendung von den gewöhnlichen anthropomorphischen Vorstellungen von Gott wird bei dieser Gelegenheit die begeisterte Ueberzeugtheit und die innige Befriedigung laut, mit der Herder in diesem seinem System schwelgte. „Ich wollte", heißt es in einem Briefe an den Göttinger Meyer, „Eine dieser tröstlichen Wahrheiten wissen! aber die Altweibertröstungen sind keine Wahrheiten, so wenig sie einen vernünftigen Menschen zu trösten vermögen werden. Die Leute wollen keinen Gott, als in ihrer Uniform, ein menschliches Gabelthier, dem sie höchstens den Reichsapfel in die Hand geben; und dabei verkleistern sie sich die Ver-

---

1) Erinn. III, 109; Caroline an G. Müller * 12. Februar 1808.

2) 24. Juni 87. Gelzer S. 118.

3) Schiller an Körner 8. Aug. 87. Briefw. I, 127.

nunft, die einzige hohe Idee wahrzunehmen, die ihnen überall entgegenstrahlt, an der Alles hängt, und die Alles, was man hoffen kann, giebt, Trost, Heiterkeit, Wahrheit, Gewißheit, ernstes, ewiges Dasein. Wer einen Tropfen dieses Wassers gekostet hat, der wird nicht dursten in Ewigkeit" [1]).

Eben diesen Glauben bekennt nun das letzte der fünf Gespräche. Es widmet sich ganz der Aufgabe, Gottes Wesen und seine Werke als die „weiseste und beste Nothwendigkeit" zu entwickeln. Das Wesen Gottes ist Dasein im höchsten Sinne des Wortes, und Dasein fällt für Herder zusammen mit Kraft, die höchste Kraft wiederum ist ihm in Eins zugleich Macht, Weisheit und Güte. Die ganze Welt ist ein Ausdruck dieser drei, die mithin ebenso untrennbar das Wesen jedes in der Welt erscheinenden Daseins bilden. Herder bekennt sich damit zu dem Leibnitz-Shaftesburyschen Optimismus. Daß es kein Nichts giebt, ist ihm identisch damit, daß es nichts wesentlich Böses giebt. Die unendliche Kraft aber muß sich, da im All alles Mögliche dasein muß, in einer unendlichen Abstufung von Kräften offenbaren. Diese Kräfte — die einfachen Substanzen Leibnitzens — können sich nicht anders als in Organen, und also nicht ohne Körper erweisen; auch das Körperliche aber ist nichts Anderes als ein Reich lebendiger Kräfte, jeder Körper eine Organisation, in der Eine Kraft herrschet, mehrere auf den verschiedensten Stufen dienen, alle — das ist der uns schon bekannte Punkt, in welchem Herder in Leibnitzens eigenem Sinn eine Consequenz aus dessen Gedanken zieht — nicht bloß durch unser Vorstellen, sondern durch ihr eigenes Wechselspiel unter sich zu dem Ganzen einer Erscheinung verbunden. Die schönsten Grundsätze der Naturbetrachtung, der Kunstübung, der Psychologie und der Ethik ergeben sich aus dieser Anschauung. Wenn Herder nun von Neuem fordert, in allen Naturdingen „den Punkt der reinen Nothwendigkeit" ausfindig zu machen, die sonderbare Harmonie in jedem lebendigen Geschöpf, in der Vergleichung ihrer Theile, in der Vergleichung mehrerer untereinander zu bemerken, mit scharfsinnigem und stillem Blick zu bemerken: so fordert er nur, was er selbst nach Goethes Beispiel zu thun sich bemühte, und Goethes Sinn und Thun drückt er aus, wenn er von der Kunst sagt, sie schleiche dieser Beobachtung der Natur nach, und die neuere aufmerksame Naturlehre sei ihre Schwester. Auf Spinoza lenkt er zurück, wenn er, unter Verwerfung der keckeren physiognomischen Deutungsversuche, auf die Wesenszusammenstimmung von Leib und Seele hinweist, und vollends redet wieder Geist und Gesinnung Spinozas aus ihm da, wo er, zu ethischen Folgerungen übergehend, seinen Gesprächen nach seinem eignen Ausdruck den Kranz aufsetzt. Spinozistisch ist sein Satz: auch die moralische Welt eine Naturwelt! Spinozistisch und Goethisch zugleich die Forderung, im sittlichen Handeln „das Gesetz der holden und schönen Nothwendigkeit

---

[1]) Gött. Gel. Anz. vom 16. Juli 1787 St. 113. Meyer an Herder 1. Aug. 87, C, II, 244 und 245; H. an M. o. D., Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer I, 167 ff.

zu erreichen", die Pflicht zu üben als ob sie nicht Pflicht, sondern Natur sei, da denn die Tugend den „Lohn der guten Engel", Himmel und Seligkeit in sich schließe. Ausdrücklich bekennt er sich zu dem Fundament der Spinozistischen Ethik: suum esse conservare; nur freilich, er ist weit von der großartigen Strenge und Einfachheit entfernt, womit jene Ethik Alles aus diesem Satze ableitet und somit Alles auf Naturgesetze zurückführt; ihm vielmehr spaltet sich die Gesetzlichkeit der moralischen Welt in die drei, wenn auch innerlich zusammenhängenden Gesetze: Beharrung jeglichen Wesens; Vereinigung mit Gleichartigem und Scheidung vom Entgegengesetzten; Verähnlichung endlich von Wesen mit Wesen; er, andrerseits, deducirt nicht sowohl — er analogisirt und parallelisirt Moralisches und Natürliches und mag sich dafür ebensogern auf die dilettantischen Betrachtungen Dalbergs über das Universum wie auf den großen mathematischen Demonstrator berufen. Mit diesem, sowie mit dem Kern der Platonischen und Stoischen Ethik ist er dann doch wieder Eins in der Formel, die Aufgabe sei, gleichförmig den Gesetzen der Natur zu handeln und dadurch Gott ähnlich zu werden. Die Herdersche Gotteslehre begreift aber endlich auch seine Unsterblichkeitslehre und seine Geschichtsphilosophie in sich und rundet sich erst damit zum vollkommensten Optimismus ab. Wenn Alles lebendige Kraft ist, so kann aller Tod in der Schöpfung nur scheinbarer Tod, nur Vernichtung einer Erscheinung sein; in rastloser Bewegung, in ewiger Palingenesie ist und wirkt die Kraft und das Ineinanderspielen der Kräfte weiter. Fortwirkende Kraft ist aber undenkbar ohne Fortgang. Im Reiche Gottes — so lauten die etwas flüchtig ausgeführten Schlußsätze dieser neuspinozistischen Philosophie — giebt es keinen Stillstand, noch weniger Rückgang: es ist ein nothwendiges Gesetz, daß aus dem Chaos Ordnung, aus schlafenden Fähigkeiten thätige Kräfte werden.

Die Uebereinstimmung mit den leitenden Gesichtspunkten der „Ideen" ist an dieser Stelle, sie ist überall handgreiflich. Wenn am Schlusse der Spinozagespräche Alles auf eine „Theodicee der weisen Nothwendigkeit" hinausläuft, so ist die Herdersche Geschichtsphilosophie nur die Durchführung dieser Theodicee. Zumal der Dritte Band der Ideen, wie er der Abfassungszeit nach dem „Gott" am nächsten steht, berührt sich mit ihm auch sachlich am meisten. Hier insbesondere wird auch für die Geschichte der Kampf gegen die schlechte Teleologie durchgeführt, und von dem Geschichtsphilosophen eben das gefordert, was der Theophron der Gespräche von dem Naturweisen fordert, daß er kein „Absichten-Dichter" sei, sondern das, was ist, die Beschaffenheit der Dinge und damit ihre wesentliche Ursache, ihr inneres Gesetz, die in ihnen sich offenbarenden Gedanken Gottes betrachte. Mit dem Satze des Spinoza endlich, daß jedes Wesen sein Sein zu erhalten suche und nach einem Zustande der Beharrung strebe, verbindet hier wie dort Herder die Sätze Lamberts, des „Leibnitz unsrer Zeit", daß der Beharrungszustand jedes eingeschränkten Dinges allenthalben auf einem Maximum beruhe, und daß, wenn Dinge oder Systeme

von Dingen in ihrem Beharrungszustande gestört werden, sie sich demselben in Schwankungen oder auf andre Weise wieder zu nähern trachten [1]). Genug, es ist so, wie Goethe speciell von dem Dritten Theil der Ideen sagt: Nimmermehr hätte Herder dies Buch schreiben können ohne jenen, d. h. den in den Spinozagesprächen entwickelten Begriff von Gott zu haben; „denn eben das Echte, Große, Innerliche, was es hat, hat es in, aus und durch jenen Begriff von Gott und der Welt [2]).

Nicht die Einheit eines individuellen Glaubensbekenntnisses, wohl aber die eines folgerichtigen Gedankengebäudes fehlte der Herderschen Schrift. Sie hatte weit auseinanderliegende Vorstellungen im Elemente des Gefühls ineinander fließen zu lassen und Lücken der Beweisführung durch die Phantasie zu überbrücken verstanden. Jacobi hatte leichtes Spiel, in der Zweiten Auflage seines Buchs zu zeigen, daß Herders Spinozismus nicht der des Spinoza sei, und Kant bezeugte ihm, daß er „den Synkretismus des Spinozismus mit dem Deismus in Herders Gott aufs Gründlichste widerlegt habe". Mit den Anhängern der Jacobischen Glaubens- und Persönlichkeitsphilosophie, die in dem Gott des Spinoza die blindwirkende Allmacht einer erbarmungslosen Nothwendigkeit verabscheuten, verbanden sich die Anhänger des Kantschen Kriticismus, die alle Speculation über das Uebersinnliche auf Grund der Erforschung der Quellen unsrer Erkenntniß beschränkt, alle Begriffsverknüpfungen streng auf ihre wissenschaftliche Berechtigung geprüft wissen wollten, um die dilettantische Haltlosigkeit des geistreichen Buchs zu verurtheilen [3]). Trotz dieser Verurtheilung hat der Geist desselben im Stillen gewirkt. Wenn doch auch Jacobi schließlich in den Ausruf von dem „heiligen Benedictus" ausbrach, in dessen Seele die Wahrheit Gottes, dessen Leben die Liebe Gottes gewesen, so hat Herder diesen Wahrheits- und Frömmigkeitsgehalt des vielverleumdeten Systems in positiver Ausführung, in einer zwar incorrecten, aber warmen und lebensvollen Darstellung dem allgemeinen Verständniß erschlossen. Mehr wie ein Dichter, denn wie ein wissenschaftlicher Denker, und wiederum mehr als ein Denker denn als Historiker hat er sich den heiligen Benedictus assimilirt und ihn den Zeitgenossen verkündigt. Er hat nicht nur, wie ihm Johannes Müller nachrühmte, das „erstaunlich viel Wahre" in dem Mysticismus des

---

[1]) Vgl. Gott S. 88 ff. mit Ideen III, 330 ff., Lambert, Archit. § 65. 350. 358. 467. 667 u. öfter. Ueber Herders frühes und intimes Studium Lamberts vgl. namentl. Herder an Scheffner LB. I, 2; S. 287.

[2]) Italiänische Reise, Werke (Hempel) XXIV, 419, Die Stellen der Ital. Reise, auf welche im Folgenden Bezug genommen ist, erscheint es überflüssig einzeln nachzuweisen. Zu dem im Register der Hempelschen Ausgabe („Ideen" und „Gott") Bemerkten ist hinzuzufügen: S. 388. 396. 417. 420.

[3]) Im Wesentlichen auf Jacobis Standpunkt stehen die Schlußbemerkungen in Heydenreichs Schrift „Natur und Gott nach Spinoza" (Leipzig 1789), S. 210 ff.; den Kantschen Standpunkt wahrt die Recension der Allg. Littzeitg. v. 2. Jan. 1788 (Nr. 2a).

verkannten Denkers „aufzufassen, abzuputzen und zu Ehren zu ziehn" verstanden, sondern er hat mit beweglicher Phantasie System gegen System in ähnlicher Weise in Fluß zu bringen, Gedanken an Gedanken zu entzünden gewußt, wie es, der einseitig logischen Folgerichtigkeit spottend, die Geschichte der Philosophie selbst allezeit in ihren genialen Fortbildnern gethan hat. Unmittelbarer freilich hat seine jugendliche Verkündigung Shakespeares gewirkt, wie wenig doch auch sie auf historisch correcter Auffassung des Briten beruhte; ihm hatte da Lessing vorgearbeitet, während ihm hier Jacobi entgegenarbeitete: vergebens hat er darum doch seine Stimme auch für den Philosophen nicht erhoben, — auch hier seinen Enthusiasmus nicht verschwendet. Wenn Schleiermacher später eine Locke für die Manen des heiligen verstoßenen Spinoza forderte und im Anschauen des Universums die allgemeinste und höchste Formel der Religion finden wollte, so geschah es in Folge einer ähnlichen, wenn auch bedächtigeren und stilvolleren Umbildung der Spinozistischen Begriffe als sie sich Herder erlaubt hatte. Die Hauptschwäche der Herderschen ist ohne Zweifel die Vermischung des pantheistischen mit dem theistischen Stil: ihr Hauptverdienst die Einsetzung der Natur als eines Reichs lebendiger, nach unwandelbaren Regeln wirkender Kräfte in die Stelle des mathematisch-metaphysischen Begriffs der Substanz. Die große Anschauung des Spinoza ist dadurch zu einem Leitfaden für die denkende Betrachtung des Universums geworden. Hier liegt der Keim zu der nachmaligen Combination des über aller Wirklichkeit thronenden Idealismus mit der empirischen Naturforschung. Durch Herders „Gott" wurde die Brücke zu jenem „Spinozismus der Physik" geschlagen, den der jugendliche Schelling der unfruchtbaren Einseitigkeit der Fichteschen Ichlehre entgegenstellte. Ein weiteres Mittelglied zu den kühnen Constructionen der Schellingschen Naturphilosophie war die große Art, mit welcher Goethe den Sinn der Naturgestalten aus ihrem einheitlich schaffenden Geiste heraus zu verstehen trachtete: aber eben diese Goethesche Naturbetrachtung fand an dem Herderschen Spinozismus ihre erste Stütze: Niemand hat sich eher und freudiger als Goethe zu dem Herderschen ἓν καὶ πᾶν bekannt.

Goethe war in Italien, als er beide Bücher erhielt, und zur glücklichsten Stunde, an seinem Geburtsfeste gerade kam ihm „Herders Büchlein voll würdiger Gottesgedanken". Es waren im Wesentlichen seine eignen Gedanken. Darum war er für Moritz, der sich ihm in Rom angeschlossen hatte, der beste Interpret des Spinozabüchleins; durch Goethes Umgang vorbereitet, fand derselbe sich aufgebaut durch das Büchlein, das nun seine Gedanken als Schlußstein schloß. Leider fehlt uns Herders Brief, in dem er des Mißverhältnisses gedacht haben muß, in das er zu Claudius, Jacobi und Lavater gerathen sei. Die Antwort Goethes, seine scharfen Aeußerungen über die Einfaltsprätensionen des Ersten, über die sich selbst suchende Eitelkeit des Zweiten, über die Taschenspielerei und das „theologische Dichtergemüth" des Dritten zeigen uns deutlich, wie die Steine sich verschoben

haben und wie in natürlicher Wahlverwandtschaft der Spinozistische Glaube Herders sich mit Goethes Natursinn zusammengeschlossen hat, um ihn von der theologisch und moralisch beschränkten Sinnesweise jener drei abzustoßen. Es war einige Täuschung, ein unbewußter Synkretismus auch in dieser Befreundung des Herderschen Gottesglaubens mit dem Goetheschen: aber genug doch, daß für jetzt Goethe in den „Ideen" das „liebwertheste Evangelium" und in dem „Gott" auch seinen Gott wiederfinden konnte, daß er den Letzteren als ein Gefäß betrachten mochte, in das er hineinlegen könne, was als verborgenes Principium all' seine künstlerischen und naturwissenschaftlichen Studien beherrscht habe, daß er wiederholt seine Ansichten von Natur- und Kunstwerken in Ausdrücke kleidet, die dem neuen Spinoza entnommen waren. Mit inniger Zustimmung, mit parteiischer Liebe begrüßte er diese jüngsten Geistesproducte des Freundes und tröstete ihn über die zunehmende Entfernung von den ehemaligen gemeinsamen Gefährten, auch wenn sie, wie vorauszusehen, gänzliche Trennung werden müsse. „Wenn Lavater", schreibt er, nachdem er zuvor noch härtere Dinge im Tone des rückhaltlosesten, vertraulich offenen Gesprächs geschrieben hatte, „wenn Lavater seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie Alles, was die Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der Eine ungestraft sagen: Alles, was lebt, lebt durch etwas außer sich? Würde der Andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechselung der Worte von Wissen und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen? Würde der Dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lamms aufzustellen bemüht wären — wenn sie nicht sich sorgfältig hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur ist, was er ist, wo wir Alle gleiche Ansprüche haben?" So schrieb Goethe an Herder, und Herder war hochbeglückt durch die Goethesche „Art, darüber zu fühlen, der seinigen so harmonisch" [1]).

„Mich versetzte", sagt Goethe in dem Septemberbericht seines zweiten römischen Aufenthalts, „diese Mittheilung (des Herderschen Werks mit dem lakonischen Titel) in jene Zeiten, wo ich an der Seite des trefflichen Freundes über diese Angelegenheiten mich mündlich zu unterhalten oft veranlaßt war". „Ich werde das Büchlein", schrieb er unmittelbar nach dem Empfange desselben, „in meiner Einsamkeit noch oft lesen und beherzigen, auch Anmerkungen dazu machen, welche Anlaß zu künftigen Unterredungen geben können." Ein Gespräch, das zwischen Lessing und Jacobi geführt, hatte den Hauptanstoß dazu gegeben, daß Herder sich mehr und mehr in den ganzen Spinoza einarbeitete und an ihn sein eignes Gedankensystem ankrystallisiren ließ. Gespräche der Weimarer

[1]) Sophie von Schardt an Frau von Stein bei Düntzer, Zwei Bekehrte, S. 337—38.

Freunde unter einander und mit Jacobi bei dessen Besuch in Weimar hatten den Hintergrund der Spinozistischen Ethik. In Gesprächen mit seiner Frau entwickelte sich Herder diese seiner Gottesgedanken immer wärmer und klarer. Durchaus im Elemente des Gesprächs war so der „Gott" zur Welt gekommen und groß geworden: viel mehr noch als bei dem Thema der Seelenwanderung und mit ganz anderem Recht als bei dem der Ebräischen Poesie stellte sich die Gesprächsform für dieses neue Thema als die natürlich gegebene dar. Hatte Herder doch Jacobi gerathen, das Lessinggespräch, ohne hinzugefügte Polemik als freies Gespräch zu veröffentlichen, und dabei auf das Vorbild von Berkeley und Shaftesbury verwiesen. Eben diese Vorbilder, das von Plato und Hemsterhuis ungerechnet, schwebten auch ihm selbst vor. Selbst der Gegensatz gegen Kant oder doch gegen den blinden, nachsprechenden Kantianismus wirkte mit. Es erinnert an die Lobrede, welche der Sokrates in dem Platonischen Phädrus der dialogischen Form der Mittheilung philosophischen Inhalts hält, wenn Theophron noch auf der letzten Seite unsrer Schrift von dieser Darstellungsform rühmt, daß sie, bei manchen Nachtheilen doch das Gute habe, daß „sie uns vor dem Auswendiglernen bewahre", und wahre Philosophie müsse nie auswendig gelernt werden. So weit er es überhaupt vermochte, hat nun Herder wirklich dem Dialog hier alle die Vortheile abgewonnen, die diese Darstellungsform der Verdeutlichung und Verlebendigung abstracter Materien gewährt. Nur die Gespräche über Seelenwanderung stehen in formeller Beziehung, Dank dem einheitlicheren, bestimmter begrenzten Inhalt, höher. Nicht durchweg will sich die zwischen historischen Mittheilungen und Ideenentwickelung getheilte Masse des Stoffs in die Schranken der Gesprächsform schicken. Eingeschaltete lyrische Stücke erinnern an die Weise Giordano Brunos. Unpassend genug unterbricht bald anfangs ein langer Monolog die dialogischen Verhandlungen, indem ganz überflüssiger und äußerlicher Weise auch dasjenige einer der dramatischen Figuren in den Mund gelegt wird, was viel besser als Zwischenrede des Autors aufträte. An mehr als einer Stelle fängt der Eine den von dem Anderen geworfenen Ball nur scheinbar auf: er wird ihm vielmehr von dem Verfasser in die Hand gedrückt. Der scenische Hintergrund, die mimische Draperie verräth keineswegs immer den besten Geschmack. Die Art, wie Theano sich einführt, ist nichts weniger als geschickt, ganz unleidlich ihre das Unschuldigste zweideutig machende Frage, an welcher Jean Paul mit Recht nicht minder Anstoß nahm als an der Schwerfälligkeit, mit welcher die Summe des Gesprächs auf der Schreibtafel schließlich zu Protocoll gegeben wird [1]). Die Hauptsache aber: nur als verschiedene Namen, nicht als verschiedene Personen erscheinen Philolaus

---

[1]) Jean Paul an Herder, A, I, 303. Herder zeigte durch die Aenderung der gerügten Stellen in der 2. Auflage des Buchs, daß er dem freundschaftlichen Kritiker Recht gebe. In Knebels Wunsch, „daß die Unterredung zuweilen einen noch etwas stilleren Gang möchte genommen haben" (C, III, 28) wird Niemand einstimmen, dem dramatische Lebendigkeit als ein Hauptvorzug des Gesprächs gilt.

und Theophron; nur zwischen ihnen, nicht durch den, anfänglich beabsichtigten Gegensatz ihrer Meinungen spinnt sich die dialektische Entwickelung fort, und die beiden Unterredner lösen sich am Ende nur ab, wie die Absätze einer Abhandlung auf einander folgen und ineinandergreifen.

Das macht, die Enthaltsamkeit von dem Subjectiven, ohne die es kein dramatisches Gestalten giebt, war dem Verfasser fremd. Nicht Dramatiker, sondern lyrischer Rhetor, nicht ein Meister des Gesprächs, sondern ein Virtuos der Rede war Herder. Als solchen hat ihn aus eigner Erfahrung W. v. Humboldt in der schönen Vorerinnerung des Briefwechsels mit Schiller geschildert, indem er seine Gesprächsweise gegen die Schillersche contrastirt. Nie vielleicht, so bezeugt er, habe ein Mann schöner gesprochen. Ununterbrochen sei ihm die Rede vom Munde geflossen, schwankend zwischen der Klarheit des Gedankens und dem Helldunkel der begleitenden Empfindung. Aber, fährt er fort, „man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert; man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechselthätigkeit des Gesprächs". Man vermißt sie ebenmäßig in dem geschriebenen Gespräch. Die schönsten Stellen auch in den Spinozagesprächen sind doch die, in denen die Sprechenden sich frei gehen lassen, nicht Einer gegen den Andern, sondern Einer aus der Seele des Andern redet. Es macht den unleugbaren Vorzug der „Ideen" vor den Spinozagesprächen, daß dort der Verfasser frei von dem Zwange einer nur geliehenen und nachgeahmten Form, ohne erkünstelte Einkleidung, seine Gedanken in fortlaufender Rede vorträgt. Der poetisch angehauchte Stil der Ideen, oft freilich in zu vollem und über die Ufer tretenden Strom dahinfließend, oft bilderreicher und geschmückter als sich für die Prosa des Lehrvortrags ziemen will — es ist der aus der mündlichen in die schriftliche Mittheilung hinübergetretene Stil des seinen Gegenstand ganz beherrschenden, bis zur Begeisterung von ihm erfüllten Redners. Die Anmuth und Würde des Ausdrucks, die Rundung der Sätze, die ruhige Ausführlichkeit, die bewunderungswürdige Herrschaft über alle Mittel der Sprache bezeugen die Reife der Bildung, zu der sich der Geist des an dem Edelsten aller Dicht- und Redekunst genährten Verfassers an der Seite seines dichterischen Genossen durchgearbeitet hat: der allgemeine Typus aber seiner Darstellungskunst ist durchweg eben der rednerische. Man glaubt zu hören, nicht zu lesen, und hören muß man ihn wollen, wenn man lesend nicht ermüden soll. Eine Fundgrube ist darum seine Prosa, die in den Ideen zumal, für jede Gattung des schwungvoll bewegten Vortrags. Unter unseren Klassikern steht darin nur etwa Schiller ihm zur Seite. Für den dialektisch-polemischen Stil giebt es kein Muster über Lessing; für den betrachtend-erzählenden gehen wir alle bei Goethe in die Lehre; Beredsamkeit im eigensten Wortverstande mag man von Keinem mehr als von Herder erlernen.

Dritter Abschnitt.

Die ersten drei Sammlungen Zerstreuter Blätter.

Es war ein reiches Päckchen, welches Goethe am 4. October 1787 in Frascati aus der Heimath erhielt. Den vier ersten Bänden seiner eignen Schriften, die ja auch die Spuren von Herders hülfreicher Theilnahme zeigten, war der Dritte Theil von dessen „Ideen“ und eine neue, die Dritte Sammlung „Zerstreuter Blätter“ beigelegt. An seinem Geburtstag hatte er den „Gott“ erhalten: das Datum dieses Geburtstags stand, gewiß nicht zufällig, unter der Vorrede dieser Blätter. „Was mir auch von Dir begegnen wird und wo“ — so hatte er mit Bezug auf das ihm angekündigte Spinozabüchlein am 17. Mai aus Neapel an den Freund geschrieben — „soll mir willkommen sein; wir sind so nahe in unsern Vorstellungsarten als es möglich ist ohne eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten“. In erster Linie bestätigten das die beiden selbständigen Schriften Herders: in andrer Weise bestätigten es auch die „Zerstreuten Blätter“. Die Zweite Sammlung derselben hatte Goethe aus der Heimath nach Rom mitgebracht und sich selbst und Andre bei wiederholtem Lesen „innigst daran erbaut“. Man stimmte eben nicht bloß in den höchsten Fragen über Gott und Natur zusammen: auch formell, auch als Dichter und Kritiker, in jenen „Blättern“, hatte sich Herder auf den gleichen Boden mit Goethe gestellt. Erst durch den Inhalt dieser Sammlungen vollendet sich das Bild ihrer ineinandergreifenden, sich wechselseitig ergänzenden und befruchtenden Thätigkeit.

Denn Dichtungen und Aufsätze der verschiedensten Art in reicher Abwechselung bilden diesen Inhalt. Neben freien Dichtungen gehen Nachdichtungen und dichterische Uebersetzungen einher; neben Aufsätzen, die sich auf das Wesen der Kunst, auf die Gattungen und die Geschichte der Poesie beziehen, stehen andre, die das Gebiet der allgemeinen Geschichte oder der Alterthumskunde streifen, und wieder andre, die ethische und philosophische Fragen erörtern. Gleichmäßig indeß führen alle sechs Sammlungen — denn soviel

wurden es bis zum Jahre 1797 [1]) — eine bald größere, bald geringere poetische Beigabe mit sich. Bildet diese nicht überall den eigentlichen Mittelpunkt, so drückt sie doch dem Ganzen den Stempel auf und dient überall dazu, den ernsteren Gaben das Gegengewicht zu halten, die schwerere Masse wie durch angesetzte Flügel zu beschwingen. So schieben sich diese vermischten Dichtungen und Aufsätze, wie sie periodisch je zu einer Sammlung vereinigt wurden, zwischen die zusammenhängenderen Werke, um erst mit diesen zusammen den neuen Herder, den Genossen Goethes uns in ganzer Gestalt und von allen Seiten sehen zu lassen; so reihen sich insbesondere zunächst die drei ersten Sammlungen den Ideen und den Spinozagesprächen an, nach Form und Inhalt theils näher, theils entfernter auf dieselben bezogen oder doch durch die Sinnesweise ihres Verfassers ihnen verwandt und befreundet. Sie wachsen neben und zwischen ihnen auf, wie in einem Walde neben den hohen Stämmen das niedrigere Unterholz aus alten Wurzeln, neugepflanzte jüngere Bäume, dazu zwischen Bäumen und Büschen allerlei Ranken und Blumen emporschießen.

Es sind alte und neue Stücke, die uns in den Zerstreuten, oder, wie Goethe sie lieber nennen wollte, den Gesammelten Blättern geboten werden, aber auch die alten erneut, bald leicht verändert, bald gänzlich „palingenesirt". Auch mit ihnen verwirklichte der Sammler einen Theil der Absicht, „einige unreife Jugendarbeiten aus der Welt zu bringen oder sie in einem erträglicheren Lichte zu zeigen" [2]). Vom Sammeln indeß ging das Unternehmen zunächst aus, und zwar war es Gleim, der dazu die Anregung gab, indem er nach der Lectüre der Museumsabhandlung „von Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst" seinen lieben Herder wiederholt bat, „aus allen fliegenden Blättern seine Geisteskinder zusammenzusuchen und in einem ihnen anständigen Hause seinen Freunden sie vorzuführen" [3]). Die beste Verbündete aber hatte er dabei, wie früher in Beziehung auf die Volkslieder, an Caroline. Sie, so schreibt sie selbst am 12. Dec. 84 an Georg Müller, habe ihrem Manne keine Ruhe gelassen, seine Zerstreuten Blätter (sie zuerst braucht hier diesen Namen) zusammenzusuchen, um sie nach und nach herauszugeben; Mehrere hatten ihn darum gebeten, und er sei endlich überwältigt worden [4]). Ja, sie nimmt bei der Uebersendung der Ersten Sammlung an die genannten beiden Freunde alle „Schuld der Bekanntmachung" auf sich; durch die haushälterische Hand der Theano seien die Blätter zusammengesucht worden, „um einen Reisepfennig ins Karlsbald zu sammeln" [5]). Die Geschichte dieser Entstehung der Sammlung spiegelt sich in dem statt der Vorrede dem Ersten

---

[1]) Sie erschienen Gotha, bei Ettinger 1785. 86. 87. 92. 93. 97 in 8vo.

[2]) An Heyne 9. Januar 86, C, II, 199.

[3]) Gleim an Herder 30. März; 6. April 84, C, I, 98. 100.

[4]) Ungedruckte Stelle des bei Gelzer S. 105 ff. gedruckten Briefs.

[5]) An Gleim 10. April 85; an Müller 24. April 85 (C, I, 109 unten; Gelzer, S. 109).

Bändchen vorgesetzten Gespräch. Denn Theano ist hier über das Archiv des Demodor gerathen, sie läßt sich über Herkunft und Absicht der einzelnen Stücke berichten, um dem sich gelinde Sträubenden die Erlaubniß abzudringen, sie dem Druck zu übergeben. Dem Antheil wiederum, den Gleim an der Veröffentlichung hatte, stiftet die in Briefform gekleidete Vorrede der Zweiten Sammlung ein Denkmal. Wen sonst als Gleim sollte man sich unter dem Freunde denken, dem da stückweise das Gedruckte zugeschickt und vorerklärt wird? Wirklich hatte ihm Herder die ersten zehn Druckbogen des Zweiten Theils noch vor der Vollendung desselben mitgetheilt [1]).

Neben der schweren Arbeit an den Ideen war die Zusammenstellung und Ausfeilung der Stücke dieses Sammelwerks für Herder eine Erholung [2]). Sie entstanden in den Mußestunden zwischen jener anstrengenderen Arbeit. So beschäftigt ihn die griechische Anthologie und die dazu gehörige Abhandlung über das Epigramm und die Abfassung der Paramythien — Alles, was in der Ersten Sammlung neu ist — in der Pause zwischen dem Ersten und dem Zweiten Theil der Ideen, im Herbst 1784 [3]). Die leichteren Blätter flogen dem letzteren voraus. Eigentlich hatten sie schon zu Weihnachten fertig sein sollen: im Frühling des folgenden Jahres wenigstens konnten sie verschickt werden [4]). An die Zweite Sammlung sofort sehen wir den fleißigen Mann im Herbst 85 Hand anlegen, nachdem er sich des Zweiten Theils der Ideen entledigt hat; Anfang des folgenden Jahres befindet sie sich bereits unter der Hand des Setzers, und im Mai oder Juni kann sie ausgegeben werden [5]). Die Dritte Sammlung endlich erscheint als Erholungsarbeit nach der Beendigung des Dritten Theils der Ideen und der Spinozagespräche. Im März 87, einen Tag nur, nachdem er den „Gott" zum Druck abgesandt, schickt er das Manuscript der Gedichte, die diese Sammlung eröffnen, zur Begutachtung an Knebel, Mitte September die ersten Exemplare der gedruckten Sammlung an die Freunde nah und fern. Es war ein reiches Jahr das Jahr 87: in rascher Folge erschienen in demselben nicht weniger als drei Herdersche Bücher [6]).

---

[1]) Herder-Gleimscher Briefw. C, I, Nr. 86—88.

[2]) An Knebel Ende 84; Knebels Litt. Nachl. II, 268.

[3]) S. die Belegstellen weiter unten. Auf den Inhalt der Ersten Sammlung wird sich auch die Erwähnung von Herders Sachen in Goethes Billets an Frau von Stein vom 16. und 17. März 85 beziehn.

[4]) Herder an Jacobi 20. Dec. 84, A, II, 262. 263; an Knebel 2. März 85, in Knebels Nachl. II, 240; an Gleim 10. April; an G. Müller 24. April; * Prinz August an Herder 15. April.

[5]) Goethe an Herder 11. Nov. 85; Herder an Jacobi 15. Jan. 86, A, II, 282; an Heyne 9. Jan. 86, C, II, 199; und 13. Juni, das. S. 203; an Gleim 17. Febr., C, I, 115 ff. und Anfang Juni, das. S. 118.

[6]) Knebel Nachl. II, 265; Schiller an Körner 8. Aug. 87, im Briefw. I, 128 („Der dritte Band seiner (H.'s) Zerstreuten Blätter ist jetzt zum Druck weggeschickt"). In der

Es ist nicht überflüssig, sich diese Daten zu vergegenwärtigen. Sie machen aufmerksam auf den inneren Zusammenhang, in welchem einzelne Stücke der „Blätter", alt oder neu, mit den gleichzeitigen größeren Werken stehen. Die Gespräche über Seelenwanderung in dem Ersten Bändchen der Blätter zu wiederholen, wurde Herder augenscheinlich durch die Beziehung veranlaßt, die sie zu den Unsterblichkeitserörterungen, überhaupt zu dem Inhalt des Ersten Theils der Ideen haben. Der Aufsatz des Zweiten Bändchens über die Nemesis weist deutlich in seinem ethischen Theil auf die durch Jacobi neu angeregte Beschäftigung mit Spinoza. Auf den „Gott" und die „Ideen" weisen ebenso einzelne Wendungen in der Abhandlung des Dritten Bändchens über Bild, Dichtung und Fabel, während dieselbe zugleich die Spuren des Studiums Kants an sich trägt. Wie ein Anhang endlich zu den historischen Partien des geschichtsphilosophischen Werks nimmt sich die Untersuchung über Persepolis in dem Dritten Bändchen aus.

Auch innerlich jedoch charakterisiren sich die Zerstreuten Blätter als eine Erholungsarbeit. Am meisten erscheinen sie so durch ihre poetischen Bestandtheile. Auf diese fällt unser Auge zuerst, und von ihnen daher mag unsre Wanderung durch die drei Sammlungen beginnen.

I.

Poetisches.

Mit einer poetischen Gabe, so umfangreich wie wir sie, von den Volksliedern abgesehn, nie zuvor bei Herder gefunden, überrascht uns sogleich der Anfang des Sammelwerkes. Neu und überraschend auch dies, daß es über die Art und Form des Volksliedes jetzt die der Kunstpoesie davongetragen zu haben scheint. In je vier, zusammen acht Büchern bringt nämlich die Erste und Zweite Sammlung zunächst unter dem Titel „Blumen aus der griechischen Anthologie gesammelt" übersetzte oder halbübersetzte griechische Epigramme, denen sich in der Zweiten Sammlung noch eine „Hyle" kleiner, dem Epigramm verwandter griechischer Gedichte anschließt. Hören wir, wie Demodor-Herder selbst in der die Blätter überhaupt einführenden dialogischen Vorrede die Geschichte jener Blumen erzählt!

Frühe, so berichtet er, sei ihm diese griechische Epigrammensammlung, die Anthologie bekannt geworden, und er habe verschiedne Stücke daraus zuerst in

ersten Hälfte des September wurde Therese Forster die Ueberbringerin der „Olla potrida" der 3. Sammlung an Heyne, A, II, 403. An Eichhorn wird die Sammlung 18. Sept. abgeschickt, C, II, 295, und Goethe erhält sie am 4. Oct. (Ital. Reise, Hempelausg. XXIV, 414). Die Sendung an G. Müller verspätete sich bis Anfang des nächsten Jahres, H. an M. 30. Dec. 87, bei Gelzer, a. a. O. S. 120. — Der Dritte Theil der „Ideen" war am 9., der „Gott" am 25. Mai an Gleim abgegangen.

gereimte Verse gekleidet, bis er gefunden, daß das griechische Epigramm dabei von seiner Einfalt verliere. Indessen sei ihm die Anthologie in andren Zeiten wieder in die Hände gefallen: zwischen Arbeiten, auf Spaziergängen habe er sich immer und immer wieder mit dem Uebersetzen oft mehr als einmal an demselben Epigramm versucht. Wir sind im Stande, die Wahrheit dieser Erzählung zu controliren. In Prosa citirt er eins dieser Epigramme in den Fragmenten, ein andres, nicht ohne den einfältigen Scherz, die naive Schalkheit des kleinen Gedichts zu rühmen, in den Kritischen Wäldern [1]. Die Reimübersetzungen lassen sich bis in die Königsberger Zeit zurückverfolgen; einige der so übersetzten Stücke davon haben in den Königsbergischen Zeitungen vom Jahre 1765, eins im Wandsbecker Boten vom Jahre 1774 Verwendung gefunden [2]. An die Epigramme der Anthologie erinnert er in der Recension von Lessings Vermischten Schriften; der schönen dort zu findenden „Ueberschriften" und „Zuschriften" auf Statuen gedenkt er desgleichen an zwei Stellen der Plastik [3]. Er hatte bisher nur die Ausgabe von Reiske benutzt: die Brunck'sche Ausgabe der Anthologie in den Analecta veterum poetarum Graecorum scheint seinem Interesse für die Sammlung einen neuen Aufschwung gegeben zu haben [4]. Er beschäftigt sich in Folge dessen seit Ende des Jahres 1780 von Neuem mit diesem Uebersetzungsspiel und sendet von den übersetzten Stücken an seine griechische Schülerin Sophie von Schardt [5]. Kunstreicher doch als früher wurde jetzt das Spiel betrieben: die in Weimar entstandenen Uebersetzungen sind die ersten, die sich der metrischen Form des Originals, der Distichenform anschließen. Darin eben offenbart sich das jetzt gereiftere künstlerische Bedürfniß und Verständniß. Der Uebersetzer hatte die Einsicht gewonnen, daß die Form eines Gedichts von dessen Inhalt unablöslich ist, und zugleich hatte er zu der Fähigkeit der deutschen Sprache, den Hexameter sich anzueignen, ein größeres Vertrauen gefaßt als in der Fragmentenzeit.

So enthaltsam freilich, um eben nur nach aller Möglichkeit den griechischen Text treu wiederzugeben, nur der Nothwendigkeit der Sprache zu weichen, war er nicht. Er war kein gelehrter, philologisch genauer, oder gar pedantischer Uebersetzer. Es war ihm mehr darum zu thun, dichterische Schätze für unsre Sprache zu heben, als sie, wie unbequem auch immer, in derselben

---

[1]) Fragm. II, 315 ff. (SWS. I, 316); KW. I, 160 (SWS. III, 110).

[2]) S. die Nachweise SWS. XXVI, 3 ff.

[3]) Allg. Deutsche Biblioth. XVII, 2, S. 461; Plastik, S. 52 und 98.

[4]) 27. April 80 schreibt er um die Brunckschen Analecta an Oberlin nach Straßburg; am 14. Aug. 81 macht er die Bestellung wieder rückgängig, da er den die Anthologie enthaltenden Band bereits besitze.

[5]) S. Düntzer in der Vorbemerkung zu SWH. VII, 22, und derselbe, Zwei Bekehrte, S. 298. Daß auch G. Müller während seines Aufenthalts im Herderschen Hause von diesen Uebersetzungen erfuhr, geht aus ein paar ungedruckten Worten von Carolinens Brief an ihn vom 12. Dec. 84 hervor.

Münze auszuzahlen, in der er sie erhalten hatte. Ganz bestimmt und wiederholt hat er erklärt, daß er nicht wörtliche Uebersetzungen, sondern „Nachbildungen“ habe geben wollen, um Kenner und Liebhaber zum Uebersetzen einzuladen. Da wir nun einmal, leider, keine Griechen seien, so sollten die Stücke der Anthologie sich so darstellen, wie sie auch von uns verstanden und genossen werden könnten. „Oft“, heißt es in der Gesprächsvorrede, „mußte ich den ganzen Gedanken umkehren oder wenigstens für unsre Zeit anders wenden, und so löslich ich dies that: so fürchte ich doch, manchmal zur reinen Milch etwas Zucker hinzugethan zu haben, nur damit es in unsre Sprache paßte“.

Er ging in der Freiheit noch weiter als diese Worte vermuthen lassen. Durchaus als Herr hat er mit dem fremden Gute geschaltet, er hat die griechischen Epigrammatiker gemeistert, indem er ihnen nur zu dienen schien, und sich, indem er sich unter sie mischte, als Ihresgleichen gefühlt. Bald hat er den griechischen Text verkürzt, bald erweitert, gelegentlich gar zwei Epigramme in eins zusammengezogen. An unpassenden oder gar anstößigen Einzelheiten ist er vorbeigeschlichen. Statt ein ganzes Epigramm zu übersetzen, hat er nur einen einzelnen Zug desselben herausgehoben und neu epigrammatisirt. Oft, sagt Heyne, der erste Herausgeber der Anthologie in den Sämmtlichen Werken, hat er den griechischen Gedichtchen eine neue Anmuth, eine feinere Wendung gegeben. Nicht jedoch wie ein modernisirender Verbesserer, Ausfeiler oder Nachputzer, sondern, nach der treffenden Bemerkung eines neueren Herausgebers, indem er ein in der vorliegenden Form entstelltes Epigramm durch dichterische Ahnung auf seine frühere vollendetere Gestalt zurückführte [1]). Oft ist es schwer, das Original aus der Nachdichtung zu erkennen, ja es giebt Stellen, die nur durch Vergleichung mit dem griechischen Text, wenn nicht überhaupt erst verständlich, doch verständlicher werden. Oefter indeß umgekehrt. Der feinfühlige, geistreiche Uebersetzer hat nicht bloß die griechische Anthologie, sondern die griechische Epigrammenkunst für uns Deutsche erobert. So durchaus steht er auf der Grenze des Nachdichtens und des Selbstdichtens, daß er, wo er nicht treu übersetzt, meist etwas Besseres gethan hat, als übersetzen. Die Wirkung konnte nicht ausbleiben. Wie er nun selber den Schritt zu eignen Epigrammen im Geiste der übersetzten that, so Andre ihm nach. Schon in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner ersten Blättersammlung durfte er sich der Nachfolge rühmen, die er gefunden, und sich bescheiden freuen — so ungefähr sind seine Worte —, durch seine Versuche zu der Form beigetragen zu haben, die einen Gedanken, eine Empfindung so schön faße, so zart ausdrücke, und die unsrer deutschen Sprache, einer Schwester der griechischen, so gemäß scheine. Diese Belebung, Begeistung und Bereicherung unsrer Poesie

[1]) Düntzer in der Vorbemerkung zu SWH. VII, 26. Heyne in der Vorrede zu SW. zur Litt. X.

durch einen vom Heerde der griechischen entwandten Funken, durch Nationalisirung einer bedeutenden und liebenswürdigen griechischen Stil- und Versform ist ein Verdienst, nur wenig zurückstehend hinter dem, welches er sich durch die Wiedererweckung des Volksliedes erworben hatte. Von Neuem hatte er den glücklichen Instinct bewährt, den Samen der Poesie auch an entlegenen Stellen zu finden, den Eifer und das Geschick, ihn auf unser heimisches Erdreich zu übertragen, wo er nun veredelt aufgehen und mannigfache Spielarten der ursprünglichen Species erzeugen mochte. Mit den Volksliedern hatte er die Absicht gehabt und erreicht, den Bänkelsängerton der Romanze zu verdrängen und neue, echte Lyrik auf die Gefilde deutscher Dichtung zu leiten: es gelang ihm durch die Uebersetzungen aus der Anthologie, das bloße Witz- und Spottepigramm nach Kästner und Lessing, das Epigramm ohne Poesie zu verdrängen und durch das naiv schalkhafte, das sinnreiche, das Empfindungsepigramm zu ersetzen, d. h. Poesie auch auf diesen Boden zurückzuführen, der bisher statt duftender Blumen nur zierliche Stachelgewächse getragen hatte.

Mit Goethe zuerst und durch Goethes Hülfe gelang es ihm. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Epigramme, welche Goethe schon 1782 in der Weise der Anthologie und in antiker Form dichtete, aus der Bekanntschaft mit Herders Uebertragungen hervorgingen, oder ob sie auf andere Anregung hin entstanden [1]). Daß er demnächst in diese seinem poetischen Empfinden und Gewahrwerden so natürliche Gattung sich innig einlebte, ist unzweifelhaft auf Herders Beschäftigung mit der Anthologie zurückzuführen. Die Venetianischen Epigramme würden ohne diesen Vorgang nicht gedichtet worden sein. Erst dadurch, daß auch er sich, und zwar, Dank seiner höheren dichterischen Begabung, mit freierem Geschick der neuen, den Griechen entstammenden Dichtart zuwandte, gewann dieselbe das volle Bürgerrecht innerhalb der Grenzen deutscher Poesie. Wiederum aber, erst in Folge der seit dem Jahre 1783 geschlossenen engeren Verbindung mit Goethe kehrte Herder mit neuer Lust und Liebe zu einer Beschäftigung zurück, für die er so leicht wie einst für die Sammlung von Volksliedern die Sympathie des Freundes gewann. Das war der innerliche Grund: der Gedanke einer Sammlung seiner älteren Arbeiten nur der äußere Sporn zu der umfassenden Bearbeitung der Anthologie. So kam es, daß im Herbst 84 unter Goethes lebhafter Betheiligung der schon vorhandene Vorrath übersetzter Stücke neu durchgearbeitet und vermehrt wurde. „Bisher“, schreibt Goethe am 3. December an Jacobi, „ist viel im Geschmacke der Griechen epigrammatisirt worden; Herders Uebersetzungen aus der Anthologie werden nun gedruckt“. Man sieht aus diesen Worten: auch ihm selbst hat es die Muse des Epigramms angethan, und man sieht andrerseits, daß

[1]) Vermuthungsweise verweist Schöll (Briefe an Frau von Stein II, 136 Anm.) auf die von Tobler im März 82 eingeschickten Uebertragungen aus der Anthologie.

schon bei Jacobis Anwesenheit in Weimar, im September, von dem Herder-schen Unternehmen die Rede gewesen ist. Im November hauptsächlich war Herder an der Arbeit, glücklich übersetzend und sehr glücklich im Uebersetzen, wie Goethe an Knebel schreibt. Goethen communicirte Herder die endlich zusammengestellten vier ersten Bücher „Blumen“ im Manuscript, und dieser gab seiner Befriedigung über die Sammlung mit dem Bemerken Ausdruck, daß er auch nicht Ein Epigramm weggelassen wünschte. Aus der Ferne beglückwünscht er endlich den Freund im November des folgenden Jahres zu der für die Zweite Sammlung wieder vorgenommenen Arbeit an „den Epigrammen und was sonst Gutes vor ist“ [1]. —

Dem freien Uebersetzen aus dem Griechischen ging nun aber das an die Griechen sich anlehnende Erfinden zur Seite. Das Eigenthümlichste der Ersten Sammlung der Zerstreuten Blätter waren die Dichtungen aus der griechischen Fabel unter dem Namen Paramythien. Eine neue und doch keine allgemein gültige poetische Gattung war damit constituirt. Wohl sind sie nachgeahmt worden, aber mit Glück so wenig wie Lessings Fabeln und Platons Dialoge. Eben nur die Herderschen Paramythien als das vielleicht eigenartigste Erzeugniß gerade seines Dichtergeistes sind berechtigt und eine Bereicherung unsrer Litteratur. Der Gedanke zu diesen Dichtungen ist so alt wie die Beschäftigung mit der Anthologie. Schon in der Rigaer Zeit sind uns die frühsten Versuche dieser Art begegnet, und wir erinnern uns, wie zu ihrer Entstehung das Beispiel von Gerstenbergs Tändeleien und von Lessings Fabeln mit des Letzteren Wink von einem heuristischen Gebrauch der Fabel und mit Herders eignen Reflexionen über den allein berechtigten und poetisch fruchtbaren Gebrauch der antiken Mythologie zusammenwirkte [2]. Eben diese Reflexionen neben eben dem Hinweis auf Lessings pädagogischen Vorschlag kehren in den Erläuterungen wieder, mit denen die Vorrede zur Ersten Sammlung der Zerstreuten Blätter die Paramythien einführt. Es wird der in dem Fragmentencapitel „Vom neueren Gebrauch der Mythologie“ vorgetragene Gedanke wiederholt, daß — so heißt es diesmal — „alle abgetragnen, zu oft gebrauchten Märchen der Mythologie wenigstens in einer neuen Absicht wieder kommen“, daß jeder schöne Gegenstand um uns her „mit einer Dichtung aus alten Zeiten gleichsam verwandelt und neu belebt“ werden möchte. Dieser Gedanke wird nun durch die mitgetheilten Dichtungen exemplificirt. Halb sind es Fabeln, halb Märchen, allegorisirende, auch wohl moralisirende Dichtungen, die mit freierer Verwendung der Gestalten und Geschichten der griechischen Mythologie einem poetischen Gewahrwerden, einer sinnigen Auffassung eines Naturgegenstandes oder seinem ethischen Gedanken

[1]) Goethe-Jacobischer Briefw. S. 82; Goethe-Knebelscher Briefw. I, 56; Goethe an Herder Nr. 38 (aus dem Dec. 84), A, I, 82 und 11. Nov. 85 aus Ilmenau, A, I, 87.

[2]) Vgl. Bd. I, S. 162 ff.

ein neues Kleid weben und durch die allbekannten mythologischen Vorstellungen der Allegorie oder dem Gedanken einen festen Halt geben. Wie in den deutschen Volksmärchen die alte heidnische Mythologie unbewußt sich in neue poetische Vorstellungen umsetzt, so wird hier bewußter Weise die griechische Mythologie zu einfachen Fabelgeschichten benutzt. Mannigfach verschieden ist die Art der Verwendung. Oft ist sie mehr äußerlich, oft schließt sie sich enger an die poetischen Motive des alten Mythus an oder giebt ihnen, bald glücklicher, bald minder glücklich, bald natürlicher, bald gezwungener eine neue Wendung. Veranlaßt aber wurde Herder zur Wiederaufnahme der alten Idee durch das poetische Unterhaltungsbedürfniß in dem Cirkel der Herzogin Amalie. In das am 3. September 1781 erschienene vierte Stück jenes handschriftlichen Journals von Tiefurt, zu welchem die Herzogin die Anregung gegeben, sandte Herder als einen Beitrag sieben jener kleinen Dichtungen, in das zu Ende des Jahres erschienene zehnte Stück eine achte. Wenn die Zuschrift an den Herausgeber, womit die Einsendung des ersteren Beitrags eingeleitet wird, ernst zu nehmen ist, so waren jene ersten Stücke die Frucht eines Wettstreits „zweier Einsiedler"; zum Zeitvertreib hatten die Zwei auf ihren Spaziergängen sich Gegenstände aufgegeben, über die sie in solcher Weise fabulirten, und so waren über einige Themata die Fabeln paarweise zu Stande gekommen [1]). Wie immer es mit dieser Geschichte stehe, die in der Vorrede zu den Blättern wiederholt wird: gewiß ist, daß Herder in der einmal angefangenen Weise für sich allein zu fabuliren fortfuhr. Der im Stillen vermehrte Vorrath wurde im November 84 für die Erste Sammlung der Zerstreuten Blätter hervorgesucht und, gleich den übersetzten griechischen Epigrammen, zunächst den Freunden vorgelegt. Am 6. November kündigt er seine „Fabeln" Knebel an; bald danach befinden sie sich in Goethes Händen und werden von diesem mit Frau von Stein gelesen; am 19. December endlich sendet er sie, die nun zuerst den Namen Paramythien bekommen haben, an den Erstgenannten [2]). Eine dreifache Bedeutung legt er nach der mehrerwähnten Vorrede in jenen Namen. Paramythie heißt Erholung — das waren sie ihm gewesen. Noch die heutigen Griechinnen nennten die Erzählungen und Dichtungen, womit sie sich die Zeit kürzen, Paramythien. „Ich konnte", fügt er hinzu, „den meinen noch aus einem dritten Grunde den Namen geben, weil sie auf die alte griechische Fabel, die Mythus heißt, gebaut sind und in den Gang dieser nur einen neuen Sinn legen". So drückt schon der Name der Dichtung das schillernde, zwischen anderen Gattungen schwankende, etwas unbestimmte Wesen derselben aus. Herder selbst hat sie nicht überschätzt. Er hat vor unzeitigen

---

[1]) S. den Aufsatz von Burkhardt, das Tiefurter Journal, Grenzboten 1871 III, 281 ff. und Düntzer in der Vorbemerkung zu SWH. II, 16 ff.

[2]) Knebels Nachl. II, 236; Goethe an Frau v. Stein 13. 22. u. 24. November 84; Herder an Knebel in Knebels Nachl. II, 298 und Knebel an Herder C, III, 17.

Nachahmungen gewarnt. Er weiß, daß Aehnliches, wenn auch ohne den Namen, in unsrer Sprache bereits existire. Ganz recht auch, wenn er bemerkt, daß von den Alten selbst die Mythologie nicht selten in Epopöen und Epigrammen, in Elegien, Oden, Idyllen und Chören — er hätte Platons philosophische Mythen hinzufügen können — zu Paramythien angewandt worden sei [1]). Zu sehr indeß überwiegt in den seinigen der moderne über den antiken Geist. Die zarte, zuweilen allzu weiche, ja sentimentale Gefühlsweise, mit welcher der Dichter Naturgegenstände auffaßt, contrastirt zuweilen stark gegen die unbefangene Sinnlichkeit und klare Bestimmtheit der antiken Vorstellungen. Nicht sowohl dem männlichen Verständniß, als dem weiblichen Gefühl mochte diese Interpretation des Geistes der Antike zusagen: unter Frauen zumeist fanden die Paramythien Liebhaberinnen und Nachahmerinnen. Wie ein über Blumen dahergewehter Hauch duftet uns auch ihre Form an. Der Dichter wußte wohl was er that, wenn er die früher gewählte Versform mied und seine mythologischen Idyllen und Fabeln in einfach anmuthiger, nur leise an den poetischen Ausdruck streifender Prosa vortrug. „Auch im Vortrag", so spricht er selbst seine Meinung darüber aus, „muß die Paramythie nur als eine leichte, vieler Wendungen fähige Allegorie behandelt werden: ihr Gewand ist ätherisch" [2]). —

Paramythien hätte Herder auch die in der Dritten seiner Sammlungen unter dem Titel „Blätter der Vorzeit" mitgetheilten „Dichtungen aus der morgenländischen Sage" nennen können. Sie bilden in der That zu den „Dichtungen aus der griechischen Fabel" ein fast genau entsprechendes Seitenstück. „Jüdische Dichtungen und Fabeln" hatte er sie genannt, als er im September- und Octoberheft des Teutschen Merkur 1781 zuerst einen Vorschmack gegeben hatte. Proben, wie er dort in der Vorerinnerung sagt, sollten es sein von der Mythologie und Dichtung der hebräischen Nation, einer Mythologie, die bei diesem Volke nur in unfreier Form, in der Form der Auslegung des Alten Testaments auftrete. Von dieser Gebundenheit wollte er sie befreien und etwa Anderen den Anstoß geben, solcher Perlen aus der Litteratur der hebräischen Bibelcommentatoren mehr hervorzuziehn. Schon damals hatte er an Eichhorn geschrieben, daß er deren noch eine Menge in Vorrath habe, und eine hatte er in die Schrift „vom Geist der ebräischen Poesie" hinter die Abschnitte von den Einrichtungen Mosis eingeschaltet [3]). Aehnlich wie im Merkur spricht er sich jetzt über sie aus. Auch

---

[1]) Vorrede zur zweiten Ausg. von Zerstr. Bll. I (vom Jahre 1791).

[2]) Nur für die ins Epigramm hinüberspielende Paramythie „Der Tod. Ein Gespräch an Lessings Grabe" hat Herder die Distichenform gewählt. Zusammengestellt sind sämmtliche Paramythien aus den Zerstr. Bll. und dem Tiefurter Journal im XXVIII. Bande der SWS., S. 129 ff.

[3]) An Eichhorn 27. Oct. 81, C, II, 272, vgl. an Gleim 26. Nov. C, I, 75; Ebr. Poesie II, 185 ff. „Das Gesetz Gottes und Moses, eine jüdische Dichtung".

sie, gleich den Paramythien, bezeichnet er als „Fabeln oder Idyllen". Er erzählt, wie er im Studium der morgenländischen Sprachen, Sagen und Commentare auf sie gekommen sei. Er habe in den Sagen des Morgenlands — die jüdischen meint er —, so ungereimt sie manchmal scheinen, oft so dichterische Ideen angetroffen, „die um eine bessere Ausbildung gleichsam flehten, daß es mir schwer ward, sie nicht auszuzeichnen und in müßigen Minuten nach meiner Weise zu gestalten." Wie er sich in Betreff der Paramythien verwahrt, die alte Mythologie dadurch verwirren zu wollen, so bittet er hier, diese morgenländischen Dichtungen nicht mit den Erzählungen der Bibel zu vermischen; es seien „völlige Apokryphen", von denen die meisten in ihrer Ausbildung völlig ihm zugehörten, wenige nur, wie sie daständen, ganz in der Tradition gegeben seien. Den Geist jüdischer Lehrweisheit und Fabelei im Ganzen treuer wiedergebend, als die Paramythien den der griechischen Mythologie, bilden doch auch sie das traditionell Gegebene in sehr verschiedener Richtung und in verschiedenem Maaße um. Eine Sichtung der so entstandenen Halbdichtungen, je nachdem in ihnen stärker der Charakter der fabelnden oder idyllischen Sage oder der der Lehre und folglich der eigentlichen Fabel oder Parabel hervortrat, nahm Herder erst allmählich vor. Bei der Mittheilung im Merkur hatte er diesen Unterschied noch nicht gemacht. Bei der viel reichlicheren, in drei Gruppen oder „Sammlungen" vertheilten Spende in den Zerstreuten Blättern war es die Absicht, Stücke der letzteren Art auszuschließen; er behielt diesen, wie er erklärt, eine leere Stelle in einem der folgenden Theile vor, kam jedoch diesem Versprechen erst in der Adrastea mit einer neuen Spende unter der Ueberschrift „Jüdische Parabeln" nach[1]. Streng war diese Grenzlinie freilich, der Natur der Sache nach, nicht innezuhalten: immerhin aber ist die Meinung, in den drei für die Zerstreuten Blätter ausgesuchten Sammlungen nur jüdische Sage oder Mythologie, nur apokryphe Fabelgeschichte geben zu wollen, unverkennbar. Sie bekundet sich am deutlichsten darin, daß die drei Sammlungen, dem geschichtlichen Gange in der Schrift von der Ebräischen Poesie folgend, chronologisch geordnet sind. Auch die apokryphe Sage, von der Schöpfung der Welt bis zu den Propheten fortlaufend, soll, wie im begleitenden Schattenbilde, die Ordnung der Geschichte des jüdischen Volks und der jüdischen Litteratur abspiegeln.

---

[1]) Aus dem Merkur sind, meist jedoch mit Veränderungen, 13 in die Zerstr. Bll. übergegangen; neu dagegen 23, darunter alle der dritten Gruppe. In die Adrastea (IV, 1, 170 ff.) sind andere 5 aus dem Merkur aufgenommen. Nur im Merkur finden sich Die Pflanzung des Weins (14), Des Königs Othem (17), Die Bereitschaft zum Tode (20). Die Schöpfung des Mannes und Weibes (3) ist mit Lilith und Eva (5) in den Zerstr. Bll. zusammengezogen. Die in der Ebr. Poesie mitgetheilte Dichtung findet sich nur dort. Eine andere ist erst nach Herders Tode in SW. zur Litt. IX, S. 62 veröffentlicht und von da in SWH. VI, 76 und in SWS. XXVI, 369 übergegangen. Ueber Herders Quellen giebt Redlich SWS. XXVI, 486 authentisch Auskunft. Die rabbinischen Stellen sind von ihm wie schon von Düntzer nachgewiesen.

Vielleicht war es die gute Aufnahme, welche die Epigramme der Anthologie und die Paramythien gefunden hatten, was Herder den Muth gab, in der Dritten Sammlung seiner „Blätter" endlich auch von seinen eignen Gedichten eine Probe zum Besten zu geben. Endlich einmal mußte er zeigen, daß er nicht bloß geliehene Capitalien vortrefflich anzulegen, sondern auch mit dem Pfunde von Poesie, das ihm selbst gehörte, wenn nicht zu wuchern, doch zu wirthschaften verstehe. Wie dichterische Uebungen ihn schon in sehr jugendlichen Jahren und fortan ununterbrochen beschäftigten, ist früher berichtet worden [1]). In Straßburg zumal und wieder in der ersten einsamen Zeit in Bückeburg hatte er gedichtet und Dichterisches übersetzt. Seine eignen Poesien hatte er damals nur den nächsten Freunden mitgetheilt, nur Einzelnes anonym hie und da, im Wandsbecker Boten, im Göttinger Musenalmanach zum Druck verstattet. Es entsprach das durchaus der bescheidenen Meinung, mit der er sich gegen Merck, gegen seine Braut, gegen Boie über das Maaß seiner dichterischen Begabung aussprach. Am Musenhofe von Weimar sofort, neben Wieland und Goethe, war ihm Bescheidung erst recht nahegelegt. „Ich bin kein Dichter, wills auch nicht sein oder werden," so wiederholt er bei der Uebersendung einiger poetischer „Kleinigkeiten" für das Tiefurter Journal an die Herzogin Amalie [2]). Er fuhr, dem entsprechend, fort, auch da, wo er Selbstgedichtetes öffentlich mittheilte, es zu verstecken. Unter der Masse der Volkslieder mochten einige seiner Gedichte, erkannt oder nicht erkannt, mitgehn; andre stiftete der verschämte Dichter unter verschiedenen Chiffern in den Teutschen Merkur; noch andre endlich streute er, neben fremden, in die Theologischen Briefe und die Ebräische Poesie, gleichviel ob man den Autor erriethe oder verkännte [3]). Jetzt, im Jahre 1787 zuerst, wagte er sich weiter vor, aber auch jetzt, so scheint es zunächst, mit der alten, ehrlichen Anspruchslosigkeit, nicht als ein Dichter, der durch Ausstellung seiner Werke sich den Lorbeer erringen, sondern wie einer, der Rechenschaft von einem Stück Leben und Streben geben will. Als er die für die Dritte Sammlung der Blätter bestimmten Gedichte im Manuscript an Knebel zur Begutachtung schickte [4]), hatte er ihnen einen Winkel in der Sammlung zugedacht. Sie seien nichts als Jugendträume, trifles of the youth. Es falle ihm bei ihrer Veröffentlichung nicht ein, in den vierziger Jahren in der Gestalt

---

[1]) Vgl. besonders Bd. I, S. 416 ff. u. 473 ff.

[2]) Mitgetheilt von Burkhardt, „Zum Tiefurter Journal. Nachtrag", Grenzboten 1872, I, 262.

[3]) S. SWS. XI, 14. 449, XII, 24. 227. 300 und die Suphanschen Anmerkungen zu diesen Stellen. — Die vorsichtige Zurückhaltung, die er selbst übte, empfahl er gelegentlich auch seinem Gleim; so 6. Dec. 78: „Gebt nicht Alles heraus und nehmt Euch in Acht!" und 17. Febr. 86: „Man muß mit den goldnen Gaben der Muse hauszuhalten wissen".

[4]) Knebels Nachlaß II, 265.

eines Dichters auftreten zu wollen. Er rühmt sich zwar der Simplicität, die sie an sich tragen, rühmt sich ihrer im Gegensatz zu den Wortblumen und gedrehten Phrasen, von denen „in unsrer geschmückten Zeit“ auch die Poesie voll sei: aber er ist doch nicht gewiß, ob nicht Einiges darin zu einfach oder gar ans Gemeine grenzend scheinen könne. Und so blieb sein Urtheil, auch nachdem die Gedichte im Ganzen von Knebel aufs Günstigste aufgenommen worden waren[1]). Obgleich er ihnen nun nicht einen Winkel, sondern die erste Stelle in der Sammlung anwies, so gab er ihnen doch in der Vorrede etwas wie einen Entschuldigungsschein mit. Er hatte sie nun „Bilder und Träume“ überschrieben, und erläuterte dies, ganz ähnlich wie in dem Briefe an Knebel, dahin, daß es „Jugendbilder und Jugendträume“, zum Theil zwanzig Jahre alt, seien, die, „so wenig sie Gedichte sein mögen, ihrem Verfasser den Namen eines Dichters zu erwerben auch ganz und gar nicht im Sinne haben.“ Nicht als Kunstwerke höherer Art, sondern als alte Verse oder gar als Prosa seien sie zu lesen. Das sind bescheidene — und doch nicht bloß bescheidene Aeußerungen. „Sehr nach der alten Weise, d. i. äußerst simpel“ nennt er die Stücke. Deutlich steckt dahinter ein Tadel der neuen, allzu geschmückten Weise. Er fügt hinzu, daß der wahre Schmuck der Poesie eben „hohe Einfalt und eine äußerst wahre, tief eingreifende Bildung der Gedanken, d. i. Dichtung“ sei. So nimmt er ja in Einem Athem für sich in Anspruch, worauf er zugleich zu verzichten schien. Er spricht überdies den Wunsch aus, daß einige dieser Stücke der Musik angemessen wären. Wie hätte er, bei seiner Ansicht von dem Verhältniß beider Künste, diesen Wunsch aussprechen können, wenn er nicht wirklich gedichtet, wohlgemerkt in seiner Weise, in der Weise des Natur- und Volksgesanges gedichtet zu haben geglaubt hätte?

Mehr als Ein Musiker, in der That, zumeist freilich Dilettanten, wie Seckendorf, Dalberg, Körner, versuchten sich an der Composition Herderscher Stücke. Einem in sich vollendeten Gedicht musikalisch gerecht zu werden, gelingt nur dem Meister: es ist noch kein Zeugniß für den poetischen Werth eines Gedichts, wenn es eine Stimmung anregt, und die Musik, welche diese Stimmung wiedergiebt, verleiht oft dem Gedichte mehr als sie ihm entnimmt. Ein zweifelhaftes Zeugniß ist ebenso die Anziehungskraft, welche die Herderschen Gedichte auf manche feinere Naturen, auf Frauen namentlich, übten. Die Anmuth und Milde, welche darin den Ausdruck zuweilen bedeutender, zuweilen einfacherer, ja gewöhnlicher Gedanken begleiten, erinnerte z. B. Charlotte v. Schiller an das edle Gemüth des Dichters; sie fühlte sich dadurch nicht wie durch eine große Naturgewalt unwiderstehlich ergriffen, sondern nur wie durch eine schöne Naturerscheinung zu gleichstimmigem Empfinden angeregt. In der Hauptsache ist es richtig, was mit den Worten von Caroline Herder

[1]) Knebel an Herder 3. April 87, C, III, 28 ff.

J. G. Müller in der Vorerinnerung zu der Ausgabe der Herderschen Gedichte von 1817 sagt: wie Rousseau seine musikalischen Compositionen les consolations de ma vie genannt habe, so seien Herder seine Gedichte Trost des Lebens, freie Ergüsse des Herzens, Stimmen des Gefühls gewesen, welche ein Bedürfniß ihm abgedrungen [1]). Noch passender indeß würde man sein Dichten mit Goethes Bemühungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst vergleichen. Es war und blieb Uebung und Versuch, einem Bedürfniß entsprungen, das sich doch nie genug that, unentbehrlich für einen Geist, der so lebhaft den Werth der Dichtung fühlte und doch nur dichterisch zu denken und zu empfinden, nicht dichterisch zu gestalten im Stande war. Die ganze Unbestimmtheit und Unsicherheit, mit der jenes Vorwort den Verzicht auf den Dichternamen nur ausspricht, um ihn zur Hälfte wieder zurückzunehmen, haftet auch den Leistungen Herders an. Sie verrathen viel zu viel Mühe und Kunst, um als bloße Naturlaute gelten zu können, und sie sind andrerseits viel zu wenig durchgebildet, um in den Rang von Kunstwerken hinüberzutreten. Von gelegentlichen Härten in Vers und Reim abgesehen: nirgends deckt sich die Form vollkommen mit dem Inhalt, nur selten ist die Empfindung und der Gedanke mit dem Bilde in Eins zusammengegangen. Die meisten dieser „Bilder und Träume" sind nur geträumte Bilder oder bildernde Träume, sie haben vielfach wieder den Charakter von Paramythien, von Parabeln oder Epigrammen. Nicht anders, wenn auch zuweilen schlimmer, zuweilen besser, steht es mit der sonstigen Herderschen Dichterei, die wir noch später viel anspruchsvollere Wege werden betreten sehn. Tief eingreifende, im höchsten Grade wahre Bildung der Gedanken bezeichnet das Vorwort als das Wesen der Dichtung. Nur da jedoch, wo die Macht sittlicher Empfindung sich so ganz mit der Tiefe der Gedanken erfüllt, daß sie das sinnliche Bild nicht vermissen läßt, in jenen philosophischen Gedichten, in denen Herder seinen Spinozistischen Ueberzeugungen Ausdruck verlieh, hat er diese wahre und tiefeingreifende Gedankenbildung erreicht. Mit voller Sicherheit, wie mit Recht gesagt worden ist, wandelt er nur auf dem Rain zwischen Poesie und Philosophie und auf dem zwischen Poesie und — Predigt [2]).

II.

Zur Poetik und Geschichte der Dichtkunst.

Wie immer es sich jedoch mit dem Werth aller dieser poetischen Leistungen Herders, der unselbständigen wie der selbständigen, verhalte: jedenfalls sichern

---

[1]) SW. zur Litt. III, 6; Caroline an G. Müller 4. Febr. 1806, C, III, 343.

[2]) Suphan, am Schlusse seines Aufsatzes „Goethe und Herder", in den Preuß. Jahrbüchern XLIII, 4, S. 431 ff. An einzelnen Beispielen wird hier das Unplastische und Unsichere des Herderschen Dichtens treffend nachgewiesen.

sie seinen theoretischen Untersuchungen über Natur und Arten der Poesie im Voraus das Vertrauen, das man nur dem praktisch erfahrenen Lehrer zu schenken geneigt ist. Auch äußerlich thut es Herder Lessing nach. Er folgt in den Zerstreuten Blättern dem Beispiele, das dieser gegeben, als er seine Fabeln mit den Abhandlungen über die Fabel verband, als er die neue Ausgabe seiner Sinngedichte durch die Anmerkungen über das Epigramm bereicherte.

Mit einer Abhandlung über Geschichte und Theorie des Epigramms, die sich aus der Ersten in die Zweite Sammlung hinüberzieht, begleitet er zunächst die „Blumen aus der Anthologie" und die „Hyle kleiner griechischer Gedichte" [1]). Die zweitheilige Abhandlung ist die vollere Ausführung dessen, was er in der Recension von Lessings Vermischten Schriften in der Allgem. Deutschen Bibliothek schon 1772 zur Kritik und Ergänzung der Lessingschen Epigrammentheorie angedeutet hatte [2]). Wie dort, so hatte er in dem Denkmal auf Lessing zwar das Lichtvolle von dessen Erörterungen und die relative Berechtigung seines Gesichtspunkts anerkannt, zugleich aber, unter Hinweis auf die griechische Anthologie, bemerkt, daß sich „genetisch und historisch" Manches dagegen sagen lasse. Jetzt nun wird ihm die Anthologie, nachdem er kurz die äußere Geschichte derselben, die Geschichte der verschiedenen Sammlungen von der des Meleager bis zu der des Planudes, der Veröffentlichungen Reiskes und der Brunckschen Analecta erzählt hat, zum Anlaß, das Wesen des ursprünglichen, des griechischen Epigramms zu studiren. Er hatte in jener älteren Recension gesagt, daß Lessing die Theorie des Epigramms nur objectiv behandelt habe, und daß sich die Sache anders stellen werde durch eine zugleich subjective Theorie und durch ein genaueres Eingehn auf die Geschichte dieser Dichtungsart. Von beiden Seiten in der That greift er nun die Frage an. Psychologisch leitet er zunächst die Entstehung des Epigramms aus dem natürlichen Triebe her, dem freudigen oder traurigen Eindruck, den uns ein Gegenstand erregt, Sprache zu leihen, um unserem Gefühl theils für uns selbst bestimmtere Gestalt zu geben, theils es Anderen mitzutheilen: — das Epigramm ist ihm die auf Mittheilung berechnete Exposition eines Bildes oder einer Empfindung über einen einzelnen Gegenstand, der dem Anschauenden interessant war. Er setzt sodann, unter beständiger Bezugnahme auf die Beispiele der Anthologie, auseinander, wie die Griechen, umgeben von Kunstwerken, durch ihre Mythologie, ihre Verfassung, ihr Klima ganz besonders

---

[1]) „Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm". So der Titel des ersten kleineren Theils der Abhandlung, auf den sich Goethes Lob (an Frau von Stein 22. Nov. 84), nachdem er ihn im Manuscript gelesen, bezieht. Der zweite Theil (in Sammlung II) ist überschrieben: „Anmerkungen über das griechische Epigramm. Zweiter Theil der Abhandlung". Das Ganze nach der zweiten Ausg. der Blätter in SW. zur Litt. X, 137 ff.

[2]) S. Bd. I, S. 480 und Herders eigne Andeutung über die Geschichte seines Aufsatzes in der Vorrede zu Bd. II der Zerstr. Bll. S. IV, V.

reich an Anlässen zu solchen unwillkürlich laut werdenden Empfindungen und Gedanken, zu poetischen Inschriften waren, und wie andrerseits ihr reines menschliches Mitgefühl und ihre Geschwätzigkeit, der die bildsamste Sprache mit dem geeignetsten Versmaaß entgegenkam, als epigrammatischer Trieb wirkte. Er rühmt die Sprache der Griechen, „die so vollkommene, ihr zur Natur gewordene Gedankenformen in sich hat." Und er verräth uns etwas von der Schwierigkeit, die ihm die Verdeutschung der griechischen Epigramme gemacht, namentlich die Bildung des Pentameters. „Unsre Prosodie starrt von einsylbigen unbestimmten Worten: Hiatus sind in ihr fast unvermeidlich, und wenn der Vers seine Flügel mit fröhlichem Spiel auf- und zuschlagen soll: so schleppt sie sich oft in mühsamem Gange daher, treu dem Himmel, unter dem sie ertönet."

Man sieht nun aber wohl, daß die gegebene psychologische Ableitung des Epigramms zu weit ist, daß sie gleich gut auch auf andre, dem Epigramm nachbarlich verwandte Dichtungsarten paßt, wie dergleichen in der alten Anthologie in der That genug mit aufgenommen waren. Es handelt sich also weiter um eine genauere Begriffsbestimmung. An der Hand, oder vielmehr in den Fußstapfen des scheidenden, Grenze ziehenden Lessing wird sie unternommen. Der bedeutendere zweite Theil der Abhandlung beginnt mit einer Kritik des scharfsinnigen Vorgängers. Dieser hatte das Epigramm für ein Gedicht erklärt, in welchem, „nach Art einer Aufschrift auf einem Denkmal," zuerst — wie beim Erblicken eines auffälligen Monuments — Aufmerksamkeit und Neugierde erregt, sodann — wie nach gelesener Aufschrift — mit eins befriedigt werde. Daß nun Lessing genauer hätte sagen sollen: „nach Art des Denkmals und seiner Aufschrift" — diese Bemerkung konnte Herder sich sparen, denn Lessing hatte seine Worte ausdrücklich so verstanden wissen wollen [1]). Mit Recht dagegen wird nun eben dieses Uebertragen der vom Erblicken eines Denkmals bis zur Lesung der Inschrift sich abspielenden Empfindungsreihe auf die Theile des Epigramms getadelt. Der dramatisch angelegte Lessing, dem das Wesen aller Poesie in Handlung bestand, machte das Epigramm zu einem dramatischen Effectstück en miniature und legte selbst seine Erklärung desselben in dramatischem Stile an. Der poetischer empfindende Herder richtet, ohne die dramatischen Ingredientien zu verkennen, die jedem die menschliche Seele unterhaltenden Werke eigen sein müssen, seinen Blick auf das, was neben und außer der Handlung alle Poesie zu Poesie macht. Das Epigramm ist nicht ein Gedicht „nach Art" einer Aufschrift, d. h. nicht ein den Fortschritt vom Denkmal zur Inschrift in der

[1]) Anmerkungen über das Epigramm, Lachmann VIII, 429: „Wenn ich sage: nach Art der eigentlichen Aufschrift, so will ich — — das Denkmal zugleich mit verstanden wissen, welches die Aufschrift führet und welches dem ersten Theile des Sinngedichtes entspricht".

Form von Erwartung und Aufschluß reflectirendes Gedicht, sondern es ist selbst Inschrift, gleichviel ob als solche wirklich irgendwo angebracht oder nur als solche gedacht. Und ferner: warum soll denn ein Denkmal, wie der verständige, dialektische Lessing gemeint, nur neugierige Erwartung erregen und durch die Inschrift befriedigen? warum demnach das Epigramm desgleichen mit dieser flüchtigsten aller Seelenbewegungen sich begnügen, warum nicht mehrere, tiefere und schönere Empfindungen in sich fassen? Es ist vielmehr, meint Herder, die Lessingschen Worte gegen andre vertauschend, an dessen Theorie sich anbequemend und sie zugleich umbiegend, — es ist die Aufgabe des Epigramms, auf die Darstellung oder Exposition des betreffenden Gegenstandes den befriedigenden Abschluß der dadurch erregten Empfindung, welcher Art diese auch sei, folgen zu lassen. Und endlich: warum müßte es bloß ein Denkmal sein, das, mit seiner Inschrift zusammengenommen, die natürlichen Theile des Epigramms gäbe? Jeder Gegenstand in der Welt vielmehr, lebendig oder todt, gegenwärtig oder abwesend, kann ein Object der Inschrift werden, d. h. kann poetisch exponirt werden zu irgend einem Ziele der Lehre oder Empfindung.

Soweit die directe Auseinandersetzung mit der Theorie des Vorgängers. Erst nun nimmt die Abhandlung eine historische Wendung. Wie zuerst psychologisch, so verfolgt sie zweitens an der Hand der Geschichte den Ursprung und die möglichen Wandlungen des Epigramms. Aus der bloß äußerlich bezeichnenden, bloß geschichtliche Umstände trocken angebenden Inscription trat, nach Herder, das Epigramm auf den Boden der Poesie hinüber, sobald diese Angabe mit einer Empfindung verbunden wurde. Diese simple Exposition des Gegenstandes, bei der „die Worte nur da sind, um die Sache vorzuzeigen und mit dem Siegel einer stummen Empfindung, wie mit dem Finger der Andacht oder der Liebe zu bezeichnen," ist ihm die Urform des Epigramms. Mehr phänomenologisch als streng historisch, wie nicht anders möglich, halb nach systematischer Eintheilung, halb vom Gesichtspunkt einer Stufenfolge, die sich auf der einen Seite erhebt, auf der andern wieder abwärts neigt, geht er demnächst der Entwicklung jener Urform nach, so daß wir zugleich eine Classification und zugleich eine morphologische Reihenfolge der verschiedenen möglichen Gattungen des Epigramms erhalten. Er steigt, indem er fortwährend, ebensowohl aus der Anthologie wie aus neueren Dichtern, aus Wernike und Logau, aus Kleist, Gleim und Lessing Beispiele giebt, von dem einfachen oder darstellenden zu dem mit einer planen Anwendung verbundnen, dem „paradigmatischen oder Exempel-Epigramm" auf; Kunstwerke sofort veranlaßten das den Griechen besonders so geläufige „schildernde Epigramm"; der anschauende Genuß eines schönen, geliebten Gegenstandes, die gesteigerte Empfindung einer gegenwärtigen Situation gab das „leidenschaftliche Epigramm" ein; bot der Gegenstand irgend ein Zwiefaches dar, so kam Bewegung, etwas wie Handlung, eine künstliche Wendung in das Sinngedicht.

Aus diesem „künstlich gewandten“ wurde das „täuschende“, d. h. das mit einer Täuschung beginnende, sie aber auch auflösende, aus diesem endlich das rasch witzige, aus Gedankencontrasten Funken schlagende, das Epigramm mit eigentlicher Pointe.

Daß diese hier aufgezählten sieben Gattungen — die Recension vom Jahre 1772 hatte nur drei: die bekundende Inschrift, das malende und das Pointen-Epigramm unterschieden, — nicht alle möglichen Wendungen des Epigramms erschöpfen, daß sie durch zahlreiche Schattirungen in einander und in andere nicht streng epigrammatische Formen übergehn, weiß Herder sehr gut. Er darf trotzdem versuchen, sie zu Einem Hauptbegriff des Epigramms zu vereinigen und gelangt so zu der im Wesentlichen schon auf dem Wege der psychologischen Ableitung gewonnenen Definition, daß das Epigramm „ein gegenwärtiges Object zu einem einzelnen festbestimmten Punkt der Lehre oder der Empfindung poetisch darstelle oder wende und deute.“ Aus diesem Begriff aber leitet er nun auch die Regeln der Gattung ab. Die gewöhnliche Forderung der Kürze verwandelt sich ihm in die der Einheit, der Richtung auf einen einzigen Punkt der Wirkung, die Forderung der Anmuth in die lebendiger, diesen Punkt der Wirkung energisch hervorhebender Gegenwart, die Forderung der Pointe endlich in die des leichten Gesichtspunkts, aus dem der Gegenstand gesehen werden soll. Um in nichts hinter dem Verdienstlichen der Lessingschen Theorie zurückzubleiben, sucht er ferner durch die gegebene Erklärung auch die Grenzen bemerklich zu machen, die das Epigramm von verwandten kleineren Gedichten scheiden. An Beispielen zeigt er, wie so manches Idyll oder Lied durch die mangelnde Zuspitzung zu dem Punkt der Lehre oder Empfindung, so manche Fabel und mancher Lehrspruch durch die mangelnde lebendige Gegenwart aus dem Begriff des Sinngedichts herausfallen. Die auf die Epigrammenabhandlung folgende „Hyle kleiner griechischer Gedichte“ ist wesentlich dazu beigegeben, um diese Unterschiede ins Licht zu setzen. Wie endlich Lessing in den Fabelabhandlungen von dem heuristischen Nutzen der Fabel gesprochen hatte, so empfiehlt Herder, dem pädagogische Gesichtspunkte immer besonders nahe liegen, in gleichem Sinne das griechische Epigramm als ein „schönes Vorbild jugendlicher Uebungen“, an denen der Jüngling „eine schöne Ründe, eine liebliche Klarheit, ein Eilen zum Ziel auf dem kürzesten treffendsten Wege“ lernen könne. Noch ein Grund mehr für ihn, der Erneuerung des griechischen Epigramms das Wort zu reden. Er hat damit nicht bloß Anfänger, nicht bloß sich selbst, sondern auch die Meister neben ihm, auch Goethe und Schiller in die Bahn gewiesen und ihnen Lust zu dieser Art dichterischer Production gemacht. In eben dieser pädagogischen Absicht geschah es, daß Goethe später dem jungen Hölderlin den Rath ertheilte, „kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen“ [1]).

[1]) An Schiller 23. August 1797.

In dieser Abhandlung, wenn irgendwo, hat Herder nach jeder Richtung hin und in der glücklichsten Weise Lessing ergänzt. Nicht bloß zu spitzfindig war die Lessingsche Ableitung des Begriffs des Epigramms, sondern sie war auch „aus einem zu engen Kreise von Beispielen" entnommen. Wie Lessing im Laokoon nach Herders richtiger Bemerkung seinen Satz, daß Handlungen die eigentlichen Gegenstände der Poesie seien, allzu einseitig von der Praxis des Homer abstrahirt hatte, so ruhte seine Epigrammentheorie allzu ausschließlich auf dem Muster des Martial. Gewiß, wie schon die Recension von 1772 angedeutet hatte, es lohnte die Mühe, die Aussicht zu erweitern. Mit Recht erinnert Herder daran, daß die Griechen, die Meister und Lehrer in allem Schönen gewesen, doch wohl auch in dieser kleinen Dichtungsart Aufmerksamkeit verdienten, zumal ja von ihnen auch die Römer, auch Martial und mittelbar auch wir von Griechen und Römern dieselbe überkommen hätten. Es wäre eine schöne Bereicherung der Herderschen Abhandlung gewesen, wenn er seine Betrachtungen noch fortgesetzt hätte über die römischen und neueren Epigramme, wie in der That seine Absicht war [1]), — auch so indeß ist dieselbe eine musterhafte Leistung. Sie hat die Theorie des Epigramms endgültig zum Abschluß gebracht.

Nicht ganz dasselbe läßt sich bezüglich der Theorie der Fabel von der an die „Bilder und Träume" in der Dritten Blättersammlung sich anschließenden Abhandlung: „Ueber Bild, Dichtung und Fabel" [2]) rühmen. Theils hatte hier Lessing seinem Nachfolger weniger zu berichtigen übrig gelassen, theils war die historische Basis, auf welcher Herder fußte, hier noch nicht breit genug, es wurde namentlich der Zusammenhang der Thierfabel mit der Thiersage, wenn auch angedeutet, doch noch nicht ausdrücklich von ihm in Betracht gezogen. Nicht so sehr durch den erweiterten Kreis der Beispiele als durch glücklicheres Gewahrwerden, durch Vertiefung der psychologischen und ethischen Momente gelingt es ihm nichtsdestoweniger auch in diesem Falle, die Theorie zu verbessern. Fast Alles, was sich in der Abhandlung als Kritik Lessings giebt, ist abermals alten Datums; die Materialien dazu finden sich, wie der Verfasser in der Vorrede zu dem betreffenden Bändchen der Blätter selbst andeutet, in jenem uns längst bekannten, für die zweite Auflage der Zweiten Fragmentensammlung bestimmten Abschnitt: Aesop und Lessing [3]). Abermals nur „gewaschen und neu angezogen" ist jener ältere Aufsatz. Der Verfasser ist dem großen Vorgänger gegenüber bescheidener geworden; an die Stelle des früheren unruhigen Streit- und Recensententons ist ein klarerer, mehr ruhig entwickelnder Ton getreten; das Ganze rundet sich zu einer positiven, alle

---

[1]) Anmerkung zum Wiederabdruck des Denkmals auf Lessing in Zerstr. Bll. II, 390.

[2]) Nach der zweiten Ausg. von 1798 wiederabgedruckt in SW. zur Litt. XX, 5 ff.

[3]) Vgl. Bd. I, S. 198 ff.; der ganze Abschnitt ist seitdem in SWS. II, 188 ff. gedruckt.

fraglichen Punkte systematisch vortragenden Theorie. Aufgegeben ist von den früheren Bemängelungen der Lessingschen Theorie keine einzige: auch die minder berechtigten indeß treten jetzt durch die positive Behandlung der Sache in ein neues Licht, in den Zusammenhang einer großen, consequent festgehaltenen Anschauung.

Warum die Thiere und wie sie in der Fabel handeln müssen, wie weit auch andre handelnde Wesen in sie eingeführt werden können, was es sei, was uns in der Fabel anschaulich gemacht werde, wie beschaffen die Handlung der Fabel sein müsse, wodurch sich die Fabel vom Beispiel und der Parabel unterscheide — alles das wird Schritt für Schritt erörtert, und die Summe dieser Erörterungen schließlich zu einer nach der Absicht des Verfassers erschöpfenden Definition zusammengefaßt. Die Fabel „ist eine Dichtung, die für einen gegebenen Fall des menschlichen Lebens in einem andern congruenten Falle einen allgemeinen Erfahrungssatz oder eine praktische Lehre nach innerer Nothwendigkeit derselben so anschaulich macht, daß die Seele nicht etwa nur überredet, sondern, kraft der vorgestellten Wahrheit selbst, sinnlich überzeugt werde."

Also Definition gegen Definition. Die Lessingsche schon ihrer Form nach mehr eine Anweisung, wie man eine Fabel zu machen habe, die Herdersche eine directe Bestimmung des Wesens der Fabel; jene spricht zuerst von einer philosophischen Operation — der Zurückführung eines allgemeinen moralischen Satzes auf einen besondern Fall —, zuletzt von einer „Erdichtung" oder dem Dichten einer Geschichte aus dem als wirklich gesetzten besondern Fall: diese setzt oben an — und dies ist ihr erster, entscheidendster Vorzug vor jener —, daß die Fabel „eine Dichtung" ist.

Von aller Dichtung wußte und lehrte Herder, daß sie nicht gemacht werde, sondern „eine Natur- und Völkergabe" sei. Auch in Betreff der Fabel daher sucht er zu zeigen, nicht eigentlich wie sie historisch entstanden ist, als vielmehr, wie sie natürlich und nothwendig entstehen mußte. Das Wort der älteren Abhandlung, daß die Fabel „ein Quell, ein Miniaturstück der großen Dichtkunst sei, wo man die meisten Dichtungsregeln in ihrer ursprünglichen Einfalt und gewißermaaßen in Originalgestalt findet" — dies Wort erhält seine Ausführung. Im Zusammenhange mit den allgemeinsten Grundlinien der Poetik, ja der Kunstlehre überhaupt wird hier die Fabeltheorie vorgetragen: von „Bild", „Dichtung" und Fabel handelt der Aufsatz. Auch für diese grundlegenden allgemeineren Erörterungen stützt er sich auf ältere Materialien. Sie lagen vor im Vierten Kritischen Wäldchen. Noch immer ist ihm, wie dort, die Philosophie vom Schönen und der Kunst, der Baumgartenschen Auffassung entsprechend, die Philosophie des sinnlich Vollkommenen und diese wieder ein Zweig der Philosophie der Empfindungen. Sie muß sich aufbauen auf einer Lehre von den Sinnen und führt daher mit Recht den Namen der Aesthetik. War nun in jenem Wäldchen der Versuch gemacht

worden, aus jedem Sinne eine Kunst abzuleiten, die Poesie aus dem Zusammenströmen aller Empfindungen, aller Sinne in die Einbildungskraft[1]), so wird jetzt die dichtende Einbildungskraft in nähere Beziehung zu dem Gesichtssinn gebracht. Denn dieser, welcher dort und noch in der „Plastik" hinter den Gefühlssinn als den wahreren, treueren zurückgestellt worden war, wird jetzt, nachdem Herder den Werth des treuen Sehens an dem Freunde schätzen gelernt hat, in seiner höheren Bedeutsamkeit, als der schärfere, klarere anerkannt. Darum bezeichnet er jetzt eine Theorie des Lichts und des Bildes als die beste Basis kunsttheoretischer Erörterungen. Vom Begriff des Bildes aus versucht er eine Erklärung des Ursprungs der Poesie, die im Ganzen wie im Einzelnen vielfach mit der Erklärung des Ursprungs der Sprache in der Preisabhandlung von 1772 parallel läuft. Von eben diesem Begriff zwar war er schon im Anfangscapitel des Zweiten Theils der Ebräischen Poesie ausgegangen. Handelte es sich aber dort speciell um Ursprung und Wesen der hebräischen Poesie, so steuert er hier auf die Erklärung der Aesopischen Fabel los; das verschiedene Ziel beeinflußt seine Theorie und verschiebt in etwas den Sehwinkel, in dem ihm die Sache erscheint. Nicht nur, daß er erst hier diesen Nachdruck auf den Gesichtssinn legt: auch die Verwandlung des Bildes in Poesie bekömmt diesmal ein schärferes, ja abstracteres Gepräge. Gründlicher verweilt er jetzt bei der Entstehung des Bildes in der Seele, während dort nur kurzer Hand von der Begegnung der Empfindung mit dem empfangenen Bilde die Rede war. Ja, fast gewinnt es den Anschein, als ob auf seine gegenwärtige Vorstellungsweise Kants kritische Erkenntnißtheorie unbewußt eingewirkt habe. Denn durchaus subjectivistisch, wenn schon ganz und gar nicht aprioristisch, ist diese Vorstellungsweise. Nämlich: wir sehen nicht, sondern wir erschaffen uns Bilder. Ganz anders also, trotz aller wörtlichen Wiederholungen von dem „Meer lebendiger Wellen" der auf uns eindringenden Eindrücke, wovon in der Ebräischen Poesie und in der Schrift vom Erkennen geredet wurde — ganz anders wird diesmal die Selbständigkeit des Geistes betont. Das Bild in unsrer Seele entsteht, indem wir die sinnlichen Gegenstände mit dem Gepräge unsres Bewußtseins, oder, wie er auch sagt, unsres innern Sinnes bezeichnen: das Bild von den Gegenständen ist ein „Kunstgemälde der Bemerkungskraft unsrer Seele." Nach Regeln, die uns eingeboren sind, verwandeln wir, übersetzen wir Gegenstände in Gedankenbilder auf Grund der Communicabilität aller unsrer Sinne untereinander, und nach inneren Regeln des Verstandes und Bewußtseins beurtheilt sich daher auch die Vollkommenheit des Bildes. Lebhaftigkeit, Wahrheit und Klarheit sind ihre Kennzeichen. Natürlich, daß er auch hier nicht verfehlt, hervorzuheben, wie dies Bilderschaffen sich individualisire, wie Jeder die Welt nach seinem Auge anschaue, Jeder in seiner eigenthümlichen Weise bemerke,

[1]) Vgl. Bd. I, S. 254 ff.

zusammensetze, schildere, und wie es daher keine allgemeinen Regeln noch Grenzen des Umbildens der Außenwelt gebe.

Alle Dichtung sofort ist nur ein potenzirtes Bilderschaffen. Wie wir bei einzelnen Bildern unsern Sinn, so tragen wir bei Reihen von Bildern unsre Empfindungs- und Denkart in die Gegenstände hinüber. Da wir Personen sind, so dichten wir die wirkenden Kräfte der Natur zu persönlichen Wesen um; nach unsrer Natur dichten wir diesen Haß und Liebe, Thätigkeit und Leiden, Unterschied des Geschlechts, endlich wechselnde Zustände des Lebens und Todes an. So entstand Mythologie und Sage, und aus dieser durch das Streben nach Vervollkommnung — Dichtkunst. Nur flüchtig berührt der Verfasser diesmal die dabei mitwirkenden Momente: Geberdensprache, Musik, Tanz u. s. w.; nur flüchtig auch, wie um anderwärts davon zu reden, die verschiednen Gattungen der Dichtkunst. Es ist eben Alles im Zusammenhange der gegenwärtigen Abhandlung auf die genetische Erklärung der Einen Gattung, der der ältesten Sage und Dichtung nächst verwandten Aesopischen Fabel zugespitzt — es bedarf dazu keiner umständlicheren Vermittlungen. Dichten hieß ja: Empfindungen, Leidenschaften, Absichten und Handlungen nach menschlichem Maaß in andre Geschöpfe hinübertragen. Wenn nun diese Anschauungen so gestellt und geordnet werden, daß in ihnen ein Erfahrungssatz oder eine praktische Lehre anerkannt und daraus abgesondert wird, so ist die Aesopische Fabel gegeben.

Nach allen Seiten hin erleuchtet sich von diesen Sätzen aus die Theorie der Fabel. Der poetische Blick Herders schiebt nicht bloß den schiefen Gesichtspunkt Breitingers, daß die Thierfabel des Wunderbaren wegen erfunden sei sondern auch den scharf die Hauptsache treffenden Lessings von der allgemein bekannten Bestandheit des Thiercharakters bei Seite und bleibt bei dem weiteren, dem in der That zu weiten von der „Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit" der Menschenähnlichkeit der Thiere stehen. Aus dieser Forderung der Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit leitet sich weiter die Regel ab, daß die Thiere immer doch als Thiere handeln müssen, und die bedingte Erlaubniß, auch andre Wesen, ja selbst allegorische, in die Fabel einzuführen. Ferner: die nicht gemachte, sondern aus Naturanschauung als sinnige Dichtung entstehende Fabel reducirt nicht einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall, sondern beleuchtet mit schlagender Anschaulichkeit einen besonderen Fall, eine bestimmte Situation des Lebens durch eine analoge Fiction, so daß aus der Congruenz des wirklichen und des gedichteten Falls eine Erfahrungs- oder Klugheitslehre, ein besonderer praktischer Satz in die Augen springt. Die anziehende Seele der Fabel — dies ist der siegreichste Punkt der Herderschen Theorie — besteht in der Paßlichkeit der Fabel zu einem gegenwärtigen Fall des Lebens; jede Fabel ist zusammengesetzt aus dem erdichteten und dem wirklichen Fall; mit diesem zusammen wurden sie ursprünglich aufgezeichnet, und nur später trat an die Stelle dessen die Hervorhebung der

Moral. Dem von Lessing entwickelten heuristischen Nutzen der Fabel setzt ebendeshalb Herder einen andern an die Seite: es wäre die beste Uebung der analogischen Erfindungskraft, wenn man den Jüngling dazu anhielte, zu einer Fabel mit ihrer Lehre einen Fall der Anwendung hinzuzuerfinden, die Fabel gleichsam in ihren Entstehungsanlaß zurückzudichten. Nicht eben erheblich ist, was demnächst über die Handlung der Fabel gesagt wird, und richtig nur so viel, daß Lessings Erklärung der Handlung als einer Folge von Veränderungen für die echte Aesopische Fabel zu weit ist, daß wenigstens die Lessingsche Fabel, wenn sie oft nur eine „Gedankenfolge" darstellt, nicht jene echte ist; noch unerheblicher endlich, wenn sich Herder der Ausdrücke „Allegorie" und „Einkleidung" annimmt, welche Lessing mit gutem Rechte bekämpft hatte. Vortrefflich dagegen ist wieder die Grenzbestimmung zwischen der Fabel einerseits, dem Beispiel und der Parabel andrerseits. Ganz recht, wenn er da ausführt, ein geschichtliches Beispiel erläutere, aber es zwinge, es überzeuge nicht; auch die Parabel — die er als einen „erdichteten Fall aus der menschlichen Geschichte" freilich ungenügend definirt — mache nur wahrscheinlich: die Fabel allein dringe unausweichlich, weil sie uns die innere Nothwendigkeit des Erfahrungssatzes anschauend zeige. Ja, auch darin hat er Recht, daß er den Tadel abwehrt, den Lessing gegen Aristoteles erhebt, derselbe habe irriger Weise dem historischen Beispiel eine größere überzeugende Kraft zugesprochen als der Fabel. Nicht das in der That hat Aristoteles in der bekannten Stelle der Rhetorik gesagt, sondern nur dies, daß jenes beim rhetorischen Gebrauch, bei einer öffentlichen Berathschlagung bessere Dienste leiste. Und mit gutem Grunde geht er, um dem Aristoteles gerecht zu werden, von dessen Rhetorik auf dessen Poetik zurück. Er tritt damit in die eignen Fußstapfen Lessings, des Dramaturgen Lessing. Auch für die Fabel ist ihm die Poetik, was sie Lessing für die Tragödie war, eine Theorie von kanonischem Werthe. Eben dies Zurückgehn auf die Poetik aber wird ihm dadurch ermöglicht, daß ihm die Fabel in erster Linie eine Dichtung ist. Alles daher, was der Grieche von der Dichtung überhaupt, was er insbesondere von der Dichtung im Unterschied von der Geschichte gesagt hat, wird sich auch auf die Fabel und deren Unterschied vom historischen Beispiel müssen anwenden lassen. Ist die Fabel eine Dichtung, so gilt ja auch von ihr das Aristotelische Wort, daß sie, weil sie das Allgemeine, das Wahrscheinliche oder nothwendig Geschehende erzähle, philosophischer und lehrreicher, und also von größerer Ueberzeugungskraft sei, als die Geschichte [1]).

[1]) Auch übrigens will dann Herder Alles, was Aristoteles von der Dichtung überhaupt und Alles, was er von der höchsten, der dramatischen Dichtung sagt, „Zug für Zug, seinem allgemeinsten Geiste nach" auf die niedrigste regelmäßige Dichtung, die Fabel übertragen wissen. „Aristoteles", schrieb er 20. Dec. 84 an Jacobi, „ist mir seit einiger Zeit viel werth". Die Poetik und Rhetorik freilich stand schon längst bei ihm in Ansehn. Schon in jenem älteren Abschnitt über Aesop und Lessing hatte er Aristoteles gegen Lessing ins Feld geführt und zwar schon dort auch die Poetik. Denn in die leergelassene Stelle

Die Anlehnung an den griechischen Philosophen indeß geräth unserem Theoretiker nicht zum Heile; vielmehr gelangt er von hier aus zu Sätzen, in denen das Richtige seiner bisherigen Auseinandersetzungen sich theilweise wieder verwirrt. Denn nun soll das „unausweichlich Dringende" der Fabel nicht etwa in der glücklich gegriffenen Analogie und deren lebhafter Vergegenwärtigung, sondern in dem Charakter der darin handelnd auftretenden Wesen liegen; der Charakter dieser Wesen und ihr Verhältniß gegen einander sei durch die Natur bestimmt, und die Fabel zeige uns daher die moralischen Gesetze der Schöpfung selbst, die Gesetze des ewigen Systems der Dinge in ihrer inneren Nothwendigkeit. Das ist eine Behauptung, die schlecht mit der anderen stimmt, daß die Fabel oft nur eine eben dem einzelnen Fall anpassende Klugheitsregel, also in der That oft eine „kleinfügige Menschenmoral" lehre, und schlecht auch damit, daß ja außer den Naturwesen auch andere, erdichtete Wesen in ihr sollten figuriren dürfen. Nein, so tiefsinnig, so philosophisch ist die Aesopische Fabel denn doch nicht, und dies bedeutet des Aristoteles *οἷα ἂν γένοιτο* denn doch nicht. Es ist Herder, der Philosoph, welcher Herder, den feinsinnigen Beobachter, von dem einfach Richtigen ablenkt. Aus dem Theoretiker der Fabel spricht hier der Verfasser der Spinozagespräche. Seine Spinozistische Naturverehrung, seine Bewunderung der ewigen Gesetzmäßigkeit der Natur führt ihn zu einer Ueberspannung des Werthes der Fabeldichtung und ihres populären derben Sinnes. Wir werden ihn in dieser Richtung später noch weiter gehn, diese Saite noch mehr überspannen sehn da, wo er in der Adrastea (St. 3, S. 87 ff.) abermals seine Ansichten über die Fabel entwickelt. Andrerseits finden sich die Spuren dieser allzu tiefsinnigen Verbindung der Theorie der Poesie mit ethisch-religiöser Metaphysik auch früher schon. Sie finden sich da, wo er in der Aeltesten Urkunde den Mythus vom Sündenfall als eine Fabel behandelt, die doch zugleich mehr als eine Fabel sei, da, wo er in der Ebräischen Poesie die im Umgang mit den Thieren erwachsene Fabeldichtung die wahre Bildnerin der menschlichen Vernunft nennt, da endlich, wo er im dritten Gespräch über die Seelenwanderung die Aesopische Fabel als den Compaß bezeichnet, der uns zeige, wie wir zu den Thieren stehen, nämlich als zur Vernünftigkeit entwickelte höhere Wesen, die an den Thieren sich selbst erkennen und bilden lernen. Das sind sicherlich höchst geistreiche Anschauungen: aber dennoch, wenn es sich um die Theorie der Fabel handelt, werden wir am liebsten immer wieder zu den nüchterneren, grundlegenden Erörterungen Lessings zurückkehren, um diese

SWS. II, 192 sind gewiß nicht mit Suphan die Worte aus der Rhetorik, die dem Sinne nach nicht in die Lücke passen, sondern die Worte der Poetik einzufügen, die den Begriff der Handlung erklären. Uebrigens übersetzt Herder das *οἷα ἂν γένοιτο* ebenso unrichtig wie Lessing in der Dramaturgie (Lachmann VII, 397), da die Worte nicht heißen, der Dichter sage nicht bloß das Was des Geschehens, sondern auch das Wie, vielmehr: er sage, welcherlei Dinge wohl (möglicherweise, nach innerer Nothwendigkeit) geschehen könnten.

nur durch den Blick zu berichtigen und zu beleben, den Herder in die Entstehung und das innere poetische Wesen der Fabel gethan hat.

Den Philosophen Herder berichtigt übrigens der Pädagog Herder, den wir ja immer zwischendurch in einzelnen Bemerkungen dieser Aufsätze durchhörten. Daß die Fabel nur eben „ein Blatt aus der lehrenden Naturgeschichte“ sei, und daß „die edelsten eigentlichen Lehren für die menschliche Tugend einem Thier gar nicht in den Mund gelegt werden können“, diese von jener tiefsinnigeren Fabelphilosophie mit Recht wieder einlenkenden Sätze finden wir in der Vorrede zu einer im Jahr 1786 herausgegebenen Sammlung morgenländischer Erzählungen für die Jugend. Auch in der Kinderstube des Herderschen Hauses hatte die lehrende Poesie ihren Platz. Die Geschichten des Morgenlandes, die einst den Knaben in Morungen zugleich mit den biblischen Geschichten gerührt und entzückt hatten, sollten die Lust auch seiner Kleinen werden. Ein überreicher Schatz dieser lehrhaften Märchen lag in den französischen Bearbeitungen derselben zur Auswahl bereit, und diese waren, wenn nicht in Herders, so in Freund Wielands Bibliothek zu finden. Seit Jahren schon hatte Frau Caroline eine Menge der besten dieser Geschichten für ihre Kinder abschreiben lassen: ihr gehörte der Gedanke, sie in eine Sammlung zu vereinigen. Längst im Erzählen vor seinem kleinen Publicum geübt, gab sie Herders Hauslehrer Liebeskind unter des Meisters Anleitung heraus; von dem Letzteren wird auch der Titel „Palmblätter“ herrühren: — eine Spende für die Jugend, die den ernsteren und selbständigeren Fabeln aus der jüdischen Sage, welche Herder selbst in den Zerstreuten Blättern den Erwachsenen geboten hatte, zur Seite gehen mochte[1]). Wieder ein kleiner Beitrag zur Poetik ist die Herdersche Vorrede, aber überwiegend vom Gesichtspunkte der Pädagogik aus geschrieben. Er redet der Jugend und ihrer glücklich träumenden Einbildungskraft das Wort, nur daß diese nicht verwöhnt, vielmehr auf Beispiele des Guten und Edlen gerichtet werden müsse. Sittensprüche und Regeln thun es nicht; besser thut es die veranschaulichende Aesopische Fabel; allein ihre Lehren halten sich in einem zu engen Kreise: der

---

[1]) „Palmblätter. Erlesene morgenländische Erzählungen für die Jugend.“ Jena in der akademischen Buchhandlung 1786. Die Herdersche Vorrede (S. III—XXIV) vom 25. Febr. 86 ist SW. zur Litt. IX, 257 ff. unter der Ueberschrift: „Ueber den Werth morgenländischer Erzählungen zur Bildung der Jugend“ abgedruckt. Das Obige nach Herder an Knebel, 6. Nov. 84, Kn. Litt. Nachl. II, 236, * Caroline an G. Müller, 26. Juni 86; vgl. dieselbe an Gleim C, I, 119. Liebeskind war seit dem Winter 81—82 der Informator von Herders Gottfried und Voigts Sohn Gottlob (Herder an Voigt, bei Jahn, Briefe Goethes an Voigt, S. 25) und wohnte seit Ostern 83 in Herders Hause (Caroline an G. Müller * 24. Febr. 83); Ostern 87 wurde er Pastor in Osmannstädt und heirathete im Herbst des folgenden Jahres Wielands dritte Tochter. Erst auf dem Titel der nun als Zweiter Theil bezeichneten Fortsetzung der Palmblätter (Gotha bei Ettinger 1788) nannte er sich als Verfasser. Nach seinem Tode 1793 erschienen 1796 und 1800, Jena in der akademischen Buchhandlung, noch ein Dritter und Vierter Theil Palmblätter.

erste und vorzüglichste Lehrer des Menschen bleibt doch der Mensch. Die eigentliche Geschichte indeß kann für die Jugend wohlthätig belehrend nur durch Auswahl, ja durch Umdichtung werden. Warum also nicht lieber ganz erdichten? Genug, daß das erzählte menschliche Beispiel menschlich wahr, unterrichtend, anschaulich, rührend sei! Unter den Geschichten dieser Art nehmen aber die morgenländischen Erzählungen einen vorzüglichen Platz ein. Der Glanz des Wunderbaren, die Einfachheit ihrer Gestalten und Wahrheiten, ihr Ton endlich, anklingend an den der biblischen Geschichte, empfiehlt sie für die Jugend vorzugsweise. Höchst treffend nennt sie unser Vorredner „menschliche Fabeln". Er hat mit Recht dafür gesorgt, daß sie ihre ursprüngliche Farbe behielten, und daß der Nacherzähler die falsche Schminke ihnen wieder abwischte, die sie bekamen, so oft „unsre Nachbarn die Lieblingsfarbe ihrer Sehart dazumischten." Ob es ihm ganz damit gelungen, ist freilich eine andre Frage. Zwischen dem Herderschen und dem Wielandschen Hause ist diese Sammlung entstanden: sie erinnert doch, namentlich in ihren Fortsetzungen, recht sehr an jenen mehr dem Costüm als dem Geist orientalischer Märchendichtung zugewandten Geschmack unsrer Nachbarn. In zu großen Dosen gegeben, stumpft sich die Wirkung des Phantastischen sowohl wie des Lehrhaften ab; ansprechender für das jugendliche Gemüth und wirksamer bildend ist die schlichtere Poesie des deutschen Volksmärchens. Einer späteren Zeit war es vorbehalten, diese zu entdecken und auch für die Jugend zu erwecken; kein Zweifel, wenn der Herausgeber der Volkslieder und des Büchleins von deutscher Art und Kunst die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm erlebt hätte: er würde sie aufs Wärmste begrüßt und in ihnen erst recht, im Geiste der Sammler, ein „Erziehungsbuch" anerkannt haben. War es doch eben das Suchen nach tieferer Poesie, was ihn in jenem Aufsatz der „Blätter" verführt hatte, die Moral der Fabeldichtung zu universeller poetischer Symbolik zu steigern.

III.

Zur Archäologie und Alterthumskunde.

Läuft nun aber die Abhandlung über Bild, Dichtung und Fabel nur in ihrem Schlusse in die Gedanken aus, die das Büchlein von Gott und der Dritte Theil der Ideen entwickelt hatten, so sprechen uns diese Gedanken viel lauter aus einem anderen Aufsatze an, der schon vor jenen beiden Werken, schon Ende 1785, für die Zweite Sammlung der Blätter geschrieben wurde. Auch dieser Aufsatz, und er erst recht, hat ein doppeltes Gesicht, das eine der Kunst und ihrer Geschichte, das andere der Philosophie, näher der Ethik zugewandt. An die mythologische und Kunstgestalt der Nemesis knüpft der Aufsatz: „Nemesis ein lehrendes Sinnbild"[1]) ethische Betrachtungen an.

[1]) SW. zur Litt. XIX, 154 ff. nach der zweiten Ausgabe von 1796 abgedruckt.

Durch die Anthologie vermuthlich war Herder auf die Gestalt der Nemesis aufmerksam geworden. Schon in der Paramythie „Der Sphinx“ läßt er sie als die „Dienerin des Schicksals“ auftreten, die „ungesehen immer die Erde durchwandert, die Thaten anzeichnet, um das Gute zu vergelten, das Böse zu strafen“. Wie er aber hier und in andren Paramythien irgend einen sinnreichen Gedanken in mythologische Bilder einhüllte, so thut er in unsrem Aufsatz das Umgekehrte: aus dem Bilde entwickelt er Begriff und Lehre. Wir haben eine archäologische Abhandlung vor uns, der es an der Unterlage der Gelehrsamkeit und Belesenheit keineswegs fehlt, so wenig sich dieselbe auch breit macht: aber es ist zugleich und vor Allem eine ethische Abhandlung. So schön zu deuten und anzuwenden vermochte Herder, weil er so schön zu symbolisiren, zu dichten und einzukleiden verstand. Beides hat nach ihm, kraft einer ähnlichen Verbindung poetischen und philosophischen Geistes, Schiller gethan. In dem Schillerschen Aufsatz über Anmuth und Würde namentlich werden in derselben Weise wie hier aus mythologischen Vorstellungen und Darstellungen ästhetisch-ethische Ideen entwickelt. Schiller, mehr Dichter als Herder, geht dabei freier, kühner, ja construirender zu Werke, ebenso wie er umgekehrt in seinen philosophischen Dichtungen glänzender, großartiger und energischer die Bilder der alten Mythologie zur Darstellung selbst der tiefsinnigsten und abgezogensten Ideen verwerthet. Gelernt hat er jenes Verfahren des deutenden Anknüpfens an den griechischen Mythus von Keinem sonst als von Herder. Wie voll er von dem Aufsatz über die Nemesis war, wie ganz er auf die darin vorgetragenen Ideen einging, wissen wir von ihm selber [1]).

Es ist, wie uns die Vorrede [2]) sagt, die nächste Absicht des Aufsatzes, den Mißverstand zu heben, wonach die Nemesis eine furchtbare Göttin gewesen, und sie statt dessen als eine zwar ernste, aber schöne und wohlthätige Gestalt zu zeigen. Der Verfasser beginnt zu dem Ende mit Feststellung der Bedeutung, welche der Sprachgebrauch dem Worte Nemesis beigelegt, und findet, daß alle Bedeutungen sich in der Idee vereinigen, welche die Aristotelische Definition enthalte: der Unwille, den man über das Glück der Unwürdigen oder über dessen unwürdigen Gebrauch habe. Diese Idee nun und die ihr zu Grunde liegende sittliche Empfindung ging bei den Griechen aus der Sprache in die personificirende Dichtkunst und aus dieser in die bildende Kunst über. Was die Alten von der Entstehung der berühmten Rhamnusischen Jungfrau, jenem aus einer Aphrodite in eine Nemesis umgewandelten attischen Kunstbilde erzählen, gebildet aus dem von den übermüthigen und besiegten Persern zurückgelassenen Marmorblock — diese Sagen untersucht er zwar nicht auf ihre historische Wahrheit, aber den Sinn derselben nutzt er mit feinem

---

[1]) Briefw. mit Körner I, 126.

[2]) Zur Zweiten Sammlung S. VII.

Verständniß. Er geht dann auf andre Bilder der Göttin über, um aus ihnen, namentlich aber aus dem Hymnus des Mesodemus auf die Nemesis Aufschluß über ihre Gestalt und ihre Attribute, vor Allem aber eine vollständige Vorstellung von ihrer Bedeutung zu gewinnen. Auf dieser Grundlage entwickelt er ihren Begriff dergestalt, daß der Begriff immer in der Nähe der Anschauung bleibt. Danach ist die Nemesis keine Rache- und Plagegöttin, nicht mit der Ate und nicht mit den Erinyen zu verwechseln, verwandt zwar, aber nicht identisch mit der Dike und Tyche — die Göttin „des Maaßes und Einhalts", die Feindin alles Uebermuths, die feine Bewahrerin vor dem Uebermaaß. Die „mißbilligende Göttin" möchte er sie nennen, „die nämlich dem Sterblichen folgt, still in den Busen blickt und ihm die kleinste Ueberschreitung ernst verdenkt." Der Exposition dieses „moralisch feinen und sehr philosophischen Begriffs" folgt die Anwendung. Er geht, seine genetische Methode gleichsam in immer andren Richtungen bewährend, zu der Betrachtung über, wiefern die Empfindung einer Nemesis in der menschlichen Natur liege, und was uns ihre geläuterte Idee für Nutzen gewähre. Er zeigt, wie es uns natürlich ist, unsern Zustand mit dem des Glücklicheren zu vergleichen, woraus denn bei unedlen Gemüthern die böse Nemesis des Neides und der Schadenfreude, bei edlen die gute Nemesis, die neidlos und kalt blickende Richterin der Tugend und Wahrheit geboren werde. Er weist weiter den Zusammenhang dieser Vorstellung insbesondere mit den sonstigen sittlichen Vorstellungen der immer auf die Sophrosyne dringenden Griechen nach. Und dies führt ihn zum Lobe des schönen Geistes, der gerade in den moralischen Dichtungen dieses Volkes herrsche, nicht ohne einen vergleichenden Seitenblick auf die verwandten Weisheitssprüche und auf die abweichende Symbolik der Morgenländer zu werfen. Keine Nation der Erde scheint ihm „den feinen Umriß in der Gestalt und Kunst des Lebens so klar und schön ausgedrückt zu haben" wie die Griechen, wenn gleich innerhalb des beschränkten Horizonts dieses Lebens, „so daß ich es," fügt er hinzu, „jederzeit als einen wahren Verlust für die Menschheit ansehen müßte, wenn ihre Philosophie und Symbolik, ihre Dichtkunst und Sprache von der Erde vertrieben und insonderheit von den Augen der Jugend verbannt würde: denn ich sehe nicht, womit sie zu ersetzen wäre." Und diesen Griechengeist, wie er sich besonders bedeutsam in dem Begriff der Nemesis ausspricht, contrastirt er sofort mit unserm modernen Streben ins Unendliche; jener maaßhaltende Geist wird ihm zu einem Spiegel, in dem er die Fehler des unsrigen erblickt. Hier wieder zeigt sich die Abhängigkeit Schillers von Herder. Auch inhaltlich hat jener in dem späteren Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung nur weiter entwickelt und angewandt, was in der „Nemesis" zuerst ausgesprochen war. „Es scheint," sagt Herder vortrefflich, „daß wir diesen sanften Umriß eines menschlichen Daseins ziemlich aus den Augen verloren haben, indem wir, statt dieser Schranken (unsrer Natur und unsrer Kräfte), so gern das Un=

endliche im Sinn haben und glauben, daß die Vorsehung immer nur dazu mit uns beschäftigt sein müsse, um uns aus unsern Grenzen zu rücken, unsre Schranken unendlich zu erweitern und uns die Ewigkeit in der Zeit, d. i. den Ocean in der Nußschale zu genießen zu geben. Unsre Metaphysik und Wortphilosophie, unser Jagen nach Kenntnissen und Gefühlen, die über die menschliche Natur hinaus sind, kennt keine Schranken, und so sinken wir, nachdem wir uns in jungen Jahren vergeblich aufgezehrt haben, im Alter wie Asche zusammen, ohne Form des Geistes und Herzens, vielmehr also ohne jene schönere Form der Menschheit, die wir doch wirklich erreichen konnten." Zur Leitung des eignen Lebens, zur Beurtheilung des allgemeinen Geschichtsverlaufs soll uns die Idee der Nemesis dienen. Auch die Geschichte der Menschheit, wenn sie lehrend werden soll, werde der Nemesis und dem Schicksal geweiht!

Unter anderem Namen derselbe Gedanke, den er demnächst im Dritten Theile der Ideen ausführte! Was er hier die Nemesis nennt, das nannte er dort die Regel der Billigkeit und Vernunft oder Humanität. Und immer mehr erweiterte sich vor seinem Blick der Kreis der Geltung des Gesetzes der Nemesis. Wie in der Menschengeschichte erkennt er es als waltendes allgemeines Gesetz auch in der Natur. So spricht er es ausdrücklich in dem Spinozabüchlein aus. In dem Lambertschen Satze, daß der Beharrungszustand jedes Dinges auf einem Maximum beruhe, erkennt er in der Form einer mathematisch-physischen und metaphysischen Formel die Nemesis mit dem messenden Arm und dem Zweige in der Hand wieder: die weise Nothwendigkeit, auf der das All beruht und die von Güte und Schönheit untrennbar ist, ist ihm die Nemesis selbst oder eine höhere Adrastea. Er wünscht sich in der Vorrede zu „Gott" nur einen ruhigen Sommer, um ein Werk „Adrastea oder von den Gesetzen der Natur" auszuführen. Das gleiche Vorhaben sprach er gegen Schiller, gegen G. Müller, gegen Gleim aus[1]). Der Gedanke hat ihn nicht wieder losgelassen. In etwas andrer Wendung findet er sich in dem späteren Aufsatz „Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft" sowie in der Horenabhandlung „Das eigne Schicksal" wieder. Den Geist der Herodotischen Geschichtschreibung preist er in den Humanitätsbriefen, weil dieselbe den einzigen und ewigen Maaßstab aller Geschichte, den Maaßstab der Nemesis an die menschlichen Dinge anlege. Auch die wahre Kritik soll, wie er in der Kalligone sagt, der „edleren Nemesis" dienen[2]). Ja, auch das Werk, nach dem er sich sehnte — mit gebrochener Kraft zwar und anders als es ursprünglich ihm im Sinn liegen mochte — aber geschrieben hat er es dennoch. „Adrastea" hat er seine letzte Zeitschrift genannt, sie „den beiden Adrasteen der Wahrheit und Gerechtigkeit" gewidmet und als die leitende

---

[1]) Schiller an Körner, im Briefw. I, 126. Herder an J. G. Müller (24. Juni) 87, bei Gelzer XIV, 118 oben; an Gleim Nr. 99, C, I, 133.

[2]) S. Zerstr. Bll. VI, 219. 224; Horen I, 3, S. 3; Humbr. X, 166; Kallig. II, 273.

Tendenz der Zeitschrift das Bestreben bekannt: „die Adrastea in der Natur wie in der Geschichte zu kennen und zu ehren“ [1]).

Nichts bezeichnender als daß gerade in dieser Zeit, in den achtziger Jahren, Herder von diesem Symbol so mächtig ergriffen wurde. Es ist das Symbol für das schöne Gleichmaaß, in das mit seinem Wesen seine schriftstellerische Thätigkeit und Kunst hereingerückt war. Den Schriften seiner früheren Periode hätte dieses Symbol nicht vorgesetzt werden dürfen. Nach den Heftigkeiten und Aufgeregtheiten, den mancherlei Maaßlosigkeiten und Ausschreitungen, in denen seine Ansichten, sein Auftreten, sein ehrgeiziges Streben, sein Hassen und Lieben sich bis zum Ungeberdigen, sein Stil, seine ganze Art und Kunst sich bewegt hatte, war er jetzt zur Anerkennung des Maaßes, zum Einhalten edler Formen, zur Fügung in die Nothwendigkeit, zur Besonnenheit, ähnlich wie Goethe, hindurchgelangt und sprach dies in treffenden Worten wie mit anderen Worten Goethe aus. Er durfte der Nemesis huldigen, nachdem seine Sturm- und Drangzeit vorüber war, gleich wie Goethe schon nach der Schweizer Reise von 1779 der Fortuna, dem Genius und Terminus einen Altar hatte errichten wollen. In der Verehrung der weisen und schönen Nothwendigkeit, die in Natur und Geschichte walte, in seinem Spinozistischen Gottesglauben, in der Würdigung des Gesetzes der Humanität, in seinem Preise der Griechen mit ihrem „unübertriebnen und nichts übertreibenden Gefühl für das Wahre und Schöne aller Art“ war er bei der Reife der Männlichkeit, auf einer Höhe des Leistens und Könnens, bei einer Gestalt seines inneren Menschen, und damit bei einer Befriedigung angelangt, bei deren Betrachtung man um so lieber verweilt, weil ihm nicht vergönnt sein sollte, sie dauernd festzuhalten. —

Ein Zeugniß dieser jetzt erlangten Reife ist denn auch die Umarbeitung des Aufsatzes, den er in der Zweiten Sammlung der Blätter auf den Nemesis-Aufsatz folgen ließ, die nun in die Form von Briefen gebrachte Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet?“ Präludirt hatte er ihr bereits in der schönen epigrammatischen Paramythie, die dem Todesgenius, dem ohne Pfeil und Bogen an Lessings Grabe erscheinenden Amor die Worte in den Mund legt:

> Mich erkannte Lessing an meiner sinkenden Fackel,
> Und da zündet' ich ihm glänzend die andere an [2]).

Nach Inhalt wie Form ist sie, wie wir früher bereits nachgewiesen haben [3]), vermehrt und berichtigt. Indem sie die Behauptungen Lessings richtiger stellt, tritt sie durch ihre wissenschaftlichere Durcharbeitung und

---

[1]) Darüber, wie durch die Herdersche „Nemesis“ das Interesse des Weimarischen Kreises für diese mythologische Figur rege geworden, vgl. Briefw. zwischen Schiller und Cotta S. 217 Anm. 4 und S. 266 Anm. 3.

[2]) An der Arbeit finden wir Herder nach dem Briefe an Jacobi vom 15. Jan. 86, demzufolge er „seit einigen Wochen mit lauter Todesmonumenten lebte“.

[3]) Bd. I, S. 681 ff.

durch die freiere Auffassung der christlichen Lehre von der Unsterblichkeit dem Geiste Lessings noch näher als dies in dem älteren Entwurf der Abhandlung der Fall war. Auch dieser engere Anschluß an die Lessingsche Denkweise, in seinen ästhetischen nicht minder als in seinen theologischen Ueberzeugungen, hängt mit seinem Spinozismus, seinem Goethianismus, seinem Gräcismus und seiner Verehrung der Nemesis-Adrastea zusammen. Seine Eigenthümlichkeit leidet doch darunter keinen Schaden. Denn wie er den Spinoza erweicht und gleichsam christianisirt hat, wie er den Goethischen Naturalismus mit einer mehr idealistischen Glaubensansicht versetzt hat, wie er auch jetzt nicht so ausschließlich zum Griechen geworden ist, daß er nicht daneben die alte Liebe und volles Verständniß für den Geist des Morgenlandes sich bewahrt hätte, so hat er auch nicht aufgehört, Herder zu sein, wo er mit Lessing Arm in Arm geht. Er hatte mit dem Lebenden so oft einen Wettlauf gehalten: erst zu dem Vollendeten giebt er sich das Verhältniß der vollkommensten, aber zugleich freisten Anerkennung. Jetzt erst weiß er genau, wie er zu ihm steht. Nicht durch Schärfe des Blicks, sondern durch Umsicht und Beweglichkeit des Blicks glaubt er ihn übertreffen, berichtigen, ergänzen zu können. „Sein Scharfsinn", so sagt er in der Vorrede zur Zweiten Sammlung der „Blätter" bezüglich des Aufsatzes über die antike Bildung des Todes, „sein Scharfsinn durchschneidet: er durchschneidet meistentheils glücklich; es kann aber nicht fehlen, daß nicht zu beiden Seiten Manches unbemerkt bleibe, worauf sein gerade durchdringender Blick nicht fiel. Soll dieses nun von Anderen nicht bemerkt werden?" In solcher Meinung will er die Abhandlung über das Todesbild, ebenso die über Lessings Epigrammen- und Fabeltheorie gegeben haben — „ich wüßte kein besseres Opfer, das ich dem edlen Schatten bringen könnte". In eben der Meinung gab er am Schluß der Zweiten Sammlung auch dem Denkmal auf Lessing zum zweiten Mal einen Platz. Es war in allen drei Sammlungen so viel auf Lessing Bezügliches, in Lessings Geist Gedachtes und Gedichtetes, daß, hätten die Zerstreuten Blätter eine Dedication haben sollen, sie keine andre hätten bekommen dürfen als: den Manen Lessings gewidmet.

Mittelbar wenigstens bezogen sich ja auch die Gespräche über Seelenwanderung auf den Verfasser der Erziehung des Menschengeschlechts. Die polemische Beziehung auf Schlosser, die sie in fast gehässiger Weise im Merkur gehabt hatten, war ihnen, als sie jetzt in der Ersten Sammlung der Blätter wiederholt wurden, abgestreift worden [1]). An dem Aufsatz „Liebe und Selbstheit", der den Schluß der Ersten Sammlung bildet und gleichfalls aus dem Merkur [2]) hierher versetzt ist, würde Lessing die begriffliche Schärfe vermißt haben: mit der allgemeinen Richtung des Aufsatzes, die zwischen Spinozismus

[1]) Vgl. oben S. 214.

[2]) Decemberheft 1781, S. 211 ff. Ein „Nachtrag" zu der im Novemberheft veröffentlichten Uebersetzung des Briefes „Ueber das Verlangen"; s. oben Bd. I, 688 ff.

und Leibnitzianismus die Mitte hält und damit an das fünfte der Spinozagespräche erinnert, würde er einverstanden gewesen sein. Denn in Anlehnung an Hemsterhuis entwickelt der Aufsatz den Gedanken, daß unsrer Liebe bei jedem Genuß Schranken gesetzt sind durch die Unaufhebbarkeit unsres Einzeldaseins, ohne dessen Bewußtsein der Genuß selbst aufhören würde. Aus den Vorstellungen der griechischen Mythologie spinnt sich auch hier die Gedankenentwicklung heraus, und in einer Sprache, welche das zarte Thema mit weich anschmiegendem Gefühl zu umfassen sucht, werden alle Stufen und Formen der Liebe bis zu der des Einen unendlichen Geistes geschildert und in der Schilderung gleichsam durchempfunden. In der Begleitung seiner Diotima, der Fürstin von Gallitzin, war im Herbst 1785 nebst Fürstenberg und Sprückmann auch Hemsterhuis in Weimar zum Besuch erschienen. Vor Allem Carolinens Verdienst war es, daß man zuletzt mit allen diesen etwas fremdartigen Gästen, auch mit der frommen Fürstin ins beste Vernehmen kam [1]). Herders Gespräch aber mit dem kenntnißreichen Hemsterhuis, dem „jungfräulichen alten Jüngling und lieblichen Philosophen", wie ihn Caroline nennt, wenn es sich ähnlich wie jener über des Andern Gedanken frei commentirende und phantasirende Aufsatz entwickelte, muß dem Geschäft zweier Kranzflechterinnen geglichen haben, von denen wechselseitig die eine der anderen jetzt die Zweige, jetzt die Blüthen mit schicklicher Auswahl in die Hand reicht. Längst hatte er sich ja die Schriften des Platonikers übersetzend zu eigen gemacht; er hatte die Theologischen Briefe nicht besser schließen zu können geglaubt als mit Auszügen aus der Schrift sur l'homme et sur ses rapports, mit jenen Stellen, die es beklagten, daß unsre vom Mechanismus beherrschte Zeit sich im Aphelium des religiös-moralischen Geistes befinde und daß die Religion unter den Händen orthodoxer Theologen und irreligiöser Philosophen leide. Noch in dem Anfangscapitel der „Ideen" hatte er neuerdings Hemsterhuis' Geist citirt, und durch Hemsterhuis war Camper auf das Werk aufmerksam gemacht worden, welches in der Harmonie der Schöpfung den Schöpfer finden lehrte [2]). „Liebe und Selbstheit" war wie die Bestätigung des Wortes Herders, daß er Hemsterhuis liebe, „als ob es mein Coaevus in der Akademie der Geister vor ihrer irdischen Geburt gewesen wäre"; noch im Jahre 91, nach Hemsterhuis' Tode, wollte er die Abhandlung als ein Andenken des Mannes betrachtet wissen, „dessen Geist die Grazien zu ihrem Tempel gewählt zu haben schienen" [3]). Zündend wirkte dieselbe auf einen jüngeren Mann. Als Schiller sie zuerst in der Ersten Sammlung der „Blätter" las — was Wunder, daß

---

[1]) Die Hauptstelle über den Besuch in dem Brief Carolinens an J. G. Müller bei Gelzer XIV, 110; außerdem Goethe an Jacobi, im Briefw. S. 88 ff.; an Knebel, im Briefw. S. 70; an Frau von Stein, im Briefw. III, 186 ff., bes. 191; ferner Knebel im Litt. Nachl. II, 318 und Zöppritz I, 64 ff. Vgl. auch Herder an Heyne, C, II, 200.

[2]) Ideen I, 5; Herder an Jacobi A, II, 281.

[3]) Schluß der Vorrede zur zweiten Ausg. der Ersten Samml. Zerstr. Bll.

er durch diese poetische Philosophie angezogen und von der Verwandtschaft ihrer Ideen mit denen in seinem Julius und Raphael überrascht wurde?[1])

Am wenigsten nach dem Geschmacke Lessings würde vermuthlich das in derselben Sammlung mitgetheilte Gespräch, das „Göttergespräch“: Ob Malerei oder Tonkunst eine größere Wirkung gewähre? gewesen sein. Den Paramythien unmittelbar vorangestellt, ist es diesen verwandt, man könnte sagen eine dialogisch erweiterte, mit der Untersuchung nur spielende Paramythie, nicht ohne humoristische Färbung. So verleugnet es seinen Ursprung nicht. Der Demodor der Vorrede erzählt von einer Blumengesellschaft, in der allerlei Spiele des Geistes getrieben und unter Anderem auch Fragen zu wetteifernder Beantwortung aufgegeben worden seien. Dem Gesellschaftskreise der Herzogin Amalie also entstammte auch dies Göttergespräch; es war, ursprünglich etwas anders gefaßt, zuerst im Tiefurter Journal von 1783 erschienen. Wer wollte in solcher Gesellschaft streng philosophische Erörterungen, wer etwas Andres als eine „exoterische Uebung“ erwarten? Nicht mit Lessing, sondern mit Wieland und dessen Lucian rivalisirte diesmal Herder, wenn er in bester Laune den im Olymp unter dem Präsidium des Apollo streitenden Musen so manches spottende Wort über die neuere antikisirende Malerei, über die moderne Musik und gar über die Erfindung des Leierkastens in den Mund legte. Wohl werden eine Anzahl für das Wesen der beiden Künste bedeutsamer Gesichtspunkte im Laufe des Gespräches treffend berührt; wohl erkennt man die Vorliebe des Verfassers für die Tonkunst, wenn er doch die Poesie erklären läßt, daß jene ihr mehr sein könne als die Malerei: das Ganze erhebt sich gleichwohl nicht über ein geistreiches Geplauder. Wie es sich in guter Gesellschaft und bei der gebildeten Conversation geziemt, ist es nicht sowohl auf eine endgültige Entscheidung, geschweige denn auf eine Scheidung der Parteien, vielmehr auf ein lässiges Hin und Her und auf Vereinigung der Gegensätze abgesehn. Die Unterhaltung endet, indem Apollo den Streit der beiden Musen, der Malerei, als der Zeichnerin für den Verstand, und der Tonkunst, als der Sprecherin zum Herzen, friedlich schlichtet. —

Aber nicht bloß Kunst und Poesie und die Wissenschaft beider: auch die Erforschung der Geschichtsdenkmäler des Alterthums sollte in den Zerstreuten Blättern zu ihrem Rechte kommen. Es geschieht in dem Schlußaufsatz der Dritten Sammlung über Persepolis[2]). Die Abbildungen, welche Reisende, zuletzt Niebuhr, von den Persepolitanischen Alterthümern gegeben, reizten den Geschichtsphilosophen, den Liebhaber und Kenner des Morgenlandes, den selbst so gern allegorisirenden, mit Bildern spielenden Herder zur Deutung. Denn

---

[1]) Schiller-Körnerscher Briefw. I, 126. 127.

[2]) „Persepolis. Eine Muthmaaßung“. Auch in besondrem Abdruck (Gotha, bei Ettinger 1787, 70 S.) erschienen. Von Johann von Müller, der den Aufsatz sehr hochstellte, (vgl. an Cotta, im Schiller-Cottaschen Briefw. S. 535) in den I. Bd. der SW. z. Philos. (das. S. 50 ff.) gestellt.

warum sollten diese Alterthümer weniger werth sein als die ägyptischen und griechischen Reste? Da sind zuerst die fabelhaften Thiergestalten am Eingang der Ruinen von Persepolis, offenbar, wie er mit Recht bemerkt, Gestalten rein asiatischen, nicht ägyptischen Gepräges. Die eine, so sucht er aus den Gewohnheiten der orientalischen Bildersprache zu beweisen, ein Symbol der Stärke, die andre der Weisheit des Staates, beide aber Staatsbilder. Unter den zahlreichen menschlichen Figuren sofort handelt es sich vor Allem um die Hauptfigur; denn die Erklärung dieser muß ja wohl den Schlüssel hergeben für die Erklärung der Ruinen überhaupt. Die über dieser Figur schwebende himmlische Gestalt — wir wissen heute, daß sie den Feruer, den Schutzgeist der Person bedeutet: Herder geht an dieser Ansicht nur in einer Anmerkung vorbei und findet darin vielmehr das Sinnbild der persischen Gottheit, ihre Flügel sollen Schnelle und Stärke andeuten, der Ring in ihrer Hand die Zeit oder Ewigkeit abbilden. Richtig erklärt er sodann, die Hauptperson selbst könne kein Priester, sondern müsse ein König sein. Und nun thut er einen raschen Fehlsprung. Dieser König, meint er, kann nur — Dschemschid sein, nach einmüthiger Sage der Perser der Erbauer dieser Denkmäler. Alles Uebrige ergiebt sich ihm daraus von selbst: „die Vorstellungen auf den Ruinen von Persepolis sind die Königsgeschichte dieses alten Perser-Salomo, Dschemschid: sie enthalten die Thaten und Einrichtungen seiner Regierung; alle die hunderte von Figuren, die zu ihm ziehn, sind seine Unterthanen und Diener, wie sie am großen Feste Persiens, am Neujahr, dem Könige Geschenke bringend, zu ihm ziehen". Und der Erklärer findet es nun weiter wahrscheinlich, daß Dschemschid selbst dies Monument seiner Einrichtungen wenigstens angefangen habe. Dasselbe sei nicht sowohl ein Tempel als ein befestigter Reichspalast, ja der erste Reichspalast Persiens gewesen, und zwar ohne Zweifel eben derselbe, den Alexander in Brand steckte, da natürlich die Flamme nur den hölzernen Oberbau des Gebäudes habe zerstören können.

Irriges und Richtiges ist in diesen Erklärungen, die übrigens ausdrücklich nur als Vermuthungen vorgetragen werden, vermischt — am meisten fehlgehend die Verlegung des Dariuspalastes in eine so viel ältere Zeit. Die weitere, mit ganz anderen Mitteln, auf Grund neuer Materialien der Schrift- und Sprachkunde arbeitende Wissenschaft hat den Herderschen — später übrigens schon von ihm selbst modificirten — Erklärungsversuch weit überholt und ihn werthlos gemacht. Verzeihlich, daß er selbst auf den Aufsatz das größte Gewicht legte [1]). Derselbe sollte nur den Anfang zu ähnlichen Versuchen über die Gräber der Könige und über andre asiatische Denkmäler bilden. Nur zum Theil hat er, in einer folgenden Sammlung der Zerstreuten Blätter,

---

[1]) Er empfiehlt ihn J. G. Müller in dem Briefe vom 30. Dec. 87 (Gelzer, a. a. O., S. 120); vgl. an Eichhorn 18. Sept. u. 8. Oct. 87; auch Schiller-Körnerscher Briefw. I, 128.

dies Versprechen erfüllt. Der Knäuel der Ideen, den er in dem Aufsatz über Persepolis angesponnen, wuchs ihm, nach seinen eignen Worten, unter den Händen dergestalt, daß er ihn nicht anders als in einem größeren Werke abzuwickeln hoffen konnte. Die beabsichtigte Abhandlung über die Gräber der Könige verwandelte sich, zumal da Andre ihm inzwischen Manches vorweggenommen hatten und er mit diesen sich anerkennend oder bestreitend auseinanderzusetzen hatte, in die „Persepolitanischen Briefe". Noch in dem erst nach seinem Tode herausgegebenen Schlußbande der Adrastea gab er einen Ueberblick über die litterarische Geschichte der Persepolisforschungen und ein erneutes Versprechen, seine eigne Arbeit über den Gegenstand bei erster Muße zu vollenden. Die Zeit und zuletzt der Tod übereilte ihn. Wir werden noch später von diesen Anläufen und von den posthumen Persepolitanischen Briefen ein kurzes Wort zu sagen haben: aber die allgemeine Bedeutung dieser Arbeiten haftet nicht an der ihr von Herder gegebenen Fortführung und auch nicht an ihren positiven Ergebnissen, sondern an dem Sinn, mit dem sie zuerst in Angriff genommen worden. Immer reizte es Herder, auf dem von Anderen entdeckten, aber noch rohen und steinigen Boden zuerst die Pflugschaar anzusetzen. Wenn irgend eine neue Aussicht in die Welt des Wissens sich eröffnete, da ließ es ihm keine Ruhe, da mußte er Halbpart rufen, um womöglich dem ersten Entdecker einen Schritt zuvorzukommen. Die mühsame, geduldig-entsagsame Arbeit der ersten Materialiensammlung, der genauen Einzelforschung, der strengen Ermittlung der Thatsachen war nicht seine Sache; aber diese Arbeit aufzufangen, dieser Materialien sich mit rapidem Fleiße zu bemächtigen und sie sofort zu neuen Ideen zu verwerthen, durch geistvolle Combination, durch vorgreifende Ahndungen fruchtbar zu machen, den Füßen andrer Leute seinen Kopf aufzusetzen, — das war sein Ehrgeiz und darin bestand seine Genialität. Fast überall nur ein Nachtreter, wurde er auf diese Weise ein Vortreter. So hatte er der in den Litteraturbriefen gestreuten Aussaat eine zweite Ernte entlockt. So schlug er aus den Funken Lessings neue Funken und fachte sie zu helleren Flammen an. So trat er dicht hinter Winckelmann her, um eine neue Theorie der Plastik, hinter Haller, um eine neue Erkenntnißtheorie zu entwerfen. So wurde er der Schüler der Camper und Sömmerring, um sich als ihren Lehrer anerkannt zu hören. So verwandelte sich die orientalische Philologie eines Michaelis erst unter seinen Händen in den Geist der Ebräischen Poesie. So warf er sich auf Anquetils Fund des Zend-Avesta, um damit eine noch unbenutzte Leuchte für das Neue Testament zu gewinnen. So trieb ihn Wissensdurst auch zu den Ruinen von Persepolis, um auf der von Andern eröffneten Bahn in ein noch unerschlossenes Land vorzudringen. Richtig war jedenfalls das Princip, diese Denkmäler aus sich selbst und aus der einheimischen Sage zu erklären, und fesselnd die alle Züge beredt combinirende Methode der Untersuchung. Zu früh nur, zu ungeduldig drängte er zu Resultaten. Er ist daher hier, wie auch anderwärts, wo der

Steine noch zu wenig gelegt waren, nicht ans Ziel gelangt: eine werdende Wissenschaft nichtsdestoweniger ist auch hier durch seine kühnen Tritte bezeichnet.

Noch bleibt uns übrig, im Rückblick auf die durchwanderten drei Sammlungen Zerstreuter Blätter den künstlerischen Sinn zu beachten, der, wie die einzelnen Stücke, so auch die Anordnung und Zusammenstellung derselben beherrscht. Schon die Vorreden haben eine freie künstlerische Form und suchen die ansprechendste Einkleidung. Durch ein Gespräch wird die Erste, durch Briefe die Zweite Sammlung eingeleitet, während die Vorrede zur Dritten sehr sinnreich an die schöne Stelle in Platons Phädrus von den Adonisgärten anknüpft. Die Auswahl der Stücke ist nichts weniger als willkürlich. Sie geht sichtlich auf Einheit in der Mannigfaltigkeit. Die Zweite Sammlung namentlich ist von Einem Geiste gebunden: sie ist, wie der Verfasser an Gleim (C, I, 115) schreibt, ganz den Griechen gewidmet. Ueberwiegend den Griechen gehört auch die Erste Sammlung an, während sich die Dritte entschieden dem Morgenlande zuwendet. Auch bei der Beigabe eigner Gedichte jedoch ist der Sammler darauf bedacht, daß dieselben zu dem übrigen Inhalt des Bändchens passen. Um „eine Art Ganzes hineinzubringen“, hat er vorzugsweise diejenigen ausgewählt, welche einen allegorischen Charakter haben [1]. Man zerpflückt einen mit Ueberlegung und Geschmack zusammengebundenen Strauß, wenn man die Prosaaufsätze der Sammlungen von den poetischen Stücken trennt. Herder selbst leitet von den Epigrammen der Anthologie durch deutliche Fingerzeige zu der Hyle griechischer Gedichte hinüber: er sucht desgleichen zwischen dem Aufsatz über Bild, Dichtung und Fabel und den darauffolgenden Dichtungen aus der morgenländischen Sage eine zwar leichte, aber gefällige Verbindung herzustellen. Die Gedichte selbst endlich, die übersetzten wie die eignen, verrathen in ihrer Zusammenstellung durchaus eine sinnig ordnende Hand; nicht wie zu einem Teppichbeet, sondern in freiem Wechsel der Farben, die sich bald durch Aehnlichkeit, bald durch Gegensatz fordern, sind sie so durcheinandergesetzt, daß man beim Ueberblick des Ganzen durch Ordnung erfreut und doch durch Regelmäßigkeit nicht ermüdet wird. Als Goethe an die Redaction seiner Vermischten Gedichte für die Ausgabe seiner Werke ging, ließ er sich für die Stellung derselben die Sammlungen der Zerstreuten Blätter zum Muster dienen [2].

Nach Inhalt und Form sind so die Zerstreuten Blätter, und zwar zunächst und am meisten diese ersten drei Sammlungen, die liebenswürdigste Gabe, welche Herder dem Publicum darbringen konnte. Sie enthalten lauter

---

[1]) An Knebel, Knebels Nachlaß II, 265.

[2]) Ital. Reise, Hempelausgabe XXIV, 481. Scherer, Goethe-Jahrbuch für 1883, S. 71 ff. will das Herdersche Vorbild auch in der Bezeichnung „Sammlungen“ erkennen. Hauptsächlich doch wird es in der Anordnung nach der Verwandtschaft und dem Contrast der dichterischen Motive zu suchen sein.

kleine Kunstwerke, nicht alle gleich vollendet oder bedeutend, aber jedes in eigner Weise anziehend, zusammen von der schönsten Wirkung. Die Einheit und Rundung, welche der unruhig bewegliche Autor größeren Werken zu geben nicht im Stande war, stellte sich leichter bei solchen Kabinetstücken ein. Es ist erfreulicher, diesen Mann auf seinen Spaziergängen als auf seinen Reisen zu begleiten. Das Entzücken, mit welchem zu ihrer Zeit die Ideen, das große Hauptwerk dieser Periode, von den berufensten Beurtheilern aufgenommen worden, vermögen wir Heutigen nicht zu theilen; wir arbeiten uns durch die oft breiten, oft trocknen Massen veralteter Angaben nur schwer hindurch und verweilen nur bei den durch die Tiefe der Ansicht oder durch die Kraft der Beredsamkeit fesselnden Glanzpartien. Die kleineren Sachen der Zerstreuten Blätter machen jenem Werke nicht den Ruhm eines der Wissenschaft für alle Zukunft gegebenen Anstoßes streitig, aber sie haben den großen Vorzug, daß sie noch heute mit immer frischem Genuß gelesen werden können. Auch bei ihrem ersten Erscheinen fanden sie das dankbarste Publicum. Noch ehe eine Vierte Sammlung ans Licht trat, unterzeichnete Herder (31. März 91) die Vorrede zu einer neuen Ausgabe der Ersten. Im Stil und in den Versen hatte er gebessert, von den Epigrammen der Anthologie das eine und andre ausgemerzt und durch neue ersetzt. Aehnlich verändert, durch Zusätze nur wenig vermehrt, folgte im Jahre 1796 und 1798 eine zweite Ausgabe der Zweiten und Dritten Sammlung [1]). —

Eine neue Ausgabe wurde in diesen Jahren, in denen die ersten Theile der „Ideen" und der „Blätter" erschienen, auch von den Theologischen Briefen nöthig [2]), und in etwas wenigstens zeigt auch sie die Spuren der neuen Periode. Umschaffen freilich ließ sich das Buch nicht füglich; hatte es doch so, wie es war, kräftig gewirkt. Bescheiden spricht sich der Verfasser in den beiden neuen Vorreden (vom 17. October 1784 und 8. Juli 86) darüber aus. Er würde das Buch jetzt hie und da anders geschrieben haben, anders jetzt, nach, als damals vor der Ebräischen Poesie, und anders angesichts der seitherigen Fortschritte der theologischen Wissenschaft sowie in Folge seiner eigenen Weiterentwickelung. Einige Weglassungen und Zusätze in der vorderen Hälfte, durch das Ganze durchgehende Verbesserungen von Einzelheiten deuten nun wenigstens an, welches andere Ideal ihm gegenwärtig vorschwebte.

Als überflüssig und antiquirt durfte er zunächst den langen antikritischen

---

[1]) S. Herder an Gleim C, I, 150; an J. G. Müller * 15. Oct. 95; dazu die Vorrede zur zweiten Aufl. von Zerstr. Bll. I, die Nachschrift zur zweiten Aufl. von Zerstr. Bll. III. Ueber das Einzelne der Aenderungen belehren die Ausgaben von Düntzer u. Suphan.

[2]) Die zweite Auflage des Ersten Bandes wurde im Herbst 1784 druckfertig und erschien 1785; sie fällt zwischen den Ersten und Zweiten Theil der Ideen und vor die Erste Sammlung der Blätter. Die zweite Auflage des Zweiten Bandes wurde nach Vollendung der Zweiten Blättersammlung, im Sommer 1786, zwischen dem Zweiten und Dritten Theil der Ideen, fertig.

Excurs über Bord werfen, den die erste Auflage gegen die mißverstehenden Beurtheiler seiner älteren exegetischen Schriften gerichtet hatte. Weggelassen wurden ferner die sich daran anschließenden Proben jambisch übersetzter Stücke aus der Apokalypse — weggelassen offenbar deshalb, weil diese jambische Uebersetzung gegenwärtig seinem Geschmacke nicht mehr entsprach. Er strich endlich die Stellen, die sich gegen das empfindsame und dogmatische Beiwerk eines Messias-Epos ausgesprochen hatten. Geschah es, um den Anstoß zu mindern, den so manche Klopstockverehrer, den namentlich Frau von Winthem an dieser Partie genommen hatte [1])? Er hätte dann freilich noch viel mehr, er hätte Alles streichen müssen, was er über die romanhaft dichtende Ausschmückung der einfältigen evangelischen Geschichte gesagt hatte. Das Alles indeß, und so auch die Stelle von den die Wirkung der epischen Erzählung nur schwächenden „Myriaden Engel", über welche Frau von Winthem ganz besonders böse geworden, ließ er, mit einiger Milderung im Ausdruck, stehen, ohne Zweifel, weil sein ästhetisch kritisches Urtheil über diese Punkte sich gleich geblieben, ja, nur noch empfindlicher und zugleich fester geworden war.

Wichtiger aber als die Weglassungen die Zusätze. Sie wurden den im Pulte liegen gebliebenen Theophronbriefen, d. h. der neuen Redaction der ursprünglich beabsichtigten Fortsetzung der Theologischen Briefe, welche diesen „den Kranz aufsetzen" sollte, wahrscheinlich nach abermaliger Neuredaction, entnommen [2]). So zuerst die mit Rücksicht auf die Lavatersche Liebhaberei als nunmehriger 22. Brief eingeschaltete Polemik gegen Bibelparaphrasen, so die nunmehr in den 21. Brief aufgenommenen „Züge zum Bilde Christus" — ein Abschnitt, den niederzuschreiben der Briefsteller früher, dem Wink seines Dämons folgend, Bedenken getragen hatte. Der kühnere Geist der Theophronbriefe, vielmehr der Geist, der seit der Mitte der achtziger Jahre ihn und, wie ihn, den Dichter der „Geheimnisse" beherrscht, lebt in diesem Abschnitt. „Jede Schrift, die — — die Gestalt des reinsten Menschen auf Erden historisch entwickelt und moralisch darstellt, ist ein evangelisches Buch; jede scholastische Spitzfündigkeit hingegen, die ihn zu einem exhumanen Blendwerk macht, ist den Schriften des Neuen Testaments gerade entgegen und schädlich": dieser Satz dient den Zügen des Christusbildes zur Einleitung. Christus ist

---

[1]) Dafür spricht die im Manuscript befindliche, vom Verfasser jedoch cassirte Stelle, welche die SWS. in Anm. 5 zu S. 228 des X. Bandes mittheilen.

[2]) S. oben S. 144 ff. Ueber die beabsichtigte Fortsetzung der Theologischen Briefe findet sich eine weitere Notiz in einem inzwischen von L. Geiger im Ersten Heft von Sievers' Akademischen Blättern (1884), S. 4 veröffentlichten Briefe Herders an Bertuch. Herder bietet in diesem, seinem Inhalt nach in das Jahr 1781 fallenden Briefe jene Fortsetzung durch Bertuch der Buchhandlung der Gelehrten an, und zwar unter dem Titel: „Theologische Briefe. Ein Nachtrag zu den Briefen die Theologie betreffend. 1. 2. Theil." — Die Contractverhandlungen des a. a. O. als Nr. 4 folgenden Briefes beziehen sich auf die „Ebräische Poesie".

danach der reine gottgeliebte Mensch, der alle seine Brüder Kinder Gottes zu sein und sie Gott als ihren innig geliebten Vater kennen gelehrt hat. Als der Träger gesunden Menschensinns und des reinen Gefühls der Humanität hatte er die Sylbendiener und Pharisäer zu seinen natürlichen Gegnern. Nichts fremder seiner Geschichte — so wendet sich die Darstellung gegen den geschmacklosen Pragmatismus des Wolfenbüttler Fragmentisten — als „der künstliche Betrug, die Doppelzunge, die Klassen-, Secten- und Logenstifterei, die man aus Betrügereien unsrer Zeit dem offensten der Menschen lästernd angedichtet". Sie zeigt Christus weiter als den sinnreich und klar, heiter und frei Redenden, als den Arzt der Kranken endlich, den Heiland der Sünder, den Hirten der Verlorenen, und seine Religion als eine Religion der Liebe, des Trostes, der Wohlthätigkeit der Armen, der Erziehung der Unmündigen. „Kurz", so schließt das Gemälde, „das Vorbild der echten Gottesreligion, die den Vater als Kind verehret und ihn in seinen Kindern liebet, mithin die echte Religion der verborgenen, unermüdeten Menschenliebe ist in der Denkart und im Leben Christi vor uns, und keine Religion verdient seinen Namen, als die er selbst hatte, selbst glaubte, selbst übte." — Damit war in der That jenem Buche, an dessen Spitze die Forderung stand, die Bibel menschlich zu lesen und welches das Studium der Theologie für ein liberales Studium erklärte, „der Kranz aufgesetzt". Damit war auch in diesem specifisch theologischen Buche das Bild Christi und der Religion Christi an das Bild herangehoben, das am Anfang des siebzehnten Buchs der „Ideen" in noch großartigerer Einfachheit wiederholt wird.

Und den „Ideen" und den ihnen gleichzeitigen Schriften wurden die Theologischen Briefe jetzt auch in formeller, stilistischer Hinsicht angeähnlicht. Nicht umgegossen zwar, aber vielfach im Einzelnen gebessert ist die Schreibart unsres Buchs. Fast auf jeder Seite zeigt sich diese bessernde Hand, indem sie Derbheiten und Nachlässigkeiten des Ausdrucks, harte Uebergänge und ungefüge Constructionen nach Kräften beseitigt hat [1]). Es ist so, wie die Vorrede zum Zweiten Bande sagt, „wer Geduld hat zu vergleichen, wird auch aus diesen Aenderungen lernen." —

---

[1]) Daß, wie Suphan SWS. XII, 360 sagt, ohne allen Abzug erst die jüngere Ausgabe der Briefe sich der neuen stilistischen Periode zueignen lasse, ist gewiß stark zu betonen. Erst die neue kritische Ausgabe ermöglicht in vollem Maaße die Vergleichung. Nur probeweise mag Einiges angeführt werden. „Kotheinwürfe" verwandelt sich in „Staubeinwürfe", „Weibheit" in „Weiblichkeit". Ein Wort wie „unangezerrt" wird verbannt; ein „still sich umherblickendes Lastthier" wird zu einem „still umherblickenden"; die harte Construction: „bescheiden schämst du dich des zu stolzen Gewandes und stolz das fremde Gewand deiner" wird in die correctere umgesetzt: „— — und stolz schämt sich das fremde Gewand deiner." Oft tritt der Artikel ein, wo er fehlte u. s. f. Andrerseits fällt es bei der Menge der nur durch das feinste Stilgefühl zu erklärenden Aenderungen auf, daß Ausdrücke wie „oftermals", „gelehrsamkeitslos" und manches Andre, heut Anstößige und Ungewöhnliche stehen geblieben ist.

Vierter Abschnitt.

Amtliche Thätigkeit und Aussichten auf Veränderung.

An eine auf Herders Amtsthätigkeit bezügliche Erklärung Goethes hatte sich der Beginn der neuen, über ein Jahrzehnt vorhaltenden intimen Freundschaft beider Männer geknüpft. Es läßt sich im Voraus erwarten, daß der geschlossene Bund nicht bloß für Herders inneres Leben, sondern auch für seine Stellung in Weimar und für sein praktisches Wirken von bedeutsamen Folgen gewesen sein wird. Scharf genug grenzt sich auch in dieser Beziehung die erste von der zweiten Periode seines Weimarer Lebens ab. Erst seit dem August 1783 begann er auf das gesammte kirchliche und Unterrichtswesen des kleinen Landes als Generalsuperintendent und Mitglied des Weimarischen Oberconsistoriums einen verhältnißmäßig nicht unerheblichen Einfluß zu üben. Bis dahin, in seinen anfänglichen Hoffnungen rasch enttäuscht, hatte er sich, angesichts der ihm entgegentretenden Schwierigkeiten, die sein einbildsamer Mißmuth noch vergrößerte und zu deren Beseitigung ihm die Handhabe fehlte, fast ausschließlich auf sein geistliches Amt, auf die Kanzel und den Beichtstuhl und auf die laufenden Geschäfte der Verwaltung seiner Diöcese beschränkt.

Auch in diesen engen Schranken indeß barg sich schon während jener ersten sieben Jahre ein Stück lebendiger Wirksamkeit, dessen Bedeutung neben dem gleichzeitigen schriftstellerischen Wirken des Mannes nicht übersehen und nicht unterschätzt werden darf. Scherzend hat er nach anderthalbjährigem Aufenthalt in Weimar die leichte Arbeit, die er im Winter 1777 bis 78 an die neue Ausgabe des Weimarischen Gesangbuchs wandte und die kurzen Hirtenbriefe, die er zur Ankündigung der zwei jährlichen Bußtage verfaßte, als seine „einzige bisherige Autorschaft in loco“ gegen Hamann bezeichnet[1]).

[1]) 20. März 78, Ham. Schr. V, 283. Die Erinnerungen haben III, 74 ff. eine Auswahl von zwanzig dieser Bußtagsankündigungen von 1776 bis 1803 mitgetheilt.

Nicht der Autor aber, sondern der **Prediger** tritt uns in diesen, sich alljährlich wiederholenden einfachen, ruhig ernsten Ansprachen an die Gemeinde — Hinweisungen auf die Tröstungen des Christenthums, Ermahnungen zur Selbsterkenntniß an der Hand Gottes und im Spiegel des göttlichen Worts — entgegen. Alle falsche Feierlichkeit und alle Phraseologie eines künstlichen Kirchenstils lassen diese „Bußtagszettel" bei Seite und bewegen sich am liebsten zwischen den Sprüchen der Bibel, die dem Ankündigenden nicht wie entlehntes Gut, sondern wie eigne Worte aus dem Munde zu fließen scheinen. Sie sind wie Bruchstücke oder wie auf den knappsten Raum zusammengedrängte Summarien von Predigten, — im Kleinen dasselbe, von demselben Geist und Stil wie Herdersche Predigten.

Als Prediger, in der That, war Herder in jener ersten Weimarer Periode bereits, was er in den folgenden zehn Jahren, auf dem Höhepunkt seines Wirkens, und was er bis ans Ende seines Lebens, wenn auch nun seltner die Kanzel betretend, zu sein fortfuhr. In keinem Stücke ist der Aeltere dem Jüngeren gleicher geblieben, in keinem hat er das, was ihm von früh auf als Ziel vorschwebte, so vollkommen erreicht, keine andre seiner Lebensaufgaben so erfolg- und segensreich erfüllt.

Der Inhalt seiner Predigten, natürlich, ist den Schwankungen, welche die Temperatur seines religiösen Bewußtseins durchmachte, und den Rücksichten auf die Bedürfnisse seines jeweiligen Publicums gefolgt. Die Predigten, die er in jugendlichem Eifer für die Verbreitung von „Cultur und Menschenverstand" vor den aufgeklärten Rigensern hielt, lassen ein stärkeres Hervortreten des rationalistischen und moralisirenden Elements nicht verkennen. Weiterhin beeinflußte das Pathos der Religionsverkündigung, das ihn in Bückeburg ergriffen hatte, nothwendig auch seine Kanzelvorträge; wenn er an seine liebste Zuhörerin dachte, so mußte er unwillkürlich tiefer in die Region des inneren religiösen Lebens hinabsteigen; wenn er an die Landleute dachte, die sich bei ihm Erbauung holen wollten, bestimmter an die altgewohnten Vorstellungen des Katechismusglaubens sich anschließen. In Weimar endlich, wo er neben der gebildetsten und anspruchsvollsten Zuhörerschaft einen im Ganzen nüchternen Mittelstand vor sich hatte, gewann wieder der liberale Geist seiner Theologie die Oberhand auch in seinen Predigten, die fortan zwischen herzlicher Frömmigkeit und aufklärender Verständigkeit, zwischen überlieferter Christlichkeit und dem Dringen auf das rein Menschliche die glücklichste Mitte hielten. In etwas, desgleichen, hatte sich im Laufe der Jahre mit dem formellen Charakter seiner Schriften auch der Stil seiner Kanzelreden geändert. Lächelnd sagte er von seinen Rigaer Predigten, als ihm ein Weimarer Buchhändler den Wunsch vorgetragen hatte, ihm namentlich von diesen eine Anzahl zum Druck zu geben: freilich seien dieselben mit jugendlicher Phantasie und Beredsamkeit ausgeschmückt gewesen, dergleichen Blüthen und Blätter seien ihm mit der

Zeit ausgefallen [1]). Anders endlich, und zwar sehr bald anders war auch seine Gewohnheit in der Predigtarbeit geworden. Der Anfänger hatte seine Predigten in voller Ausführung sorgfältig niedergeschrieben. Schon in Bückeburg sind seine aufgeschriebenen nicht seine gehaltenen Predigten. Nicht für sich, sondern für die, welche das Gehörte oder Nichtgehörte lesen wollen, für seine Gräfin, für Lavater, auf die Bitten seiner Freunde, auch wohl damit sie für ihn zeugen oder eine Bewerbung unterstützen sollen, bringt er sie zu Papiere. Er könne, heißt es in einem Briefe an Lavater aus jener Zeit, keine Predigt vor dem Pulte schreiben, sondern predige nur nach Entwurf; was er hinterher aufsetze, sei also Abhandlung, Erinnerung, Schema, wobei der Bücherausdruck an die Stelle des freier und ausgeführter Gesprochenen trete. In Weimar erst recht ist er dieser Methode treu geblieben; seine Vorbereitung bestand durchaus nur in Entwürfen, die in der Regel den Faden der Rede bis ins Einzelne feststellten, während die Ausführung dem Moment, dem Feuer der Empfindung überlassen blieb, zu der der Anblick der Gemeinde ihn begeisterte. Ein Redner in allen seinen Schriften, wollte er doch im Reden vergessen, daß er Schriftsteller sei. Scharf hat er das geschriebene und gesprochene Wort auseinandergehalten und allezeit daher dem Druckenlassen seiner Predigten widerstrebt. Nur den Druck einiger Casualreden hat er zugeben müssen; zu seinem „größten Aerger" geschah es, daß ein ander Mal zwei dergleichen ohne sein Wissen veröffentlicht wurden [2]).

Nur unvollkommen eben deshalb wird man den Prediger Herder aus diesen oder aus den sonstigen nach seinem Tode bekannt gemachten Predigten kennen zu lernen im Stande sein; auch eine reichlichere Mittheilung, wenn sie versucht werden sollte, würde unsre Anschauung von seinem Auftreten auf der Kanzel nicht wesentlich vervollständigen. Um das stumpfe Bild, das diese gedruckten Proben seiner Kanzelberedsamkeit gewähren, in ein schärferes, mit belebteren Zügen zu verwandeln, stehen uns nur zwei Mittel zu Gebote. Es sind seine eignen Auslassungen über Wesen und Aufgabe der Predigt, und es sind die Schilderungen derer, denen es vergönnt war, ihn zu hören.

Von lange her sind uns die Grundzüge der Herderschen Predigttheorie bekannt. In der Form einer begeisterten Anschauung, eines persönlichen Ideals, hatte er sie am Beginn seiner Predigerlaufbahn in dem Aufsatz „Der Redner Gottes" sich selbst vorgehalten. In den Litteraturfragmenten — in den gedruckten wie in zurückgelegten Abschnitten derselben — weiterhin in den Provinzialblättern und zerstreut an zahlreichen Stellen seiner Schriften und Briefe hatte er bald diesen bald jenen Punkt, bald polemisch, bald positiv

---

[1]) Erinnerungen I, 95 Anm.

[2]) S. Bd. I, 748 und in diesem Bande, S. 22. Die wider seinen Willen im Jahre 1780 veröffentlichten Reden (s. Gelzer XIV, 87), „Zwo heilige Reden bei einer besonders wichtigen Veranlassung gehalten", waren nach J. G. Müller an Herder * 28. März 81 in Stendal gedruckt.

immer von Neuem in wesentlich gleicher Weise zur Sprache gebracht[1]). Wenn ihn auf irgend einem Gebiete ein reformatorisches Bewußtsein durchaus beherrschte, so auf diesem. Daß die herkömmliche Predigtweise durch eine wirksamere, lebendigere ersetzt werden müsse, das stand ihm noch unzweifelhafter fest, darüber war er noch früher und selbständiger sich klar geworden als über die Nothwendigkeit und über die Mittel und Wege einer Neubelebung unsrer Poesie. Merkwürdiger Weise ist sein reformatorisches Verdienst in dieser Beziehung von den Theologen theils aufs Unbilligste verkannt, theils verkleinert und verdunkelt worden. Den geistvollen, nicht bloß von seinem, sondern von dem Geiste des Christenthums erfüllten Mann an dem Maaßstabe positiver Gläubigkeit messend, haben sie die epochemachende Bedeutung seiner homiletischen Grundsätze unterschätzt und ihm mit kühler oder halber Anerkennung, einer mit Bedauern gemischten Anerkennung nur eben ein bescheidenes Plätzchen in der Geschichte der Predigt angewiesen. Was in entgegengesetztem Sinne E. Schwarz und neuerdings Werner zur Würdigung des Predigers Herder geschrieben haben, wird früher oder später jene engherzige Geschichtschreibung zu berichtigen haben[2]). Durchaus stehen die homiletischen Verdienste Herders auf gleicher Linie mit seinen ästhetischen. Wie er die nachahmende durch die ursprüngliche, die künstelnde durch die natürliche Poesie verdrängt wissen wollte, ganz so kehrte sich sein kritischer Sturm und Drang auch gegen die traditionelle Kanzelrhetorik. Zum Herzen sprechend und dem gesunden Verstande des Volkes gemäß, nicht gelehrt, sondern menschlich, biblisch und nicht dogmatisch, idiotistisch und nicht klassisch: so dachte er sich die echte, wirksame, erbauende Predigt. In Gegensatz stellte er sich mit dieser Ansicht einmal zu der alt- oder neugläubigen scholastischen Predigtweise, in Gegensatz andrerseits zu der alt- oder neugläubigen Schönrednerei von der Kanzel. So that er in dem „Redner Gottes"; so war sein Standpunkt noch nach einer fünfzehnjährigen Predigerpraxis. Jetzt, in Weimar, war er auf Grund einer reichen Erfahrung, nachdem seine theologischen Ueberzeugungen sich gesetzt und geklärt hatten, zu einer Zeit, da sein ästhetisches Glaubensbekenntniß zugleich mit seinem Geschmack zu sicherem Abschluß gelangt war, im Stande, seine Anschauungen von dem Redner Gottes zu einer geschlossenen Theorie zusammenzufassen. Die Homiletik, die er einst hatte schreiben wollen, die Gedanken

---

[1]) S. Bd. I, S. 88 ff.; LB. I, 3, a, 245 ff. II, 300; Ae. Urk. I, 125; Provinzialbll. S. 31, S. 78, u. s. w.

[2]) Während anderwärts Herder ganz übergangen wird, widmet ihm Sack, Geschichte der Predigt, S. 138 ff. zwar einen ausführlichen Abschnitt, verkennt jedoch, bei allem Lobe seiner homiletischen Sprache, über der dogmatisirenden Kritik den Kern der Sache. Rothe vollends, Geschichte der Predigt, S. 441 ff. erwähnt nur kurz sein Verdienst um die Erneuerung der Homilie, und weiß übrigens nur das „Rhapsodische" seiner Christlichkeit und seine „große Unpopularität" hervorzuheben. Vgl. dagegen Schwarz, Herder als Prediger, im Herderalbum S. 169 ff. und Werner, Herder als Theologe, S. 375 ff.

über die geistliche Beredsamkeit, die das Reisejournal „das Lieblingsfeld seiner Seele“ nennt, — sie bilden den Inhalt des 38. bis 45. der Theologischen Briefe. Wie seine Fabel- und Epigrammentheorie in den Aufsätzen der Zerstreuten Blätter nur Ausführung älterer Entwürfe ist, so verhalten sich diese homiletischen Briefe nur wie die entfaltete Blüthe zu dem, was jene ideale Selbstanschauung im Keime enthielt. Es ist nichts verloren gegangen, wohl aber haben die ausgewachsenen Blätter am Licht hin und wieder die Farbe geändert und bestimmtere Gestalt gewonnen.

So sehr findet der Verfasser der Theologischen Briefe die Kanzelberedsamkeit seiner Zeit ihrem wahren Wesen entfremdet, daß er am liebsten das gemißbrauchte Wort Predigt durch „Vortrag“ ersetzt sehen möchte. Aller stereotypen Manier gram, verweist er auf die abwechselungsreiche Form, in der die Bibel ihren göttlichen Inhalt je nach Lage und Bedürfniß der Seele Allen und Jedem darbiete. Unmittelbares Muster zwar — so führt er weiter aus — kann sie nicht sein; denn die äußere Form unsrer Predigten findet in ihr kein Vorbild. Das Wesentliche aber, was alle Vorträge der Bibel gemein haben, sollen allerdings auch unsre Predigten mit ihnen gemein haben. Aus und gemäß der Bibel soll der Prediger den Willen Gottes verkündigen, soll er Wort und Rath Gottes von unsrer Glückseligkeit menschlichen Herzen und Gewissen darlegen, soll er auf seine Weise thun, was Patriarchen und Propheten, Christus und die Apostel gethan haben. So ist die Urform der Predigt, der Grund, von dem sie nicht weichen darf, auch wenn sie sich selbständiger zu eigentlicher Rede entwickelt — die Homilie. Homilie, d. h. Erklärung der biblischen Schriften und ihrer Lehren, Anwendung des verlesenen Bibeltextes war die Predigt in der alten Kirche und war sie wieder zur Zeit Luthers und seiner nächsten Gehülfen. Zu dieser „gesunden, alten und populären“ Form ist sie nach der Entartung zurückzubilden, die sie seitdem durch den dogmatisch polemischen Geist, weiterhin durch Philosophie und Rednerei erfahren hat. Die biblische oder analytische will Herder sie genannt wissen. Scharf contrastirt er sie gegen die, welche etwa nur ein Wörtlein des Textes herausgreift, daraus „ein scholastisches oder rednerisches Thema spinnt, dies abhaspelt und weiter Text und Wort Gottes sein läßt, wo sie sind.“ Ganz wie er daliegt, vielmehr, soll der Text genommen und durch die Predigt analysirt, zugleich mit der Situation, der er angehört, soll er „belebt und in jedem kleinen Gliede des Ganges und Fortganges anwendend verfolgt werden.“ „Ich darf,“ heißt es sehr schön in der Weimarischen Antrittspredigt, „nichts thun als einfach erklären, dem linden, sanften Strom des Wortes Christi nachgehn und mir bei jedem Tritte etwas schöpfen, soviel als meine Hand faßt, was für mich und meine Zuhörer in diesem Augenblick erregend und stärkend sein kann.“

Und Herder setzt ferner auseinander, wie die Beschaffenheit des göttlichen Wortes selbst dies Verfahren erleichtert. Denn das Meiste in der Bibel ist Geschichte und Parabel, oder, wenn Lehre, so auch die mit Geschichte und Pa-

rabel verwebt. Da gilt es denn, die Erzählung und Situation des Textes zur Geschichte und Parabel des menschlichen Herzens, zur Situation unsres Lebens zu machen. Die rechte Predigt ist nicht Abhandlung, sondern Handlung. Von Anfang bis zu Ende an Interesse und Affect wachsend, wird sie gleichsam zu einem „Drama des menschlichen Herzens mit Knote und Entwicklung", zu einem durch immer abwechselnde und doch zusammenhängende Labyrinthe bis zum Ziele sich fortschlingenden unzertrennbaren Ganzen. So erfordert sie freilich Kunst, aber eine aus dem Herzen geborene, aus einem freien, zum Dienste Gottes willigen Geist hervorströmende Kunst. „Sie hasset alles Wortgeklingel, alle nachgemachten, auswendig gelernten Perioden-Fragmente: kurz, sie hasset die knechtische Dreschmethode, da man immer und ewig leeres Stroh schlägt." Immer mehr nähert sich damit Herders Predigttheorie seinen allgemeinen ästhetischen Ueberzeugungen und dem, was man seine Poetik nennen mag. Auch hier vereinigt sich sein Gefühl für die Poesie der Bibel mit seinem Sinn für die künstlerischen Vorzüge der Alten. So wenig er ciceronische Perioden von der Kanzel herab hören will, so bestimmt empfiehlt er für die Bildung zum Redner das Studium der griechischen und römischen Redner, da nur bei ihnen die Beredsamkeit eine lebendige Macht gewesen sei. Nur bei den Alten findet er die zur Natur gewordene Kunst, und eben diese Kunst schärft er da ein, wo er von dem Werth und der richtigen Art der Predigtdisposition spricht. Disposition gilt ihm geradezu als „das Hauptwerk der Rede", aber die Logik, die er dabei anpreist, ist eine mit den Forderungen der Phantasie, mit den Grundbedingungen des einfach und natürlich Schönen ausgeglichene Logik. „Da muß", heißt es, „kein Bild, kein Satz, kein Komma sein, das nicht aus diesem Thema, wie ein Ast und sein Zweig, oder wie eine Blüthe und ein Blatt des Baumes, aus solcher Wurzel, an solchem Stamm gleichsam nothwendig erwüchse." Wie haßt er die Einförmigkeit des üblichen Eintheilungswesens, „da ein Thier mit armseligem Körper zwei Köpfe nach einander vorstreckt, zwei oder drei Zähne bleckt, und einen fünf-, drei- oder zweifachen Schweif, der unkräftig wedelt, nach sich zieht!" Versteckt vielmehr soll das Sparrwerk der genausten und feinsten Disposition dem Vortrag zu Grunde liegen — gerade wie die Natur überall ihre festen mit schönen Formen zu überkleiden liebt. Hier wird weiter seine Liebhaberei für den Dialog, im Gegensatz zu dem hölzernen Katheder- und Kanzelmonolog, sichtbar. Als eine bildende Vorübung für seine Predigten erscheint hier auf einmal diese für seine Schriften so oft von ihm gewählte Form, als ein Mittel, die Ecken des Lehrvortrags abzurunden, die Haltung der Sachen und Gründe ins Feine auszubilden und Licht und Schatten in einander verschwebend zu machen. Offenbar, was er dem Lehrling aufgiebt, einmal „eine Predigt durchaus zum Gespräch zu machen und sich dabei strenge Gesetze des leichten Uebergangs, der sanftesten psychologischen Form zu geben", das hatte er in eignen Uebungen erprobt. Das eigentliche, unmittelbare Vor-

bild jedoch für die echte Predigt, den Kern ihres Wesens findet er in der poetischen Gattung, der er nach dem Vorgange Lessings schon so früh, und der er neuerdings wieder so vorzugsweise sein Interesse zugewandt hatte. Wie ihm in dem Aufsatz über Bild, Dichtung und Fabel die Entstehung der Poesie nahezu zusammengefallen war mit der Entstehung der Sage und der Fabel, so erklärt er in dem homiletischen Abschnitt der Theologischen Briefe, daß auch alle Redekunst sich an Poesie und Fabel gebildet habe. Von Fabel und Parabel geht er aus, um die Forderung anschaulich zu machen, daß die Predigt ein in allen Theilen lebendiges Ganzes, ein Organismus sein, daß sie den rastlosen Gang einer einzigen Handlung haben müsse. „Die Fabel", sagt er in diesem Zusammenhang, mit bestimmtem Bezug auf die Predigt, „halte ich für die Perle des Vortrags in der Moral, Beredsamkeit und Dichtkunst. Gewissermaaßen ist sie der Keim aller schönen Einkleidung, alles wahren Schmuckes der Rede. Die besten Wortblumen, das Bild und die Allegorie sind eine verkürzte Fabel. Auch der wahre Gang der Geschichte und Erzählung, sowie die kürzeste Anschaulichkeit aller Moral und allgemeinen Lehre liegen in ihr."

Daher denn die Vorliebe Herders für die parabolische Homilie. Als „der schönste, rundeste Text, über den zu predigen ist", gilt ihm eine Parabel. Wie Christus selbst seine schönsten Lehren und die Geheimnisse des Reiches Gottes in Parabeln gekleidet, so müsse aus ihnen auch der Keim des echten christlichen Predigtvortrags hervorgehen. Die Fabel, zu der Christus seine Lehre und die zugehörige Situation gemacht, müsse in der Predigt so ausgeführt und entwickelt werden, daß sie sich um uns schlingt, mit wachsender Stärke immer mehr uns umfaßt, „die Tiefen ihres Inhalts oder unsrer Seele öffnet und zuletzt, als eine fabula morata voll großen Aufschlusses und echter Lebensweisheit, in uns bleibt". Die zweite Stelle nach der parabolischen nimmt in der Neigung und Schätzung unsres Theologen die historische Homilie ein. Ist doch die biblische Geschichte in ihrer durchgängigen Bedeutsamkeit wie Fabel, wird sie doch — bei Johannes zumal — gleichsam von selbst zur Fabel des menschlichen Lebens, zum Spiegel menschlicher Gesinnungen und Gestalten: die Predigt hat dem nur nachzugehen, die einzelnen Züge der Erzählung aufzuhellen und sie „zur Parabel einer naheliegenden menschlichen Wahrheit zu machen." Erst die dritte Stelle nimmt die Homilie über einen Lehrtext ein. Da ist denn freilich die thematische, die synthetische Methode nicht von der Hand zu weisen. Vielmehr aber: auch sie werde zur „Analyse des menschlichen Herzens und Gewissens!" Auch der Lehrtext muß zur Geschichte, zu einer inneren Geschichte, zur „Situation der Menschheit" gemacht werden, und das wird er, wenn die Predigt ganz nur für diese Versammlung, für diese Zuhörer, für diesen Ort berechnet ist. Weg mit allem das Herz der Zuhörer kalt lassenden Dogmatisiren! Weg mit allen gewässerten,

altklug mahnenden Straf- und Moralpredigten! Die beste Lehr- und Pflichtenpredigt ist die, „die im Allgemeinen, Unbestimmten gar nicht umhertaumelt“.

Es sind hohe, schwer zu erfüllende Forderungen, welche nach alle dem Herder an die Predigt stellt. Sehr begreiflich, daß es dem Prediger nicht anders erging als dem Schriftsteller. Nur selten befriedigte ihn, was er geschrieben, wenn es nun gedruckt vor ihm lag; wie ganz anders, meinte er, würde er das Buch zum zweiten Mal schreiben! Er äußerte sich über sein Predigen in derselben Weise. Erst mitten im Vortrag stelle sich seinem Geiste das Ideal desselben vor; und so verließ er wohl zuweilen die Kanzel mit sich selbst zufrieden, — öfter doch mit dem Gefühl, daß er hinter jenem Ideal zurückgeblieben sei. Dafür aber war es unter allen Umständen lebendige, aus dem Herzen geflossene Rede gewesen. Seine Praxis war mit seiner Theorie aus Einem Stück. Er hat echte, naturwüchsige Poesie im Gegensatz zu todter Letternpoesie nicht als Dichter, sondern als Verkündiger des Volksliedes heraufbeschworen; nicht seine, sondern Goethes Dichtungen haben in dieser Beziehung sein Ideal verwirklicht. Die entsprechende Neubelebung der geistlichen Beredsamkeit, den Kampf gegen die alte verzopfte Predigtweise hat er mit eignen Mitteln, wenn auch er nicht allein durchgeführt. Nicht er allein. Er hat, zumal was die Lehrpredigt anbetrifft, mancherlei Weisen, je nach den mancherlei Gaben, ausdrücklich anerkannt. Gewiß, weder alleiniges noch unbedingtes Muster sind seine Predigten. Am besten, wie begreiflich, gelang ihm eben die parabolische Homilie; die Art, wie er in den Theologischen Briefen an dem Beispiel der Parabel vom jüngsten Gericht die selbstgegebenen Regeln durch die Behandlung eines derartigen Textes erläutert, verräth den Meister. Viel weniger überzeugend das Beispiel, das er von der Behandlung eines historischen Textes, der Erzählung von der Ankunft der Weisen aus dem Morgenlande giebt; er selbst hat es gefühlt, daß hier manche Anwendung mehr an den Text herangetragen als aus ihm entwickelt scheinen könne. Ueberhaupt aber: tritt nicht doch das Handlungsvolle, die schrittweise sich steigernde Wirkung, die er fordert, zu sehr zurück hinter dem gleichmäßigen Fluß seiner Predigten? Mit ruhigem Anstand, ohne alle äußere Action vorgetragen — fehlt ihnen nicht doch zu sehr die dramatische Energie, die plastische Gliederung und Symmetrie, die sich zu überwiegend in die Innerlichkeit des Gedankens und der Empfindung zurückgezogen hat? Sind diese Predigten wirklich so populär wie sie der Theorie zufolge sein sollten? Ist der künstlerisch organische Aufbau, der dem Redner als höchstes Ideal vorschwebt, deutlich genug in ihnen ausgeprägt, um das schärfere Hervortreten eines logischen Eintheilungsschemas niemals vermissen zu lassen? Verfließen nicht die Theile oft in zu feinen psychologischen Uebergängen in einander, um die Auffassung des Hörers hinreichend zu erleichtern, seine Aufmerksamkeit sicher und dauernd zu fesseln?

Wie dem indeß sei: am wenigsten haben diese Fragen ein Recht bei den eigentlichen Gelegenheits- oder Casualreden. Alle Herderschen Pre-

digten waren Situationspredigten; die, welche er bei bestimmten Vorfällen, auf Anlaß freudiger oder schmerzlicher Ereignisse in der herzoglichen Familie hielt — und von ihnen gerade ist uns eine größere Anzahl aus der Weimarer Zeit erhalten — sind es in vorzüglichem Grade. Hier am meisten finden wir uns durch die dringende Innigkeit des Redners festgehalten und mit wachsendem Interesse in den Gang seiner Betrachtungen, Empfindungen und Vorhaltungen verstrickt. Auf diesem Felde entwickelte er seine ganze Stärke. Nur die Situation selbst scheint zu reden; der fromme Vorsehungsglaube, der hohe sittliche Ernst, die feine Seelenkenntniß des Redners weiß sie zu beleben, sie für Geist und Herz und Willen fruchtbar zu machen. Frei von aller schlechten Hofpredigeretikette, gleich fern von höfischer Schmeichelei wie von pfäffischer Zudringlichkeit, einfach würdig und mit sicherem Takt bringt er die persönlichsten Beziehungen zur Sprache, um sie in das höhere Element des allgemein Menschlichen zu erheben. Alle diese Reden in der That sind, wie Wieland die eine derselben nannte, „Meisterstücke von religiöser Gravität und von edler Humanität".

Ihrem allgemeinen Gehalt nach waren es, mehr oder weniger, auch die, welche sich nicht ausdrücklich als Casualreden geben. Unbekannt mit den individuellen Beziehungen, die dem Redner in gerade diesem Zeitmoment, vor gerade diesen Zuhörern vorschwebten, haben wir ohne Zweifel alle Ursache, unsrem Urtheil über die bloß gelesene, aus dem Element der gemeinsamen Andacht auf den Boden der klanglosen litterarischen Mittheilung verpflanzte Rede zu mißtrauen. Daß man den lebendigen Vortrag gehört haben müsse, daß alle diese Predigten nur Schattenrisse seien, die kaum eine entfernte Vorstellung von den gehaltenen geben können, sagen uns auch die begeistertsten Lobredner derselben. Durch und durch persönlich, in schriftlicher, litterarischer Form unwiedergebbar war die Redekunst dieses Mannes. Ihn selbst, seine „Wesenheit" fand Charlotte von Kalb, eine fleißige Besucherin seiner Predigten, in denselben wieder; „würdige Haltung, der Stimme reiner volltönender Klang in reinem Fluß des Bewußtseins und der Betheuerung; ja, göttliche Liebe, in dem Menschen verliehen" — so schildert sie in ihrer emphatisch rhapsodischen Weise den empfangenen Eindruck [1]). Ein volleres Bild geben uns andere zeitgenössische Zeugen. Zu den verschiedensten Zeiten, von den verschiedensten Standpunkten aufgenommen, ist es im Wesentlichen immer das gleiche und dadurch von um so überzeugenderer Wahrheit, überzeugend auch deshalb, weil sich fast alle Züge des in den Theologischen Briefen aufgestellten Ideals darin wiederholen.

Im Sommer 1777 hatte Helferich Peter Sturz Herder in Pyrmont predigen hören; der Brief, welchen er darüber an Boie richtete und den Boie in das Deutsche Museum rückte [2]), hat den Werth eines klassischen Zeugnisses.

[1]) Palleske, Charlotte, S. 167.

[2]) Daselbst 1777 October, S. 373 ff., übergegangen in Sturz' Schriften II, 329, abgedruckt Erinnerungen I, 253 Anm.

Der verständige Mann, der dem damaligen Schriftsteller Herder nur streckenweise zu folgen vermochte, erklärt ausdrücklich, daß der Prediger Herder um so mehr sein Mann sei. „Unsre vornehme Versammlung", so giebt er seinen Eindruck wieder, „war eben nicht zur Andachtsempfänglichkeit der ersten Gemeinde gestimmt, und doch — Sie hätten es sehen sollen, wie er all' das Aufbrausen von Zerstreuung, Neugierde, Eitelkeit in wenig Augenblicken fesselte, bis zur Stille einer Brüdergemeinde. Alle Herzen öffneten sich; jedes Auge hing an ihm und freute sich ungewohnter Thränen; nur Seufzer der Empfindung rauschten durch die bewegte Versammlung. — — Ueber das Evangelium des Tages ergoß er sich ganz ohne Schwärmerei, mit der aufgeklärten hohen Einfalt, welche, um die Weisheit der Welt zu überfliegen, keiner Wortfiguren, keiner Künste der Schule bedarf. Da wurde nichts erklärt, weil Alles faßlich war, nirgends an die theologische Metaphysik gerührt, die weder leben noch sterben, aber desto bündiger zanken lehrt. Es war keine Andachtsübung, kein in drei Treffen getheilter Angriff an die verstockten Sünder, oder wie die Currentartikel aus der Kanzelmanufactur alle heißen; auch war es keine kalte heidnische Sittenlehre, die nur den Sokrates in der Bibel aufsucht — —": eine Predigt vielmehr von dem Glauben der Liebe, eine Predigt, wie die Schüler der Apostel gepredigt haben mögen. Ganz übereinstimmend damit lautet das uns schon bekannte Urtheil Wielands über die Herdersche Antrittspredigt in Weimar, welches namentlich mit Verwunderung hervorhebt, daß das, was doch nichts als reiner Menschensinn gewesen, zugleich so durchaus orthodox erschienen sei [1]). Wie hätte sich auch sonst gleichmäßig der glaubenseifrige Friedrich Stolberg und der Dichter der Götter Griechenlands von dieser Predigtweise befriedigt finden können? Auf der Durchreise nach Karlsbad hatte jener im Frühjahr 1784 Herders persönliche Bekanntschaft gemacht. „Die beste Predigt, die ich je gehört", so schreibt er unter Anderem darüber an Voß, „hielt er am Pfingsttage ohne Schmuck der Eloquenz, ohne allen Schein der Prätension, nein, herzlich, gewaltig wie das Evangelium" [2]). Als hinwiederum Schiller, der freigeistige Schiller, der eine gute Predigt eigentlich für ein unmögliches Ding hielt, am 5. August 1787 in Herders Kirche gerathen war, — wie überrascht fand er sich da durch die Feinheit, mit der der Redner das schwierige Gleichniß vom ungerechten Haushalter auslegte; es schien ihm, als ob derselbe eben nur einen Satz aus der praktischen Philosophie auf gewisse Details des bürgerlichen Lebens angewandt und Lehren entwickelt habe, die man ebenso gut in einer Moschee als in einer christlichen Kirche erwarten könnte. „Die ganze Predigt" — so berichtet der feine Beobachter weiter — „glich einem Discurs, den ein Mensch allein führt, äußerst plan, volksmäßig, natürlich. Es war weniger eine Rede als ein vernünftiges Gespräch. Einfach

[1]) S. oben S. 38.

[2]) 2. Juni 84; bei Herbst, Joh. Heinr. Voß II, 28.

wie sein Inhalt ist auch der Vortrag: keine Geberdensprache, kein Spiel mit der Stimme, ein ernster und nüchterner Ausdruck. Es ist nicht zu verkennen, daß er sich seiner Würde bewußt ist. Die Voraussetzung dieses allgemeinen Ansehens giebt ihm Sicherheit und gleichsam Bequemlichkeit, das ist augenscheinlich. — — Herders Predigt hat mir besser als jede andere, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe, gefallen" [1]). Die Schilderung von Sturz war es, welche in Böttiger längst den Wunsch rege gemacht hatte, Herder predigen zu hören: er fand, als es ihm am 26. September 1791 endlich vergönnt war, alle seine Erwartung übertroffen. Böttigers Aufzeichnung darüber giebt uns von dem Prediger Herder vielleicht die genaueste Vorstellung. Die Predigt war eine Homilie über das Evangelium von den zehn geheilten Aussätzigen. Sie ging an dem Wunder vorüber und wurde zu einer „hinreißend schönen Betrachtung" über das Gefühl der Dankbarkeit als ein wahres menschliches und menschenwürdiges Gefühl. Die Theile sanft und unbemerkt in einander übergehend, nur etwa die einfache Haupteintheilung allgemein bemerkbar — ganz wie nach den Vorschriften und in den Beispielen des theologischen Briefstellers. Und der Bericht führt uns weiter die ganze Haltung und Manier des Redners vor. „Bei aller scheinbaren Prunklosigkeit und Einfachheit blühte doch in jedem Satze ein an dieser Stelle natürlich hervorsprießendes Blümchen. Nichts war gehascht oder gesucht. Man sah gleichsam sein Entstehen aus dem augenblicklichen Bedürfniß des Redners. Offenbar bildete und formte sich jede Periode erst jetzt, sowie sie ausgesprochen wurde, in die liebliche Rundung und honigsüße Fülle des Ausdrucks, dessen allbiegsame Gewandtheit ich nicht genug bewundern konnte." Endlich: „Herder macht vom Anfange bis zum Ende keine einzige Bewegung mit den Händen, die er immer im Priesterrock zusammengeschlagen hält. Aber desto sprechender ist die übrige Haltung des Körpers, desto ausdrucksvoller jede Hebung und Beugung seiner schönen sonoren Stimme, die jedoch, da sie in stetem Flusse schnell fortläuft, eine größere Kirche kaum ausfüllen kann" [2]).

Genug der Zeugnisse [3])! Hinreichend deutlich steht das Bild des Kanzelredners, des beredten Homileten, des Volkspredigers für das gebildete Volk vor uns. Denn die höheren Stände, die Vornehmen waren es vorzugsweise, die in Weimar Herders Predigten besuchten. Es gehörte in diesen Kreisen geradezu zum guten Ton, in seiner Kirche gewesen zu sein; die Frage danach bildete eins der Gesprächsthemata am Sonntag Nachmittag oder in der abendlichen Theegesellschaft. Die Gebildetsten und Besten schöpften darum nicht weniger die edelste geistige Nahrung aus den Worten des verehrten Mannes,

---

[1]) An Körner 12. August 87.

[2]) Böttiger, Litt. Zustände I, 104 ff.

[3]) Vgl. noch Erinn. I, 93 Anm. Die Schilderung in Danz und Gruber, Charakteristik Joh. Gottfr. v. Herders, S. 79 Anm. ff. schmeckt nur theilweise wie eine erste Quelle.

und bewahrten die Erinnerung daran als einen lebenslänglichen Schatz. Noch in den Nächten vor ihrem Tode erbaute sich die Herzogin Amalie aus den Reden, die sich auf die Geschichte ihres Hauses bezogen. Es war kein geringes Verdienst, gerade diese Schichten der Gesellschaft mit den sittlich-religiösen Einflüssen der Kirche zu durchdringen, gerade sie empfinden zu lassen, daß das Christenthum für Alle Trost habe und an Hoch und Niedrig die gleichen Ansprüche erhebe. Je weltlicher das Treiben am Weimarischen Hofe, desto ernster nahm es Herder mit diesem seinem geistlichen Berufe; und so war er eine anerkannte sittliche Macht, bereits in jener ersten Zeit, in der ihm übrigens für ein praktisches Eingreifen die Hände gebunden waren.

Auch nach jenen ersten sieben Jahren nun ist diese Kanzelwirksamkeit die glänzendste Seite seines amtlichen Lebens geblieben. In ihr am meisten, wie andrerseits in seiner reichen Schriftstellerthätigkeit fühlte sich, um seinen eignen Ausdruck zu gebrauchen, sein Geist wirkend. Nun jedoch, seit dem August 1783 entwickelte sich seine amtliche Thätigkeit weiter. Auch in politischer Beziehung bezeichnet das Jahrzehnt seiner Befreundung mit Goethe einen Höhepunkt seines Wirkens.

Weit freilich blieben die Folgen dieses praktisch-politischen Wirkens hinter seinem Wünschen und Bemühen zurück. Nach ihrem Umfang sowohl wie nach ihrer inneren Bedeutung können sie den köstlichen Früchten nicht verglichen werden, die dem Schriftsteller Herder in der Sonne jener Freundschaft reiften. Es verlohnt sich nichtsdestoweniger, das ideale Streben des Mannes und die Conflicte, in die seine geniale Art nur zu oft mit Menschen und Dingen gerieth, so treu wie möglich zur Anschauung zu bringen und so zugleich seinem Verdienste auf diesem praktischen Gebiete gerecht zu werden. Nicht, wie er früher gemeint, in der Gleichgültigkeit Goethes und seines herzoglichen Freundes lagen die Hemmungen: sie lagen in der Dürftigkeit der vorhandenen Mittel, in der Unzweckmäßigkeit des unter beständigen Anstößen und Reibungen arbeitenden geschäftlichen Räderwerks, — in ihm selbst endlich, der bei aller Einsicht und allem edelsten Wollen nur in mäßigem Grade die staatsmännische Kunst besaß, auch die widerstrebenden Kräfte in den Dienst seiner Gedanken zu zwingen. Die meisten Erfolge, die er errang, bis zum Jahre 1793 errang, hat er dadurch errungen, daß sich — ohne Zweifel unter dem vermittelnden Einfluß Goethes — der Herzog bei jeder streitigen Frage, bei jedem Zusammenstoß innerhalb des Consistoriums auf die Seite seines Generalsuperintendenten stellte. Die Klagen Herders über den geringen und langsamen Ertrag seines Mühens, die Zurückhaltung, die er sich in seinen öffentlichen Aeußerungen über den wohlwollendsten der Fürsten auferlegt hat, vor Allem endlich die aus späterer Zeit stammende Darstellung der „Erinnerungen" haben diese Thatsache verdunkelt. Sie verdient um so nachdrücklicher von vornherein hervorgehoben zu werden. —

Wir erinnern uns der Stoßseufzer, mit denen Herder im Jahre 1778

und 80 sein Herz gegen Freund Hamann über das Unerfreuliche und Undankbare seiner amtlichen Thätigkeit erleichtert hatte [1]). In eben der Angelegenheit, deren verdrießlichen Anfangsverlauf er dort erzählt, um dadurch die Weimarischen Zustände überhaupt zu charakterisiren, sollte er jetzt, nachdem er inzwischen noch weiteren Verdruß damit gehabt hatte, seinen ersten bedeutenderen Erfolg davontragen. An der Hand der Acten sind wir im Stande, das dort über die geplante Errichtung eines Schulmeisterseminars Erzählte zu ergänzen und die Erzählung bis zu dem glücklichen Ende der Angelegenheit fortzuführen.

Auf Antrag des Weimarischen Oberconsistoriums hatte sich der im Jahre 1777 einberufene ständische Ausschuß zur Bewilligung der Kosten für Errichtung eines solchen Seminars bereit erklärt, jedoch die vorgängige Vorlegung eines Planes zu dem Institut gefordert. Mit der Entwerfung dieses Planes war unterm 10. December 77 Herder beauftragt worden. Er fand die Sache insofern in einer eigenthümlichen Lage, als schon einmal, sechs Jahre zuvor, von der Herzogin Regentin für ein solches Institut 200 Thaler bewilligt und dafür ein gewisser Hertz berufen worden war, der dann aber, ohne daß aus dem Seminar etwas geworden, als Waisenhauskästner und Lehrer einer Freischule angestellt worden war. An diese Antecedentien hatte das Petitum des Oberconsistoriums angeknüpft: Herder faßte die Sache anders. Er fand, daß jener Hertz für das Seminar nicht zu brauchen sei; das neue Institut dürfe nicht durch Rücksichtnahme auf diese Persönlichkeit von vornherein verdorben, es müsse aus dem Vollen geschaffen werden. In diesem Sinne faßte er seinen Entwurf ab. Nicht früher als am 31. October 80 reichte er denselben ein, die Verspätung damit entschuldigend, daß er sich zuvor von den Einrichtungen solcher Art in anderen Ländern habe Kenntniß verschaffen müssen. Der Entwurf betont stark, daß das Seminar den zu bildenden Landschullehrern keine über das Bedürfniß hinausgehende „Litteratur und Aufklärung" geben, auch nicht eine bloße Versorgungsanstalt für sie sein solle. Der Zweck der Anstalt müsse Unterricht im Nothwendigen und Nützlichen, vor Allem vorbereitende Lehrübung sein. Was nun an Mitteln dazu in älteren Lehranstalten schon existire — und hier nennt er neben dem Gymnasium und den bei der Stadtkirche üblichen Katechesen auch die Hertzische Freischule —, das müsse benutzt, aber zugleich durch neue Veranstaltungen ergänzt und Alles zum Ganzen geordnet werden. Als erstes Erforderniß bezeichnet er dabei die Auswahl guter Subjecte zum Schulstande. Dies ist ihm — nach einem späteren Votum — „das Hauptstück und der Nagel, der die ganze Sache trägt." Ohne Rücksicht auf den verderblichen Grundsatz, „daß, was nicht zum Pfluge taugt, zum Lehrstande tauge", ohne Rücksicht auf „den Bauernstolz eines Vaters", habe einzig die gewissenhafteste Prüfung über die Aufnahme zu ent-

---

[1]) S. oben S. 7. 8.

scheiden, und zwar will er diese Prüfung ausschließlich sich, dem Generalsuperintendenten vorbehalten wissen, denn, sagt er, „sobald den Supplicanten Seitenwege erlaubt werden, bleibt die Thür zum Schafstall nicht mehr rein." Die Aufgenommenen aber theilen sich in zwei Klassen, in eine unbestimmte Anzahl solcher, die nur lernen, und eine, etwa auf sechs zu beschränkende solcher, die sich zugleich im Unterrichten üben und dafür als angehende, dem Staate dienende Lehrer bezahlt werden. In wenigen allgemeinen Zügen bezeichnet der Entwurf darauf die Gegenstände des Unterrichts, den die Seminaristen empfangen; ertheilt aber wird derselbe theils — da wenigstens die niedere Klasse das Gymnasium zu besuchen fortfährt — von dem Schreib-, Rechen- und Musiklehrer des Gymnasiums, theils von dem Katecheten der Stadtkirche, theils und vor Allem von „einem geschickten Candidaten, der der eigentliche Lehrer des Seminarii wird." Es folgt der wichtige Abschnitt von der „Uebung im Unterricht für die sechs ersten Seminaristen". Alles ist dabei darauf abgesehen, daß wechselseitig die vorhandenen Schulen dem Seminar, das Seminar den Schulen zum Nutzen werde. Zwei Seminaristen sollen demnach als Collaboratoren in den untersten Gymnasialklassen, zwei in der Mädchenschule unterrichten, während die zwei letzten „etwa in der Garnison- und der Hertzischen Freischule angestellt werden könnten." Nicht minder wichtig das Capitel von der Aufsicht über das Institut, wichtig deshalb, weil es hier die deutliche Absicht des Concipienten ist, das Ganze in eigner fester Hand zu behalten. Neben dem Seminarlehrer soll noch ein Inspector fungiren, der der Katechet der Stadtkirche, der Stiftsprediger [1]), sein könnte, aber nicht müßte: die eigentliche Direction aber soll, unter der Oberaufsicht des Consistoriums, von dem Generalsuperintendenten geübt werden. Es ist schließlich von den Belohnungen des Inspectors, des Lehrers, der Seminaristen die Rede: der Generalsuperintendent dagegen werde seinen Lohn „lediglich in dem Gedeihen des Instituts" finden.

Gewiß, Herder hatte Recht, wenn er diesen seinen Plan einen einfachen und genau verketteten nannte, den er einestheils so einfach und rein, anderntheils so verschränkt und verbunden mit anderen Weimarischen Instituten gemacht habe, als ihm möglich gewesen. Durch Widerspruch war ihm dieses Selbstlob abgedrungen worden. Denn im Uebrigen zwar billigte das Oberconsistorium den Plan, aber es erhob dagegen Einsprache, daß derselbe auf jenen älteren Vorgang, auf die im Jahre 1771 erfolgte Berufung des Hertz keine Rücksicht genommen habe [2]). Gerade das jedoch war der Punkt, von dem Herder, wenn aus der ganzen Sache etwas Gutes werden sollte, unmöglich lassen konnte. Er nahm in seiner Gegenvorstellung gegen das Consistorium [3])

---

[1]) D. h. der vierte, 1693 von Herzog Wilhelm Ernst gestiftete Geistliche der Stadtkirche.

[2]) Oberconsf.-Bericht vom 21. Dec. 80.

[3]) Undatirt, aber offenbar gleichfalls Dec. 80. In den Erinnerungen (III, 45 ff.) unvollständig und mit falscher Zeitangabe abgedruckt.

kein Blatt vor den Mund. Bei aller Anerkennung, die er den Leistungen jenes Elementarlehrers in dessen eigener Sphäre zollt, erklärt er sich doch energisch gegen irgend eine Verwendung desselben bei dem Seminar. Hertz sei kein Studirter, sei zu alt, zu beschäftigt. Das Hauptargument aber gegen ihn kleidet er in das Bibelwort, daß man ein altes Kleid nicht mit einem Lappen von neuem Tuch flicke; „ja", so fährt er fort, — und wir hören deutlich das Echo jener verstimmten Aeußerungen gegen Hamann — „vielleicht ist's mit eine Ursache, warum so wenig vollkommenes und echtes Gute in diesem Lande zu Stande kommt, daß man immerdar flicket und flicket, und kein Mensch etwas zu thun freie Hand hat, auch immer gleich so mancherlei kleine Rücksichten und Verbindungen mit Collegiis, Commissionen und Deputationen dazu treten, daß man gar bald gehen läßt, wie es geht." Jeder Baumeister, „selbst wenn er auch nur zu einer Zigeunerhütte den Riß gemacht hätte", behalte doch allenfalls sein Urtheil über das, was Andre dazu thun. Und darauf hin nun seine Lossagung: „Uebrigens will ich durchaus nicht Recht haben und entsage mich vielmehr hiermit auf die ehrerbietigste und bescheidenste Weise sowohl von meinem Plan als der Theilnehmung, die ich mir in Ausführung desselben aufgelegt hatte. Ich sehe aus diesem ersten Schritte, daß ich bei meinem etwa guten Willen lange nicht die Einheit von Rücksichten habe, die zu einem Schul-Seminario nöthig ist: und da mir, dem Directori, die meiste Mühe und Verdruß zugewachsen wäre, — — so bleibt mir nichts übrig, als die ganze Anstalt der Ausführung eines Besseren zu überlassen und mir allein die Aufsicht und Prüfung vorzubehalten, die mir, dem Generalsuperintendenten, vermöge meiner Vocation gebührt." — —

Dies Auftreten Herders hatte nun zwar nicht die Folge, daß der Widerspruch seiner Collegen zurückgenommen wurde, wohl aber den, daß die ganze Angelegenheit ins Stocken gerieth. Erst am 3. November 1782 brachte ein herzogliches Rescript von Neuem die Einreichung des betreffenden Plans in Erinnerung. Unmittelbar danach indeß war es der Herzog selbst, der eine weitere Vertagung der Angelegenheit für zweckmäßig erklärte, da „mit diesem Institut noch andere Absichten zu verbinden die Höchste Intention sei" [1]).

Sehr wahrscheinlich, daß schon diese herzogliche Kundgebung als eine der Herderschen Ansicht von der Sache entgegenkommende gemeint war. Wie dem jedoch sei: seit dem 28. August 1783 jedenfalls trat die Angelegenheit in ein noch günstigeres Stadium. Jetzt hatte Herder Goethe, den neugefundenen Freund, für sich, und das wenige Tage danach, am 8. September 83 an das Oberconsistorium gerichtete herzogliche Schreiben ist offenbar der Nachhall dessen, was er, von Goethe unterstützt, an höchster Stelle geltend zu machen gewußt

---

[1]) Protokoll der Consistorialsitzung vom 17. November 82, und Antwort des Consistoriums vom 19. Juli 83 auf das die Zusammenstellung etwaiger Desiderien für den bevorstehenden ständischen Ausschußtag fordernde herzogliche Rescript vom 20. Mai 83.

hatte. Mit dem gesammten Weimarischen Schulwesen zugleich dachte Herder die Seminarfrage von Frischem in Angriff zu nehmen, und eben das war es, was jenes Schreiben forderte. „Da Uns," so heißt es darin mit Bezug auf die inzwischen von Seiten der Ausschußstände wieder zur Sprache gebrachte Errichtung des Seminars „schon seit einiger Zeit die Idee beigegangen, daß es am besten gethan sein dürfte, wenn mit der Errichtung vermeldeten Instituts zugleich die Einführung einer, sowohl in Absicht auf die Gegenstände des Unterrichts der Schuljugend als auch in Ansehung der dabei zu beobachtenden Methode, im Allgemeinen verbesserten Einrichtung bei den Schulen, besonders auf dem Lande verbunden und damit aus der Sache ein Ganzes gemacht werden könnte" — so möge das Consistorium nicht nur einen Plan zu dem Seminar, sondern auch einen desgleichen zu der nöthigen Schuleinrichtungsverbesserung überhaupt ausarbeiten.

Herder, so scheint es, hatte jetzt freie Hand, seine Pläne zur Organisation des Weimarischen Schulwesens in vollem Umfange durchzuführen. Allein die Erwartung, daß er nun wirklich schleunigst in dieser Weise vorgegangen, findet sich nicht bestätigt. Nirgends erscheint in den Acten etwas von einer generellen Herderschen Denkschrift über eine Neuordnung des gesammten Unterrichtswesens. Vielmehr, nicht einmal die Seminarangelegenheit rückte in den nächsten Jahren weiter; vergeblich sogar, daß schon im Januar 1784 auf Grund einer von den Deputirten der Jenaischen Stände gegebenen neuen Anregung dem Consistorium aufgegeben wurde, die desfallsigen Vorschläge im Sinne des Rescripts vom 8. September zu beschleunigen [1]). Was es war, was den Eifer Herders so rasch abkühlte, mögen uns seine eignen Worte sagen. Eben um jene Zeit, im Frühjahr 1784, ergeht er sich gegen Gleim in allgemeinen Klagen — „in den alten Klagen, daß der Kreis seiner Wirksamkeit so sehr in altsächsische Form und Gestalt eingeschränkt sei und sich so sehr in Fesseln des Herkommens, der alten Gewohnheit und hundert andern Dingen umherschleppen müsse", daß sich selbst in Jahren nichts ausrichten lasse. „Es sind jetzt fünf und mehr Jahre, seitdem ich einen Entwurf zum Schulseminarium gemacht und eine Reform sowohl des Gymnasii als der übrigen Schulen betrieben habe; mit Lobe und Billigung — aber immer noch nicht mit Ausrichtung, weil es sich fort und fort an etwas Neuem stößt, so lange alle solche Sachen nur collegialisch behandelt werden und auch der platteste Mensch sein Steinchen oder sein Felsstück in der alten Tasche hat, es in den Weg zu schieben." Darüber könne auch die particulare Gnade und Freundschaft der Landesherrschaft nicht Ersatz noch Genugthuung leisten, wenn sie doch nicht helfe und wirke [2]). Ein selbstwilliger Mann, nicht geschaffen, Widerspruch zu ertragen und Reibungen zu überwinden, tritt uns deutlich aus diesen Klagen

---

[1]) Rescript vom 27. Januar 84.

[2]) An Gleim 26. April 84, C, I, 101 ff.

entgegen. Darum, aus „bitterem Ueberdruß, den man auch nicht seinem Freunde in der Kammer sagt“, schob er auch „die liebsten und erwünschtesten Sachen“, — auch die ihm so warm am Herzen liegende Seminarangelegenheit auf die lange Bank.

Auf Jahre schob er sie hinaus. Welcher neue Anstoß immer ihm gekommen sein mag: genug, erst im Mai 1786 reichte er einen amendirten Plan ein und brachte nun erst den Kampf um denselben zu einem glücklichen Austrag [1]).

Der neue Plan wich von dem früheren vom Jahre 1780 hauptsächlich nur der Form nach ab. Inhaltlich ist er nur insofern vollständiger, als er ausführlicher auf den den Seminaristen zu ertheilenden Unterricht eingeht und mit dem allgemeinen Desiderium einer Aufbesserung der vielen schlecht besoldeten Schulen des Landes schließt. Selbstverständlich war auch diesmal von einer Verwendung jenes Hertz, des Lehrers der Freischule, keine Rede. Alles stand damit genau so wie sechs Jahre zuvor. Denn auch das Consistorium blieb in dieser Beziehung bei seiner entgegengesetzten Meinung. Es machte zu dem Herderschen Entwurfe zwei, offenbar verschlechternde Abänderungsvorschläge. Der eine befürwortete die Anstellung jenes Mannes, der doch nun einmal, laut Rescripts vom Jahre 1771, zum Unterricht der Seminaristen mit bestimmt gewesen sei. Der andre ging auf eine Schmälerung des Einflusses aus, den sich der Generalsuperintendent durch die Bestimmung zu sichern gesucht hatte, daß er allein, als Director des Seminars, ohne alle Nebenzeugnisse des Inspectors und Lehrers, bei Erledigung von Schulstellen, geeignete Subjecte vorzuschlagen habe.

Wie ungerechtfertigt war doch Herders Klage über die unwirksame Gunst seines Landesherrn! Langsam freilich war der Geschäftsgang. Erst am 12. April 1787 erfolgte das entscheidende Rescript, nachdem auch die Stände auf Grund des vorgelegten Entwurfs die Kosten bewilligt hatten: in beiden Punkten jedoch entschied es für Herder, und zwar für ihn persönlich; denn wenigstens „für Lebzeiten des gegenwärtigen Generalsuperintendenten“ sollte es bei dessen alleinigem Vorschlagsrecht sein Bewenden haben. Herder hatte, was er wollte. Sein war der Entwurf des neuen Instituts, der demnächst in einem von ihm verfaßten Regulative (vom 28. Mai 88) seinen endgültigen Abschluß fand. In seine Hände wurde die Bezeichnung des Inspectors, des Lehrers und der sechs lehrenden Seminaristen gelegt, ihm endlich die förmliche Eröffnung der Anstalt aufgegeben [2]). Dieselbe erfolgte am 31. März 1788; ein Vierteljahr später konnte der Director nach einem mit den Zöglingen abgehaltenen Examen dem Herzog einen ersten günstig lautenden Bericht über

[1]) Der Entwurf, d. d. 2. Mai 86 ist, mit Auslassungen, Erinnerungen III, 39 ff. abgedruckt und wurde Seitens des Consistoriums dem Herzog mit einem Herderschen Begleitschreiben vom 17. Mai am 23. überreicht.

[2]) Rescript vom 9. October 87 und 2. Januar 88.

die junge Schöpfung erstatten [1]). Es war nur in der Ordnung, daß bei der am 31. März 1837 veranstalteten Feier des funfzigjährigen Bestehens des Seminars im Saale der Bürgerschule zu Weimar der lorbeerbekränzten Büste Karl Augusts gegenüber die ebenso geschmückte Büste Herders aufgestellt wurde [2]).

Mit der Errichtung des Seminars war indirect für die Hebung der Schulen gesorgt. Gewiß freilich wird Herder auch daneben Vorschläge zu einer allgemeinen Schulverbesserung schriftlich oder mündlich entwickelt haben: nur im Einzelnen jedoch vermögen wir, nach der Beschaffenheit unsrer Quellen, seinen darauf bezüglichen Ideen und Bestrebungen nachzukommen.

Die „Erinnerungen" gedenken der Anregung, die er zu Anfang der achtziger Jahre zu einer veränderten Einrichtung des 1713 von Herzog Wilhelm Ernst gestifteten Weimarischen Waisenhauses gegeben. Um den Mißständen, die sich hier eingeschlichen, zu begegnen, erfolgte im Jahre 1784 die Schließung des Hauses; die Kinder wurden von nun an unter geistlicher Oberaufsicht unbescholtenen Familien zur Pflege und häuslichen Erziehung anvertraut. Die Durchführung aber der neuen Einrichtung erfolgte, so wird angegeben, durch die Oberconsistorialräthe Schultze, Weber und Günther [3]).

Die „Erinnerungen" sprechen ferner von Herders Idee, die Waisenhausschule mit der Garnisons- und Armenschule dergestalt in ein Ganzes zu vereinigen, daß dadurch eine Vertheilung der Kinder in mehrere Klassen unter je besonderen Lehrern ermöglicht würde; sie sprechen von seinen Bemühungen, den Unterricht in diesen niederen Schulen zu erleichtern und zu vervollkommnen — und hiefür wenigstens liegt uns wieder ein authentisches Document, es liegt in dem 1786 von ihm verfaßten „Buchstaben- und Lesebuch" vor [4]).

Dasselbe sollte an die Stelle des bisher gebrauchten A-B-C-Buchs treten, das aus den Hauptstücken des Katechismus bestand und den Anfänger gleich auf den ersten Seiten mit den schwersten und fremdesten Wörtern plagte, während es ihn für die im gemeinen Leben und auch im Schreiben am meisten vorkommenden ungeübt und unerfahren ließ. Dem Lehrer wie dem Schüler die Arbeit zu erleichtern, ja, wie die dem Büchlein vorgesetzte „Anweisung für verständige Schullehrer" sagt, das Lernen zum „ergötzenden Spiel" zu machen, war des Verfassers Absicht. Der geringe, auf nur sechs-

---

[1]) Schreiben Herders an den Herzog vom 4. April und 1. August 88.

[2]) Vgl. Schweitzer, „Drei Festreden, gehalten am 50jährigen Jubelfeste des Großherzoglichen Schullehrerseminars in Weimar, nebst kurzer Beschreibung dieses Festes", und Derselbe: „Geschichtliche Nachrichten über das Großherzogliche Schullehrerseminar."

[3]) Erinnerungen III, 19; Schöll, Weimars Merkwürdigkeiten einst und jetzt, S. 125 ff. Anm. und Froriep im Anhang zu dem Schöllschen Buche, S. 63.

[4]) Ohne Angabe des Verfassers und Verlegers mit der Jahreszahl 1787 auf dem Titel, die vorangeschickte Gebrauchsanweisung, aus der SW. zur Phil. X, 276 ff. Einiges mitgetheilt ist, unterzeichnet: J. G. Herder, Weimar, den 8. Mai 1786. Die Blätter unpaginirt, nur auf je einer Seite bedruckt, wohl damit der Buchbinder ihnen durch Zusammenkleben Festigkeit geben könne.

zehn Seiten zusammengedrängte Lesestoff war so eingerichtet, daß bei der geforderten steten Verbindung von Lesen und Schreiben das Sprachgefühl geweckt, das Gedächtniß durch Klang und Rhythmus der zusammengereihten Wörter unterstützt würde. Im Spielen sollten die Kleinen mit dem Lesen und Schreiben zugleich decliniren und conjugiren lernen, auch eine Grundlage für das Rechnen und vor Allem einen bescheidenen Schatz elementarer Sachkenntnisse, einen Vorrath verständlicher Sprüche, Gebete und Sittenlehren für's Leben gewinnen. Prinz August scherzte, daß er selbst aus dem Büchlein buchstabiren und lesen lerne, und versicherte, daß er es für ein Meisterstück in seiner Art halte, das eines guten Vaters, Sprachlehrers und Philosophen vollkommen würdig sei. Auch in der Schweiz wurde es nachgedruckt[1]); es war in der That, in all' seiner Dürftigkeit und Sparsamkeit bezeichnend für die Thüringische Armuth, ein bescheidener Vorläufer jener heut so viel reicher, ja allzureich ausgestatteten elementaren Schulbücher.

Die ärmlichen Verhältnisse jener Zeit traten vor Allem in der elenden Besoldung der niederen, insbesondere der Landschullehrer hervor, die sich oft auf nicht mehr als jährlich 25 bis 50 Thaler belief. Gleich in seinem ersten schriftlichen Consistorialvotum über die den Ständen vorzulegenden Desiderien, Ende 1776, hatte Herder lebhaft den Antrag auf Aufbesserung dieser Stellen unterstützt und dabei auf das Beispiel hingewiesen, das selbst die „ökonomischen preußischen Länder" in dieser Beziehung gäben. Sein zweiter Seminarentwurf vom Mai 1786 fordert zum Schluß als nothwendige Ergänzung der neuen menschenfreundlichen Anstalt die Verbesserung der Einkünfte so mancher blutarmen Schulstellen des Landes; „denn", heißt es, „was hülfe alle erlernte Salomonische Weisheit, wenn der Schulmeister bei Mißwachs oder einem theuren Jahr Gefahr läuft, mit Weib und Kindern zu verhungern?" Er kündigt an, daß er zu andrer Zeit seine Gedanken darüber äußern werde und bei jeder Gelegenheit hat er es gethan. Zeit seines Lebens hat er in dieser Richtung zu helfen gesucht, nur langsam jedoch und spät, durch Einziehung einiger geistlichen Stellen auf dem Lande und durch eine von den Ständen bewilligte jährliche Beihülfe, einen Fonds zu jenem Zweck ermittelt. Als ein einzelnes Beispiel seines warmen Eintretens für die Nothleidenden mag Folgendes angeführt werden. Um für den Stiftsprediger Weber, der zum Inspector bei dem Schullehrerseminar vorgeschlagen worden war, ein angemessenes Gehalt zu ermitteln, war in Frage gekommen, ob nicht die eben neu zu besetzende Stelle des Garnison-Informators um 20 Thaler herabgesetzt werden könne. Aufs Entschiedenste erklärte sich Herder (28. Juli 86) gegen diese Auskunft, indem er ausführte, daß im ganzen Lande keine Stelle existire, bei welcher so viel Arbeit mit so wenig Genuß verbunden sei; habe doch „das

---

[1]) * Prinz August an Herder 17. Mai und 4. Juli 86; * Herder an G. Müller 20. Dec. 93 und 8. Jan. 98.

arme Lastthier nicht einmal nach dem Gesetz Mose am siebenten Tage Ruhe". Ausdrücklich nahm er zwei Jahre später bei Gelegenheit der Berichterstattung über das nun ins Leben getretene Seminar Anlaß, wegen des Zusammenhangs der Mädchen- und Garnisonschule mit dem Seminar auch über diese beiden Schulen in der lobendsten Weise zu berichten und daran den Schluß zu knüpfen, daß gewiß sowohl der Garnisoninformator als der Mägdleinpräceptor „zu ihrer Zeit eine gute Belohnung verdienen, wenn Jemand im Staate sie verdient" [1]).

Das Schullehrerseminar, wie gesagt, diente ihm in jeder Weise zum Hebel seines Wirkens für das Weimarische Schulwesen überhaupt. In Schulsachen vor Allem gilt es, daß Männer mehr sind als Maaßregeln. Es war daher von der äußersten Wichtigkeit, daß der Director des Seminars sich ausschließlich das entscheidende Wort bei Stellenbesetzungen gesichert hatte. Die Verwendung andererseits der seminaristischen Lehrkräfte für den Unterricht in den hauptstädtischen Schulen machte diese sämmtlich zu Dependenzen des Seminars und gestattete dem Director die beste Einsicht und einen maaßgebenden Einfluß auf dieselben. Es kam diesen Schulen selbst zu gute, daß die sechs lehrenden Seminaristen in ihnen als Hülfslehrer verwendet wurden. Sowohl die Hertzische Freischule und die Garnisonschule, wie namentlich die Mädchenschule, in der dadurch eine Theilung der für Einen Lehrer nicht zu übersehenden Menge der Kinder ermöglicht wurde, kamen in Folge dessen in eine bessere Verfassung. Auch die untersten Klassen des Gymnasiums jedoch, in denen schon bisher zwei Schüler zum Unterrichten mit herangezogen worden waren, erhielten, wie wir aus dem Entwurf wissen, die zwei ersten Seminaristen zu Collaboratoren.

Dies Gymnasium erfreute sich der ganz besonderen Fürsorge Herders. Sein ist das Verdienst, daß dasselbe auf eine höhere Stufe gehoben wurde, und zwar entwickelte er gerade in dem gegenwärtigen Zeitraum die fruchtbarste Thätigkeit dafür. Die geplante allgemeine Schulverbesserung gipfelte eben in den beiden Bemühungen um das Schullehrerseminar und um das Gymnasium.

Eine fürstliche Anstalt, war Letzteres im Jahre 1716 von dem Herzog Wilhelm Ernst gestiftet, schon unter dem Director Jacob Carpov jedoch (1737 bis 1768) in tiefen Verfall gerathen [2]). Eine neue von Herzog Ernst August

---

[1]) Dem Sohne des armen Kirchendieners war das warme Gefühl für die Lage dieser Klassen geblieben. Was dem Geringsten darunter gebühre, sollte ihm nicht verkürzt werden. Man lese den schönen (von L. Geiger im 1. Heft der Akadem. Bll. S. 4 ff. mitgetheilten) Brief, in welchem er, nach der Taufe des Erbprinzen im Februar 83, von dem knausernden Bertuch, dem herzoglichen Chatouillier, unter lebhaftem Eintreten für die Ehre des Herzogs, die Taufgebühr für den Kirchner und Kirchenwärter eintreibt.

[2]) Das Folgende nach Schwabes lateinischem Programm zur Säcularfeier des Gymnasiums am 30. Oct. 1816 (Vimariae 1816), das nebst Heilands Vortrag „Herder als Ephorus des Gymnasiums zu Weimar" in dessen „Aufgabe des evangelischen Gymnasiums"

1733 erlassene Schulordnung, die, dem Geiste der damaligen Zeit entsprechend, einestheils auf unmittelbare Vorbereitung für den Staatsdienst abzielte, anderntheils eine Menge Allotria, moderne Sprachen und höfische Künste, in den Lectionsplan der Prima sogar eine „eklektische Philosophie" eingeführt wissen wollte, hatte, wenn sie auch nur kurze Zeit in vollem Umfange befolgt wurde, nicht nur alle Gründlichkeit vernichtet, sondern auch dazu beigetragen, die Bande der Disciplin in erschreckender Weise zu lockern. Nach Carpovs Tode hatte darauf die Herzogin Amalia, während die Leitung der Schule rasch von einer Hand in die andere ging, von sämmtlichen Geistlichen der Stadt und zuletzt von Professor Danov in Jena Vorschläge zu einer abermals neuen Schulordnung eingefordert, und auf Grund dieser Vorschläge im Jahre 1770 neue Schulgesetze und einen neuen „typus lectionum" eingeführt. Obgleich indeß mit diesem Lehrplan in vernünftigere Bahnen eingelenkt war, so konnte das Gymnasium doch auch unter dem seit 1770 fungirenden wackeren Director Heinze, einem Schüler Gesners, nicht zu rechter Blüthe gelangen. Wohl kam die gründliche Gelehrsamkeit, die feinsinnige und geschmackvolle klassische Bildung des Mannes seinen Schülern zu gute, allein seine zarte, fast furchtsame Natur stand einer durchgreifenden Einwirkung auf den Geist der Anstalt und auf die Leistungen seiner Mitarbeiter im Wege. Unter diesen befanden sich nur wenige, die ihrer Aufgabe gewachsen gewesen wären; der geistvolle, gutmüthige Musäus z. B. war aus einem brauchbaren Pagenhofmeister zu einem recht unbrauchbaren Gymnasialprofessor geworden. Es war im Ganzen ein ziemlich abgängiges Material, welches Herder vorfand, als er mit seiner Berufung zur Generalsuperintendentur zugleich das Ephorat über das Gymnasium übernahm. In vollem Einverständniß mit Heinze, dem freilich bereits alternden Manne, widmete er sich der Aufgabe, einen frischeren Geist und eine straffere Zucht in die Anstalt einzuführen. Er versuchte es zunächst durch persönliche Einwirkung, durch fortgesetzte Beaufsichtigung des Unterrichts, durch die höhere Bedeutung vor Allem, die er den alljährlich stattfindenden öffentlichen Prüfungen gab.

Schon wiederholt haben wir des Zusammenhangs gedenken müssen, in dem die köstlichen Eröffnungs- und Schlußreden, die er bei diesen Prüfungen hielt, mit all' seinen übrigen geistigen Interessen, seinen Studien und litterarischen Arbeiten standen. Hier wurde Alles, was ihm die Seele erfüllte, seine wissenschaftliche, seine sittliche Gesinnung, seine Ansichten über menschliche und göttliche Dinge zum lebendigen zündenden Wort. Hier, wenn irgendwo, hat er, den die Natur zum Schriftsteller nur machte, weil sie ihn zum Redner gemacht hatte, laut gedacht. Ein Bildner der Menschheit, ein Pädagog durch und durch, sprach er sich hier das Herz frei, um Lehrer und Schüler zu heben, zu spornen, zu belehren, um die wichtigste aller mensch-

(1860) auch Düntzers Quelle für die kurze Darstellung der Geschichte des Gymnasiums SWH. XVI, XXIII ff. gewesen ist.

lichen Angelegenheiten, Erziehung der Jugend, allen Betheiligten zu empfehlen. Frischer noch und fesselnder durch ihre oft drastische Lebendigkeit, packender als seine Kanzelreden sind diese Kathederreden [1]). Es konnte nicht ausbleiben, daß, indem sie von allen Seiten her die höchsten Ziele im menschlichsten Lichte zeigten, Sinn und Aufgabe der Bildung in unmittelbarem Bezug auf die Schule, auf diese bestimmte Schule in der planſten, populärsten, herzgewinnendsten Sprache erörterten, Lust und Liebe zur Sache und reger Wetteifer geweckt wurde. Seit dem Jahre 1777 hat Herder mit nur wenigen Unterbrechungen diese Schul- und Humanitätsreden gehalten. Er ergeht sich mit offenbarer Rücksicht auf die Schäden, die ihm zuerst ins Auge fielen, in der Rede vom Jahre 1778 über den zu frühen Abgang zur Akademie, in einer folgenden, der ersten, die er in deutscher Sprache hält, weil er ihr „ein allgemeines Ohr wünsche", über die Nothwendigkeit der Schulzucht zum Flor einer Schule. Die Rede vom Jahre 1780 über die Vortheile und Nachtheile der heutigen Studirmethode läuft in Spott über diejenigen aus, die sich, statt auf ernste Studien, auf die „galantiora" legen, und in gleicher Absicht verurtheilt die zwei Jahr später gehaltene die falsche Auffassung des Begriffs der schönen als der bloß leichten Wissenschaften, um — ähnlich wie es in jener uns bekannten bayrischen Preisschrift geschehen war — das Schöne auf das menschlich Bildende zurückzuführen. Das Jahr zuvor hatte er von Schulübungen gehandelt. Wie vortreffliche Winke weiß er da den Schülern über das Nachschreiben, über die Anlegung von Collectaneen, über den Privatfleiß in freiwilligen Aufsätzen und häuslicher Lectüre zu geben! Da ist nichts bloß ins Allgemeine hin gesagt. Worin er sich als Knabe selbst versucht und was er für sich als förderlich erprobt hat, das empfiehlt er als Ephorus. Er spricht zu diesen bestimmten Schülern, die er vor sich sieht. Er macht einzelne bestimmte Vorschläge. Er erbietet sich, selbst solche Privatarbeiten entgegenzunehmen, um daran Rathschläge und Zurechtweisungen zu knüpfen. Ein ander Mal wieder eifert er gegen die „Selbstgelehrten und die Genieschwärmer", und zeigt den Nutzen des schulmäßigen Lernens, wobei denn im Hintergrunde einer der Gedanken seiner Geschichtsphilosophie erscheint: das ganze menschliche Geschlecht eine durch alle Jahrhunderte fortgesetzte Schule. Den Verfasser der „Ideen" hört man desgleichen in der Rede vom Jahre 1784 über den Nutzen und die Methode des geographischen Unterrichts. Er tritt dem durch den üblichen Betrieb dieser Disciplin begünstigten Vorurtheil, daß es eine trockene Disciplin sei, entgegen, indem er ihren Zusammenhang mit der Naturgeschichte und mit der Geschichte der Völker zeigt. Auch hier aber spricht er aus eigner Lern- und Lehrerfahrung. Wie mancher der Zuhörer

[1]) Sie sind vortrefflich von Sauppe in dessen Rede nach Enthüllung des Herderdenkmals (Weim. Schulreden S. 45 ff.), desgleichen von Heiland a. a. O. charakterisirt worden und haben neuerdings Klöpper zu einem Programm (Herders Weim. Schulreden in ihrer Bedeutung für Erziehung und Unterricht, Rostock, 1883) Stoff gegeben.

mochte sich da wünschen, daß der Aufseher zum Lehrer würde! Wenn sein vielseitiges Wissen, sein Geist, seine Methode, sein warmes Herz für die Jugend, sein Ernst und seine Milde auf Alle, die an der Schule arbeiteten, hätte übergehen können, so hätte sie das Muster einer Schule werden müssen. Es war ernstlich darauf Bedacht zu nehmen, daß wenigstens die Mängel der bisherigen Organisation gehoben, Gang und Ziel des Unterrichts durch einen neuen Lehrplan gesichert würden, bis allmählich die vorhandenen Kräfte durch neue ergänzt oder ersetzt werden möchten. Zu dieser Reform verschritt Herder im Jahre 1785.

In einem ausführlichen Gutachten deckte er zunächst die Schäden der bestehenden Einrichtung auf und arbeitete einen bis ins Einzelne gehenden Schulplan mit genau bestimmten Klassenzielen aus. Dieser Plan liegt nicht mehr vor. Die leitende Idee jedoch war dieselbe, die schon Matthias Gesner, der in den ersten Zeiten des Gymnasiums Conrector an demselben gewesen war, vertreten hatte. Wie hoch Herder die humanistische Bildung stellte: er war kein Freund der einseitigen Lateinschulen, und hier insbesondere handelte es sich darum, den localen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Es erschien ihm unzweckmäßig, daß um weniger Studirender willen „der Schlendrian der sogenannten lateinischen Schulen durch die Klassen sich fortziehe". Von unten hinauf müsse das Lateinlernen in seine gehörigen, der Brauchbarkeit des Bürgers gemäßen Schranken gesetzt, überhaupt bei der Eintheilung der Stunden und Lectionen nicht sowohl auf gelehrte als auf brauchbare und nützliche Kenntnisse Rücksicht genommen werden. Näher dachte er sich die unteren Klassen als Realschule für das bürgerliche Leben, die oberen als eigentliches Gymnasium, die Tertia als den Scheideweg derer, die studiren und nicht studiren [1]).

Für die Durchführung dieser seiner Vorschläge erbat er sich nun aber völlig freie Hand; denn, so setzte er mit berechtigtem Selbstruhm hinzu, seit seinem neunzehnten Jahre habe er in den ersten Klassen eines akademischen Collegii docirt, beständig sei er seitdem in Schularbeit oder Schulaufsicht thätig gewesen, fremde, selbst katholische Länder hätten ihn bei ihren Schuleinrichtungen um Rath gefragt [2]); er dürfe sagen, daß er verstehe, wovon die Rede sei.

---

[1]) Erinnerungen III, 36 ff.; Peucer, Weimarische Blättter, S. 531 ff.

[2]) Ein Zeugniß dafür liegt in einem Briefe des um das Münstersche Schulwesen so hochverdienten Fürstenberg * 5. Jan. 1774 vor. In einem Schreiben vom 3. Nov. 73 hatte sich Herder, eben mit seinen Volksliedern beschäftigt, an ihn um „Ueberbleibsel alter deutscher Gesänge" gewandt. Fürstenberg erwidert, daß er trotz aller desfallsigen Bemühungen und alles Befragens von Pfarrern, Wirthen, Schiffern, Jägern und Schäfern „nicht eine Zeile altdeutschen Gesanges" habe auftreiben können; aber er freut sich dieser Gelegenheit, „mit einem Manne von solchen außerordentlich tiefen Einsichten in Verbindung zu kommen und Hochderoselben unsre hiesigen Schuleinrichtungen, sobald der ganze Plan davon verfertigt sein würde, zuzustellen, und ehe darin etwas unveränderlich festgesetzt würde, Ew. Meinung, Anmerkungen und Verbesserungen mir auszubitten." Auch seine ersten Gedanken über den Plan zur Errichtung einer Münsterschen Universität bittet er, Herders Kritik unterbreiten zu dürfen.

Er hatte die Genugthuung, daß das Consistorium seinen Vorschlägen ohne Weiteres beitrat und sie dem Herzog zur Genehmigung empfahl. Dieselbe erfolgte unverzüglich; ein herzogliches Rescript vom 30. December, voll Anerkennung für seinen Eifer und seine Einsichten, erklärte, daß ihm die Ausführung ganz so übertragen werden solle, wie er beantragt hatte. Rüstig und mit voller Hingebung ging er seit Ostern 1786, also um dieselbe Zeit, in der er auch die Errichtung des Schullehrerseminars von Neuem in Angriff nahm, ans Werk. Nicht der neue Lehrplan jedoch galt ihm dabei als die Hauptsache. „Ein blendender Typus" — mit diesen Worten lehnte er den Druck des Plans ab — „ist in einer halben Stunde zu entwerfen; er wird aber nachher eine Fessel, in der ein Vierteljahrhundert nachher lahm schleichet. Ueberdem hilft ein gedruckter Typus zu einer Reform, die von innen angefangen und der Schade von innen geheilt werden muß, nichts; hiezu ist allein geltende Aufsicht und praktische Ausübung nöthig. Der Ephorus muß einrichten können, die Untergebenen, Lehrer und Schüler müssen ihm folgen" [1]). Durch persönliches Eingreifen also suchte er die neue Lehrverfassung allmählich, von unten nach oben vorschreitend, in Gang zu setzen. „Es ist dies jetzt seine liebste Arbeit," schreibt Caroline am 26. Juni 86 an Georg Müller [2]). „Er geht täglich hin. Zwar ist dies nur ein Versuch. Etwas Neues oder Ganzes kann vor der Hand nicht werden. Indessen hat er einen eignen Genuß an diesem lebendigen Geschäft, und wenn er an Prima kömmt, wird er vielleicht selbst eine Stunde dociren." Die Schwierigkeiten, deren diese Zeilen gedenken, lagen eben in erster Linie darin, daß das Neue mit den alten, vielfach unzulänglichen Lehrkräften durchgesetzt werden mußte. Indessen nicht über Mangel an gutem Willen hatte Herder zu klagen. Er ertheilt in der Schulrede vom Sommer 1786 seinen Lehrern für ihr über Erwarten freudiges und dankbares Entgegenkommen das herzlichste Lob und spricht überhaupt über das bereits Erreichte mit vollster Zufriedenheit, mit Anerkennung auch über den von den Schülern bewiesenen Eifer. Als den Hauptgesichtspunkt aber bei der neuen Einrichtung bezeichnet er in eben dieser Rede die Erleichterung und Verannehmlichung des Unterrichts durch Beseitigung des Unnützen und Langweiligen, die Ersetzung des einseitig Berufsmäßigen durch das allgemein Menschliche. „Wenn wir nichts thaten mit unsrer Verbesserung, so machen wir dem Jüngling die Arbeiten der Schule angenehm, abwechselnd, nutzbar und werther. Wir räumen einen Haufen alter Saalbadereien weg, die, ob wir gleich nahe an der Saale leben, doch glücklicherweise nicht mehr unsere

[1]) Erinner. III, 36. 37. Am 11. Aug. schickt ihm Carl August in einem auch auf das A=B=C=Buch Bezug nehmenden Billet die typos lectionum zurück. Unter diesen ist jedoch nicht mit Düntzer SWH. XVI, XXXVIII das A=B=C=Buch, sondern, nach dem officiellen Sprachgebrauch, der Gymnasial=Lehrplan zu verstehen. In diesem Sinne wird Ideen II, 213 der Ausdruck auf den Bildungsfortschritt der Völker in der Geschichte übertragen.

[2]) Der Brief fehlt bei Gelzer.

Saalbadereien sein dürfen, weil wir was Besseres zu treiben wissen, und zu treiben lange gewünscht haben." Und wiederum: „Man sagt: was für diesen taugt, taugt nicht für jenen; und es ist wahr, sobald man sich auf die künftige Bestimmung jedes einzelnen Jünglings einläßt. Allein wenn man darauf sehen wollte, sollten statt Einer sieben Schulen und statt sechs oder sieben armer Lehrer dreißig da sein, wenn man so vornehm und ekel Schulen für Juristen und Kuchenbäcker, für Kameralisten und Leineweber haben wollte. Die öffentliche Schule ist ein Institut des Staats, also eine Pflanzschule für junge Leute, nicht nur als künftige Bürger des Staates, sondern auch und vorzüglich als Menschen. Menschen sind wir eher als wir Professionisten werden, und wehe uns, wenn wir nicht auch in unserm künftigen Beruf Menschen bleiben!"

Erst nachdem die neue Ordnung länger als zwei Jahre bestanden, berichtete er, im Juli 1788, officiell über ihren Erfolg und theilte nun erst die inzwischen durch Erfahrung erprobten Instructionen für jede Klasse mit; es waren nach seiner Meinung noch immer nur ungefähre Normen, deren Druck er daher abermals sich widersetzte. Es war dem Reformator zu Statten gekommen, daß eben im Jahre 1786 der altersschwache Conrector Nolde durch den bisherigen Rector von Buttstedt Schwabe, einen ehemaligen Schüler des Gymnasiums, ersetzt und dieser, nach dem wenige Wochen später erfolgten Tode seines Vorgängers, zum Conrector ernannt werden konnte. Herder hatte sich den tüchtigen Mann, den er schon früher den Rigensern als Rector für die Domschule empfohlen hatte, ausersehen; auch der im October 1787 erfolgte Tod von Musäus, dessen menschlich-liebenswürdige Eigenschaften Herder in einer herzlichen Gedächtnißrede volle Gerechtigkeit widerfahren ließ [1]), erhielt in Kästner einen brauchbareren Nachfolger. Leicht war es doch nicht, diese Stellen zweckmäßig zu besetzen, denn die dauernde Schwierigkeit war auch hier die dürftige oder doch ungenügende Besoldung der Lehrer, die der ganzen ärmlichen Ausstattung des Gymnasiums entsprach. Für die „armen Collaboratoren" in den untersten Klassen war Herder schon im ersten Jahr seines Weimarer Aufenthalts in Uebereinstimmung mit den Anträgen seiner Collegen im Consistorium nachdrücklich eingetreten; er hatte darauf hingewiesen, daß in grellem Gegensatz zu den wenigen Lehrern des von mehr als dreihundert Schülern besuchten fürstlichen Gymnasiums das Basedowsche Institut beinahe halb so viel Schüler habe als Lehrer; und wirklich waren darauf hin von den Ständen für zwei Collaboratoren je 50 Thaler Gehalt bewilligt worden. Als jetzt die Lehrer auf Grund ihrer durch den neuen Lehrplan vermehrten Arbeiten abermals um Verbesserung ihres Gehalts baten, fanden ihre Bitten an dem Ephorus einen warmen Fürsprecher, und als ihm vom Herzog aufgegeben wurde, einen Fonds

---

[1]) „Andenken des Herrn Prof. Musäus" vor den von Kotzebue herausgeg. „Nachgel. Schriften von Joh. Carl Musäus" S. 26 ff. SW. zur Phil. X, 95 ff.

dafür zu ermitteln, so wußte er Rath zu schaffen. Anfang 1787 war der bisherige Garnisonprediger Mämpel nach Utenbach versetzt worden; hieran knüpfte Herder den Vorschlag, die entbehrliche Stelle einzuziehen, die Kirche zu St. Jacob, die seit 1728 Garnisonskirche war, zur Hofkirche zu bestimmen, die Hofgemeinde, die seit dem Brande des Schlosses 1774 ohne eigne Kirche war, mit der Garnison zu verbinden und beide von den bisherigen Hofgeistlichen besorgen zu lassen, aus dem Salar aber der eingezogenen Stelle die Lehrer- und etwa auch einige schlecht dotirte geistliche Stellen der Hauptstadt zu verbessern (28. März 87)[1]. Leicht war der Herzog, nicht eben so leicht das Consistorium für einen so radicalen Vorschlag zu gewinnen. Auf des Herzogs Anfrage erwiderte das Letztere mit dem Hinweis darauf, daß die Jacobskirche keineswegs als Garnisonskirche, vielmehr als eine ordentliche Pfarrkirche für die Einwohner von Weimar gestiftet sei, und daß auch sonst der Aufhebung der Stelle „beträchtliche Rechtsgründe" entgegenständen[2]. Noch ehe indeß Herder diese Gründe zu entkräften suchte, setzte der Wille des Herzogs durch Rescript vom 29. Mai die von diesem vorgeschlagene Einrichtung als eine zunächst provisorisch einzuführende durch. Sie wurde von selbst durch die anderweitige Verwendung des Gehalts des Garnisonspredigers zu einer definitiven. Von Anfang an war es von Herder darauf abgesehen gewesen, das frei werdende Gehalt fast ausschließlich eben den Lehrern des Gymnasiums zuzuwenden. Er knüpfte seine Vorschläge an eine lebhafte Schilderung der elenden Besoldung dieser Männer, die „wie am Joche bis tief in die Nacht arbeiten" und an das Bekenntniß, daß er „einen guten Schullehrer an unentbehrlicher Nutzbarkeit für den Staat einer Reihe mittelmäßiger Geistlichen vorziehe, die auf gewöhnliche Weise ihr Gesetz und Evangelium predigen"[3]. Abermals nicht ohne Widerspruch von Seiten des Consistoriums setzte er diese Vorschläge durch[4]; noch am 26. Februar 1788 thut er dieses Widerspruchs gegen den Herzog Erwähnung, indem er diesen bittet, einen eben damals ihm bekannt gewordenen Gedanken zu seiner eigenen Verbesserung einstweilen bis zur Entscheidung jener anderen Sache „um des gemeinen Besten willen" noch ruhen zu lassen[5]. Die Entscheidung fiel endlich doch wie er sie gewünscht.

---

[1]) Erinnerungen III, 61.

[2]) Rescript an das Consistorium vom 14. April 87. Die Antwort des Consistoriums vom 22. Mai.

[3]) Erinnerungen III, 63 ff.

[4]) Es gehört in diesen Zusammenhang das im Weimarer Sonntagsblatt Jahrgang 1857, S. 119 abgedruckte Schreiben Herders an Voigt vom 4. Nov. 87. „Weimar", so schließt dasselbe, „das den unverdienten Ruf der Aufklärung hat, sollte hinter dem ärmsten Staat vom armen Deutschland zurückbleiben? Die Schulstellen sind die geistlichsten Stellen des Landes; denn sie sind's allein und vorzüglich, die den Geist bilden und schärfen, die brauchbare Bürger des Staats bereiten, und ohne welche, d. h. mit dem darbenden Verfall einer Schule, nichts Anderes als geistlose Barbarei entstünde."

[5]) Das Weitere hierüber, soweit es Herders eigne Lage berührte, unter S. 379.

Nach seinem Vertheilungsplan erhielten das Meiste drei Lehrer des Gymnasiums, Einiges zwei andere Lehrer, etwas der Gotteskasten, die Geistlichen aber nichts [1]).

Und wie für die innere Verbesserung des Unterrichts und für seine Lehrer, so war er gleichzeitig für die Vermehrung des Lehrapparats bemüht. Durch eine Vorstellung an den Herzog vom 14. December 1785 gelang es ihm, einen jährlichen Fonds zur Anlegung einer Schulbibliothek zu erhalten, der durch andere Erträge, Abgaben und Kirchencollecten vermehrt werden sollte [2]). Auch eine Schulkasse wurde im Zusammenhang mit der Reform des Gymnasiums durch herzogliche und ständische Bewilligungen geschaffen; ihr wurden die kleinen Ueberschüsse zugewendet, welche sich aus der Verwaltung des mit dem Gymnasium verbundenen Freitisches ergaben, und diese Ueberschüsse zu vermehren ließ Herder mit October 1786 das bisher besoldete Amt des Rechnungsführers, „zum Besten des Gymnasiums" als ein unbesoldetes auf sich übertragen [3]).

Eben dieser Freitisch hatte ihn schon vor der Gymnasialreform lebhaft beschäftigt. Eine Stiftung des Herzogs Wilhelm Ernst, existirte derselbe seit dem Jahre 1696 [4]), und zwar in der Form, daß eine bestimmte Zahl von Gymnasiasten wirklich Mittags und Abends beköstigt wurden. Durch den Eigennutz der Lieferanten und Wirthe jedoch und in Folge mangelhaft geübter Aufsicht befand sich das Institut im übelsten Zustande. Schon im Jahre 1780 hatte Herder, dem die Vorschläge für die Liste der Percipienten oblagen, behufs genauerer Erfüllung des Stiftungsbriefs den Punkt des abzulegenden Examens und der am 30. October als dem Stiftungstage und Geburtstage Herzogs Wilhelm Ernst zu haltenden Rede neu geregelt. Erst im Jahre 83 jedoch hatte die mit dem Waisenhause getroffene Veränderung den Gedanken einer ähnlichen Veränderung auch jener Freitisch-Institution angeregt. Der mit der Begutachtung der Angelegenheit beauftragte Consistorialrath Schultze brachte (28. December 83) die Verwandlung der Beköstigung in eine Geldzahlung und im Zusammenhang damit eine Vermehrung der Stellen von zwölf auf fünfzehn in Vorschlag. Sofort jedoch bemächtigte sich Herder der Sache, um im Anschluß an das Gutachten seines Collegen neben dem ökonomischen höhere Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen. Mit allem Eifer stu-

[1]) Nach einer Angabe Peucers in den Acten vom Jahre 1848.

[2]) Erinnerungen III, 37 ff.

[3]) Erinnerungen III, 16. Als Probe des Herderschen Actenstils theilt Peucer, Weim. Bll. a. a. O. einen Passus mit, bezüglich auf Ermittlung eines Schulfonds, „aus dem etwas gethan und bestritten werden kann, und ohne welchen alle Verbesserungen auf dem Papier nutzlose Schreiberei bleiben".

[4]) Nicht 1701, wie Erinnerungen III, 15 und Düntzer XVI, XXXII angegeben wird. Das richtige Datum bei Schöll, Weimars Merkwürdigkeiten S. 71 u. Sauppe, Weimarische Schulreden, S. 53.

dirte er die Frage. In einem ausführlichen Votum[1]) deckt er zunächst die Gründe des Verfalls auf. Aus jeder Zeile spricht der Unwille darüber, daß von den frühesten Zeiten an „der klare edle Wille des Stifters — die Belohnung nur der besten und fähigsten Schüler — so crude übertreten worden, daß es widert.“ Er findet die Schuld davon zumeist in der fehlenden Aufsicht. Mit drastischer Deutlichkeit schildert er die Zustände: „Wie es in kleinen Staaten geht, wo Alles einander kennt und wo man der Gunst Einer Person wegen die Sache selbst und das bonum publicum aufopfert, daß zwölf arme Schüler ein ganzes Jahrhundert hin darunter leiden! Der Herr Collega verliert sich vom Freitisch, man weiß nicht wie; der Herr Garnisonsprediger verliert sich vom Tisch und verkauft einem Schüler seine Stelle, mithin auch die Aufsicht, die ihm über den Tisch zu führen oblag. Ein Herr Kammerschreiber findet sich, der nur auf Befehl wartet, ihm das Geld naturaliter auszuzahlen, und dieser Befehl wird ausgewirkt“ u. s. w. Und er knüpft hieran seine Vorschläge. Die Verwandlung des Tisches in eine Geldzahlung ist auch ihm selbstverständlich; aber keinen Groschen des Instituts will er anders verwendet wissen als es der Wille des Stifters sagt; auf etwaige Ueberschüsse würde einzig das Gymnasium mit seinen Unterrichtsbedürfnissen Ansprüche haben. Alle Ideen zur Vermehrung der Stellen seien fallen zu lassen. Auswahl und Belohnung der Fähigsten und Besten, ohne jede andre Rücksicht, so zwar, daß dieselben „in einer recht pythagoräischen Aufsicht“ stünden, das sei der Geist des Stifters, den es wiederherzustellen gelte, oder jede Aenderung wäre bloß ein Flickwerk. „An der Zahl,“ sagt er, „liegt hier und überall wahrlich nichts, sondern an der Qualität der Schüler. Sind keine fähigen und guten Subjecta, so lasse man die Stellen offen; die Esel mögen Disteln fressen und nicht vom fürstlichen Freitisch genährt werden, der für ganz andere Subjecte bestimmt ist.“

Das so nachdrücklich abgefaßte Herdersche Votum mußte wohl durchschlagen; der Herzog namentlich erklärte, daß es mit seinen Gesinnungen vollkommen übereinkomme (7. April 84): Herder wurde mit der Entwerfung eines neuen Regulativs für den Freitisch beauftragt. Als dieses jedoch im August nochmals das Consistorium passirte, so gab es unerwarteter Weise einen Sturm — nicht wichtig in der Sache, aber bezeichnend für die gespannten persönlichen Verhältnisse innerhalb des Collegiums, bezeichnend insbesondere für die hochgradige Reizbarkeit Herders. In folgerichtiger Durchführung der in dem früheren ausführlichen Votum geäußerten Ansichten hatte Herder in das Regulativ einen Passus aufgenommen, der von der Möglichkeit sprach, daß auch einmal die Anzahl der zwölf Percipienten nicht voll würde, in welchem Falle dann die Gelder aufgespart werden sollten, um ein andermal

---

[1]) Es füllt in den Acten nicht weniger als acht Folioseiten. Auch Düntzer scheint dasselbe (nach SWH. XVI, XXXII), vorgelegen zu haben.

mehr als die normale Anzahl zu bedenken. Diesen Passus erlaubte sich der Präsident von Lyncker noch in der letzten Stunde zu streichen, da er, wie er später gegen den Verfasser erklärte, darin ein Verfahren fand, welches Anlaß zu Sollicitationen um solche überzählige Stellen geben könne. Die Streichung war eigenmächtig erfolgt, und Herder hatte guten Grund zur Beschwerde: gerade durch die leidenschaftliche Weise jedoch, mit der er gegen das Verfahren des Präsidenten aufbrauste, zerstörte er selbst die Kraft seiner Einsprache. Mit wortreicher Lebhaftigkeit vertheidigte er in einer „Beilage zum Regulativ" die gestrichene Stelle; ohne dieselbe sei von freier Concurrenz nach dem Maaßstabe der Würdigkeit keine Rede; die etablirte Zahl Zwölf dürfe keine Eselsbrücke sein; widrigenfalls werde die fürstliche Wohlthat zum Nachtheil des Gymnasiums und dem Zweck des Stifters zuwider geschmälert — nie werde er einer solchen Schmälerung beitreten. Und viel heftiger noch protestirte er gegen die „hinterrücks", ohne vorgängige Rücksprache und ohne alle beigefügte Begründung von dem Präsidenten vorgenommene Verstümmelung seiner Arbeit, die doch Ausführung seiner von Serenissimo genehmigten Gedanken habe sein sollen; er sei erstes geistliches Mitglied des Oberconsistorii und kein Schulknabe; er verstehe sein Amt und wisse, was er schreibe. „Man widerlege mich," so schließt er, „man durchstreiche aber nicht oberherrlich; denn das leide ich, so lange ich es muß, nur von einem Despoten, und an solchen bin ich im fürstlichen Oberconsistorium nicht gewiesen." Als nun aber Lyncker, das formelle Recht dieses Protestes stillschweigend zugebend, die vorgenommene Aenderung nachträglich motivirte und sie dem Verfasser zu nochmaliger Erwägung und Entscheidung vorlegte, da wiederholte der Besänftigte zwar noch einmal die Gründe der ursprünglichen Fassung, gab aber doch den angefochtenen Passus mit einem Salvo meliori preis, und das nun publicirte, vom 17. August 84 datirte Regulativ ließ es also nunmehr bei der hergebrachten Zwölfzahl bewenden [1]).

In allem Uebrigen hatte Herder seine Absicht vollkommen erreicht. Er suchte sie ferner durch die gewissenhafteste Ueberwachung der Ausführung des neuen Regulativs zu erreichen. Kleine Unordnungen freilich konnten nicht ausbleiben. Sie hatten ihren Grund zumeist in der zwischen dem Consistorium, dem Inspector — dem Prediger von St. Jacob — und dem Rechnungsführer vertheilten Administration. Energisch wußte er dem gegenüber seine Rechte als Ephorus des Gymnasiums zu wahren. Es war ein erster Schritt zur Vereinfachung, daß er mit dem Jahre 1786 das Geschäft der Rechnungs=

---

[1]) In praxi kam nichtsdestoweniger Herder in seinem Bericht vom 3. November 84 auf seine Idee zurück, indem er — es ist nicht ersichtlich mit welchem Erfolge — bei der Mittelmäßigkeit der meisten in Frage kommenden Schüler vorschlug, die Prämien dieses Jahr in der Kasse des Freitisches zurückzubehalten, bis im folgenden Jahr die neue Instruction hoffentlich ihre Früchte zeige.

führung selbst unentgeltlich übernahm; ausdrücklich bezeichnet er es (17. Mai 86), neben der kleinen Ersparniß, die damit für die Unterrichtsbedürfnisse des Gymnasiums gewonnen werde, als einen Vortheil dieser Aenderung, daß er dadurch „die Percipienten des Freitisches unter jene nähere Aufsicht bekomme, die dem Zweck des Stiftungsbriefes gemäß ist." Die Einziehung der St. Jacobs- oder Garnisonspredigerstelle führte dann im folgenden Jahre vollends dazu, daß sich die Ueberwachung des Instituts ganz in seiner Hand concentrirte [1]). Sie wurde das wirksamste Mittel, neues Leben in die Klassen zu bringen, den Wetteifer der Schüler rege zu machen und ihnen noch über die Schuljahre hinaus heilsame Impulse zu geben. Denn mit der Auswahl nur der Fähigsten und Fleißigsten machte er, wie die Bemerkungen zu seinen jährlich im Einverständniß mit dem Director eingereichten Vorschlägen zeigen, ganzen Ernst. Man erkennt seine Freude, sein Herz für die hoffnungsreiche Jugend, wenn er einem äußerst armen Schüler das Zeugniß giebt, daß er „die Blüthe eines aufgeweckten, fähigen, fleißigen, wohlgesitteten Jünglings sei, der wie ein Stern unter seinen Mitschülern hervorglänzt". Es bereitet ihm Verlegenheit, wenn er später in der Lage ist, seine eigenen Söhne auf die Vorschlagsliste zu setzen, da er denn, auch wenn er sie, um den Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, gegen Dürftigere zurücksetzt, Verwahrung für das Princip der Belohnung der Tüchtigsten einlegt, und einschärft, daß, wenn das Institut seinen Zweck erreichen solle, es „nothwendig im eisernen Gange des Regulativs bleiben müsse". Das beste Zeugniß für die Sorgfalt seines Verfahrens, für die pflichttreue Mühewaltung, durch die er die Stiftung für die Hebung der Schule fruchtbar zu machen suchte, zugleich für die Genugthuung, die er über den Erfolg seiner Bemühungen empfand, ist in dem Schreiben enthalten, in welchem er, ein Vierteljahr nachdem er selbst die Inspection übernommen, dem Herzog die Rechnung des letzten Jahres überreicht. „Nicht nur," so heißt es in dem angeschlossenen allgemeinen Rechenschaftsbericht, „daß die Vorzuschlagenden von mir reiflich examinirt werden, welches mir Tage wegnimmt, wie auch daß die Percipienten der Stiftung noch jährlich in einem besonderen Examine geprüft werden: sondern, da sie ihr Geld monatlich aus meinen Händen empfangen, so müssen sie bei solcher Gelegenheit auch ihre Privatarbeiten vorzeigen, mit denen sie sich außer der Schule beschäftigen, die ich mit ihnen durchgehe, ihnen die Fehler zeige und überhaupt ihr Studium in und außer der Schule regulire. Also daß, wenn Wilhelm Ernst auflebte und diesen Beschäftigungen beiwohnte, er den Zweck seiner Stiftung in Ab-

[1]) Nach Sauppe, Weimarische Schulreden S. 53, benutzte er das freigewordene Gehalt des Inspectors zur Errichtung einer dreizehnten Stipendiatenstelle. Richtiger jedoch dürfte die Angabe im Manuscript der Erinnerungen („Amtsführung") sein, wonach Herder die 15 Thaler, die der Rechnungsführer bisher erhalten, in die Schulkasse legte, zu welcher der Herzog jährlich 6 Thaler und die Landschaft ebensoviel gab.

sicht der Aufsicht derselben gewiß erreicht sähe. Ich darf mir dies Elogium selbst geben, weil ich es von keinem Andern als von mir verlange und wünsche" [1]). —

Wie überwiegend aber unser Generalsuperintendent nach dem Angeführten seine Fürsorge den Schulangelegenheiten zuwandte, so forderte doch auch die Kirche in diesen Jahren wiederholt seine Aufmerksamkeit. Sie war längst um Vieles besser bedacht als die Schule. Es handelte sich hier viel mehr um Belebung und Reinigung als um neue Zuwendungen, ja, gerade durch Beseitigung des schädlichen Zuviel glaubte Herder die innerliche Bedeutung und Wirkung des Gottesdienstes vermehren zu müssen. Mit scharfen Worten zwar wies er das Gesuch des Stiftspredigers Weber zurück, der auf seine Ernennung zum Inspector des Lehrerseminars den Anspruch auf Erleichterung in seinen Predigtverpflichtungen gründete: sein Widerspruch indeß galt nur dem einzelnen Fall; er fand den Anspruch in jeder Hinsicht gesetzlich unbegründet, und „beinahe empörend", daß damit „ein neues Beispiel einer einzelnen persönlichen Indulgenz für andere mit Geschäften beladene Geistliche" gegeben werden solle [2]). An sich war er von dem zu viel Predigen und von dem Predigen nach dem gewöhnlichen Schlendrian ein abgesagter Feind. Gerade er selbst hatte ursprünglich in seinem ersten Entwurf zum Schullehrerseminar vom Jahre 1780 den Vorschlag der Ernennung des Stiftspredigers zum Seminarinspector mit der Bemerkung begleitet, daß demselben andre nutzlose Arbeiten, „als z. B. die völlig unbesuchten Frühpredigten sind", abgenommen werden könnten. Unter den Motiven, die er für die Einziehung der Garnisonspredigerstelle geltend machte, stand die nutzlose und unzeitgemäße Ueberfülle von Predigten und gottesdienstlichem Gesang obenan; was helfe es, wenn die Geistlichen vor leeren Bänken predigen? Im Jahrhundert der Reformation seien die unzähligen Predigten, in welchen immer dasselbe gesagt, die große Anzahl der Lieder, in welchen immer das Nämliche gesungen werde, Bedürfniß und Geist der Zeit gewesen. „Dieser Geist der Zeit aber hat sich verändert, und man hört oder singt jetzt nicht ohne Achtlosigkeit mehr, was man tausendmal gehört oder gesungen hat. Man besucht die Gottesdienste um so seltener, je mehr sie sich einander jagen, daß kaum einer vor dem andern oft Platz hat" [3]). Verwandte Gedanken finden sich schon in dem Votum, betreffend die 1777 vor die Stände zu bringenden Desiderien. Anknüpfend an das Votum eines seiner Collegen, welches den Wiederaufbau der abgebrannten Schloßkirche in Anregung brachte, hatte Herder damals, damit „die

---

[1]) Bericht vom 25. Oct. 87; vgl. Sauppe a. a. O. S. 53 unten.

[2]) Schreiben Herders vom 31. Juli 88.

[3]) Gutachten vom 28. März 87. Erinnerungen III, 61. 62. Anderwärts (bei Peucer a. a. O) führt er für die Verminderung der Wochengottesdienste an, daß dadurch „der Jugend eine Reihe Stunden erspart werde, die sie unnütz versinge".

Hofgemeinde eine Kirche bekäme, wo sie doch hineinzukommen beliebte", sich für die Verlegung des Hofgottesdienstes in die Stadtkirche ausgesprochen. Nur müsse dann, so hatte er hinzugefügt, bei diesem, auf den Stadtgottesdienst folgenden Gottesdienst „das ewige Gesinge" wegfallen; denn dies zumeist sei Schuld, daß man jetzt eine Hofkirche ohne Hof habe. „Eine Menge Lieder, die jeden Sonntag gesungen werden — — sind fürs Gedächtniß des Volks; Andere, die nicht Volk sein wollen, lassen die Aufmerksamkeit ermatten, oder schärfen sie durch Spätkommen und Plaudern". Sein leitender Gesichtspunkt, ein wahrhaft praktischer Gesichtspunkt, ist eben hier, wie überall: „das Ueberflüssige, Entbehrliche abzuschneiden, damit das Nothwendige desto besser gedeihe". Auf Verringerung der Wochenpredigten dringt er daher abermals in dem langen liturgischen Gutachten vom 23. October 1787. Nicht bloß, weil für die Geistlichen an der Stadtkirche des Predigens so viel sei, „daß man darüber zuletzt selbst zur leibhaften Predigt werden müßte", sondern auch deshalb, weil in der Woche „die Leute arbeiten, nicht Predigt hören sollen".

Trotz der rechtlichen Bedenken seiner Collegen kam es, wie wir hörten, im Jahre 1787 zu der fürs Erste interimistischen Vereinigung der Hofgemeinde mit der Garnison in der Jacobskirche. Es hingen damit noch kleinlichere Bedenken, betreffend das verträgliche Beisammensein des Militärs, der Hofbedienten und der freien Besucher der Kirche in Einem Gotteshause zusammen. Mit ebenso freiem wie lindem Geist wußte Herder im Einverständniß mit seinem Herzog auch über diese formalistischen Scrupel hinauszukommen. Sein desfallsiges Gutachten und sein darauf hin für die Vereinigung der Gemeinden und für die Vertheilung der Plätze entworfenes Regulativ behandelte den Zopf der kleinstädtischen Etikette im Einzelnen schonend, im Ganzen mit der würdigsten Liberalität; denn nach hinlänglicher Berücksichtigung billiger Ansprüche schneidet er alles Weitere mit dem Hinweis auf die bisherige freie Benutzung der Kirche ab. Rangsucht und Obstination, die ins Gotteshaus nicht gehören, würden leicht einzuschränken sein: die Kleinen würden ja wohl folgen, wo der Größeste keinen Unterschied mache. Und von den Weiberstühlen heißt es: „Da Bescheidenheit eine Tugend des weiblichen Geschlechts sein soll, so wird sich solche in einem christlichen Gotteshause, wo es nicht auf Rang ankommt, am schönsten erweisen" [1]).

War hier schließlich Alles glatt und rasch genug abgegangen, so gab es dagegen wieder einen harten Zusammenstoß zwischen Herder und dem Consistorium in der Frage der Revision der Liturgie. In der Sache selbst zwar herrschte keine Meinungsverschiedenheit. Auf eine von den Eisenachschen Ausschußständen schon im Jahre 1784 gegebene Anregung hatte der Herzog unterm 21. Juli d. J. auch das Weimarische Oberconsistorium zu einer gutachtlichen

---

[1]) Gutachten von Anfang Juni 87 und Regulativ, das am 15. Juni dem Garnisonprediger zugefertigt wurde.

Aeußerung aufgefordert. Woran es immer lag — genug, man nahm sich ungebührlich viel Zeit. Von den einzelnen Voten der geistlichen Mitglieder des Consistoriums wurde das erste nicht vor März 1786, das Herdersche gar erst am 23. October 87 abgegeben. Es gehört zu den ausführlichsten, die sich überhaupt von ihm in den Consistorialacten finden. Mit dem freiesten, von historischer Sachkunde unterstützten Urtheil verbindet es die weiseste Mäßigung und die echteste Pastoralklugheit; es stellt sich mit Festigkeit auf den richtigen Standpunkt, und es greift weit über die zunächst gestellten Fragen hinaus, um die gesammte Einrichtung des Gottesdienstes mit in Betracht zu ziehen. Nachdrücklich behauptet der Verfasser, daß er in seinem langen Votum keine Zeile aus Neuerungssucht geschrieben habe, für die er zu alt sei. Die Linie der verständigsten Mitte sorgfältig einhaltend, ist er entschieden für eine Reform, aber nur nach reifer Einsicht und Ueberlegung soll sie getroffen, das Gebesserte nur behutsam und allmählich eingeführt werden. Behutsam; denn so Manches von dem neuen Reformationswesen ist zwar „völlig im Geiste unserer Zeit", aber eben deshalb gar nicht nach seinem Sinn. Die neuen Liturgien sind „leichtsinnig-flüchtig, zum Theil kauderwelsch-neudeutsch und so herzlich kraftlos, daß manche alte im Ausdruck kräftige Liturgie sich zu ihrer jüngeren Nachfolgerin wie ein nahrhaftes Gericht zu einer klaren Wasserbrühe verhalten dürfte — solche Veränderungen sind ein Raub der Kirche und ein Diebstahl für die zukünftigen Zeiten". Aber auch nicht zu furchtsam; denn, sagt er, „ich habe es öfters gesehen, daß der gemeine Mann in seinem Begriff und Urtheil viel rechtschaffener und empfängiger ist als der bei gewissen Formeln durch bloße Gewohnheit verhärtete Lehrer; er nimmt das Beste, das ihm gegeben wird, mit stillem Gemüth an, und die wenigen Schreier dagegen verstummen, wenn sie sehen, daß Niemand auf ihr Geschrei achtet." Ueber die objective Zulässigkeit, ja über die dringende Nothdurft der Verbesserung hat er nicht den mindesten Zweifel. Denn nur ganz Weniges, so setzt er auseinander, sei in diesen liturgischen Dingen von biblischer oder apostolischer Autorität, weitaus das Meiste von bloß kirchlichem Ansehen, späten Datums, vielleicht nur Provinzialformel, die das Moment ihrer Entstehung und den Geist ihrer Zeit gar zu deutlich an sich trage. Er exemplificirt das an der Taufformel mit dem fürchterlichen Exorcismus, der nur von den härtesten Meinungen über die Gewalt des Teufels im Heidenthum seinen Ursprung habe nehmen können; Luther selbst habe zwar anfangs noch, in seinem Taufbüchlein, eine seitenlange Anrede an den Teufel beibehalten, später aber das Alles einsichtiger Weise weggelassen; „was würde er sagen, wenn er Ausdrücke bei uns perenniren sähe, die entweder anstößig oder unverständlich sind und gewiß nicht den Zweck befördern, zu dem das Gebet oder die heilige Handlung unternommen werden soll?" Er exemplificirt weiter an den Fastengebeten, deren tändelnde Worte und Anreden ihm nicht von den Lippen wollen: „eine Nonne mag vor dem Muttergottesbilde oder einem nackten Crucifix so beten, nicht aber eine

protestantische Gemeinde". Und endlich an den Festgebeten, deren ganzer Entwurf nachlässig sei; „und", sagt er, „an solchen Negligenzen, vielleicht Arbeiten einer halben Stunde, von den mittelmäßigsten Menschen hervorgebracht, retteten und vertheidigten wir sublime Heiligthümer?"

In einem Anhang zu dem das Liturgische im Allgemeinen behandelnden Votum bringt er mit nicht minderer Ausführlichkeit ferner die Gesangbuchsfrage, die Frage der sonn- und festtäglichen Evangelientexte, endlich die besondere Liturgie der Weimarischen Stadtkirche zur Sprache. Es waren dies Fragen, die er für jetzt nur anregen wollte und die thatsächlich erst viel später ihre Erledigung fanden. Einstweilen beschränkte sich das Ergebniß der Verhandlungen auf die Tauf- und Trauungsformulare, die von Herder in Gemäßheit der von ihm und seinen Collegen abgegebenen Gutachten geändert wurden. Denn nur in diesen zwei Punkten hatte er sich für eine sofortige Aenderung ausgesprochen, alles Uebrige, die Gebete, das Confirmationsformular, die Collecten u. s. w., als Solches bezeichnet, was „mit der Zeit, allmählich" gebessert werden müßte. Auch in Betreff jener sogleich einzuführenden Aenderungen aber forderte er, daß dieselben in der Stille vor sich gingen. Durch geschriebenes Circular möchten dieselben den Geistlichen mitgetheilt werden, „und sie trügen sie in ihre Agenden ohne Geräusch ein, so wie sie eine neue Vorbitte ins Kirchengebet eintragen. Niemand aber müßte darüber Aufhebens machen, es etwa der Gemeine ansagen, in einer Predigt erklären wollen u. dergl.: denn vom Reden kommt Reden, und wenn stille geändert wird, bemerkt's kaum Jemand oder er denkt nach und freut sich, daß er auch so klug ist, es sich selbst zurechtlegen zu können, warum es geändert worden."

Eben in diesem Einen Stücke jedoch, in der Frage über den Modus der Einführung, war die Mehrheit des Consistoriums anderer Meinung. Mit der Erklärung, daß man, soviel die Sache selbst betrifft, das Herdersche Votum „durchgängig zu approbiren kein Bedenken trage", verband der am 30. October 87 erstattete Consistorialbericht das unvorgreifliche Dafürhalten, daß jener Einführungsmodus „der Würde eines Landesherrn, des Publicums und der Sache selbst nicht gänzlich zu entsprechen scheine", daß vielmehr „alle, wenn auch nur scheinbare Clandestinität hierbei vermieden werden müsse", und sprach sich daher für besondere ex suggestu sacro zu verlesende, mit belehrenden Erläuterungen zu begleitende Erlasse aus.

Das unglückliche Wort „Clandestinität"! Herder, welcher in der Sitzung, in der jener Bericht festgestellt worden, nicht zugegen gewesen war und denselben in einer ersten, noch ein wenig kategorischeren Fassung zur Unterschrift vorgelegt erhielt, erklärte, daß er diesen „für ihn beleidigenden, injuriösen Bericht" nicht signiren werde, und legte statt dessen eine lange, von leidenschaftlicher Empfindlichkeit dictirte „Erläuterung seines Votums" den Acten bei. Das unglückliche Wort „Clandestinität"! Denn dies Wort in der That ist es, das seine Galle erregt. In immer neuen Wendungen verwahrt er sich da-

gegen, daß er seinem Fürsten „clandestine Schleichwege“ angerathen habe; es sei das gegen seine Würde und Pflicht, er habe dergleichen am wenigsten in dieser Sache nöthig, sei auch noch nicht zu dem Grade von Absurdität gesunken, „aus der öffentlichen Sache eine clandestine, verstohlene Tuscherei machen zu wollen“; wohl aber zeige die beleidigende Supposition die Denkart derer gegen ihn, die diesen Bericht angegeben. Und von Neuem erläutert, begründet und rechtfertigt er unter Anführung von Präcedenzfällen ausführlich seinen Vorschlag. „Genug,“ so schließt er, „daß ich zu keiner Clandestinität in Einführung einer neuen Liturgie gerathen habe, als welcher Rath nur von einem äußerst absurden oder malhonetten Menschen gegeben werden könnte, der es weder mit seinem Landesherrn noch mit seinem Amt redlich meinet.“ Vielmehr, er begnügt sich mit diesem Protest nicht; er bittet in einer Nachschrift Serenissimum, ihm wegen dieser nomine collegii vorgetragnen Injurie Genugthuung und gegen ähnliche zukünftige Begegnungen Sicherung zu gewähren. „Sie heben,“ so schließt er zum zweiten Male, „allen Begriff eines Collegii, wo jeder College dem andern gleich ist, auf, und machen die Autorität und Stimme des Ganzen, dabei der Name des Landesherrn gemißbraucht wird, zu einer unerträglichen Despoten-Kabale[1])“.

Solcher Heftigkeit ruhige Gegenvorstellungen entgegenzusetzen, konnte dem Consistorium nicht schwer fallen. Es begründete in einem „Unterthänigsten Insertum“ (13. November) seinen von dem Herderschen abweichenden Vorschlag ganz sachlich mit der Absicht, „das Publicum möglichst zu menagiren“ und die Annahme nicht aufkommen zu lassen, der Landesherr handle aus bloßer Willkür; es suchte zu zeigen, daß der von Herder citirte Präcedenzfall gerade gegen ihn spreche; wäre er in jener Sitzung zugegen gewesen — gewiß, er würde nicht anders votirt haben! Jedenfalls, so versicherten die Herren „auf Pflicht“, hätten sie mit ihrem Bedenken gegen die mangelnde Publicität weder ihn beleidigen wollen, noch seien sie uncollegialisch, „am wenigstens aber, welches sich gar nicht denken läßt, despotisch zu Werke gegangen.“

Nehmen wir an, wie es doch wirklich den Anschein hat, daß diese Versicherung wahr und ehrlich war, und daß Herder diesmal aus einer Mücke einen Elephanten gemacht hatte: ohne Zweifel würden wir ihm Unrecht thun, wenn wir nicht zugleich annähmen, daß seine Aufgebrachtheit durch manche

---

[1]) Als ein frühes Zeugniß dafür, wie scharf Herder Unglimpf empfand und wie energisch er in solchen Fällen sein Recht wahrte, mag es gestattet sein, an dieser Stelle die mit jugendlicher Rhetorik ausgeführte Beschwerde zur Vergleichung heranzuziehen, die er 6. Jan. 1769 beim Rigaer Rath gegen den Pastor Bärnhof einreichte. Die Thatsache ist Bd. I, S. 93 erzählt, der Wortlaut der Beschwerde sowie die Actenstücke, die sich auf deren Erledigung beziehen, sind erst seitdem in der Baltischen Monatsschrift, Bd. XXVII, Heft 7, S. 529 ff. von Joh. Christoph Berens aus dem Rigaschen Rathsarchive veröffentlicht worden. Ebendaselbst, S. 541 ff. der Wortlaut des Bd. I, S. 309 erwähnten Herderschen Entlassungsgesuchs.

ältere Erlebnisse und Vorgänge begründet gewesen, und er bei dem gegenwärtigen Anlaß nur mit anderen Anlässen Abrechnung gehalten. Er trug es schwer, daß er mit seinen überlegtesten und bestgemeinten Vorschlägen immer wieder von seinen Amtsgenossen Widerspruch erfahren mußte, und die wiederkehrende Klage über Despotismus war sicherlich nicht bloß durch seine Unfügsamkeit gegen die collegialische Ordnung, sondern auch durch das nicht immer rücksichtsvolle Gebahren des Präsidenten, der eben Präsident war und sich als solcher fühlte, herbeigeführt. Wie dem sei: nachdem ein paar Monate verstrichen waren, und nachdem Herder seinem Herzen noch besonders gegen den Herzog Luft gemacht hatte [1]), entschied dieser auch diesmal für ihn und gegen das übrige Consistorium. Am 27. Februar 1788 genehmigte ein herzogliches Rescript den Inhalt des Herderschen Gutachtens seinem ganzen Umfang nach; es erklärte ausdrücklich die Bedenklichkeiten wegen der vorgeschlagenen Art der Einführung für hinfällig und übertrug Herder sowohl die Abfassung wie die Bekanntgebung der verbesserten Trau- und Taufformel nach seinem eigenen Ermessen.

Es ist das Bild einer höchst einsichtigen, einer für Schule und Kirche ersprießlichen Thätigkeit, das sich aus den erzählten Thatsachen ergiebt, zugleich jedoch das Bild eines Mannes, der nur selten zu voller Freude über seine Schöpfungen und Einrichtungen gelangen kann. Nur mühsam ringt er einem schleppenden collegialischen Geschäftsgange seine Erfolge ab. Die Abhängigkeit seiner Lage drückt ihn, und in dieser Abhängigkeit empfindet er jede Hemmung oder Verzögerung mit bitterem Verdruß, in dieser Verstimmung steigert er durch eigene Schuld kleine Vorfallenheiten zu ärgerlichen Conflicten, aus denen ihn in der Regel nur der edle Wille, das Wohlwollen und die Weisheit seines Landesherrn befreit. —

Kein Wunder, wenn man die Gemüthsart des Mannes, seine Erregbarkeit und seinen Sanguinismus in Betracht zieht, daß er sich immerfort während aller dieser Jahre mit Plänen zur Veränderung seiner Lage trug, daß er jeden Augenblick auf dem Sprunge stand, ein Land zu verlassen, in dem „nichts wachse und nichts werde." Eine erste Versuchung dazu kam ihm von eben der Seite, die ihm vor seiner Berufung nach Weimar soviel Unruhe und Ärgerniß verursacht hatte. In Göttingen war eben, Anfang 1784, der Mann, der statt Herders 1776 dorthin gekommen war, Koppe als Oberhofprediger und Generalsuperintendent nach Gotha berufen worden und hatte den Ruf angenommen, Walch war plötzlich gestorben, und Leß lag krank danieder, so daß man an seinem Aufkommen zweifeln mußte. Da nahm Heyne den alten Gedanken, Herder an die dortige Universität zu ziehen, wieder auf und klopfte vorläufig bei ihm an [2]). Wenn es nur nicht Göttingen, nur keine Universitätsprofessur gewesen wäre!

---

[1]) Herder an den Herzog 26. und 28. Febr. 88, im Herderalbum S. 15 ff.

[2]) An Herder 14. März 84, C, II, 196.

Der Befragte winkte den Antrag ab. Darauf ein Abgesandter aus Hannover, der Hofrath von Berlepsch. Dessen Schilderung der Lage, dessen Versicherungen, daß man alle Bedingungen eingehn, Alles, was Herder fordere, geben werde und geben könne, waren so überzeugend, so zuredend, daß er wankte. Einem neuen, noch dringenderen Antrag endlich gab er soweit nach, daß die Verhandlung über die Bedingungen beginnen konnte. Aber nicht mit frohem, sicherem Gefühl hatte er sich eingelassen; es war ihm nicht wohl bei dem Gedanken; wäre es nicht der Nothdurft und seiner Kinder wegen — er ginge gewiß nicht nach Göttingen! In dieser gedrückten Stimmung befand er sich und mit ihm seine Frau, als, gerade zur rechten Zeit, ein andrer Freund dem Spiel seiner Gedanken und Pläne eine veränderte Richtung gab. Gleim, der ja immer Stellen in partibus infidelium zu vergeben hatte, der leichtgläubige, gutherzige, hülfsbereite Gleim hatte bei dem Gerücht, daß sich Resewitz, der Abt von Klosterberga, zur Ruhe setzen wolle, sogleich an seinen Herder gedacht; denn diese Stelle, das wußte er, sei ganz nach dessen Sinn, und daß er sie ihm durch seine Beziehungen in Berlin verschaffen könne, daran zweifelte er nicht im mindesten. Die Botschaft ging am 18. April nach Weimar und elektrisirte beide Herders [1]). So ungewiß die Sache war: Herder stürzte sich mit jugendlicher Phantasie auf die ihm eröffnete Aussicht. Klosterberga erschien ihm alsbald als der denkbar wünschenswertheste Platz, der Beruf der Jugendbildung, der ihm dort zugefallen wäre, als sein eigentlichster Lebensberuf. Es kam hinzu, daß er soeben eine kränkende Zurücksetzung durch die bevorstehende Ernennung Döderleins in Jena zum Geheimen Kirchenrath zu erfahren vermeinte, und doch, trotz Goethes Vorstellungen, den gleichen Titel für sich anzunehmen, sei es aus Stolz, sei es aus Eigensinn, glaubte ablehnen zu müssen. Auch die Ablehnung indeß — so sah Goethe die Sache — mußte böses Blut machen und dem Freunde die Weimarischen Verhältnisse nur noch mehr verleiden. „Habt Ihr," so schrieb er an Herders Gattin, „Lust, Aussicht, Hoffnung, von hier wegzukommen, nun so laßt es dabei bewenden, laßt Titel haben, wer will, und wartet, bis Ihr erlöst werdet [2])." In der Aussicht auf Klosterberga schien ihnen jetzt diese Erlösung zu winken. Herüber und hinüber blies man in die Flamme, die doch nichts als ein Irrlicht war. Mit einem so umständlichen Geständniß seiner Lage und Wünsche wie bei dieser Gelegenheit gegen Gleim war Herder bisher noch gegen Niemand herausgegangen; Frau Caroline vollends rief den alten Freund mit den andringendsten Bitten zum Handeln auf; sie überlegte, ob nicht Leuchsenring, der ihr und ihrem Manne früher so vertraute Vielgeschäftige, der jetzt als

---

[1]) Vgl. für das Folgende den Gleimschen Briefwechsel C, I, 101—109.

[2]) A, I, Nr. 34, S. 76. 77. Der undatirte Brief ist vom 11. Mai, denn in der Conseilsitzung dieses Tages erfolgte die Ernennung Döderleins (nach einer Mittheilung Burkhardts aus den Acten).

Prinzeninformator in Berlin lebte und als solcher einigen Einfluß haben mochte, für das Project in Bewegung gesetzt werden könne; er selbst rechnete darauf, daß der Abt Jerusalem, daß der Herzog von Braunschweig für ihn ein günstiges Zeugniß oder ein Fürwort einlegen würden, er erinnerte sich, daß er in Nicolai einen nicht ungefährlichen Gegner habe und beeilte sich, denselben wo möglich zu versöhnen. Von der anderen Seite that Gleim sein Bestes, den Hoffnungstraum aufrecht zu erhalten und mit den lockendsten Farben auszumalen. Göttingen und Klosterberga, da konnte ja keine Wahl sein! Jenes trat bei der Vergleichung in immer tieferen Schatten, dieses in immer helleres Licht. „Sie denkt," schrieb Herder von seiner Frau, „an Göttingen wie an Mördergrube und Tod: nach Klosterbergen aber wie an einen Berg voll Ruhe für sie, Leben, Gesundheit und Freude" — und ihre Gedanken waren seine Gedanken; dort, sagte er sich, werde er wie Prometheus an den Felsen geschmiedet sein, umgeben von leberabzehrenden Geiern, während er hier einen Sitz des Friedens, ein Feld stiller, neidloser Wirksamkeit haben werde. „Wenns nur erst gewiß ist, daß Platz gemacht ist", hatte Gleim naiver Weise geschrieben, so sei Alles in Richtigkeit! Gleichviel jedoch: Eins wenigstens war jetzt schon in Richtigkeit; wenn Göttingen wirklich ein „Sodom und Gomorrha" war — wo lag denn die Nothwendigkeit, dorthin zu gehen? Auch ohne die Aussicht auf Klosterbergen würde vermuthlich die Entscheidung nicht anders gefallen sein; nur rascher wurde sie mit dieser Aussicht zur Reife getrieben: am 18. Juni meldete Herder an Heyne zu dessen größtem Bedauern seine Absage. Mit der Erledigung der Resewitz'schen Stelle war es in der That Wind, nichts als Wind gewesen. Ihr Gutes indeß hatte die Sache doch gehabt; denn über das gefürchtete Göttingen und über den leeren Traum an der Elbe trug es nun wieder Weimar davon. Mit der Absage nach dort glaubte sich Herder „einem großen Übel entkommen", und von Stund' an athmeten er und Caroline „wieder frei und glücklich". „Die unvermuthete Hoffnung nach Klosterbergen," so faßt Caroline am 23. Juli in ihrem und ihres Mannes Namen den inneren Hergang in einem Dankbrief an Gleim zusammen, „kam als ein Wink seines Genius, ihn von Göttingen loszureißen und unser erstes widriges Gefühl dahin noch lebendiger zu machen." Daß es wenigstens eine halbe Wiederaussöhnung mit Weimar war, geht noch deutlicher aus einem späteren Briefe der Frau hervor, in welchem sie, nachdem inzwischen die völlige Grundlosigkeit der von Gleim erregten Hoffnung sich herausgestellt hatte, über die Göttinger Geschichte an Müller berichtete [1]. „Heyne," schreibt sie, „hat sich viel Mühe gegeben, aber wir sind unserm Gefühl und dem Wink unseres Genius gefolgt und bleiben hier. So wenig mein Mann in seinem Amt Gutes wirken kann, und so viel ihm die Bosheit entgegenstrebt, so will er lieber hier still leiden, als in Göttingen sein Leben durch Neid und Gelehrsamkeit vollends vergällen."

---

[1]) Der bei Gelzer S. 111 ff. falsch eingereihte Brief ist vom 8. Aug. 84.

Nicht aufgegeben freilich war der Gedanke, jede günstigere Gelegenheit zur Veränderung zu ergreifen. Von Neuem stellte sich ihm — von leeren Gerüchten abgesehn [1]) — eine solche im Sommer 1786, zu einer Zeit also dar, wo er zwar mit Genugthuung auf die begonnene Reform des Gymnasiums blicken konnte, in der nun schon so lange betriebenen Seminarangelegenheit aber noch immer nicht über die Einwendungen hinaus war, die ihm „die Bosheit", wie er meinte, entgegenstellte. Von Hamburg aus hatte Reichardt am 6. Juli bei ihm angefragt, ob er wohl die dortige durch Melchior Goezes Tod freigewordene Hauptpastorstelle annehmen würde, wenn er gerufen würde. Selbst Goethe, den er diesmal ins Vertrauen zog, glaubte ihm nicht abreden zu dürfen. „Er verbessert sich nicht," schrieb dieser, der gewiß besser als irgend ein Anderer die Weimarer Verhältnisse und seinen Freund kannte, an die Stein, „aber er verändert sich doch, und seines Bleibens ist hier nicht [2])". Herder gab sich in der That alle Mühe um die Stelle; er correspondirte nicht nur mit Reichardt über die Beschaffenheit und die Bedingungen derselben, sondern er sandte diesem eine Predigt ein, mit der seine Anhänger dort für ihn Propaganda machen könnten. Er hatte deren recht warme und eifrige, aber ihnen stand eine andre und einflußreichere Partei gegenüber, die im Namen der Aufklärung seiner Berufung widerstrebte. Wie der junge Reimarus und dessen Frau, so dachte eine zahlreiche Gemeinde von „vernünftigen Verehrern Gottes". Sie fürchteten den Mann, der — so schreibt Frau Dr. Sophie Reimarus am 18. Juli an ihren Bruder Hennings — „vielleicht durch seine Art zu schwärmen mehr Schaden anrichten könnte, als Goeze durch sein Gebell gethan hat" [3]). So kam Herders Name zwar auf die erste Vorschlagsliste, den sogenannten „rauhen Aufsatz", den die Kirchengeschworenen behufs der Wahl zu entwerfen hatten, aber er verschwand bereits auf dem zweiten sogenannten „weiten Aufsatz", durch den am 7. September allererst eine wirkliche Candidatenliste festgestellt wurde. Herder war ohne Zweifel dies Fehlergebniß schon bekannt, als Reichardt ihm einen Monat später aus Berlin darüber berichtete, nicht ohne eine neue Hoffnung in ihm zu erwecken. Friedrich der Große war im August gestorben. Wie, wenn Herder jetzt, unter dem neuen Regiment in Preußen, in Berlin seine Stelle fände!

Derselben Meinung war natürlich auch Gleim. „Friedrich Wilhelm," so schrieb derselbe den 19. September, „der Beschützer der deutschen Musen, soll mir meinen Herder rufen nach Berlin, oder ich zürne [4])." Durch wen

[1]) Von einer Aussicht auf Mietau spricht Hamann im Sommer 85; Ham. Schr. VII, 254. 258, vgl. 271, und Brem. Sonntagsblatt 1859, Nr. 43.

[2]) 14. Juli 86, bei Schöll III, 277.

[3]) Mittheilung von Redlich, dessen Notizen auch im Folgenden zur Controle der Reichardtschen Briefe vom * 30. Juli und 7. Oct. benutzt sind.

[4]) C, II, 120. Das Folgende nach der Herder-Gleimschen Correspondenz Nr. 91 bis 95 und nach der Erzählung, welche Herder am 1. August Schiller von der Sache machte, Schiller-Körnerscher Briefw. I, 128.

immer berathen — Friedrich Wilhelm war bald danach wirklich auf Herder verfallen. Es wäre eine seltsame Ironie des Schicksals gewesen, wenn das Project des Königs sich verwirklicht hätte, — denn keinem Anderen als Spalding dachte er den Verfasser der Provinzialblätter zu adjungiren, vermuthlich auf die Einflüsterungen von Männern hin, die dem freisinnigen Probst ein Gegengewicht in einem Manne geben wollten, den sie für positiver halten mochten als er zur Zeit war. Nach einer Spaldingschen Predigt hatte der König diesem von der Idee gesprochen, ihm bei seinem Alter, zur Erleichterung seines Amtes einen Adjuncten zu geben und hatte ihm dabei Herders Namen genannt. Aus allen Kräften hatte der noch ganz rüstige Mann die Idee abgewehrt, in der er eine Beleidigung für sich, eine Gefahr für die so lange von ihm vertretene Richtung erblicken mußte. In den aufgeklärten Kreisen der Hauptstadt, bei den Freunden Spaldings machte die Sache begreiflich das widrigste Aufsehn. Nicht die Freunde Herders waren es, die die Geschichte als Gerücht in die Zeitungen brachten; denn sie stellten dasselbe mit der Nachricht von der Zurückberufung des unter Friedrich abgesetzten Kriegs- und Steuerraths Cranz zusammen. Herder konnte unter diesen Umständen keine Lust verspüren, sich auch nur in Gedanken ernstlich auf diese Berliner Aussichten einzulassen. Eben jetzt arbeitete er mit aller Intensität am Dritten Bande seiner Ideen und fand es daher leicht, sich das Gerücht aus dem Sinn zu schlagen. Er wünsche, schrieb er an Gleim, keinem Menschen adjungirt, viel weniger aufgedrungen zu werden, möge auch bei der jetzigen Gährung Berlins nicht in ein Wespennest hineinkommen; sonderbar, daß er überall bestimmt sei, ein Stein des Anstoßes und ein Fels des Aergernisses zu werden! Und erfreut, daß von ihm in der Hauptstadt nicht weiter die Rede war, ließ er sich einige Wochen später gegen denselben Freund vernehmen: „Meine Frau kann den Namen Berlin nicht buchstabiren, sie mag's anfangen wie sie will; und ich ebenso wenig. Ich will den Kreis der Herren nicht stören, mich ihnen nicht aufdrängen, und hoffe vom Schicksal einen besseren Platz als einen so erzwungenen Ort der gährenden Kabale."

Wäre dieser bessere Platz etwa in Hannover gewesen? Hier war die Hofpredigerstelle erledigt, und die enthusiastische Frau von Berlepsch richtete im September 1787 eine darauf bezügliche Anfrage an den von ihr hochverehrten Mann. Er scheint sich in ähnlicher Weise darauf eingelassen zu haben wie auf die früheren Hamburger Vorspiegelungen. Zweimal schrieb er in der Anlegenheit an die Freundin, aber schon am 18. October hatte ihm diese zu melden, daß sie sich mit eitlen Hoffnungen getragen habe: die Stelle war um diese Zeit bereits an Koppe aus Gotha vergeben [1]).

Gerade jetzt aber gerieth er mit dem Consistorium in jenen widerwärtigen Zank wegen der Einführung seiner liturgischen Verbesserungsvorschläge, während

[1]) Nach den handschriftlich vorliegenden Briefen der Berlepsch.

zugleich sein Plan wegen Vertheilung des Gehalts der eingezogenen Jacobsstelle an den Einwendungen der Collegen zu scheitern drohte. Die „Troubles", in die er Ende 1787 und Anfang 88 mit dem Consistorium gerathen war, waren ihm noch ein Jahr später in lebhafter Erinnerung[1]). Da gab ihm endlich das Entgegenkommen seines Herrn den Muth, nach so viel vereitelten Aussichten, von Weimar wegzukommen, auf eigne Hand einen Plan zur Veränderung seiner Lage zu formiren. Er hatte von des Herzogs Absicht, seine Umstände durch eine Gehaltserhöhung zu verbessern, erfahren. Allein nicht das war ihm die Hauptsache. In dem Augenblick, wo es galt, die Aufbesserung der Lehrerstellen nach jenem Vertheilungsplan gegen den Widerspruch seiner Amtsgenossen durchzusetzen, mußte ihm vielmehr Alles daran liegen, auch den leisesten Schein von Eigennutz zu vermeiden. Die Meinung, daß er nicht seiner Verbesserung wegen sich für Andere und für die Aufrechterhaltung des Ganzen bemühe, sei ihm, so schrieb er am 26. Februar 88 dem Herzog[2]), „in seiner bedrängten Situation, wo er ganz isolirt stehe" unentbehrlich, und er bitte daher „den vorsorgenden Gedanken" fürs Erste, bis auf eine andere Gelegenheit ruhen zu lassen. Vertraulich trägt er dagegen dem Herzog ein anderes Project vor, das sich an die eben schwebende Frage des Weggangs Döderleins von Jena nach Göttingen knüpfte. Er erbittet für diesen Fall die Jena'sche Professur für sich selbst, so zwar, daß er Oberhofprediger und Beichtvater bliebe, während seine übrigen geistlichen Arbeiten unter seine Collegen vertheilt würden, daß er ferner auch seinen Stuhl im Consistorium behielte und nur etwa zu den Candidatenexamina sich einfände, im Übrigen, wenn nöthig, sein Votum schriftlich abgäbe. Er leitet diesen Vorschlag mit der Erzählung seines vor drei Jahren „aus sonderbarer Anhänglichkeit an Weimar" abgelehnten Universitätsrufs ein und er motivirt ihn in erster Linie mit seiner Liebe zur Jugend, seiner von früher Zeit an mit Lust geübten Lehrthätigkeit, die ihm viel leichter abgehe als „das unselige Schreiben". „Meinen litterarischen Fleiß," fährt er fort, „kennen Ew. Durchlaucht; er ist nicht Zwang in mir, sondern unentbehrliche Naturneigung. Mein leidiger Ruhm, der mir jetzt nur in der Correspondenz (insonderheit auch bei den so häufigen Anfragen junger Leute, die sich genannt und ungenannt zutrauensvoll an mich wenden) unnöthiges Geld kostet, würde der Universität nützlich, indem er wahrscheinlich eine Menge junger Leute dahin zöge; und mein Amt würde ich mit neuer Jugendlust und aller Treue verwalten." Er bringt weiter, mit einer Offenheit, die nichts zu wünschen übrig läßt, seine Weimarer Lage in Rechnung: „Alle unnöthigen Katzbalgereien hieselbst, die mir doch am Ende mein Leben abfressen, hörten auf, und das Consistorium würde sogleich mit dem höchsten Ruhm von mir reden, sobald ich nur in Jena residirte; denn der lächerliche Wahn, als ob ich Jemand von ihnen

---

[1]) An Caroline 27. Dec. 88, B, 206.

[2]) Herderalbum S. 15 ff.

verdrängen, oder es ihnen an Weisheit zuvorthun wollte, wäre damit gehoben. Ich lebte frisch auf und würde nützlicher, als ich es jetzt bei meinen übermäßigen Amtsgeschäften bin." Er kömmt endlich auf die Thätigkeit zurück, die er als Universitätslehrer üben würde. Wieder einmal zeigt sich seine sanguinische Rastlosigkeit und sein Erweiterungstrieb. Bekäme er nämlich neben der theologischen Professur gar noch einen außerordentlichen Sitz in der philosophischen Facultät: „so könnte ich," schreibt er, „nach Erforderniß und Bequemlichkeit nebenhin Alles lehren, ohne welches die Theologie selbst nichts ist, Sprachen, Wissenschaften, Geschmack, Geschichte; wodurch, wie ich gewiß weiß, unglaublich viel Gutes in die Welt käme."

Es war, wie er es selbst nennt, ein „Traum", geschickt genug zusammengewoben aus allen Wünschen, die ihn bewegten, ein Traum jedoch, der sich bei jeder näheren Beleuchtung als unausführbar herausstellen mußte — nicht bloß, wenn Döderlein blieb, wie er denn wirklich zum Bleiben bewogen wurde, sondern vor Allem, weil eine solche Doppelstellung, anomal an sich, den Träger derselben aufgerieben, seine Thätigkeit noch mehr zersplittert, die Geschäfte geschädigt haben würde. Aber daß der Mann, welcher von sich selbst sagt, daß ihm das Schicksal in dem, was ihn innig drücke, die erleichternde Stimme der Mittheilung versagt habe, sich endlich einmal zu einem vollen Bekenntniß, und zwar an der rechten Stelle, dem Fürsten gegenüber entschlossen hatte, der, sein bester Freund, mit der Macht zugleich den Willen zu helfen besaß — das war der Weg, wenn es überhaupt einen gab, um in der Lage Herders Wandel zu schaffen. Gleich am Tage nach jenem geständnißreichen Briefe entbot Karl August den Schreiber zu einer vertrauten Unterredung, deren Wirkung nicht bloß in dem die Streitfrage wegen der Liturgie in Herders Sinne erledigenden herzoglichen Rescript, sondern vor Allem in einem schönen Dankschreiben Herders vom 28. Februar zu Tage tritt[1]). Die „gnädige, theilnehmende und verständige Unterredung", schreibt dieser, „hat mich in manchem Betracht von einem Wust alter böser Eindrücke langer fataler Verhältnisse, den ich schweigend an mir trug, da ich ihn Niemand zeigen konnte und mochte, zum Theil schon erleichtert, und auf der andern Seite hat sie mir den Vorsatz eingeflößt, alles Alte zu vergessen und frisch anzufangen, als ob ich eben jetzt hier einträfe." Inständig bittet er den Herzog, vor der Hand keinerlei Veränderung seinetwegen vorzunehmen; denn, so heißt es bis zum Schlusse des Briefes, „ich habe, gestärkt vom Zutrauen zu Ew. Durchlaucht Gnade, Maaßregeln genommen, die ohne Zänkereien auf dem friedlichen Wege es noch einmal von Neuem versuchen sollen, wie weit sich gelangen läßt, und die Zeit wird sodann mehr entwickeln. Verzeihen Ew. Durchlaucht auch die Wärme, mit der ich gestern zuweilen sprach, aufs Beste; jeder Mensch hat einen kranken Theil seines Wesens, dessen Berührung ihm

---

[1]) Herderalbum S. 19 ff.

wehe thut; gestern traf es gerade den meinen. Ich habe indessen kein Wort, den Dank und die Hochachtung auszudrücken, die ich gegen Ew. Durchlaucht für dies ganze Gespräch hege; ein solches Gespräch von einem Landesherrn, bloß mit Vernunft, Güte und Billigkeit geführt, ist gewiß selten und einzig. Ich werde seinen Eindruck bewahren, so lange ich kann, und Ew. Durchlaucht nach einiger Zeit weitere Rechenschaft geben."

Es läßt sich hienach durchaus so an, als habe von diesen Tagen für Herders Weimarische Existenz eine neue Epoche beginnen müssen. Und nun schien sich das Wort bestätigen zu sollen, daß selten ein Glück allein kömmt. Das Wohlwollen des Herzogs ließ sich durch die Bitte Herders, eine Verbesserung seiner Umstände vor der Hand aufzuschieben, nicht zurückhalten, aber in der zartesten Weise wußte er zugleich den Bedenken desselben zuvorzukommen. Nur drei Wochen nach jener Unterredung gab er ihm durch ein Handschreiben die Bewilligung einer vom 1. April an aus der herzoglichen Schatulle zu beziehenden jährlichen Gehaltszulage von 300 Thalern kund, die er jedoch, so lautet der Schluß, „verschiedener Umstände wegen unbekannt der übrigen Dienerschaft zu erhalten wünsche" [1]). Mit seinem Dank an den Herzog verbindet Herder die Bitte, ihm Gelegenheit zu einer mündlichen Mittheilung über eine Sache zu geben, „die zwar eigentlich nur eine Privatangelegenheit ist, die mich aber doch beunruhigt, bis ich sie Ew. Durchlaucht eröffnet habe" [2]). Was er dem Herzog zu eröffnen hatte, was aber einige Wochen später ganz Weimar wußte, war die Ueberraschung, die ihm durch ein großmüthiges Geschenk geworden war. Durch die Post hatte er von einem ungenannten Verehrer in einer das Geheimniß vollkommen sicher stellenden Weise am 10. März ein Geschenk von zweitausend Gulden erhalten [3]). Sehr zur glücklichen Stunde; denn kleine und große Schulden, von denen nun wenigstens die drückendsten abgetragen werden konnten, lasteten seit den durch die Uebersiedelung nach Weimar verursachten Kosten auf dem Herderschen Hause und hatten sich durch den Aufwand, den Krankheiten und Badereisen veranlaßten, stetig gesteigert. Die Erzählung des Vorfalls in den „Einnerungen" zeigt, welchen Eindruck derselbe namentlich auf die Frau machte, die diese äußeren Sorgen fast allein zu tragen hatte [4]). Hatte sie doch schon vor Jahren, hinter dem Rücken ihres Mannes, sich und ihren Brüdern durch Nachfrage nach einer verjährten Familienerbschaft helfen zu können den Einfall gehabt! [5]). Aber auch Herder war durch das wie unmittelbar von Gott ihm zugekommene Geschenk tief ge-

---

[1]) Erinnerungen II, 239; das herzogl. Billet liegt mir im Original vor.

[2]) 20. März 88, Herderalbum S. 20.

[3]) Der begleitende Brief ist Erinnerungen III, 239 Anm. abgedruckt.

[4]) Erinnerungen II, 238 vgl. den Klatsch über die wirthschaftlichen Nöthe des Hauses Schiller-Körner'scher Briefw. I, 166.

[5]) 14. Dec. 83 an G. Müller bei Gelzer, S. 104. Ueber die Aussichtslosigkeit der Sache hatte ihr Müller schon *Januar 84 und neuerlich wieder *10. Febr. 88 geschrieben.

rührt. Von der Kanzel aus gab er seiner Dankbarkeit in diesem Sinn Ausdruck; durchaus schicklich „nach dem Gebrauche, den er von der Kanzel macht" — so urtheilte mit Recht Schiller, als er den Vorfall an Körner meldete[1]).

Nicht lange, und ihm sollte noch eine andere Ueberraschung werden. Seltsam mischte in diesen Wochen das Schicksal für ihn Gutes und Böses. In demselben Moment fast, wo dem zärtlichen Vater das jüngste seiner Kinder, der nur erst vier Monat alte Alfred, am 17. April wieder genommen worden war, erhielt er von dem Domherrn Friedrich von Dalberg einen Brief, der seinem eignen Leben einen ungeahnten neuen Aufschwung zu geben versprach. Johann Friedrich Hugo von Dalberg, der jüngste Bruder des Erfurter Statthalters, Domherr zu Trier, Worms und Speier und kurtrierscher Geheimer Rath, ein Mann, nur erst 28 Jahr alt, gehörte zu Herders wärmsten Verehrern. Der körperlich mißgestaltete Mann war an geistiger Bildung dem Statthalter ebenbürtig, wie dieser voll strebsamer Liebhaberei für Wissenschaften und Künste. Schon 1782 hatte er ein Buch über die Wirksamkeit der peinlichen Strafgesetze geschrieben; am meisten jedoch beschäftigten ihn ästhetische Interessen, vor Allem die Theorie der Musik. Ein ausgezeichneter Virtuose, versuchte er sich in eignen Compositionen[2]). Gerade Herders Gedichte hatten sein musikalisches Gefühl lebhaft angesprochen und sein Talent herausgefordert. Mit der Uebersendung einer dieser Compositionen, mit den schmeichelhaftesten Bekenntnissen, die der Tonsetzer dem Lyriker machen kann, hatte er sich Herder schon im April 86 genähert und ihm im folgenden Jahre seine „Blicke eines Tonkünstlers in die Musik der Geister", ein „musikalisch-metaphysisch-moralisches Schriftchen", wie er es nennt, durch Knebel überreichen lassen. Der Musiker war Metaphysiker genug, um auch Herders Gegengabe, die Spinozagespräche, zu würdigen. Er hatte sich durch dieselben zu eignen Speculationen anregen lassen und diese, die doch nur das Echo der Herderschen waren, dem Verfasser vorgelegt. Neue Beweise der Achtung und Zuneigung hatte er im Frühjahr 1788 nach Weimar gelangen lassen und zugleich am 14. April dem verehrten Manne seinen Vorsatz gemeldet, ihn endlich einmal persönlich im Thüringer Lande aufzusuchen. Nur drei Tage später jedoch schrieb er ihm, daß er noch ganz andre Pläne habe. Er habe sich für die nächste Zeit zu einem Ausflug nach Italien bestimmen lassen, und da sei der Wunsch in ihm rege geworden, Herder möge im Stande sein, sich fünf bis sechs Monate frei zu machen, damit sie zusammen die Reise in „das schönste und seligste der Länder" unternehmen könnten. Ein späteres Schreiben vom 5. Mai gab auf Herders Befragen weitere Erläuterungen. Politische, durch die amtliche Stellung des Domherrn bedingte Ueberlegungen und

---

[1]) 23. Juli 88; I, 326.

[2]) Vgl. über ihn Beaulieu-Marconnay, Karl v. Dalberg I, 6 ff. und Düntzer, B, S. XXIX ff.

Gesundheitsrücksichten trafen mit den ästhetischen Neigungen desselben zusammen: für die Gewährung der nöthigen Mittel und Muße sorgte die gütige Mutter Kirche. Herder, schrieb er, möge sich einstweilen seiner Geschäfte entledigen und danach mit ihm in der Schweiz oder sonstwo zu gemeinsamer Wallfahrt nach dem „hohen Rom" zusammentreffen.

Herder kam der Antrag so sonderbar, wie als ob ihm „ein Brief aus den Wolken zugefallen wäre" [1]); darauf einzugehen, bedachte er sich keinen Augenblick; gleich von der ersten Aufforderung Dalbergs setzte er den Herzog in Kenntniß, und dieser erwiderte mit dem herzlichsten Glück zu! Er kannte die Lage seines Hofpredigers und Beichtvaters gut und fühlte in dessen Seele, welche Wohlthat es für diesen sein werde, seine „Atmosphäre zu erfrischen, welche hinter dem hohen Schieferdache zusammengepreßt werden mag" [2]). Herders eigne und Carolinens Aeußerungen drücken dasselbe Gefühl nur noch stärker aus. „Reisen mußte ich," schreibt er 22. Juni an Heyne, „wenn es auch auf den Wallfischfang gewesen wäre." „Die Nothwendigkeit," schreibt sie eine Woche später an G. Müller, „Ort, Klima und Gegenstände zu verändern, war bei meinem Mann aufs Höchste gestiegen, und wenn dieser Antrag nicht gekommen wäre, so hätte er Sie nach dem Karlsbade gewiß heimgesucht" [3]).

Während nun die geschäftige Fama die Beiden schon unterwegs sein ließ, so daß Goethe, der auf der Rückreise von Italien in Constanz Ende Mai zu seiner größten Verwirrung davon in der Zeitung las, dem Freunde Glückwünsche und Rathschläge nach Rom schrieb: so war selbst Dalberg keineswegs im Stande gewesen, sich so schnell loszumachen [4]). Erst Anfangs Juni erschien er behufs mündlicher Besprechung in Weimar und war hier Herders Gast. Mit ihm war von Mannheim aus Frau von Seckendorf, eine geborene von Kalb [5]), die Wittwe des preußischen Gesandten am fränkischen Kreise, nach Weimar gekommen. Man trennte sich am 13. Juni nach angenehm gesellig verlebten Tagen [6]). Beide Gäste hinterließen den besten Eindruck. Knebel, der für die Weiber immer eine besondere Schwäche hatte, rühmt neben Dalberg auch dessen Begleiterin als ein „süßes, artiges, wohltönendes Wesen"; Herder aber war so eingenommen von dem Domherrn, daß er sich keinen

---

[1]) An F. L. W. Meyer 23. Juni 88 (Zur Erinnerung an Meyer I, 176).

[2]) Herder an den Herzog 26. April, der Herzog 28. April an H., Herderalbum S. 24 ff.; des Herzogs Brief jetzt auch bei Düntzer, Briefe des Herzogs an Knebel und Herder, S. 123.

[3]) C, II, 207 und Gelzer, S. 123.

[4]) Nr. 47 der Briefe Goethes an Herder (A, I, 89 ff.). „Die Zeitungen werden Ihnen," schreibt Herder 22. Juni an Heyne, „nicht nur sehr zu frühe, sondern auch mir sehr unlieb gemeldet haben, daß ich nach Italien reise." H. an Knebel Nr. 32 in Kn. Litt. Nachlaß II, 289 ff.

[5]) Vgl. Palleske, Charlotte, S. 259.

[6]) Das Datum ergiebt sich aus dem Briefe Knebels an Charlotte von Lengefeld, 13. Juni 88, Charlotte von Schiller und ihre Freunde, III, 302 ff.

besseren Reisegefährten glaubte wünschen zu können. „Er ist," so rühmt er ihn gegen den Göttinger Meyer, „der liebenswürdigste Mensch, und ich kann nicht genug zum Lobe seiner Seele, seines Herzens, seines Geschmacks und Genies sagen; vorzüglich zeichnet ihn, bei einer ungemeinen Schnelligkeit und Leichtigkeit der Ideen, eine Ruhe des Gemüths aus, die im höchsten Grade nach meinem Sinn, und beim Reisen ein wahrer Balsam ist. Er verachtet, was ich verachte, er sucht, was ich suche, und kann mir mit tausend geübten Kenntnissen im Kunstgeschmack und in der musikalischen Composition helfen." Der verabredete Reiseplan ging jetzt dahin, daß man gleich anfangs gemeinschaftlich von Mannheim aus durch die Schweiz nach der Provence ziehn und sich dort erst erholen wollte, um mit erfrischter Kraft Rom genießen zu können[1]). Goethe, der, am 18. Juni zurückgekehrt, nun doch noch die Freude hatte, den Freund zu genießen und ihn aus der Fülle seiner eignen Erfahrungen auf Italien vorzubereiten, wollte davon nichts wissen; er rieth, direct durch die Schweiz über den Gotthard dorthin zu reisen. So wurde wirklich der Zwischenaufenthalt im südlichen Frankreich aufgegeben und Augsburg als Ort des Zusammentreffens festgestellt[2]).

Viel unvorbereiteter als er wünschen mußte, sollte Herder jetzt die Reise thun, die er schon als Knabe geträumt, die er, seit er das erste Blatt in Winckelmanns Schriften gelesen, sehnsüchtig erhofft, die er bei seinen früheren Wanderungen sich wiederholt vorgesetzt und noch während der Bückeburger Zeit vorbehalten, auf die er aber nun schon längst nicht mehr rechnete. Neben dem „Taumel der Abschüttelung" seiner Amtsgeschäfte konnte er nur eben Stunden und Viertelstunden auf die nöthigste Vorbereitung und Zurüstung, namentlich auch auf einige Anübung der vernachlässigten fremden Sprache verwenden. „Ich bin," schreibt er am 4. Juli an Frau von Diede, die noch so eben mit den Ihrigen zu Besuch in Weimar gewesen, die ihn so dringend aufgefordert hatte, unterwegs bei ihr in Ziegenberg Station zu machen, und ihn nun wenigstens mit Empfehlungen nach dem durch längeren Aufenthalt ihr wohlbekannten Italien versah, — „ich bin," schreibt er, „wie die Heuschrecke, die sich mit allen Gliedern krümmt, um sich ihrer Hülse zu entladen" [3]). Wir machen uns von diesen unruhigen und unbehaglichen Tagen wenigstens einigermaaßen eine Vorstellung, wenn wir uns erinnern, daß eben damals das neue Schullehrerseminar in Gang gekommen, und daß er noch am 1. August über das kürzlich mit den Zöglingen abgehaltene Examen an den Herzog zu berichten hatte, oder wenn wir ihn noch am 30. Juli die neue Vorschlagsliste für die Stipendiaten und zugleich die Jahresrechnung über die Freitisch-Stiftung überreichen sehen.

[1]) Charlotte v. Schiller a. a. O. und die Briefe Herders an Meyer und Heyne vom 23. u. 22. Juni.

[2]) Caroline an J. G. Müller 30. Juni, bei Gelzer, S. 123.

[3]) Herders Brief, sowie mehrere der Frau von Diede vom 7. Juni, 10., 11., 13. u. 25. Juli liegen handschriftlich vor.

Beides, die Direction des Seminars sowie die Controle über jene Stiftung sammt dem Ephorat über das Gymnasium sollte, so meldet er dem Herzog, während seiner Abwesenheit der Consistorialassessor Zinserling übernehmen — eine Anordnung, an der dann freilich das Consistorium hinterher „den Mangel einer gesetzmäßigen Uebertragung“ zu moniren nicht verfehlte. Auch die scharfe Abfertigung seines Collegen Weber trägt das Datum des 31. Juli 88, und wiederum Tags zuvor verfaßte er noch ein bemerkenswerthes Gutachten über die beabsichtigte Verwandlung der Jenaischen bisher „akademischen“ in eine Trivial=Stadtschule. Es hätte eben keine Eile damit gehabt; denn erst neun Jahre später sollte diese Angelegenheit zum Abschluß gelangen. Das Herdersche Gutachten, von einem typus lectionum begleitet, bildet ein Seitenstück zu seinen Vorschlägen für die Reform des Weimarischen Gymnasiums. Wenn er sich diesmal weitläuftige Instructionen dem Lehrplan hinzuzufügen enthält, so geschieht es aus demselben Grunde, den er gegen das Druckenlassen des Weimarischen Lehrplans geltend gemacht hatte — „weil“, heißt es, „durch alle Schreibereien und Desideria in den Acten, wo man viel fordern und verlangen kann, in Jahren nichts herauskommt,“ und weil der Ephorus „die Sache lebendig in Gang bringen muß.“ Die kleinliche Knauserei, die noch so vielfach dem Fortgang der Bildungsanstalten des kleinen Ländchens hindernd in den Weg trat, und mit der er so oft sich hatte abfinden müssen, forderte noch am Schlusse seines Berichts Herders lebhaften Protest heraus. Ueberall ist seine Sprache im vollen Gegensatz gegen den verschnörkelten Kanzleistil die natürliche Sprache der herzhaften Ueberzeugung und der freien menschlichen Empfindung: am wärmsten aber wird er allemal da, wo er gegen ein Unrecht, gegen eine Unwürdigkeit oder Armseligkeit anzukämpfen hat. Man hatte den pfiffigen Anschlag gemacht, den Einkünften der Schule etliche Thaler und ein Weniges an Naturaleinkünften zu Gunsten des Gotteskastens zu entziehen. Herder findet das „so schreiend, daß es zum Schimpf und zur Schande unseres Landes in alle Zeitungen gesetzt werden könnte“; es werde doch wahrlich jene Kleinigkeit dem Gotteskasten nicht aufhelfen, „der sich überhaupt durch Raub und die Plünderung eines ebenso nöthigen, blutarmen schwesterlichen Instituts auch nie muß aufhelfen wollen, so lange noch ein Funke allgemeiner Vernunft und Billigkeit in einem Winkel unseres Landes glimmt.“

Welch ein Abstand zwischen diesen engen Verhältnissen, mit denen sich unser Freund noch in den letzten Tagen herumzuschlagen hatte, und den größeren, denen die Reise ihn entgegenführen sollte! Unsre besten Wünsche, daß dieselbe seinem Leben reichen Gewinn bringen möge, begleiten ihn um so mehr, da er sie nicht antreten sollte, ohne noch zuvor einen schmerzlichen Verlust erlitten zu haben.

Fünfter Abschnitt.

Die italiänische Reise.

Mitten unter den Vorbereitungen zur Reise nämlich, am 4. Juli, erhielt Herder eine erschütternde Kunde. Hamann war in Münster gestorben, eben als er von dort aufzubrechen gedachte, um nach mehr als zwanzigjähriger Trennung den „Dechanten seiner Freunde“ noch einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Das Project eines Wiedersehens in Weimar datirte seit Herders Übersiedelung dorthin und war immer von Neuem zur Sprache gekommen; sogar mit der verlockenden Vorstellung, mit dem alten Freunde aus Preußen den neuen Freund in der Schweiz zu besuchen, hatte er vorübergehend gespielt [1]). Nicht so leicht jedoch war das Project zu realisiren. Der preußische Beamte bedurfte dazu des Urlaubs und, da die Reise über die Grenze ging, einer Erlaubniß aus dem Kabinet; Allem voran wollten auch die Mittel bedacht sein. Nun hatten sich die letzteren unerwartet durch das großmüthige Geschenk gefunden, welches Hamanns Verehrer, der junge Buchholz, Ende 1784 diesem zur Verfügung stellte. Anfang des folgenden Jahres ist bei Hamann die Reise nach Deutschland zu allen seinen Freunden und also auch zu Herder beschlossene Sache. In Weimar war helle Freude, und leicht verständigte man sich darüber, daß man sich nirgends anders als in „Herders Probstei“ wiedersehen dürfe, um sich desto stiller genießen und ungestört miteinander leben zu können. Man rüstete sich in der Probstei zu einer Karlsbader Badereise: noch vorher erwartete man den Besuch des theuren Mannes [2]). Man wartete

---

[1]) Hamann an Herder 30. Januar 1777, 25. März 1780 und 11. August 82, Ham. Schr. V, 210, VI, 121 ff. 278; Herder an G. Müller 15. Juli 81, bei Gelzer S. 93.

[2]) Caroline an G. Müller 12. December 84, bei Gelzer S. 107; Hamann an Herder 6. Februar 85, an Buchholz 22. Februar, Ham. Schr. VII, 204. 222; Herder an Hamann 28. Februar, das. 225 ff. (woselbst Z. 12 von unten statt „Welten“ „Wolken“ zu lesen); Hamann an Herder 28. März, das. 235. 237; Herder an Jacobi 25. Februar, A, II, 267; Caroline an Gleim 10. April, C, I, 110.

jedoch vergeblich; denn die Urlaubsreise war dem guten Alten, der sich in einem harten und kärglichen Dienst müde arbeitete, rund abgeschlagen worden. Mit frommer Resignation in den Willen der Vorsehung und einigem Galgenhumor wußte sich Hamann, mit noch besserer Laune Herder sich und jenen über die vereitelte Hoffnung zu trösten. „Höchstens ein Jahr gewartet" antwortet er auf Hamanns Abmeldungsbrief „und wir alle sind ein Jahr reifer!" Unerkältete Hoffnung, hoffende Freude der bewährtesten Liebe spricht aus jeder Zeile dieser Antwort. „Ich will keinen neuen blühenden Sproß an Ihnen sehen, der ich Gott Lob auch nicht mehr bin, sondern den alten von der Sonne ausgebrannten Stamm. — — Wir kennen uns von alten Zeiten und haben uns sowohl in drückender Sonnenhitze als in der brennenden Winterkälte gekannt; also kommen wir wie zwei Schatten jenseits des Styx zusammen; Notabene daß der Styx in dieser Welt fließe, und wahrscheinlich die Oder oder die Saale sei." [1])

In der That, alt und reif, wie sie selbst, war ihre Freundschaft geworden. Der ganze Briefwechsel beider Männer, wie manche Lücke wir auch bei dem Verlust vieler der Herderschen Briefe zu beklagen haben, ist während der Weimarischen Zeit ein fortlaufendes Zeugniß dafür. Wie oft hat uns derselbe als eine biographische Quelle gedient, und wie oft — in dem Tempelherrenstreit, in dem Verhältniß Herders zu Kant, zu Jacobi, zu den Nöthen seines Amts — sind wir dem milde beschwichtigenden und vermittelnden Einfluß des väterlichen Freundes begegnet! Nicht das leiseste Wölkchen trübte das innige, im höchsten Sinn persönliche Einverständniß Beider. Kühler war die Freundschaft mit Claudius geworden und hatte auch durch das persönliche Erscheinen des guten Wandsbeckers (1784), der allzusehr der alte geblieben war, nicht die ehemalige Wärme wiedererlangen können. Zu eisiger Kälte war das Verhältniß zu Lavater erstarrt; denn als der „liebenswürdige Menschenfänger", wie ihn Caroline spottend nennt, auf seiner Bremer Reise 1786 auch nach Weimar gekommen war, da hatte Herder den Eindruck eines frömmelnden Schwätzers, eines eitlen Fürstenschmeichlers, eines Blenders bekommen, den das Lob der Weiber verdorben habe [2]). Wie ganz unvergleichbar jener und dieser und Jacobi obenein — mit Hamann! In dieses Mannes treuer und reiner Theilnahme ruhte Herder sicher; ihm gegenüber schwieg jedes Mißtrauen und jede Empfindlichkeit; von ihm erbat und nahm er Lob oder Tadel, Rath oder Warnung wie als ob sie aus dem Munde eines Vaters oder einer Mutter kämen. Denn durchaus wie einen mündig gewordenen Sohn, der ihm zu Kopfe gewachsen, behandelt der alte Meister seinen Jünger. In einem einzigen Punkte, in dem Urtheil über die Kantsche Philosophie, macht sich sein Einfluß auch jetzt noch belehrend und bestimmend, macht er sich so stark geltend, daß nach seinem

---

[1]) Ham. Schr. VII, 254. 269 ff.

[2]) Caroline und Herder an J. G. Müller 4. Febr. 87, bei Gelzer XIV, 116 u. 117.

Tode Herder zu seinem Testamentsvollstrecker werden konnte. In allem Uebrigen liegen die Anregungen, die dieser von ihm empfangen, weit zurück; sie klingen wohl noch immer als Leitmotive, die der Kundige herauszuhören vermag, bald bestimmter, bald unbestimmter aus den breiten Tonmassen seiner Schriftstellerei heraus: aber für die Art, wie sie sich entwickelt, gestaltet, mit neuen Motiven gekreuzt und zu anders klingenden Melodien abgewandelt haben, ist nicht mehr Hamann, sondern sind die inneren und äußeren Erlebnisse des Schriftstellers, der neue Schauplatz seines Wirkens, der weiter gezogene Kreis seiner Studien und persönlichen Beziehungen, nicht am wenigsten das Bündniß mit Goethe verantwortlich. So konnte es geschehen, daß der in der Ferne Stehende, dessen Entwickelung längst abgeschlossen war, den noch in raschem Fortschritt begriffenen, sich immer neu metamorphosirenden Schriftsteller auch da gesucht hatte, wo dieser zur Zeit nicht mehr zu finden war. Sehr verzeihlich zwar, daß er einst in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst Alles auf Herders Rechnung gesetzt hatte: aber auch den barocken Tobias Knaut von Wezel und den von Stolze herrührenden Joseph Gedeon war er geneigt gewesen ihm zuzuschreiben; die schwülstige Antwort, die Häfeli im Merkur auf die Wielandsche Frage über die Antiplatoniker und Lucianischen Geister gegeben hatte, las er als eine Herdersche Arbeit mit enthusiastischem Urtheil, und in gleicher Weise irrte er sich in Betreff einer Göttinger Recension von Jacobis Spinozabriefen und in Betreff der Wizenmannschen Schrift über Jacobi und Mendelssohn[1]). Mit gutem Urtheil andrerseits und mit einem Geschmack, dem seine eigene Autorpraxis ins Gesicht schlug, erkannte und anerkannte er die stilistischen Fortschritte seines Zöglings, dem er ja so oft früher über seinen „rothwälschen Stil" den Text gelesen hatte. An der Schrift über die Offenbarung hat er nur noch „einige kleine Muttermälchen und Pockengrübchen" zu rügen, die, so fügt er hinzu, doch „bloß zeichnen ohne zu verstellen". Und Schritt für Schritt folgt er fortan der sich Schritt für Schritt vollziehenden Abklärung des Herderschen Sturm- und Drangstils. „Nach Ihrer Autorschaft zu urtheilen," schreibt er dem Freunde nach dem Empfang der ersten zwei Theile der Theologischen Briefe, „können Sie mit Hiob sagen: mein Bogen bessert sich in meiner Hand." „Herder wird je älter, desto milder und reifer", urtheilt er nach der Lectüre der Preisschrift vom Einfluß der Regierung. Uneingeschränktes Lob ertheilt er dem Denkmal auf Lessing. Als ein Meisterstück und Muster „prosaischer Beredsamkeit" preist er den Geist der Ebräischen Poesie. Es ist fein und treffend beobachtet, wenn er im Zweiten Theil der Ideen etwas zu viel „ornamenta ambitiosa der Schreibart" finden will: aber im Ganzen doch gilt

---

[1]) Ham. Schr. V, 61. 81 vgl. 73; ebendas., S. 210. 212. 216. 220. 242. 251; VI, 108. 144; Gildemeister V, 322. Den gleichen Irrthum in Betreff der Wizenmannschen „Resultate der Jacobischen und Mendelssohnschen Philosophie" beging Forster (A, II, 397. 402), und auch in Hamburg war man auf dieser falschen Fährte nach einer mir von Redlich mitgetheilten brieflichen Aeußerung von Frau Sophie Reimarus.

ihm dieses Werk und die Zerstreuten Blätter mit Recht als ein auch in formeller Hinsicht Höchstes. „Wenn Sie kein Deutsch können," schreibt er dem Verfasser, „was soll ich sagen? Ihre beiden jüngsten Schriften sind bewährt wie das Silber im Tiegel und das Gold im Ofen," und den Zerstreuten Blättern insbesondere giebt er das Zeugniß, daß in ihnen der lauterste und reinste Geschmack herrsche [1]).

Auch zu dem Inhalt aber aller dieser Schriften — wie ganz anders doch verhielt er sich dazu als die Lavater und Claudius! Der Gläubigste der Gläubigen, war er eben zugleich der Tieste und, weil der Tiefste, der Freiste. Mit seinem leidenschaftlichen Mysticismus vertrug sich vollkommen die Anerkennung des Verstandes, wenn dieser nur tiefsinnig, wahrhaft und sachlich war. Daher sein Sinn für Kant und für Lessing. Bei aller Differenz von dem Letzteren „weidete" er sich an dessen Nathan, rühmt er, nach der Lectüre von dessen theologischem Nachlaß, Mark, Saft und Kraft an dem Manne, „der selbst gedacht und dem es ein Ernst gewesen, eine neue Bahn zu brechen [2])." Herders Lessingianismus gereicht ihm nichts weniger als zum Anstoß, ja es ist das höchste Lob in seinem Munde, wenn er ihm zuruft: „ist Jemand im Stande, Lessings Stelle zu ersetzen, so sind Sie es [3])!" Es ist freilich der Kampf gegen die „hyperkritischen Heuschrecken", Herders Auftreten gegen Nicolai in der Tempelherrenfrage, was er dabei in erster Linie im Auge hat; mit dem größten Enthusiasmus begrüßt er die Schrift über das Hohelied, da sie „den Nabel seiner Bibel" betreffe, und mehr noch die über die Apokalypse, die er die erste und einzige Schrift nennt, die mit seinen Fibern und Nerven recht harmonire. Dreimal hat er die Letztere gelesen, und je mehr er sie liest, desto mehr ist er geneigt, seine anfänglichen mystisch tiefsinnigen Bedenken gegen Herders Deutung des prophetischen Buchs zurückzunehmen. Und wie in dessen Lessingianismus, so findet er sich, zumal da der Verfasser mit accommodirender Bevorwortung ihm auf halbem Wege entgegenkömmt, in dessen Goethianismus, in die naturalistischen Anschauungen der „Ideen", ja selbst mit dem Spinozabüchlein kann er sich nur deshalb nicht recht befreunden, weil der abstracte Spinoza für ihn eine zu harte Speise ist, die sein alter Kopf nicht mehr verdauen kann [4]).

Die Wahrheit ist: wie weit auch die Ansichten Herders in der Richtung des Rationalismus und Naturalismus von den seinigen zunehmend divergirten: er liest alle dessen Sachen mit der unwillkürlichen Sympathie, mit der Parteilichkeit eines Lehrers, Freundes, Vaters. Er liest sie wie er die Briefe seines Jüngers liest, in denen dieser immer wieder, mit einer gleich unwillkürlichen Selbsttäuschung, seinen Geist dem Meister zu Füßen legt, um ihm zu ver-

---

[1]) Ham. Schr. VI, 103. 126. 167. 229. 265. 268. VII, 262; Gildemeister V, 136.

[2]) Ham. Schr. VI, 79; VII, 239.

[3]) Daselbst VI, 251.

[4]) Ham. Schr. VI, 60; 102 ff. 108. 111 ff. 126. Ueber Spinoza das. VII, 360.

sichern, daß er sich bei Allem, was er schreibe, die Frage vorlege: was wird Hamann dazu sagen? So legt er sich den neuen Herder nach dem alten, nach den bleibenden Zügen zurecht, die noch immer, mit dem Auge der Liebe betrachtet, den seinigen wie die Züge des Kindes denen der Eltern gleichen. Diese allein sieht er, über die anderen sieht er hinweg. Wie er einst bei den Fragmenten gesagt hatte, daß sich durch Herders Fleiß und Feder einige seiner Samenkörner in Blumen und Blüthen verwandelt zu haben schienen, so freut er sich noch bei der Lesung der Dritten Sammlung der Zerstreuten Blätter, einige seiner „verstoßenen Kinder" von jenem adoptirt zu sehen, und welche Ketzereien auch sonst das große geschichtsphilosophische Werk enthalten mochte: genug, daß er in den Auslassungen des Zweiten Theils über die Bedeutung der Sprache, der Tradition und der Erfahrung seine eignen Lieblingsideen, sein „Ei, worüber er brüte" wiederfinden durfte, „das vorgesteckte Ziel", wie er bezeichnend sagt, „und Kleinod unserer gemeinschaftlichen Autorschaft und Freundschaft" [1]). Mehr und mehr verstummt über der Freude, daß der schöne „Lustgarten" des Freundes so nahe an seinen eigenen „Misthaufen" grenze, die Neigung zur Kritik, mit der er in früheren Jahren die Anfänge von dessen Schriftstellerei gefördert, einmal sogar, bei der Preisschrift über den Ursprung der Sprache, mit wehethuendem Griff die Richtung derselben verrückt hatte. Er ist seitdem des Freundes sicher — er ist überdies älter und kurzsichtiger, um nicht zu sagen matter und stumpfer geworden. Mit Heißhunger stürzt er sich jedesmal auf die neuste Schrift, er schluckt über, was er sich nicht unmittelbar assimiliren kann, er liest zum zweiten und dritten Mal con amore das, was ihm zusagt, und wenn er ausgelesen hat, verfließt ihm das Gelesene. Dem „Gott" gegenüber, der ihm, verglichen mit Goethes „Vögeln", wie ein „Schuhu" vorkam [2]), war seine Empfänglichkeit am Ende. Schon 1785 jedoch, als ihm der Zweite Theil der Ideen angekündigt worden war, thut er ein charakteristisches Geständniß. „Sehen Sie mich," schreibt er dem Autor, „bloß als Ihren innigsten Leser an, der wie der Freund des Bräutigams steht und ihm zuhört und sich hoch freut über des Bräutigams Stimme. Diese Freude wächst mit jeder Ihrer jüngsten Schriften. Bei dieser Ruhe eines ganz sympathetischen Genusses habe ich weder Activität noch suffisance zu urtheilen [3])."

Umgekehrt beinahe hatte sich das Verhältniß, in welchem die Beiden auf einander wirkten. Aeußerlich wenigstens kam dem schwerfälligen Hamann die Anregung zum Schriftstellern jetzt von dem so unendlich beweglicheren Herder. Dieser galt jetzt jenem in Sachen der Autorschaft als Autorität; dieser war jetzt der erste Leser und Censor jenes. Nur weil er irriger Weise jenen

---

[1]) Gildemeister V, 618; Ham. Schr. VII, 151.

[2]) Jacobis Werke III, 506.

[3]) Ham. Schr. VII, 272; vgl. auch daselbst S. 152.

Häfelischen Merkuraufsatz als eine Herdersche Arbeit ansah, machte Hamann alsbald Anstalt, einen Commentar dazu unter dem Titel „Schürze von Feigenblättern“ zu schreiben, und Herder, den es gelüstete, wieder einmal einen gedruckten Bogen von dem Magus zu sehn, that sein Bestes, die erwachte Autorlust zu schüren; „unterlassen Sie,“ rief er ihm zu, „doch nicht ganz und gar, die Geschichte Ihres Geistes und Lebens zu continuiren, wenn Ihre Schriftstellerei auch anders nichts wäre.“ Der Zuruf war keineswegs verhallt; denn wenn auch „die Schürze von Feigenblättern“, nachdem sich der Verfasser lange damit getragen, cassirt wurde [1]), — den Bogen, den Herder gewünscht, sollte er dennoch bekommen. Es war ein nach langem Brüten 1779 endlich zu Stande gekommenes Schriftchen über die Mysterien der Heiden; Herder sollte das Manuscript zum Druck befördern, denn ihm zu Liebe, in Gedanken an ihn war es geschrieben worden; „Ihre Lorbeern,“ heißt es in dem Hamannschen Zusendungsbriefe, „und das Rauschen Ihres Hains weckt auch mich aus dem Schlummer.“ Aufs Prompteste unterzog sich Herder, dem der Kern der Schrift trotz ihrer seltsamen Schale „Milch und Honig, Würze und Balsam“ war, der ihm gewordenen Commission, nicht ohne bei dieser Gelegenheit den apokryphen Autor zu einer Sammlung seiner Zeitungsbeiträge und sonstigen verflogenen Kleinigkeiten aufzufordern [2]). Auf Herders unmittelbare Anregung entstand demnächst 1780 das geistreiche und treffende gegen Klopstocks orthographische Neuerungen gerichtete Schriftchen, die „Zwei Scherflein zur neuesten deutschen Litteratur“, und auch für den Druck versah dabei abermals Herder Hebammendienste [3]). Er ließ auch ferner mit Ermuntern, Zureden und Drängen dem unschlüssig Zaudernden und Brütenden, der von sich selbst sagte, es gehe ihm mit seiner Schriftstellerei wie den Hennen, wenn sie Eier legen wollen, keine Ruhe. Kaum hatte ihm Hamann mitgetheilt, daß er an einer Uebersetzung von Humes Dialogen über die natürliche Religion arbeite, so kündigt er das Erscheinen derselben im Merkur an und wollte nichts davon wissen, als jener von dem Unternehmen zurücktrat und statt dessen von einem Bändchen „Briefe, die natürliche Religion betreffend“ sprach. So sehr nun freilich hatte er den wunderlichen Autor nicht in der Gewalt, daß er die Gährung in dessen Kopfe ganz hätte beherrschen, — aber immerhin leiten und wesentlich beeinflussen

---

[1]) Ham. Schr. V, 205. 206. 216. 220. 242. 251. 285; VI, 108. 144. 150.

[2]) Vgl. über die Geschichte des Schriftchens (*ΚΟΓΞΟΜΠΑΞ*. Fragmente einer apokryphischen Sibylle): Ham. Schr. V, 293; VI, 72; Bremer Sonntagsblatt 1859, Nr. 42 (Hamann an Herder 24. März 79); Schr. VI, 75. 77. 78; Sonntagsbl. a. a. O. (Herder an Hamann 6. Mai 79); Schr. VI, 80. 82. 84. 85.

[3]) Zur Geschichte dieses Schriftchens Ham. Schr. VI, 70. 79. 80. 118; Bremer Sonntagsblatt a. a. O. (Hamann an Herder Anfang Februar 80); Schr. VI, 122. 129. 132. 138. Herders Urtheil über die Zwei Scherflein: „Es ist wohl nichts so Treffliches und Gründliches über solchen Gegenstand geschrieben“, an Knebel, Knebels Litter. Nachlaß II, 249.

konnte er sie. Inzwischen nämlich war Kants Kritik der reinen Vernunft erschienen, und in Folge dessen gestaltete sich nun dem Magus sein litterarisches Vorhaben zu dem Gedanken, „dem englischen und preußischen Hume auf einmal zu antworten“ [1]). Er entwarf die Recension der Vernunftkritik — und behielt sie im Pulte. Noch immer blieb die Uebersetzung des Hume in Sicht — nur sollten auch die von Kant in Aussicht gestellten „Prolegomena“ abgewartet werden. Herder aber ist, während so dem unschlüssigen Grübler immer ein Plan in den anderen verfließt, ein unermüdlicher Mahner, denn wenigstens des Freundes Urtheil über Kant will er sich in keinem Falle entgehen lassen. Und so kam endlich doch, unter seinem beständigen Anliegen, Zweierlei wirklich zu Stande. Hamann schrieb den Aufsatz „Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft“ und überlieferte denselben, die Oeffentlichkeit scheuend, als Manuscript in Herders Hände [2]). Er schrieb zweitens, da er durch Mendelssohns „Jerusalem“ einen neuen Anstoß erhalten, das gegen diesen gerichtete „Golgatha und Scheblimini“ [3]). Auch seine letzte Arbeit endlich, der unvollendete „Fliegende Brief“, mit dem er von seiner Schriftstellerei Abschied zu nehmen dachte, wurde nächst Jacobi, dem Freunde in Weimar bogenweis zur Censur vorgelegt; sie wäre vollendet worden, wenn dessen ermunternder Zuruf die erlahmende Kraft zu besiegen im Stande gewesen wäre [4]).

Wie ernsten Antheil indeß Herder noch immer auch an den Spätlingen dieses apokalyptischen Autors nahm: mehr doch als diese Schriften waren ihm Hamanns Briefe. Er lechzt danach, er bittet darum, so oft ihn über irgend einer Widerwärtigkeit das Gefühl überkommen hat, daß er außer seinem Weibe keine Seele habe, die sein Innerstes berühre: „schweigen Sie doch nicht, wenn ich schweige; Ihre Briefe stärken und erquicken mein Herz!“ „Seien Sie in Ihren Briefen an mich Autor!“ [5]) Georg Müller sah Freudenthränen in Herders Augen, wenn derselbe solch' einen Brief erhalten hatte; es war, erzählt Caroline, ein Festtag für ihn; er konnte dann nicht mehr im Zimmer bleiben, er mußte hinaus ins Freie, seine ganze Seele war bewegt. „Das kleinste Blatt und Blättchen ist mir lieb,“ schreibt er lange nach Hamanns Tode an den jungen Schweizer, dem er auf eine Zeit lang den Schatz dieser Briefe „wie ein Heiligthum“ anvertraute [6]). Das macht: die Liebe

---

[1]) Die erste Erwähnung der Hume-Uebersetzung 29. Juli 80 (Hamann an Hartknoch) Schr. VI, 154; dann 13. bis 28. August an Herder, Schr. VI, 156. In einer ungedruckten Stelle dieses Briefes der Wunsch einer Ankündigung, die im Octoberheft des Merkur 1780, S. 90 erfolgte; vgl. Schr. VI, 158; ferner das. 162. 167. 173 (wo im Druck wieder Kürzungen an Herders Auslassungen vorgenommen sind) 176. 188. 190. 202. 204. 213. 216 ff. 220 ff. 233. 237. 277.

[2]) Vgl. oben S. 244. B. Erdmann, Reflexionen Kants I, 1, S. 12 ff.

[3]) S. die im VIII. Bande von Ham. Schr. S. 331 citirten Stellen.

[4]) Desgl. Ham. Schr. VIII, 355.

[5]) 4. November 82, Ham. Schr. VI, 292.

[6]) Erinnerungen I, 71; Gelzer XIV, 257.

Hamanns war wie Selbstliebe; sie umfaßte die schwachen wie die starken Seiten des Freundes und erhob ihn, indem sie auf jene mit zarter Schonung einging, zu den menschlich höchsten Gesichtspunkten. Ein immer wiederkehrendes Argument, mit dem er die Klagen des durch seine Amtslage Gedrückten beschämt und beschwichtigt, ist der Hinweis auf den härteren Frohndienst, in welchem er selbst schmachte. Und da empfiehlt er denn seine eigene „Harthörigkeit", die „einem verstimmten Regiment angemessener sei als das musikalische Gehör" des Andern, da preist er das stoische *ἀνέχειν καὶ ἀπέχειν*, aber öfter doch das fiat voluntas tua des Vaterunsers als den wahren Stein der Weisen, oder den Glauben, ohne den Diät und Moral nichts als Quacksalbereien seien, als die Geistestinctur, mit der sich alle Steine des Anstoßes verdauen und auflösen lassen [1]). So viel er dem Anderen giebt: das Gefühl, daß er von diesem ebensoviel empfange, gleicht alle Rechnung in dem schönen, ja einzigen Verhältniß aus. Es zeugt gleich sehr für Beide, wenn Herder, stets freigebig trotz eigener Bedrängniß, dem Verschuldeten unversehens einen Sparpfennig ins Haus schickt, und wenn der Beschenkte, „ohne Dank noch Murren" sich das Geschenk gefallen läßt [2]). In rührend zärtlicher Besorgniß um den Alten, von dem beunruhigende Nachrichten eingelaufen waren, winkt Herder Jacobi: „Ich bitte Dich, lieber Bruder, schon' ihn auch mit Ideen in Deinen Briefen; Du weißt nicht, wie ihn Alles reget und in seinem alten, kranken Kopf gähret [3])." Und gleich rührend die wiederholte Fürsprache Hamanns für Herder bei dem durch die Spinozagespräche beleidigten Jacobi: „Herder muß man kennen, wenn man ihn, wie er es verdient, lieben soll," und wieder: „Bleib' auch Herders Freund und schreibe es ihm, er wäre nicht der meinige, wär' er nicht der Deinige." [4])

Glücklicher als in dem Falle mit Jacobi war Hamann als Vermittler zwischen Herder und Hartknoch. Leider bedurfte es einer solchen Vermittlung. Die zweite jener Jugendfreundschaften, welche beide, wenn auch in verschiedener Weise, in das Leben Herders so bedeutsam eingegriffen hatten, drohte während der Weimarischen Zeit sich aufzulösen. Es war nicht eine Freundschaft zwischen ebenbürtigen Geistern. Sie beruhte nicht auf dem wechselseitigen Austausch verwandter Ideen und Gefühle, sondern auf persönlicher Anhänglichkeit, die von der einen Seite ein hohes Maaß von Verehrung, von der anderen Seite ein hohes Maaß von Dankbarkeit voraussetzte. In das persönliche mischte sich das geschäftliche Verhältniß zwischen dem Autor und dem Verleger; man hatte mit einander zu rechnen, und so kam es zu Verwicklungen und Verstimmungen, die nicht bloß das alte Vertrauen erschütterten, sondern selbst die schriftstellerischen Arbeiten Herders mit Unterbrechung bedrohten.

---

[1]) Ham. Schr. VI, 188. 193. und öfter.

[2]) Das. VI, 59.

[3]) A, II, 283.

[4]) Vgl. oben S. 284 Anm. 2.

Sehr in der Ordnung, daß Herder, sobald er sich in Weimar zu neuer Schriftstellerei rüstete, allererst mit dem Rigaer Freunde über sein Soll und Haben einmal gründlich abrechnen wollte. Großmüthig, vielleicht auch klug von Hartknoch, daß dieser sich für seine Vorschüsse durch Alles, was ihm jener bisher in Verlag gegeben, als bezahlt erklärte, da denn für künftige Verlagswerke, je nach Verabredung, eine neue Rechnung beginnen sollte. Er wiederholte jene Versicherung, als er bei Gelegenheit der Ostermesse 1778 den Freund in Weimar besuchte [1]). Es war kein ungetrübtes Wiedersehn. Hartknoch, vor Jahresfrist von einer schweren Krankheit niedergeworfen, erschien als ein gebrochener Mann: von beiden Seiten fühlte man sich befremdet [2]). Erst Ostern 1780 hatte darauf der immer leidende Hartknoch wieder zur Messe reisen können, und dem diesmaligen Zusammensein kam es zugute, daß er dem Freunde in Weimar zugleich seine zweite Frau, „ein feines, sehr bestimmtes und liebliches Geschöpf", vorstellen konnte [3]). Bald indeß trübte das Geschäftliche und der darüber geführte Briefwechsel das Verhältniß. Wenn Hartknoch mit Recht einen moralischen, einen Freundesanspruch auf Alles zu haben glaubte, was aus Herders Feder hervorging, so verdunkelte diesem leider ein anderer Zwang — die ökonomische Noth, an die seine Hausfrau ihn zu erinnern nicht unterlassen konnte und durfte — die Pflicht der Dankbarkeit. Darüber zwar, daß Herder mit den Volksliedern zu einem anderen Verleger gegangen war, hatte Hartknoch sich beruhigt, nachdem jener mit „Maran-Atha" zu ihm zurückgekehrt war. Ganz unannehmbar jedoch waren die Bedingungen, unter denen nun Caroline ihm das projectirte Buch über Andreä antrug [4]). Das Buch wurde nicht geschrieben, aber geschrieben wurden die Theologischen Briefe und die Ebräische Poesie — und beide wanderten zu anderen Verlegern. Nur für die neuen Auflagen seiner bisherigen Schriften glaubte sich Herder an den alten Verleger gebunden; auch bei den Verhandlungen hierüber jedoch ließ er ungerechtfertigte Vorwürfe in einem so übermüthigen Ton laut werden, daß dem wackeren Hartknoch denn doch die Geduld riß. Daß er sich in seinen Briefen nicht bestimmt, nicht geradezu erkläre, daß er ein Brummbär sei

---

[1]) S. oben S. 66; dazu Manuscript der Erinnerungen, Beilage: „Verhältniß mit Hartknoch." Hartknoch erwidert * 15. Oct. 77 auf Herders * Septemberbrief: „Es ist nichts davon [von Hartknochs Auslagen während Herders Reise] in keinem meiner Bücher, in keinem meiner weggelegten Zettel notirt, und Du kannst vor einem Mahnbrief nach meinem Tode ruhig schlafen. Ich dächte, wenn ich das, was ich von Deinen Meublen hier behalten und das, was Du mir nach Deiner Zurückkunft geschrieben, und wovon Du keinen Schilling Honorarium hast (?), zusammennehme, so bin ich, auch selbst kaufmännisch, und wenn Du gleich das Aergste setzest, buchhändlerisch geredet, befriedigt genug."

[2]) Herder an Hartkn. 4. October 78, C, II, 84 und Hartknoch an Herder * 27. Oct.

[3]) Trotz des lateinischen Briefs Herders C, II, 88, hatte Hartknoch, wie aus einer ausgelassenen Stelle des Maibriefs an Hamann (Schr. VI, 132) hervorgeht, die Frau mitgebracht, wonach Düntzer C, II, 14 zu berichtigen ist.

[4]) Vgl. oben S. 103 Anm. 1.

u. s. w., dagegen remonstrirte er tapfer. „Und Sie, mein hochwürdiger Herr," diese Sprache durfte sich der alte Genosse erlauben, „haben auch Ihre üblen Launen, in denen Sie Alles grün sehen und mich der Kälte und Gott weiß wessen beschuldigen." Das war gewiß bestimmt und geradezu, und so war auch die treuherzige Erklärung: ihrer Freundschaft sowie der guten Sache wegen sei es ihm Ehre und Freude, wenn er etwas von Herder zu verlegen bekomme, jedes neue Buch sehe er als einen neuen Beweis an, daß dieser ihn nicht vergessen habe [1]).

Er wandte sich, als er sich trotzdem vernachlässigt sah, mit seinen Klagen an Hamann; er ließ durch diesen, der sofort kräftig und verständig für ihn das Wort führte, dem vielleicht nur aus leidiger Geldnoth ihm untreu Gewordenen die freundschaftlichsten Anerbietungen machen [2]); er suchte endlich durch einen abermaligen persönlichen Besuch, Ostern 1782, ein besseres Verständniß herbeizuführen, das er überdies durch Vorschüsse auf die verabredete neue Ausgabe der älteren geschichtsphilosophischen Schrift zu unterstützen sich beeilte [3]). Allein der Geschäftssinn des Buchhändlers und das hochgehende Selbstgefühl des Autors standen zu weit von einander ab, als daß das alte Vertrauen und die alte Herzlichkeit sich so leicht hätte herstellen lassen. „Hartknoch," schreibt Caroline an Hamann, „macht meinen Mann durch seine Gegenwart und ewigen Vorwürfe unwohl; er wird verstimmt durch seine Knausereien, und das macht ihn freilich unmuthig." [4]) Die Verstimmung sollte, nach einigen weiteren Zwischenfällen und brieflichen Reibungen, gerade auf Anlaß jener verabredeten neuen Auflage, d. h. der Ideen zur Philosophie der Geschichte, den höchsten Punkt erreichen. Hier war es nun, wo man über die Frage des Honorars hart aneinander gerieth, wo Herder, der sich bewußt war, sein Bestes zu geben, in dem rechnenden nur den knickernden Freund sah und sich daher zu den stärksten und unbilligsten Ausfällen gegen diesen, zu wehe thuender Verkennung von dessen alter Redlichkeit und Biederfreundschaft hinreißen ließ. Hartknoch, auch seinerseits auf seinem beschränkt kaufmännischen Standpunkt verharrend und übrigens des besten Willens gegen den Freund sich bewußt, vermied es, von Leipzig aus Ostern 1784 diesen zu besuchen, und Herder klagte gegen G. Müller: „Hartknoch ist nicht nur nicht hergekommen, sondern sein guter Geist hat ihn auch ganz verlassen und er hat mich empfindlich gekränkt" [5]).

---

[1]) Nach dem C, II, 90 nur mit Auslassungen gedruckten Brief vom 25. April (6. Mai) 81.

[2]) Hamann an Herder Ende April 82, Schr. VI, 241 ff. vgl. 265 u. 277.

[3]) S. die Hartknoch=Herdersche Correspondenz C, II, 91 Nr. 77 u. ff.

[4]) Caroline an Hamann, Nachschrift zu Herders Brief vom März 83, Bremer Sonntagsblatt 1859 Nr. 42.

[5]) * 12. December 84; im Uebrigen nach dem Herder=Hartknochschen Briefwechsel, in welchem leider zwischen 5. Juni 83 und 10. Mai 84 alle Briefe von beiden, bis 14. April 85 alle von der Herderschen Seite fehlen.

Bei dieser Lage der Dinge war die Stunde des Vermittlers gekommen. Bei einer wichtigeren und tiefer gehenden Differenz hatte einst Hartknoch ein neues Einverständniß zwischen Herder und Hamann herbeigeführt: jetzt leistete Hamann den beiden scharf gegen einander gespannten Freunden den gleichen Dienst. Er kannte Beide genau, er durchschaute ihr Verhältniß und die dermalige Verwickelung durch und durch. Nicht sowohl durch Unparteilichkeit, als weil er gleich parteiisch für den Einen und den Andren war, eignete er sich wie kein Zweiter zum Friedensstifter. Man kann Persönliches nicht sachlicher, Sachliches nicht persönlicher schlichten. Den Buchhändler, der seine Dazwischenkunft zuerst angerufen, wird er nicht müde, zu bitten, daß er, wenn auch formell im Recht, Rücksicht üben und Großmuth walten lassen möge, damit der Andere nicht den Muth zur Fortsetzung seines so schönen und großen Werks verliere. Den Autor hinwiederum sucht er zur Nachgiebigkeit gegen den alten kränklichen Freund und zur Herabstimmung seines heftigen und hochfahrenden Tones zu bewegen [1]). Er hatte die Genugthuung, daß man sich wirklich wieder vertrug. Es war das Verdienst Hartknochs, der, „um nicht die alte Freundschaft zu brechen", sich zu den Forderungen des Anderen verstand und nach einer ehrlichen Aussprache über seine Gravamina in zuvorkommender Hülfsbereitschaft alsbald wieder mehr that als wozu ihn sein Vertrag verpflichtete [2]). Der buchhändlerisch außerordentlich gute Erfolg der Ideen machte ihm das freilich leicht, aber Herders „soyons amis, Cinna!" klingt doch den Freundlichkeiten des wackeren Buchhändlers gegenüber etwas kühl, und der Verlag der Zerstreuten Blätter, zu denen dieser sich erboten, wurde wieder nicht ihm, sondern einem fremden Verleger zu Theil. Dasselbe erlebte er an dem „Gott", und bei der aufrichtigsten Freude über Herders italiänische Reise konnte er das Bedauern über den Aufschub, den dadurch der Vierte Theil der Ideen erfuhr, nicht unterdrücken. Dennoch war das Alles nebensächlich. Seit er Ostern 1787 endlich wieder in Begleitung seines Sohnes in Weimar vorgesprochen und unter Herders Dach gewohnt hatte, war alle vorangegangene Verstimmung überwunden. „Wir sind also wieder, was zuvor, alte gute Freunde. Dacht' ichs doch, wenn Sie mich sehen und hören würden, so würden Sie in mir kein selbstsüchtiges Tröpflein finden" — so beginnt der Brief, den er nach diesem letzten Wiedersehen dem Freunde schrieb.

Denn das letzte war es gewesen. Herder befand sich auf der Rückreise aus Italien, als er die Nachricht erhielt, daß Hartknoch, eben im Begriff, zur

---

[1]) S. die Hamannschen Briefe an Hartknoch vom 18. Juni, 24. Juli, 10. August und 29. November, an Herder vom 6. August und 13. September 84, an Caroline vom 7. Februar 85, Ham. Schr. VII, 139 ff.

[2]) S. Hartknochs Brief an Herder vom 14. (25.) December 84 und die weitere Correspondenz, die jedoch hier, wie sonst, in C, II nur unvollständig abgedruckt ist. Nr. 95 ist Antwort auf Herders Brief vom 2. Mai 88, der sich bei Sievers, Herder in Riga S. 58 findet.

Ostermesse zu reisen, plötzlich seinem alten Uebel erlegen sei. „So ist Hartknoch auch todt," schrieb er, „nun ruhe wohl guter Mensch, auch Du hast ausgestöhnet" [1]). War es doch, als ob diese italiänische Reise in jeder Beziehung einen Abschnitt in seinem Leben bezeichnen sollte! Den einen Freund seiner Jugend hatte er am Ende, den anderen am Anfang derselben verloren, und ach, den bedeutenderen, den zärtlicher geliebten hatte er nicht, wie jenen, zuvor noch einmal in seine Arme schließen können!

Im April 1786 nämlich hatte Hamann sein Urlaubsgesuch erneuert; der Urlaub war ihm nun zwar bewilligt, aber so knapp bemessen und an so strenge Bedingungen geknüpft worden, daß sich kein Gebrauch davon machen ließ. Endlich, im folgenden Jahre, „nach zwanzigjährigem Frohn- und Sklavendienst" wurde der arme Packhofsverwalter seines Amtes ledig, und nun hielt den Kranken, Gebrechlichen nichts mehr zurück, der Einladung seiner Freunde in Deutschland zu folgen. Wenige Tage, nachdem ihm Hartknoch Herders Grüße gebracht hatte, reiste er von Königsberg ab. Das Gefühl der Freiheit und die Vorfreude auf den Verkehr mit so vielen ihm herzlich ergebenen Menschen, nicht am wenigsten auf das „Passah", das er in Weimar mit seinem „liebsten Gevatter und Landsmann" werde feiern können, hielt ihn trotz der unsäglichen Beschwerden der langen Reise aufrecht. Schon die Pflicht der Dankbarkeit forderte es, daß er sich zuerst seinem Wohlthäter und den Freunden am Rhein, die seine Reise möglich gemacht und thätig betrieben hatten, vorstellte. Am 16. Juli war er in Münster; Monate lang weilte er, oft bettlägerig, nur kümmerlich unter liebevoller Pflege zu neuem Kranksein genesend, bei Jacobi in Pempelfort, auf Buchholz' Gut in Wellbergen und wieder bei der Frau von Gallizin und deren sonstigen Freunden in Münster. Schon vorher ist über der Correspondenz mit Jacobi die mit Herder etwas ins Stocken gerathen; noch seltener findet er jetzt zu einem Blatte an diesen Zeit und Kraft; unbeschadet jedoch der alten Liebe — der Besuch in Weimar bleibt ihm doch das letzte Ziel, das seine Pilgerschaft krönen soll, das „Abendmahl" seines Lebens. Guten Muthes sah Herder dem Besuch entgegen. Er hatte im Januar 86, beunruhigt durch Hamanns damaligen Zustand, geschrieben: „Wenn mir der alte und früheste Freund, der Freund meiner Freunde stirbt, ist das letzte Blatt meiner Knospe von außen dahin und die inneren Blätter derselben werden es traurig fühlen." Jetzt regte sich von so trüben Ahnungen nichts. „Fürchten Sie Sich nicht," schrieb er dem Alten am 28. October 87 nach Pempelfort, ähnlich wie vor drittehalb Jahren nach Königsberg, „es soll Ihnen bei uns so wohl werden, als es Ihnen war, da Sie mich in Riga hinter der russischen Kirche besuchten. Auch hier ists hinter der Kirche, und mein Haus liegt wie eine Kloster-Einöde, wo wir uns auch wie zwei Klosterbrüder nach einer langen Pilgerschaft wiedersehen werden — —; vielleicht schmecke auch ich einen

[1]) B, 371 und 390.

Tropfen Jugend wieder." Caroline aber malte sich noch andere Scenen; Hamann, schrieb sie an Lotte Jacobi, müßte hinter der Kirche auch Goethe, der damals für die Osterzeit aus Italien zurückerwartet wurde, kennen lernen — denn „der verdient auch, daß man von Norden nach Süden reiset, um ihn kennen zu lernen" [1]). Auf dem Bette liegend empfing Hamann Herders letzten Brief vom 17. December 87 mit der kurzen Nachricht von der Geburt seines Alfred [2]). Keiner dieser beiden Briefe wurde beantwortet, aber noch am 2. Juni 88 gab der Kranke in einem Schreiben an Kraus seiner ungeduldigen Sehnsucht nach dem „Dechanten seiner Freunde" Ausdruck. Am 21. Juni, an demselben Tage, an dem er vor einem Jahre Königsberg verlassen hatte, starb er. „Er stirbt, und ich habe ihn nicht gesehen!" so klagt Herder gegen Sprickmann, der ihm den Tod gemeldet, „O, ich kenne ihn, wie ihn Einer kennt, und ehre seine Asche wie eines Propheten." Und an die Frau von Diede: „Die Nachricht hat meinen Kopf heut so verwirrt, daß ich mich noch gar nicht zu finden weiß. Abermals ein großes Band meines Lebens zerrissen! und allmählich wirds immer einsamer um mich her" [3]).

Die Vorbereitungen zur Reise nach Italien verschlangen fürs Erste die Verwirrung und die Trauer. Als aber der in Neapel Weilende sieben Monate später auf das vergangene Jahr 1788 einen Rückblick that, da verknüpfte sich ihm mit der Erinnerung an die wunderbaren Umstände seiner Reise die an Hamanns Tod, um ihm einen Seufzer darüber auszupressen, wie viel die Zeiten ändern, wie viel sich während des letzten Jahrs mit ihm selbst verändert habe [4]). Wir haben diese wunderbaren Umstände zu berichten und diese Veränderung zu verfolgen [5]). —

Am 7. August endlich war unser Freund reisefertig. Es gehörte noch zum Abschiednehmen, daß er in Gotha den Hof besuchte und einige Stunden in Frankenbergs Hause verbrachte, von diesem als Gastgeschenk die Glasgower Ausgabe der Ilias mitnehmend. Erst nun, von dem Augenblick an, wo er die Thüringer Berge und Lande hinter sich hatte, fuhr er mit frischerer Reiselust dem Ziel entgegen. Die Reise ging, nach dem Programm, das ihm Knebel zurechtgemacht hatte [6]), über Bamberg, Nürnberg, Anspach nach Augsburg.

---

[1]) Ungedruckte Beilage zu dem auch nur unvollständig abgedruckten Briefe Herders vom 28. October, Ham. Schr. VII, 383 ff.

[2]) Bremer Sonntagsblatt 1859 Nr. 43.

[3]) Gildemeister VI, 148; * an Frau v. Diede 4. Juli 88.

[4]) An Caroline 10. Februar 89, B, 248.

[5]) Die Hauptquelle für diesen Abschnitt ist der von Düntzer herausgegebene Briefwechsel Herders mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juli 1789 (B). Die Angabe von Belegen durfte daher auf die wenigen außerdem vorhandenen Documente beschränkt werden. Eine Darstellung von Herders italiänischer Reise hat F. Zehender 1882 in dem Programm der höheren Töchterschule und des Lehrerinnenseminars in Zürich gegeben.

[6]) An Knebel, 21. August 88; Knebels litt. Nachl. II, 243.

Im vollen Gefühl der ungewohnten Freiheit, nachdem er so lange wie „ein eingeschlossener, angeketteter Missethäter auf seiner Stube gesessen", mit bewundernswürdiger Elasticität giebt er sich den neuen Eindrücken hin. Er ist unermüdlich, die Sehenswürdigkeiten von Bamberg und Nürnberg in Augenschein zu nehmen, mit gleicher Aufmerksamkeit Bibliotheken und Kirchen, Concertsäle und Kunstsammlungen zu besuchen. Was sammelt er nicht Alles an litterarischen, gelehrten, kirchlichen Notizen, wie freut er sich an dem alten Dürer und an Allem, was ihm von deutscher Art und Kunst entgegentritt! Wie eindringlich stellt sich ihm das Getriebe des geistlichen Regiments in Bamberg und wieder der reichsstädtische Zuschnitt in Nürnberg dar! Auch der Menschen, die sich dem berühmten Schriftsteller überall andrängen, der Besuche, der Feste, der Gastereien wird er nicht müde. Keine alte Bekanntschaft geht er vorüber, er sucht deren neue, wie er es erträgt, sich aufsuchen zu lassen. Mit Anstand genießt und erduldet er seine Celebrität, und es ist namentlich ein gar charakteristisches Bild, den protestantischen Würdenträger im Empfangszimmer des Fürstbischofs, den Hochgefeierten im Lager des Bamberger aufgeklärten Katholicismus voll heiterer Verwunderung über „das Gewirr in den katholischen Köpfen" zu sehen. Es erhöht unser Staunen über seine Rastlosigkeit und Leistungsfähigkeit, daß er neben dem Allen, während der Zwischenstunden oder zur Nachtzeit, im Gasthof seine beiden Preisschriften über die Sprache und über den gesunkenen Geschmack für eine neue Ausgabe durchbessert, so daß er von Augsburg den Schluß, von Innsbruck auch die Vorrede schicken kann [1]). In ausführlichen Briefen berichtet er über alles Geschehene und Erlebte nach Hause. Namentlich in Nürnberg hat er eine reiche Ernte gehalten; hier kömmt ihm — ein Geschenk des gelehrten, notizenreichen Murr — zur Ilias auch eine kleine Odyssee; an Goethe sendet er als Ertrag seiner bibliothekarischen Neugier eine kleine Sammlung von Meistersängersprüchen. „Wie viel menschlicher ist er, wie viel menschlicher reist er als ich!" das war der Eindruck, den Goethe von den Briefen des Freundes empfing, die ihm, frisch wie sie ankamen, von dessen Gattin mitgetheilt wurden [2]); und gewiß, er hatte Recht, wenn er „die gute Art und das reingewaschene Auge" rühmte, mit dem jener sehe, „und zwar so vielfach sehe." Sein Wunsch, den er ihm auf den Weg nachsendet, er möge immer gleich vergnügt und empfänglich immer weiter reisen, ist auch der unsrige. Und reichlich scheint sich derselbe zunächst zu erfüllen. Denn nun verlebt Herder anderthalb glückliche Tage in Knebels Familie in Anspach und freut sich, in dem wackeren Uz einen zweiten Gleim, einen Dichter „nach der alten Art" kennen zu lernen [3]). Von Knebels jüngstem Bruder

---

[1]) „J. G. Herders zwei Preisschriften, welche die von der Königl. Akademie der Wissenschaften für die Jahre 1770 und 1773 gesetzten Preise erhalten haben. Zweite berichtigte Ausgabe. Berlin 1789" (bei Voß).

[2]) An Frau von Stein 24. August 88, bei Schöll III, 307.

[3]) Vgl. außer B, 34 ff. den Bericht an Knebel, Litt. Nachl. II, 243 ff. (21. Aug. 88);

begleitet, kömmt er den 22. August in Augsburg an, und nirgends fast spricht sich seine heitere, gehobene Stimmung lauter aus als in dem ersten Augsburger Briefe: „Ich kann nicht sagen, wie gut mir Alles geht, wie gut mich Alles aufnimmt und wie mir Alles glückt über Erwartung.“

Die Scene sollte sich bald ändern. Dalberg hatte ihm nach Augsburg geschrieben, daß er ihm zum Geburtstag ein unerwartetes angenehmes Geschenk mitbringe. Es war das denkbar unangenehmste. Frau von Seckendorf, die sich an Dalberg gehängt und es verstanden hatte, sich ihm unentbehrlich zu machen, hatte es durchgetrieben, daß sie ihn begleiten durfte. Ihr intrigantes Köpfchen hatte den ganzen Reiseplan eingefädelt, den eingefädelten so zu führen und zu schlingen gewußt, wie es gerade ihrer Laune, ihrer Eitelkeit und Vergnügungslust am besten paßte. Bald war der arme Herder aus allen seinen Träumen und aus der ersten harmlosen Stimmung, mit der er am Abend seines Geburtstages nach der Ankunft des Paares schrieb: „wir sind alle drei wie Geschwister und Kinder fröhlich.“ Er hatte sich die Reise mit dem guten Dalberg so erfreulich ausgemalt — er sah sich jetzt als den überflüssigen Dritten. Er hatte alle Bande der Abhängigkeit abzuschütteln, endlich einmal frei aufzuathmen gehofft — die Gegenwart der Dame legte ihm den lästigsten Zwang auf. Jedes vertrautere wie jedes ernstere Gespräch wurde durch ihre Gegenwart und ihre leere Interesselosigkeit verhindert. Das Geschlepp war kostbar, und durch Knausereien der kleinlichsten Art sollte das unnütz Verschwendete wieder eingebracht werden. Mit höflichem Begegnen, mit Artigkeit und Gefälligkeit ließ sich wohl vorübergehend, wenn das Wetter heiter, die Gegend lachend war, in dem Reisewagen ein Gefühl von leidlichem, ja fröhlichem Zusammenstimmen herstellen: aber die guten Tage wechselten mit regnerischen, und auch die guten behielten den Hintergrund einer durchaus verdrießlichen und schiefen Situation. Wohl ging es besser und gab es zufriedenere Gesichter von der gnädigen Frau, seit Herder einen Theil seiner Bedürfnisse aus seiner eigenen Kasse bestritt: aber so reiste er fast theurer als wenn er allein gereist wäre, und die selbstverständliche Voraussetzung war ja gewesen, daß er auf Dalbergs Kosten reise. Fast das Schlimmste endlich war: die Reise wurde übereilt; kaum daß in Verona und Ancona ein einigermaaßen längerer Aufenthalt gemacht wurde, um das Nöthigste zu sehen. Ueber Loretto, Macerata, Fuligno, Spoleto, Terni, mit immer nur kurzen Pausen, gelangte man am Nachmittag des 10. September nach Rom.

Und nun erst begann für unseren Freund die härteste Prüfung. Er hatte sich unterwegs über den Verlust seiner Freiheit und über so manche Unbehaglichkeit mit dem Vorübergehenden des Zustandes getröstet. Die Bewegung selbst, der rasche Wechsel der Auftritte und der landschaftlichen Bilder

---

an Gleim C, I, 183; * Uz an Herder 2. Juni 95, nachdem ihm dieser die ersten zwei Bände Terpsichore übersandt hatte.

neben so manchem kleinen Reiseabenteuer hatte ihn in Athem erhalten. Da sucht er noch immer auch das Lästige wieder leicht zu nehmen und, den guten, nur gar zu schwachen Dalberg entschuldigend, auch dem Schlimmen die beste Seite abzugewinnen. Frau und Kinder läßt er theilnehmen an seinem Entzücken über die himmelhohen Tyroler Berge, über den Glanz des italiänischen Himmels, über den Anblick des adriatischen Meeres, der ihm die Seescenen seiner Jugend wieder vor die Seele bringt. Diese Seele, wie wogt sie auf und ab zwischen sehnsüchtigem Gedenken an seine Lieben daheim und zwischen freudigem Staunen oder enthusiastischem Schauen, wenn er jetzt vor dem mondbeschienenen Meer, jetzt auf der Höhe der Appeninen, jetzt vor einem Gemälde von Raphael oder vor einem ehrwürdigen Bauwerk steht, wenn er mit Dalberg vor dem Altar in Loretto kniet oder die Säule des Dianentempels bei Nene umarmt. Er irrte sich, wenn er in Rom abschütteln zu können glaubte, was sich von bedrückendem Ungemach mit allen diesen erhebenden und rührenden Eindrücken gemischt hatte; im Gegentheil, nun erst, gleich nach der ersten Einrichtung, wird ihm das ganz Widerwärtige seiner Lage klar. Was half es, daß er, Dank den Prätensionen der Seckendorf, von dem Zusammenwohnen mit den Beiden sich sogleich loszumachen im Stande war? Gerade dies drückte ihn wieder. Nicht nur war es an sich ein unseliges Mittelding, daß er auf solche Weise nicht recht zu Dalberg gehörte und doch auch sich nicht ganz von ihm trennen konnte und mochte: abermals machte es auch seinen Aufenthalt kostbarer als wenn er ganz für sich allein, sein eigner Herr gewesen wäre. Dazu kam, daß gleich anfangs in Rom sein treuer Diener, ohne den sich der unpraktische Mann schlecht zu behelfen wußte, in Folge der während der unvernünftigen Reise ihm zugefallenen Anstrengungen bedenklich erkrankte. All' dies Mißliche aufzuwiegen erwiesen sich die Herrlichkeiten der Weltstadt zu leicht. Wie trocken, nur in der Form eines Tageregisters, berichtet er in der ersten Zeit über alles Gesehene, während er seinen persönlichen Zustand, und daß er „eigentlich zwischen zwei Stühlen auf bloßer Erde sitze", in ausführlichen Klagen schildert! Nur wenn er allein, geführt von Hirt oder Bury oder Rehberg, unter den Sehenswürdigkeiten Roms umherwandert, hat er einigen Genuß davon: bei dem mit Dalberg unternommenen Curs durch Rom verleidet ihm die schöne Begleiterin, „die von Allem nichts weiß und versteht," die Lust des Sehens. Ihre Launenhaftigkeit trägt die Schuld, daß der Curs oft tagelang unterbrochen, endlich gar abgebrochen wird. Und als nun Anfang October die Herzogin Amalie, die wenige Tage nach Herder gleichfalls von Weimar aufgebrochen war, in Rom eintraf, so erfreute er sich auch dieser Begegnung nur die kürzeste Zeit. Verstimmung und Mißtrauen verdirbt ihm auch das; er findet, daß er „zwischen den Weibern garstig in der Mitte sei" — er verwünscht die ganze Reise und jammert, daß er, durch eine Intrigue nach Rom vexirt, um allen gehofften Genuß betrogen sei.

Uebel genug, in der That, war ihm mitgespielt worden, aber daß er das Spiel so wenig zu beherrschen oder kurzer Hand über den Haufen zu werfen verstand, das war seine eigne Schuld. In der mildesten und billigsten Weise beurtheilte Goethe diese Schuld; Zartheit und Nachgiebigkeit, sagte dieser, sei die Eigenheit des Freundes, unter der er leide und die er bei Seite setzen müsse. Uns will das Goethesche Wort doch nicht völlig genügen. Angesichts dieser römischen Briefe, die uns wieder einmal, wie kaum irgend welche andere Actenstücke, eben die ganze „Eigenheit" des Mannes im treuesten Spiegel zeigen, ist unser Urtheil und unsre Forderung noch ein wenig anders. Etwas männlicher und etwas stolzer wäre er uns lieber. Er empfindet tief und richtig das Unwürdige seiner Lage, wie er von fremder Gnade lebe, am Tische seines Gönners an eine fatale Gesellschaft gefesselt und zu erniedrigenden Höflichkeiten gegen die Kammerherrn gezwungen! Alles in Rom ist ihm im Grunde „Gift und Ekel"; vor sich selbst möchte er sich schämen und mit den Zähnen knirschen! Aber bei dem reizbarsten Gefühl und der vornehmsten Empfindungsweise findet er den einfach natürlichen Entschluß nicht, der ihn mit Einem Ruck von allem Zwang und aller Scham befreit haben würde. Statt dessen kehrt sich sein Aerger gegen Goethe, dessen wohlmeinende Rathschläge er verkennt, weil er sie nicht zu brauchen weiß, oder verwandelt sich in mißtrauische Einbildungen. Es blieb schließlich, wenn er doch der Mann nicht war, um sich auf seine eigenen Füße zu stellen und, wenn nöthig, „sich aus Rom zu betteln", Goethes Meinung die allein richtige. Gerade weil sie die richtige, auf treffende Schätzung der Personen und Verhältnisse gegründete war, verdroß sie ihn — und that endlich doch ihre Wirkung. Gegen die Mitte des October kam es zu einer ersten, Ende des Monats zu einer zweiten Auseinandersetzung zwischen Dalberg und Herder, die diesen zwar nicht moralisch, aber doch äußerlich unabhängiger gegen jenen stellte. Von nun an ist er wenigstens in der Lage, mit minder bedrücktem Gemüth, nach eignem Gefallen und Bedürfniß sich in der römischen Existenz zu orientiren. Ein neues Quartier, das er Mitte November bezieht, giebt ihm größere Behaglichkeit. Nicht am wenigsten aber trägt es zu seinem Behagen bei, daß er das natürliche Verhältniß zu der Herzogin Mutter wiedergewinnt, um im Anschluß an die gütige Fürstin mit ihr und ihren Begleitern, Herrn von Einsiedel und Fräulein von Göchhausen „wie in einer Familie" zu leben. Durch sie vor Allem, andrerseits durch die Empfehlungsbriefe der Frau von Diede gelingt es ihm, in die Kreise der vornehmen und der vornehmsten römischen Gesellschaft einzutreten. Bei Cardinälen und Gesandten, bei dem Cardinal Staatssecretär Buoncompagni und zuletzt bei dem Senator Rezzonico vorgestellt, von ihnen besucht, an ihre Tafel und in ihre Gesellschaften geladen zu werden, ist ihm durchaus keine unwichtige Sache. Was Goethe während seines römischen Aufenthalts so viel und so lange wie möglich von sich abgewehrt hatte, weil er von seinen eigentlichen Zwecken nicht hatte abgezogen werden wollen, das

suchte Herder, weniger bestimmt in seinen Zwecken, weniger gewohnt sich zu beschränken und nichts halb zu thun, mit einer gewissen Beflissenheit; ja es war ihm Bedürfniß, gekannt, anerkannt, hervorgezogen zu werden, die Huldigungen der Vornehmen entgegenzunehmen und seine persönliche Würde mit der Würde eines vescovo di Weimar aufrecht zu erhalten. Nach Goethes Art wie ein Künstlerbursche in Rom zu leben, ist sein Geschmack ganz und gar nicht. Der alte Reiffenstein, vor Allem Hirt ist ihm unentbehrlich; er weiß die Gründlichkeit des gelehrten Zoega, den Verstand von Moritz, die Gutmüthigkeit von Bury zu rühmen, — im Ganzen findet er bei Keinem seine Rechnung, und Goethes Gesellen, die jungen Maler, den einzigen Rehberg ausgenommen, weiß er weder recht zu brauchen, noch mit ihnen zu leben; es sind ihm „gutwillige Leute," die aber „von seinem Kreise zu fern abliegen".

Nur spät erst gelangt er unter allen diesen Umständen, unter den Verdrießlichkeiten der ersten, den Zerstreuungen der folgenden Zeit dazu, von allem fleißigen Sehen und Studiren einen Gewinn verzeichnen, das Eine und Andere für sich aufschreiben zu können [1]). Nach den trocknen Tageberichten und unmuthigen Klagen der ersten Wochen findet er erst am 28. October den Muth, etwas von seinen bisherigen Eindrücken in einem Schreiben an die Herzogin Luise zusammenzufassen, während er um dieselbe Zeit die hübschen Briefe an seine Kinder schreibt [2]), um dem Einen eine Schilderung von Tivoli zu geben, damit dem Knaben sein Horaz lieb und lebendig werde, den Anderen durch die fackelbeleuchteten Göttergestalten des vaticanischen Museums zu führen, mit dem Dritten einen Gang dnrch die Paläste und Ruinen der ewigen Stadt und durch die Erinnerungen ihrer Geschichte zu thun, dem Vierten die antiken Thierbilder des Vaticans und das Aussehen des modernen römischen Lebens zu zeigen. Mit so frischen Sinnen, mit so jugendlicher Lust verstand er denn doch zu sehen und zu genießen, wenn er sich in die Seele der Kinder hineindachte! Die schöne Unmittelbarkeit dieser schildernd-erzählenden und belehrenden Briefe weicht der Reflexion, wenn er in anderen Mittheilungen seine römischen Eindrücke im Ganzen überschaut. So in dem Briefe an die Herzogin, so als er endlich, am 29. November, auch dem Herzog ein erstes Lebenszeichen aus Italien giebt, an demselben Tage an Frau von Diede und gar erst am 13. December an Knebel schreibt [3]). Da hören wir ihn denn

---

[1]) Im Nachlaß habe ich außer einigen Blättern mit italiänischen Spracherercitien und Büchertiteln sowie einem mit Notizen bedeckten Fragment seiner Schreibtafel nichts von solchen Aufzeichnungen vorgefunden.

[2]) Erinnerungen II, 287 ff.

[3]) Der Brief an die Diede, aus welchem, wie aus einem späteren die Erinnerungen II, 316 Anm. Einiges mittheilen, was auszugsweise B, 182 Anm. wiederholt wird, liegt handschriftlich vor; der Brief an Knebel findet sich in dessen litt. Nachl. II, 245 ff., der Brief an die Herzogin im Weimarischen Buchdruckeralbum, S. 103 ff., der an den Herzog im Herderalbum S. 27 ff.

bedauern, daß er zu unvorbereitet und in zu spätem Lebensalter in diese überreiche Welt gekommen sei. Die Lectionen, die er bei einem Abbé im Italiänischen nimmt, fördern ihn lange nicht so, wie er möchte, und daß er nicht zeichnen kann, schmerzt ihn alle Augenblicke; er kömmt sich wie ein Stummer vor, der zwar Gedanken hat, sie aber nicht auszudrücken vermag. Am besten ist er durch sein historisches und litterarisches Wissen vorbereitet. Zugleich mit dem Bedauern, daß er Rom nicht gesehen, ehe er den Dritten Theil der Ideen geschrieben, gesteht er, daß er auf manchem Spaziergang von ein paar Stunden für sein historisches Verständniß mehr gewonnen habe, als er je durch das Lesen von hundert Büchern gelernt haben würde. Allein zu einem wirklichen Studium hätten Jahre gehört. Für denjenigen, dem nur Wochen gegönnt waren, stellte sich nothwendig neben so vieler durch das bloße Anschauen gegebenen Belehrung, neben so vielem sich selbst Erklärenden, der Eindruck „wilder, bunter, dissonanter, oft fataler Verwirrung" dar. Je gieriger, je rastloser er im Aufnehmen war, desto schmerzlicher empfand er, daß er dieser Fülle nicht gewachsen sei. Er findet sich berauscht, ermüdet, betäubt. „Ich bin," schreibt er, „in einem Meere, wo große, zuweilen etwas plumpe Wellen einen umbrausen, prächtig heben und dann unvermuthet an eine Klippe werfen, wo man nur sein Haupt sichern muß." Einen armen Wicht nennt er sich ein ander Mal, dessen Augen nicht weit reichen und dessen Glas dunkel sei. So wenig fühlt er sich in dem fremden Elemente heimisch, daß seine Gedanken immer wieder in die Heimath fliegen. Bei dem Bilde der Frau von Diede im Zimmer des alten Reiffenstein ist ihm zu Muthe, als ob er zu der Freundin hingerissen würde, um ihre Hand zu küssen; unter den Göttern und Helden, den Kaisern und Philosophen im Vatican sieht er den Kopf seines Freundes Knebel, und über alle Musen und Göttinnen denkt er mit zärtlicher Sehnsucht seiner Elektra — nein, nicht Elektra, sondern Ariadne — seiner geliebten Griechin daheim. Vorübergehend wohl redet er sich ein, daß ihm im Betrachten und Aufschreiben „die Sinne recht aufgehn," oder daß ihn „eine gewisse sinnliche Gleichgültigkeit regiere" — in Wahrheit ist es die Frage nach dem Woher und Wozu, die Tendenz des Erklärens, das geschichtsphilosophische Sinnen, das ihn nicht losläßt, so daß er sich oft mehr von unlösbaren Problemen beunruhigt als durch die Anschauung gehoben und befriedigt fühlt. „Mein armer Kopf", schreibt er an die Herzogin Luise, „erliegt darüber ganz und gar, so daß ich Gefahr laufe, aus Rom unwissender zu gehen als ich hineinkam." So ging es ihm in Beziehung auf die allgemeine und die Kirchengeschichte, so, und mehr noch, in Beziehung auf die Geschichte der Wissenschaften und der Künste. Alles in Allem: er fand sich als Mann in Rom wie er sich als Jüngling in Paris gefunden hatte. Wie er damals geschrieben hatte, daß die Samenkörner bis auf einen Frühling der Zukunft verscharrt seien, so schrieb er jetzt, er „sammle sich Ideen, auch künftig Rom zu brauchen." Durch Alles, namentlich auch durch die große Welt interessirt und mehr noch

überdrängt, ja, „wie in einen Abgrund gesenkt", tröstete er sich damit, daß er wenigstens von all' den Fäden, die sich aus Rom in alle Geschichte schlingen, „den Knäuel in seinem Gemüthe zu behalten" gedenke.

Einen Punkt gab es indeß doch, wo er im Strom der Eindrücke und der Betrachtungen Anker zu werfen, einen Punkt, um den sein Interesse sich zu verdichten vermochte. Aus seiner Beschäftigung mit der Plastik, aus seinen geschichtsphilosophischen Betrachtungen über die in der Menschenbildung gipfelnde, die menschliche Bestimmung andeutende Gestaltungskraft der Natur, aus seinen über diese Dinge mit Goethe geführten Gesprächen brachte er Einen Gedanken fertig mit nach Rom, um ihn hier an der Anschauung zu erproben und ihn durch die Anschauung zu vertiefen. Es war der auch Goethe lebhaft beschäftigende Gedanke, wiefern die Alten in der plastischen Darstellung ihrer Götter und Helden menschliche Eigenschaften gesondert, sie zum höchsten Ausdruck gesteigert und in dieser Steigerung auf einen hohen geselligen Kreis vertheilt hätten [1]) — ein Gedanke, den nun freilich jeder der beiden Freunde in verschiedener Weise und Richtung entwickelte. Goethe mehr mit der Achtsamkeit auf die künstlerische Form, Herder mit überwiegendem Interesse für den moralischen Sinn der Darstellung. Seine Absicht war auf die Wiederaufnahme aller seiner ästhetischen Ueberlegungen gegangen; er hatte sich den Ersten Theil seiner Kritischen Wälder nach Rom nachschicken lassen, und seine Plastik glaubte er auf Grund der ihm hier entgegentretenden Kunsterscheinungen ganz aus- und umarbeiten zu können. Der ersteren Schrift jedoch geschieht keine weitere Erwähnung, und von der anderen sind es nur die über die Bedeutsamkeit der menschlichen Gestalt handelnden Abschnitte, die er nach einer neuen Seite hin auszuführen sich in den Stand gesetzt sieht. Es war nicht zufällig, daß ihn von jeher unter den bildenden Künsten die menschenbildende Kunst des Pygmalion am meisten angezogen hatte. An die Werke der Sculptur daher hielt er sich auch in Rom je länger je ausschließlicher. Schon jetzt reizen sie ihn mehr als „alle Zeichen und Wunder Raphaels". und bei seinem zweiten römischen Aufenthalt sind vollends die Statuen und Köpfe bei aller sonstigen Verstimmung sein einziger Trost. „Ich vergesse," schreibt er, „bei ihnen Zeit und Stunde wie ein Verliebter." Wie ein Verliebter küßt er die tragische Muse in der vaticanischen Rotonda, die es ihm vor allen durch ihr schönes Antlitz angethan hat, und er ist glücklich, daß ihm bald seine Götter und Göttinnen, Helden, Musen und Grazien so hold geworden sind, daß er von ihnen träumt [2]). „Die Seele," schreibt er an den Herzog, „bekommt unter diesen Denkmalen Formen der Wahrheit und Schönheit, des Anstandes und der Bildung allgemeiner Begriffe, die sie vorher nicht

---

[1]) Vgl. in Beziehung auf Goethe B, 74. 75 und den Aufsatz über Philostrats Gemälde SW. Hempel XXVIII, 287. Auch Goethe an Herder A, I, 102.

[2]) An Frau von Diede * 29. Nov. 88.

hatte und sonst nirgend in der Welt erlangen kann." Sie gewähren ihm nach einem Wort an seine Frau „die schönste Philosophie", und worin diese Philosophie bestehe, sagen uns die Worte an Knebel, er betrachte sie, indem er täglich, oft stundenlang an ihnen studire, „als einen Codex der Humanität in den reinsten, ausgesuchtesten harmonischen Formen". Die Philosophie somit, die diese Gestalten ihn lehrten, war die schon in seinen „Ideen" entwickelte Philosophie der Humanität; dieselbe wurde ihm jetzt auch zum Schlüssel fürs Verständniß der antiken Kunst und bekam in dieser Anwendung einen neuen Sinn. Erst im Jahre 1795, in der Sechsten Sammlung der Humanitätsbriefe hat er dies neue Capitel seiner Plastik, den Nachweis, daß auch die Kunst mit ihren ewigen Gestalten, so gut wie die Geschichte mit ihren wechselnden Begebenheiten, „eine Schule der Humanität" sei, mit liebevoller Ausführlichkeit vorgetragen. Gedacht jedoch, in allen Grundzügen fertig war dies Capitel schon damals; ausdrücklich versetzt es uns in die Tage des römischen Aufenthalts und erscheint durchaus als ein die gleichzeitigen Berichte nachträglich ergänzendes Bekenntniß.

Es giebt, so legt er in den Humanitätsbriefen dar, verschiedene wohlberechtigte Betrachtungsweisen der antiken Kunstwerke. Einen anderen Gesichtspunkt hat der Antiquar und der Mytholog, einen anderen der gelehrte Ausleger, der Kunstliebhaber, der Kunstkenner, der Geschichtschreiber der Kunst. Er wollte keiner von diesen allen sein. Er wohnte, wie er nach einem Ausfall auf die prätentiösen Geschmacklosigkeiten Ramdohrs in dem mehrerwähnten Briefe an die Diede sagt, „sittsamer und bescheidener" bei seinen Helden und Grazien. Seine Weise war es, mitfühlend, sympathetisch aus den Werken der Griechen den Dämon der Menschennatur rein und verständlich sprechen zu hören. Er dünkte sich, so oft er im vaticanischen Tempel war, nicht zwar auf dem Parnaß zu sein und Apollos Stimme zu hören — aber in der Gesellschaft reiner Wesen fand er sich und durch ihren Anblick genöthigt, den Blick in sich selbst zu kehren. „Unvergeßlich und ewig lehrreich," heißt es, „sind mir die Stunden, da ich vor den Kunstgebilden der Alten — wenn mir der Ausdruck erlaubt ist — die Mechanik und Statik menschlicher Seelenkräfte im menschlichen Gliederbau ruhig betrachtete und abwog." So wurde ihm, was er in dem Aufsatz über die Nemesis nur im Einzelnen gezeigt hatte, zu einer Art von System. Die Vorlesung „über die menschliche Unsterblichkeit" in der Vierten Sammlung der Zerstreuten Blätter[1]) kündigte es an: die Humanitätsbriefe führten es aus. Der Mensch ist das höchste Geschöpf der Natur, ein künstlerisches Geschöpf, da sich in ihm der Gipfel der künstlerischbildenden Kraft der Natur darstellt. Daher der Werth der Plastik, der Kunst, die sich mit dem Gebilde des Menschen und allen ihm einwohnenden Kräften beschäftigt. Sie giebt uns „eine sichtbare Logik und Metaphysik unseres Ge-

[1]) Daselbst S. 166.

schlechts in seinen vornehmsten Gestalten, nach Altern, Sinnesarten, Neigungen und Trieben" und lehrt uns in diesen Gestalten wie in einem Spiegel unsere Bestimmung erkennen. Auf diesem Wege gingen die Griechen. Ihre Kunst hat in den Götter- und Heroengestalten „anschauliche Kategorien der Menschheit" gegründet, unter welche sich „alles Unsterbliche in Menschengedanken, Werken und Charakteren gleichsam sinnlich ordnet". Und durch diesen „hellen Zodiacus der sichtbar gewordenen bedeutenden Menschheit" führt er sofort den Leser hindurch. In der Gestalt des Eros vor Allem stellt sich das Ideal des Kindheitslebens, in der Geschichte des Knaben Amor mit der Psyche das Spiel kindlicher Unschuld und Liebe dar. Das in sich gekehrte Jünglingsleben machen uns jene jugendlichen Genien anschaulich, die in Nymphen, Grazien und Horen, endlich in den heiligen Musen ihr weibliches Gegenbild haben. Niobe mit ihren Kindern ist die Tragödie des Familienlebens, während in anderen Gruppen Empfindungen der Brüder- und Schwester-, der Freundes- und Gattenliebe in stummen Bildern rührend dastehen. Und nun die Helden je in ihrem eignen idealisch gebildeten Charakter, unter ihnen Herkules als das Ideal unbezwingbarer Stärke, der edle Märtyrer Laokoon, Castor und Pollux, und, werth ihre Schwestern zu sein, die schönen Bilder der Amazonen! Zu seiner höchsten Bedeutung jedoch, zur obersten Stufe der Vollkommenheit läuterten die Griechen alles menschlich Schöne, Vortreffliche, Würdige in ihren Gottheiten; sie deificirten die Menschheit, um sie zugleich nach allen ihren wesentlichen Seiten in der Kunst auf eine dem Gedanken rein und völlig entsprechende Weise darzustellen. So wird der Reiz der Jugend, aufs Höchste geläutert, als Gott Dionysos verewigt, ein sichtbar gewordener Heldengedanke ist die Gestalt des Apollo, neben dem Diana die Jungfräulichkeit, Keuschheit und immer muntere Thätigkeit repräsentirt. Mercur, Aphrodite, Vesta, Mars, Demeter u. s. f. bis hinauf zum Vater der Götter — alle, wie sie uns die Griechen leibhaftig gezeigt haben, sind erlesene Menschenformen, Menschenklassen nach Natureigenschaften, die uns bei der Beobachtung der Menschen in der Wirklichkeit nur in zerstreuten, oft sehr verworrenen Zügen entgegentreten, hier aber auf die reinsten Begriffe gebracht und in unzerstörbaren Formen versinnlicht sind. Denkmale der humanen Weisheit der Griechen sind aber endlich auch die Kunstgestalten der Satyrn und Faunen, der Centauren, Sirenen u. s. w. Nicht alle Klassen der Menschheit und nicht alle ihre Geschlechtseigenheiten nämlich lassen sich zum Helden und Gott idealisiren. Es giebt eine Menschenart und einen niederen Bestandtheil der menschlichen Natur, den die Kunst eben dadurch idealisirte, daß sie ihn charakteristisch absonderte und an die Grenze der rein menschlichen Gestalt rückte. Typische Auffassung, sichere Classification und Ordnung war die Tendenz der Kunst auch da, wo sie Formen, die der Menschheit unwürdig sind, in entsprechende halb thierische Masken verlegte.

Mit Betrachtungen dieser Art also, für die er freilich für jetzt noch keine

Sprache fand, füllte er seine besten Stunden in Rom aus. Mit allem Anderen hatte er entweder kein Glück, oder es ermüdete ihn mit der Zeit, oder ward ihm durch ungünstige Umstände verleidet. Er war mit der Hoffnung nach Rom gegangen, irgend einen litterarischen Fund in der Vaticana zu machen: die umständliche und unbequeme, nur beschränkt gestattete Benutzung der Bibliothek vereitelte diese Hoffnung. Ein Zeitlang wohl hatte ihn die große Welt gereizt — nur zu bald gesteht er, daß die Cardinäle, Monsignori, Principi und Principesse ihn zu ennuyiren anfingen, und daß er bei seiner mangelhaften Kenntniß der Sprache auch aus den Gesellschaften vom zweiten Adel wenig anderen Genuß als allenfalls einen musikalischen davontrage. Das regnerische Wetter, über das er wiederholt zu klagen hat, hinderte ihn nicht nur am Sehen, sondern machte ihn unlustig auch zum Denken und Arbeiten. Daß der Herzog bei dem Bildhauer Trippel seine Büste in Marmor bestellt hat, ist ihm nur des Künstlers wegen nicht zuwider, übrigens werde ihm, schreibt er, auch die Kunst und die Unsterblichkeit in ihr gleichgültig. Am allerwenigsten fand er sich für das „mannigfaltig Widrige" des römischen Aufenthalts, für die vielen Unbequemlichkeiten, die dem Verwöhnten das dortige Leben auferlegte, durch den Pomp des Katholicismus entschädigt. Für seinen unsinnlichen protestantischen Geist waren das Alles — so schreibt er später in Beziehung auf die Osterfeier — „Pfützen aus einem todten Meere". Auch die große Ceremonie des Pabstes am Weihnachtsfeste, die er jetzt erlebte, rührte ihn nicht im mindesten; vielmehr erfüllte ihn der heilige Abend nur mit stärkerer Sehnsucht nach dem geliebten Heim, nach Weib und Kindern. Trotz Allem und mit Allem ist ihm Rom „ein Grab", das zu verlassen er sich freut. Es war in Aussicht genommen und wurde bald beschlossene Sache, daß er mit der Herzogin nach Neapel reisen solle, wohin Dalberg und die Seckendorf schon am 12. December plötzlich aufgebrochen waren. Er freut sich darauf — nur daß er viel lieber noch an die Heimreise denken würde. „Ich wollte," seufzt er, „ich hätte meinen Lauf geendet!"

Neapel indeß that seine Schuldigkeit. Wenigstens eine kurze Stunde des Entzückens sollte die italiänische Reise dem so schwer zu befriedigenden Manne eintragen. Das todte und das lebendige Rom hatte ihn bald übersättigt, und zur Kunst hatte er nur durch Philosophie ein dauerndes Verhältniß gewonnen: Neapel macht ihn wieder genußfähig, und die Schönheiten der Natur üben den mächtigsten, unmittelbarsten Zauber auf sein Gemüth aus.

Am Neujahrstage 1789 war man von Rom aufgebrochen und nach einer durch Schnee und Eis beschwerlichen Reise am 4. Januar in Neapel angekommen. Sofort fühlt er sich, „vom drückenden Rom befreit, wie einen ganz anderen Menschen, wiedergeboren an Leib und Seele." Aus seinem Leben, schrieb er zwei Monate später, erinnere er sich keiner ähnlichen Metamorphose. Er ist in Luft und Meer verliebt und meint, daß unter dem Eindruck dieser Natur jede Sorge schwinden müsse. Hier möchte er sein bischen Leben ausleben, wenn nämlich,

so scherzt er, der König ihn hier irgendwo zum Erzbischof machte und der Pabst ihm erlaubte, Frau und Kinder zu behalten. Ungesucht verbinden sich ihm mit dem Zaubereindruck von Luft und Himmel, von Bergen, Meer und Erde die poetischen Erinnerungen aus Homer und Virgil. Er sagt sich, daß hier Himmel und Hölle, Elysium und der Tartarus erfunden worden, daß alles Ewige der Odyssee und Aeneide aus der Gegend entnommen sei, die hier vor seinen Augen ist, die er aus seinem Fenster übersehen kann. Wie ihm zwanzig Jahre früher bei der Fahrt durch die Nordsee Ossian, so werden ihm jetzt die Bilder des klassischen Epos am Anblick der Küsten und Inseln Unteritaliens lebendig und neu bedeutsam. Ja, die Empfindung dieser Naturherrlichkeit gewinnt einen selbständigen poetischen Ausdruck. Seine Phantasie träumt von der Nymphe Parthenope, die wie eine Sirene seelenbestrickend unaufhörlich über den Wellen des Golfs schwebe [1]), und die Erscheinung dieser Nymphe wird ihm zum Gedicht in den glatt dahinfließenden Stanzen, die unter der Ueberschrift „Parthenope" später einen Platz in dem Schillerschen Musenalmanach fanden [2]). Aus dem Munde der Göttin glaubt er zu vernehmen, daß Liebe die Seele der Schöpfung ist, empfängt er die tröstende Weisung, daß Liebe und Unschuld auch im Getümmel der Welt demjenigen unverloren sei, der sie im innersten Herzen bewahre. Seine durch so viel Schönheit, die ihn umgiebt, wieder reiner und empfänglicher gestimmte Seele sieht auf einmal Alles in helleren Farben, doppelt hell durch den Contrast gegen das „verwünschte Rom", das ihn, mit Neapel verglichen, „wie eine Mördergrube" dünkt. Er redet sich ein, daß hier Alles besser als dort ist. „Auch für meine Philosophie der Geschichte," schreibt er am 18. Januar, „habe ich hier in acht Tagen mehr erwischt als in Rom in drei ein drittel Monat." Er macht die Bekanntschaft des liebenswürdigen, gelehrten und geistreichen Erzbischofs von Tarent, Capecce-Latro; entzückt über diese Bekanntschaft, ganz voll von den mit ihm gepflogenen Gesprächen, ruft er aus: „Hier sind andere Menschen als in Rom!" Und nicht bloß andere Menschen, sondern auch „andere Schriften!" ja, selbst die Erlernung des Italiänischen scheint ihm hier viel glücklicher von Statten zu gehn — „hier lernt sich's von selbst!" Und im Ganzen wenigstens hält diese optimistische Stimmung während all' der sieben Wochen des neapolitanischen Aufenthalts vor. Es verschlägt ihm wenig, daß er in den ersten Wochen etwas eng logirt ist: hat er doch die Güte der Herzogin zu rühmen, und wie brüderlich er mit Einsiedel lebe. Ein vorübergehendes Unwohlsein, das er sich durch Unvorsichtigkeit zugezogen, betrachtet er als eine Krisis zu

---

[1]) An Frau von Diede, * Neapel 10. Februar 89. Begonnen war der Brief schon in Rom am 31. December 88. Mittheilungen daraus, vermischt mit solchen aus dem früheren vom 29. November: Erinnerungen II, 316 und B, 182; Anderes aus dem Februarbrief: Erinnerungen II, 311 Anm. und B, 246.

[2]) Jahrgang 1796, S. 124 ff.

festerer Gesundheit; er schreibt es dem neapolitanischen Klima zu gute, daß es die verborgenen Feinde in Alarm jage, um sie zu besiegen. Als ein eigenthümliches und interessantes Zwischenspiel faßt er es auf, daß er sich zweimal herbeilassen muß, ein protestantisches Paar zu trauen [1]). Zu der Bekanntschaft mit Monsignore Capecce-Latro kamen andere erfreuliche und förderliche. Es schmeichelt ihm, daß die neapolitanischen Gelehrten sich um ihn bemühen. In dem deutschen General Salis lernt er einen braven Mann, in der Duchessa Jovene — auch einer geborenen Deutschen — eine verehrungswürdige Dame kennen. Jenen Cacault, der ihn einst in Bückeburg besucht hatte, findet er hier als französischen Geschäftsträger wieder, und Ritter Hamilton bewirthete auch ihn mit den etwas zweifelhaften Schaustellungen seiner zweifelhaften Geliebten. Er lernt vor Allem Hackert [2]), Tischbein und Meyer kennen und findet in ihnen mehr als er bei den jungen Malern in Rom gefunden. Verehrend und herzlich schloß sich insbesondere Tischbein an ihn an; er fing damals ein Portrait Herders an, und dieser redete dem eben jetzt gedrückten und in mißlichen Umständen befindlichen Manne bei Goethe und bei Frau von Diede lebhaft das Wort, um jenen zum Fürsprecher für ihn bei dem Herzog von Gotha zu machen, diese zu einer Verwendung für ihn am Mainzer Hofe zu bestimmen [3]). Das Beste aber blieb doch für unseren Freund „Luft Himmel, Berge, Meer und Erde". Er sah von Neapel und Neapels Umgebung, soviel sich irgend sehen ließ. Er sah den Pausilipp mit seiner Grotte, mit seinen schönen Landhäusern und den „Zauberinseln", die vor ihm liegen, den See Agnano und den Averner-See, das Cap Miseno und die Trümmer des alten Bajae. Er bestieg den Vesuv, war in dem Krater der Solfatara bei Puzzuoli und wanderte in Pompeji und unter den Kostbarkeiten des alten Herculanum umher; nur auf den immer aufgeschobenen Besuch von Paestum mußte er schließlich verzichten.

Es waren genußreiche — und doch mit Stimmungen der Wehmuth und Sehnsucht gemischte Tage. Denn nicht sowohl mit dem Auge des Malers als mit dem des Lyrikers sah er die rings vor ihm ausgebreitete Herrlichkeit. Er glaubt zu begreifen, wie man hier zum Griechen werden könne — und bleibt doch so ganz der empfindsame moderne Mensch, den alle Schönheit von Himmel und Erde in sich selbst zurücktreibt und dem die Fülle des Sinnlichen die Seele auflöst. Einem Griechen mag er sich mit Recht vergleichen, — dem Manne, der am Gestade des Meeres saß und weinte be-

---

[1]) Vgl. darüber außer B, 237. 245. 259 Böttiger, Litt. Zustände I, 112.

[2]) Hackert war es, der ihm (Caserta, *9. Februar 89) Hamiltons Bitte vortrug, eine zweite Trauung in seinem, des englischen Gesandten, Hause zu verrichten; zugleich ladet er ihn nach Caserta ein, wo er bei ihm essen und schlafen möge. Weiteres über den Verkehr mit Hackert bei Böttiger, Litt. Zustände I, 114.

[3]) Goethe an Herder 2. März 89 A, I, 105 ff.; Herder an Frau von Diede *10. Februar 89.

ständig," voll Sehnsucht heimzukehren; „denn lange nicht mehr gefiel ihm die Nymphe." Am schönsten Tage, beim herrlichsten Wetter, auf einer Fahrt nach Puzzuoli und Baja hat er in Eindrücken der Gegenwart und in Erinnerungen an das Alterthum geschwelgt, ein heiterer und glücklicher Mann: beim Nachhausefahren erscheint er seinem Begleiter als ein kranker Mann, unaussprechlich wehmüthig und schwermüthig [1]). Es war nicht das einzige Mal. „O eine Gegend," ruft er in dem Briefe vom 19. Januar aus, „man fährt mitten im Winter durch Gärten Adonis' und wird von dem holden Traum trunken. Lange indessen könnte ich's hier nicht aushalten in dem Zustande, worin ich bin; meine einsame Seele wiegt sich zuletzt in den Wellen des Meeres zum Abgrunde oder in die Ferne traurig, traurig. Ehegestern fuhr ich allein um den Pausilipp herum, wie hinein in die Abendröthe, und kam so sanfttraurig wieder, daß ich drei Stunden hernach wie stumm war." So ist das Gedicht „Parthenope" zwar ein Hymnus, aber ein elegischer Hymnus. Auch die Verse, die er dem „Angedenken an Neapel" widmete, wiederholen nur das Geständniß seiner Briefe, daß er nirgends so glücklich und zugleich nirgends so sehnsuchtsvoll traurig gewesen. Abgeschlossen von der Welt möchte er auf den Inseln des adriatischen Meeres ein beglücktes Leben mit den Seinigen leben. Die Sirenen der Parthenope nennt er ein andermal diese Inseln; aber mit Thränen und Seufzern antwortet er ihren Verlockungen —

> Wenn die Abendröth' im stillen Meere
> Sanft verschwebte, und mit seinem Heere
> Glänzender der Mond zum Himmel stieg,
> Ach, da flossen mit so neuem Sehnen
> Unschuldsvolle jugendliche Thränen;
> Nur ein Seufzer sprach, und Alles schwieg!

Nein, gewiß nicht lange hätte er in diesem Zustande melancholischen Genusses aushalten können. Wir begreifen, daß er den Gedanken, mit dem er sich eine Zeitlang trug, länger als die Herzogin in Neapel zu bleiben, verwarf, auch wenn ihn nicht der Umstand, daß er mit Dalberg noch nicht völlig auf dem Reinen war, nach Rom zurückgetrieben hätte. Aber begreiflich auch, daß es eine harte Krisis für ihn war, als er am 20. Februar dort wieder eintrat. Welch' ein Wechsel, als nun wieder, statt des hellen ewig beweglichen Meeres, stille dunkle Cypressen vor seinen Augen standen! Die fieberhafte Erregung zwar, in die ihn anfangs der plötzliche Wechsel des Klimas warf, war nach einigen unruhigen Nächten überstanden: aber nicht so bald war das geistige Unbehagen, der wachsende Ueberdruß an Rom und das Heimweh zu überwinden. Von Dalberg, der sich endlich doch seiner Geldverpflichtung gegen ihn entledigt hat, gänzlich getrennt, lebt er jetzt mit der Herzogin in der schön gelegenen Villa Malta auf dem Monte Pincio: aber die Stadt, die er von hier mit ihren Dächern und

[1]) Erzählung Einsiedels, Erinnerungen II, 243.

Kuppeln überschaut, erscheint ihm doch nach wie vor nur wie ein Mausoleum. Die lockendsten Vorschläge sind ihm gemacht. Die Herzogin hatte ihm den Wunsch ausgedrückt, er möge auf den Sommer mit ihr zum zweiten Male nach Neapel gehn; der Erzbischof von Tarent hatte ihm ein halbes Versprechen darüber abgedrungen: der General Salis gar hatte ihm den Antrag gethan, im März oder April sein Begleiter nach Sicilien zu sein. Allein nicht nur, daß er in seiner Gesundheit Gründe gegen diese Vorschläge fand — die Hauptsache war, er hatte es satt, „als Appendix unter den Menschen zu leben" und er sehnte sich nach seinem Zuhause. So war im Grunde sein ganzer zweiter Aufenthalt in Rom nur eine lange Geduldsprobe für ihn. Man wird an die trübe Zeit in Straßburg erinnert, wenn er — ganz ähnlich wie es dort in den Briefen an die Geliebte seine Gewohnheit war — an Frau von Frankenberg ein paar poetische Kleinigkeiten, Epigramme über Kunstwerke, die ihm selbst ohne Geist und Salbung scheinen, bloß deshalb beilegt, „um die entsetzliche Leere seiner Briefe einigermaaßen auszufüllen oder zu vergüten [1])." Es gab ja freilich in der ewigen Stadt noch genug für ihn zu sehen und zu lernen, er hatte „seine Lection zu wiederholen". Auch waren die Bedingungen dazu — abgesehen von dem fast durchaus widrigen Wetter — viel günstiger als während des ersten Aufenthalts. Nicht zwar in Betreff der Benutzung der Vaticana, wohl aber in Betreff der Kunst- und Alterthumsschätze. Denn zu nochmaligem Durchlaufen der Alterthümer hatte er jetzt an Meyer einen Führer, dessen Verstand und Gutheit er nicht genug loben kann. Für die Gemälde ebenso mochte ihm Tischbein, nachdem ihm derselbe schon brieflich Winke und Instructionen gegeben, seit Anfang März, wo er von Neapel nach Rom kam, ein Mentor sein [2]). Allein eine erhöhte Fähigkeit, die Dinge zu sehen, ein neues und anderes Interesse daran konnten ihm auch diese nicht einflößen. Es fehlte ihm eben an dem Besten dazu, an dem ruhigen sinnlichen Auge, an der Gelassenheit des Gemüths. Die Kunst, „das Auge Licht sein zu lassen", deren Goethe sich rühmen durfte, war ihm nicht gegeben und ließ sich nicht erlernen. Goethe war nach Italien als in die rechte Heimath seines Geistes gekommen. Natur wie Kunst hatten dazu beigetragen, sein Gemüth auszuweiten und alle Falten herauszuglätten. Alles, was von Anschauungs- und Gestaltungskraft, von Sinnlichkeit und Genußfähigkeit in ihm lag, hatte der italiänische Aufenthalt zu voller Entwicklung gebracht: er war sinnlicher und mehr als bisher Künstler geworden. Bei Herder gerade umgekehrt. Seine Sinnlichkeit und seine Empfänglichkeit für die Schönheit der Form als solche war niemals sehr entwickelt. Wie wenig, das erfuhr er jetzt zu seiner eignen Ueberraschung. Wie um sich vor dem unbehaglichen Gefühl

---

[1]) Nach B, 327 (vgl. 293), „Amor und Psyche" und „Die sinnende Zeit", SW. zur Litt. III, 216 und IV, 31.

[2]) Tischbein an Herder * 28. Febr. 89.

dieser seiner Unzulänglichkeit zu retten, warf er sich mit doppelter Stärke auf die in ihm so kräftig entwickelte Empfindung des Sittlichen. Er hatte mit diesem Organ auch die Gegenstände der Kunst zu packen, hatte ihnen, von der Oberfläche der Form in die Tiefe strebend, die Seele abzugewinnen gesucht. Allein, weder Zeichner noch Anatom, hatte er ihnen vielmehr von seiner eignen Seele geliehen, die Gestalten mehr gedeutet als ausgelegt. Es war eine große Enttäuschung für ihn, als er in Neapel bei Ritter Hamilton die mimisch-plastischen Künste der Madame Hardt sah. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Er sah hier, wie der schöne Schein sich ohne sittliche Seele herstellen lasse, sah, „wie entfernt man vom wahren Sentiment jeder edlen Art doch so ein glücklicher Affe sein könne." Je mehr Ansprüche an seine Sinne gemacht wurden, desto argwöhnischer gegen die Kunst und desto unsinnlicher wurde er. Aus seiner eignen Erfahrung heraus hatte Goethe die Aeußerung gegen Herders Frau gethan, es werde dem Freunde erst dann in Italien recht wohl werden, wenn er zu lieben anfange. Der Rath war gänzlich unbrauchbar für den, dem er gegeben wurde. Er konnte zurückschreiben, daß dazu wenig Aussicht sei, ja, mit auffällig starken Ausdrücken antwortet er der Gattin, welche die Sorge um die Treue des Geliebten bis in ihre Träume verfolgt hatte, daß er in der Sinnlichkeit von außen so ätherisch-unsinnlich lebe, daß er selbst keinen Begriff davon in Deutschland gehabt habe. Nicht allezeit, wie wir vor Allem aus seinem Verhältniß zu Frau von Schardt wissen, war er gegen weibliche Reize und gegen die Künste der Gefallsucht gewappnet gewesen: jetzt sagte er sich, daß er es in Zukunft sein werde und müsse. „Ich fühle es," schrieb er, „Buhlereien schicken sich nicht mehr für meine Jahre, und sie sind mir durch die Umstände meiner Reise ganz fremd geworden. Wo Alles sinnlich ist, wird man unsinnlich; man sucht mit seiner Seele etwas, das man mit den Sinnen nicht findet." „Auf mich," zu dieser Aeußerung veranlaßt ihn, was er von Goethes Verhältniß zu Christiane Vulpius erfahren, — „auf mich macht Italien nun einmal den ganz entgegengesetzten Eindruck." „Das einzige Gut," so wiederholt er seiner Penelope einen Monat vor dem Abschiede von Rom, „wozu ich aus Italien zurückkehre, ist, mit Dir und in Dir und mit den Meinigen freundlich und vernünftig zu leben. Zehntausend andere Dinge habe ich abgestreift, Buhlereien und was sonst zum öden Tand der Welt gehört, Hofgunst u. s., selbst manchen Quark schöner Wissenschaft und Kunst."

Schon bald nach der Rückkunft aus Neapel hatte er in poetischer Form dasselbe Bekenntniß in Stanzen niedergelegt, die er zunächst nur für seine Frau bestimmt, dann auch der Gothaer Freundin mitzutheilen gestattet hatte. Sie enthalten, wenn nicht, nach seinem eigenen Ausdruck, seine Reisebeschreibung, so doch eine Generalbeichte über die ganze Reise. Er schildert, wie er „im ersten Herbst von seinen Lebensjahren" aufgebrochen sei, um sich neu zu verjüngen. Er erzählt kurz von dem glücklichen

Anfang der Reise, bis in Augsburg die unselige Gefährtin — „Pandora auf Epimetheus' Wagen" sich eingefunden. Zu Ende seien nun die guten Stunden gewesen. Eingetroffen sei, was eine Geisterstimme ihm beim Eintritt in Italien verkündet habe, daß er Buße für seine thörichte Ungenügsamkeit leiden und unter Bildern reinere Treue, wahrere Liebe zu den Menschen lernen solle. „Dank", ruft er —

Dank also Euch, Ihr göttlichen Medusen,
Die mich gelehrt, daß Ihr Medusen seid.
Dank Euch, Ihr todten Künste, kalte Musen,
Zerfallne Mauern, Grab der Eitelkeit.
Wenn je dem falschen, je dem Marmorbusen,
Statt wahrer Herzen Weihrauch ich gestreut,
So nehmt von mir den letzten Zoll hienieden,
Der Reue Zoll, und laßt mich ziehn in Frieden!

Und Dank ruft er ebenso den erhabenen Scenen der Natur zu, daß sie ihn in schwermüthiger Betrachtung mit sich selbst versöhnt, ihn mit reinerer Liebe und Weisheit erfüllt haben —

Nicht Kunst, nicht Wissenschaft: die Kunst des Lebens
Ist Wissenschaft; sonst ist die Kunst vergebens.

Erst im Besitz dieser mit der Natur einigen Weisheit und Liebe sei er auch in den göttlichen Gestalten der Kunst der vielartigen Entfaltung menschlichen Wesens nachzugehen und überall die Menschheit wiederzufinden im Stande gewesen. Daneben endlich habe er das inhumane alte und neue Rom, die nichtige römische Gesellschaft, das Elend der Pfaffenwirthschaft, der Wissenschaften todtes Meer, falsche Weisheit und taumelnde Andacht kennen lernen. Nur Ein Wunsch ist ihm nach alle dem geblieben — zurückzukehren zu den Seinen und das „große Buch der Menschensünden mit seinem Wann und Wie" entwickeln zu können:

Jedoch mein Geist, wohin schwingst Du die Flügel,
Und moderst noch in dieser Todtengruft?
Erst über Strom und Wüsten, Berg' und Hügel,
Bis Dich ein neuer, mildrer Athem ruft:
Dann fühle froh der Gottheit großes Siegel,
Dann schweb' entzückt im holden Frühlingsduft,
Und dann laß, süß umarmt von allen Deinen,
Was in Dir glänzt, auch Andern widerscheinen!

Es fehlt ein einziger bedeutender Strich in diesem übrigens vollständigen Bekenntniß über den Gewinn seines italiänischen Aufenthalts. Erst nach der Zeit der Abfassung dieser Stanzen fällt sein intimes Bekanntwerden mit Angelica Kauffmann. Schon während des ersten römischen Aufenthalts zwar hatte er sie kennen gelernt, ja gleich am ersten Abend, unmittelbar nach der Ankunft in Rom hatte Bury ihn zu ihr geführt, und gleich da hatte er den günstigsten Eindruck von ihrer „Simplicität, Reinheit und Feinheit" em-

pfangen. Und während sonst seine Urtheile über Personen so leicht sich ins Ungünstigere umwandeln — dieser Eindruck hatte vorgehalten; „sie ist," schreibt er am 13. December 1788, nachdem er in kleiner Gesellschaft ihr Gast gewesen, „eine gar zarte jungfräuliche Seele, wie eine Madonna oder wie ein Täubchen," sie lebe „in einer malerischen Ideenwelt, in der das Vögelchen auch nur alle Früchte und Blumen mit dem Schnäbelchen berührt." Die Bekanntschaft wird dann nach der neapolitanischen Reise sofort wieder aufgenommen, und da Angelica ihn malen will, so bedingt schon dies einen häufigeren Verkehr, der nun ein dauerndes, sich stetig verinnigendes und vertiefendes Verhältniß zur Folge hat. Nicht lange — und auf dem dunklen Grunde des Unbehagens, womit ihn der zweite römische Aufenthalt erfüllt, ist dieses Verhältniß der einzige immer gleich hell bleibende Punkt. Der Fund dieser „tief verborgenen Perle" entschädigt ihn für alles Unnütze und Fatale, worüber er sonst zu klagen hat. „Angelica," schreibt er den 21. März, „ist jetzt meine einzige Trösterin in Rom. Je mehr ich sie kennen lerne, desto mehr gewinne ich dies seltne jungfräuliche Kunstwesen lieber; eine wahre himmlische Musik voll Grazie, Feinheit, Bescheidenheit und einer ganz unnennbaren Güte des Herzens. Sie hat mich auch recht gern, und die Stunden, die ich bei ihr zubringe, sind mir ohne allen Vergleich die liebsten, die ich in Italien genossen habe." In jedem Briefe, den er von nun an nach Hause schreibt, kehrt, aufs Mannigfachste variirt, dieselbe Charakteristik und dasselbe Geständniß mit zunehmender Nachdrücklichkeit wieder. In gewissem Sinne, aber in ganz anderem freilich als Goethe es gemeint, erfüllte sich nun dessen Weissagung. Herder liebte nun wirklich, aber in der geistigsten Weise. Die seelenvolle Künstlerin, die an Jahren über ihm, deren ganzer Reiz ihre schöne Innerlichkeit war, diente ihm gleichsam als Repräsentantin jener von aller Buhlerei mit dem schönen Schein abgewandten, nur auf Natur und Unschuld, auf reine Sittlichkeit und sittliche Menschlichkeit gerichteten Empfindungsweise. Eben die ätherische Unsinnlichkeit, auf die er sich nach allen Enttäuschungen zurückgeworfen fühlte, trat ihm hier persönlich entgegen und, da es doch eine Künstlerin war, in noch immer ästhetischen Hüllen und Spiegelungen. Er bewundert sie als die „vielleicht cultivirteste Frau in Europa," die mit dem „Fleiß, dem Verstande, dem Studium von fünfzig Männerseelen" alle Grazien ihres Geschlechts vereine [1]): mehr aber als das, sie ist ihm eine „schöne Seele" im eigentlichsten Verstande des Wortes, eine „Heilige," ein „überirdisches Wesen". So oft er bei ihr ist, befindet er sich in dem Zustande einer „süßen und stillen Verehrung", und er ist glücklich, daß sie ebenso gegen ihn sei, ihn lieb habe, ob er gleich „ein so kunstloser Mensch" sei. Eine ähnliche Verehrung hatte er früher der Gräfin Maria zugewandt: allein der Cultus, den er der Künstlerin widmet, bekömmt eine eigenthümliche Färbung durch den Gegensatz zu

[1]) An J. H. W. Meyer 7. December 89. (Zur Erinnerung an Meyer I, 290).

der ihn umgebenden sinnlichen Atmosphäre. Fast krankhaft steigert sich die Empfindung dieses Gegensatzes in dem im höchsten Sinn Platonischen Verhältniß. Die Freundschaft der Angelica hat ihn „auf eine sonderbare Weise gereinigt und veredelt“; er dankt Gott, daß er dadurch „vollends von Allem abgewandt worden, was irgend auf eine thörichte Art die Sinne empören könnte“, und er vergleicht ihr Wesen einem „feinen zarten Klang, der die Sinne beruhigt“. Nur natürlich, daß er auch seine Gattin in das Verhältniß hineinzuziehen bemüht ist; für sich und für sie will er es als „das Testament seines Herzens“ aus Rom mit hinwegnehmen.

Ohne Zweifel: hätte er, wie er beabsichtigte, einen zweiten Gesang seiner Stanzen geschrieben, so würde Angelicas Bild und ihre Einwirkung auf ihn den ersten Platz darin erhalten haben. Auch so indeß hat er ihr, wenn auch kurz, ein würdiges Denkmal gestiftet. Wie ihr Wesen mit dem Sinn harmonirte, in welchem er die antiken Statuen und Köpfe studirte, so erwähnt er ihrer Compositionen an eben der Stelle, wo er jene griechischen Werke als Denkbilder reiner Formen der Menschheit charakterisirt. Er spricht in den Humanitätsbriefen von dem Einfluß der Antike auch auf die neuere Kunst. Er spricht von Raphael, von Mengs und Angelica. „Wie etwa ein schuldloser Geist sich menschliche Charaktere denken mag, so hat sie solche aus ihren Hüllen gezogen, und mit einem schönen Verstande, der das Ganze aufs Leiseste umfaßt und jeden Theil wie eine Blume entsprießen läßt, harmonisch sanft geordnet. Ein Engel gab ihr ihren Namen, und die Muse der Humanität ward ihre Schwester“ [1]).

Aber die Fortsetzung der Stanzen würde auch von Gemüthsbewegungen Zeugniß gegeben haben, welche das Ende der italiänischen Reise trübten. Am 28. März nämlich erhielt er durch seine Frau die erste Kunde von einem neuen Rufe nach Göttingen, und am 1. April war Heynes eigner Brief an ihn über diese Angelegenheit in seinen Händen. War er schon vorher mit seinem Herzen mehr daheim als in Rom, so beschäftigte ihn von nun an vollends die Ueberlegung, wie sein Leben künftig in der Heimath sich gestalten werde, mehr als die Gegenstände, die ihn in der ewigen Stadt umgaben. Um die Ruhe des Gemüths, ohne die kein Genuß, am wenigsten ein ästhetischer denkbar ist, war es damit erst recht geschehen. Ja, schlimmer als das. Das unruhige Planen, wie er sich an einem andern Wohnort und in einem neuen Wirkungskreise sein Leben zurecht machen werde, zerstörte ihm nun auch den festen Punkt, an den seine Sehnsucht sich bis dahin gehalten hatte; — auch der Boden der Heimath gerieth ihm ins Schwanken.

---

[1]) Humanitätsbr. VI, 92; vgl. auch das Gedicht „Die Farbengebung“ in Schillers Musenalm. 1796, S. 177 ff. (SW. zur Litt. IV, 16) auf eines ihrer Gemälde, mit den Schlußzeilen:

„Du malest was Du bist; auf Edens Auen
Giebst Du in Menschen Engel uns zu schauen!“

Dessen, was nun dem so Beunruhigten Rom außer der Freundschaft mit Angelica, deren Rath er auch über die Göttinger Frage einholte, noch bieten konnte, war wenig. Gegen Eins blieb er jetzt wie früher nicht unempfindlich. Mit Genugthuung meldet er von den vornehmen Besuchen, die er empfing, von Auszeichnungen wie die, daß die Akademie der Volsker in Velletri ihn unter ihre Mitglieder aufnahm [2]). Je näher der Abreise, desto mehr drängten sich die Leute zu. Er durfte sich sagen, daß er in Rom sowohl wie in Neapel eine Aufnahme gefunden, deren sich wenige Fremde rühmen könnten. „Es ist wunderbar," schreibt er, „welche Sensation ich mit meiner armen, verschlossenen Existenz selbst hier in dem wüsten Rom und bei Leuten gemacht habe, die ich bloß für Menschen aus und für die große Welt hielt." Und noch Eins gab es, was seine Wirkung auf ihn jetzt so wenig wie je verfehlte. In vollen Zügen genoß er noch zuletzt die Schönheiten der Natur in der Umgegend von Rom. In Frascati, bei den von Castel Gandolfo aus unternommenen Excursionen, in Tivoli vor Allem, das er jetzt zum zweiten Mal in zahlreicher Gesellschaft sah, vergaß er das „wüste Rom". Die in Tivoli zugebrachten Tage galten ihm, zumal da Angelica dabei war, für die glücklichsten, die er in Italien erlebt hatte. Es war „ein wahrer Hymnus für ihn", sein Scheidegruß an Rom. Nur um Trippel Gelegenheit zur Vollendung seiner Büste zu geben und andererseits um doch, Ehren und Schande halber, die Feierlichkeiten der Osterwoche miterlebt zu haben, hatte er übrigens den Abschied von Rom so lange hinausgeschoben. An sich wäre ihm „eine Woche heiliger Castratenmusik mehr oder minder" etwas sehr Gleichgültiges gewesen, und Goethes Interesse an den Fastnachtslustbarkeiten fand er nur sonderbar.

Am 15. Mai endlich konnte er Rom verlassen, während die Herzogin wenige Tage später sich wieder nach Neapel zurückwandte. Einzig der Abschied von Angelica hatte ihn gekostet. Er fuhr fröhlicher aus der Porta del popolo als er hineingefahren war: auch sein Scheiden von Rom war das gerade Gegenstück zu dem schmerzlichen Lebewohl, mit dem sich Goethe ein Jahr zuvor von der Stadt losgerissen hatte, „wo des Theuren so viel ihm zurückblieb".

Das schönste Wetter begünstigte anfangs die Reise, und doch hielt den Ermüdeten, von Sehnsucht und Gedanken über die nächste Zukunft Beunruhigten das Neue, das er unterwegs zu sehen hatte, nur sehr vorübergehend in Spannung. Nur in Florenz und Venedig verweilt er mit lebhafterem Interesse. Weniger indeß die Kunst als Kunst, vielmehr die historischen Erinnerungen, die sich ihr anschlingen, wecken seinen Enthusiasmus. Wenn ihm in Florenz — wo er mit dem Großherzog eine zweistündige Unterredung hatte [1]) — das Herz wieder aufgeht, so ist es, weil er hier „Fußtritte von großen Menschen alter Zeiten, nicht Heilige und Götzenbilder allein" findet.

---

[1]) Das schlichte Diplom trägt das Datum des 9. Februar 89.

[2]) Erinnerungen II, 321, B, 386 Anm.

In Ferrara begrüßt er Ariosts Grab, und wie hätte das sonderbare Venedig, die „Seespinne mit hundert Füßen und Millionen Gelenken“ nicht auch ihm den bedeutendsten Eindruck machen sollen? Er war von Bologna zu Schiffe dorthin gegangen; über Padua, Verona, Parma eilt er nach Mailand; hier jedoch am 13. Juni angelangt, fühlt er sich körperlich und geistig matt. Von einem beschwerlichen Husten befallen, empfindet er alle Unbequemlichkeiten des Wirthshauslebens, des Aus- und Umpackens, des Geldausgebens und Umherziehens immer lästiger, belästigt außerdem durch einen Menschen, den ihm Reiffenstein in Rom aufgehängt hat. Durch die unbestimmten, noch unterwegs geänderten Angaben über seine Reiseroute hatte er es selbst verschuldet, daß er erst spät Briefe von Hause vorfand. Ein Grund mehr, ihn zu verstimmen und vorwärts zu treiben. „Meine äußerst scheu gewordene, in sich zurückgeschreckte, matte Seele kann jetzt nichts mehr als — reisen,“ so schreibt er schon von Mailand aus. Er kann vor Sehnsucht nach Deutschland nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen. Und je näher der Heimath, desto stärker zieht ihn diese Sehnsucht. Der lange hin und her besprochene Gedanke eines Zusammentreffens mit den Seinigen in Karlsbad, um dort noch einen längeren Aufenthalt zu machen, wird fallen gelassen, ja zuletzt selbst der Vorschlag des Entgegenkommens bis Ilmenau verworfen. Er komme ja „nicht im Triumphe,“ und nirgends als in seinem Hause möge er Weib und Kinder wiedersehen. Am 9. Juli, früh Morgens vor der Morgenröthe, unerwartet zu dieser Stunde, ist er in dem Hause hinter der Kirche wieder eingetroffen. —

Ob er nun hier wieder dauernd sich einzurichten haben werde, das war die große Frage, die jetzt sofort beantwortet werden mußte. Seit länger als einem Vierteljahr hatte dieselbe an seinem Horizonte gehangen, sie hatte ihn in Rom gequält und ihn quälend über die Alpen begleitet. Darum vor Allem waren seine Mittheilungen nach Hause so karg über das Gegenwärtige, weil sie so reich an Reflexionen über die Zukunft waren. In der That, nicht mehr in dem, was er auch jetzt noch sah und erlebte, sondern in der Vorbereitung auf das, was ferner mit ihm werden und er aus sich machen solle, liegt der Schwerpunkt seiner Briefe während all' dieser Wochen und Monate. Noch einmal daher müssen wir mit ihm nach Rom zurückkehren und zugleich mit der Geschichte seiner Beunruhigung durch die Göttinger Nachrichten die Geschichte der Entwickelung dieser Frage erzählen [1]).

---

[1]) Ueber die ganze Angelegenheit ist zu vergleichen der erste Abschnitt von Suphans Aufsatz: „Goethe und Herder von 1789—1795“, überschrieben „Weimar oder Göttingen?“ in den Preuß. Jahrbb. XLIII, 85 ff. Der Aufsatz knüpft an die Mittheilung einiger bisher ungedruckt gewesener Actenstücke an und giebt eine Darstellung des Verlaufs der Sache, von welcher die unsrige hauptsächlich nur darin abweicht, daß diese ein Fortrücken zur endlichen Entscheidung schon in den während der Reise gewechselten Briefen nachzuweisen bemüht ist.

An Herders Frau hatte sich Heyne zuerst gewandt, und sie hatte in ihrer Antwort ihrer Ueberraschung und ihren Bedenken einen der Entscheidung ihres Mannes in keiner Weise vorgreifenden Ausdruck gegeben [1]). Ihre Empfindungen waren auch die seinigen. Auch ihn machte anfangs die Nachricht nur stutzen und regte die alte Abneigung gegen Göttingen in ihm auf. Selbst Spittlers Professorhand in dessen ihm gleichfalls mitgetheilten Briefe [2]) war ihm zuwider. „Fremd und insipid" fand er den Antrag. Es lag ihm so fern, sich als Professor der lutherischen Theologie zu denken als wenn er nächster Tage in Rom Cardinal werden sollte. Nun jedoch kam Heynes officieller Brief, und gleichzeitig wanderte über Weimar ein langes Schreiben der Frau von Berlepsch nach Rom [3]). Der Antrag lautete auf eine ordentliche Professur der Theologie, auf die erste Universitätspredigerstelle mit dem Charakter eines Consistorialraths, mit einem Gehalt, den Herder selbst nach seiner jetzigen Lage zu bestimmen haben werde. Heynes Brief stellte in den Vordergrund, daß Herder damit völlige Satisfaction für das Vergangene erhalte, er führte aus, daß sich jetzt Alles in Göttingen verändert habe, daß selbst frühere Gegner ihn als die einzige Rettung der dortigen theologischen Lage ansähen, daß er nichts als Achtung und Liebe zu erwarten habe, und daß namentlich die Universitätspredigerstelle in Verbindung mit der Professur der praktischen Theologie, der Ethik und Dogmatik, ihm einen mächtigen Einfluß ins Ganze sichere. Wie ein weiblicher Commentar zu dem Heyneschen Briefe nimmt sich der der Frau von Berlepsch aus, der, indem er noch mehr ins Einzelne der Personalien eingeht, Alles, auch das von Heyne nur Angedeutete — die Aussichten auf Versorgung der Söhne, die pecuniären, die häuslichen, die geselligen Verhältnisse — im rosigsten Lichte zeigt und mit Lebhaftigkeit die Hoffnungen und Wünsche enthusiastischer Freundschaft vorträgt.

Beide Briefe verfehlten ihre Wirkung nicht. Auch wohl einem Anderen als Herder hätte der nun zum dritten Male wiederkehrende Ruf als ein Schicksalswink erscheinen können. Wenn er doch immer von Weimar weggestrebt, noch kurz vor der italiänischen Reise seine Gedanken auf Kiel gerichtet hatte: warum nicht den so viel größeren, jetzt ganz für ihn zubereiteten Schauplatz in Göttingen wählen? Lebhaft sofort erwachte, durchaus beherrschte ihn Eine Empfindung, — die Empfindung des Widerwillens, nachdem er so lange Freiheit genossen, in die „ausgeathmete Luft" von Weimar zurückkehren, da wieder anfangen zu sollen, wo er es gelassen hatte. Weimar erschien ihm nun wie ein abgetragenes Kleid, welches mit einem neuen zu vertauschen eben jetzt die rechte, aber auch die höchste und letzte Zeit sei. Offenbar dazu, um ihn von dem Alten loszulösen und zu einem Neuen zu gewöhnen, habe die

---

[1]) B. 275 ff., Anm. 2.

[2]) Handschriftlich vom 1. März 89.

[3]) Handschriftlich vom 20. März.

Vorsehung die ganze wunderbare Reise verhängt. Unter der Herrschaft dieser Empfindung treten ihm plötzlich alle Weimarischen Verhältnisse in dunkelen Schatten, malt er sich die Göttinger mit den hellsten Farben aus. Nicht nur die Weimarische Staatswirthschaft, bei der für seine Arbeit so wenig Erfolg abzusehen ist: auch alle Freundschaft, Gunst und Theilnahme, die ihm dort geworden, setzt er in der unbilligsten Weise herab. Er vergißt, welche Stütze er in den Kämpfen mit dem Consistorium an seinem Landesherrn gefunden, mit wie wohlwollendem Verständniß derselbe gerade in der letzten Zeit vor der Reise seinen Wünschen entgegengekommen; unkräftig nennt er die Güte der geliebten Herzogin, unzureichend findet er die Gnade des Herzogs. Des Zusammenhangs mit Fürsten und Fürstinnen ist er müde, müde auch der treuen und fördernden Freundschaft Goethes, gleichgültig gegen die Anhänglichkeit so vieler Verehrerinnen, die ja allenfalls ihm von Weimar nach Göttingen nachziehen können! Denn wie anders und besser Alles in Göttingen! Hier — so spiegelt er sich vor — winkt ihm Unabhängigkeit und lohnende Arbeit; hier hat er eine Sphäre zu wirken, eine Werkstätte für seine litterarische Thätigkeit, häusliches Leben statt der Hofbeziehungen, zuverlässige und gleichgestimmte Freunde! Von der Bibliothek nicht zu reden — auch die Universität, deren Pedantismus er so oft gescholten, die er sich vordem als eine Hölle, als ein Nest von Neid und Kabale vorgestellt — sie wird den Söhnen für ihre Erziehung zu Statten kommen, während ihm selbst der lebendige Kathedervortrag zur Entwicklung neuer Gedanken verhelfen wird. Jede Zufälligkeit bei seinem vorjährigen Abschied von Weimar, jedes Zeichen und jede Ahndung, womit seine Einbildung während der Reise gespielt, deutet er zu Gunsten Göttingens, und als er von dem Avancement einer Reihe Weimarischer Beamten erfährt, bei dem von ihm, dem Abwesenden, natürlich nicht die Rede gewesen, so ist ihm auch dies ein Wink der Vorsehung, daß er dort nicht mehr hin gehöre! Genug, so entfernt er von einem Entschluß ist, so widerstandslos treibt er mit seiner Stimmung immer mehr in die Strömung, die ihn von Weimar weg nach Göttingen führen muß, er freut sich dieser Stimmung als eines „Traums", und so lebendig ist ihm dieser Traum geworden, daß er sich schon vorstellt, wie er nur als ein Fremder auf kurze Zeit noch einmal nach Weimar kommen werde, und seiner Frau die Weisung giebt, daß sie soviel wie möglich im Voraus Alles zum Abzuge rüsten möge!

In Weimar indeß sahen sich die Dinge anders an als in Rom. Anders als Herder sahen sie Herders Frau und der treue Freund Beider — Goethe. Zunächst zwar konnte sich jene dem einen Hauptgesichtspunkt, der ihren Mann dem Rufe günstig stimmte, nicht verschließen. Sie war ja die unmittelbarste Zeugin all' der Verdrießlichkeiten gewesen, die ihm aus seiner amtlichen Stellung in Weimar erwachsen waren; wenn sie dies sich vergegenwärtigte, so schien es auch ihr eine Nothwendigkeit, zu gehen. Allein ihre alte, vor fünf Jahren so laut gewordene Abneigung gegen Göttingen und das Universitätsleben mußte ihr billige Zweifel

wecken, ob die dortige Lage und der neue Beruf für Herder das Richtige sei. Zu diesem Zweifel kamen die ökonomischen Erwägungen, die bei der unpraktischen und genialen Sorglosigkeit ihres Eheherrn ganz in ihr Departement gehörten und sie aufs Ernsteste beschäftigten. Sie hatte endlich während der Abwesenheit des Gatten so reichlich die Theilnahme der höchstgestellten sowohl wie der nächsten und besten Freunde ihres Hauses erfahren, daß ihr Herz den Werth derselben unmöglich so gering veranschlagen konnte wie der Abwesende, dem sich in der Ferne das Bild derselben theils verblaßt, theils verschoben hatte. Sie hatte vor Allem die treue Freundschaft Goethes erprobt, und den unruhigen Stimmungen, welche die Briefe ihres Mannes ihr zutrugen, hielt das ruhige Urtheil, die besonnene Rede des Freundes siegreich das Gegengewicht.

Mit klarem Blick wie mit reiner Theilnahme faßte Goethe alle Seiten der Frage ins Auge. Sein oberster Gesichtspunkt war das Beste des Freundes. Um Weimars und des Herzogs willen, um seiner selbst willen mußte er wünschen, ihn zu halten. Er sah, daß alle diese Interessen zusammenstimmten, daß es einen Weg gab, sie völlig zusammenstimmen zu machen. Diesen Weg schlägt er ein. Wie er es gewesen, der Herder nach Weimar gebracht hatte, so war er es wieder, der ihn jetzt für Weimar erhielt.

Bei Zeiten im April war der an Herder ergangene Antrag in Weimar bekannt geworden; der Herzog hatte darüber mit Goethe gesprochen; auch ohne die Vorstellungen, die ihm alsbald Frau von Stein in ihrem und der Herzogin Namen machte, sah er so klar wie dieser, daß Herders Fortgang ein schwerer Verlust für Weimar, sein Uebertritt nach Göttingen der Ruin für Jena sein müsse. Was für Herder selbst das Beste sei, hatte Goethe hin und her mit Caroline zu überlegen. Er mußte zugeben, daß das Für und Wider sich die Wage halte. Was den alten Freund in seiner bisherigen Stellung drückte und reizte, wußte er so gut, daß er sich ja schon früher mit dem Gedanken, ihn über kurz oder lang zu verlieren, vertraut gemacht hatte. Aber er kannte auch ihn und die Welt zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser Mann nirgends frei von Verdruß und Aerger sein werde; „er wird," sagte er zu Caroline, „überall die Neider und Heuchler, und wie sie heißen, finden; sein Gemüth bringt er ja überall mit." Und nun vollends in Göttingen! Herder an einer Universität! Unter dem Professorenvölkchen mit ihren kleinlichen Leidenschaften! Es war Caroline aus der Seele gesprochen: „Auch nicht einmal nach Jena wünsch' ich Herdern; ich hab' ihn viel zu lieb, er ist zu gut zum Professor!" Und aus alle dem war denn nun die Summe leicht zu ziehn: der Antrag ist das Glücklichste, was kommen konnte; er muß als Hebel benutzt werden, dem Freunde eine bessere Lage in Weimar zu bereiten, für ihn und die Seinen in der ehrenvollsten Weise ein gutes und sicheres Engagement zu schaffen.

Goethe hatte mit dieser Auffassung der Sache einen schweren Stand gegenüber dem, für den er arbeitete — einen so schweren fast wie Antonio mit dem nach Rom hinwegdrängenden Tasso. Wie oft, wenn er doch in eben dieser

Zeit am Schluß seines Tasso feilte, mochte ihm klar werden, daß er, bewußt oder unbewußt, dem leidenschaftlich reizbaren Dichter Züge aus dem Wesen des Freundes geliehen habe! Den, der in eigner Sache so stark von Gefühlswallungen abhängig war, galt es zu mahnen, „das Gemüth aus dem Spiel zu lassen"; dem Aufgeregten und der ein so schlechter Rechner war, mußte gesagt werden, daß er das Gute dort ruhig abwägen solle gegen das Gute hier, und daß er zuletzt den äußerlichen Vortheil entscheiden lassen müsse. In diesem Sinne, und um jede voreilige Entschließung zu verhüten, schreibt er dem Freunde am 10. Mai den köstlichen Brief, in dem das Gemüth denn doch wahrlich nicht aus dem Spiele gelassen ist, aber nur um die Sprache des reinsten Verstandes zu reden. Es bekümmert ihn, daß der Freund mehr als billig dem Gedanken nach Göttingen nachhänge. „Wenn es," schreibt er, „Dein Glück, Dein ökonomischer Vortheil ist, so will ich Dir es gern gönnen und selbst rathen; aber wenn man vortheilhaft tauschen will, so muß man das nicht verachten, was man besitzt." Er bittet ihn, nicht mitten unter den Erregungen der Reise, unberathen von einem Freunde, eine Entscheidung zu treffen, denn „hier ist zu rechnen und nicht zu fühlen, zu erwägen und nicht in einen Loostopf zu greifen." Und er zeigt sich ihm selbst als diesen Freund, dessen Rath er mit Zutrauen suchen dürfe. „Bedenke," ruft er ihm zu, „daß Du nicht als ein junger Mensch Dein einzeln Schicksal aufs Spiel setzest, das in der Folge sich immer wieder bessern kann, wenn man es auch einmal verpfuscht, sondern daß Du in Jahren, mit einer großen Familie Dich veränderst und daß Dein Gemüth, wie das Deiner Frau nicht aushalten würde, wenn der Göttinger Zustand mißlingen und Euch drückend werden sollte. Reise glücklich und komm gebadet zu uns, dann wollen wir consultiren und Dein Heil soll das höchste Gesetz sein."

Schon acht Tage vor diesem Brief aber hatte er ihm durch Caroline das Ergebniß seiner Unterhandlungen mit dem Herzog mittheilen lassen. Dieser hatte längst an eine Verbesserung von Herders Lage gedacht. Er hatte, als er von den Bedrängnissen des Reisenden gehört, ihm ein Geldgeschenk nachsenden wollen, aber Goethe hatte damals die freigebige Hand in kluger Voraussicht und unter Hinweis auf künftige Gelegenheit zurückgehalten. Wer ihm dafür nicht dankte, war Herder; „auch wenn der Herzog," murrte er, „für meine Situation in Weimar, wie ers im Sinn hatte, etwas wird thun wollen, wird ers mit dem besten Willen verderben." Mit dem besten Willen vielmehr verband Goethe jetzt, nun der Moment gekommen war, den einsichtigsten Eifer. Von ihm berathen, hatte der Herzog sein Gegengebot gegen die Göttinger Anerbietungen gethan. Es waren bestimmte Zusicherungen gegen unbestimmte Verheißungen. Herders Schulden sollten bezahlt, seine Besoldung erhöht, seiner Wittwe ein Wittwengehalt bewilligt, die Erziehungskosten der Kinder übernommen und für deren Unterkommen gesorgt werden; er selbst sollte Vice-Präsident des Consistoriums

mit der Anwartschaft auf die Präsidentenstelle werden; auch das Canzellariat der Universität Jena war in Aussicht gestellt.

Auf unsern Tasso wirkten diese Bedingungen, als er sie am 31. Mai in Bologna zu lesen bekam, scheinbar nur wenig. Er hatte sich nun einmal in das „Weg von ihnen!" hineingeredet; hatte nachträglich selbst von seinem längeren Zusammensein mit der Herzogin Mutter nur ein verdrießliches Nachgefühl; nicht er, hatte er sich noch kürzlich geäußert, werde dem Herzog, der Herzog müsse ihm kommen, und des kleinlichen Ganges Weimarischer Verhandlungen sei er überhaupt ein für allemal müde. Nun war ihm von dem Herzog wirklich in der freundlichsten, in keineswegs kleinlicher Weise der erste Schritt entgegengethan worden. Umsonst! zu tief hatte sich ihm der Wurm ins Herz gefressen: „Was kann ich in Weimar angreifen, woran nicht alter Kummer und Verdruß hängt?" „Des Herzogs Anerbietungen lauten groß und sagen wenig." So ist nun einmal der Zustand launenhafter Verstimmung. Man arbeitet sich schwer aus ihm heraus, und wenn die Gründe der Verstimmung hinwegfallen, wenn man der Stimme der eignen und fremden Vernunft nicht umhin kann Gehör zu geben, so ist man wieder darüber verstimmt, daß die Laune nicht Recht haben und daß man sich für beschämt halten soll. Carolinens Briefe, indem sie unaufhörlich die über alles Lob erhabene freundschaftliche Gesinnung Goethes und dessen treue Bemühungen priesen, liefen alle darauf hinaus, die Meinung derselben dem Gatten annehmlich zu machen; sie stellten, nicht ohne weibliche Ueberredungslist, Alles zusammen, was gegen Göttingen und für Weimar sprach, sie mischten, nicht ohne weibliche Empfindsamkeit, mit den praktischen und ökonomischen Gemüths- und Gefühlsgründe; sie verwiesen auf die allgemeine Bewegung für Herder in Weimar, wo man ihn als den „nothwendigen moralischen Schutzengel" ansehe, auf den gewohnten Verkehr mit so vielen anhänglichen Seelen, obenan mit der einzigen, erst kürzlich durch ein häusliches Leid tief gebeugten Herzogin, deren Theilnahme, deren Wünsche und Worte immer wieder angeführt werden, wie sie denn auch selbst an Herder geschrieben hatte [1]). So treibt Caroline den Unschlüssigen, Widerwilligen in die richtige Ansicht — ähnlich fast, wie damals, als sie von Darmstadt aus die Heirath betrieb — hinüber. Ohne daß er es merkt, ohne daß sie selbst den Anschein haben will, mit kluger, freundlicher Rede leitet sie ihn. Sie leitet ihn und will sich doch, da sie keinen Willen habe, immer dem seinigen unterordnen. Sie beredet ihn, und wäre doch unglücklich, wenn er glauben könnte, daß sie ihn zu etwas bereden wolle, was seine Seele beleidige.

Das war die Sprache, die langsam, aber sicher wirkte. Auch Goethes Worte wirkten; wirkten darum nicht weniger, weil sich der Verstimmte gegen sie bäumte. Je weniger er weder gegen die gute Absicht noch gegen das Treffende des Goetheschen Raths etwas aufbringen konnte, um so härter kam

---

[1]) B, 382. 384. Der Brief ist vom 22. Mai 1789.

es ihn an, sich belehren lassen zu sollen. Die Tassos hören so ungern die Antonios. Wie konnte Goethe sich herausnehmen, wie ein höherer Geist zu ihm zu reden und ihn zu bedeuten, daß es jetzt zu rechnen und nicht zu fühlen gelte? „Goethes Brief ist grob; er behandelt mich als einen jungen Narren von zwanzig Jahren.“ Ihm zu antworten — wie sehr es den Freund schmerzte — konnte er sich nicht überwinden.

Aber gethan hatte er darum doch, wie seine Frau und wie Goethe wünschten. Die so verächtlich behandelten Punctationen des Herzogs waren denn doch ein starkes Gegengewicht gegen den Zug nach Göttingen. Wie sollte sich sein Kritteln und sein Mißtrauen nicht auch einmal nach dieser Seite kehren? Auch von Heyne und den Göttingern versieht er sich keineswegs nur des Besten. „Der Fuchs,“ meint er, „hat die Bedingungen, wie weit er gehn kann, doch schon im Sack, und will nicht damit heraus, und Winkelzüge wird's noch genug geben.“ Mit seinem Mißtrauen verbindet sich sein Selbstgefühl; wenn er sich mit der Antwort an Heyne nicht beeilt, so hat er es deshalb gethan, weil „die stolzen Herren nicht denken sollen, daß er kommen müsse“. Zu seinem Mißtrauen und Stolz endlich gesellte sich — und das nicht am wenigsten kam Weimar zu gute — sein hochherziges Anstandsgefühl. So wie die Frau rechnete: man müsse von den Göttingern, denen er ihre Facultät wieder aufrichten helfen solle, als Aequivalent eine Summe von mehreren tausend Thalern Antrittsgeld fordern, so konnte der Mann nicht rechnen. Er fand es mit Recht unthunlich, wie man es auch einkleiden möge, daß der König von England ihm seine Weimarischen Schulden bezahlen solle. Gerade dieser Punkt aber war von entscheidendem Gewicht; er gab von vornherein den großmüthigen Anerbietungen Karl Augusts einen Vorsprung. Nur das hatte ja Goethe zunächst zu erreichen gesucht, daß jener sich auf der Reise nicht voreilig binden möge. Herder war davon, Dank seiner Unschlüssigkeit, weit entfernt. Trotz aller Abneigung gegen die alten, und trotz aller Illusionen über die neuen Verhältnisse, die seiner in Göttingen warteten, schrieb er unmittelbar nachdem er die Absichten seines Herzogs kennen gelernt hatte, in Bologna, am 3. Juni den so lange aufgeschobenen Brief an Heyne, in dem man, eben weil er Alles vorbehielt, zwischen den Zeilen die Entscheidung vorausliest[1]). Er entschuldigt die lange Verzögerung seiner Antwort, dankt für den ehrenvollen und lockenden Antrag und bittet, unter Hinweis auf seine Reiselage, daß ihm vergönnt werden möge, weitere Verhandlungen bis nach seiner Rückkehr verschieben zu dürfen. „Schon vor meiner Abreise hatte der Herzog, dem ich mit seiner Zufriedenheit diene, im Sinn, einige Umstände meiner bisherigen Situation zu ändern, er hat mir, ohne die mindeste Anregung von meiner Seite, einige Punkte darüber

---

[1]) Vollständiger und genauer als in den Erinnerungen, Preuß. Jahrbb. a. a. O. S. 96 abgedruckt.

zukommen lassen, und es erfordert also sowohl die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn als die Sorge für die Meinigen, daß ich nichts übereilt thue."

Mit Recht fand Goethe den Brief sehr gut. Er hatte inzwischen ununterbrochen seinen beruhigenden und verständigenden Einfluß auf die Frau mit ihrem „Elektrasinn" geltend gemacht und durch sie auch auf den abwesenden Freund zu wirken gesucht[1]). Nicht „schwätzend," wie dieser im Unmuth meinte, sondern handelnd hatte er fortgefahren seine Freundschaft zu bethätigen. Er hatte von dem Herzog eine weitere Zusage in Betreff einer Erhöhung von Herders Gehalt erlangt und dies in einem zweiten Briefe an diesen vom 15. Juni gemeldet[2]). Er hatte sich, um die ganze Sache ruhig mit Herder durchzusprechen, bereit erklärt, ihm nach Karlsbad und, als sich das zerschlug, nach Ilmenau entgegenzureisen; keine Spur von Groll darüber, daß jener ihm kein Wort des Vertrauens, keine Zeile Antwort gönnt; ihn erfüllt einzig die Sache; einzig die Sorge, ob es gelingen werde, ihn zum Bleiben zu bestimmen und, wenn er bestimmt sei, ihm „gute Tage zu machen" [3]).

Das Erstere war nicht so schwer wie er fürchtete. Unter allem Schwanken und Murren hatte sich dennoch in Herders Gemüth die richtige Einsicht, daß trotz Allem Weimar den Vorzug vor Göttingen verdiene, ihm selber unbewußt, vorbereitet. Nur scheinbar war durch das Hin und Her der Correspondenz mit Caroline, auf dem „Kreuzweg der Berathschlagung" die Sache nicht vorwärts gerückt: in Wahrheit war sie dadurch bereits entschieden, daß Herder sich dazu nicht entschließen konnte, den Göttingern, wie dort von ihm erwartet wurde, seine Bedingungen zu stellen, während ihm in Weimar die verhältnißmäßig günstigsten entgegengetragen wurden. Ueber das, was von Hannover zu fordern sein dürfte, hatte Caroline unter der Hand bei Frau von Berlepsch angefragt. Die Antwort derselben, die durch ihren Mann gut unterrichtet war, blieb weit unter Carolinens Erwartung[4]). Da war von 1600 Thalern die Rede, woneben auf die Einnahme aus den Collegien verwiesen wurde, und was die Versorgung der Kinder anlangte, so hieß es zwar, daß darauf mit Sicherheit gerechnet werden dürfe, zugleich aber, daß ein Versprechen darüber, wenn es verlangt würde, jedenfalls nur ganz im Allgemeinen ertheilt werden würde. Unter dem Eindruck dieser Auskunft ist Carolinens Brief vom 22. Juni, den Herder in Nürnberg erhalten haben wird, geschrieben; derselbe betrachtet die Sache bereits als abgemacht; sie hoffe, schreibt sie dem Rückkehrenden, daß er gern in Weimar bleiben werde; pecuniär werde er ja nun mit den Uebrigen ziemlich gleich stehen, „und in Göttingen hättest Du brav arbeiten müssen, um es dahin zu bringen."

---

1) Brief an Caroline A, I, 108 vom 29. Mai.

2) Preuß. Jahrbb. a. a. O. 89.

3) Goethe an Frau von Stein 8. Juni, bei Schöll III, 322.

4) Der Brief der Berlepsch vom 7. Juni liegt handschriftlich vor.

Mit dem nach Weimar Zurückgekehrten wurde nun mündlich noch einmal Alles durchgesprochen. Neue Argumente, so viel sich ersehen läßt, sind bei diesen Berathschlagungen nicht hinzugekommen: nur gewichtiger wurden die alten, nun sie sich mit übereinstimmenden Bitten anhänglicher Liebe verbanden. Caroline, und mit ihr alle Freunde und Freundinnen stellten dem Veränderungslustigen mit Recht vor, daß er es unter den neidischen, rivalisirenden Professoren nicht aushalten, daß seine reizbare Natur den Universitätskabalen unterliegen werde, da er ihnen nicht mit gleichen Waffen entgegentreten könne. Vielleicht noch durchschlagender war das Argument der Mutter, wie gewagt die Erziehung der Söhne in einer Universitätsstadt sei, da doch so viele Professorensöhne mißriethen. Beredt führte Goethe aus, wie ihm in Göttingen sein Arbeitsfeld viel enger bemessen sein werde, da er dort „unter die anderen Professoren verrechnet" sein werde. In Weimar sei er schon jetzt und werde er vollends nach dem Tode Lynckers der Erste im Consistorium sein, während er sich in dem Göttinger akademischen Senat auf die ärgerlichsten Auftritte, die dümmsten Beschlüsse gefaßt machen müsse. Alle Professoren würden gegen ihn sein, da er ihnen überlegen sei. Er, wie seine Frau werde sich unter den dort üblichen prunkenden Gastereien schlecht gefallen, während er hier ein stilles häusliches Glück und, so oft er wolle, Erheiterung in der Gesellschaft guter und gebildeter Seelen finde. Schon allein der regierenden Herzogin zu Liebe solle er hier bleiben[1]). Der Herzogin zu Liebe! Wenn er diesem Gedanken in der Ferne hatte widerstehen können — den mündlichen Bitten der hohen Frau, so edel bescheiden, so resignirt vorgetragen, zu widerstehen mußte ihm unmöglich sein. Wenn sie, wenn Frau von Stein ihm andeuteten, daß sie in ihm allein den Hüter reinerer Sittlichkeit, eine „moralische Mauer" erblickten, so wurde es Pflicht für ihn, Stand zu halten. Wenn endlich so viele Stimmen von Göttingen abriethen, so war diese allgemeine Stimme ein Wink der Vorsehung — ein Gottesurtheil.

Und so wurde mit Göttingen gar nicht, sondern ausschließlich mit Weimar verhandelt. Nur zufällig verzögerten sich, wegen der Abwesenheit des Herzogs, diese Verhandlungen, um erst Ende August zum Abschluß zu gelangen. Es galt für Herder nur, die unter den obwaltenden Umständen günstigsten Bedingungen zu erreichen. Unter Goethes Vermittelung, und indem die Herzogin, hocherfreut durch Herders Entschluß, zu bleiben, seinen Wünschen ihren ganzen moralischen Beistand lieh, wurde die Sache auf der Grundlage der vom Herzog vorgeschlagenen Punkte zu Ende geführt[2]). Das Oekonomische,

---

[1] Nach dem Manuscript der Erinnerungen.

[2]) S. die Goetheschen Briefe an Herder in A, I, Nr. 59—62 und die hier einschlagenden, in den Preuß. Jahrbb. S. 97—98 mitgetheilten Zeilen. Unter dem „Aufsatz der Deputate", von dem in diesen Zeilen die Rede ist, sind nicht die im Brouillon erhaltenen Aufzeichnungen Herders über seine Forderungen in Betreff seiner amtlichen Stellung (Suphan a. a. O. S. 98), sondern eine Berechnung seiner Deputate d. h. Naturaleinkünfte zu ver-

von der haushälterischen Theano in die Hand genommen, wurde dahin geregelt, daß die jährliche Besoldung mit allen Naturalien und Accidentien zwischen 1800 und 2000 Thaler betragen sollte[1]), während zugleich das herzogliche Anerbieten, die Studienkosten der Söhne zu bestreiten und für deren Versorgung einzutreten, stillschweigend als fortbestehend angenommen ward. Für Herder selbst war weitaus das Wichtigste, eine günstigere Regelung seiner amtlichen Stellung und eine Arbeitsentlastung durchzusetzen. In Betreff des in Aussicht gestellten Canzellariats der Universität Jena zwar that er ohne Zweifel weise, nach Goethes Rath darauf Verzicht zu leisten, um sich nicht neue Feinde und neuen Verdruß aufzuladen. Die Ernennung zum Vicepräsidenten des Oberconsistoriums war selbstverständlich, aber sie war von Werth nur, wenn er in Allem dem Präsidenten gleichgestellt und in seiner Eigenschaft als Generalsuperintendent eine größere Unabhängigkeit von den Beschlüssen des Collegiums erhielt. Er mußte ein selbständiges Vorschlagsrecht bei der Besetzung der Pastorenstellen, die freie und alleinige Aufsicht über das Gymnasium, das Seminar und die Schulen haben. Alle kleinlichen und beschwerlichen kirchlichen Geschäfte, insbesondere die Kirchenrechnungen und Leichenbegleitungen mußten ihm abgenommen, seine Verpflichtung zum Predigen auf das bescheidene Maaß einer alle vier Wochen in der Stadtkirche zu haltenden Predigt beschränkt werden. Alles wurde bewilligt und überdies die durch die wegfallenden Amtsgeschäfte sich herausstellende Einbuße an Accidentien nachträglich aus der Schatulle des Herzogs und der Herzogin unter dem Namen Erziehungsgelder für die Kinder ausgeglichen. Durch Decret vom 24. August erfolgte die Ernennung zum Vicepräsidenten, und nun zuerst, nachdem sein Bleiben entschieden war, bestieg er seine alte Kanzel wieder. Nicht zu Jedermanns Zufriedenheit, vielleicht mit zu starker Hervorhebung des Persönlichen, sprach er dabei von sich selbst[2]). Der Mund ging über von dem, dessen das Herz voll war. Er wußte, daß er den bedeutsamsten Schritt seines Lebens, einen nicht wieder zurückzuthuenden Schritt gethan hatte. Mit Gott hatte er ihn gethan: vor Gott durfte er sich dieser Gemeinde, dieser Stadt und diesem Fürsten von Neuem geloben.

Hatten aber die Weimaraner alle Ursache, sich über den Ausgang zu freuen, so war die Göttinger Universität durch den langen Verzug der Sache desto übler gefahren. Vergebens hatte Heyne wiederholt eine Antwort, eine

---

stehen. Herders erster Brief an den Herzog, nach der Rückkehr, ist vom 12. Juli und findet sich im Herderalbum S. 34. Das in die nächste Zeit fallende Billet der Herzogin an Herder ist von Suphan a. a. O. S. 98 mitgetheilt.

[1]) Herder selbst gab im Jahre 1795 auf Erfordern der damals zur Regulirung der Kriegsbeiträge eingesetzten Commission sein Gesammteinkommen auf 1943 Thlr. 18 Gr. 10 Pf. an.

[2]) Die ungünstige Auffassung des Auftretens giebt Schiller in dem Briefe an Körner vom 28. September (Briefw. II, 123) wieder.

vorläufige Benachrichtigung wenigstens, erbeten. Mit vollkommener Rücksichtslosigkeit schwieg Herder; gleich peinlich wie der Entschluß war ihm das Geständniß desselben. Nicht vor Ende September hat er den Absagebrief an Heyne geschrieben, und dieser mußte sich mit dem Troste begnügen, daß er dem Freunde durch den ehrenvollen Ruf zu einer vortheilhaften Veränderung seiner Lage und zu einer kaum gehofften Genugthuung für die frühere Göttinger Unbill verholfen habe [1]).

[1]) S. Heynes Briefe vom 2. und 26. August und 30. Sept. 89, C, II, 209 ff.

Siebentes Buch.

Nach der italiänischen Reise.

Erster Abschnitt.

Neuer Anfang in Weimar.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Herder mit dem Entschluß, den Göttinger Ruf abzulehnen, das bessere Theil erwählt hatte. Selbst Heyne, als er im Sommer 1790 in Begleitung seiner Frau den alten Freund besuchte, Heyne, der so lebhaft gewünscht hatte, daß derselbe den Ruf annähme, der aber zugleich die Göttinger Universitätsverhältnisse besser als irgend ein Anderer kannte, konnte nicht umhin, um seine aufrichtige Meinung befragt, die gegen sein Interesse gefallene Entscheidung zu billigen [1]). Die Legende erzählt von einem frommen Manne, der in allen seinen Geschäften stets von einem schwarzen Schatten geäfft, verspottet und gehindert worden sei; so habe er sich entschlossen, seinen Aufenthalt zu ändern, kaum aber habe er den alten lieben Ort verlassen und in dem neuen sich eingerichtet, so sei immer der schwarze Schatten wieder da gewesen. An diese Legende erinnerte Bode den Freund, wenn dieser je länger je mehr bereute, dem Rufe nicht gefolgt zu sein [2]). In Herders eignem Gemüthe war dieser schwarze Schatten, und sein Gemüth, wie Goethe gesagt hatte, würde er überall hin mitgenommen haben. Sicherlich: er würde in Göttingen bitter bereut haben, nicht in Weimar geblieben zu sein.

Unter den Gründen, die seine Entscheidung bestimmt hatten, standen ja die freundschaftlichen Verhältnisse, die ihn in Weimar umgaben, obenan. In verstärktem Maaße kam dem Zurückgekehrten die Anhänglichkeit der Besten entgegen: sein neuer Anfang war in dieser Beziehung so hoffnungsreich wie möglich.

Neben die älteren, vielmehr ihnen voran trat von jetzt an besonders das jüngere Verhältniß zu einer Frau, die Herders Werth tiefer als die

---

1) Caroline an G. Müller 12. September 1805, C, III, 340.

2) * Caroline an G. Müller 21. December 1807.

Meisten empfand und ihm in unwandelbarer Treue ergeben blieb. Herzlicher in der That und inniger als Frau von Stein und Frau von Schardt schloß sich dem Herderschen Hause Charlotte von Kalb an[1]). Schon 1787 war sie nach Weimar gekommen und hatte nach der ersten Begegnung in Tiefurt sich rasch zu dem Manne hingezogen und von ihm beachtet gefunden, dessen Schriften ihr erst kürzlich bekannt geworden waren. Sie hatte dann während Herders Abwesenheit in Italien die Einsamkeit Carolinens und deren unruhige Sorge mit treuem Herzen getheilt; ja so sehr rechnete Herder sie in seine Existenz mit ein, daß er sich denken mochte, sie werde mit ihm nach Göttingen übersiedeln. Am Ende zwar, schrieb er, sei ihr Schiller genug. Gerade jetzt jedoch gingen Schillers und Charlottens Wege auseinander. Das Mißverhältniß zu ihrem Gatten, mit dem sie innerlich nichts verband, die Trennung von ihrem Sohne, die man von der zärtlichen Mutter gefordert hatte, machten ihr ein Haus wie das Herdersche, eine innig verstehende, zusprechende Theilnahme, eine aus Geistes- und Gemüthsschätzen spendende Seelsorge, wie Herder sie, nicht bloß von der Kanzel, zu üben verstand, zur größten Wohlthat. Seine Gespräche und was er ihr an Lectüre zuwies, die Abende, die sie, am liebsten allein, in seiner Familie zubrachte, machten ihre höchste Glückseligkeit aus. Auch äußerlich verband sie dem Hause die Pathenschaft, die sie mit der Herzogin Amalia bei Herders Jüngstgeborenem, Rinaldo übernahm: innerlich knüpfte sich das Band durch die idealste gegenseitige Sympathie. Mit Recht sagte ihr Goethe, daß sie für Herder und im höchsten Sinn der Freundschaft fähig sei, weil sie mehr als nur oberflächliche persönliche Beziehungen suche. In allem Schwanken und allem Ueberschwang ihrer phantasiereichen Natur und in aller Disproportion ihres Wesens erkannte Herder die goldne Reinheit, die auf einfache, herzliche Wahrheit gerichtete Tiefe ihres Empfindens. Diese spät geschlossene Freundschaft war völlig frei von den falschen Tönen, die einst in dem Verhältniß zu Sophie von Schardt mitgeklungen hatten. Ueberwiegend freilich war sie die Empfangende, und wie sehr sie sich dessen bewußt war, davon zeugen ihre Briefe an Herder und mehr noch ihre Memoiren. Dankbar rühmt sie den Reichthum der freundlichen Mittheilungen des Verehrten, dem gegenüber auch ihr die innige Rede, die Aeußerung eigenthümlicher Meinung nicht schwer geworden sei, und demüthig verwundert sie sich dann wieder, daß der geistig so hoch Gestellte sie so oft habe dulden wollen. Sie gesteht ihm, daß er ihr immer mehr sei, je mehr sie denke und lebe, daß er

[1]) Das Folgende nach Sauppe, Charlotte von Kalb, im Weimarischen Jahrbuch I, 372 ff., Köpke, Charlotte von Kalb, bes. S. 83 ff. und Palleske, Charlotte, bes. S. 152 ff.; ergänzend treten fünfzehn mir handschriftlich vorliegende, meist kurze Briefe Charlottens an Herder, ohne Jahreszahl und nur theilweise sicher zu bestimmen, ein. Außerdem: B, 70, 109. 296. 311. 339. 341 ff. 377. 393. Charlotte an Knebel 26. Dec. 1791, bei Düntzer, Zur deutschen Litteratur und Geschichte I, 153. Aus späterer Zeit Jean Paul an Otto, 28. December 1798.

durch seine Güte für sie ihrem Dasein einen Werth ertheile, den sie sonst nicht gekannt habe. Durch solche Geständnisse aber mußte sich denn doch auch der Gebende reichlich bezahlt finden, und nicht minder durch die verständnißvollen, zuweilen überraschend treffenden Bemerkungen, die ihr über Gehörtes und Gelesenes, über Bücher und Menschen zu Gebote standen. Das Treffendste hat sie über Herder selbst gesagt: wie ihm schnell klar geworden, wie er, selbst empfindlich, gefühlt habe, was Anderen verborgen geblieben, „ja was das Individuum ohne seine Erkenntniß nicht in sich verstanden haben würde," und wieder: wie ihr an ihm die Leiden derer vor Augen getreten seien, die sich tieferen Forschungen weihen, das „Doppelleiden, wenn das Gemüth dem Körper die Leiden giebt und diese wieder mit schneidender Schärfe auf den Geist wirken." Nur eine selbst im Dulden Geübte und zu innigem Eingehn in fremde Persönlichkeiten Befähigte konnte sein Wesen mit so durchschauender Theilnahme auffassen. Wer so verstanden wird, der empfängt auch im Geben: im Spiegel ihrer dankbaren und bescheidenen Empfindung, ihrer treuen Erinnerung an den lange vor ihr Dahingegangenen lesen wir, welcher Gewinn auch ihm aus dem schönen Verhältniß erwachsen mußte.

Ganz ungetrübt nahm Herder in den neuen Lebensabschnitt auch die herzliche Freundschaft zu Knebel hinüber [1]). Er hatte sich durch das Mißtrauen, welches Carolinens Briefe gegen diesen zur Zeit der Göttinger Berufungssache äußerten, nicht irre machen lassen; den Wunderlichen, Launischen ließ er in seiner ganzen Eigenart gewähren und machte sich das Gute und Tüchtige davon zu nutze; dieselbe war ihm nur noch verständlicher geworden, seit er in Anspach dessen Familie kennen gelernt hatte. Von Ostern 1790 bis Ostern 1791 weilte zwar Knebel in seiner fränkischen Heimath: gerade in dieser Zeit jedoch hatte Herder Gelegenheit, ihm durch die Theilnahme an dem traurigen Ende seines Bruders sein ganzes Herz und durch die Vermittelung, die er beim Herzog für eine neue Regelung seiner Weimarer Stellung eintreten ließ, seine thätige Freundschaft zu zeigen. Es gelang ihm, den in so vielen Dingen ihm Gleichgestimmten von Neuem in seine Nähe zu ziehen, um fortan in ununterbrochener Mittheilung über Litterarisches und Persönliches eine Gemeinschaft mit ihm fortzusetzen, die, so viele andere Verhältnisse überdauernd, mehr und mehr zu einem gegenseitigen Schutz- und Trutzbündniß, einer Art ausschließender Parteiverbindung wurde.

Daß sich dieselbe dereinst ausschließend auch gegen Goethe richten würde, lassen einstweilen nur einzelne Stellen der Briefe aus Italien ahnen. In den nächsten Jahren nach der Rückkehr von dort tritt vielmehr Goethe noch einmal in alle Rechte der alten Freundschaft ein, wie sie vor der Reise bestanden hatte. Auf den ersten Blick hin hat die Intimität des Verhältnisses sich eher gesteigert als

[1]) Für das Folgende dient der Knebel-Herdersche Briefwechsel, C, III, Nr. 40 ff. und Knebels Litt. Nachl. II, Nr. 13—17 als Hauptbeleg.

vermindert. Von Neuem hatte sich ja jener durch seine treuen Vermittlerdienste, durch seine Sorge, dem Freunde gute Tage zu machen, durch Alles, was er der Gattin während der Abwesenheit des Gatten gewesen war, das Vertrauen Beider gesichert. Mehr als zuvor war der Dichter jetzt, nach der Lockerung seines Verhältnisses zu Frau von Stein, eines an seinen geistigen Interessen theilnehmenden Genossen bedürftig, während er zugleich durch seine neugegründete Häuslichkeit behaglicher, zu einem bequem vertraulichen, gemüthlichen Umgang aufgelegter geworden war. Seine häufigen und langen Abwesenheiten von Weimar freilich unterbrachen nur zu oft den Verkehr: nur um so mehr Gelegenheit jedoch für Herders, dem Abwesenden durch die Fürsorge für seine Zurückgelassenen die Treue zu vergelten, mit der er sich ein ganzes Jahr lang der von Herder Zurückgelassenen angenommen hatte. Denn ihnen hatte er kein Hehl daraus gemacht, welchen Schatz jetzt sein Haus berge, mit wie leidenschaftlicher Neigung, mit wie zärtlicher Sorge er an diesem Schatz hänge. Es ist das beste Zeichen seines Vertrauens, daß er, als er im März 1790 der aus Italien zurückkehrenden Herzogin Mutter bis Venedig entgegenreist, sein Mädchen und seinen Kleinen dem Schutz des Freundes anempfiehlt. In der schönsten Weise bezeugen die Zettel und Briefe, die er aus der Ferne an das Herdersche Haus richtet, daß er neben seinem „Erotikon" nichts Lieberes daheim hat als dies Haus mit allen seinen Insassen [1]). Mit väterlicher Zärtlichkeit hat er namentlich seinen Pathen August, den zweiten und begabtesten der Herderschen Knaben an sich gezogen; an ihn hat er immer noch einen besonderen Gruß zu bestellen. Auf die Reise nach Venedig folgte im Spätsommer 1790 die Reise in das schlesische Feldlager, und wieder sind die Briefe des Abwesenden voll Offenheit und Herzlichkeit, voll Theilnahme an den Ereignissen in Herders Familie, voll Sehnsucht nach einem baldigen Wiedersehn. „Goethe besucht uns oft", heißt es in einem Briefe Carolinens an Gleim vom 6. November 1791. Man genoß sich in dieser Zeit, zwischen October 1790 bis Juni 1792, dauernder. Zu manchen Mittheilungen nach Hause hatte namentlich die Reise nach Venedig Stoff gegeben; Herders hatten immer zuerst erfahren, was der Reisende unterwegs gesehn, gelesen, gedichtet und gedacht, ihnen hatte er seine Venetianischen Epigramme, seine anatomischen Entdeckungen anvertraut. Vollends jetzt daheim. Nicht nur, daß herüber und hinüber, was der Eine und Andre producirt, zu gegenseitiger Kritik und Antheilnahme ausgetauscht wird: auch einzelne amtliche Dinge werden vertraulich zwischen ihnen verhandelt. Eine längere Trennung verursachte darauf wieder Herders Reise ins Aachener Bad, von welcher demnächst zu berichten sein wird, und Goethes Theilnahme an dem Feldzug in der Champagne. Die Hoffnung, daß man sich dabei auswärts begegnen werde, hatte sich nicht erfüllt [2]). Nur um so

[1]) S. die Goetheschen Briefe in A, I, besonders Nr. 65—87.

[2]) Es mag gestattet sein, an dieser Stelle aus einem gemeinschaftlich von Goethe und dem Prinzen August *Weimar 13. Juli 1792 an Herders nach Aachen gerichteten Briefe die von

mehr sehnten sich die zuerst nach Weimar zurückgekehrten Herders, den Freund, der so viel Noth und Drangsal des Krieges hatte ausstehen müssen, wiederzusehen. „Wir können es kaum erwarten, ihn wieder zu sehen", schreibt Caroline am 11. November 92 an Jacobi. Und sie erfreuten sich nun des „guten und wohlgestimmten Geistes", den er, nach einem Besuche bei Jacobi, im December zurückgekehrt, mitbrachte. Gegen Jacobi rühmt Caroline am 5. April 1793, daß ihnen Goethe in diesem Winter manche frohe Stunde durch seinen Reineke Fuchs gemacht habe. Er rüstete sich eben, dem Herzog zur Belagerung von Mainz in das Lager von Marienborn zu folgen. „Bedauern Sie ihn und uns!" schreibt Caroline, „doch scheint er lieber in jene Gegenden zu gehn, als wir ihn lassen." Und am 12. Mai: „Goethe ist endlich heute doch noch zum Herzog abgereist, mit unseren Wünschen und unserer Liebe begleitet. Die guten Götter bringen ihn glücklich und mit dieser Reise zufrieden wieder zu uns!" In dem Enthusiasmus für Goethes „ewige Epopöe" gipfelte noch einmal das alte Einverständniß Herders mit dem Genius des Dichters. Wie ein lichter Punkt scheint die Freude über den Besitz dieses Freundes aus dem Trübsinn hervor, der übrigens um diese Zeit in den Aeußerungen Herders sich vernehmen läßt. Während Goethe jung werde, so werde er von Stunde zu Stunde älter. Wie oft in seiner Jugend, so müsse er sich noch jetzt im Alter perfer et obdura zurufen; er werde seines Lebens nicht froh; so aber müsse es sein, und so sei es durch seine eigne Schuld[1]).

Nichts Anderes ist mit dieser Schuld gemeint als die Wahl, die er im Jahre 1789 getroffen, der Mangel an Voraussicht bei der Neuordnung seiner amtlichen Stellung nach der Rückkehr aus Italien. Auch in dieser Beziehung lag die Vergleichung mit Goethe nahe, der ja gleichfalls ein Jahr zuvor einen zweiten Abschnitt seines Weimarer Lebens unter wesentlich veränderten Bedingungen begonnen hatte. Dank dem Wohlwollen des Herzogs und seiner eignen glücklichen Vorsicht hatte sich Goethes Stellung in der denkbar günstigsten Weise gestaltet; von lästigen Verpflichtungen befreit, in freier Neigung, gemäß seinen eigensten Interessen dem Lande seiner Wahl, dem befreundeten Fürsten und dessen Hause dienend, hatte er bald das anfängliche Heimweh

---

dem Ersteren herrührenden Sätze mitzutheilen. Goethe schreibt auf der ersten Seite an Caroline: „Sie sind recht artig und gut, daß Sie mir schreiben, es ist aber weder artig noch gut, daß Herder sich wieder erkältet und sein Uebel zurückgerufen hat. Möge es zum andren und letztenmal fortgeschafft werden. Grüßet Jakobi, wenn er noch bei Euch ist und seine Schwestern. Ich hoffe, daß der Kriegs- und Friedenscongreß mir Zeit lassen wird, sie zu besuchen. Ich freue mich recht darauf, sie wieder zu sehen, da ich abwesend meinen Freunden ganz unnütz und todt bin." Auf der vierten Seite nimmt er noch einmal das Wort: „Es geht nach Tiefurt und ich kann nur so viel hinzusetzen. Wahrscheinlich bin ich in der Hälfte Augusts in Frankfurt. Ich wünsche, daß wir uns nicht umgehen. Schreiben Sie doch ja, daß ich näher weiß, wenn Eure Reise von Aachen abgeht. Lebt schönstens wohl." Die Zeilen gehören vor Nr. 83 in A, I, 134.

[1]) An Jacobi 5. April 1793, A, II, 304.

nach Italien überwunden, um sich fortan unter dem grauen Himmel des Nordens heimischer als zuvor zu fühlen. Aber er hatte Recht mit dem Worte, daß er nur für sich, nicht für Andere Glück habe. Es war seine Absicht gewesen, für den Freund und dessen Zukunft in ähnlicher Weise wie für sich zu sorgen. Es mißlang. Schon deshalb mißlang es, weil es für Herder in Weimar keine anderen Erleichterungen gab als innerhalb des Rahmens seiner alten Amtsverhältnisse. Höchst mißlich, zweitens, daß bei den Verhandlungen vom Jahre 89 ein zu starkes Gewicht auf die ökonomischen Bedürfnisse des viel Bedürfenden hatte gelegt werden müssen. Der Hauptgrund endlich, daß alle Hoffnungen scheiterten: Herder war nicht Goethe; der Dämon, der Glück oder Unglück bringt, wird einem Jeden in der Stunde seiner Geburt mitgegeben.

Eine kurze Zeit zwar nach dem Abschluß der Verhandlungen durften sich beide Herders der neu geschaffenen Lage freuen. Nicht lange nachdem die Entscheidung gefallen, giebt Caroline in einem Bericht an G. Müller, indem sie das schöne Betragen des Herzogs und der Herzogin und Goethes treue Freundesdienste rühmt, ihrer Genugthuung den stärksten Ausdruck. Das Publicum, dem ihr Mann sich durch Annahme der Göttinger Stelle habe aufopfern wollen, habe vielleicht verloren, er selbst jedoch für sein eigenes Dasein gewonnen — „die Vorsehung hatte ihn lieber und erhielt ihn hier." Auch er selbst aber schreibt, zwei Monate nach seiner Ernennung zum Vicepräsidenten des Consistoriums, dem Schweizer Freunde, noch könne er zwar von seiner Lage nicht reden, weil dazu Zeit gehöre, das aber wisse er gewiß, daß er wohl gethan habe, nicht nach Göttingen zu gehen; hier wie überall sei seine Frau der Schutzengel gewesen, der sein Gewissen geweckt habe. „Lassen Sie," so redet er dem jungen Manne zu, der seinen Brief „Schaffhausen in der Barbarei" datirt und seinen „fressenden Kummer" über erlittene Kabalen und Zurücksetzungen in das Herz des väterlichen Freundes ausgeschüttet hatte, — „lassen Sie keinen Zufall, kein Unrecht, das Ihnen geschieht, böse Gestalten in Ihr Gemüth ätzen und graben" [1]). Das sind nicht die Worte eines Mannes, der selbst voll Gram über erlittenes Unrecht gewesen wäre.

Erst allmählich, offenbar, keineswegs gleich in den ersten Monaten des Bleibens, wie es die „Erinnerungen" darstellen, wurde Herder inne, daß er sich in seinen Erwartungen getäuscht, und daß die Rechnung seines neuen Lebens ein Loch habe.

Vor Conflicten mit den Mitgliedern des Consistoriums, wie sie ihn früher zu wiederholten Malen verbittert hatten, war er durch seine nunmehrige gewichtigere Stellung in dem Collegium hinreichend geschützt. Die Ueberlast geistlicher Amtsverrichtungen und der Plack der Kirchenrechnungen war ihm

---

[1]) Caroline an G. Müller (August 1789?), bei Gelzer XIV, 207; Herder an denselben, 25. Oct. 89, das. S. 209. 210.

von den Schultern genommen. Allein andere unvorhergesehene Uebelstände waren an die Stelle getreten; er hatte seine Erhöhung sowohl wie seine Erleichterung theuer zu bezahlen. Das Erste war die plötzlich auftretende und rasch zunehmende Augenschwäche des alten Herrn von Lyncker. In Gegenwart des Präsidenten, den sein Augenleiden an der wirklichen Leitung der Geschäfte, aber nicht am Erscheinen in den Sitzungen und nicht an krittelndem und tadelndem Dreinreden verhinderte, hatte Herder das Präsidium zu führen. Es war eine Thätigkeit mit halb gebundenen Händen, eine Abhängigkeit, die es beispielsweise unmöglich machte, die dringend nothwendige bessere Organisation der Kanzlei und damit eine Erleichterung des schwerfälligen Geschäftsganges ins Werk zu setzen. Viel schlimmer aber, und doppelt schlimm im Zusammenhang mit diesem Verhältniß, war ein Zweites. Um nämlich die dem neuen Vicepräsidenten bewilligte bedeutende Gehaltszulage anderwärts zu ersparen, hatte der Herzog zu einem bedenklichen Mittel gegriffen. Als Mitarbeiter des Präsidenten für die zahlreichen dem Oberconsistorium zufallenden richterlichen Entscheidungen, namentlich in Ehesachen, war bis dahin bei dieser Behörde einer der älteren Regierungsräthe als ständiger Oberconsistorialrath mit zweihundert Thaler jährlichem Gehalte angestellt gewesen. Ohne daß Herder vorher darüber verständigt worden wäre, wurde jetzt, vierzehn Tage nach seiner Ernennung, diese Stelle eingezogen; unentgeltlich hatten fortan sämmtliche Regierungsräthe der Reihe nach je ein Jahr als Mitglieder des Consistoriums zu fungiren. Das war eine ökonomische, aber es war keine weise Maaßregel. Ihre natürliche Folge war, daß dem Präsidenten, vielmehr aber, da dieser wegen Krankheit und Altersschwäche nicht zählte, dem Vicepräsidenten sein Amt wesentlich erschwert war. Der jährliche Wechsel brachte es mit sich, daß die neu eintretenden Regierungsräthe jedesmal eine geraume Zeit brauchten, um sich mit den Geschäften vertraut zu machen. Es war nicht wahrscheinlich, daß sie ein hervorragendes Interesse und Hingabe an die Sache mitbrächten, da sie nur vorübergehend und unbelohnt ihre Arbeit zu thun hatten. Die Aussicht auf die Präsidentenstelle war ihnen genommen, da Herder die Anwartschaft darauf hatte: was war von dem guten Willen von Männern zu erwarten, welche ihn als den Räuber ihres Gehalts und als das Hinderniß ihres Aufsteigens anzusehen ein gewisses Recht hatten? Der Mißgunst der ganzen Regierung ausgesetzt, fand sich Herder mit Arbeit, mit neuer, ungewohnter Arbeit überladen. Er selbst mußte sich jetzt in alles Detail der juristischen Fragen und in das Formelle des Prozeßverfahrens hineinstudiren. Der verantwortliche Stellvertreter eines unbrauchbaren und hemmenden Chefs, war er selber ohne zuverlässigen Stellvertreter und Gehülfen und daher an jede Session gebunden [1]).

---

[1]) Das Obige nach dem im Druck (Erinn. III, 32) wesentlich verkürzten Manuscript der Erinnerungen, dem Briefe Carolinens an Frau von Frankenberg vom 20. Aug. und

Daß ihm gleich anfangs alle beschwerlichen Folgen der neuen Einrichtung hätten klar werden sollen, ist schon deshalb nicht anzunehmen, weil sie sich erst mit der zunehmenden Krankheit des Präsidenten in vollem Umfange entwickeln konnten. Dazu kömmt, daß der Erste aus der Regierung, der die Justizgeschäfte im Consistorium unbesoldet verwalten helfen mußte, der ihm befreundete Herr von Schardt war. Er fand in ihm einen treuen, willfährigen und neidlosen Gehülfen und bezeugte dem Ausscheidenden dafür seinen Dank in noch erhaltenen Versen [1]). Daß ihn die Anordnung des Herzogs, bei der er nicht befragt worden, stutzig gemacht, wird man annehmen dürfen. Daß er sie ohne Gegenvorstellungen hingenommen haben sollte, wenn er sogleich ihre ganze Tragweite erkannt hätte, wird man nicht geneigt sein zu glauben, wenn man sich des entschlossenen Auftretens erinnert, mit dem er bei seiner ersten Ankunft in Weimar gegen jede nachträgliche Verkürzung seiner Rechte Protest erhob. Immerhin mag er schon jetzt seiner Ueberraschung ein unmuthiges Wort geliehen haben: aber erst als er je länger je mehr erfuhr, in welcher Weise er dadurch belastet werde, erst als das Uebel sich verhärtet hatte, erst als wiederholte Krankheitszufälle ihn die Arbeitslast drückender empfinden ließen und seine Reizbarkeit steigerten — erst da beurtheilte er das Geschehene in der leidenschaftlichen Weise, die es ihm unmöglich machte, seinem Landesherrn das frühere Vertrauen entgegenzutragen. Nun erst bestärkte er sich in der unbilligen Auffassung, daß ihm der Herzog hinterlistig sein Wort gebrochen habe, daß ihm ein „schändlicher Betrug“ gespielt worden, daß er „in die Hände der filous gefallen sei.“

Nur zu bald, leider, wankte seine Gesundheit. Davon, daß der Gram über jenen „Betrug“ die Mitursache gewesen, findet sich in den gleichzeitigen Documenten keine Spur. Nicht eigentlich mit Heimweh nach Italien hatte er, wie Goethe, zu kämpfen; mit froher Erinnerung, nicht wehmüthig, blickt er in dem schönen Briefe vom 7. December 1789 an seinen jungen Göttinger Freund Meyer auf das Land zurück, dem dieser jetzt zueilte [2]): aber die Eingewöhnung in den neuen Zustand nach einer langen Reise wurde ihm diesmal so schwer oder schwerer als nach der Hamburger Reise vom Jahre 1783. Die Luft Italiens hatte auf sein körperliches Befinden den günstigsten Einfluß geübt; gesund und im besten Humor war er zurückgekehrt; vorher hager, erschien er jetzt als eine respectable Figur [3]). Die Veränderung des Klimas, die wieder beginnende Actenarbeit, der Gegensatz des Lebens in der kleinen Thüringer Residenz, des Wohnens hinter der finsteren Kirche gegen das freie Umtreiben

---

an Goethe vom 21. Sept. 95, beide auszugsweise mitgetheilt von Suphan, Preuß. Jahrbb. XLIII, 145 ff., 154 ff., vgl. das. S. 99.

[1]) Erinnerungen III, 33; SW. zur Litt. IV, 14.

[2]) Zur Erinnerung an Meyer I, 288 ff.

[3]) Tagebuch des Erfurter Stadtrath Beyer vom 8. Dec. 89 bei Beaulieu-Marconnay, Dalberg I, 351.

in einer so viel größeren und heitreren Welt — wie hätte das Alles nicht Schwankungen in seiner Stimmung hervorbringen sollen? Von Gotha aus, wo er, einer Einladung des Prinzen August folgend, im Herbst wenige Tage im heiteren Verkehr mit den dortigen Herrschaften und mit seiner Freundin Frau von Frankenberg zubrachte, rühmt er es noch gegen die besorgte Gattin, daß „sein Gefühl der Ruhe und behaglichen Gleichgültigkeit zugenommen habe“ [1]). Allein nun folgte der Winter. „Still und unbedeutend“ verstrichen die Tage. Allzu unbedeutend und unter allzu angestrengter, unerfreulicher Arbeit. „Sein Blut,“ so erzählt Caroline dem treuen Freunde Gleim, wurde in Folge der Veränderung des Klimas und der ungewohnten sitzenden Lebensweise immer schwerer, bis endlich um die Osterfeiertage Rückenschmerzen eine Krankheit ankündigten, die, bald wiederkehrend, sich im April zu einer gefährlichen Krisis steigerte und von der er sich, unter immer wiederkehrenden Schmerzen, so langsam erholte, daß er sich noch Ende Mai nicht als einen gesunden Mann fühlte [2]). Und nun muß er den ganzen Sommer und Herbst 1790 Curen brauchen. Halb in Weimar, halb in Belvedere trinkt er den Egerbrunnen; denn eine vierteljährliche Abwesenheit des Präsidenten fesselt ihn an die Scholle und an die Kette der Consistorialgeschäfte [3]). Bei fast fortwährender Krankheit des „gemächlichen“ Lyncker hat er dieselbe Kette während des folgenden Winters zu schleppen: — was Wunder, wenn er nun wieder wie in den letzten Jahren vor der italiänischen Reise in Klagen gegen seine Vertrauten ausbricht? Sie sind nicht schärfer, aber sie sind trauriger. Gegen Heyne zuerst, nach dessen kurzem Besuch in Weimar, im Sommer 1790, spricht er es aus, daß er sich „so alt, so alt!“ fühle [4]). Ein Geist, dem es Natur und Bedürfniß ist, jung zu sein, sich aufzuschwingen, von Ideen aus dem Vollen zu leben, findet sich durch den Druck des Lebens und der Geschäfte niedergehalten, gebrochen, sich selbst abhanden gekommen. Ut iniquae mentis asellus, klagt er gegen Knebel, gehe er unter seinen Geschäften einher. Sein Leben sei alltäglich, sein Geist, als ob er verschwunden wäre. „Was mir hier und da einfällt, sind unkräftige Träume eines Kranken, die ihm auch selbst als Träume kein Vergnügen gewähren.“ Dieselben Klagen, daß er sich selbst mühsam suche und noch immer nicht finde, gegen den jungen Freund in der Schweiz, und nun zuerst — nachdem er über anderthalb Jahre seine neue Amtslage erprobt hat — zwischen den Zeilen die Andeutung, daß er nicht bloß gebrochen, sondern betrogen sei. Er nennt das „viele Andere“ nicht, das

---

[1]) An Caroline 30. Sept. C, II, 331; an Knebel 10. Oct., Knebels Litter. Nachl. II, 248.

[2]) Caroline an Gleim 14. Mai 90, C, I, 141 ff., an Knebel 28. Mai, Litt. Nachl. II, 256 oben; an G. Müller * vom „letzten Mai“ 90.

[3]) An Knebel 20. Sept. 90, Litt. Nachl. II, 256. Zwei Briefe an Caroline aus Belvedere C, II, 333.

[4]) 11. Oct. 90, C, II, 2!1.

ihm „so zu sagen, seine jugendliche Etourderie fast ganz geraubt habe," aber das Verschwiegene ergänzt sich leicht. „Keine falschere Großmuth, zumal für Gelehrte, als gegen Fürsten!" — er schreibt diese Worte in Bezug auf Johannes Müllers Lage in Mainz, aber er denkt dabei an seine eigene Lage in Weimar [1]).

Im nächsten Sommer endlich, im Juni und Juli 1791, war es dem Vielbeschäftigten vergönnt, Erholung und Heilung, wie in früheren Jahren, im Karlsbade zu suchen [2]). Allein die heilende Kraft des Bades versagte. Die Cur schien das Uebel mehr aufgeregt als erleichtert zu haben. Als er sich im Herbst von Neuem in die ihn erwartenden Amtsarbeiten stürzte [3]), so erlag er. Der Winter wurde zu einer schweren Leidenszeit für ihn. Schon im December erkrankte er; zu dem alten Leber- und Hämorrhoidalleiden gesellte sich im Januar die Gicht, die ihn mit dem schmerzhaftesten Krampf in der Hüfte und dem rechten Beine quälte, ihn lähmte und krümmte. Erst im Frühling hatte sich der Zustand soweit gebessert, daß an eine gründliche Cur gedacht werden konnte [4]). Auf den Rath des Hofrath Stark sollten die Dampfbäder von Aachen gebraucht werden. Schmerzensvoll war die Reise dorthin, beschwerlich, zum Theil qualvoll und obenein kostspielig der Aufenthalt dort. Die Bäder jedoch hatten wohlthätig gewirkt. Man freut sich des wiederkehrenden Humors in den Briefen, die „der Gichtbrüchige am Teiche Bethesda" gegen das Ende des Aufenthalts an seine Freunde richtete. Als er mit seiner Frau, die ihm Begleiterin und Pflegerin gewesen war, nach einer Abwesenheit von zwölf Wochen am letzten August nach Weimar zurückkehrte, da durfte er hoffen, daß seine Gesundheit „auf Lebenszeit" besser geworden. Er war kein gesunder, aber doch ein genesender Mann. Genesende aber sind dankbar und fügsam. Eine lange Reihe böser Tage war überstanden; so ließ sich auch das Drückende in den Weimarer Verhältnissen eine Weile leidlicher ansehen. „Mit Heiterkeit und frohem Gemüth," so erzählen die Erinnerungen, „war er jetzt wieder unter den Seinigen" [5]). —

Es sind drei Jahre voll Krankheit, Unmuth und geschäftlicher Bedräng-

---

[1]) An Knebel, 7. Jan. und 6. März 91; Litt. Nachl. II, 259 und 262; an G. Müller, 4. April 91, Gelzer XIV, 212 ff.

[2]) Caroline an G. Müller * 13. Nov. 91.

[3]) Daß er am 26. Sept 91 zum ersten Mal wieder, nach mehr als einem halben Jahre predigte, sagt Böttiger, Litt. Zustände I, 104.

[4]) Caroline und Herder an Knebel, 2. Mai 92, Litt. Nachl. II, 319 ff. Caroline an G. Müller * 14. Mai 92 nebst der bei Gelzer, S. 213 mitgetheilten Nachschrift Herders; vgl. an Heyne, Mitte Mai 92, C, II, 217 ff. Goethe an Jacobi 16. April 92, Briefw. S. 134.

[5]) Zur Aachener Reise: Caroline an Gleim 22. Mai, Herder an denselben 12. Nov. 92 C, I, 150 u. 151. Caroline an G. Müller * 29. Aug. und Herder von demselben Tage an denselben, bei Gelzer (mit falscher Datirung), S. 117. An Knebel 15. Aug. 92, Litt. Nachl. II, 266 ff. Mehreres über die Aachener Reise unten im Zweiten Abschnitt.

niß, auf die wir von diesem eine Wendung zum Besseren versprechenden Zeitpunkt zurückblicken. Ein so reicher und kräftiger Geist jedoch wie der, mit dem sich unsere Erzählung beschäftigt, konnte durch äußere Leiden und durch beschwerende Umstände wohl niedergeschlagen und zu häufigen Klagen gereizt, aber niemals ganz seiner inneren Regsamkeit beraubt werden. Seine Seufzer sind nur das Bekenntniß, daß er im Anstreben gegen die ihn fesselnden Hindernisse sich selbst nicht genug thun kann. Er gleicht dem zusammengedrückten Bogen, der bei jedem Nachlassen des Drucks seine natürliche Spannung wiederzugewinnen und seine Kraft auch unter dem Drucke fühlbar zu machen weiß. Unter verdrossenem Murren gegen ein Geschäftsjoch, für das er zu gut war, verrichtete er doch diese Geschäfte so gut und besser als ein gewöhnlicher Arbeiter, widmete er sich mit dem reinsten Eifer und der höchsten Gewissenhaftigkeit jedem durch sein Amt ihm auferlegten Dienst, dem sich irgend ein höherer Gesichtspunkt, eine Seite des Nutzens, ein sittliches oder allgemein menschliches Interesse abgewinnen ließ [1]. Zwischen ermüdenden Sitzungen, zeitraubendem Actenlesen und störenden Besuchen, unter Schmerzen der Krankheit und Ermattungen des Leibes und der Seele gelang es ihm andererseits, Stunden auszusparen, in denen er mit seinem Genius verkehrte und das Beste, was ihm in Geist und Herzen lebte, zur Belehrung und Erhebung der Zeitgenossen niederlegte.

Ein näherer Einblick freilich in diejenige Seite von Herders Amtsthätigkeit, die ihn seit seiner Ernennung zum Vicepräsidenten des Oberconsistoriums am meisten zu schaffen machte, ist uns unmöglich. Halb humoristisch, halb elegisch schildert er dieselbe in dem Briefe an G. Müller vom 13. Mai 1793: „Kund und zu wissen sei es auch zugleich hiemit, daß ich die Musen beinahe abgedankt habe. Seitdem ich Oberconsistorialvicepräsident bin — — gebe ich Bescheide, Resolutionen, Auflagen, Weisungen, mache unterthänigste Berichte, freundliche Communicate oder Communicationsschreiben, vor allen Dingen aber stattliche Rescripte, halte Termine, trenne Eheverlöbnisse und Ehen, erkläre sie für null und nichtig, hebe sie quoad vinculum oder zu Tisch und Bett auf, mache Regulative u. s. w." Ohne Zweifel ferner verdient dasjenige allen Glauben, was die „Erinnerungen" darüber im Allgemeinen und auch für die späteren Jahre bemerken. Die lange Dauer der bei dem Consistorium schwebenden Prozesse war zum Sprüchwort geworden. Hier gelang es nun Herder, dem Präsidenten und dem beisitzenden Justizrath eine würdigere Ansicht von den richterlichen Pflichten des Collegiums beizubringen. Nicht ohne Erfolg suchte er das Weitschweifige des Prozeßverfahrens abzukürzen, zum Verdruß der sportelsüchtigen Advocaten, zur Zufriedenheit der prozessirenden Parteien. Sein war das Verdienst, wenn mehr als Ein Prozeß schon bei dem ersten Termin auf dem Wege gütlichen

---

[1]) Kurz vor die Aachener Reise fällt die Rede bei der Taufe des Prinzen Karl Bernhard, SW. zur Theol. X, 166 ff.; vgl. des Herzogs Brief vom 3. Juni 92, jetzt bei Düntzer, S. 128.

Vergleiches geschlichtet wurde. Was die Erinnerungen sonst an eben dieser Stelle von der Gerechtigkeitsliebe, der Unbestechlichkeit, der Unzugänglichkeit des edlen Mannes für plumpe Schmeichelei rühmen, verdient auch ohne Actenbelege denselben Glauben. Bei Besetzung von Pfarrerstellen, so erzählen sie weiter, mußten oft mannigfache Rücksichten, insbesondere auch darauf genommen werden, ob der Neuantretende so viel Vermögen besitze, daß er die Stelle der damit verbundenen Oekonomie wegen annehmen könne. So schwierig diese Besetzungen waren, bei denen das moralische Verdienst und das Oekonomische in Collision kamen, so gewissenhaft suchte Herder dabei die Forderungen der Gerechtigkeit mit denen der Klugheit zu vereinigen.

In andere Seiten der amtlichen Thätigkeit Herders während dieser Jahre gewähren die Acten den vollständigsten Einblick. Es ist vor Allem seine fortdauernde Thätigkeit als Ephorus des Gymnasiums, die offen vor uns liegt.

Nach einer Krankheit von wenigen Tagen starb am 6. October 1790 der langjährige Rector des Gymnasiums, der würdige und gelehrte Heinze, ein Mann, den Lessing den richtigsten und feinsten Grammatiker unsrer Sprache genannt hatte, in dem Herder den gründlichen Kenner der Alten, mehr noch den treuen, bescheidenen, milden und wahrhaft frommen, ihm herzlich ergebenen Jugendlehrer schätzte. Noch vor Jahresfrist, bei seiner Rückkunft aus Italien, hatte er sich an den eben erschienenen Gesammelten Schriften Heinzes unterrichtet und erfreut und dieselben in einer seiner Schulreden den Schülern der Prima als einen Führer und Wegweiser in die Hände gewünscht [1]). Er ehrte jetzt den Gestorbenen in hervorragender Weise. Er trug für eine erhöhte und eindrucksvolle Feierlichkeit des Begräbnisses Sorge. In dem erleuchteten Hörsaale des Gymnasiums hielt er ihm, seine Thränen kaum bemeisternd, in der Nacht am 9. October die schöne Gedächtnißrede, die, indem sie die Verdienste des Dahingegangenen warm und herzlich hervorhob, alle Anwesenden zu liebevoller Dankbarkeit aufrief und ihnen das Gefühl gab, daß sie einen unersetzlichen Verlust erlitten hätten [2]).

Es mußte nichtsdestoweniger Herders Sorge sein, die Stelle durch einen Mann wieder zu besetzen, der, wenn er den Verstorbenen nicht vergessen machen könne, ihn jedenfalls an jugendlicher Kraft und Lebendigkeit überträfe. Zwei rüstige und geschickte Männer hatte ihm auf eine vorläufige Anfrage Heyne empfohlen, zwei andre hatten sich mit ihrer Bewerbung an ihn selbst gewandt. Auch Conrector Schwabe gab seinen Wunsch zu erkennen, in die Stelle aufzurücken, und für ihn ohne Zweifel würde sich der Rath von Weimar als Patron der Schule am liebsten entschieden haben. Nachdrücklich jedoch

---

1) SW. zur Philos. X, 137 ff.

2) Heiland, Herder als Ephorus des Gymnasiums zu Weimar, in dessen „Aufgabe des evangelischen Gymnasiums," S. 270. Herders Gedächtnißrede SW. zur Philos. X, 125 ff.

machte Herder geltend, daß, da das Gymnasium eine Landesschule, keine bloße Stadtschule sei, die Berufung des neuen Directors dem Herzog unmittelbar zustehe. Er hatte gegen Schwabe einzuwenden, daß es demselben bei aller seiner Gelehrsamkeit und sonstigen Verdiensten „an Autorität und an Zutrauen bei Schülern und Eltern“ fehle. „Da mir,“ so wendet er sich unterm 22. December an den Herzog, „das Gymnasium sehr am Herzen liegt und ich die Mängel desselben wie eigene Wunden fühle, so ist natürlich ein neuer Director von neuen Hoffnungen und Kräften, mit allem Zutrauen des größeren und kleineren Publicums mein sehnlicher Wunsch.“ Schon vor vier Jahren nun war ihm ein junger Mann, der damals einer künftigen Ausgabe des Martial wegen die Weimarische Bibliothek besucht hatte, bekannt geworden und hatte ihm den günstigsten Eindruck hinterlassen. Von Guben war Karl August Böttiger seit Kurzem als Rector an das Gymnasium zu Bautzen gegangen. Die Geschichte seiner Bewerbung um die Bautzener Stelle war eine Geschichte, die ein grelles Licht auf die Verlogenheit seines Charakters werfen konnte: die Löbauer Rathsherrn, die er, um sich die Aussicht auf Bautzen nicht zu verschlagen, in der nichtswürdigsten Weise hingehalten hatte, wußten ein Lied davon zu singen. Herder war mit diesen Vorgängen unbekannt. Durch Bode wurde ihm Böttiger — der Freimaurer durch den Freimaurer — in jeder Weise empfohlen, und diese Empfehlung fand Bestätigung durch einen Brief von Döring in Gotha, der namentlich die Verdienste rühmte, die sich der neue Bautzener Rector um eine dort bestehende Pensionsanstalt erworben habe. Das schien ganz ein Mann, wie man ihn in Weimar brauche. Außerordentlich gefielen Herder die wenigen gedruckten Schulschriften, die er von ihm gelesen hatte. Er schloß daher seinen Bericht an den Herzog mit einem volltönenden Lobe Böttigers, in dem, wie nicht häufig in einem Schulmann, so manche und verschiedene Vorzüge der Gelehrsamkeit, des Geschmacks, des Stils, des gesunden Verstandes und der Sitten verbunden seien, wozu überdies eine leichte und glückliche Thätigkeit zu kommen scheine[1]).

Es kostete Herder noch manche Mühe, ehe es ihm gelang, den Mann, auf den er so große Hoffnungen setzte, für sein Gymnasium zu erwerben. Die durch eine Herdersche Anfrage vom 21. Januar 1791 eröffneten Unterhandlungen zogen sich bis in den Sommer hinein. Böttiger war ein Meister in der Kunst des schlauen Zauderns; er verstand es, trotz einem Diplomaten, sich einen Vortheil nach dem andern zu erhandeln. Vergeblich hatte Herder dringend gebeten, daß der Berufene bereits zu Ostern antreten möge; erst nach einer persönlichen Vorstellung in Weimar Ende Mai, von der sich Böttiger

---

[1]) Außer dem im Text citirten Schreiben Herders an den Herzog, der Hauptquelle für die obige Darstellung, und dem Manuscript der Erinnerungen (Beilage „Böttiger“), ist benutzt Herder an Heyne 11. Oct. 90 und Heynes Antwort vom 17. Oct. C, II, 211 ff. Ueber Böttiger: Lindemann, Beiträge zur Charakteristik Böttigers (Görlitz 1883), S. 11 ff.

nicht hatte abbringen lassen, wurden die Verhältnisse ganz nach dessen Wünschen geordnet. Es handelte sich um Erhöhung der Besoldung und der Reisekosten, zuletzt um die Bewilligung des Titels eines Oberconsistorialraths mit Sitz und Stimme im Consistorium bei Schulsachen. Herder, von dem gewandten, gefällig bescheidenen Benehmen des Mannes gewonnen, voll Verlangen, seinem geliebten Gymnasium aufzuhelfen, wußte es durch Privatvorstellungen beim Herzog durchzusetzen, daß dem Fordernden auch das Ungewöhnliche bewilligt wurde. Seine an Böttiger gerichteten Briefe zeigen seine liberale Denkweise sowie seinen Eifer für das Beste der Schule im schönsten Lichte. Als ein ihm anvertrautes heiliges Pfand des Staates, schreibt er, liege ihm die Schule auf dem Herzen, das Gute in ihr erfreue ihn mehr als sein Privatinteresse, ein großes Geschenk zur Freude und Ruhe seines Lebens hoffe er mit dem neuen Director zu gewinnen. Und ein Mal über das andere versichert er demselben, daß er ihm, was das Innere der Einrichtung der Schulen anlange, keinerlei Hindernisse in den Weg legen, ihm vielmehr zu allem Guten zuvorkommend die Hand bieten werde[1]).

Inzwischen drückte ihn der verwaiste Zustand der Schule um so mehr, da auch sein eigener Aeltester, der jetzt in der Prima saß, darunter zu leiden hatte. Dem Uebelstande wenigstens einigermaaßen abzuhelfen, trat er selbst in die Bresche und übernahm an Heinzes Stelle einige Lectionen, die er an sein Lieblingsbuch, Gesners Isagoge anknüpfte. Er selbst dirigirte in der Vacanz des Rectorats den Redeactus, mit dem die zur Universität Abgehenden von der Schule schieden, und niemals war dieser Actus zweckmäßiger geleitet und würdiger in Scene gesetzt worden[2]). Nicht lange danach erhielt Herder eine neue Gelegenheit, seiner Schule eine frische Kraft zuzuführen. Durch den Tod des Subconrector Lippold war im Sommer 1791 auch die Stelle des dritten Klassenlehrers erledigt: zugleich mit dem neuen Rector, der endlich im September eintraf, hatte der Ephorus am 3. October auch den bisherigen Candidaten Stiebritz in die erledigte Stelle einzuführen. Es war ein kleiner Triumph für ihn; denn er hatte die Wahl des neuen Lehrers diesmal gegen den Protest des Bürgermeisters und Raths durchgesetzt, die, gestützt auf ihr Patronatsrecht, nach dem alten Schlendrian und aus persönlicher Rücksichtnahme die Stelle durch Aufrücken der unteren Lehrer zu besetzen gemeint hatten. Mit der größten Entschiedenheit und mit scharfen Worten vertritt Herders Vorstellung vom 29. August das sachliche gegen das persönliche Interesse. Es ist eine Freude, den milden, wohlwollenden und jedem Verdienst gerecht werdenden Mann mit aller Energie für ein Princip eintreten zu sehn,

---

[1]) Vgl. die Darstellung bei Lindemann a. a. O. S. 31 ff. und die theils dort, theils bei Böttiger, Litt. Zustände II, 187 ff., theils endlich bei Boxberger, Briefe Herders an Böttiger (1882) S. 15 ff. abgedruckten Briefe.

[2]) 6. März 91 an Knebel, Litt. Nachl. II, 263; an G. Müller 4. April 91 (die Stelle ist bei Gelzer weggelassen); Erinn. III, 25.

mit dem das Wohl des Ganzen stand oder fiel. „Sollte," so sagt er, nachdem er die Bedeutung gerade der Tertia als des Mittelpunktes der Klassen hervorgehoben, „sollte ein Heraufrücken der Lehrer von Sexta nach Prima das Gesetz des Gymnasiums werden, so ist aus der alten Maschine nichts zu machen, man gebe sich Mühe wie man wolle. Ich habe auf die Erledigung dieser Klasse in der Hoffnung gewartet, daß sodann durch einen neuen jungen Lehrer neues Leben in sie kommen sollte. — — Der Stadtrath bekümmert sich um das Alles nicht, sowenig er davon einsieht; ganz lächerlich aber wäre es, wenn derselbe sein jus patronatus nach althergebrachter Art dazu gebrauchen könnte, um jede Verbesserung des Instituts aus elenden kleinen Rücksichten abermals auf ein Vierteljahrhundert zu vereiteln." Er wiederholt, was er schon bei der Frage der Berufung eines neuen Directors betont hatte, daß das Gymnasium keine bloße Stadtschule sei, und schließt mit der Zuversicht, daß doch „die Landesherrschaft den Unverstand des patroni in einem Landesinstitut nicht confirmiren werde."

Der Eifer, mit dem er diesen Gesichtspunkt vertrat, und der Unwille über jenen Unverstand klingt noch in der deutschen Rede nach, die er, nachdem er wie die beiden Neueingeführten zunächst sich lateinisch hatten hören lassen, zum Schluß der ganzeu Einführungsfeierlichkeit hielt. „Schulen, eine öffentliche Landessache zum gemeinen Besten," — das war sein Thema[1]). Nur wenn man den vorangegangenen Conflict mit dem Weimarischen Stadtrath kennt, versteht man ganz, warum der Redner diesmal den auch in der Förderung des Schulwesens sich bethätigenden Bürger- und Gemeingeist des Reformationszeitalters dem seit dem dreißigjährigen Kriege eingetretenen Verfall dieses Geistes gegenüberstellt, warum er erzählt, wie nun die Regenten der gesunkenen Werkstätten öffentlicher Erziehung als Landesanstalten sich angenommen, und wie insbesondere in Weimar Herzog Wilhelm Ernst dies Gymnasium erbaut, die Stadtschule zur Landesschule gemacht habe. Nicht oft ist aus Herders Munde ein öffentliches Lob seiner Landesherrschaft geflossen. Diesmal, wußte er, war es am Orte. Es ist ein gemessenes und zurückhaltendes Lob, wenn er ausspricht, daß „insonderheit die Herzogin Vormünderin und der jetztregierende Herzog der in Manchem noch sehr bedrängten und eingeschränkten Anstalt ihre Vorsicht, Hülfe und Beistand nicht versagt haben." Das gemessene Lob wird zur Ermunterung, in dieser Richtung einsichtsvoll, der Zeit voreilend, weiterzugehen, zur Vorhaltung an Lehrer und Schüler, in allewege der öffentlichen, gemeinnützigen Bestimmung der Schule eingedenk zu sein. Deutlich endlich die Meinung und unverkennbar die Adresse, an welche die Worte gegen den Schluß gerichtet waren: „Jetzt sollte ich noch von der allgemeinen Achtung und Theilnahme reden, auf die von allen Ständen, denen insonderheit, die ihm nahe angehen, das Gymnasium, als eine öffentliche Landesschule,

---

[1]) Böttiger, Litt. Zustände I, 107; SW. zur Philos. X, 138 ff.

Anspruch zu machen hätte; da sich aber allgemeine Einsicht und ein allgemeiner, wirksamer, theilnehmender, gütiger Allgemeingeist nicht, am wenigsten aber vom Schulkatheder einsprechen läßt, so wollen wir über diesen Punkt die Fahne der Hoffnung aufschwingen, und wiefern an den Bemühungen der Lehrer des Gymnasiums, auch unter dem neuen Directorio, einiger Antheil genommen werde, zutrauend erwarten."

Wohl durfte Herder an diesem neuen Director einen mit seinen eigenen Grundsätzen und pädagogischen Zielen einverstandenen Mann, einen eifrigen Gehülfen für die Hebung der Schule gewonnen zu haben meinen. Vielleicht hätte er den allzu gehäuften und übertriebenen Versicherungen der Verehrung und Ergebenheit, welche sein Client in seine Antrittsrede einmischte [1]), mißtrauen sollen; allein das mochte dem lateinischen Stil zu gute gehalten werden; der übrige Inhalt der Rede hatte seinen Beifall, und für den Ausdruck von Anerkennung, Zustimmung und Ergebenheit war er so empfänglich, daß er ihn nicht immer von Schmeichelei zu unterscheiden im Stande war. Genug, er freute sich, seiner selbst und des Gymnasiums willen, des glücklichen Griffes, den er gethan. „Er ist," so schrieb er über den neuen Rector wenige Wochen nach der Einführung an Heyne, „ein junger, muntrer, rüstiger Mann, hat viel Methode und ein äußerst gutes Benehmen mit jungen Leuten, eine seltne lateinische Fertigkeit in Poesie und Prosa, und da er ein Obersachse ist, hat er die Gunst des ersten Ministers in einem Grade, der dem Gymnasium nicht anders als vortheilhaft sein kann. Mir ist ein großer Stein vom Herzen, daß die Stelle wieder, und so gut besetzt ist" [2]). Daß eine junge Kraft an dem Gymnasium thätig sei, zeigte sich sehr bald in der größeren Lebendigkeit, welche durch Böttiger in den Unterricht kam. Im Consistorium hatte Herder an ihm eine Stütze gewonnen. Der Ephorus stand mit dem Director im besten Einvernehmen. Er durfte ihm, der ganz Höflichkeit und Ergebenheit war, in Schulsachen einstweilen freie Hand lassen [3]). Nur allmählich erst minderte sich seine Zufriedenheit. Nicht vor dem Jahre 1794 finden sich die ersten Aeußerungen der Unzufriedenheit, aber sie beziehen sich fürs Erste nur auf die zu äußerliche, einseitig kritische, den Geist der Autoren zu wenig berücksichtigende Behandlung des Unterrichts in den klassischen Sprachen. Die Zeit sollte kommen, wo das Verhältniß sich trübte, um zuletzt für Herder das widerwärtigste und unerträglichste zu werden.

Um dieselbe Zeit ungefähr, wo den Ephorus des Gymnasiums die Sorge um die erledigte Rectorstelle beschäftigte, nahm man seinen Rath auch für die

---

[1]) Abgedruckt in B.'s opuscula latina, S. 152 ff.

[2]) 31. Oct. 91, C, II, 216; vgl. Caroline an Gleim 6. Nov. C, I, 145.

[3]) Daß er bei der Präsentation der Freitischstipendiaten dem Urtheil des Directors möglichst viel einräumte, beweist das, wahrscheinlich Ostern 1794 geschriebene Billet an Böttiger, bei Boxberger S. 36, Nr. 45. Vom 18. Oct. 92 bis 18. Nov. 93 sind die Präsentationslisten von Herder und Böttiger gemeinschaftlich unterzeichnet.

Angelegenheiten der Universität in Anspruch. Schon in früheren Jahren war er bei Berufungsfragen zu Rathe gezogen worden. Mit Erfolg hatte er sich 1779 für die Berufung des Theologen Weber, ebenso 1787 für die von Reinhold erklärt [1]). Neuerdings hatte der Herzog ernstlich daran gedacht, ihn zum Kanzler der Landesuniversität zu machen. Die nähere Beziehung, in welche Goethe seit seiner Enthebung von dem Präsidium der Kammer zu den wissenschaftlichen Anstalten in Jena getreten war, konnte leicht dazu führen, daß der Herzog über diese Dinge auch Herders Votum zu hören wünschte. Wie immer veranlaßt, uns liegt ein Herdersches Gutachten über das Project zulässiger landsmannschaftlicher Verbindungen auf Universitäten vor, das allem Anschein nach in das Jahr 1790 zu verweisen ist [2]). Nur sehr bedingungsweise spricht sich der Verfasser dieses Gutachtens für den Versuch aus, die Studenten unter Aufsicht der akademischen Behörden in landsmannschaftlichen Verbindungen zu organisiren und so ein altes, immer wiederkehrendes Uebel unschädlich oder gar nützlich zu machen. Auch diese bedingungsweise Zustimmung zu dem fraglichen Project jedoch nimmt er in einer späteren Nachschrift zurück, nachdem er über den Stand der Dinge vollständiger unterrichtet worden. Er findet nun, daß es nicht gerathen sei, ein Uebel, welches man früher geradezu bekämpft und unterdrückt habe, geflissentlich wieder zu erwecken, am wenigsten gerathen „in den gegenwärtigen unruhigen Zeiten, wo man nach dem allgemeinen Impuls, der mehrere Länder durchgeht und der sich bei dem einzig freien Stande in Europa, der akademischen Jugend, am lebhaftesten zeige," über die Folgen einer solchen Einrichtung schwerlich Herr bleiben werde. Er spricht sich daher für eine liberale Duldung und gelinde Ueberwachung der bestehenden Verbindungen aus; manches Kinderspiel, so ist seine ohne Zweifel weise Meinung, könne man, so lange es keinen Schaden thue, bei jungen Leuten übersehen; wenn bei vernünftiger Handhabung der akademischen Gesetze die allgemeine Sicherheit nicht gefährdet sei, so bleibe übrigens Freiheit das Losungswort deutscher Akademien. Diesen Bemerkungen jedoch fügt er den Rath hinzu, daneben bessere Gesellschaften mit wissenschaftlichen Zielen zu befördern und kömmt so zuletzt auf den vor einiger Zeit von dem Herzog gemachten, aber in Jena nicht durchgedrungenen Vorschlag, das Jenaische Convictorium auf einen anderen Fuß zu setzen und ihm eine zeitgemäßere Einrichtung zu geben. Von dieser Reform würde er sich für Geist und Körper, für Sitten und Lebensweise der jungen Leute, für den Flor der Universität überhaupt die günstigsten Folgen versprechen. Er erklärt sich bereit, seine Gedanken darüber, wenn ihm die Acten mitgetheilt würden, ausführlich darzulegen.

---

[1]) Handschriftliches Gutachten Herders vom 18. Juni 79; der Brief zur Empfehlung Reinholds vom 4. Januar 87 im Herderalbum S. 10.

[2]) Abgedruckt im Herderalbum S. 91 ff. Ueber die veranlassenden Hergänge habe ich weder in Weimar noch in Jena Auskunft erhalten können.

Es ist dies in einer ungemein umfangreichen Denkschrift geschehen, die er, nachdem er die Frage nach allen Seiten aufs Sorgfältigste studirt hatte, dem Herzog unterm 28. Februar 1791 einreichte. Keine Mühe hatte der vielbeschäftigte Mann gescheut, durch Nachfragen hie und da und durch Zusammenlesen alles einschlagenden Materials der Sache einen klaren Anblick zu geben und darauf hin seine Vorschläge in bestimmtester, gegen alle Einwürfe gedeckten Weise zu formuliren. Man sieht, wie durchdrungen er nach den mit dem Weimarischen Freitisch gemachten Erfahrungen von der Ueberzeugung ist, es lasse sich hier „ein unendliches Gute stiften". Um dieses Guten willen läßt er es sich nicht verdrießen in die geringsten Einzelheiten und Aeußerlichkeiten einzugehn; sein Reformeifer äußert sich etwas breit und redselig, mit warmer, oft drastischer Beredsamkeit. Gar merkwürdig, zu sehen, wie die Derbheiten und Heftigkeiten des Ausdrucks, die seit dem Ende der siebziger Jahre aus seinen Schriften verschwunden sind, in dieser wie in anderen amtlichen Auslassungen, ebenso in seinen Schulreden, überall wo es sich um eine unmittelbare, persönliche Einwirkung handelt, wiederkehren. So, beispielsweise, wenn er die Süßigkeit jugendlicher Freundschaften, wie sie sich in der Gemeinschaftlichkeit des akademischen Lebens bilden, in Gegensatz stellt zu dem unwürdigen Klosterzwange der veralteten Convictseinrichtung. „Das Alles," heißt es unter Anderem, „geht in dem gemeinen Speisesaal, wo Menschen zusammengeläutet werden, verloren; wer mag an Freiheit und Freundschaft denken in einer verachteten Kaldaunengesellschaft?" „Wer drei Jahre lang an der Krippe gegessen hat, in einer Gesellschaft, wo man Markknochen und Nieren an die Meistbietenden verauctionirt, dem wird man auch, in welchen Stand er trete, die Krippe ansehen, und weder Eltern noch der Staat wollen solche Krippengeschöpfe." Im Uebrigen sind seine Gründe zuweilen mehr überredend als überzeugend; nicht anders als in seinen Abhandlungen über höhere Fragen, schießt er auch hier zuweilen mit einem rasch erfaßten idealistischen Gesichtspunkt über das Ziel hinaus; es kann nicht fehlen, daß seine in der Hauptsache unzweifelhaft richtigen Vorschläge dem Praktiker im Einzelnen manches Bedenken zurücklassen. Auch hier handelte es sich um eine Verwandlung des Tisches in Geldunterstützungen, auch hier war sein Hauptgesichtspunkt das Zurückgehen auf den Geist, die Wiedererweckung der alten Gesetze des Instituts in einer den Verhältnissen der Gegenwart entsprechenderen Form. Zu sehr vielleicht, wenn er auch hier mit einer stehenden Aufsicht halbjährliche Examina verbunden wissen wollte, schwebte ihm das Vorbild der neuen Einrichtung des Schul-Freitisches vor, und zu hoch vielleicht waren seine Erwartungen gespannt, wenn er sich von der Annahme seiner Vorschläge versprach, daß auch diese akademische gleich jener Schulstiftung einen ganz neuen Glanz erhalten und sich „als eine Pflanzschule fleißiger und geschickter Subjecte auszeichnen werde." Er hatte jedenfalls diesmal seine Mühe verloren. Obgleich

auch Goethe der Sache ein lebhaftes Interesse zuwandte[1]), obgleich außer der Weimarischen Regierung auch die übrigen betheiligten Regierungen, insbesondere die Gothaische durch die Denkschrift in Bewegung gesetzt wurden, so scheiterte doch die vorgeschlagene Reform an den Bedenken des akademischen Senats. —

Von neuen und ungewohnten Amtsarbeiten überladen, von wiederholten schweren Krankheitsanfällen heimgesucht — welcher Raum blieb unserem Freunde für seine höheren Geistesarbeiten? Seine nunmehrige Lage schien keine Wiederaufnahme seiner im Jahre 1788 durch die italiänische Reise unterbrochenen schriftstellerischen Thätigkeit zu gestatten. Die Jahre 1788 bis 1791 bezeichnen eine lange Pause. Nicht indeß, daß er mit neuen größeren Werken nach seiner Rückkehr nicht sogleich hervortrat, sondern daß er sich, trotz Allem, zwischen den Geschäften die Stunden erstahl, in denen er Autor sein durfte, daß er selbst die unfreiwillige Muße der Krankheit productiv zu machen verstand, verdient unsere Bewunderung. Wir haben früher erzählt, wie er vom Januar bis September 1791 den schon vor der Reise fast vollendeten Vierten Theil der Ideen überarbeitete und dem Drucker in die Hand lieferte. Bereits im Mai 1790 jedoch, ein kümmerlich Genesender, hatte er eine kleine Arbeit seinem Schweizer Freunde zu Liebe zu Stande gebracht. Zu einer neuen Auflage der Ersten Sammlung „Zerstreuter Blätter“, die er im Stil und in den Versen corrigirt, hie und da durch Umtausch in den Stücken aus der Anthologie verbessert hatte[2]), unterzeichnete er die Vorrede am 31. März 1791. Unmittelbar nach dem Erscheinen der Ideen, in den guten Stunden der schweren Krankheit des Winters 1791 bis 92 stellte er aus Altem und Neuem eine Vierte Sammlung dieser Blätter zusammen[3]). Was ihn jetzt innerlich bewegte, welche Richtung seine Gedanken und Gefühle nach dem Verlassen des Landes der Künste nahmen, was ihn über den Druck seiner Situation erhob, wozu er sich mit den besten Kräften seines Wesens aufschwang, versuchen wir aus diesen Aufsätzen und Dichtungen herauszulesen.

---

[1]) Hieher gehören die bei Düntzer A, I, 133 ff. falsch eingereihten Goetheschen Billets Nr. 80—82.

[2]) An Gleim 22. Mai 92, C, I, 150.

[3]) So giebt Caroline bei Uebersendung der Sammlung an J. G. Müller * 14. Mai 92 an. Um dieselbe Zeit erfolgte die Zusendung an Heyne (C, II, 217), an Eichhorn (C, II, 302) und an Gleim (Nr. 112 u. 113, C, I, 147 ff.). Schon 6. Nov. 91 hatte Herder an Letzteren geschrieben: „Der vierte Theil der Zerstreuten Blätter kommt Ostern heraus; wenn er nur schon geschrieben und gesammelt wäre!“ (C, I, 145, vgl. an Forster 14. Nov. A, II, 418). Der Goethesche Brief an Herder Nr. 76, A, I, 130 ff., in welchem sich Goethe über das ihm mitgetheilte Manuscript der zwei für die Sammlung bestimmten Stücke „Ueber Denkmale der Vorwelt“ äußert, ist daher später als nach Düntzers vermuthender Angabe zu setzen. Knebel über die Vierte Sammlung C, III, 81, Nr. 56.

Umsonst hatte Georg Müller gehofft, daß Herder auf der Hin- oder Rückreise von Italien seinen Weg über Schaffhausen nehmen werde. Er hatte dafür gesorgt, daß der Zurückgekehrte einen litterarischen Gruß von ihm in Weimar vorfände. Müllers Erstlingsschrift, ein stattlicher Band „Philosophische Aufsätze" (Breslau, 1789), verrieth deutlich genug den Einfluß, den Herders Geist auf den Verfasser geübt hatte; das Buch war dem väterlichen Freunde in Weimar und dem Bruder Johannes in Mainz gewidmet. Eine andere handschriftliche Arbeit von Müller, zu der er während seines Aufenthaltes in dem Herderschen Hause die Anregung erhalten hatte[1]), eine halbvollendete Uebersetzung von Petrarcas „Geheimniß," lag seit länger als sechs Jahren bei Herder, von dem der Uebersetzer Urtheil und Durchsicht erwartete. Die Philosophischen Aufsätze machten endlich auch den Petrarca flott. Auch für Andere wußte Herder litterarische Projecte zu entwerfen. Er ermunterte den Freund zur Vollendung und Veröffentlichung der Uebersetzung und knüpfte daran den schon in den Theologischen Briefen allgemein hingeworfenen Vorschlag, eine fortlaufende Sammlung von Confessionen und Selbstbiographien merkwürdiger Männer herauszugeben. Im December 1789 wanderte das Müllersche Manuscript nach Schaffhausen zurück, und der junge Mann, der, seit Jahr und Tag verheirathet, aber leider noch immer ohne eine eigentliche Anstellung, auf litterarische Arbeiten schon des Erwerbs wegen angewiesen war, beeilte sich, dem Rathe zu folgen. Petrarcas „Geheimniß" sammt der „Zuschrift an die Nachwelt" sollten den ersten Band einer Sammlung „Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst" bilden, und Herder wurde mit der Bitte um ein „Vorredchen" von dem Unternehmen benachrichtigt. Es war ein Unternehmen, bei dessen Ausführung der junge Autor im Grunde nur seine eigene Muße und Feder dem älteren geliehen hatte; denn längst war eine derartige Sammlung eine Lieblingsidee Herders. Wie für ein eigenes Werk, zum Dank gleichsam für die den „Aufsätzen" vorgesetzte Dedication, als ein öffentliches Zeugniß seiner Gesinnungen für Müller, schrieb er Ende Mai 1790 die gewünschte Vorrede, oder vielmehr, an Stelle der Vorrede, vier freundschaftliche Briefe, da er auf diese Weise die ehemaligen Spaziergänge und Gespräche mit dem Freunde in Gedanken zu erneuern sich vorstellte. „Dies ist," schrieb er, „meine erste Schreiberei nach langen Schmerzen und bettlägrigem Unmuth. Ich hoffe und wünsche nicht, daß der Aufsatz es verrathe."

---

[1]) Müller an Herder * Januar 97; im Winter auf 82 habe er in seiner Stube bei Herder Petrarcas und Augustins Bekenntnisse gelesen und sich Herder als seinen Augustin gedacht. „Sie haben diesen Gedanken in mir erregt," schreibt er bei der Uebersendung der Petrarcaübersetzung * 7. März 83; „ich habe es gleich anfangs in meinem Herzen für Sie bestimmt." Auch das Folgende nach Müllers Briefen und dem, was von den Herderschen gedruckt und nicht gedruckt ist.

Niemand, in der That, wird die kleine Arbeit für die Arbeit eines Kranken halten. Sie spricht sich mit bewunderungswürdiger Billigkeit, der Frucht psychologischer Einsicht und feinster Menschenkenntniß, über die Confessionen Augustins und Petrarcas, mit noch eingehenderer Charakteristik und noch liebenswürdigerer Billigkeit über die Confessionen Rousseaus aus, um an jenen religiösen oder andächtigen sowie an diesen menschlichen und philosophischen Selbstbekenntnissen die Frage nach dem moralischen Werth und Recht solcher Rechenschaftsberichte zu erörtern. Der Briefsteller hatte dem Herausgeber die Erlaubniß ertheilt, wenn ihm an dem Geschriebenen etwas anstößig wäre, es zu ändern. Er dachte dabei offenbar an diejenigen Stellen, in denen er die Gefährlichkeit derartiger Selbstgespräche hervorhob, die so leicht in eine „verführerische Buhlerei mit Gott und dem eigenen Herzen" ausarteten; denn es war ihm wohl bekannt, daß eine Ader von Petrarca auch in dem jungen Freunde war, daß auch dieser mit seiner moralischen Weichheit und Zärtlichkeit eine gewisse Neigung verband, mehr in der Einbildung als im Genusse des Daseins zu leben. Er dachte noch mehr an die Stellen, in denen er mit scharfer Mißbilligung von jenen geistlichen Stunden- und Tagebüchern voll unnützer Anstrebung und Beeiferung, voll lächerlicher oder trauriger Aufblähung des Charakters sprach und die selbstsüchtigen Heuchler traf, welche „die Krambude ihres Herzens Andern zur Schau ausstellen" und denen es leid sei, nicht Alles, was sie thun, zur Erbauung des Volkes auf öffentlichem Markte thun zu können. „Auch Menschen, die in der Jugend sehr bescheiden waren, können im feinen Netz der Selbstliebe so weit geführt werden, daß man in wenigen Jahren über ihre vermessene Demuth erstaunt; und durch nichts wurden sie so weit geführt, als daß Andre ein vermessenes Zutrauen auf sie setzten und sie durch dies Zutrauen zuletzt selbst unverschämt machten. Wie Liebe sich mittheilt, theilen sich alle Affecte, insonderheit der fromme Wahnsinn und die gläubige Phantasterei mit: man glaubt endlich zu sein, was der Andere lange geglaubt und uns überredet hat, daß wir wohl sein könnten; und so wird man mit bestochenem eigenem Gewissen vor Gott und Menschen ein eitler scheinheiliger Popanz." Keinem einsichtigen Leser, und Müller am wenigsten, konnte es entgehen, daß diese Worte sich auf Lavater bezogen, ja daß das Bild des Züricher Apostels dem Schreibenden fast bei jeder Zeile vorgeschwebt habe, die er gegen die mit allen solchen öffentlichen Beichten verbundene Eitelkeit und Heuchelei richtete. Es war der beste Beweis dafür, wie entschieden sich Müller von dem Lavaterschen Geiste losgesagt hatte, daß er die anzügliche Härte der Herderschen Vorrede zu mildern keinerlei Versuch machte [1]).

---

[1]) Die kleinen Aenderungen, die SWS XVIII, 587 ff. in der Anmerkung angegeben sind, berühren den Inhalt nicht. Der Erste Band der „Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst" (Winterthur 1791), enthält S. I—XL die einleitenden Briefe Herders. Von da sind sie in SW. z. Philos. XIII, 211 ff. u. SWS. XVIII, 359 ff. übergegangen.

Klarer als aus irgend welchen anderen Aeußerungen erkennt man aus dieser Vorrede, was es im letzten Grunde war, was die beiden einst einander so hoch haltenden Männer trennte. Schöner als irgendwo sonst offenbart sich in dieser Polemik gegen die gewerbsmäßigen frommen Confessionalisten die innere Wahrhaftigkeit und Sachlichkeit, die Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, die in Herders Seele lag, wenn ihr sich ruhig in ihrer Tiefe zu sammeln vergönnt war. Selbstbekenntnisse, wenn auch ganz anderer Art als Lavatersche, sind zuletzt auch diese Briefe. Wir kennen die Mißlage und die Reizbarkeit, wir kennen auch die Schwäche des Mannes gegenüber Lob und Tadel, Anerkennung und Vernachlässigung. Wir wissen aus so manchem abgerissenen Seufzer, der ihm entschlüpfte und aus so mancher ungeberdigen Aufwallung, welchen Ermattungen und Beängstigungen, welchen Anfällen von stechendem oder nagendem Unmuth er unterworfen war. Er redet aus sich und von sich, wenn er hier mit unvergleichlicher Seelenkunde von solchen seelischen Krankheitszuständen, von der Schwierigkeit der Selbsterkenntniß und von der rechten Art der Selbstprüfung und der Erhebung des eigenen schlechten zu dem eigenen besseren Selbst redet. Er stellt es als eine allgemeine Pflicht dar, daß der Mensch fleißig mit seinem Schutzgeist, mit der reinen Idee seines ganzen Selbst sich unterrede, ohne bei diesen Dialogen an Welt oder Nachwelt zu denken; er fordert von einem Jeden, über die inneren Feinde, die Fehler und Irrthümer schwacher Stunden, die vielleicht von bösen Eindrücken und Gewohnheiten unserer Jugend herrühren, vielleicht das Erbtheil unserer Geburt sind, hinwegzugehen, weiterzustreben und von der fortschreitenden Zeit neuen Trost und neue Kräfte zu erwarten. Allein alle diese Mahnungen sind unverkennbar aus tiefer und gründlicher eigener Erfahrung geschöpft. Er selbst war von lange her an solche stärkende stille Unterredungen mit seinem Schutzgeist gewöhnt, er selbst hatte diesen oft befragt, und oft auch hatte er dessen Stimme unvermuthet, am liebsten „in der pythagoräischen Stunde der Nacht, in stiller Einsamkeit“ vernommen. Darum eben weiß er so treffend wie schonend von dem „armen Selbstpeiniger“ Rousseau zu urtheilen, dem bei aller Beschäftigung mit sich das moralische Maaß über sich gefehlt, weiß er mit liebevollem Verständniß in die prosaischen und poetischen Confessionen Petrarcas einzugehn. Er schließt seine Briefe mit einer Probe aus den letzteren, einigen übersetzten Sonetten Petrarcas. Das Beispiel jedoch, welches er zuerst von derartigen Nachdichtungen gegeben, hatte längst den Wetteifer jüngerer Talente geweckt. Die künstlerische Geschicklichkeit, mit der A. W. Schlegel mit dem Sinn zugleich die klingende Form der Verse des Sängers der Laura wiederzugeben verstand, triumphirte bereits über die reimlose Uebersetzungsmanier Herders. Müller trug kein Bedenken, den Schluß seiner Zusätze zu den Confessionen Petrarcas durch vier von Schlegel übertragene, so eben im Göttinger Musenalmanach veröffentlichte Sonette an Laura zu zieren. In einer von Herder angeregten und eingeführten Schrift begegnet sich zuerst,

seltsam genug und zur Vergleichung gleichsam herausfordernd, seine mit der anspruchsvolleren und feiner entwickelten Uebersetzungskunst der Romantik.

Die Absicht, ein auf fremdem Boden gefundenes poetisches Gewächs in seiner unversehrten Formenschönheit auf deutschen Boden hinüberzupflanzen, war niemals die erste und letzte bei seinen zahlreichen Uebertragungsversuchen gewesen. Nur zum Spiel hatte er vor Jahren einmal im Wetteifer mit Voigt auf eine Herausforderung Wielands hin eine römische Canzonetta „mit dem nämlichen Sylbenmaaß, mit den nämlichen Reimfesseln an Händen und Füßen" zu übersetzen einen vereinzelten Versuch gemacht [1]). Durchaus nur dienend sollte sich die Vers- und Sprachkunst, sie sollte sich nur als die unentbehrliche Dolmetscherin des mit dem Geist und Inhalt, dem Sinn und Ton der fremden Dichtung sympathisirenden Gefühls verhalten. Sein ästhetisches Interesse an allen Volks- wie Kunstdichtungen hatte immer einen Beigeschmack von moralischem Interesse, und seine Vorliebe für das Epigramm, die Fabel und die diesen verwandten Dichtungsarten verrieth, daß ihn das Spiel der Poesie am meisten befriedigte, wenn es mit ernsten Wahrheiten spielte. Diese schon in den Eindrücken seiner frühen Jugend begründete Richtung trat nur stärker hervor, seit er in Italien von dem eigentlichen Kunstwesen mehr genossen hatte als ihm nach dem Maaße seiner Empfänglichkeit natürlich war. Selbst indem er dort in Ottaverimen dichtete, bediente er sich der Sprache der Musen nur, um ihnen den Dienst der Galanterie aufzukündigen. Er hatte sich dort an dem Außenwerk der Kunst übersättigt und sich, nachdem er erfahren, daß auch das Gemeine mit dem Schein des Schönen täuschen könne, von jeder Verehrung leerer Formen losgesagt, um fortan auch in der Poesie nur das Bedeutende und Gehaltvolle, das Wahre und Sittliche zu schätzen.

Die Vierte Sammlung „Zerstreute Blätter" zeigt diese Wendung zum Moralischen augenfällig. Er selbst nennt sie in der am 7. April 1792 unterzeichneten Vorrede einen „moralischen Blumengarten". Was uns beim Eintreten in diesen Garten zuerst entgegenduftet, sind Blumen aus morgenländischen Dichtern [2]): eine zweite Eigenthümlichkeit der neuen Sammlung besteht darin, daß das Morgenländische nun noch mehr als in der Dritten Sammlung das Griechische verdrängt hat — wie als ob der Aufenthalt unter den Denkmälern des klassischen Alterthums ihn des Klassischen müde gemacht hätte. Statt der griechischen orientalische Blumen; denn — heißt es in der Vorrede — „warum sollten auch Griechenland und Rom allein ihre Anthologien haben?" Und andrerseits: nicht als eigentliche Kunstwerke, sondern ihres sittlichen Lehrgehalts wegen will der Uebersetzer diese Blumen

---

[1]) S. oben S. 27. Die Uebersetzung bei Jahn, Briefe Goethes an Voigt, S. 459 ff. In SWS. XXVII nur die Petrarca-Sonette (S. 329 ff.).

[2]) Jetzt SWS. XXVI, 370 ff. mit den Anmerkungen S. 489 ff. und der Quellenangabe S. 471 ff. Desgleichen im VI. Bande von SWH.

verpflanzt haben. Nach Laune und Bedürfniß wählend und schaltend, in freier metrischer Behandlung, zumeist in der bei der griechischen Anthologie ihm geläufig gewordenen Distichenform, absichtlich die allzu lebhaften Farben des Morgenlandes abschwächend — so stellt er, namentlich in den drei ersten Büchern die Sprüche aus Sadis Rosengarten, in einem vierten auch Stücke aus anderen persischen und arabischen Dichtern zur Schau und eröffnet so die Einfuhr orientalischer Zierpflanzen in den deutschen Dichtergarten, die später durch Goethes Westöstlichen Divan und durch Rückerts künstlichere Nachbildungen zu einem neuen Zweige poetischer Cultur, zu einem neuen Geschmack und neuer Technik führen sollte. Die Versuchung dazu war ihm freilich nicht jetzt erst gekommen. Auch damit, wie mit dem Vierten Theil der Ideen, ging er nur auf eine Arbeit zurück, zu der die Materialien großentheils schon vor der italiänischen Reise bereit lagen. Einzelne Stücke dieser orientalischen Anthologie hatte er in anderer Form schon früher veröffentlicht, in Uebersetzungen aus Sadis Rosenthal sich längst geübt. Mit der Bibel zugleich war ihm Sadi schon in jungen Jahren lieb geworden, war ihm, so sagt er selbst, ein angenehmer Lehrer der Moral gewesen, „dessen Einkleidungen oft die schönsten Sprüche der Bibel in einem neuen Gewande zeigen." In Nantes bereits las er die Fabeln des persischen Dichters bis er sie auswendig wußte und fand in ihnen „das angenehmste Delassement vom französischen Geschmack des Jahrhunderts." Sadis Rosenthal ist ihm in der Preisschrift vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften das schönste Buch unter späteren Schriften des Orients, „die feinste Blüthe, die im Garten eines Sultans blühen kann," und schon dort preist er den schönen Hymnus auf Gott, den Anfang der Vorrede, den die Theologischen Briefe einem anderen seiner Lieblingsstücke, dem Naturhymnus von Shaftesbury an die Seite stellen, während Stellen aus Sadi auch den Spinozagesprächen einverleibt werden [1]).

An Sadis Sprüche knüpft er denn auch vorzugsweise die „rhapsodischen Gedanken über Spruch und Bild, insonderheit bei den Morgenländern" [2]) an, die eine Art Parallele zu dem Aufsatz über die griechische Anthologie und das Epigramm bilden. Vortrefflich, wie er da ausführt, welch' eine bedeutende That des Geistes es sei, das Gold der Erfahrung zur Münze zu prägen, und wie die Erfinder feiner Sprüche „die Formenschöpfer richtiger und feiner Resultate" seien. Im Ganzen indeß verräth das Rhapsodische des Aufsatzes, daß er zwischen Krankheit und Unmuße niedergeschrieben wurde. Nur mit flüchtigen Strichen wird der Geist der arabischen, nur wenig eingehender der der persischen Poesie, unter besonderer Berücksichtigung Sadis, charakterisirt. Was unter Ausführung eines Hamannschen Textes über den

---

[1]) LB. II, 57. 61. Vom Erkennen, S. 11; Vom Einfluß, S. 14; Theol. Briefe I, 344; Gott, S. 84 ff. (Zweite Aufl. S. 102 ff.).

[2]) SW. zur Litt. IX, 177 ff.

Bildspruch als die Urform orientalischer Dichtung gesagt wird, ist demjenigen nicht neu, der den Anfang des Zweiten Theils der Ebräischen Poesie gelesen hat. Erst die Schlußbetrachtung über den Werth und Gebrauch vortrefflicher Sprüche ist, wenn nicht an sich bedeutend, so doch für die Stimmung des Verfassers bezeichnend. Seine Jugendliebe für das Lehrhafte und Gnomologische ist erwacht. Er rühmt es, daß sich die deutsche Dichtung von alter Zeit her bis vor Kurzem in der philosophisch-moralischen Bahn bewegt habe, und diesem „moralischen Genius" unserer Nation will er denn auch die Blumen der voranstehenden morgenländischen Spruchsammlung auf die Gefahr hin, daß auch sie vergessen werden, widmen.

Seine Liebe für die Poesie des Orients war, noch ehe er an diesen neuen Theil Zerstreuter Blätter die Hand anlegte, durch ein merkwürdiges Buch von Neuem geweckt und nach einer ihm bis dahin nur wenig bekannten Gegend gelenkt worden. Es geschah das durch einen Mann, mit dem ihn schon längst persönliche Sympathie und verwandte wissenschaftliche Interessen verbanden. Zweimal hatte ihn Georg Forster mit seiner Frau, der Tochter Heynes, in Weimar besucht, das eine Mal im September 1785, als er sich die Lebensgefährtin von Göttingen nach Wilna holte, das andere Mal zwei Jahre später, als er mit der Aussicht auf eine neue Weltreise nach Deutschland zurückkehrte. Dem Verfasser der Ideen war der liebenswürdige Enthusiast mit seiner durch lebendige Anschauungen erworbenen Erd- und Menschenkunde, mit seinem Herzen und seiner aus dem Herzen kommenden Philosophie werth geworden, und dieser wieder gedachte mit Entzücken der im Gespräch mit Herder verbrachten Stunden und fühlte sich von den großen Gesichtspunkten des geschichtsphilosophischen Werks desselben zur Bewunderung hingerissen. Es war ihm eine Freude, bei der neuen Expedition, zu der er berufen war, Herders Rath einzuholen und sich ihm zu Diensten zu stellen. Eifrig bereitete ihm Herder „eine große Fracht von Fragen"; aber die Expedition unterblieb, und unter seinen Büchern in Mainz war nun Forster wieder überwiegend auf schriftstellerische Thätigkeit angewiesen. Jahre lang war es zwischen Beiden stille geworden: da schickte im Mai 1791 Forster den Weimarer Freunden, um sein Andenken bei ihnen aufzufrischen, seine nach der englischen Uebersetzung von Jones verdeutschte Sakontala. Mit Entzücken las Goethe das liebliche Gedicht und feierte es in den bekannten schönen Zeilen. Ganz hingenommen von demselben war Herder. „Eine wahre Blume des Morgenlandes und die erste, schönste ihrer Art" nennt er es in den Dankesworten an den Uebersetzer; so etwas erscheine nur alle zweitausend Jahre einmal [1]). Und in den Zerstreuten Blättern machte er sich nun, unter Voranstellung des Goetheschen Epigramms, in den drei Briefen über ein morgenländisches Drama [2]) zum

[1]) Alles Obige nach dem Forster-Herderschen Briefwechsel A, II, 381 ff.

[2]) Zugleich mit der späteren Vorrede zur Zweiten Auflage der Sakontala (1803), ab-

Verkündiger der eigenartigen Erscheinung, wie er sich einst zum Verkündiger Ossians und Shakespeares gemacht hatte. Sakontala ist ihm ein anderes Hoheslied; Alles, was die Liebe Zartes, selbst Buhlendes und Tändelndes habe, finde man hier in jedem Grade des Lichtes und Schattens, jungfräulich und königlich, bald ausgedrückt, bald nur mit einem Hauche berührt. Er hat das Stück gelesen wie man es lesen müsse, nicht mit flüchtiger Neugierde, sondern „indisch, mit feinaufmerkender Ueberlegung, Ruhe und Sorgfalt", und ist nun voll von dem Eindruck dieser fremdartigen Welt indischer Vorstellungen, indischer Verhältnisse und Sitten, indischer Empfindungs- und Phantasieformen — dem unverkennbaren Siegel der Echtheit. Er bekennt, indem er den Wunsch nach der Bekanntmachung noch anderer indischer Poesien ausspricht, daß er aus der einzigen Sakontala mehr wahre und lebendige Begriffe von der Denkart der Inder erlangt habe „als aus allen ihren Upnekats und Bagawedams". Unsicher wird sein Urtheil, wie sehr es auch hier das Fremdartige mit seiner Zunge schmecken lehrt, erst da, wo er den specifisch dramatischen Werth des Stückes zu schätzen sich anschickt. „O, daß Lessing noch lebte!" hatte Forster ausgerufen. Wie als ob dieser Ausruf ihn gereizt hätte, geht Herder an den gewagten Versuch, das Stück des Kalidasa an der dramaturgischen Theorie des Aristoteles zu messen. Es kann nicht ausbleiben, daß er da zwischen dem Glauben, der auch ihn angesteckt hat, dem Glauben Lessings an die Unumstößlichkeit des Aristotelischen Kanons und seiner eigenen alten Ueberzeugung, daß das Local- und Zeitmäßige der griechischen Schaubühne kein Gesetz für alle Orte und Zeiten sein könne, ins Gedränge und ins Schwanken geräth. In einem Hin und Her der Vergleichung, das ziemlich entfernt von Lessingscher Schärfe und Bündigkeit ist, gelangt er am Ende zu dem Urtheil, daß dies erste indische Stück, das wir kennen gelernt haben, „in allen wesentlichen Theilen aufs Nächste und Feinste an die griechische Kunst grenze". Dazwischen jedoch, wenn auch wenig in Uebereinstimmung damit, trifft sein Gefühl das ganz Richtige. Sakontala ist ein dramatisches Epos, eine heilige Götter- und Königsfabel, in allen Reiz einer unterhaltenden Vorstellung gekleidet, ganz im Elemente des Wunderbaren schwebend, und gerade daher — das heißt, weil im Grunde das indische Stück mit einem griechischen sehr wenig gemein hat, — entzückt uns der Idyllengeist der ersten, der epische Geist der letzten Scenen; echt dramatisch oder nicht, nach oder trotz Aristoteles: sie „gehören zum Ersten ihrer Art, was je der menschliche Geist hervorbrachte." Noch im letzten Jahre seines Lebens wiederholte Herder in der Vorrede zur zweiten Auflage von Forsters Uebersetzung der Sakontala, unter dankbarer Erinnerung an die beiden Todten, Jones und Forster, den Finder und den Verdeutscher des Stücks, die zuerst in den Briefen der Zerstreuten Blätter vorgetragene An-

---

gedruckt SW. zur Litt. IX, 181 ff. Die den Briefen über ein morgenländisches Drama angehängten indischen Stücke SWS. XXVI, 417 ff.

sicht: nur daß er sie jetzt viel prägnanter und im Anschluß an seine inzwischen in der Adrastea entwickelte Auffassung der Aufgabe des höheren Dramas aussprach. Der Abweichungen vom griechischen, französischen und englischen Theatercostüm ungeachtet ist Sakontala — so sagt er nun — ein Drama, wie irgend eins sein mag, eine wahre, ja die zarteste Schicksalsfabel, eine Reihe von Scenen, „die von der sanftesten Idyllenanmuth im Hain der Einsiedler zum höchsten Epos eines Paradieses über den Wolken reichen,“ voll von Ideen, die menschlich zarter und zugleich vornehmer nicht gedacht werden können.

Es war eben jetzt die Zeit, in der durch die bedeutenden Veröffentlichungen von Wilkins und Jones in den Schriften der Asiatischen Gesellschaft von Calcutta Europa zuerst eine zuverlässigere und gründlichere Kenntniß der Litteratur und Culturzustände des alten Indiens eröffnet wurde. Seine Beziehung zur Göttinger Bibliothek setzte Herder in den Stand, aus diesen neuen Materialien in seiner Weise zu schöpfen. Nur auf verhältnißmäßig unzulängliche und abgeleitete Quellen hatte er sich in dem dürftigen Abschnitt der „Ideen“ über Hindostan stützen können: der jetzt an ihn herandrängende Reichthum wurde alsbald eifrig von ihm benutzt. Durch seine Besprechung und Anpreisung der Sakontala hatte er sich gleichsam die Hälfte des Verdienstes des deutschen Uebersetzers zugeeignet. Eigene Uebersetzungen indischer Stücke schlossen sich an, Uebersetzungen freilich der zweiten und einer sehr freien Hand. Als ein Seitenstück zu der persisch-arabischen Spruchsammlung treten hinter den Briefen über ein morgenländisches Drama die wiederum theils hexametrisch, theils trochäisch und jambisch gefaßten „Gedanken einiger Bramanen“ auf, dem Hitopadesa, der Bhagavadgita und einer älteren Veröffentlichung der Sprüche des Barthruherri entnommen[1]). In der That: hinter der Kirche zu Weimar that Herder für die Erweckung des Geschmacks an indischen Dingen, für die Anreizung zu indologischen Studien so viel als sich in dieser Entfernung von Bengalen ohne Kenntniß der Sprache und ohne unmittelbare Anschauung thun ließ. Indem er jedem von dorther kommenden Laute sein feinhöriges Ohr, seinen empfänglichen, rasch auffassenden und rasch verarbeitenden Sinn lieh, begann er in Deutschland den Boden zu bestellen, in den später Friedrich Schlegels Buch von der Sprache und Weisheit der Indier einen fruchtreichen Keim legen, auf dem Rückerts Weisheit des Bramanen erblühen konnte. Er that es, indem er, ein unermüdlicher Wünscher und Vorhersager, bei jeder neuen Mittheilung dieser entlegenen Schätze nach neuen und mehreren Mittheilungen und Aufklärungen rief, auf die noch ferne Zukunft wies, in der allererst eine Geschichte der Mythologie, Kunst und Dichtkunst des merkwürdigen Volkes möglich sein werde. Er that es endlich, indem er auf Grund der vorhandenen Materialien allgemeine Betrachtungen

[1]) SWS. XXVI, 406 ff. nebst den Anmerkungen S. 491 ff. und der Quellenangabe S. 474 ff.

über indische Art und Kunst zum Besten gab. Bei dem alten Indien vornehmlich verweilt der zweitheilige Aufsatz „Ueber Denkmale der Vorwelt“ [1]), der den Briefen über die Sakontala voraufgeht. Ein Verwandter des Aufsatzes „Ueber Persepolis“ in der Dritten Sammlung, bildet er die Brücke von Persien zu Indien und stellt diese Art von Betrachtungen unter einen höheren, allgemeineren Gesichtspunkt. In jenem wie in diesem Aufsatz haben wir Ideen zur Philosophie der Geschichte, die sich wie selbständige Ergänzungen oder Excurse zu dem großen historischen und geschichtsphilosophischen Werke ausnehmen. Und zwar behandelt hier der ideenreiche Mann die Geschichte im Zusammenhang mit den Quellen der Geschichte. Als solche Quellen, zuverlässiger und authentischer als die Darstellungen der Geschichtschreiber, gelten ihm die Trümmer von Bauten und Kunstwerken, Ruinen und Steine mit ihren Inschriften. Dies sind ihm die „Denkmale der Vorwelt“, die, als noch gegenwärtige Thatsachen eines vergangenen Völkerlebens, Zeugen seien, gegen die sich jeder, zumal auswärtige und späte Bericht „wie ein schwätzender Hauch“ verliere. Immer hatte sich, bei dem mit Goethe gepflogenen Ideenverkehr, seine historische Betrachtung mit der naturgeschichtlichen in Zusammenhang gehalten. So liegt es ihm nahe, eine geistvolle Parallele zwischen der historisch-archäologischen und der geognostischen Forschung zu ziehen. Wie die Trümmer alter Revolutionen im inneren Bau unserer Erde zum Schlüssel für die Entstehungsgeschichte des Erdkörpers, so müssen, je mehr die Entdeckungen fortrücken, der Entdeckungsgeist sich vervollkommnet, auch die überirdischen Denkmäler für die Geschichte unseres Geschlechts ausgenutzt werden. Er fordert, was seitdem mit immer wachsendem Eifer, Geschick und Erfolg wirklich geschehen ist. Ginge es nach ihm — und es ist nach ihm gegangen — so dürfte „kein beschriebener Stein übergangen, ja nirgend auf der Erde ein unverstandenes Alphabet geringe geschätzt werden“. Und über die Methode wenigstens der Benutzung solcher Denkmäler glaubt er allgemeine Grundsätze aufstellen zu sollen. Wie viel verständiger und kritischer sind diese Grundsätze als die Träume des Verfassers der Aeltesten Urkunde gewesen waren! Ausdrücklich verbittet er es, indem er speciell von den Denkmälern der altorientalischen Culturvölker spricht, daß man für die Auslegung derselben etwa die hebräischen Sagen über die Urwelt zu Grunde lege. Jedes Denkmal vielmehr müsse für sich selbst reden, sich womöglich auf seiner Stelle erklären, so freilich, daß man des lebendigen Verkehrs, des Ineinanderwirkens der Völker eingedenk bleibe. Man muß sich, so fordert er weiter, um nicht irre zu gehn, gegenwärtig halten, daß es der Geist jugendlicher Weltzeiten war, der diese Monumente, diese Tempel, Paläste, Gräber baute. Fruchtbar endlich könne dies Studium nur dann werden, wenn man nicht nur auf die Ursachen sehe, die

---

[1]) In den SW. zur Philos. I, 15 ff. abgedruckt. Ueber die eingestreuten dichterischen Uebersetzungen s. SWS. XXVI, 492.

alle diese Werke hervorgerufen, sondern auch auf die Wirkungen, die dadurch befördert worden. Soweit die Präliminarien. Nach den entwickelten Grundsätzen aber will nun der Verfasser „einige Betrachtungen über dieses und jenes Denkmal der Vorwelt anstellen und, wo die klare Geschichte nicht hinreicht, einige Muthmaaßungen äußern.“ Was immer er fürs Künftige in petto hatte — er schreibt an Heyne, daß erst die spätere Fortsetzung zeigen werde, wo er hinauswolle —: für diesmal handelt es sich ihm um die Tempelreste an den Ufern des Ganges und auf der indischen Halbinsel. Wie wenig und wie wenig Genaues lag ihm darüber in den älteren Reisebeschreibungen und in den jüngsten Berichten der Asiatischen Gesellschaft vor! Genug, um ihn zu Ideen, Betrachtungen und Desiderien anzuregen, wobei er sich selbst bescheidet, daß er noch auf ganz unsicherem Boden stehe, nur „wie über mythologische Kalenderbilder und über Nachrichten vom Hörensagen“ rede. Ganz treffend entwickelt er nichtsdestoweniger die Hindernisse, die sichtlich die symbolische Beschaffenheit der indischen Religion der Kunst der Inder entgegengestellt habe, und geht von da zu einem freilich noch sehr unvollkommenen Versuch fort, einige Hauptzüge indischen Glaubens und Philosophirens unter Anführung ausgehobener Stellen aus der Bhagavadgita zusammenzustellen. „Sie leisten“ — mit diesen Worten dankte ihm Eichhorn für diesen und den Sakontalaaufsatz — „der asiatischen Litteratur einen Dienst, den ihr noch Niemand geleistet“ [1]). Mit Recht erkannte es der berühmte Orientalist als das Verdienst des Freundes an, daß er die Aufmerksamkeit und das Nachdenken, die sich bisher nur den Denkmälern der Griechen und Römer zugewandt, in gleicher Weise auch auf die Denkmäler des alten Orients zu lenken einen Anfang gemacht habe.

Haftet aber an der Blumenlese aus morgenländischen Dichtern zugleich ein moralisches, an den eben besprochenen Aufsätzen ein historisches Interesse, so weist unsere Sammlung endlich noch zwei andere Stücke auf, die ganz und gar moralisch-historischen Inhalts sind. Das eine ist eine Vorlesung „über die menschliche Unsterblichkeit,“ das andere eine Betrachtung, deren Titel „Tithon und Aurora“ an die Paramythien erinnert [2]).

Die Vorlesung war wirklich, und zwar in dem auserlesensten Cirkel, am 4. November 1791 gehalten worden. Das gute Verhältniß, welches Herder von Anfang an zu der Herzogin Mutter gehabt hatte, war durch das Zusammenleben in Rom und Neapel und durch die wechselseitigen Dienste, die Beide dort einander geleistet hatten, nur besser geworden. Den nach Weimar Zurückgekehrten begrüßte alsbald ein Brief der hohen Frau, die damals zum zweiten Mal in Neapel weilte; in einem anderen entschädigte sie ihn durch

---

[1]) 20. Mai 92, C, II, 302 ff.

[2]) Das erstere Stück SW. zur Philos. VIII, 76 ff.; das andere, auch in besonderem Abdruck (Gotha, bei Ettinger 1792, 48 SS.) erschienen, in SW. zur Philos. III, 3 ff.

einen Bericht über die Ruinen von Pästum für den ihm selbst zu Anfang des Jahres vereitelten, jetzt ohne ihn ausgeführten Besuch[1]). Die gemeinschaftlichen Erinnerungen an die Gegenden und Kunstschätze Italiens bildeten, nachdem im Juni 1790 auch sie zurückgekehrt war, ein natürliches Band zwischen ihr und dem ehemaligen Reisegenossen, dessen Jüngstgeborener von ihr den italiänischen Namen erhielt. Noch im Jahre 1797 theilte sie ihm die Aufzeichnungen ihrer Reiseeindrücke, die sie damals redigirte, mit und erbat sich von ihm Anmerkungen und Berichtigungen zu diesen „Hesperidischen Blättern" [2]). Gleich zuerst aber, als sie nun ihre Residenz nach Belvedere verlegt hatte und hier in ihrer Weise Hof hielt, vergaß Herder bei ihr am ehesten, was ihn drückte, fand er bestätigt, daß es hier etwas gebe, was er in Göttingen schwerlich so wiedergefunden haben würde. In Belvedere brauchte Herder theilweise seine Brunnencur: Herders Sohn August war gleichzeitig bei ihr. „Ich suche mir," schreibt sie am 3. August an Knebel, „einen Kreis von guten Menschen zu machen; Herders, Goethe und Wieland sind fleißig bei mir." Noch planmäßiger organisirte sich ihre Geselligkeit im folgenden Winter in der Stadt. Allwöchentlich, gewöhnlich Montags, wurden Leseabende bei ihr veranstaltet, an denen Herder, Wieland, auch Frau von Berlepsch, die ihren Winter in Weimar verlebte, ihre Vorlesekunst zeigten. Wiederholt suchen Herder sowohl wie die Herzogin Freund Knebel, der sich noch in Anspach fernhielt, durch die Schilderung dieser Abende herbeizulocken, damit durch ihn, den alle Damen vermissen, die cortesia della conversazione vollkommen werde. Nicht leicht und oft, meint Herder, möchte sich eine so angenehme Gesellschaft zusammenfinden, und der hohen Wirthin rühmt er nach, daß sie „über alle Maaßen liebenswürdig und gut" sei[3]). Sie war denn auch der Mittelpunkt, und ihr Palais der Versammlungsort der kleinen Weimarischen Akademie, die am 5. Juli 1791 gestiftet und am 9. September eröffnet wurde. In zwanglosen Zusammenkünften, die jeden ersten Freitag im Monat abgehalten wurden und bei denen meistens auch der Herzog und seine Gemahlin zugegen waren, knüpfte sich belehrende Unterhaltung an aller Art Vorträge, in denen die denkenden Köpfe von Weimar das Beste oder das Anziehendste aus dem Kreise ihrer Studien und Lectüre, bald Ernsteres, bald Leichteres einem gewählten Publicum mittheilten[4]). Auf einen Vortrag Goethes, der diesmal,

---

[1]) Die Briefe vom 11. Aug. und vom 19. Oct. 89 liegen handschriftlich vor.

[2]) Herders Antworten auf die ungedruckten Billets der Herzogin stehen im Herderalbum S. 45. 46.

[3]) S. die Briefe der Herzogin an Knebel vom 3. Aug. und 4. Nov. 1790 in Knebels Litt. Nachl. I, 201 ff. und Herders an Knebel vom 7. Jan. und 6. März 91, daselbst II, 259 und 263.

[4]) Die Statuten der Freitagsgesellschaft und die Protokolle der ersten Sitzungen finden sich bei Jahn, Goethes Briefe an Voigt S. 443 ff. Mittheilungen über die Gesellschaft und Bericht über die Sitzung vom 4. Nov. 91 bei Böttiger, Litt. Zustände I, 23 ff.

in der Sitzung vom 4. November, präsidirte, über das Farbenprisma, folgte die Herdersche Vorlesung, die uns in der Vierten Sammlung der Blätter vorliegt. Es war ein betrachtendes und anwendendes Schlußcapitel zu den so eben bei Seite gelegten Ideen zur Philosophie der Geschichte. Nicht Herder, der Theolog, sprach diesmal, wie er so oft gethan, auch in jenem Buche gethan, von der Unsterblichkeit der Seele, sondern als echter Geschichtsphilosoph, und so, daß man zugleich an den Verfasser der Gespräche über Spinoza erinnert wurde, sprach er von der menschlichen, von der historischen Unsterblichkeit. Es ist der Gedanke von der Unsterblichkeit des Nachruhms, den er zu dem tieferen Gedanken der natürlichen Fortwirkung des Geistes der Humanität weiter entwickelt. Wir leben Alle, so ungefähr setzt er auseinander, im Elemente des unvergänglich Menschlichen. Wie wir, bedingt durch Sprache, Erfindungen, Sitten unserer Vorfahren, das Leben vergangener Geschlechter fortleben, so pflanzt sich auch von uns aus das Edelste unserer Natur wieder fort und wirkt in die Zukunft. Der Regel der Natur, der Fortpflanzung der Arten, ist auch der Mensch, aber nicht bloß physisch, sondern, als ein kurzer Inbegriff und Abbild der Natur, auch in dem höheren Sinne unterworfen, daß seine Seele vom Vergangenen für die Zukunft zu leben gezwungen ist. Je reiner und edler etwas in unserer Natur ist, desto sicherer theilt es sich mit und wird dadurch unsterblich: der eigentlichste Mensch ist der, der die Vergangenheit richtig auf die Zukunft anwendet. Die Mittel dazu, die allgemeinsten Werkzeuge und Symbole dieser thätigen Fortwirkung sind Sprache, Schrift, Wissenschaft, Kunst und Gesetzgebung. Sie ist aber an die Bedingung der Ablegung unseres Ich, der Entäußerung alles Selbstischen und Persönlichen geknüpft — eine Bedingung, die nicht schwer zu erfüllen ist, „sobald man einmal die Luft der hohen Region genossen und in das Gebiet des Beharrlichen, des Wahren versetzt ward". Glücklich die Sterblichen, die den Punkt idealer Fortwirkung auf die Nachwelt am reinsten trafen: ihr Leben, ihre Werke sind mit dem Siegel der Unvergänglichkeit bezeichnet. Allgemein aber ergiebt sich aus dieser Ansicht ein neuer Geschmack am Leben, eine neue Hochschätzung des Ranges, auf welchem wir stehen, der Wunsch und die Aufgabe, für das Fortdauernde in der Menschheit in der besten Art zu wirken, unser kurzes Leben durch Theilnehmung und Theilgebung zu verlängern und so das Gefühl der Ewigkeit zu genießen.

Verwandten Inhalts, aber besonders merkwürdig durch die durchklingenden individuellen Beziehungen und den zeitgeschichtlichen Hintergrund ist der Schlußaufsatz unserer Sammlung: „Tithon und Aurora".

Einst in Stunden der Unzufriedenheit mit sich selbst, aus dem Gefühl, daß es ihm an Sinnlichkeit und Gründlichkeit fehle, hatte den Jüngling die Idee eines psychologisch pädagogischen Werks über die Jugend und Veraltung menschlicher Seelen ergriffen. Er hatte sich selbst „alt in seiner Jugend" gefunden und war, in der Meinung, daß die Hauptschuld daran in seinem Bil-

dungsgange liege, auf den Plan gerathen, zu zeigen, wie durch die richtigste, naturgemäßeste Ausbildung der in jedem Lebensalter vorherrschenden Seelenkräfte einer solchen Veraltung der Seele vorgebeugt werden könne. Die Vorstellung solcher Veraltungen, der Gedanke an die Möglichkeit verjüngender Gegenwirkungen war ihm geblieben. In noch anderem Sinne und aus anderen Ursachen meinte und klagte jetzt der Mann, daß ihn das Altwerden vor der Zeit beschlichen habe. So nahm er nach einem Menschenalter, nach einem erfahrungsreichen Leben voll Arbeit und Strebsamkeit jenes Thema in neuer Gestalt und Absicht wieder auf. Die Unzufriedenheit mit sich hat der Trauer über sich Platz gemacht. An die Spitze des Aufsatzes „Tithon und Aurora" tritt die elegische Betrachtung, wie viele Menschen es gebe, die sich selbst überlebt haben. Mit psychologischer Feinheit werden die vielerlei Ursachen aufgedeckt, die unter verschiedenen Situationen verschiedene Charaktere einem frühen geistigen Tode zuführen. Er hat gut beobachtet, so gut, wie nur derjenige es kann, der vor Allem sich selbst beobachtet hat. Er spricht von Menschen von äußerst zartem Gefühl, die, weil ihnen das Höchste, wonach sie streben, zerstört ist, wie eine Pflanze, der das Herzblatt gebrochen ist, mit unkräftig welken Blättern dastehn. „Vielleicht gehen mehrere Erstorbene dieser Art in unserer Gesellschaft umher, als man es anfangs glauben möchte, eben weil sie am meisten ihren Kummer verbergen und das Gift ihres langsamen Todes als ein trauriges Geheimniß ihres Herzens selbst ihrem Freunde verhehlen." Unmöglich, wenn man diese Worte liest, sich nicht der abgerissenen und immer wieder unterdrückten Seufzer zu erinnern, mit denen Herder schon jetzt zuweilen, und in der Folge öfter gegen vertraute Freunde sein „verfehltes Leben" beseufzte. Die Wahrheit ist: sie gelten von ihm selbst nur deshalb nicht, weil zwei Seelen in seiner Brust leben, die eine, die sich alt und ermattet fühlt, und die andere, die sich mit aller Macht gegen dieses Gefühl wehrt und die Mittel der Verjüngung in sich selbst trägt. Von diesen Mitteln handelt ein anderer Theil des Aufsatzes, in welchem die elegischen Accorde des Anfangs sich zu heroischen aufschwingen. Diese zarte Natur ist zugleich die sittlichste; über das Gefühl der Ermattung trägt es die Begeisterung und die Fassung davon. Nur versteckt zwar, vielleicht gar sich selbst unbewußt — wir kennen ja seine zarte Scheu vor lauten Selbstbekenntnissen —, das Individuelle ins Allgemeingültige verhüllend, aber verständlich doch für den Verstehenden, enthüllt er uns den Sieg, den er in seinem eigenen Innern über den Dämon der Niedergeschlagenheit gewann. „Was wir," sagt er, „Ueberleben unserer selbst nennen, ist bei besseren Seelen nur Schlummer zu neuem Erwachen, eine Abspannung des Bogens zu neuem Gebrauche." Es ist köstlicher Trost und weisester Rath, den er allen Ermattenden giebt, offenbar weil und wie er ihn zunächst sich selbst gegeben. Nichts Tröstenderes, meint er, könne die Philosophie uns darreichen, als wenn sie uns ein festes Beruhen auf uns selbst mittheile. „Traurig ist's freilich," fährt er fort, „wenn einem Menschen

die Lage, in der er lebt, mit allen ihren Umständen und Kostbarkeiten so verleidet, so verbittert ist, daß er auch keine Traube und Blume derselben anrühren mag — —: indessen ist Er doch nicht die Lage; er ziehe, wie die Schildkröte, die Glieder ein, und sei was Er sein kann und sein soll. Je mehr er vom Erfolg seiner Handlungen wegsieht: desto mehr ruht er in der Handlung; dadurch wird die Seele stärker und belebt sich wie eine neuaufspringende Quelle." Wirke und lebe, so mahnt er, unbeirrt durch den Widerschein Deiner selbst in den Meinungen Anderer, in Deiner eigenen Natur; Dein Charakter vor Allem halte Dich aufrecht; denn „im Herzen leben wir, nicht in den Gedanken." Und zum Schluß: „Ergraue also nie wie der alte Tithonus, im Wahn, daß Deine Jugend dahin sei; vielmehr fahre, mit neuerweckter Thätigkeit, täglich aus Deinen Armen eine neue Aurora!"

An den Gedanken aber von der Verjüngung und Veraltung menschlicher Seelen hatten sich schon damals, als er ihn zuerst großzog, andere, politische Gedanken angesetzt. Er war ihm zu einem der leitenden Gesichtspunkte bei jener beabsichtigten Denkschrift über die Cultur Rußlands geworden. Unter ganz veränderten Umständen giebt er ihm auch jetzt wieder eine politische Beziehung, und so erhält unser Aufsatz und das Bild von Tithon und Aurora das merkwürdigste Doppelgesicht.

Nicht nur einzelne Personen nämlich — mit dieser Wendung schlingt sich ein neuer Faden in den psychologisch moralischen Einschlag — viel mehr, und länger noch, überleben sich Einrichtungen, Verfassungen, Stände, Corporationen, Formen der Religion, der Kunst und Wissenschaft. Beredt und anschaulich spricht Herder von diesen „Ueberlebungen" und von dem Eindruck, den sie auf den ernsten Betrachter machen. Ein solcher Betrachter war er in Italien, das er das lehrreichste Theater verlebter Lebensepochen und Weltalter nennt. „Es gehört ein weit Gemüth dazu, alle diese Scenen zu fassen, zu unterscheiden und zu ordnen; sodann aber scheinen sie ein Compendium aller Geschichte, das uns zuletzt, ich weiß nicht mit welcher angenehmen, aber auflösenden Schwermuth überströmt." Die Frage ist nun wieder: wie ist in allen diesen Dingen Verjüngung möglich? Und die ganz bestimmte Antwort lautet: nicht durch Revolutionen. Revolutionen sind allemal Zeichen der Barbarei, einer frechen Macht, einer tollen Willkür. Es gilt — so mußte ja wohl der Verfasser der „Ideen" antworten — auf dem Wege der heilenden Natur zu bleiben. Nicht Revolutionen, sondern Evolutionen sind der stille Gang dieser großen Mutter. Ein weiser Fürst hat sich daher als einen Haushalter, nicht als einen Gegner der Natur zu betrachten. Wer der Vernunft und Billigkeit dient, wird der Entwickelung vorhandener Kräfte helfend entgegen, ja weise zuvorkommen. Ein großes Beispiel in dieser Beziehung hat England gegeben. Durch solches Zuvorkommen ist es an die Stelle gekommen, die es jetzt einnimmt, ist es ihm gelungen, das Glück einer lebendigen Verfassung auf Jahrhunderte hin zu gründen. Wenn Stände und gesellschaftliche Einrichtungen

veralten, so giebt es für den Einzelnen keinen anderen Rath, als daß er mehr sei als sein Stand, für den Staat, um „jenen fürchterlichen Anfällen, die man Staatsumwälzungen nennt," zuvorzukommen, keinen anderen Rath, als daß er die gesunde Wirksamkeit aller seiner Theile, den muntren Umlauf seiner Säfte erhalte oder wiederherstelle und nicht gegen die Natur der Dinge kämpfe. Es sind durchaus optimistische Aussichten, mit denen der Verfasser schließt. Die Hoffnungen Berkeleys, daß der fünfte Act der Weltgeschichte in dem aufstrebenden Amerika sich abspielen werde, überbietet die seinige. Auch in den Armen des alten Tithonus Europa sieht er eine neue Aurora schlummern. Mehr noch. „Nicht vier, kaum drei Acte sind im großen Schauspiele dieses auch jungen Welttheils vorüber; und wer sagt uns, wie oft noch der alte Tithonus des Menschengeschlechts sich auf unserem Erdball neu verjüngen könne, neu verjüngen werde?"

Zweiter Abschnitt.

Unter dem Einfluß der Zeitereignisse.

Die Beziehung des Aufsatzes, den wir soeben studirten, auf die große Begebenheit, die seit drei Jahren alle Welt in Spannung hielt, liegt auf der Hand.

Wie hätte nicht vor Anderen den Verfasser der „Ideen" das in Frankreich sich abspielende weltgeschichtliche Drama zu nachdenklicher Theilnahme reizen sollen? Konnte es doch scheinen, als ob hier für einen Moment der Vorhang zerrissen sei, der für gewöhnlich die inneren Triebräder der Geschichte dem Blicke sterblicher Neugier entzieht, ja als ob dadurch der in der Vorrede des Herder=schen Werks für das Ende des Jahrhunderts oder Jahrtausends in Aussicht genommene Zeitpunkt, wo sich eine wirkliche Philosophie der menschlichen Geschichte werde schreiben lassen, mit Einem Male näher oder ganz nahe gerückt sei.

Zwar ein unbeirrt festes und klares, ein nüchtern=praktisches Urtheil über die große Bewegung in dem Nachbarlande werden wir von einem Manne, dessen Verstand so stark unter dem Einfluß auf= und abfluthender Gefühle stand, der näher dem Reiche der Ideen als dem der Wirklichkeiten wohnte und der in der sittlichen Vornehmheit seiner Gesinnung den unmittelbaren Verkehr mit dem Gemeinen der menschlichen Natur scheute, ganz gewiß nicht erwarten. Seine Abneigung gegen den Fridericianischen Staat und dessen Militarismus, sein patriotischer Enthusiasmus für Katharina und das Rußland der Katharina waren der Ausfluß sehr persönlicher Empfindungen und sehr allgemeiner, jugendlich unreifer Vorstellungen gewesen. Die gelegentlichen Urtheile des jungen Mannes über die Zustände der europäischen Staaten hatten nur den Werth von Einfällen, und der kühne Gedanke des Schülers von Rousseau und Montesquieu, der russischen Kaiserin Rathschläge zu geben, hatte sich alsbald in pädagogische und geschichtsphilosophische Träume aufgelöst. Wie er in Riga gelernt hatte, der „großen Frau" zu huldigen und zugleich

ein guter Republikaner zu sein, so verband er fortwährend, gleich so vielen seiner Zeitgenossen, mit allem kleinstaatlichen Herrendienst und allem Geschick für höfisches Leben jenen vagen Radicalismus, der ihn unter vier Augen gegen den Adel als ein Monument der menschlichen Dummheit und über die allerorten, nicht am wenigsten in dem aufgeklärten Preußen herrschende Sklaverei, unter der die Menschheit vergeblich seufze, die heftigsten Reden halten ließ [1]). Er war ein Patriot nach der Weise Klopstocks, und nur zwischen oder über den bestehenden staatlichen Ordnungen hatte sein Ideal einer der Menschheit würdigen Form der Gesellschaft Platz. Darum feiert er jetzt mit Hoffnungen, wie sie auch Klopstock und Lessing gehegt hatten, Kaiser Joseph als den, der, ein Hort deutscher Sitte und Wissenschaft, den Deutschen geben werde, wonach sie dürsten: Ein Vaterland, Eine Sprache und Eine Religion [2]), und geht jetzt wieder mit Gleim halb und halb zur Fridericianischen Partei über und theilt, obschon mit Vorbehalt, Johannes Müllers Erwartungen von dem auch von Karl August lebhaft unterstützten Fürstenbund. Immer doch ist es nur ein idealer, ein humanistischer Antheil, den er, das eigentlich Politische nur an der Oberfläche streifend, an diesen politischen Dingen nimmt. Praktische Deutlichkeit und Bestimmtheit hatte er seinen Ansichten über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates auch in der Preisschrift über den Wechseleinfluß der Regierung und der Wissenschaften nicht zu geben vermocht. Sein großes geschichtsphilosophisches Werk endlich: wie warm für das allgemein Menschliche, wie spröde gegen die staatlichen Veranstaltungen, ohne welche die Entwickelung von Humanität und Vernunft undenkbar ist! wie meisterhaft in den charakterisirenden, wie dilettantisch in den politisch raisonnirenden Partien!

Offenbar, nur zu sehr stand er bei der Abfassung der „Ideen“ unter dem Einfluß jener staatsverneinenden Paradoxien seines Freundes Einsiedel. Er hatte in der kleinen geschichtsphilosophischen Schrift von 1774 gegen den aufklärerischen Staatsgeist des achtzehnten Jahrhunderts wie ein Pasquillant geschrieben: jetzt, in dem großen Werke, hatte er sich zwar mit der Aufklärung dadurch, daß er sie humanisirte und ihr Verstandeslicht mit der Wärme des Herzens verband, auf besseren Fuß gesetzt, von der herrschenden Staatsweise aber ebendeshalb sich nur noch weiter abgewandt. Sein Widerspruch gegen Kant hatte in dieser Beziehung das Maaß voll gemacht, hatte ihn geradezu zum Haß gegen Staat und Regierung überhaupt fortgerissen, während zugleich die Hindernisse, die er in seinem eigenen Wirken an der Umständlichkeit alter Formen und Vorurtheile fand, seine Verachtung gegen das, was er den „alten sächsischen Dreck“ nannte, aufs Aeußerste steigerten. Und so erblickte er denn in allen Regierungsformen aufs Höchste ein Mittel, jedem Einzelnen zum freieren Genuß des Lebens zu verhelfen, oder ein nothwendiges Uebel, das

---

[1]) Aus dem Herderschen Hause S. 73 und S. 109.

[2]) S. das Gedicht „An den Kaiser“ SW. III, 186.

um des letzten Zweckes, der Förderung der Humanität des ganzen Geschlechts willen, ertragen werden müsse. Auf keine Weise war er mit dem Problem ins Klare gekommen, wie sich die Politik mit der Moral, staatlicher Zwang mit individueller Freiheit, Staats- und Standesrechte mit den Rechten der Menschheit und Menschlichkeit in Zusammenstimmung bringen ließen. Die Unsicherheit seines Urtheils war bei der Bearbeitung jenes Capitels von den Regierungen ganz auffällig an den Tag getreten. Schon bei der Ueberschrift war er in Verlegenheit gerathen. Er hatte die Regierungen ursprünglich als „Kunstmaschinen" oder als „Vormundschaften der Menschen" bezeichnen wollen. Einzig die „natürlichen Regierungen", die zu einem bestimmten Geschäft erwählt würden und deren Herrschaft mit dem Geschäft zu Ende gehe, hatte er anfangs als „mit Vernunft" errichtete gelten lassen wollen. Er hatte diese Meinung und daß für erbliche Regierung nicht in der Vernunft, sondern nur in dem Recht der Eroberung und Unterjochung der Grund gefunden werden könne, auch in dem gedruckten Text ausgesprochen, aber in viel nachdrücklicherer und härterer Weise in dem ursprünglichen, nachher cassirten Manuscript. „Ich weiß nicht," hatte er geschrieben — man glaubt Rousseau oder Einsiedel zu hören —, „ob es eine größere Ungereimtheit der Menschenvernunft geben könne als das Recht, kraft der Geburt zu herrschen und die entsprechende Verbindlichkeit, zu gehorchen, sofern man beide nach Gesetzen der Natur betrachtet." Zur abschreckenden Illustration des Regierens „von Gottes Gnaden", das eben nur möglich sei, weil und solange es sich die Regierten gefallen lassen, hatte er die haarsträubendsten Beispiele des in Marokko, Persien, China geübten Despotismus gehäuft. Einen traurigen Trost hatte er es genannt, daß dies, wie alle Uebel, sich durch sich selbst beschränke. „Ein noch traurigerer Trost wäre es," so hatte er hinzugefügt, „wenn man sich auf das dornichte Schlafkissen der Tradition legte, — — denn wenn unsere Väter uns auch aus guter Meinung Vormünder gesetzt hätten, so hebt der Zusatz, daß diese Vormundschaft ewig daure, ihre gute Meinung und unsere Verbindlichkeit, ihr zu folgen, völlig auf." In etwas zahmerer, ohne Zweifel auch durch Censurrücksichten gemilderter Form war der Sinn aller dieser Ausführungen schließlich doch stehen geblieben. Er, der sonst das Recht der Tradition so hoch hielt, führte im Kampfe gegen die Erblichkeit monarchischer wie aristokratischer Institutionen die reine Vernunft gegen die Tradition ins Feld und zeigte nicht das mindeste Verständniß dafür, daß auch in den traditionellen Staatseinrichtungen Vernunft enthalten sein könnte.

Wie nun ein Mann, der über staatliche Dinge theils so verworren, theils so vorurtheilsvoll, über die Humanitätsbestimmung unseres Geschlechts so enthusiastisch und über den Sieg der Humanität so optimistisch dachte — wie dieser Mann mitten unter Staatszuständen, die alle Spuren der Veraltung und des Zurückgebliebenseins an sich trugen, sich zu den Hergängen in Frankreich verhalten mußte, ist unschwer zu errathen. Weder mit der

rücksichtslosen Consequenz des Theoretikers noch mit der ruhigen Weisheit des Staatsmannes. Schwankend zwischen Billigung und Mißbilligung, zwischen Bewunderung und Abscheu. Eingenommen für die Ideen der Revolution, und doch im Princip gegen jede Revolution. Erfreut über die Bewegung, soweit und solange sie auf die Abstellung alter Mißbräuche und unvernünftiger Bevorzugungen Einzelner ausging; entsetzt über die Unordnungen und Gewaltthätigkeiten, die sich nur zu bald im Gefolge jener Bewegung zeigten. Sein einziger Maaßstab für die Beurtheilung des großen politischen Prozesses die Zauberformel der Humanität, sein Maaßstab für den Begriff der Humanität die ideologische Vorstellung eines Zustandes erhöhter Geistigkeit und Sittlichkeit, wie er sie aus seiner eignen reinen und edlen Individualität, aus dem Bedürfniß seines Herzens und Gewissens schöpfte.

In der Luft von Weimar, in der Nähe des Hofes fand sich Herder mit seinen Sympathien für die Anfänge der französischen Revolution sehr bald zu vorsichtiger Zurückhaltung gezwungen. Während an höchster Stelle das Schicksal der französischen Monarchie die ernstesten Besorgnisse wachrief und je länger je mehr den Gedanken einer Einmischung in die französischen Hergänge nahe legte, erschienen ihm die Proclamation der Menschenrechte, die Vernichtung der feudalen Privilegien, die neue Verfassung als denkwürdige Errungenschaften, der Versuch einer Gegenwirkung als Thorheit oder Verbrechen. Wenn der Verfasser der Göttergespräche demnächst seinen Jupiter die Parteinahme für die Sache der Könige ablehnen ließ, da man doch aus einem Kartenkönig keinen Mann wie Heinrich IV. machen könne und da doch jedes Volk das Recht habe, selbst zu seiner politischen Wirthschaft zu sehen, es auch vergeblich sei, der Nemesis in die Zügel zu greifen, die auch Uebereilungen und Ausschreitungen ins rechte Maaß zu setzen wissen werde — so hatten diese Ausführungen auch Herders ganzen Beifall. Er schreibt am 20. September 1790 an den gleichgesinnten Knebel, mit Bezug auf die Eingenommenheit der regierenden Herzogin gegen Frankreich, daß er sich vorgenommen habe, „nicht mehr zu sündigen mit seiner Zunge“. „Die Lilien der französischen Monarchie,“ fährt er fort, „sind zu Wespen geworden, gegen die Jedermann schreit, als ob sie ihm dicht vor der Stirn flögen und er den Stich schon fühlte. Also ist Psalm 39, V. 1 das beste Motto, und an eine weitere vernünftige Entwickelung ist nicht zu gedenken.“ Auch den Ausfällen seines Freundes Georg Müller, der freilich über die Wirkungen des „Freiheitsfiebers“ in dem republikanischen Nachbarlande Frankreichs schon im Mai 1790 zu klagen hatte, dem die Nationalversammlung „wie eine Bande von Fanatikern“ erschien und der über „den großen Politicus Wieland“ spottete, setzte er ein Schweigen entgegen, das jener gewiß nicht unrichtig deutete, wenn er, nachdem die Revolution sich in ihren Folgen weiter entwickelt hatte, dem Freunde die Lectüre von Burkes „Betrachtungen“ empfahl und sich für sein herbes Urtheil über die aus der Revolution erwachsene Pöbelherrschaft darauf

berief, daß er von seinem nachbarlichen Standpunkte aus mehr von der entsetzlichen Unordnung in Frankreich erfahre als der in der Mitte von Deutschland Lebende [1]).

Allein ganz über die großen Zeitereignisse zu schweigen war doch keineswegs die Meinung Herders. Es ist ein neues Zeugniß für seine Hingebung an alles Menschliche, und es gereicht ihm unter allen Umständen zur Ehre, daß er, allen Bedenken zum Trotz, auch dem unmittelbar gegenwärtigen Geschick der Welt gegenüber den müßigen Zuschauer zu spielen nicht über sich gewinnen konnte.

In der würdigsten Weise würde er der schwierigen Aufgabe haben entsprechen können, wenn er seine „Ideen“ in einem fünften Theile bis auf die Gegenwart fortgeführt hätte. Er hat es ernstlich beabsichtigt. Das Werden unserer ganzen Verfassung dachte er in diesem fünften Theile darzustellen, und von selbst würde sich die Darstellung zu einem historisch begründeten Urtheil über die jüngste Erschütterung dieser Verfassung, zu Aussichten in die Zukunft zugespitzt haben. In unmittelbarem Anschluß an den vierten Theil hoffte er bis Ostern 1792 die letzten fünf Bücher liefern zu können. Noch im Mai 92, nachdem diese Hoffnung durch seine Krankheit vereitelt worden war, ist der Plan nicht aufgegeben, wenn er auch, mit Rücksicht auf die Weite und Wichtigkeit des Stoffes, mit halbem Verzagen von dem Unternehmen spricht. Wie sehr ihm die Vollendung des Werks am Herzen liege, versichert er noch zwei Jahre später dem Verleger, und wieder ein Jahr später wünscht er vor dem Publicum, daß ihm dazu „Raum und Zeitumstände“ vergönnt sein möchten [2]). Er plante, hoffte und wünschte, wünschte bis ans Ende umsonst. Wie so oft schon in Herders frühester Schriftstellerperiode der Gedanke einer neuen Schrift eine ältere verdrängt hatte, so auch jetzt wieder. Was früher in Folge der allzu rasch zuströmenden Ideen geschehen war, das geschah jetzt auch deshalb, weil es dem schreiblustigen Manne an der Muße gebrach, den überreichen Stoff eines weitangelegten Werks ordnend zu bewältigen, und weil doch inzwischen, des schriftstellerischen Erwerbs wegen, nicht gefeiert werden durfte. Innere und äußere Motive wirkten zusammen. Die Geschichtsübersicht des großen Werks war unvollendet: die Geschichtsphilosophie Herders lag so gut wie vollendet in den bisherigen vier Theilen vor. Ein fünfter Theil würde zwar viele neue Begebenheiten beleuchtet, würde zu den glänzenden Schilderungen von Völkern und Epochen viele ähnliche hinzugefügt haben: aber ein anderes Ziel der Weltgeschichte würde er nicht aufgesteckt, einen anderen Namen für dieses Ziel nicht gefunden haben als den längst ausgespro-

---

[1]) * Müller an Herder 8. Mai und 30. Aug. 1790, 1. Juni 1792.

[2]) * Herder und Caroline an Hartknoch jun. 15. Mai 91; H. an Gleim 22. Mai 92 (C, I, 151): „Die Ideen werden mit dem fünften Theile geschlossen; der ist aber so wichtig und reich, daß ich fast nicht weiß, wo aus, wo ein? Proponit sibi homo, Deus disponit“; * an Hartknoch 14. Febr. 94; Humanitätsbriefe VI, 181 Anm.

chenen. Mußte es da dem Verfasser nicht leichter und lockender erscheinen, die gefundene Zauberformel zur Beurtheilung der näheren und nächsten Vergangenheit, zur Beschwörung der Verwirrungen der Gegenwart predigend anzuwenden, als sie philosophirend an den verschlungenen Massen der Geschichte zu entwickeln und diese mit unendlicher Mühe zu gruppiren? So entstand in seinem Geiste, während er sich den Abschluß des Hauptwerks noch immer vorbehielt, ein Gedanke, der für dieses verhängnißvoll werden mußte, der Gedanke, „Briefe, die Fortschritte der Humanität betreffend" oder „Humanistische Briefe" zu schreiben. Als ein „gangbares Buch, interessant für alle Stände", trägt es Frau Caroline am 27. April 1792 dem Verleger an[1]). Als ein Buch, „in das er das Beste, das er in Herz und Seele trage, zu legen gedenke" kündigt er Gleim das nur erst geplante am 22. Mai an.

Eine entscheidende Epoche in Herders Schriftstellerei! Dreimal hatte er ein groß angelegtes, zusammenhängendes Werk in Angriff genommen: die Aelteste Urkunde, die Ebräische Poesie und die Ideen zur Philosophie der Geschichte. Keines derselben wurde vollendet. Jedesmal aus einer anderen Ursache. Die Urkunde mußte eine Ruine bleiben, weil sich dem Verfasser bei weiterer innerer Entwickelung die seiner Arbeit zu Grunde liegende Gedankenrichtung verschoben hatte. Die Ebräische Poesie, das Werk, zu dem er sich nach dem Impromptu der Theologischen Briefe zusammengenommen hatte, kam nicht zum Abschluß, weil ihn der größere Entwurf der „Ideen" davon abzog. Die „Ideen" ließ er fallen — weil die Zeit überhaupt vorüber war, in der er, bei der Zersplitterung seiner Muße, alle Hindernisse besiegend, zu der für die Vollendung erforderlichen Concentration der Kräfte hätte gelangen können. Er hatte die Höhe seines litterarischen Lebens überschritten, um allmählich abwärts zu steigen. Die unvermerkt abnehmende geistige Frische und Energie, der mangelnde Sporn voller Interessengemeinschaft mit Goethe, die unabweisliche Rücksicht auf das äußerlich Lohnende der Arbeit: Alles wirkte mit der ihn bedrängenden Amts- und Krankheitsnoth zusammen, seine Schriftstellerei zu lockern[2]). Er ist mit den Humanitätsbriefen zu der jugendlichen Art seiner Fragmente und Wälder zurückgekehrt, um nie wieder aus dem Ganzen und Vollen zu schaffen. Aber diese neuen Fragmente und Wälder haben nur noch in einzelnen Partien den entdeckend vordringenden Charakter der älteren; sie wenden die gewonnenen Ideen nur an, wiederholen dieselben und breiten sie aus. Die Hast des genialen Wurfs war früher oft mit an-

---

[1]) Näheres über die Verhandlungen mit dem Verleger SWS. XVIII, 521.

[2]) Die Beschaffenheit des Buchs (der Humanitätsbriefe) sei selbst von der Art, daß das Manuscript nicht auf einmal geliefert werden könne, schreibt er * 9. Nov. 92 an den Verleger. Daß er sich die Zeit zu seinen Briefen nur ausstehlen müsse, damit er nicht ganz zum Actenstaub werde, klagt er 11. April 93 gegen Gleim, und ähnliche Klagen, daß er „sehr im Zwange gewesen" u. dgl., kehren nur zu oft wieder.

deutender Kürze gepaart: an Stelle der Kürze tritt jetzt ermüdende Weitschweifigkeit. Er nahm sich ehemals nicht die Zeit, seine Skizzen auszuführen: er nimmt sich, er hat jetzt die Zeit nicht, zu kürzen und zusammenzudrängen.

Und einer zwiefachen Täuschung unterlag dabei, zunächst bei den Humanitätsbriefen, der Autor. Er gestand sich nicht ein, daß diese Briefe nur die aufgelösten Ideen zur Philosophie der Geschichte seien. Sie sollten „vorbereitend zu diesen Ideen mitgehören", deren Vollendung noch immer verheißen wurde [1]). Er gestand sich ebensowenig ein, daß das Unzusammenhängende der Composition aus dem Mangel eines klaren Planes, das Breite aus Eile und Ermattung herrühre. Er machte sich selbst und Anderen weis, daß diese Planlosigkeit selbst Plan und dies Sichgehenlassen ein berechnetes und überlegtes sei. „Die Briefe," so schrieb er nach dem Erscheinen der Ersten Sammlung an Gleim, „sollen ins Unendliche fortgesetzt werden; darum mußte ihre Base so breit, so breit sein!" Sie sollen, so kündigt er sie Heyne an, „meine silvae sein, worin ich nach Gefallen umherwandle; die Anlage ist mit Fleiß etwas weit hergeholt". „Mit Fleiß" — was er dann weiterhin dem Freunde dahin erläutert, daß der Grund nicht zu tief habe entblößt werden dürfen, da derselbe „vor der Hand etwas unannehmlich sein möchte". „Zürnet nur nicht," so entschuldigt er sich gegen Georg Müller, „daß in den zwei ersten Theilchen nicht Alles steht, und daß das Reich Gottes nicht dahin gemalt ist. Die beiden ersten Theile sind nur Base, weit und breit, aber nicht tief, wie Recht ist von Rechtswegen." Müller, der sich und seinen Lehrer zu ehren meinte, wenn er gegen dessen Schriften gelegentlich auch bescheidene Ausstellungen machte, hatte ihm einen Totaleindruck der beiden ersten Briefsammlungen nicht verschwiegen: es falle auf, daß er gewisse Begriffe gar zu oft wiederhole. Herder erwiderte, die Wiederholungen rührten wohl von der Form des Werks her. „Der Abt St. Pierre sagte, daß er dieselben Worte so lange wiederholen wollte, bis die Menschen sie, aus Ueberdruß zu hören, ins Werk setzten." Und abermals auf den Vorwurf zurückkommend: „Zwei Theilchen der Humanität bekommen Sie Ostern, und da wird der Herr gewiß sagen, ich habe mich wiederholt. Solchergestalt aber glauben Sie, daß Sie Se. Majestät der König Philippus und ich Höchstderoselben unterthänigster Anschreier bin: *ἄνθρωπος εἶ Φίλιππε*!" [2])

Im Frühjahr 1792 also war Herder der Gedanke zu den die Humanität betreffenden Briefen gekommen. Der ursprüngliche Titel verräth, wie früher der der Theologischen Briefe, daß ihm dabei Art und Wirkung der für ihn so bedeutend gewordenen „Briefe die neueste Litteratur betreffend" im Sinne lag. Für

---

[1]) Humanitätsbriefe VI, 181.

[2]) An Gleim 12. Mai 93, C, I, 158. An Heyne Mitte März 93 und 20. Mai 93, C, II, 220. 221; an G. Müller 13. Mai 93, 3. Nov. 93 (Gelzer 214 und 215) und *13. Dec. 93.

unseren Autor spielte jetzt der allgemeine Zustand der Welt, die ganze Breite der sittlichen und intellectuellen Cultur die Rolle, die ein Menschenalter früher der Zustand der schönen Litteratur gespielt hatte. Das ästhetisch-litterarische war für ihn in ein allgemein-humanitäres Interesse übergegangen. Mit gespannter Erwartung, ja voll Hoffnung begleitete er die freiheitliche Entwickelung in Frankreich, mit Unwillen die Einmischung der großen Katharina in die polnischen Angelegenheiten. Ueber das Alles, über alles Menschliche mit Bezug auf die eben gegenwärtige Zeitepoche wollte er seines Herzens Meinung kundgeben. Vielleicht daß ihm der Gedanke dazu durch die ihm eben zugegangenen Zeitgedichte seines Freundes Gleim noch näher gelegt wurde. Wenn die Muse über die Weltbegebenheiten laut zu reden oder zu singen wagte: sollte er ihre Stimme nicht in seiner Weise und von seinem Standpunkte aus zu unterstützen suchen? Mit ausdrücklichem Bezug auf die Gedichte des Freundes erläutert er diesem seine Absicht. „Ihre Gefühle an der krankenden Menschheit, zumal Fürstenheit," schreibt er, „haben mich tief durchdrungen; das Jahrhundert eilt mit beschleunigendem Fall zu Ende! an den sollen sich also auch meine humanistischen oder humanen Briefe anschließen, so Gott hilft!" [1])

Noch war er, als er dies schrieb, ein kranker Mann. Die Aachener Bäder waren ihm verordnet worden. Gerade diese Reise jedoch, indem sie ihm Heilung eines schmerzhaften Leidens brachte, versetzte seinen Geist zugleich in neue Bewegung und führte ihm neue Antriebe für den Plan seiner humanistischen Briefe zu.

Höchst bedeutsam zunächst, daß er in Aachen seine Wiederversöhnung mit Jacobi feierte.

Wir wissen, wie der Spinoza beide Männer auseinandergebracht hatte. Auf die Zusendung des „Gottes" und des Dritten Theils der „Ideen" hatte Jacobi geschwiegen, und auch alles Zureden Hamanns hatte zu keiner Annäherung geführt. Es schien, daß die Beiden für immer miteinander fertig seien. In dem Briefe Jacobis an Kraus vom 14. September 1788 [2]) macht Jacobi unter sein Verhältniß zu Herder gleichsam einen Strich und zieht eine Summe seines Urtheils über ihn, das in dem Vorwurf der Veränderlichkeit, Haltlosigkeit und Unzuverlässigkeit seines Wesens gipfelt. Oeffentlich hatte er auf die Herdersche Darstellung des Spinoza nicht geschwiegen. In zwei Beilagen zu der zweiten Auflage seiner Briefe über die Lehre des Spinoza, vom Jahre 1789, hatte er scharf auf die gegen ihn gerichteten Stellen erwidert. Mit seinem guten Recht hatte er Herders Auffassung jener Lehre als ein unhaltbares Mittelding zwischen Theismus und Pantheismus gekennzeichnet und die Widersprüche, in die sich der Verfasser dabei verwickelt, ans Licht gestellt. Er

[1]) An Gleim 22. Mai 92, C, I, 150.

[2]) Bei Zöppritz I, 106 ff.

hatte den ehemaligen Freund wie einen Fremden bekämpft und mit unverhohlener Geringschätzung von dessen dichterischer Philosophie, mit dem Gefühl der Ueberlegenheit von dessen gewagten Behauptungen gesprochen. Es klang so unfreundschaftlich wie möglich, wenn da z. B. von den „vielen sonderbaren Stellen des Herderschen Gesprächs" die Rede war, von denen sich die eine „durch eine gewisse Fülle des Ungemeinen auszeichne". Zum Unglück war die neue Auflage der Jacobischen Schrift das erste deutsche Buch, welches Herder bei seiner Rückkehr aus Italien zu Gesicht bekam; er las es — man kann denken, mit welchem widrigen Eindruck — in Nürnberg im Gasthof[1]). Er vermied seitdem, über die Sache zu sprechen; auch nur Jacobis Namen aussprechen zu hören war ihm zuwider. Als nun dieser, um die Zeit von Herders Aachener Kur auf einer Erholungs- und Verwandtenreise nach Baels und Aachen gekommen, sich bei dem Kranken melden ließ, so machte es, erzählt Caroline[2]), einen so heftigen Eindruck auf denselben, daß sich ein schmerzhafter Rückfall seiner Krankheit einstellte und eine zweite Kur angefangen werden mußte. Wie indeß der Kranke reizbarer, so war er auch weicher, milder, empfänglicher als der Gesunde. Der persönlichen Liebenswürdigkeit Jacobis widerstand er nicht. Die Gesellschaft Jacobis und seiner Schwestern that dem Schwachen wohl und beschäftigte den Einsamen aufs Angenehmste. Mit der äußersten Offenheit, zugleich mit Schonung und Zartheit begegnete man sich. Die alten Differenzen wegen Spinoza wurden bei Seite gelassen, die Metaphysik überhaupt „hinter die Thür gestellt". Zwei große Vermittler gab es unter den Todten. Viel wurde vor Allem von Hamann gesprochen, der noch zuletzt Jacobi so nahe getreten war, ja, man einigte sich in dem Plan einer gemeinschaftlichen Herausgabe seiner Werke, die mit einem Briefe Jacobis über Geist und Werth der Hamannschen Schriften und einer Antwort Herders eröffnet werden sollte. Dem erst 1790 gestorbenen Hemsterhuis hatte Herder schon in der Vorrede zur zweiten Auflage der Ersten Sammlung Zerstreuter Blätter einen kurzen Nachruf gewidmet: auch von einem Denkmal auf ihn, der Beiden so verwandt war, den Beide gleich hochhielten, war jetzt zwischen ihnen die Rede. An solchen Erinnerungen empfanden Beide, was in ihren Naturen zusammenstimmte, und so bemühten sie sich wetteifernd, „gut mit einander zu sein". Dit Geister waren aufeinander geplatzt: im persönlichen Verkehr fanden die Herzen sich einig, und das Herz gab nun Beiden Anleitung, sich auch in Meinungen zu verstehen, sich zu vertragen oder anzuerkennen. Während Herder jetzt in den jüngst von Jacobi in eine Art Ganzes zusammengefaßten Allwill-Papieren mit freudiger Zustimmung einen „aufgedeckten Schatz des inneren Menschen" fand, so machte sich Jacobi, der noch vor Kurzem den Aufsatz „Ueber die menschliche Unsterblichkeit" mit Unwillen

---

[1]) An Jacobi 10. Dec. 98 in Jacobis Auserl. Briefw. II, 267.

[2]) Im Manuscript der Erinnerungen.

aus der Hand gelegt, und den der Vierte Theil der „Ideen" bei der ersten Lesung erschreckt hatte[1]), von Neuem an das letztere Werk und versicherte den Verfasser, daß er nicht bloß alles Gute und Große darin bewundre, sondern sich auch das, was ihm nicht unmittelbar zusage, zurechtzulegen wisse, ja er wünschte sich des Freundes Anmerkungen zu der ihm im Sinne liegenden Umarbeitung des Woldemar. Genug, die alte Bruderfreundschaft loderte wieder in einer hellen, warmen Flamme auf. Eine „unvergängliche Gegenwart" meinte Jacobi in den vier Wochen zu Aachen erzeugt zu haben. Noch einen letzten Zauber aber hatte er in seiner Gewalt. Um Jacobi ganz kennen und lieben zu lernen, mußte man ihn in seinem Elysium, in dem gastlichen Pempelfort sehen. Auch die Herders mußten noch vor ihrer Rückkehr nach Weimar zu kurzer Rast dorthin kommen. Die drei Tage, die sie dort gegen Ende August an dem Sitze des „feinsten Epikuräismus" verbrachten, besiegelten die neu geschlossene Freundschaft, die sich dann in den nächsten Jahren in dem wiederaufgenommenen Briefwechsel und in gedruckten Zusendungen bethätigte[2]).

Ohne vielen freundschaftlichen Streit war es indeß bei den mündlichen Unterhaltungen der beiden Männer doch nicht abgegangen. War die Metaphysik kurz gehalten worden, so waren nur desto mehr die politischen Dinge aufs Tapet gekommen. Auch hier war man keineswegs gleicher Meinung. Jacobi war nur einen kurzen Moment lang von der französischen Revolution zu Hoffnungen angeregt worden. Schon seit dem August 1789 sah er der Entwickelung der Dinge besorgt, ja trostlos zu. Oft daher machte er durch die Darlegung seiner Gründe den optimistischer denkenden Herder ungeduldig. „Als Verfasser und Fortsetzer der Ideen und Zerstreuten Blätter," schreibt Jacobi kurz nach dem Aachener Beisammensein, am 6. August an Frau Doctor Reimarus, „durfte er nicht meiner Meinung werden, und da er die seinige doch auch nicht als ganz fertig behaupten konnte, so haben wir einen Waffenstillstand nach dem anderen, zuweilen sehr lustig, manchmal auch sehr ernsthaft geschlossen." „Du hast," so schrieb er drittehalb Monate später an Herder selbst, „guten Muth zu der Lage der Dinge, zu den Entwickelungen, die sich bereiten: ich hingegen sehe keinen Weg weder vor mir noch hinter mir[3])."

Guten Muth hatte Herder für den Ausgang des welthistorischen Prozesses, der sich doch eben in den Monaten seines Aachener Aufenthalts zu den

---

[1]) Jacobi an Kleuker; bei Ratjen, Joh. Kleuker, S. 165. 175.

[2]) Vgl. den Briefwechsel in A, II, 294 ff., in Jacobis Auserl. Briefw. II, 91 ff. 104 ff.; 199; 204; in Jacobis SW. III, 552 ff. Jacobi an Kleuker 3. Aug. 92, bei Ratjen S. 177. 178. Den schönsten Bericht über das Zusammensein der beiden Familien giebt Jacobis Schwester Helene in dem von Zöppritz, Aus Jacobis Nachl. II, 155 ff. mitgetheilten Briefe vom 28. Aug. 92 an die Gräfin Juliane Reventlow. Durch das Mißtrauen der etwas hochmüthigen Christlichkeit der Dame bricht sich doch ein feinfühliges Verständniß und Anerkenntniß der Herderschen Persönlichkeit Bahn.

[3]) Jacobis Auserl. Briefw. II, 96 und 118.

fürchterlichsten Krisen zuspitzte. Es war die weitere Bedeutung dieses Aufenthalts, daß sein Glaube an die Sache der Menschheit sich ganz in die politischen Ereignisse hineinlegte, die er längst schon mit theilnehmender Aufmerksamkeit, die er seit dem Sturm auf die Bastille mit Enthusiasmus verfolgt hatte[1]). An der Grenze von Frankreich blickt er hinüber in die kriegerische Gährung einer bis in ihre Tiefen aufgewühlten Nation, die ihres Königs müde geworden ist und die unter der Losung „das Vaterland ist in Gefahr" im Begriffe steht, sich der deutschen Eindringlinge zu erwehren und den Sturm der Revolution in das Nachbarland hinüberzuleiten. Er liest das wahnsinnige Manifest des Herzogs von Braunschweig, er weiß, daß unter den Vordersten des preußischen Heeres, das heranzieht, um das französische Königthum zu retten oder zu rächen, sein eigener Landesfürst sich befindet, an seiner Seite der Freund, mit dem er so lange die friedliche Betrachtung von Natur und Kunst getheilt hat. Ohne Zweifel, er denkt und wünscht darüber, wie sein hochgeborener Gothaer Freund, der ihm nach den schmählichen Schlappen der Franzosen in Belgien geschrieben hatte, er wünsche trotzdem denselben den Sieg, da die Wuth und Narrheit einiger tausend Menschen die Theilnehmung an fünfundzwanzig Millionen und an der Sache der Freiheit nicht aufheben dürfe; es werde schwerer fallen, auf ihrem eignen Grund und Boden siegreich an sie zu kommen, und wenn doch der geliebte Herzog einmal sein Schwert oder seinen Pallasch an ihnen üben solle, so wünsche sein Herz, daß es außer Frankreichs Grenzen geschehen möge[2]). Guten Muth hatte Herder zu der Entwickelung der Dinge, obgleich die letztere Aussicht jetzt verschwunden war und obgleich die Berichte seines Freundes Knebel von dem Abzug des Herzogs und von dem Durchmarsch der preußischen Regimenter durch Weimar voll übler Ahnungen und voll bitterer Laune sowohl über das soldatische Gebahren diesseits wie über den Factionsgeist jenseits waren. Er hatte guten Muth, auch als er nun die Ereignisse und Beschlüsse des 10. August, die Suspension des Königs, die Selbstauflösung der Nationalversammlung und die Anfänge der Jacobinischen Schreckensherrschaft erfuhr. Nicht Erschütterung, sondern nur Neugier und erwartungsvolle Erregung klingt aus den Zeilen, mit denen er am 15. August die große Neuigkeit nach Weimar meldete: „Ich kann Ihnen den Eindruck nicht beschreiben, den das Alles auf mich hier gemacht hat. Hier, hier, bei meinem Körper, in Aachen, die Franzosen vor mir, in der Nähe des Rheinstroms. Wenige Tage hier, vielleicht die vier, fünf, die wir noch hier sind, werden uns Manches enthüllen und lehren[3])."

---

[1]) Auf einige dichterische Confessionen dieser Jahre macht Suphan SWS. XVIII, 527 Anm. 2 aufmerksam.

[2]) * Prinz August an Herder 13. Mai und 23. Sept. 92.

[3]) Knebels Litt. Nachlaß II, 266; vgl. Knebels Briefe an Herder vom 21. Juni bis 30. Juli 92, C, III, 81 ff.

Und auch als er länger blieb, als er dann nach dem Abschied von Pempelfort in Aschaffenburg mit dem beim Kurfürsten von Mainz weilenden Johannes Müller zusammengetroffen war[1]), als nun die Kunde von den Pariser Septembermorden Alles mit Entsetzen erfüllte, als er nun in Weimar durch Goethes Briefe erst von den kurzen Triumphen, dann von dem rath- und heillosen Rückzug der Alliirten, als er von dem Fall von Speyer und Mainz erfuhr — noch immer behielt er guten Muth. Wie sehr ihm das Ungemach, das seine Landsleute und Freunde erduldet hatten, zu Herzen gehen mochte, welchen Abscheu er vor dem Gemetzel in Frankreich empfinden mochte: Prinz August wußte wohl, an wen er schrieb, wenn er ihm eben jetzt la salute della liberta insgeheim zutrank. Und als nun die Franzosen der Mainzer Pfaffenherrschaft ein Ende machten, als sie mit ihrem „Krieg den Palästen, Friede den Hütten" am Rhein und in den Niederlanden siegreich vordrangen — da trat in dem Gegenüber der alten und der heraufziehenden neuen Ordnung der Dinge Herder auf die Seite der Letzteren. Gegen den alten preußischen Grenadier geht er mit seiner Parteinahme nur halb heraus. „Was sagen Sie," bestürmt er ihn 12. November 1792, „zu den Zeiten, die da sind, die kommen und kommen werden? Ach, die Ehre und Macht der preußischen Reiter, das Geld und die Ehre der preußischen Krone; bei Hans, bei Hans! — Und die Verbindung mit dem nie aufrichtigen Oesterreich! — Und die Gestalt der Dinge in Polen! Und die Anmaßungen Rußlands! Und die Manifeste der Franzosen nach allen Seiten! Und die Briefe an den Papst, Sardinien ꝛc.! Was denkt der alte preußische Grenadier, der warme Theilnehmer der polnischen Constitution, dabei? Leben wir nicht in besondern Zeiten und müssen fast an die Apokalypse glauben? Wohin wird die höhere Haushaltung der Dinge dies Alles entwickeln? quo tendimus, quo ruimus fratres?[2])" Deutlicher geht Caroline in ihrem Briefe vom Tage zuvor gegen die Pempelforter Freunde heraus, von deren Reiseabenteuern während der Ueberrumpelung von Speyer und der Uebergabe von Mainz Jacobi einen ausführlichen Bericht übersandt hatte. Sie spricht von der „gewaltigen großen Wendung der Dinge", die hoffentlich Jacobis Glauben an die Neufranken etwas stärken werde. „Die Sonne der Freiheit geht auf, das ist gewiß, und daß dies nicht allein das Geschäft der Franken, sondern der Zeit ist, bekennen sie selbst in dem Brief an den Papst im Moniteur — und Sie, lieber Bruder, werden gebührend dieser Göttin huldigen. In Deutschland werden wir noch eine Weile im Finstern sitzen, doch erhebt sich der Morgenwind hie und

---

[1]) S. die Billete an Joh. Müller, C, II, 337 und den (bei Gelzer S. 117 falsch datirten) Brief an G. Müller vom 29. Aug. 92. Joh. Müller an seinen Bruder in J. v. M. SW. V, 392. Caroline an Jacobi A, II, 296.

[2]) C, I, 152. Ueber das Gefecht bei Dommartin sous Hans, s. Boguslawski, Leben des General Dumouriez II, 32 ff. Die lettre au roi de Sardaigne im Moniteur 1792 No. 303, au Pape No. 305.

da in Stimmen." Herder hielt es für nöthig, diesen Worten einen kleinen Dämpfer aufzusetzen. Er bittet Jacobi, den Enthusiasmus der Frau nicht unrecht zu deuten: „sie laborirt nicht am Freiheitschwindel, sondern ist in terra obedientiae eine gute Deutsche. Aber die Dinge, die vorgehen, öffnen den Mund, und weil man ihr Ende nicht absieht, so übermannen sie die Seele. Gottlob, daß eine höhere Haushaltung der Dinge gewiß und allenthalben im Spiel ist; sie bringt mit einem bloßen quos ego — aus Stürmen Ruhe hervor, und aus der Nacht den Morgen" [1]).

So war die Stimmung im Herderschen Hause, als er den Gedanken an jene humanistischen Briefe, von denen er schon vor der Aachener Reise gegen Gleim etwas hatte fallen lassen, ernstlich wieder aufnahm. Unter dem Weckruf der Zeiten, die „das Schweigen verbieten", obgleich „in Geschäften bis an den Hals steckend", wußte er Augenblicke zu erhaschen, worin er sein „inneres Wissen, Gewissen und Bewußtsein (wie es die Rechtsformel nennt) eröffne" [2]).

Die Briefe sollten sein politisches Glaubensbekenntniß werden, so jedoch, daß neben der Politik nichts Menschliches sonst ausgeschlossen wäre, und so, daß auch die politischen Betrachtungen nur als ein Stück seines humanistischen Credo erschienen. Er wollte bis dicht an die großen Zeitereignisse hinanstreifen, aber doch nicht in der Weise des politischen Publicisten, des Tagesschriftstellers, sondern in der Weise des Geschichtsphilosophen, der von einer höheren Warte der Entwickelung der Dinge und dem Walten der Vorsehung zusieht. Er wollte Partei nehmen, aber doch mit Vorsicht und Vorbehalt, nicht wie ein leidenschaftlicher Parteigänger, sondern wie Einer, der auch andere Meinungen gelten lassen kann — in eben dem Sinne wie er den Freiheitsenthusiasmus seiner Frau zwar theilte, aber zugleich ihn zu dämpfen und zu entschuldigen bedacht war.

Dieser vorsichtigen Haltung, die schon durch die Rücksicht auf seine amtliche Stellung geboten gewesen wäre, dienten zwei Mittel. Das eine war die gewählte Form. Zum besten Beweise, wie viel unsicherer er sich auf dem praktisch-politischen als auf dem ästhetischen oder dem theologischen Gebiete fühlte, trug er seine Ansichten diesmal nicht in eignem Namen, sondern in der Form brieflicher Wechselrede Verschiedener vor, die ihre nur im Ganzen zusammenstimmenden Meinungen verträglich gegeneinander austauschen. „Diese Freunde," so hieß es in der ursprünglichen, später weggefallenen Vorrede [3]), „sagen ihre Meinungen, deren keine der Herausgeber ihrer Briefe verbürgt, so wenig er solche in Anmerkungen erörtern oder widerlegen durfte. Keine derselben nehme man also als Gesetz oder als Evangelium an: denn

---

[1]) A, II, 298. 301.

[2]) Herder an Jacobi A, II, 301.

[3]) Sie ist jetzt an der Spitze der reichen Mittheilungen aus den zu den Humanitätsbriefen gehörenden Handschriften SWS. XVIII, 305 abgedruckt.

auch die correspondirende Gesellschaft widerspricht ja oder berichtigt einander; wer mit einer oder der anderen Stelle nicht gleich denkt, lese ruhig weiter, bis er einen andern dieser Freunde antrifft, der ihm gleichförmiger denkt." Auf „Conflict der Meinungen, zu ihrer Prüfung und Ausbildung" war es abgesehen. Nicht also, wie es die Natur des echten, brieflichen oder mündlichen Dialogs gefordert haben würde, auf bestimmte Entscheidung, auf ein sicher abschließendes Ergebniß, sondern — sagen wir es aufs Deutlichste — auf schillernde, mehrseitige Beleuchtung der Dinge. Ausdrücklich erklärt Herder es als den Vortheil der gewählten Form, daß er so „eigentlich für keine geäußerte Meinung responsabel" sei[1]). Unsicher in sich selbst, ist er unsicher auch in Beziehung auf die Censur. Auch der Censur wegen wollte er anfangs die Briefe lieber in Rudolstadt als in Berlin gedruckt wissen[2]). „Es ist eine sonderbare Zeit," äußert er im März 1793 (C, II, 220) gegen Heyne, „man weiß nicht, was man schreiben darf, und doch wird schwerlich ein Rechtschaffener so ganz platt und grob schreiben, was er schreiben soll." Und so ist er denn voll Bewunderung über die Andeutungs- und Anspielungskunst der Heyneschen Gelehrsamkeit, die in elegantem Latein die römischen leges agrariae oder die libertas et aequalitas civilis der alten Athener behandelte. „Sie sind mir ein Muster, über Zeitläufte der neusten Art in Deutschland zu schreiben." Diese leisetretende Vorsicht scheint ihm meisterhaft und nur der Mangel dieser Vorsicht der Fehler des „guten Forster", der sich in Mainz in die revolutionäre Bewegung gestürzt hatte.

Ein zweites Mittel, um seinen Sympathien mit der französischen Revolution einen harmloseren Anstrich zu geben, besteht darin, daß er seine Briefe in die Zeit der Anfänge der Revolution zurückverlegt. Er hielt diese Fiction dem guten Gleim gegenüber noch nach dem Erscheinen der gedruckten ersten zwei Sammlungen aufrecht. „Manches," schreibt er an diesem 12. Mai 1793, „wird Ihnen, zu unserer Zeit gesagt, fremde dünken: aber sie wurden vor Jahren geschrieben." Die ursprüngliche Vorrede erklärte ausdrücklich, daß die Briefe nicht neuerlichst, sondern vor einigen Jahren geschrieben seien; „hätten ihre Verfasser damals sehen können, welcher Weg den Dingen bevorstehe, würden sie in Manchem vielleicht anders geschrieben haben"; und nochmals wird später erinnert, daß die Abfassung der Briefe den neueren Revolutionen der Revolution voraufliege und der Leser also diese nicht in das Gesagte einmengen dürfe[3]). In Bezug auf das Politische, bemerkte Knebel, dem der Verfasser das Manuscript zu lesen gegeben hatte, scheine die Schrift einige

---

[1]) An Heyne 7. Aug. 93, C, II, 222.

[2]) * An Hartknoch 9. Nov. 92. Er fügte sich später (24. Jan. 93) dem Wunsch des Verlegers.

[3]) Anm. zu dem urspüngl. Briefe Nr. 16 SWS. XVIII, 314.

Jahre wieder zurückzugehen, „um das Interesse nicht so nahe und innig zu legen“ [1]).

Nur aus dem eben angezogenen Knebelschen Briefe wußte man bisher, daß die erste handschriftliche Sammlung der Humanitätsbriefe Manches enthalten haben müsse, was später ganz ausgemerzt wurde, und Manches, was später verändert und an eine andere Stelle gerückt wurde. Gerade das, was Knebels briefliches Gutachten vorzugsweise berührt — die Besprechung der politischen Zeitfragen und das Urtheil über die durch Kant bewirkte Revolution in der Philosophie — findet sich in den gedruckten ersten Sammlungen nicht, jener politische Abschnitt überhaupt in keiner der gedruckten Sammlungen. Herders handschriftlicher Nachlaß hat jetzt die Lücke zu ergänzen gestattet. Wir wissen jetzt, daß die handschriftliche ursprüngliche Sammlung der „Briefe die Fortschritte der Humanität betreffend“ aus vierundzwanzig Briefen und einer Vorrede bestand [2]). Ueber dasjenige, was in der Handschrift verloren gegangen ist, dürfen wir uns trösten — es ist in der Hauptsache, wenn auch mehr oder minder verändert, in die gedruckten Sammlungen übergegangen: das Erhaltene dagegen ist nicht nur als Document von Herders damaligen politischen Gesinnungen von höchstem Interesse, sondern es läßt auch, mit diesen zugleich, erkennen, welches der eigentliche ursprüngliche Plan des ganzen Werks war. Er war in höherem Grade ein politischer als bei der nachherigen Veröffentlichung und Fortführung der Sammlungen; er ging stärker und directer als diese auf die ganze Breite der Zustände und Ereignisse der unmittelbaren Gegenwart.

Da sprach er denn voll kühnen Vertrauens von der unwiderstehlichen Gewalt des „Geistes der Zeiten“. Dieser Geist habe in der Reformation über das verrottete Kirchenwesen des mittelalterlichen Europa gesiegt und werde, wo die alte Finsterniß noch herrsche, auch hier dieselbe besiegen. Gerichtet aber seien vom Geist der Zeiten auch die politischen, aus Krieg und Eroberungen hervorgegangenen Einrichtungen des alten Europa. Ueberlebt habe sich das alte Lehnssystem und die auf das Recht des Blutes gegründeten Standesprivilegien. „Nur Ein Stand existirt im Staate, Volk (nicht Pöbel); zu ihm gehört der König sowohl als der Bauer“. Nur die Edelsten, Besten, Weisesten, nicht Aristokraten oder Demokraten, sondern Aristodemokraten seien die berufenen Führer und Vorsteher des Volks. „Unwiderlegbare Begriffe“ nennt dies der eine der Briefsteller; sie zur Geltung zu bringen sei, so erklärt er, Stimme der Zeit. Und einstimmig mit diesem beruft sich ein anderer der

[1]) Knebel an Herder 30. Dec. 92, C, III, 89.

[2]) S. den „Anhang“ zu den Humanitätsbriefen in SWS. XVIII, 303 ff. und die schönen Ausführungen Suphans in dem Schlußbericht zu Bd. XVII und XVIII, besonders S. 530 ff.

Briefsteller auf das „allwaltende Gesetz der Natur“. Halb spricht dieser Briefsteller wie der Verfasser der „Ideen“, der Freund Einsiedels, in den die Regierung betreffenden Capiteln, halb als wäre er zugleich bei Kant in die Schule gegangen. Ordnung der Natur nämlich sei es, daß das Individuum sich dem Ganzen zu opfern habe; so also auch der Regent. Es folgen die stärksten Ausfälle gegen absolutistische, erbliche Fürstengewalt. „Wen Geburt oder Stand über die Sphäre der Menschen heben, hat kein Menschenblut mehr, hat Götterblut in den Adern.“ Wohl müssen in Zeiten großer Gefahr einzelne Männer vor den Riß treten: „daß man alsdann aber nicht durchs Erbrecht oder durch ein Pergament zu einer so seltenen, großen Individualität von Gott und der Natur bestimmt werde, ist aus der Geschichte klar; und wenn, auch nach dem seltensten Verdienst, das große Individuum fortan sich einbildete, daß es auf ewige Zeiten hinab in seiner ganzen Abkunft, sammt Dienern, Rossen und Hunden, dies ehemalige Verdienst repräsentire, den Staat darstelle und in sich vereine, so wäre dies eine seltsame Einbildung.“ In demselben Tone, einem etwas declamatorischen, hin und wieder geradezu demagogischen Tone wird dann weiter namentlich gegen die Thorheit der Kriege, „sowohl der Religions- und Successions- als der Handels- und Ministerkriege“ geeifert und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß diese Thorheit bald allgemein als solche werde anerkannt werden.

Zu solcher Hoffnung, überhaupt zu dem Glauben an eine vernünftigere Gestaltung der Dinge finden sich aber die Schreiber dieser Briefe ganz vorzüglich durch die französische Revolution aufgeregt. Nicht alle. Einer ist unter ihnen, der von dieser Revolution nur als von dem „französischen Uebel“ spricht, der in der entsetzlichen Unordnung, welche von ihr angestiftet worden und in dem „Schwindelgeiste der Freiheit“ im Gegentheil die ernsteste Gefahr für den Fortschritt der Humanität, für die Entwickelung der Wissenschaften und Künste erblickt, mehr noch, der die ganze Idee einer fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts für einen trügerischen Traum zu erklären geneigt ist. Die folgenden Briefe antworten hierauf — so wie Herder in Aachen auf die pessimistischen Einwendungen Jacobis geantwortet hatte! Diese Antwort liegt in der Fortsetzungslinie des Vierten Theils der „Ideen“. Nur auf die Anfänge, auf den allgemeinen Geist der Revolution nimmt sie Bezug. Nicht juristisch oder politisch, nur philosophisch, historisch, vor allen Dingen human und frei von jedem Parteigeist will sie sein. Es ist eine Antwort, in der sich Herder einstimmig wußte mit einer guten Anzahl seiner Freunde, mit Einsiedel und dem Prinzen August, mit Knebel und Johannes Müller; an diese höchst wahrscheinlich dachte er bei den Chiffern, die er zuerst unter diese Briefe gesetzt hatte. „In Frankreich,“ so hatte ihm unter Anderm Prinz August vor Jahresfrist geschrieben, „wäre jetzt eine Erscheinung wie Ihr Vierter Theil der Ideen weniger zu verwundern als in Deutschland, weil dort der Stoß und Gegenstoß aller alten und neuen Vorstellungen und

Begriffe eine Gährung hervorbringt, vor welcher unsere angestammte Kurzsichtigkeit mit gezwungenem und erkünsteltem Hohnlächeln zurückbebt, und die zuverlässig auf künftige Jahrhunderte so mächtigen Einfluß in die Schicksale aller Völker haben wird, als je die Entdeckungen der Magnetnadel, des Papiers, der Buchdruckerei, des Schießpulvers u. s. f. auf die drei oder vier letzten Jahrhunderte gehabt und noch gegenwärtig haben" [1]). Ganz ebenso urtheilt der Verfasser der Humanitätsbriefe. Er ist überzeugt, „daß seit Einführung des Christenthums und seit Einrichtung der Barbaren in Europa, außer der Wiederauflebung der Wissenschaften und der Reformation, sich nichts ereignet hat, das diesem Ereigniß an Merkwürdigkeit und Folgen gleich wäre." Er rückt sofort den Antheil, den er an diesem Ereigniß, selbst widerwillig, zu nehmen sich nicht entbrechen kann, durch den vorangestellten Glauben an „eine höhere Haushaltung" in eine ideale Höhe. Er motivirt die Unverfänglichkeit einer Besprechung des Ereignisses durch die wenigstens zur Hälfte ironische Hinweisung auf den ganz anderen Zustand Deutschlands, des „Landes des Gehorsams" und auf den ganz anderen nationalen Charakter der Deutschen. „Wir können," sagt er, „der französischen Revolution wie einem Schiffbruch auf offenem fremdem Meere vom sicheren Ufer herab zusehen, falls unser Genius uns nicht selbst wider Willen ins Meer stürzt." Und da sehen wir denn, so läuft die Erörterung weiter, in einer Versammlung von mehr als tausend meist erlesenen Köpfen — die constituirende Nationalversammlung ist gemeint — Aufgaben behandelt, die, indem sie zunächst die Organisation und Wiedergeburt der französischen Nation betreffen, die für alle Völker Europas und folgeweise fürs ganze menschliche Geschlecht interessantesten sind. Wer wollte, da doch alle Nationen an der französischen Verderbniß Antheil genommen, an dieser Scene nicht lernen? Es gilt, unsern gesunden deutschen Verstand zusammenzuhalten, Alles prüfend zu sehen, das Gute vernünftig zu nützen, gerecht und billig das Verwerfliche zu verwerfen. Zu lernen gilt es: entschieden dagegen erklärt sich unser Briefsteller gegen jede Einmischung. Auch hierüber denkt er genau wie die genannten Freunde, eben damit aber gegensätzlich gegen die Politik der verbündeten Höfe — gegensätzlich gegen die Politik seines Landesherrn. Seine Erklärungen lassen an freimüthiger Unzweideutigkeit nichts zu wünschen übrig. „Meines Wissens ist kein Deutscher ein geborener Franzose, der Verpflichtung und Beruf habe, für die alte Ehre des Königs der Franzosen auch nur einen Athem zu verlieren. Kein Deutscher ist Franzose, um, wenn diese ihren alten Königsstuhl, den ältesten in Europa nach mehr als einem Jahrtausend säubern wollen (welches längst die Reinlichkeit erfordert hätte), den Geruch davon mitzutragen, oder ihn in persona et corpore zu säubern. Einem deutschen Fürsten wird dies nie einfallen wollen; und die französischen Princes, Ducs, Marquis et Nobles

---

[1]) * Prinz August an Herder 3. Nov. 91.

würden sich mit dem spöttischesten Hohn freuen, wenn ein deutscher Prinz, Herzog, Fürst und Markgraf sich für Ihresgleichen erkennete, und sie der Sache ihres Vaterlandes halber in Schutz nähme."

Noch stärker, ja in noch verfänglicherer Weise wiederholt er diese Meinung im Folgenden, da, wo er nun an die Probleme herantritt, zu deren Beantwortung die französische Revolution auffordere. Da sind ihm die Emigranten „Ueberläufer und Verräther", und da ist ihm ein Krieg, den die Franzosen ohne Eroberungsgedanken zu bloßer Abwehr unbefugter, fremder Einmischung in ihre häuslichen Angelegenheiten unternähmen, „das erste Beispiel eines heiligen und gerechten Krieges". Das Problem der besten Verfassung steht er nicht an, mit einem weißen Stein für die republikanische zu beantworten. Er hatte in der Preisschrift „Ueber den Einfluß der Regierung", bei aller Wärme für die Segnungen der alten Freistaaten, doch der gesetzmäßigen Monarchie als der eigentlichen Staatsform des Jahrhunderts den Vorzug gegeben. Jetzt nicht also; — „denn nur Despotismus oder gemeines Wesen sind die beiden Endpunkte, die Pole, um welche sich die Kugel dreht; gemäßigte Monarchie ist bloß das unregelmäßige Wanken von einem zum andern Pole." Aber wie? Auch wenn es sich um einen Staat von so großem Länderbezirk handelt wie Frankreich? Die Antwort lautet: warum nicht? da doch „die größesten Reiche unter der elendesten Verfassung, dem Despotismus, oder, was noch ärger ist, dem Aristokrat-Despotismus lange, obwohl unglücklich existirt haben". Am bemerkenswerthesten endlich noch, was er bei der Besprechung der Frage von der Gestaltung des Cultus in Frankreich und über die Wirkung der Revolution auf den Zustand der Litteratur sagt. Er hilft sich in ersterer Beziehung kurzweg mit seinem Glauben an die Vorsehung, der es ruhig überlassen bleiben könne, „ob sie einen europäischen Sineserstaat, eine Gattung Confucius-Religion dulden werde". Aber er fügt hinzu: „wir Protestanten wollen für die verfallenen Altäre, die säcularisirten Nonnenklöster, die eidbrüchigen Priester keine Kreuzzüge thun; oder der Papst sowohl als die hohe Clerisei der Franzosen würde über uns lachen, daß wir rächen wollen, was wir selbst gethan haben und in dessen Besitz wir uns forterhalten". Mit dem befürchteten Verfall der Litteratur hinwiederum hat es gute Wege. Mag doch immerhin die alte Schönrednerei auf Kanzeln und Richterstühlen, in Akademien und auf der tragischen Bühne zu Grunde gehn — es wird auch hierin eine neue Ordnung der Dinge beginnen. Er geht weiter. Der rasch auflodernde Enthusiasmus, die Hoffnungsseligkeit, womit er einst in der für die Kaiserin Katharina bestimmten Denkschrift die Ukraine unter russischer Herrschaft zu einem neuen Jonien werden sah, läßt ihn jetzt träumen, daß die französische Revolution uns die Zeiten der Griechen und Römer, ihren republikanischen Geist und damit die Bedingungen einer der ihrigen verwandten Dicht- und Rede- und Geschichtskunst wiederbringen werde. Wieder kömmt ihm sein altes Motto Multa renascentur in die Feder: er sieht mit dem neu

erwachten Freiheits- und Vaterlandsgeist neue Perikles und Demosthenes, Thukydides und Tacitus, sieht „die alte wahre Tragödie, die ernste Tyrannenfeindin", die Thaten verherrlichende Lyrik des thebanischen Sängers und die einfach und edel auf „unerkauften Denkmalen" von bürgerlichen Verdiensten zeugende Epigrammatik wieder aufleben.

Merkwürdig genug nun, wie der Verfasser unserer Briefe dicht neben der politischen die Kantsche Revolution zur Sprache brachte, merkwürdig auch, wie er hier mit herbem Tadel hervorhob, was er dort beschönigend übersehen hatte: den an die neue Philosophie sich ansetzenden Sekten- und Parteigeist. Es wird noch später davon zu reden sein, wie seltsam zweideutig und unschlüssig er hier Anerkennung und Mißbilligung mischte, bald den jüngeren gegen den späteren Kant, bald Kant gegen den Kantianismus ausspielend: Ein Punkt ist es, der uns schon an dieser Stelle interessirt — der Punkt, in dem die Besprechung der Kantschen Philosophie wieder zurückläuft in die der französischen Revolution dargebrachte Huldigung. „Durch Kant," heißt es, „ist ein neuer Reiz in die Gemüther gekommen, nicht nur das Alte zu sichten, sondern auch, wohin insonderheit der Zweck der Philosophie geht, die eigentlich menschlichen Wissenschaften, Moral, Natur- und Völkerrecht nach strengen Begriffen zu ordnen. Sehr heilsam sind diese Versuche; sie werden in Thathandlungen greifen und einst, so Gott will, selbst zu angenommenen Maximen werden." Kants Kritik der praktischen Vernunft wird als die Grundlegung zu einem Natur- und Völkerrechte gepriesen, das hoffentlich einst allgemein werde anerkannt und angewandt werden. Ueber seiner Geschichtsphilosophie und deren Naturalismus war Herder mit Kant in Conflict gerathen: über seiner ideologisch-sanguinischen Auffassung der französischen Revolution war er einen Augenblick lang im Begriff, sich mit Kant wieder auszusöhnen.

Allein diese Auffassung hielt angesichts der weiteren Entwickelung der Ereignisse nicht Stand. Die wohlgemeinten Andeutungen des von dem unseligen Champagne-Feldzug zurückkehrenden Goethe: „vergessen Sie nicht, Gott zu preisen, daß er Sie und Ihre besten Freunde außer Stand gesetzt hat, Thorheiten ins Große zu begehen!"[1]) — hatten bei Herder nicht verfangen; gerade während Goethes Abwesenheit waren jene vierundzwanzig Briefe voll radicaler Humanitätsphantasien niedergeschrieben worden. Bald darnach jedoch mochte Goethe von seinen Erlebnissen mündlich erzählen, und, wirksamer als durch seine briefliche Abbildung des Freiheitsbaums mit der Jacobinermütze, durch seine Schilderung der französischen Dinge zu „heilsamen Betrachtungen" Anlaß geben. Wenn Knebel in dem Herderschen Humanitätsmanuscript nichts Verfängliches oder Beleidigendes gefunden hatte: Goethes Censur, wenn das Manuscript ihm vorgelegt wurde, mußte ganz anders lauten. Oder es bedurfte auch einer solchen Censur nicht. Zu erschütternd redete die Kunde

[1]) Aus Luxemburg 16. Oct. 92, A, I, 136.

von der am 21. Januar 1793 erfolgten Hinrichtung Louis Capets, als daß der Verkünder der Humanität es vor seinem Gefühle, der erste Geistliche in den Herzoglich Weimarischen Landen es vor seiner Pflicht und seinem Amt hätte verantworten können, öffentlich so von der Reinigung des französischen Königsstuhls zu reden, wie er noch vor wenig Wochen gethan hatte. Auf dem niederländischen Kriegstheater wandte sich das Glück gegen die französischen Waffen, während das Treiben der Demagogen im Innern der jungen Republik, das Auftreten ihrer Commissare in den Grenzlanden auch dem blödesten Auge den Abgrund enthüllte, der in der Revolution sich aufgethan habe. Da war die Stimmung auch in dem Herderschen Hause umgeschlagen. Schon zu Anfang des neuen Jahres machte Caroline „das dreifache Kreuz über die entlarvte falsche Freiheit der Neufranken". So beichtet sie gegen Jacobi, und auch er, Herder, schreibt von dem „umkehrenden, dem von den Franzosen so schnell umgekehrten Rade"; seine Wünsche sind mit Dumouriez, dem es gelingen werde, so hofft er, die Lernäische Schlange zu tödten und in Wochen mehr zu Frankreichs Ruhe und zu Europas Frieden zu thun als feindliche Heere in Jahren thun könnten [1]). Nur zu bald trog auch diese Hoffnung. Ueberhaupt zu hoffen hörte er darum nicht auf: zu hoch hatte er mit seinem idealistischen Glauben gebaut. Wennschon ihn jetzt die politische Welt wie den Hamlet abscheulich dünkt: er ist sicher, daß sich auch aus dieser Verwirrung der Töne etwas Gutes und Großes ergeben müsse, ja daß er es noch mit seinem Gleim erleben werde.

Als er so schrieb, waren die ersten beiden Sammlungen bereits gedruckt [2]). Mitte Februar war das erste Manuscript in die Druckerei gegangen [3]); gleich zu Anfang des Jahres waren jene vierundzwanzig Briefe, welche Knebel vorgelegen hatten, durch Weglassen und Umbilden, unter dem Titel „Briefe zur Beförderung der Humanität" in die nunmehrigen ersten beiden Sammlungen verwandelt worden.

Wie ganz anders ist unter den geänderten Umständen der Charakter der Schrift geworden! Die unmittelbar auf die Revolution bezüglichen Briefe ließen sich jetzt durch die Fiction, daß sie vor Jahren geschrieben seien, nicht mehr retten. Zu rasch hatte sich das Rad umgeschwungen, zu stark hatte sich das Urtheil des Verfassers geändert. Noch weiter mußte er von den Zeitereignissen wegrücken, noch höher seinen Standpunkt nehmen — so hoch fast, wie die über dem Zodiacus thronende Muse, deren Bild die Erste Sammlung zierte. Immer noch soll es, dem einleitenden Briefe zufolge, ein Briefwechsel sein über

---

[1]) An Jacobi 5. April 93, A, II, 301, 305; an Gleim 12. April, 1. und 12. Mai, C, I, 154. 158. 159.

[2]) Schon 12. April und 1. Mai kündigt er sie Gleim an und sendet sie diesem 12. Mai; an J. G. Müller 13. Mai 93.

[3]) Caroline an Hartknoch jun. *24. Jan. 93.

die Fort- oder Rückschritte der Humanität „in älteren und neueren, am meisten aber in den uns nächsten Zeiten" — allein thatsächlich wird man an diese „nächsten" Zeiten nur durch allgemeine Beziehungen erinnert. Ueber das, was sie gehört, gesehen, gelesen, wollen die zu einem Bunde der Humanität vereinten Freunde in reiner Wahrheitsliebe sich redliche Rechenschaft geben: thatsächlich knüpfen sich ihre Betrachtungen nur an Gelesenes an; es ist ein neues Mittel, alles Bedenkliche fernzuhalten, daß die Briefsteller sich zumeist über die Meinungen Anderer auslassen, daß sie fremde Worte glossiren oder gar Andere für sich reden lassen — die Humanitätsbriefe werden zu einem Repertorium von Lesefrüchten, zu einer litterarischen Conversation, zu einer Art von „Jahrbuch der Schriften für die Menschheit", wie es der Verfasser einst zur Zeit seiner Reise in Frankreich geplant hatte.

Als einen ersten Stellvertreter der Gesinnungen, die ausschließlich im eignen Namen vorzutragen Herder jetzt scheu und vorsichtig verzichtete, läßt er einen Mann auftreten, den er sich in Vielem verwandt fühlte, den er als Volksschriftsteller schon in dem Aufsatz „Ueber Spruch und Bild" gepriesen hatte, — den Mitbegründer der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten Benjamin Franklin. Er hatte in Aachen die ganz kürzlich erschienenen Mémoires de la vie privée de B. Franklin kennen gelernt. Im Anschluß an diese Jugendgeschichte — er nennt sie ein Gegenbild zu Rousseaus Confessionen — charakterisirt er den merkwürdigen Mann, in dem so vorzugsweise der Sinn der Humanität gelebt habe, den werkthätigen Geist, den Lehrer der Menschheit, den Ordner einer großen Menschengesellschaft. Längst schon hatte er von den kleinen und größeren Aufsätzen seines Lieblings gesammelt, was er auftreiben konnte, Gedrucktes und Ungedrucktes, und würde, wäre ihm nicht der betriebsame Bertuch zuvorgekommen, eine Uebersetzung dieser Aufsätze veranlaßt haben. Längst namentlich besaß er die 1779 in London erschienenen Political, miscellaneous and philosophical pieces, written of B. Franklin. Hier hatte er das Statut gefunden, welches Franklin für die von ihm in Philadelphia gegründete philosophisch-philanthropische Gesellschaft, den Junto, entworfen hatte. Er hatte davon für Weimar in einer handschriftlich noch erhaltenen Vorlesung Gebrauch gemacht. Jene Freitagsgesellschaft, von der schon früher die Rede war und in welcher auch die Vorlesung über die menschliche Unsterblichkeit gehalten wurde, war in der Entstehung begriffen oder war bereits ins Leben getreten. Jedenfalls in die erste Zeit dieser Gesellschaft führt uns die in Rede stehende Vorlesung[1]). Sie geht die Fragen durch, welche

[1]) Mit dieser Zeitbestimmung, von der auch Suphan, SWS. XVIII, 542 zugiebt, daß sie Manches für sich habe, fällt, soviel ich sehe, die andere Vermuthung desselben, daß Herder die Political pieces erst bei Jacobi kennen gelernt habe, eine Vermuthung, die auch die sonst in Frage kommenden Stellen gegen sich hat. Die Stelle in Herders Brief an Hartknoch jun. vom *2 Jan. 94, worin er dem Verleger eine Sammlung übersetzter Franklinscher Schriften anbietet, zu der er selbst dem Uebersetzer Manches verschafft habe,

Franklin den Mitgliedern seiner Gesellschaft vorgelegt wissen wollte und spricht sich in der Kürze darüber aus, wiefern dieselben Fragen auch für die in Weimar bestehende Gesellschaft passen dürften. Der Verfasser findet, daß einige eben nur auf die Zustände in dem jungen Nordamerika berechnet seien, während andere durchaus oder doch mit gewissen Modificationen auch auf die Lage, in der man sich hier befinde, anwendbar seien. Man sieht, es ist das Bestreben Herders, der neuen Gesellschaft wenigstens etwas von dem praktischen, humanitären Geiste mitzutheilen, der die Stiftung Franklins beseelte. Nach der Meinung des Vortragenden soll die junge Vereinigung weder eine Akademie noch ein politischer Klub sein. In ersterer Beziehung stimmen seine Ansichten von dem Zweck und den Aufgaben, die man verfolgen wolle, völlig mit den Statuten der Gesellschaft vom 5. Juli 1791 überein: — anregend belehrende Mittheilung der Resultate, die ein Jeder auf dem Felde seines Nachdenkens, seiner Studien, seiner Lectüre gefunden. In letzterer Beziehung ist er geneigt, den Preis der Interessen und der Wirkung der neuen Gesellschaft etwas weiter zu ziehen als er durch jene Statuten gezogen war. Nicht zwar zu einem Tummelplatz politischer Discussionen will er die Gesellschaft gemacht wissen: aber Mängel der Gesetzgebung bescheiden und vernünftig, mit Aufmerksamkeit auf das, was zur Verbesserung der Gesetze anderwärts geschieht, zu erörtern, erscheint ihm als die Pflicht eines jeden, die Menschheit, den Staat und die Sitten liebenden Menschen. „Wenn jeder Geist, der mit der Zeit fortschreitet, das Merkwürdige verfolgen muß, das in ihr geschieht: sollten wir das Merkwürdigste, das in unserer Zeit geschieht, die der Menschheit nützlichsten oder gefährlichsten Experimente mit unserer Betrachtung, unserem Urtheil, unserer Meinung nicht auch verfolgen?" Es ist das gedämpfte Echo des in dem ursprünglichen Humanitätswerk vom Herbst 1792 sich lauter vorwagenden Interesses an der Zeitgeschichte, welches wir in diesen Worten vernehmen.

Und leicht ließ sich nun, was zuerst einer wirklich bestehenden Gesellschaft vorgelegt worden war, auf die fingirte ideale Gesellschaft von Humanitätsfreunden beziehen, deren Briefwechsel er jetzt niederschrieb. Mit Weglassung alles Localen und Individuellen, mit überwiegender Betonung des Moralischen,

---

spricht, zusammen mit der Angabe in dem Brief an Heyne vom 26. Febr. 94, er selbst besitze die Political pieces mit mehreren anderen darin nicht enthaltenen Stücken, viel natürlicher dafür, daß der Freund F. des vierten Humanitätsbriefs, der eine Sammlung Franklinscher Aufsätze zusammengebracht habe, Herder selbst ist, als dafür, daß darunter Fritz Jacobi zu verstehen sei. Daß das erhaltene Manuscript der Vorlesung über Franklins Fragen von Carolinens Hand geschrieben ist, kann um so weniger zu einem Schluß auf die Abfassung während der Aachener Zeit benutzt werden, da der Charakter des sauber gehefteten Manuscripts nicht der einer Nachschrift, sondern der einer Abschrift ist. Uebrigens darf ich der Belegstellen und der einschlägigen litterarischen Notizen wegen auf die Partie in Suphans Schlußbericht a. a. O., S. 538 ff. verweisen.

allgemein Humanitären, gingen „Franklins Fragen" in veränderter Fassung in die gedruckten Humanitätsbriefe über.

Von Franklins Biographie in Schlichtegrolls Nekrolog gleiten unsere Briefe zu elegischen Betrachtungen über, wie sie sich natürlich genug beim Ueberblick eines solchen Todtenregisters aufdrängen. Aber das Todtenregister — so spinnt sich der Faden der Briefe weiter — müßte sich in ein Athanasium, ein Mnemeion verwandeln. Wie ein solches beschaffen sein müßte, in welchem Geist, von welchen Gesichtspunkten aus die Lebensgeschichten verdienter, um die Menschheit verdienter Todten geschrieben werden müßten, darüber eröffnet der Briefsteller seine Gedanken. Er spricht den Wunsch einer Sammlung von Selbstbiographien merkwürdiger Menschen aus, und hie und da und überall, wie aus Spalten und Ritzen dieser Betrachtungen, wächst allerlei stachliches Kraut anzüglicher Rede heraus; die Stimme der Wahrheit und der freimüthigen Gerechtigkeit wird für ein Schicksal wie das des gemißhandelten Schubart herausgefordert, die deutsche Bescheidenheit und Bedrücktheit beklagt, die doch endlich einmal dem Geiste einer edlen Publicität weichen werde, und was dergleichen mehr ist. Nach solchen halblauten Reden ist der Leser gestimmt, die Patriotenode von Uz zu hören, und gleich dahinter eine lautere Klage darüber, daß unser Vaterland „keine allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämmtlich höret". Ueber dieses Thema durfte der Verfasser laut und ungescheut seine Meinung sagen. Er hatte darüber vor wenig Jahren unter voller Zustimmung seines Landesherrn eine Denkschrift ausgearbeitet: es ist nur der allgemeine Inhalt dieser Denkschrift, den jetzt der sechste Humanitätsbrief ins Kürzere zusammenzieht.

Von einer allgemeinen deutschen Akademie zur Förderung deutscher Wissenschaft und Sprache, Kunst und Poesie hatten schon Gottsched und Klopstock geträumt. Im Zusammenhange mit dem deutschen Fürstenbunde, zu einer Zeit, da man noch die Stürme der französischen Revolution nicht ahnte, hatte der edle Markgraf Karl Friedrich von Baden diesen Gedanken wieder aufgenommen. Dem Fürstenbunde zur Seite, dem er eifrig anhing, dachte er sich einen Gelehrtenbund, dessen Zweck es wäre, durch das Vehiculum von Sprache und Wissenschaften eine größere Annäherung der getrennten deutschen Staaten und Interessen — einen Gemeingeist herzustellen, der ein neues Mittel zur Erhaltung und Befestigung der Throne und des von Friedrich dem Großen ins Leben gerufenen Staatenverbandes würde. Es war ein eines patriotischen, hochsinnigen und gebildeten Fürsten würdiger Gedanke. Eben das, was thatsächlich zur Vorbereitung und Herbeiführung der deutschen Einheit so mächtig gewirkt hat, die durch große Genien geschaffene Sprach- und Litteratureinheit, das meinte der Markgraf auf dem Wege einer förmlichen Institution herstellen zu können. Er hatte die Sache vielfach durchsprochen, auch mit den ihm gleichgesinnten Fürsten darüber correspondirt; von Herder aber, den er von lange her verehrte, erwartete er, daß derselbe am besten in

seine Ideen eingehen und sie zu einem ausführbaren Plan gestalten werde[1]). Auf wiederholte Aufforderungen hin[2]) entsprach endlich Herder Ende 1787 dem ihm gewordenen Auftrag; er schrieb den Aufsatz „Ueber das erste patriotische Institut für den Allgemeingeist Deutschlands"[3]) und sandte denselben, nachdem er ihn zuvor Knebel vorgelegt hatte, am 10. December gleichzeitig nach Karlsruhe und an den damals in Holland sich aufhaltenden Karl August. Er sei, schrieb er dem Markgrafen, nur im Allgemeinen geblieben und nehme kein anderes Verdienst für sich in Anspruch, als daß er dessen Idee, wie er hoffe, richtig gefaßt und ausgesprochen habe[4]).

Der Plan geht aus von der Wahrnehmung, daß die Bildung der Deutschen keine einheitliche sei, sondern daß in dieser Beziehung zwischen den einzelnen Theilen oder „Provinzen" Deutschlands ein bedauerliches Mißverhältniß herrsche. Die auf wahre, wissenschaftliche sowohl wie politische Aufklärung gerichteten, zerstreuten Bemühungen gelte es daher zu vereinigen, die vorhandene Ungleichheit aufzuheben, die geheimen Gesellschaften — ein Symptom der vorhandenen Gährung — und deren bedenkliche Wirkungen dadurch unschädlich zu machen, daß man die Gemüther der Menschen öffentlich auf gemeinsame bessere Endzwecke leite. Namentlich an der Thatsache, daß bis jetzt nicht einmal Eine Büchersprache zu unbestrittener Herrschaft in Deutschland gelangt sei, wird die Nothwendigkeit einer solchen Einigung anschaulich gemacht. „Diese und andere Ursachen," heißt es weiter, „haben einige Fürsten Deutschlands auf den Gedanken gebracht, eine aus mehreren und vielleicht einst aus allen Provinzen gesammelte deutsche Akademie mit ihrem Ansehen und ihrer Unterstützung zu bekräftigen." Neben den wissenschaftlichen Akademien also, welche, Dank der von Leibnitz gegebenen Anregung, hier und dort existiren, eine Akademie der Akademien, ein „Vereinigungspunkt unserer Provinzen zur allgemeinen, praktischen Geistes- und Sittencultur", durch den die getheilten, zum Theil unbekannten und zerstreuten Kräfte zu Einem Ziel der patriotischen Aufklärung zusammengefaßt würden! In einer dreifachen Richtung aber hätten sich die Arbeiten dieser Akademie zu bewegen. Sie müßten sich zunächst, jedoch ohne despotische Regelung, auf Ausbildung der deutschen Sprache, auf deren Geschichte, Grammatik, Stil und Wörterschatz beziehen. Das Zweite wäre, zumal da ein Nationaltheater bei uns fast unmöglich sei, Belebung der deutschen Geschichtschreibung, die, mit philosophischem und patrio-

[1]) Vgl. Fr. v. Weech: „Der Versuch der Gründung eines Instituts für den Allgemeingeist Deutschlands (1787—1788)" in den Preußischen Jahrbb. XXI, 690 ff.

[2]) Eine dieser Aufforderungen liegt vor in einem Briefe von Böhmer an Herder vom 21. Juli 87; sie knüpft an ein Lob über Herders A-B-C-Buch an.

[3]) Zuerst in dem posthumen Schlußbande der Adrastea (VI, 213 ff.) gedruckt; SW. z. Litt. XVIII, 203 ff.

[4]) Knebel an Herder Dec. 87, C, III, 31; Herder an den Markgrafen 10. Dec., bei Weech a. a. O., S. 692; an Karl August von demselben Datum, im Herderalbum, S. 10.

tischem Geiste betrieben, ihr Ziel in einer Geschichte des gesammten Vaterlandes fände. Das Dritte endlich, der letzte und höchste Zweck der Akademie wäre „Alles, was zur thätigen Philosophie der Nationalbildung und Glückseligkeit gehört" — das weite Gebiet der Erziehung, der Rechtspflege, der kirchlichen und Unterrichtsangelegenheiten, der Staatswirthschaft und Staatsweisheit; denn hier vornehmlich trage die deutsche Vieltheiligkeit die Schuld, daß wir in allen diesen Stücken hinter anderen Ländern noch zurückstehn. Der Verfasser der Denkschrift stellt sich die Akademie in dieser Beziehung wie ein Parlament vor, in welchem über Alles, was in den einzelnen Provinzen „für die Menschheit an öffentlichem Guten gedacht, gewollt und bewirkt ist", Bericht erstattet würde und wo die Landesherren oder ihre Räthe, „wie auf einem freien Schauplatz die Stimme der Wahrheit zu hören sich gewöhnen." Er geht damit zu Vorschlägen über die nähere Einrichtung des Instituts über. Dasselbe setzt sich zusammen aus Provinzial-Deputationen, zu denen jeder Landesherr die Mitglieder nach eigener Wahl, späterhin auf Vorschlag der Akademie selbst ernennt. Die Deputirten der Provinzen vereinigen sich in öffentlichen Versammlungen an einem mitten in Deutschland gelegenen Ort, der nicht unter den Einflüssen eines Hofes steht. Aus den Berichten, die bei diesen Versammlungen erstattet werden, bildet sich ein „Jahrbuch des deutschen Nationalgeistes". Es giebt ordentliche und Ehrenmitglieder, da denn nur die ersteren zum Besuch der Versammlungen verpflichtet sind. Eingereichte Arbeiten werden hier geprüft und gekrönt, andere belobigt und gefördert. Die Akademie wird eines Präsidenten und eines Sekretärs bedürfen. Beide, aber auch die ordentlichen Mitglieder werden zu besolden sein, — und so schließt die Denkschrift mit der Forderung eines Fonds, zu dessen Beschaffung sie an den patriotischen Sinn der Fürsten appellirt, die damit nur ein altes Versäumniß wieder gut machen würden.

Nicht bloß indeß an diesem Punkte der Kosten, den sogleich Karl August, unter Anerkennung des großen Gesichtspunkts, von welchem Herder die Sache angesehen, in seiner Antwort an diesen [1]) als den bedenklichsten hervorhob, scheiterte das Project. Es scheiterte vor Allem an der Ungewohnheit, öffentliche Dinge auch öffentlich zu verhandeln, an jenem zaghaften Geiste der Heimlichkeit, der in der ungesunden, eingeschlossenen Luft der Kleinstaaterei und des Absolutismus bei Volk und Regierungen in unserem Vaterlande großgezogen war. Die Bedenken, die sich gegen den Herderschen Plan, als derselbe nun verschiedenen Personen vertraulich mitgetheilt wurde, regten, waren zahlreich. In einer umfassenden Denkschrift sprach sich namentlich Goethes Schwager Schlosser, jetzt Geheimer Hofrath in Karlsruhe, gegen die Ausführbarkeit aus. Er fand in der Autonomie der einzelnen Reichsstände

[1]) Vom 11. Jan. 88, im Herderalbum S. 12, bei Düntzer, Briefe des Herzogs ꝛc. S. 119 ff.

ein Haupthinderniß für den umfassenden Wirkungskreis, den Herder für die zu gründende Societät ins Auge gefaßt habe. Auch seien, meinte er, thatsächlich die Theile Deutschlands, oer Norden und der Süden, in ihrer Bildung und Anschauungsweise noch zu weit auseinander, als daß sich auf eine Verständigung hoffen lasse. Nur zu einem kleinen bescheidenen Anfang, einer Gesellschaft von etwa acht Mitgliedern, die fürs Erste zur Herausgabe einer Wochenschrift nach Art des Spectators zusammentreten und damit weitergehende Bestrebungen verstecken und vorbereiten könnten, wollte er seine Stimme geben; nur soviel hielt er für räthlich und ausführbar.

Es war von vornherein wahrscheinlich, daß die furchtsamere Meinung über die kühnere, die vorsichtigen Rathschläge des Praktikers über die des Idealisten den Sieg davon tragen würden. Der kunstsinnige Dalberg zwar, der Intendant des Mannheimer Theaters, stellte sich näher zu Herder und hielt den Gedanken einer Einigung nicht für zu hoch gegriffen, auch er jedoch wollte das Einigungswerk einstweilen nur in den einzelnen Districten Deutschlands in Angriff genommen wissen; in einzelnen Körperschaften zerstreut, nicht an Einem Punkte, durch ein Parlament vertreten, dachte er sich die neue gelehrte Republik. Wie sehr endlich auch Johannes Müller den Herderschen Aufsatz „sich ganz aus dem Herzen geschrieben" fand und wie stark er gegen die kleinmüthigen Bedenken Schlossers polemisirte: zuletzt lenkte doch auch er dahin ein, daß sich die Verbindung von selbst machen würde, wenn nur erst einzelne patriotische Fürsten einen, zwei, drei Männer in die Lage versetzten, daß sie alle ihre Zeit und Kräfte der Sorge für das gemeine Beste widmen könnten, und ihnen in liberaler Weise Schutz, Gunst und Förderung zuwendeten; mit Schlosser vollkommen einverstanden überdies erklärte sich der Mann der vielen Gesichtspunkte in Ansehung des Journals und unterschrieb dessen Gedanken darüber „ohne Rücksicht" [1]).

Dem Minister von Edelsheim fiel die Aufgabe zu, die auseinandergehenden Meinungen so zu verschmelzen, daß die Grundidee seines Herrn gewahrt bliebe und doch zugleich allen Bedenken Rechnung getragen würde. Er unterzog sich dieser verzweifelten Aufgabe mit dem ganzen Geschick eines Diplomaten, der im Dienste eines machtlosen Souverains beim Abschluß eines Allianzvertrags dafür zu sorgen hat, daß alle Artikel möglichst unverfänglich und für irgend einen Dritten unbeleidigend seien. So entstand das denkbar verzwickteste und lächerlichste Gegenproject, ein Project, welches die Gründung einer gelehrten Gesellschaft zur Pflanzung und Pflege patriotischen Gemein-

---

[1]) Joh. v. Müller an seine Mutter 3. Jan. 88, Werke V, 204; durch diesen Brief wurde G. Müllers Anfrage wegen der Denkschrift in dem Briefe an Herder vom * 8. Januar veranlaßt, worauf dieser 3. Febr. 88 (Gelzer XIV, 122 mit falscher Jahreszahl) antwortete. Joh. Müllers Gutachten in dem Briefe an N. (Edelsheim?) vom 26. März 88, in den Werken XVI, 315 ff.

geistes unter fürstlichem Schutz in die Form einer geheimen Verschwörung brachte. Am 30. Juni 1788 überschickte es Karl Friedrich an Herder und erbat sich seine Meinung darüber[1]). Der Hauptgedanke des Markgrafen und Herders ist in der That festgehalten und mit dem Gedanken der politischen Union, des Fürstenbundes, ausdrücklich in Verbindung gebracht. Da indeß für die geplante Union der Gelehrten die Deutschen der verschiedenen Provinzen noch zu wenig an einander gewöhnt seien, da also bei übler Wahl der Mitglieder eher der Riß noch größer werden könnte, da es überhaupt besser sei, im Anfang nicht zu viel zu umfassen, sondern bescheiden anzufangen — so soll die größere Vereinigung durch Stiftung einer kleineren Gesellschaft nur erst vorbereitet, die weitergehende Absicht nur als geheimer Artikel behandelt werden! Unter dem Vorwand, sich jährlich einmal zu sehen, sollen acht bis zehn patriotische Männer — eine Liste war bereits aufgestellt — zu einer Versammlung eingeladen werden. Durch den Vorschlag der Begründung einer Monatsschrift soll, auch vor den Einzuladenden, der letzte Zweck maskirt, namentlich auch der Fürsten, welche zu den Reisekosten den Vorschuß leisten würden, ja nicht gedacht werden. Zu der geheimnißvollen Einladung war ein Entwurf beigefügt, und Herder war dazu ersehen, diese Einladung und die sonstigen einleitenden Schritte nach vorangegangener Verständigung mit den Eingeweihten zu übernehmen.

Es war gekommen, wie Herder vorausgesehen hatte. „Aus der Sache wird nichts werden," hatte er schon am 3. Februar 1788 an Georg Müller geschrieben, der durch seinen Bruder davon erfahren hatte, „fast wünsche ich auch selbst, daß lieber nichts daraus werde, als daß man sie verderbe." Wie gerufen kam ihm auch in dieser Beziehung die italiänische Reise, die er anzutreten im Begriffe stand, um am 21. Juli entschuldigend abzulehnen[2]). Nicht ohne sein Mitwissen wird Karl August, der sich seines Beiraths schon früher bei seiner politisch-patriotischen Correspondenz mit dem Markgrafen bedient hatte, den schönen vom 8. August datirten Brief an diesen geschrieben haben[3]). Die Hoffnung, den Fürstenbund zu einer die einheitliche Consolidation Deutschlands wirksam fördernden Institution zu machen, war verflogen. Ueber alle damit zusammenhängenden Pläne sprach sich jetzt der Herzog angesichts der particularistischen Haltung der Mehrzahl seiner Mitfürsten enttäuscht und resignirt aus. Es war sicher auch in Herders Sinne, wenn er es bei dieser Lage der Dinge für verfrüht erklärte, auf Ausbreitung des Allgemeingeistes unmittelbar durch eine besondere Einrichtung loszugehn und statt dessen zunächst die engeren Institute, die bereits beständen, in dieser Richtung auszunutzen und zu leiten rieth. In Herders Abwesenheit aber zur Ausführung

---

[1]) Erinnerungen III, 132 ff.

[2]) Der Brief an den Markgrafen bei Weech, a. a. O., S. 695.

[3]) Ebendas., S. 696.

des von diesem formulirten Projects zu verschreiten, widerrieth er ausdrücklich [1]).

Die Stürme, die seit dem Jahre 1789 die Welt erschütterten, verwehten auch dieses Project. Von so kleinlich ausgeklügelten Veranstaltungen vollends, wie sie in Karlsruhe ausgeheckt worden waren, konnte zur Zeit von Herders Rückkehr aus Italien nicht füglich mehr die Rede sein. Nur um so lebhafter aber mußte sich bei der nunmehrigen Lage der Dinge seinem Geiste die Grundidee: festere Einigung aller Deutschen zu Einer großen Gemeinschaft darstellen. Diese Idee, oder, richtiger zu reden, die Schattengestalt dieser Idee begegnet uns jetzt in den Humanitätsbriefen. Entsprechend dem allgemeinen Charakter dieser Briefe, die, nach der voraufgegangenen politischen Aufregung, auch die politischen Gedanken zu Humanitätsgedanken verklären, tritt sie als eine große Hoffnung, als eine patriotische Zuversicht auf, die sich jedes Eingehens in die bestimmten concreten Verhältnisse enthält. Unverkennbar geht durch die wenigen Seiten, die der großen Angelegenheit gewidmet werden, die Erinnerung an die ehemalige Denkschrift hindurch. Wieder mahnt der Verfasser zur Vereinigung der intellectuellen Kräfte der Nation. Etwas Anderes jedoch fügt er jetzt hinzu. „Die Seite des Verstandes ist's nicht allein, in Absicht welcher ich Deutschland einen gemeinsamen Zusammenhang wünschte; vielmehr ist's die Seite des Charakters, der Entschlüsse, der Unternehmung.“ Seine Wünsche sind höchst unklar; denn was soll man sich dabei denken, wenn er allen in Deutschland patriotisch wirkenden Männern — nicht einen Hof oder eine Hauptstadt, sondern „einen Altar der Biedertreue“ wünscht, an dem sie sich versammeln könnten, einen Altar, der nur „im Geist, in Schriften“ existiren könne? Aber nicht unklar ist seine Gesinnung. „Der deutsche Name,“ so schließt er, „den jetzt viele Nationen gering zu halten sich anmaaßen, würde vielleicht als der erste Name Europas erscheinen, ohne Geräusch, ohne Anmaaßung, nur in sich selbst stark, fest und groß.“ Es ist in allem Betracht unbillig und unwahr, wenn man Herder Mangel an Vaterlandsgefühl vorgeworfen hat: wahr ist soviel, daß er, unfähig, es in staatsmännische Gedanken zu übersetzen, es nur zu gern in die allgemeine Empfindung für das Menschliche und in ideologische moralische Hoffnungen hinüberspielen ließ.

In der That, seine Meinungen über den Lauf der Zeiten, seine Gesinnungen über praktisch-politische Dinge ziehen sich nicht bloß nothgedrungen hinter die historischen oder litterarischen Gestalten zurück, die er statt seiner vorschiebt, sondern sie erhalten dadurch erst einen bestimmteren Inhalt und eine Haltbarkeit, die sie für sich allein nicht besitzen würden. Um sich als

---

[1]) Nach Herders Abreise veranlaßte, so scheint es, dessen Betheiligung an dem Plane der deutschen Akademie das Gerücht, er habe einen Ruf nach Durlach als Präsident über das geistliche Wesen und die Schulen (B, 29, 30). Nach einem Briefe von Edelsheim an Herder * 9. Nov. 1803 erbat sich Edelsheim noch kurz vor Herders Tode dessen Beirath in Betreff der neu dotirten Heidelberger Universität.

Patriot und Politiker äußern zu können, versetzt er sich — halb ist es Kunstgriff, halb ist es innere Nothwendigkeit — aus dem Heute in das Gestern, tritt er aus seiner in andere Persönlichkeiten über; er wird wieder der philosophirende, raisonnirende, charakterisirende Historiker, der litterarhistorische Kritiker, dem es gegeben ist, feinsinnig die Umrisse eines fremden Geistes zu ertasten, Klang und Bedeutung einer fremden Stimme zu erhorchen. So ruft er sich zunächst, im siebenten bis neunten Brief, den größten Mann des Jahrhunderts, König Friedrich, zu Hülfe. Lange hatte er mit Abneigung die Größe des Kriegshelden, des herrisch waltenden Aufklärers angesehen und sich gegen den Lebenden spröde verhalten. Nicht so gegen den Todten. Nicht so gegen den Schriftsteller. Friedrichs nachgelassene Schriften, besonders der Briefwechsel mit Voltaire bringt ihm in dem Könige den Menschen nahe. Mit dem mildesten Urtheil auch über seine Härten verbindet er die höchste Bewunderung für die Größe seines Charakters; er kann sich in Mittheilung von Stellen aus Friedrichs Schriften nicht genug thun und schildert ihn nach seinen menschlichen Zügen, die sich doppelt hell auf dem dunklen Grunde der „Politik der Höfe" und des „sogenannten großen Staatensystems" Europas abheben. Vermittelt durch Klopstocks Ode an den jungen Kaiser tritt dem Bilde Friedrichs, im zehnten Briefe, das Bild Josephs gegenüber. In umgekehrter Richtung hatte sich Herders Urtheil über diesen verändert. Wie Klopstock hatte er einst dem Kaiser gehuldigt und ihn bei Uebersendung seiner Preisschrift vom Einfluß der Regierung als den Hort nationaler Hoffnung gefeiert, der die „holden Zeiten" heraufführen werde, die Friedrich nur von ferne sehe[1]. Die Mißerfolge der Josephinischen Neuerungen hatten ihn über das, was auf österreichischem Boden gedeihen könne, eines Besseren belehrt. Mehr und mehr war er in die Strömung der antiösterreichischen Politik, wie sie im Fürstenbunde ihren Ausdruck, in Karl August einen eifrigen Vertreter fand, hinübergerathen, er sprach in den Briefen an Gleim, angesichts der jüngsten Kriegsereignisse, von dem „immer unzuverlässigen Oesterreich" und versicherte den preußischen Grenadier: „Sie sind aus Friedrichs Zeit und ich wills auch sein und bleiben!"[2] Von diesem Standpunkte aus hielt er jetzt das Todtengericht über Joseph II. Mit festerem Urtheil, mit schärferen Ausfällen war es anfangs in Form eines Aufsatzes geschehen[3]. Aber die Humanitätsbriefe sollten und mußten zahm und womöglich unbeleidigend sein. So verwandelte sich der Aufsatz in ein durch monologische Zwischensätze ungeschickt unterbrochenes „Gespräch nach dem Tode des Kaiser Joseph II". Die dialogische Form sollte das Mittel werden, durch Rede und Gegenrede, Seite und Gegenseite zu ihrem Recht zu bringen:

---

[1]) Suphan in SWS. XVIII, 525.

[2]) An Gleim 12. Mai 93, C, I, 159 und schon 12. April (daselbst 155): „Ihr alter König war ein großer Feldherr in dieser Versammlung" (des Humanitätsbundes).

[3]) Nach Suphans Angabe SWS. XVIII, 562; Einiges daraus mitgetheilt daselbst, S. 330, Anm.

der Erfolg war, daß das Urtheil über des Kaisers Persönlichkeit, über sein Verhältniß zu Friedrich, seine Verdienste und Fehlgriffe unklar, weitschweifig, fast ergebnißlos hin- und herschwankte. Wohl erfreut man sich an manchem feingefühlten und warmen Worte: stark und entschieden klingt aus dem hin- und herwogenden Gespräche doch nur der Trumpf gegen den österreichischen „Habegeist", die Verurtheilung des durch einen allgemeinen Fürstenbund aus Europa zu bannenden Kriegs- und Eroberungsgeistes und die Schlußtendenz heraus, daß der „große Wollende" mit allen seinen gescheiterten Anläufen dem Tik des Despotismus, dem von Kindheit an in ihm genährten Glauben an die Allgewalt des Selbstherrschers erlegen sei.

Mit einer durch Gleims Zeitgedichte veranlaßten Erörterung der Frage über das Recht der Poesie, sich über die großen öffentlichen Angelegenheiten vernehmen zu lassen, schließt die Erste Sammlung der Humanitätsbriefe. „Mich interessirt," hatte Herder an Gleim geschrieben [1]), „die Stimme der Muse sehr, wenn sie über die acta et facta der Welt, von denen Wohl und Wehe abhängt, laut zu reden oder zu singen wagt, und sich in das Pauken- und Trommelgetön, in die Thorheit und Weisheit öffentlicher Verhandlungen mischt" — zu beklagen nur, daß sie noch immer so furchtsam und zurückhaltend sein müsse! Der Schriftsteller urtheilt anders als der Briefsteller. Das zu nahe, zu starke Theilnehmen der Dichter an politischen Angelegenheiten hält er „nach unserer Lage der Dinge" beinahe für schädlich; es klingt, als ob er damit vor sich selbst sich über die Furchtsamkeit und Zurückhaltung rechtfertigen wolle, die er sich in seiner prosaischen Zeitschriftstellerei nunmehr auferlegt hatte. Der Anfang der Zweiten Sammlung, die breite, nichts weniger als lichtvolle Erörterung der Frage „Was ist der Geist der Zeit?" ist, wenn man damit vergleicht, wie hoch er in dem ursprünglichen Humanitätsmanuscript auf dem „Geist der Zeiten" einherfuhr, ein neuer Beleg für diese Zurückhaltung. Mit der schließlichen Periodisirung des Geistes der neueren Zeit in die drei Epochen der Gründung des neuen Europa, der Reformation, und der dritten, über welcher gegenwärtig der Zeitgeist brüte, lenken wir ganz wieder in das Thema jenes ursprünglichen Manuscripts ein. Aber wie vorsichtig läßt er es jetzt liegen, wie hütet er sich, das „gewaltig große Straußen-Ei" zu berühren! Wieder mag ein Anderer statt seiner eintreten — und diesmal ist es Luther, dessen Gedanken von Regimentsänderung, von Pöbel und Tyrannen er ausschreibt. Ein lutherfester Mann war er ja längst. Allem voran und am frühesten hatte er Luthers Verdienste um die deutsche Sprache gerühmt, der Theolog, der Prediger, der Reformator Luther war sein Vorbild während seiner religiösen Sturm- und Streitperiode gewesen, während er zugleich den Bibelübersetzer und den geistlichen Liederdichter pries [2]); ein Denk-

[1]) 22. Mai 92, C, I, 150.

[2]) Vgl. u. A. Fragm. III, 23 ff., Torso, S. 47, Von deutscher Art und Kunst, S. 64. 67; Aelteste Urkunde I, 124. 135; II, 7. 18. 55. 86; Provbll. 67. 73. 103; Vom Er-

mal Luthers zu schreiben lag ihm lange im Sinn: was ihn daran hinderte, war nur die Rücksicht auf die sächsischen Fürsten, die dabei übel weggekommen wären sammt ihren Juristen und Hofleuten, und über die doch der Weimarische Generalsuperintendent nach Herzenslust seine Meinung zu sagen nicht in der Lage war [1]). Luther, der Politiker, mit seinem Freimuth, seiner Deutschheit und Derbheit war nur um so mehr sein Mann. So manches Wort, so manche Stelle aus Luthers Schriften hatte er bisher schon den Theologen vorgehalten: jetzt, wo die politischen Fragen in den Vordergrund getreten waren, im Jahre 1792, ging er daran, „ein kleines goldnes A-B-C seiner Sprüche und Lehren,“ derjenigen Lutherworte zusammenzustellen, in denen der Reformator sich als ein nationaler Prophet, als „Ekklesiastes, als Prediger und Lehrer der deutschen Nation“ darstelle [2]). Die Sammlung, die, fortgesetzt und erweitert, vielleicht zu einem eignen kleinen Büchlein werden mochte, ging zum größten Theil in die Humanitätsbriefe über. Um „des gährenden Geistes der Zeit halben“, wie es in dem ungedruckten Schlußwort der alphabetisch geordneten Sammlung heißt, „da Uebertreibungen von beiden Seiten herrschen und nicht jeder die Mittelstraße zu finden weiß“, damit „Fürsten, Adel, Hof und Volk“ diese Stimme der Wahrheit hören, wurden die Auszüge gemacht und in diesem Sinne nun den Humanitätsbriefen einverleibt. Und nun wieder, im weiteren Verfolg der Briefe, wird Klopstocks Ode über den nordamerikanischen Seekrieg zum Ansatzpunkt, um die Frage vom Geist der Zeiten und die Hoffnung auf den Fortschritt zu mehrerer Humanität wiederaufzunehmen. Die Zweifel und Einwürfe gegen diese Hoffnung müssen abermals Stellen aus den Schriften des Philosophen von Sanssouci beantworten helfen. Eine Vision über den endlichen Sieg der Humanität wiederholt in unbestimmterer Haltung, was in dem ursprünglichen Werk von 1792 sich bestimmter an die französische Revolution anlehnte. Es ist eben durchweg die Absicht, wenigstens scheinbar, „vom Geist unserer Zeiten abzusehen“, über die Gegenwart und zur Gegenwart wie aus idealer Ferne, entweder aus der Vergangenheit oder aus der Zukunft heraus, bald mit fremden Zungen, bald wie ein Seher und

---

kennen S. 51; Lieder der Liebe, 102. 124 (nebst den Mottos, mit denen das Buch beginnt und schließt); Bl. I. 8; II, 18; Theol. Briefe I, 5. 49. 172. 195; II, 138 ff., 209 ff., 223 ff. und öfter; Ebr. Poesie Vorr. IX; I, 47; II, 345. 348. 349.

[1]) G. Müller schließt in einem Briefe vom * 16. Juli 86 eine Aufforderung an Herder, zu der von dem Stiftsprediger Weber beabsichtigten Ausgabe der Werke Luthers als Vorrede ein Denkmal Luthers zu schreiben, mit den Worten: „Sie hattens ja längst im Sinn.“ Weshalb das Denkmal jedenfalls kein Leben Luthers geworden wäre, hörte Müller 1780 aus Herders Munde; s. Aus dem Herderschen Hause, S. 31.

[2]) Von diesem Fragment eines Lutherbüchleins gab Suphan zuerst in dem Ed. Simson zugeeigneten Schriftchen „Benjamin Franklins rules for a club ꝛc.“ 1883, S. 11 ff. Kunde. Zum 25. Aug. 1883 veröffentlichte er dann das Fragment in einem Einzeldruck: „Luther, ein Lehrer deutscher Nation“ und wiederholt in den Zusätzen und Nachträgen zu den Humanitätsbriefen SWS. XVIII, 509 ff.; vgl. daselbst, 542 ff.

Träumer zu reden. Noch andere Formen und Einkleidungen stehen ihm zu Gebote. In Paragraphenform, mit Argumenten, die wir längst aus den „Ideen" kennen und ohne irgend über das dort Gesagte hinauszugelangen, demonstrirt er sein geschichtsphilosophisches optimistisches Credo, daß, wie physisch, so auch moralisch und politisch die Menschheit in ewigem Fortgang und Streben, daß die Perfectibilität keine Täuschung, sondern „Mittel und Endzweck zur Ausbildung alles dessen sei, was der Charakter unseres Geschlechts, Humanität, verlanget und gewähret." Er tritt endlich einmal wieder in die Fußstapfen Lessings. Ob es sich wohl lohnte, Lessings ganzes Zweites Freimäurergespräch abdrucken zu lassen? Ob es sich der kleinen Wendung wegen lohnte, welche Herder demselben in einer Fortsetzung dieses Gesprächs gab? Es ist im Grunde dieselbe Wendung, die schon in der Denkschrift über die deutsche Akademie zu lesen war. Statt geheimer eine offene, allgemeine Gesellschaft. Thatsächlich sei die von Lessing idealisirte Freimäurergesellschaft keine andere als die Gesellschaft aller denkenden Menschen in allen Welttheilen. Humanität ihr Antrieb und Endzweck. Im Buchdruck habe diese Gesellschaft das Mittel öffentlichen, allgemeinen Verkehrs gewonnen; Poesie, Philosophie und Geschichte seien die Thaten, durch die ihre Mitglieder sich über jedes Vorurtheil von Staatsverfassung, angeborener Religion, Rang und Stände zu erheben hätten.

So idealistisch klangen die beiden ersten Sammlungen der Humanitätsbriefe aus. Das Werk, das in seiner ersten Anlage in einzelnen Partien fast eine Brandschrift gewesen war, durfte sich in Herders Umgebung der wohlwollendsten Aufnahme versichert halten. Mit einiger Sorge hatte Goethe das Hinübertreten des Freundes auf das politische Gebiet, auf den Boden der angewandten Humanitätsphilosophie verfolgt. Er hatte sich des Auftrags, dem Herzog im Lager vor Mainz die beiden Bändchen zu überreichen, nur zaudernd entledigt: zu seiner Freude fand er sich mit seinem Unglauben beschämt. „Fahre ja fort," schrieb er dem Verfasser bei Uebersendung des herzoglichen Dankbriefes, „Deine Sammlungen zu bearbeiten und laß sie immer so wohlthätig sein"[1]). Der Brief des Herzogs aber nahm auch für sein Bestreben, „die fränkischen Unmenschlichkeiten vom deutschen Boden zu kehren", die Zustimmung Herders in Anspruch. War das ein Wink, so wurde er in der feinsten und liebenswürdigsten Weise gegeben. Der Briefschreiber schloß wie einer, der sich mit zu dem Bunde der Humanität zählte: „lasse uns das gute Glück die Zeit erleben, wo man nichts mehr zu thun hat, als sicher und ungestört die Endzwecke eines jeden wohldenkenden Mannes erfüllen zu helfen"[2]). Ganz ähnlich äußerte sich der Coadjutor von Dalberg[3]). Herder hatte erreicht, was

[1]) Goethe an Herder 2. Juni 93, A, I, 137; 7. Juni, das. S. 141, und 15. Juni, S. 143.

[2]) 14. Juni 93, Herderalbum, S. 35, in Düntzers Sammlung, S. 130.

[3]) 2. Juli 93, C, III, 258.

er wollte. „Die zwei ersten Sammlungen," schrieb er an Heyne, „sind gerade von den Personen und Ständen gut aufgenommen, von denen ich vorzüglich gelesen zu sein wünschte"[1]). Er war voll Lust und guten Muthes, in dem angeschlagenen Tone fortzufahren. Denn daß in Oesterreich die Briefe demnächst wegen des auf Joseph II. bezüglichen Abschnitts verboten worden waren[2]), brauchte ihn wenig zu kümmern. „Briefe zur Beförderung der Brutalität wird doch kein ehrliebender Mensch wollen geschrieben haben" — das war die Antwort, die er öffentlich darauf am Anfang der Dritten Sammlung gab.

Er war andererseits in keiner Versuchung mehr, in den Ton zurückzufallen, den er in der ursprünglichen Vierundzwanziger-Sammlung im Herbst 1792 angeschlagen hatte. Denn mit zunehmendem Abscheu sah er auf das unter der Schreckensherrschaft Robespierres sich immer blutiger entwickelnde Drama der Revolution. Mit Entsetzen erfüllte ihn die Hinrichtung der Königin, während er fortfuhr, auch in den kriegerischen Ereignissen nur die Thorheit der Kriegführenden und das vergossene Blut zu beklagen. „Der österreichische Stolz und die französische Brutalität gegen einander," schrieb er im December 1793 an den parteiischer für die Waffen der Coalirten eingenommenen Halberstädter Kriegssänger, — „da kann die Menschheit nur im Stillen seufzen." Sein Ceterum censeo ist, daß „in diesem Kriege keine Lorbeeren sprießen" und daß „dieser Krieg durchaus nichts Gutes erstreite"; all' seine politischen Betrachtungen verhallen in dem sehnsuchtsvoll wiederholten Wunsche nach Frieden[3]). Aus diesen Stimmungen und Anschauungen sind die Humanitätsbriefe in ihrer Fortsetzung bis zum Jahre 1797 und bis zu einer neunten und zehnten Sammlung nicht herausgewichen. Nur natürlich, daß der Abschnitte, die sich auf die Zeitgeschichte oder auf die Gebrechen des staatlichen und nationalen Lebens bezogen, immer weniger wurden. Der weite Mantel der Humanität deckte die verschiedensten geistigen Interessen und die verschiedensten Themata; der Titel „Zur Beförderung der Humanität" und die Absicht, populär, „für alle Stände" zu schreiben, vertrug sich gelegentlich auch mit oberflächlichen Verallgemeinerungen, mit breiter Ausführlichkeit, und die moralische Tendenz mußte es entschuldigen, wenn neben mancher werthvollen Gabe auch manches Leichtgehaltige, manches nur Entlehnte und mehr oder weniger rasch Zusammengestellte aufgenommen wurde. Vieles davon hätte ebensogut einen Platz in den Zerstreuten Blättern finden können, nur daß die Briefe noch exoterischer waren und für ihre Mittheilungen in geringerem Maaße auf Selbständigkeit, auf Vertiefung und künstlerische Abrundung Anspruch machten.

---

[1]) 7. August 93, C, II, 222.

[2]) 15. Dec. (nicht Nov.) 93, an G. Müller, bei Gelzer, S. 216; Caroline u. Herder an Gleim, 6. Dec., C, I, 164. 165.

[3]) C, I, 164. 165. 170; vgl. das von Suphan Preuß. Jahrbb. XLIII, 423 mitgetheilte Gedicht.

Nicht früher als zu Anfang der Vierten Sammlung[1]) klingt zuerst wieder die Tendenz der Briefe auf die Zeitgeschichte an, tritt zuerst wieder der Humanitätsgedanke in nationalpolitischer Haltung, eben deshalb streitbar und gewappnet auf. Ein Buch ist dem Verfasser in die Hände gefallen, welches Nachricht und Auszüge von zwei ungedruckt gebliebenen Schriften eines freimüthig kecken Magisters aus dem Ende des 17. Jahrhunderts giebt. Sein Name Gabriel Wagner, sein Autorname Realis de Vienna. Die scharfen Auslassungen des Realis über die vaterlandslose Nachahmungssucht, die mangelnde Ehre und Selbstachtung der Deutschen seiner Zeit, die er zur „Großmüthigkeit“ aufzurufen sich angelegen sein läßt, werden von Herder wiederholt. Es ist wahr, einen andern der fingirten Briefsteller läßt er unmittelbar danach zu einem Gesichtspunkt einlenken, der den hochfahrenden, exclusiven Nationalstolz in seine Schranken weist. Wie vertrüge sich dieser blinde Nationalstolz mit dem Princip der Humanität? wie mit dem der Gleichberechtigung der individuell verschieden gearteten Stämme und Zweige am großen Baum der Menschheit? „Lasset uns, so viel wir können, zur Ehre der Nation beitragen; auch vertheidigen sollen wir sie, wo man ihr Unrecht thut: — sie aber ex professo preisen, das halte ich für einen Selbstruhm ohne Wirkung.“ Damit ist durch einen Gesichtspunkt, der der eigensten und nie verleugneten Denkweise Herders angehört, die Schärfe der Worte des Realis abgestumpft. Inzwischen haben die schneidenden Worte desselben doch ihre Schuldigkeit gethan; unser Verfasser hat sie nun doch an den Mann gebracht und er ist sich nur selbst in den Zügel gefallen, damit seine Briefe „wohlthätig“ blieben, damit sie nicht bloß verletzten und aufregten, sondern zugleich versöhnten und beschwichtigten, damit sie überhaupt gelesen würden und nicht etwa gar — dem Griffel des

---

[1]) Sie erschien im Mai 94, die Dritte im April d. J. und sofort jedes Jahr um oder bald nach Ostern je zwei Sammlungen, die wohl zusammen versandt wurden. Die Arbeit daran beschäftigt den Verfasser in der Regel in den Wintermonaten von Dec. bis März. Vgl. den Suphanschen Schlußbericht zu XVIII, 559 ff. Für Sammlung III und IV noch zu vgl. Caroline an Jacobi 29. Jan. 94, A, II, 310—11 und für Sammlung IV die auf Bodes Tod bezügliche Stelle IV, 148. Auf Sammlung V und VI bezieht sich Schiller an Herder 12. Juni 95, A, I, 187, auf Sammlung VII und VIII Herder an Eichhorn 20. Juni 96, C, II, 308; Schiller an Goethe 14. Juni 96; H. an G. Müller * 17. Juni 96; Prinz August dankt für diese beiden Sammlungen schon * 26. Mai. Nach Caroline an Gleim 16. Mai (C, I, 205) waren sie 14. Mai bei Herder angekommen. Bezüglich IX und X heißt es * 6. Jan. 97 an G. Müller: „Wenn ich nur erst der Briefe über die Humanität los bin — —.“ Bald nach 28. Jan. 97 ist der Brief an August Herder A, II, 445 geschrieben, worin es heißt: „Ich arbeite am zehnten Theil der Briefe über Humanität, aber matt“; am 24. Febr. (S. 447) heißt es, daß der neunte Theil gedruckt sei, und daß er am zehnten mit allen Kräften arbeite. Gegen den 15. April 97 theilt Herder Böttiger (Boxberger, S. 37 Nr. 40) die Aushängebogen der IX. Sammlung mit, und Böttiger erwidert (Lindemann, S. 83) 15. April. Herder bittet um Geheimhaltung, „weil sie nicht für sich, sondern mit dem zehnten Theil zu erscheinen bestimmt sind.“

Censors zum Opfer fielen. Das Gedruckte war das Ergebniß eines Compromisses zwischen dem patriotischen Unmuth, mit dem er dem Autor von vor hundert Jahren zustimmte, und der Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse, die er nach seiner Humanitätsphilosophie keineswegs bloß aus Heuchelei und Zweideutigkeit nahm. Aus Klugheit überdies geschah es, daß er durch die nächstfolgenden Briefe, die er mit Auszügen aus einem unbedeutenden idyllischen Lehrgedicht und mit Glossen über derartige Naturpoesie füllte, noch weiter den Eindruck der Anfangsbriefe milderte. So stand es mit dem Gedruckten: aber das Gedruckte, wohlgemerkt, war verschieden von dem anfänglich Geschriebenen. Da in der That hatte er sich, wie die noch erhaltenen Briefstücke zeigen, die Zügel schießen lassen, da war er zum Fortsetzer des Realis geworden, da hatte er, ganz in dessen Ton einstimmend, die „französische Hoffüchserei" gegeißelt und die deutschen Höfe als den seit anderthalb Jahrhunderten existirenden „französischen Club" denuncirt, der fremde Sprache und fremde Sitte zum Schaden deutschen Wesens bei uns heimisch gemacht habe und leider noch immer nicht aufgelöst sei [1]). Man wird begreiflich finden, daß er dergleichen nicht drucken lassen konnte noch mochte; aber man wird, um seiner patriotischen Gesinnung gerecht zu werden, nicht übersehen dürfen, daß er dergleichen gedacht und geschrieben, und daß er sich erst nach wiederholten Aenderungs- und Milderungsversuchen es wegzuwerfen entschlossen hat.

Eine, aller Wahrscheinlichkeit nach wiederum ursprünglich in der Freitagsgesellschaft gehaltene Vorlesung „Ueber Wahn und Wahnsinn der Menschen" bildet den Inhalt des 46. Briefs. Auch sie — es sollte ihr ursprünglich ein Stück von Wegelin über den Wahnsinn der Völker folgen — streift das Thema der Politik. Mit psychologischer Feinheit deckt das kleine Stück die Entstehung von Wahnbegriffen und Lieblingsvorurtheilen in menschlichen Seelen auf, zeigt, wie sich dieselben ansteckend ausbreiten, wie sie an Losungsworten und Zeichen haften, wie unmöglich es ist, sie mit Gewalt zu bekämpfen, und wie das einzig weise Verhalten ihnen gegenüber Toleranz, das einzig wirksame Gegenmittel freie und allseitige Untersuchung der Wahrheit sei. Das war für eine ganz bestimmte Zuhörerschaft berechnet, an eine ganz bestimmte Adresse gerichtet. Fein und sicher ist deshalb die freimüthige Wahrheit gegen edle Mäßigung abgemessen. Den Hintergrund bildet die Gährung der Zeit. Es ist die Rede von der Intoleranz des Nationalwahns, und gemeint ist der der französischen Nation. „Zu unsern Zeiten," so heißt es ganz deutlich, „haben wirs erlebt, was die Wortschälle Rechte, Menschheit, Freiheit, Gleichheit bei einem lebhaften Volk für Taumel erregt, was in und außer seinen Grenzen die Sylben Aristokrat, Demokrat für Zank und Verdacht, für Haß und Zwietracht angerichtet haben." Die ganze Vorlesung ist wie eine Stimme

---

1) Genauere Untersuchungen und Angaben über das Verhältniß des Gedruckten zu dem Handschriftlichen sowie eine Probe von Letzterem bei Suphan XVIII, 564 ff. u. 332 ff.

der Weisheit und des Friedens. Sie stellt sich auf einen so hohen und würdigen Standpunkt, daß sie einestheils auch von den Wahnvorstellungen reden darf, „die an Ständen, Aemtern, Lebensarten und Zünften“ und am meisten an den Ständen haften, die am höchsten stehen, anderntheils mahnen darf, über den Parteien zu stehen und Irrthümer nicht mit den Waffen bestreiten oder ausrotten zu wollen.

Beziehungen auf die Zeitgeschichte finden sich desgleichen noch in anderen Stücken der Vierten Sammlung, sowohl in solchen, die bei der letzten Redaction ausgemerzt wurden, wie in den stehengebliebenen. Auf den Zeitgeist und die Friedlosigkeit der Zeit gehen die von Knebel entlehnten Dichtungen des 48. und 50. Briefs; an die Namen K. Fr. v. Mosers und Justus Mösers lehnen sich im 53. Briefe Klagen und Wünsche über die unserem Vaterlande fehlende Gewohnheit, über vaterländische Dinge frei und laut zu verhandeln, und es war die Absicht gewesen, hier neben anderen deutschen Historikern auch einem alten Gegner, dem tapferen und freimüthigen Schlözer gerecht zu werden [1]). Einen neuen starken Anlauf aber zu gesinnungstüchtiger Herzenserleichterung nahm Herder für die Fünfte Sammlung. Seine alte, dreißig Jahre alte Abhandlung [2]): „Haben wir noch jetzt das Publicum und Vaterland der Alten?“ wurde zum Mittelpunkt einer Reihe von mehr oder weniger schneidigen Zeitbetrachtungen. Von der alten Rigaer Festschrift freilich konnte nur noch der Titel gebraucht werden. Aehnlich zwar wie dort, jedoch um Vieles eingehender wird in dem neuen Aufsatz die erste der beiden Fragen behandelt. Diesmal gehören dem Verfasser, wenn er das Publicum der Alten mit dem heutigen vergleicht, zu den Alten auch die Hebräer, und gerade die nationale Einheit der Hebräer giebt ihm zu einer schönen Ausführung über das durch die Gemeinschaft der Sprache gebildete Publicum Anlaß, zu der Klage, daß Deutschland bei der Sonderung seiner Provinzen und Kreise und — bedauerlicher noch — durch die Eingewöhnung gewisser Stände in eine fremde Sprache ein solches gemeinschaftliches Organ der Mittheilung, des Verständnisses der Gemüther und der patriotischen Bildung nicht besitze. Zu der Ausführung, daß uns auch ein ästhetisches Publicum, ein Publicum der Kunst und des Geschmacks fehle, giebt ihm der Vergleich mit den Griechen Anlaß. Nur ein künstliches Publicum, ähnlich dem der Römer, will er uns vindiciren. Er vergißt indeß nicht, daß wir in anderem Betracht auch wieder günstiger gestellt seien als die Alten. Erst wir nämlich kennen den Begriff eines christlichen Publicums, und mit Wärme spricht hier der Verfasser von der Aufgabe, auf ein, seiner Natur nach fortgehendes ewiges Publicum zu wirken, einer Aufgabe, die sich nur durch Läuterung des Christenthums zum Evangelium der reinen Moralität lösen lasse. Ein litterarisches, internationales Publicum

[1]) S. im Schlußbericht zu SWS. XVIII, S. 566.
[2]) S. Bd. I, 109.

endlich besitzen wir Neueren durch die auf dem Grunde christlicher Bildung entstandene Wirksamkeit von Schulen, Universitäten und Akademien — am meisten durch die Wirksamkeit der Buchdruckerkunst. Die schöne Schilderung der merkwürdigen Folgen dieses „großen Geschenks" spitzt sich zu einem Angriff gegen Censur und Anonymität zu; der ganze Abschnitt aber schließt mit einer Wendung, in der wir hinter dem Schriftsteller Herder den in Amt und Beruf thätig und lebendig Wirkenden erkennen. Es giebt nämlich, meint er, ein Publicum auch für unsere Handlungen. „Der Kreis," so redet er sich gewissermaaßen selbst zu, „in dem du lebest und dein Geschäft treibst, ist dein Publicum; sei dies klein oder groß, du prägst in dasselbe das Bild deiner Existenz, deiner Denk- und Handlungsweise." Viel kürzer behandelt er sofort das zweite Glied der Doppelfrage, den Begriff des Vaterlandes. Nach diesem Abschnitt zumeist wird man den Grad und die Art von Herders Vaterlandsgefühl zu beurtheilen haben. Wir kennen ihn bereits als Gegner des Vaterlandsstolzes. Etwas Anderes ist ihm Vaterlandsstolz und etwas Anderes Vaterlandsliebe. Er moralisirt die Vaterlandsliebe. Er findet sie begründet in der näheren Verwandtschaft zu den Volksgenossen, er kömmt zurück zu dem Werth, den die Deutschen auf ihre Sprache zu legen haben, das am meisten verpflichtende Band aber erblickt er in der staatlichen Einrichtung, in der gesetzmäßigen Freiheit und Sicherheit, die das Vaterland uns zu gewähren habe. Mit Worten, die beredter nicht gedacht werden können, spricht er von der Pflicht des Einzelnen, sich dem Gemeinwohl zu weihen und bei öffentlichen Gefahren rettend mit Hand anzulegen. Er fordert zum Heile des Vaterlandes neben der altbewährten Tapferkeit und Ehrlichkeit der Deutschen „Licht, Aufklärung, Gemeinsinn," ja allerdings auch Stolz, den „edlen Stolz, sich nicht von Anderen einrichten zu lassen, sondern sich selbst einzurichten; wie andere Nationen es von jeher thaten, Deutsche zu sein auf eignem wohlbeschützten Grund und Boden". Aehnlich hat später, zu gelegenerer Zeit E. M. Arndt geredet. Und ist es nur unpatriotischer Kosmopolitismus, wenn er nach allen diesen Mahnungen seine Blicke weiter schweifen läßt über den Wohnplatz der ganzen Erde und die Eine Menschenfamilie? Sind wir, die wir uns heute der freien, selbstgeschaffenen Einrichtungen und des wohlbeschützten Bodens erfreuen, ihn zu tadeln berechtigt, wenn er grundsätzlich anticipirte, was thatsächlich heute die Frucht unseres patriotisch-politischen Aufschwungs geworden ist? Er verlangte in trauriger Zeit, was heute das beste Ziel der deutschen Politik ist: Verbannung des Eroberungsgeistes, Wettstreit nicht der körperlichen, sondern der Geistes- und Kunstkräfte der Völker Europas unter einander. Ueber die harte und unendlich schwere staatsmännische und kriegerische Arbeit, die allein diese Politik des Friedens verbürgen kann, sah der leidenschaftliche und weiche Idealismus des edlen Humanitätslehrers allzu flüchtig hinweg: aber ein Wort voll Sinn und Wahrheit ist es trotzdem: „Vaterländer gegen Vaterländer im Blutkampf ist der ärgste Barbarismus der menschlichen Sprache."

Stärker noch als es jetzt der Fall ist, würde die politisch-patriotische Gesinnung, die unserem Aufsatz zu Grunde liegt, hervorgetreten sein, wenn derselbe, wie anfangs die Absicht war, von zwei Briefen verwandten Inhalts eingefaßt worden wäre, von denen der eine einleitend die Frage wieder aufnahm, warum wir noch keine Geschichte der Deutschen haben, der andere von den bedauerlichen Folgen der den Deutschen fehlenden Redefreiheit handelte. Unterdrückt jedoch sind die beiden Briefe nicht; sie finden sich, ebenso wie einige andere aus dem Zusammenhang der Vierten Sammlung losgelöste Stücke in einer dem Geiste der Humanitätsbriefe nahe verwandten Zeitschrift.

Gleichzeitig nämlich mit dem Beginne der Schillerschen Horen schickte sich Friedrich Gentz, der Uebersetzer und Commentator von Burkes Betrachtungen über die französische Revolution, zur Herausgabe eines Journals, an, das den ästhetischen Geist der Horen mit dem von diesen ausgeschlossenen politischen Geiste verbinden sollte. Er gründete im Jahre 1795 die „Neue deutsche Monatsschrift" [1]. Keinen berufeneren Mitarbeiter dafür konnte es geben als den Verfasser der Humanitätsbriefe. Herder war reich genug, den Horen im Sinne der Horen seine Dienste zu widmen und gleichzeitig den Bitten und Absichten des Berliner Herausgebers zu entsprechen. Das Jahr 1795 wurde so vorzugsweise das Jahr der Journalbeiträge. Er theilte nicht gleich zwischen den beiden Zeitschriften. Was er an poetischen Beiträgen für die Gentzische Monatsschrift lieferte, bestand ausschließlich in kleineren übersetzten Stücken, und das Göttergespräch „Voraussicht und Zurücksicht" würde in den Horen kaum mit Ehren haben erscheinen können. Aber durch ihre den politisch-praktischen Fragen, den Begebenheiten der Tagesgeschichte zugewandte Richtung begegnete sich die Neue deutsche Monatsschrift mit Inhalt und Tendenz der Humanitätsbriefe. Leicht konnte Manches dort untergebracht oder dorthin abgetreten werden, was zunächst für diese geschrieben worden war. „Aus den Briefen über die Humanität abgeschnitten" nennt Herder ausdrücklich die kleinen Aufsätze, die er in der Monatsschrift drucken ließ [2]. Nicht als ob er

---

[1]) Vgl. meinen Artikel Gentz in der Ersch und Gruberschen Encyklopädie LVIII, 333 ff.

[2]) An G. Müller, bei Gelzer weggelassene Stelle des Briefs vom 24. April 95. Die poetischen und prosaischen Beiträge sind der Reihe nach folgende: Drei Oden nach Sarbievius I, 44 ff. Voraussicht und Zurücksicht. Ein Gespräch. I, 71 ff.; Amphion an die Thebaner. Nach Sarbievius; und Die Aeolsharfe. Nach Thomson I, 121 ff.; Nachlese aus der griechischen Anthologie (12 Epigramme) I, 237 ff.; Warum wir noch keine Geschichte der Deutschen haben? I, 326 ff.; Ueber die Fähigkeit zu sprechen und zu hören II, 57 ff.; An Mercur. Nach Horaz II, 119; Nachlese aus der griechischen Anthologie (12 weitere Epigramme) II, 121 ff.; Seneca, Philosoph und Minister. Zwei Briefe II, 228 ff.; Boileau und Horaz III, 60 ff. Dieser letzte Beitrag, sowie alle poetischen, mit Ausnahme der Nachlese aus der Anthologie, unterzeichnet S. B. R. (d. h. Salomo Ben-Roë = Gottfried Herder; s. SWS. XXVII, 412), die übrigen mit der Unterschrift Herder. Das Poetische ist jetzt (mit Ausnahme der Ode an Mercur) in SWS. XXVI u. XXVII an den betreffenden Stellen eingereiht, die Prosabeiträge SWS. XVIII, 377 ff.

sie als „politische Contrebande" dorthin geflüchtet hätte, — die Aufsätze sind um nichts verfänglicher als es der ganze humanistische Briefwechsel ist; die Firma Gentz war ja gewiß nicht dazu angethan, revolutionäre oder radicale Gedanken zu decken, und überdies gab Herder die wichtigeren Beiträge mit seines Namens Unterschrift, ja, alle dachte er in den Zerstreuten Blättern wieder abdrucken zu lassen [1]). Anspielungen auf die Zeitgeschichte wie die in der Zwischenrede zwischen der mitgetheilten Boileauschen und Horazischen Ode, Betrachtungen wie die über die uns noch fehlende, erst zu schreibende Geschichte der Deutschen, endlich wie die über die beengte Redefreiheit der Deutschen in dem Aufsatz „Ueber die Fähigkeit zu sprechen und zu hören" — das Alles geht weder in der Art der Einkleidung noch im Ton über ähnliche Herzensergießungen in den Humanitätsbriefen hinaus. Die „Zwei Briefe" vollends über „Seneca, Philosoph und Minister" haben viel weniger politische Tendenz als man nach der Ueberschrift erwarten könnte. In der Preisschrift „Vom Einfluß der Regierung" hatte Herder die Erziehung Neros durch Seneca ein Brandmal der Geschichte und Diderots Essai über Seneca die sophistische Vertheidigung eines Sophisten genannt. Der gegenwärtige Aufsatz hat merkwürdiger Weise ganz andere Gesichtspunkte. Von Diderot sollen wir die beste Art zu lesen lernen, und Seneca soll ein vortrefflicher Stoff zu einer Tragödie sein. Immer einmal hatte Herder schwächliche Ansätze gemacht, sich auch als Dramatiker zu versuchen. In die Reihe dieser Versuche, die sich in seinen letzten Lebensjahren zu gegnerischem Wetteifer mit unserem neueren klassischen Drama steigerten und von denen sich andere Spuren in seinem Nachlaß gefunden haben [2]), gehört auch die Idee eines Trauerspiels Seneca, wie er sie in dem ersten der „Zwei Briefe" entwickelt. Durch Kleist und Lessing ist ihm der Gedanke nahe gelegt worden. Das Trauerspiel soll den Tyrannen und den ehemaligen Tyrannenführer vor ein gerecht urtheilendes Tribunal stellen, es soll „die stoische Philosophie am Hofe" prüfen und den Seneca — als einen „glorreichen Staatsmärtyrer" darstellen! In höchst beredter Weise entwickelt er die geschichtlichen Momente aus dem Leben des Seneca bis zu seinem Tode, und zwar so, daß sich die Erzählung fast schon zu einem Scenarium gestaltet. Aber die ganze Idee ist verfehlt, und der Versuch, ihre dramatische Ausführung zu skizziren, nur ein neuer Beweis, daß auf diesem Felde für ihn keine Lorbeeren wuchsen.

An welcher Stelle nun diese „abgeschnittenen Blätter" ursprünglich in den Humanitätsbriefen gestanden hatten, läßt sich mit Hülfe des Herderschen Nachlasses genau angeben [3]). Es ist indeß die beste Kritik der Composition unseres Werkes, daß sie ebenso leicht abgeschnitten wie durch andere ersetzt werden

---

[1]) An G. Müller * 15. Oct. 95.

[2]) Vgl., außer Bd. I, S. 167 Anm. 1, SWS. XXVIII, XI ff.

[3]) Es mag nochmals auf die Angaben Suphans SWS. XVIII, 565 ff. verwiesen werden.

konnten. Die Briefform, obgleich sie dem Verfasser gelegentlich lästig wurde[1]), war dennoch diejenige, die der zwanglosen Bewegung von Thema zu Thema den meisten Spielraum ließ. Es ist uns, wenn wir diese Briefe lesen, wie als ob wir uns in einem Gesellschaftszimmer befänden, in welchem die Unterhaltung von einem Gegenstand auf den anderen übergeht, ohne ihn erschöpfen zu wollen, das eine Mal um ihn nur zu streifen, das andere Mal um sich über ihn auszubreiten. Den Anlaß bietet eine Tagesneuigkeit, ein ausgelegtes Buch oder Bild, eine Zeitungsnachricht, ein Gedicht, ein geistreiches Wort. Der Geist aber und die Art der Unterhaltung ist durch die Atmosphäre dieses Hauses und durch die Sinnesweise des Hausherrn bedingt. Dieser hat allen Anwesenden den Stempel seines Geistes aufgedrückt; er liebt es, sich mit lehrhafter Würde und mit gefälliger Beredsamkeit vernehmen zu lassen; er bringt gern das Wort an sich, er geht vom Discurs zum Vortrag über und verfällt immer wieder, wenn auch in immer neuen Wendungen und Anwendungen, auf gewisse Lieblingsthemata.

Es geschah nicht mit Unrecht, daß J. G. Müller, nachdem er den 5. und 6. Band der Humanitätsbriefe gelesen, den „anmuthigen Charakter von Milde" an ihnen lobte[2]). Er hatte noch ein besonderes Verhältniß zu diesen beiden Sammlungen: die Fünfte Sammlung eröffnete mit einer Besprechung von Müllers „Bekenntnissen merkwürdiger Männer," deren Erster Band einst von Herder eingeleitet worden war und die inzwischen in einem Zweiten Bande unter Herders fortwährender Beihülfe fortgesetzt worden waren[3]). Commentirend war Herder auf die Bekenntnisse namentlich von Petrarca, Uriel Acosta, Comenius und Leibnitz eingegangen; an Leibnitz hatte, nach allerhand Excursen über Macchiavelli, Hugo Grotius u. s. w. der Schluß der Sammlung charakterisirend, anregend, darstellend Betrachtungen mannigfachster Art angeknüpft. Den Charakter milder Weisheit trug noch mehr die Sechste Sammlung,

---

[1]) So gesteht er in einer ungedruckten Stelle des Briefes vom 24. April 95 an G. Müller.

[2]) * 19. Juni 95.

[3]) Der im Druck bei Gelzer S. 214 ff. sehr gekürzte am 13. Mai 93 begonnene, erst 15. Juli geschlossene Brief liefert dem Verfasser der Bekenntnisse zunächst litterarische Notizen. „Sonst aber," heißt es darnach, „will ich aufstöbern, was ich kann, um Ihnen ehrliche Leute und Betrüger zu senden wie ich sie habe. Haben Sie Ihren zweiten Theil gut gemacht, so will ich seiner auch in den Briefen zur Humanität gedenken und Ihnen respective meine Zufriedenheit bezeugen." Beim Schlusse des Briefs liegt ihm nun der zweite Band der Bekenntnisse bereits vor. Er weist für den darin enthaltenen Leibnitz auf ein von Müller nicht benutztes Leibnitzisches Schriftstück und wünscht dem Autor für die Fortsetzung „Abwechselung, Mannigfaltigkeit und das Innere durchdringende sowie daher geflossene Züge". Vgl. weiter den Brief vom 4. März und 24. April 95 bei Gelzer 251 und 252. „Im nächsten Band [der Humanitätsbriefe]", schreibt Caroline in der Nachschrift zu Herders Brief an M. * 30. Juni 94, „werden die Bekenntnisse nach Ehren und Würden ihre Stelle erhalten, das weiß ich, unter der Hand." Herders eigne Worte an G. Müller 12. Dec. 94 und 23. Jan. 95 theilt Suphan SWS. XVIII, 571 mit.

welche jene ästhetisch-humanistischen Ideen entwickelte, die den Verfasser in Italien bei der Anschauung antiker und christlicher Kunstwerke beschäftigt hatten, und welche dann in die Besprechung einer Schrift seines alten Rigaer Freundes Johann Christoph Berens jenes Urtheil über Kant in veränderter Fassung einflocht, das einst in der Vierundzwanziger-Sammlung vom Jahre 1792 seinen Platz gehabt hatte. Unter Anderem der Erinnerung an Riga, die ja auch von der Abhandlung über Publicum und Vaterland unzertrennlich war, an Königsberg, an die genußreichsten Stunden der italiänischen Reise verdankten die beiden Sammlungen jenen Charakter anmuthiger Milde. Um so unerfreulicher sticht dagegen die briefliche Aeußerung ab, mit welcher der Verfasser auf das Lob des Schweizer Freundes erwiderte. Das Lob, dem Müller nur den Wunsch einer lauteren Verurtheilung des Mißbrauchs der Kantschen Philosophie hinzugefügt hatte, faßt er als eine Anklage, gegen die er sich vertheidigen müsse. „O wüßten Sie," ruft er in erbitterter Laune aus, „wo ich jetzt stehe! Incedo per ignes — — ist das Wenigste, was ich sagen kann. Also! — — In Deutschland ist Alles wund; da zieht kein Ziehpflaster; Bleisalbe, Herzensherr, kühlende Bleisalbe!" [1]).

Wie um dieses Recept zu befolgen, verläßt er sofort in der Siebenten und Achten Sammlung das Feld praktischer Betrachtungen gänzlich und flüchtet sich, um sich an dem Feuer unter seinen Füßen nicht zu verbrennen, um seinem Unmuth über die unliebsame Gegenwart zu entgehen — in seine alte litterarische Domäne. Allein, gewichen waren die Geister des Unmuths nicht. Sie machten sich noch einmal, zur Hälfte wenigstens, Luft in den letzten beiden Sammlungen. Nur zur Hälfte; denn die stärksten und bittersten Stücke sind nur geschrieben, aber von Herder selbst nicht veröffentlicht worden. Schlagen wir die Neunte Sammlung auf, so macht dieselbe von den litterarischen Erörterungen der vorangegangenen Sammlung alsbald den Uebergang zu dem schon früher wiederholt angeschlagenen Thema, der Klage über die leidige Gallomanie der Deutschen. Der Litteraturhistoriker hat noch soeben, indem er die Schärfe manches zu Ungunsten des französischen Charakters gefallenen Wortes abschleift, den Franzosen Gerechtigkeit widerfahren lassen: der Patriot spricht von dem Unheil, das von alter Zeit her Nachbar Gallus dem Germanus gebracht, er läßt über die Folgen der französischen Propaganda des verflossenen Jahrhunderts für den deutschen Geschmack einen Franzosen, den Berliner Akademiker Prémontval, das Wort ergreifen und nimmt dessen Worte auf, um in eigener Person noch schärfer mit den Waffen des Unwillens und des Spottes gegen die französische Erziehung in Deutschland zu eifern, deshalb zumal, weil sie ganze Stände und Volksklassen von einander getrennt und dadurch so tief eingeschnitten habe,

---

[1]) So lauten nach dem Original die bei Gelzer 255 und SWS. XVIII, 555 unverständlich wiedergegebenen Zeilen.

daß die deutsche Nation sich selbst abhanden, heruntergekommen und gegen andere Nationen zurückgeblieben sei. Ein Mann vor Allem hat nach Kräften dazu gethan, daß sie sich selbst wiedergegeben werde. Herder hat einen neuen, gewiß den höchsten und richtigsten Gesichtspunkt für die Würdigung seines Lessing, des so oft von ihm Gefeierten, gefunden. Der litterarische und der praktisch-nationale, der ethische Gesichtspunkt vereinigen sich zur Errichtung noch eines anderen Denkmals als das er ihm früher bereits gestiftet. Es ist in der That die Bedeutung Lessings, daß er seine eigene Männlichkeit und Deutschheit, mit einem neuen ästhetischen ein neues Charakterideal in unsere Litteratur eingeführt hat. In dieser Weise faßt ihn Herder diesmal; nur daß die Form, in der er es thut, zugleich das Zeichen der eigenen ermattenden Kraft und das Eingeständniß der Unterordnung unter den Größeren ist. Unter der Ueberschrift: „Funken aus der Asche eines Todten," in absichtsvoll zusammengestellten Auszügen aus seinen Schriften, läßt er ihn, ähnlich wie früher Friedrich den Großen, Luther und Leibnitz, selbst reden. Die Absicht ist, „ein Charakterbild vom Leben des vielverdienten Mannes zu geben", „den männlichen Verstand, die biedere Denkart zu bemerken, die sich in jedem seiner Lebenszeichen äußert". Als er mit den Auszügen, zu denen ihm, wie billig, neben den Schriften die Briefe Lessings den Stoff geliefert, am Ende ist, — „die Funken aus der Asche eines Todten," schreibt er da, „haben mich wie ein stummes Trauerspiel im Innersten gerührt." Die Worte verrathen uns, neben der ausgesprochenen Absicht der Zusammenstellung jener Auszüge noch eine andere geheime Absicht derselben. Offenbar zu eigenem Trost und eigener Erbauung hat er sie gemacht. An Lessings Gesinnung sich stärkend und erhebend, hat er zugleich mit dem Schicksal desselben das seinige verglichen. An sich selbst denkt er, wenn er in einer Anmerkung zu jener bescheidenen Aeußerung Lessings über seine dichterische Begabung ausruft: „Wehe dem besten deutschen Kopf, der sich nicht aus seiner in die alte oder fremde Welt zuweilen zu setzen weiß!" und hinzufügt: „Alle wissen wir, welche Witterung es sei, die die Sehne des besten Bogens erschlafft und die gefüllteste Maschine ihrer elektrischen Kraft sanft entladet." Seine eigenen Klagen über den Undank des Publicums verstecken sich hinter denen Lessings über die erstarrende Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten begegne, und wenn er diesen den verlechzenden, den edlen, vielverwundeten und unüberwundenen Hirsch nennt, so reinigt sich das Gefühl eigener Verwundung durch das Mitgefühl an dem Leiden eines ihm verwandten Geistes, eines Helden, hinter dessen Fassung er ungern zurückstehen möchte.

Wie ein Verlechzender in der That hat er an diesen Schlußbänden der Humanitätsbriefe gearbeitet. „Ich bin zerknickt und ausgemergelt," hatte er am 18. November 1796 an Gleim geschrieben. „Ich schreibe was ich kann," heißt es am 30. December, „und will Euch mit der Humanität so ermüden, daß Ihr aus Noth human werden müßt, damit ich nur endlich schweige."

„Ich arbeite," so läßt er sich Ende Januar 1797 gegen seinen Sohn August aus, „am Zehnten Theil der Briefe über die Humanität, aber matt. Die Materie übermannt mich, und mich dünkt, ich schreibe zu viel: ich singe, selbst ohne Echo. Doch man muß durch und hinüber! Der Himmel wird mir auch hier durchhelfen; denn ich schreibe ganz ohne Anmaaßung" [1]). In solcher Seelenverfassung mußte sich dem gerechten Kummer über die Gebrechen unserer politischen Zustände und über die Schwäche unseres nationalen Bewußtseins eine launisch krankhafte Lust zu spöttischen Invectiven, zu leidenschaftlichen, das Ziel verfehlenden Angriffen beimischen. Es regte sich in ihm die Swiftsche Galle, ohne daß er sie doch mit dem kalten Gleichmuth und dem rücksichtslosen Witz des souveränen Verstandes als scharfe und wirksame Waffe zu brauchen verstanden hätte. Jene schneidige Ironie, die in der Verstellung aushält, und jene heroische Beredsamkeit, die nicht zurückweicht bis sie gesiegt hat, war ihm nicht gegeben. Dazu war er zu weich, zu wenig Herr der mit seinen Ueberzeugungen spielenden, sie hin- und herschaukelnden Empfindungen. Um seinen bitteren Unwillen über die Cardinalübel, an denen Deutschland kranke, Ausdruck zu geben, faßte er am Schlusse der Neunten Sammlung alle seine Betrachtungen in eine poetische Epistel zusammen: „der deutsche Nationalruhm". Für die ganze Sammlung und zumal für diesen poetischen Schluß gewann er sich von Böttiger, dem er die Aushängebogen mitgetheilt hatte, bewundernde Zustimmung. Mit Lobsprüchen, so ekel übertrieben, daß wir über die Nähe, in welche Herder zu einem solchen Leser sich gestellt hatte, erschrecken, sandte Böttiger die Bogen zurück. „Diese Schlußepistel," schreibt er, „wird Ihnen, edler Anwalt der still duldenden Nation, in tausend Herzen eine reine Flamme des Dankes entzünden. So etwas hat keine Nation aufzuweisen. Alles ist Herz und Eingeweide. Die Stelle: so muß sie Gott verstehen, ist das Erhabenste, was ich kenne und hat einen siebenfachen Donner für unsere Treiber und Zwingherrn. Man wird wohl hier und da knirschen und die Lippen beißen. Aber wer kann es vor Gott und den Menschen wagen, eine solche Stimme laut zu schelten. Wer nicht mit einstimmt, der ist des schändlichsten Hochverrathes, des an der Menschheit schuldig" [2]). Auf uns macht jene Epistel einen anderen Eindruck. Dieselbe spielt in zwei entgegengesetzten Tonarten, die ineinanderklingend uns mit unversöhnten Dissonanzen quälen. In grellen Farben, im Ton der bittersten Satire wird uns die deutsche Misere vorgeführt, wie die besten und verdientesten Söhne des Vaterlands daheim Hunger leiden müssen oder in die Ferne getrieben werden, wie deutsche Fürsten ihre Unterthanen zu fremdem Kriegsdienst, „zum Mississippi- und Ohiostrom, nach

---

[1]) C, I, 221 mit der Anm. 1; A, II, 446.

[2]) Herder an Böttiger (Anfang April 97) bei Boxberger, Briefe Herders an Böttiger S. 34 Nr. 40 und Böttigers Antwort vom 15. April bei Lindemann, Beiträge zur Charakteristik Böttigers S. 83.

Candia und nach dem Mohrenfels" verkaufen. Schon recht, und je bitterer, desto besser! Diese Schandflecke deutscher Geschichte zu entblößen darf der Stimme der Wahrheit und also auch der Dichtung nicht verwehrt werden; aber wo bleibt die Einheit des Gedichts, wenn die politische Satire zur sanften Predigt umbiegt; mit welchem Rechte bringt der Dichter unser Blut in Wallung, wenn er uns nichts als zahme Weisheit und fromme Ergebung lehren will? Es steht nicht in seiner Gewalt, den Stachel, den er uns in die Seele getrieben, wieder zu entfernen; je mehr seine höhnenden Worte auf uns wirkten, um so weniger werden wir geneigt sein, auf ihn zu hören, wenn er nun aus der Rolle fällt und uns versichert, der wahre Nationalruhm bestehe in Unschuld und Mäßigung, in Weisheit und Wohlthun, in Bescheidenheit und „nützender Verborgenheit". Es war ein schiefer Vergleich, eine übel angebrachte Schmeichelei, wenn Böttiger den Verfasser dieser Epistel einen zweiten Hutten nannte. Die sauersüßen Verse, wie charakteristisch immer für den Kampf der Stimmungen in Herders Brust, wären keine Zierde der Humanitätsbriefe gewesen. Es war ohne Zweifel weise, wenn er die schon gedruckten anderthalb Bogen wieder zurückzog [1]). Er wird es aus Besorgniß vor einem öffentlichen Verbote seines Buches, er wird es zugleich aus dem richtigen Gefühl heraus gethan haben, daß es ihm nicht geglückt sei, den Ton der politischen Rede mit dem der Dichtung und der Philosophie zu verbinden.

Noch vor dem Druck hat er eine Anzahl anderer Briefe zurückgezogen, die sich, vorwiegend politischen Inhalts, an jene Epistel anschlossen. Sie würden der Zehnten Sammlung eine ganz andere Gestalt gegeben haben als die, welche sie jetzt hat. Es war kein Schaden, daß er eine zweite politisch-satirische Epistel, die, mit dem Worte Coalition spielend, theils die Politik der gegen Frankreich coalisirten Mächte verspottet, theils das Coalesciren, auf das sich Frankreich so gut verstehe, dem zerrütteten Deutschland, dem leider zu nah an Polen gelegenen, gegenüberstellt, — kein Schaden, sage ich, daß er dieses Stück „voll Salzes und gesunder Lehre", wegließ; widersprach es doch seiner eignen Meinung, daß Politik und Poesie nicht ohne Weiteres zusammengehören, trug es doch zu stark die Spuren des indignatio versus facit an sich [2]). In Prosa hatte er dieselben Gedanken in einem anderen Briefe ausgesprochen, der sein Urtheil über die deutschen Dinge in viel gehaltnerer und edlerer Weise zur Summe eines politischen Glaubensbekenntnisses zusammenfaßt. Nachdem er einen Auszug aus Johannes Müllers Schrift „Die Gefahren der Zeit" eingeflochten, stellt

---

[1]) Jetzt SWS. XVIII, 208 ff. Ebendas., Anm. 1 und S. 554 finden sich Angaben über den Einzeldruck vom Jahre 1812. An letzterer Stelle auch die Briefbelege über die ganze Angelegenheit. Daß dieselbe nicht ganz verschwiegen blieb, geht aus G. Müllers Brief an Herder *vom 17. Juni 97 hervor: „Sie sollen ja einen Bogen haben zurücknehmen lassen wegen Versen über den Hessischen Menschenhandel."

[2]) Gedruckt schon SW. zur Litt. III, 195 ff.; vollständiger und mit allen Varianten SWS. XVIII, 348 vgl. das. 582.

er eine Reihe von Sätzen auf, die ebensoviele Klageartikel über das in seiner Nationalverfassung, seiner Sprache, Religion und Litteratur zerrissene Deutschland sind, und erhebt dem gegenüber die Forderung, daß dieser Zustand nicht dauern dürfe. Er hätte dies Stück[1]) nicht weglassen sollen, denn so einfach, klar und kräftig hat er doch sonst kaum irgendwo seine Meinung kundgegeben, die Meinung — so lauten die schönen Worte — „daß in Deutschland, wenn wir nicht ein zweites Polen sein wollten, keine Mühe edler angewandt werde, als diese Dissension zu zerstören. Alle Waffen der Ueberzeugung und Ironie, des guten Herzens und des gesunden Verstandes sollte man gebrauchen, um jene Provinzialgötzen zu Dan und Bethel, den Wahn und Selbstdünkel abzuthun, und in Allem das große Gefühl emporzubringen, daß wir Ein Volk seien, Eines Vaterlandes, Einer Sprache. Daß wir uns in dieser ehren und bestreben müssen, von allen Nationen unparteiisch zu lernen, in uns selbst aber Nation zu sein."

So machte Herder noch gegen den Schluß seiner Humanitätsbriefe einen Anlauf, die Arena der politischen Publicistik zu betreten — um immer wieder, um auch diesmal zurückzuweichen. Aus inneren, wie aus äußeren Gründen, am meisten doch, weil er hier nicht, wie auf dem ästhetischen und dem religiösen Felde, ein fertiges, positives Programm aufzustellen im Stande war, hat er auf diesem Gebiete sich versagen müssen, eine reformatorische Wirksamkeit auszuüben. Die Zehnte Sammlung der Briefe, wie sie jetzt vorliegt, vermeidet es, an die Zustände und Begebenheiten, die unmittelbar zu seinen Füßen und vor seinen Augen lagen, dicht heranzutreten. Das Thema von der Pflicht der deutschen Nation, sich in sich selbst, zur „Selbstvertheidigung" zu sammeln und so der erfolglosen Einmischung in die Angelegenheiten des Nachbarlandes sich zu enthalten, verwandelt sich in das allgemeinere von der Verwerflichkeit aller Versuche, gewaltsam auf die Cultur fremder Völker einwirken zu wollen. Aus politischen werden so recht eigentlich Humanitätsbriefe. Mit einem Sprunge ist der Verfasser von der deutsch-nationalen Frage zu der so weit davon abliegenden Frage der Negeremancipation übergegangen, die er sofort durch eine Anzahl versificirter trauriger Geschichten unter der sarkastischen Bezeichnung von „Negeridyllen" ins Licht setzt. Das Hauptwort seiner Politik in Beziehung auf die Ereignisse jener Jahre, der in seinen vertrauten Briefen immer wiederkehrende Refrain, daß Deutschland endlich doch der Friede wieder geschenkt werden möge, verwandelt sich in den höheren, idealeren Wunsch, in den Traumwunsch vom ewigen Frieden. „Da jetzt," so beginnt er den 118. Brief, „im unseligsten Kriege, in dem ein zeitiger Friede

[1]) Jetzt SWS. XVIII, 345 ff.; vgl. das., S. 584, woselbst auch der C, II, 338 gedruckte, auf „die Gefahren der Zeit" Bezug nehmende Brief Herders an Joh. Müller vom 10. Oct. 96 angezogen und auf die unserem Stück inhaltsverwandte Ode „Germanien" (Adrast. VI, 152 ff.) hingewiesen ist.

so schwer wird, von Entwürfen zum ewigen Frieden viel gesprochen wird" — so tritt er, anknüpfend an den Bericht einer nordamerikanischen Missionsgeschichte über eine Friedensanstalt der Irokesen, für diese Idee ein. Als eine ideale Hoffnung freilich nur verkündet er sie, aber die „allgemeine Billigkeit, Menschlichkeit und thätige Vernunft" leisten dafür Bürgschaft! Als das „Lieblingskind seiner geheimen Wünsche" empfiehlt Herder diesen Schlußband, der ihm doch so sauer geworden war, dem Freunde in der Schweiz[1]). Diese „geheimen Wünsche" erhoben sich in eine über dem Nebel der Zeitgeschichte gelegene Region. Kein Band verräth, wie dieser, die Ermüdung des Autors, keiner lenkt so sehr wie dieser mit seinen Desiderien einer Naturgeschichte der Menschheit im rein menschlichen Sinne, welche jede Nation als ein eigenthümliches Product der schaffenden Natur zu betrachten habe, und wiederum einer wahren von Sinn und Mitgefühl für die gesammte Menschheit geleiteten Geschichtschreibung, in den bekannten Gedankenkreis der „Ideen" zurück. Wenn doch die eigentlich politischen Materien ausgesondert wurden, so war es in der That hohe Zeit, daß das Werk geschlossen wurde. Schon einmal, mit dem Sechsten Bande, hatte es aufhören sollen[2]). Was, wie Herder an Gleim geschrieben hatte, „ins Unendliche fortgesetzt" werden konnte, das konnte ebenso gut an jedem beliebigen Punkte abgebrochen werden. —

Nicht die einzigen Zeugnisse jedoch für den Einfluß der Zeitereignisse auf Herders Schriftstellerei sind die Humanitätsbriefe. Schon der Schlußaufsatz der Vierten Sammlung der Zerstreuten Blätter hatte die Frage, ob veraltete Institutionen durch Revolutionen verjüngt werden könnten, aufgeworfen und sie mit einem enschiedenen Nein beantwortet. Die Fünfte Sammlung der Zerstreuten Blätter ist durch dieses zeitgeschichtliche Interesse mit der vorangehenden verknüpft. Unmittelbar nach den ersten beiden Bändchen der Humanitätsbriefe zusammengestellt[3]), steht sie zu diesen in einem ähnlichen Verhältniß wie die ersten drei Sammlungen zu den „Ideen" und den Spinozagesprächen. Wie die Briefe des Humanitätswerks über den Geist der Zeit, über Friedrich und Joseph, die Auszüge aus Luther, die Fortsetzung des Lessingschen Freimaurergesprächs geschrieben wurden, um von einer höheren Warte aus den Tumult der Zeit zu überschauen, so waltete dieselbe Absicht bei der neuen Blättersammlung, die zwar überwiegend Aelteres, aber in neuer Beziehung geben wollte. Nicht nur dieselbe Absicht, sondern größten Theils auch dieselbe Manier des Redens durch fremde Rede. Ein geringer

---

[1]) Im Druck bei Gelzer, S. 261 weggelassene Stelle des Briefes vom 26. Juni 97.

[2]) * 2. Januar 94 an Hartknoch jun. vgl. das Nähere SWS. XVIII, 573.

[3]) „Von den Zerstreuten Blättern" ist der fünfte Theil zur Messe nicht fertig geworden, heißt es 1. Mai 93 an Gleim, C, I, 158. Aehnlich an Jacobi 5. April 93, A, II, 305; vgl. an denselben 12. Mai das. S. 307. Am 27. Juli wird dann die Sammlung an Gleim, am 5. Aug. an Jacobi, am 7. Aug. an Heyne geschickt. An G. Müller gehen die am 13. Mai als „Zerstreute Herbstblätter" angekündigten schon am 15. Juli ab.

Kunstgriff hätte dazu gehört, auch diese Blätter geradezu in Humanitätsbriefe zu verwandeln. „Ich wählte aus meinen Papieren," so erklärt sich der Sammler gegen Heyne, „was ich dem gegenwärtigen Moment der Dinge gemäß hielt, und spreche, soviel möglich, durch fremde Zungen und Organe. Lieber halb passend als gar nicht passend, was man doch sonst beinahe thun müßte. Ihnen, Bester, wird diese deutsche Absicht gewiß nicht entgehen." „Es seien diesmal," schreibt er in gleichem Sinne an Gleim, „keine Rosen und Myrthen, aber Lilien, Cypressen, Lorbeeren, Ehrenpreis" und was ihm sonst die deutsche Muse Gutes gebracht habe [1]). „Andere Zeiten, andere Gedanken," so beginnt die vom 14. Juni 1793 datirte Vorrede. „Als ich die Sammlung der Zerstreuten Blätter dieses Theils unternahm, glaubte ich bei dem, was jetzt die Seelen so vieler Menschen beschäftigt, eben nicht nach Ergötzlichkeiten des Witzes und der Einbildungskraft suchen zu müssen, sondern nach etwas, das dem Gemüth Belehrung und Stärke ertheilt". Die Einheit der Composition, wenn auch immerhin eine lockere und freie, ist somit auch bei diesem Bändchen außer Frage. Der ganze Inhalt rechtfertigt sich, er wird durch den Vorredner ausdrücklich von diesem Gesichtspunkt aus gerechtfertigt.

Die Sammlung eröffnet mit übersetzten „Parabeln" und „Vaterländischen Gesprächen" von Andreä; sie schließt mit jenem einst von Wieland nicht ohne Nachrede in den Merkur aufgenommenen Denkmal auf Hutten. Durch Andreä ist der Sammler auf seine vor Jahren in das Deutsche Museum geschriebenen Briefe über einige ältere deutsche Dichter geführt worden: er hat damit abermals den Stoff zu einem Artikel von patriotischem Interesse gewonnen. Seitab liegt nur der vorletzte Aufsatz der Sammlung, welcher der Schutzpatronin der heiligen Tonkunst, der Cäcilia gewidmet ist.

Ganz in Herders Sinne hatte der Uebersetzer von Andreäs Apologen seiner Uebersetzung auf dem Titel die Worte: „Zur Beherzigung unseres Zeitalters" hinzugefügt. „Andreä," hatte Herder in der Vorrede zu dieser Uebersetzung im Jahre 1786 gesagt, „gehört so eigentlich für unsere Zeit, daß ich in Vielem, Vielem ihr jetzt einen Andreä wünschte"; er hatte darauf hingewiesen, wie auffallend die Gährung jenes Zeitalters namentlich in Beziehung auf das Treiben geheimer Gesellschaften der damaligen Gährung gleiche, so daß unter einer geschickten Hand die allegorischen Dichtungen des tapferen und verständigen Mannes „wahre Arzenei für die geheimen Wunden unserer Zeit" werden könnten. In eben diesem Sinne theilt er jetzt selbst Andreäsche Stücke in eigener Uebersetzung [2]) mit. Er will, wie er in der Vorrede und in der

---

[1]) An Heyne 7. August 93, C, II, 222; an Gleim 27. Juli 93, C, I, 159, Anm. 2.

[2]) Vgl. oben S. 104 dieses Bandes. Die Sammlung eröffnet mit 36 Apologen, von denen der letzte in etwas anderer Fassung schon Theol. Briefe I, 404 mitgetheilt war. Es folgen 18 Gespräche von Andreä, von denen „der Kanzelredner" und „die Staatsklugen" schon in Pfennigers Christl. Magazin mitgetheilt worden waren. Nur wenige der Apologe finden sich schon bei Sonntag.

zwischen die „Parabeln" und die „Vaterländischen Gespräche" eingeschobenen Zwischenrede sagt, zur Vergleichung unserer mit jener Zeit auffordern. In der vorsichtigsten Weise. Denn Vieles, meint er, hat sich seitdem verbessert, oder, so corrigirt er sich, es hat sich vielleicht nur verfeinert und versteckt. Die Vergleichung der Zeiten noch näher zu legen und doch jeder zu groben Bezüglichkeit und Anzüglichkeit auszuweichen, giebt er den Dichtungen, welche ihr Verfasser selbst „Apologen" genannt hatte, und deren allegorisch emblematischen Charakter er vortrefflich zeichnet und aus der Zeit ihrer Entstehung erklärt, den Namen „Parabeln". Denn, Gleichnißreden, die Andreä aus seiner, für seine Zeit gemacht, sollen sie eben auch unserer Zeit nach der Absicht des Uebersetzers „nur als alte Parabeln vorkommen". Er überläßt also dem Leser Deutung und Nutzanwendung. In Zerstreuten Blättern findet er es offenbar angebracht, noch leiser aufzutreten als in Briefen zur Beförderung der Humanität. „Lieber halb als gar nicht passend," hatte er an Heyne geschrieben. „Oft," heißt es in der Zwischenrede, „ist das Halbe besser als das Ganze; und wenn diese Parabeln unserer Zeit sehr ungleichartig sind, so ist's fürwahr besser, als wenn sie ihr ganz gleichartig wären." Nur ein leiser Wink desgleichen ist das Beiwort „vaterländisch" zu den mitgetheilten Andreäschen Gesprächen, zu diesen simplen „dialogisirten Wahrheiten," deren „abgerissener, verstummender Vortrag" eben auch einem Jeden zu denken geben soll, was und so viel er dabei zu denken im Stande ist. Und in der Vorrede endlich noch ein anderer Wink. Der vorsichtige Sammler hat, um Mißdeutung zu vermeiden, seine Auswahl beschränken müssen. Dichtungen und Gespräche nämlich, so sagt er, „die in den Jahren 1770 und 1780 ohn' alle Gefährde erschienen wären, fand ich gut, im Jahr 1793 lieber zurückzuhalten, ob sie gleich 1617 oder 20 verfaßt waren".

Lockerer noch und allgemeiner ist die zeitbezügliche Tendenz in den Briefen: „Andenken an einige ältere deutsche Dichter," denen der Verfasser in einer Sechsten Blättersammlung ähnliche über einige ältere deutsche Prosaisten nachzusenden ein halbes Versprechen gab. Der Patriotismus tritt damit ganz auf das litterarische Gebiet zurück. Nur einen neuen Impuls gaben die jüngsten Ereignisse dem alten Interesse Herders für die Vergangenheit unserer nationalen Dichtung, an den in ihr enthaltenen „Keim alter Rechtlichkeit, Biederkeit und Treue" eben jetzt wieder zu erinnern und der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß eine Zeit kommen werde, „da wir zu unserer Sprache, zu den Verdiensten, Grundsätzen und Endzwecken unserer Väter ernster zurückkehren, mithin auch unser altes Gold schätzen lernen." Die Anregung, die er dazu längst in den Fragmenten, den Volksliedern, den Museumsbriefen gegeben hatte, war ja keineswegs verhallt. Ein Schüler seiner Uebersetzungskunst, hatte ihm der junge Gräter seine „Nordischen Blumen" zugesandt; von dem Verfasser der Volkslieder hatte sich derselbe für sein in Verbindung mit dem Diakonus Böckh gegründetes Magazin der alten deutschen und nordischen

Litteratur Beiträge erbeten [1]). Zwei Bände dieser Zeitschrift, des „Bragur", in der nun ein Sammelpunkt für die bisher zerstreuten Bemühungen um die deutsche Alterthumswissenschaft gewonnen war, lagen jetzt vor. Sie dienten Herder, der sie freudig begrüßte und empfahl, neben den älteren Sammlungen und Veröffentlichungen zum Anhalt für die litteraturgeschichtlichen Winke — Fragmente gleichsam über die ältere deutsche Litteratur — die er hier ausstreute. Zu einer Geschichte der deutschen Dichtkunst erklärt er nicht gerüstet zu sein; nur Stückwerk, sofern er zufällig auf das Eine und Andere getroffen, oder sofern es Eindruck auf ihn gemacht, will er geben. Er giebt immerhin viel mehr als in jenen Museumsbriefen, von denen er nur die zwei bedeutenderen, den über Weckherlin und den über Andreä, in neuer Redaction wiederholt. Immerhin thut er einen raschen Gang durch die Geschichte der deutschen Dichtung bis in die Zeit von Opitz. Er beginnt, wie einst in der Vorrede vor dem Zweiten Bande der Volkslieder, mit Otfried und dem Ludwigsliede, um die mitgetheilten Proben mit Bemerkungen über die rhythmische Form, über Sprache und Geist der Dichtung zu begleiten. Neben dem ästhetischen drängt sich deutlich in diesen Bemerkungen das patriotische Interesse in den Vordergrund. Er rühmt der alten Sprache nach, daß sie in ihren Flexionen den Wohllaut besessen habe, den das Ohr des Verfassers der Schrift de la littérature Allemande gebilligt haben würde. Er nennt das Ludwigslied den älteren Bruder der preußischen Kriegslieder, das Annolied ein uralt deutsches Pindarisches Loblied, das „wie eine ungeheure gothische Kirche im schönsten Stil dieses Geschmacks" sei. Er bemerkt recht geflissentlich, daß Anhänglichkeit der Nation an ihre Regenten zu allen Zeiten der Ruhm der deutschen Natur und der deutschen Poesie gewesen sei, und unterdrückt den Wunsch nicht, daß alle Fürsten dies anerkennen und sich in schlaflosen Nächten die Bücher und Geschichten vorlesen lassen möchten, die davon erzählen, „was ihre Völker von Anbeginn für sie gemeint, gewollt und gethan haben". Er kömmt weiter, den historischen Faden lose in der Hand behaltend, zu den Dichtern des schwäbischen Zeitalters; Proben indeß, wie von jenen älteren Stücken, will er von dem Minnegesang nicht geben, denn diese Poesien müsse man nothwendig in ihrer Mundart selbst lesen; und nun wieder einmal schüttet er ein ganzes Füllhorn von Wünschen aus, — wie eine Geschichte der allmählichen Bildung der deutschen Dialekte, eine Geschichte der Begebenheiten, Meinungen und Sitten jener Zeit, Untersuchungen über den Versbau, ein erläuternder Commentar der Minnelieder geschrieben werden müsse — lauter Wünsche, welche aufgehoben und erfüllt zu haben der Ruhm unseres Jahrhunderts ist. Fremder steht er dem Epos gegenüber. Zu den „langen epischen Gedichten" jenes Zeitalters hat es ihm „an Lust und Muße gefehlt", und bescheiden

---

[1]) Gräter an Herder * 24. August 1789; 15. November 90; vgl. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie S. 284 ff.

wünscht er sich fürs Erste nur einen „deutschen Tressan", eine „Bibliothek der deutschen epischen Romane".

Ein deutsches Epos nichtsdestoweniger hat ihn ganz eingenommen, ihn bis zur Bewunderung fortgerissen. Nur skizzenhaft ist Alles, was er im fünften und sechsten Brief über die Spruch- und Fabelpoesie, über den Freidank, den Renner, über Boner und Burkhard Waldis, über den Meistergesang, das protestantische Kirchenlied u. s. w. vorbringt[1]), nicht ohne zwischendurch sein Ceterum censeo, den Aufruf zur Rückkehr von Nachahmung fremder Sitte und Sprache, zum Anbau „der Felder unserer Väter und Urväter" von Neuem kräftig erschallen zu lassen. Nicht neu endlich, wenigstens nur in einzelnen hinzugefügten Anmerkungen neu der siebente und achte Brief über Andreä und Weckherlin. Um so bedeutsamer, ja gleichsam Kern und Mittelpunkt des Ganzen der mit Liebe bei dem großen deutschen Thierepos verweilende vierte Brief. Dem Fabelfreunde mußte ja wohl „Reineke der Fuchs" eins der anziehendsten poetischen Erzeugnisse sein. Daß er, der, wie Goethe, nur die niederdeutsche Form des Gedichts kannte, so wenig in die natürliche Entstehungsgeschichte wie in die Geschichte der fortpflanzenden Ueberlieferung und der litterarischen Wanderungen, Wandlungen und Bearbeitungen des Thierepos den vollen Einblick hatte, den die sinnig gelehrte Forschung eines Jacob Grimm erst einer späteren Generation erschlossen hat, bedarf weder entschuldigt noch bemerkt zu werden. In der Hauptsache war sein Verständniß durchaus zutreffend. Er hat das Gedicht mit Recht als ein wesentlich deutsches angesehen. Er stutzt gleichsam über die merkwürdige Thatsache einer Thierfabel, die, aller angenommenen Theorie von der Fabel entgegen, durch lange vier Bücher fortläuft. Indem er sich begnügt, diese Thatsache zu constatiren, faßt er das Gedicht in erster Linie als ein Epos, dessen Held der „Ulysses aller Ulysse"; er nennt es gegen Gleim „die erste und größte Epopöe deutscher Nation, ja aller Nationen seit Homer". Der Geist dieser Epopöe ist der Geist der Fabel; nur daß der epische Charakter des Ganzen es mit sich bringt, daß es sich nicht zu einer engen einzelnen Moral zuspitzt, vielmehr sich wie eine „Fabel der Welt, aller Berufsarten, Stände, Leidenschaften und Charaktere" darstellt. Statt alles Versuchs, diese Verbindung des Fabelgeistes mit dem Geiste epischer Erzählung erklären zu wollen, dient ihm die Berufung auf das Genie, das sich selbst die Regel gegeben habe, nicht — wie man erwarten und gern von ihm hören möchte — der Hinweis auf die unbewußt schaffende Naturkraft der Volkspoesie. Vortrefflich, wie er die Hypothese, daß das Gedicht eine bestimmte satirische Beziehung auf ein einzelnes historisches Factum habe, zurückweist. Der satirische Gehalt im Allgemeinen dagegen trägt nicht wenig dazu bei, seine Freude an dem Gedicht zu erhöhen. Und hier

[1]) Ausführlicher und mit Beifügung von Proben hatte er über die Priameln im Teutschen Merkur 1782 Augustheft, S. 169 ff. gehandelt.

traf er mit dem Gefühl zusammen, welches Goethe bei seiner Beschäftigung mit dem Reineke beherrschte. Der Boden der humoristischen Satire über das Hof- und Weltleben war das neutrale Gebiet, auf welchem die politischen Anschauungen der beiden Freunde sich noch einmal streitlos begegneten. Uebersättigt an Straßen-, Markt- und Pöbelscenen, wie er sie nur eben miterlebt hatte, fand sich Goethe erheitert durch diesen Hof- und Regentenspiegel, in welchem „mit gründlicher Laune das Menschengeschlecht in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich sich vortrage". Ein mißvergnügter ferner Zuschauer des Kampfs der deutschen Mächte gegen das sich neu einrichtende Frankreich, gequält durch die Auftritte der politischen Welt, fand sich ebenso Herder erleichtert durch die anmuthige Ruhe und die anschauliche Wahrheit, womit hier die Unmoralität, ja die Schadenfreude des Fuchses, „die leider zum lustigen Gange der Welt mit gehört", poetisch und zugleich unendlich lehrreich sich darstelle. Wie an dem Gedicht, so hatte er an der Goetheschen Bearbeitung desselben seine herzliche Freude[1]). Goethes Dichten, zum glücklichen Nachdichten, zum freien Umformen geworden, war seiner eigenen Manier nahe getreten. Noch einmal konnte er sich helfend an einer Goetheschen Arbeit mitbetheiligen und sich mit neidloser Anerkennung zum Ankündiger der neuen durch Goethe dem Gedicht gegebenen Gestalt machen, in der es gewiß, so sagt er, zum zweiten Mal ein klassisches Buch unserer Nation sein werde. So ganz allgemein, so ganz nur beschaulich und poetisch wie jener stellte er sich darum doch nicht zu dem alten Fabelepos. Leise zwar, aber verständlich deutet er mehrfach auf den Ernst, der hinter dem Humor der dichterischen Einkleidung verborgen sei. Er begnügt sich in der Hauptsache freilich mit einem ästhetischen Commentar der merkwürdigen Dichtung, aber er fügt doch hinzu: „eine politische Abhandlung über Reineke aus dem Geist seiner und aller Zeiten macht Jeder sich leicht selbst in Gedanken." —

Wenn sich aber zunächst und an Goethes Seite Herder aus dem humoristischen Gedichte Vergessen seiner politischen Sorgen und Unmuthsgedanken hatte holen können: bald bedurfte sein Gemüth, je mehr in ihm mit der politischen die persönliche Verstimmung Raum gewann, Tröstungen anderer Art. Vor Saul mußte David spielen. Nur die Stimme der ernsten und erhebenden Muse war im Stande, die finsteren Geister zur Ruhe zu singen, die allmählich den Einsamen häufiger und häufiger besuchten. Ein den Horaz in dessen eigner Sprache nachahmender deutscher Lyriker aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges sollte ihm diesen Dienst leisten.

Nur ganz obenhin hatte er, und zwar wahrscheinlich erst um die Zeit der Herausgabe der Volkslieder, die Bekanntschaft des zweisprachigen katholischen

---

[1]) Herder an Gleim 12. April und 1. Mai 93, C, I, 155. 157; an Jacobi 12. Mai 93, A, II, 307; Goethe an Herder 7. Juni 93, A, I, 142.

Dichters Jacob Balde gemacht. Wie wenig er damals noch in ihn eingedrungen, zeigt ein in den Anmerkungen zum Zweiten Bande der Volkslieder (II, 300. 301) hingeworfenes Wort über „den Jesuiten Balde". In den Museumsbriefen vom Jahr 1781 (Januar, S. 2 ff.) theilt er dessen deutschen Lobgesang auf Maria mit, aber wenn er den Dichter ebendort den „berühmten Sylbenradbrecher Balde" nennt, so klingt auch das nur wie ein Urtheil auf Hörensagen. Er hatte jetzt, funfzehn Jahre später, bei der Zusammenstellung der Stücke zur Fünften Sammlung der Zerstreuten Blätter die Museumsbriefe wieder vorgenommen und war vermuthlich so, im Begriff, den fünf Sammlungen eine sechste hinzuzufügen, von Neuem auf den Mann aufmerksam geworden. Und nun erst entdeckte er ihn eigentlich. Es war im Winter von 1793 bis 94. Nun zuerst fing die Stellung, die er sich zu den Zeitereignissen und zu den politischen Ansichten des Weimarer Hofes gegeben hatte, an, unerfreulich auch auf die gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verhältnisse zurückzuwirken [1]). In die Parteilichkeit, die den Herzog, selbst einen Theilnehmer an dem Kriege gegen die Franzosen, beseelte, und die man ebenso von ihm, dem der herzoglichen Familie amtlich und persönlich so nahe Stehenden erwartete, konnte er sich unmöglich hineinfinden. Die Zurückhaltung, die er sich in den gedruckten Anfangsbänden der Humanitätsbriefe und auch in der Fortsetzung derselben auferlegt hatte, warf der lebhafte und warmherzige Mann im mündlichen Gespräch nur zu leicht bei Seite. Manches leidenschaftliche und verwegene Wort mag ihm, nicht bloß in seinen vier Wänden, entschlüpft sein, und solche Worte, von mißwollenden oder unbilligen Hörern aufgefangen, mochten, übertrieben und entstellt, weitergetragen worden sein [2]). Er fand, daß der Herzog und die regierende Herzogin gegen ihn verstimmt und ihm ungnädig seien. Er bemerkte, daß Goethe, der Sache seines Herrn in unbedingter Loyalität zugethan, sich von ihm zurückzog. Der Gang der kriegerischen Ereignisse und die, Dank der Uneinigkeit der Coalirten und der revolutionären Energie des republikanischen Frankreich, immer ferner rückende Aussicht auf Frieden warf ihn in tiefe Niedergeschlagenheit, um so mehr, da sich seit December auch seine körperlichen Schmerzen von Neuem meldeten [3]) und das angestrengte Geschäftsleben ihn fortwährend seinen Zustand als den eines Tagelöhners empfinden ließ. In den während dieses Winters geschriebenen Humanitätsbriefen, in der Dritten Sammlung insbesondere, flüchtet er sich mit seinem Unmuth über die leider gar zu politische und gar zu kriegerische Zeit unter Anderem zu seinem Homer, der selbst in die Scene des Kampfes Weis-

---

[1]) Bestimmt erinnert an diese Zustände die Knebelsche Fabel im 48. Humanitätsbriefe.

[2]) Ueber dergleichen Aeußerungen berichtet Schiller an Körner schon 28. Sept. 89 (Briefw. II, 123) in sehr unfreundlicher Weise. Im Uebrigen ist für die obige Darstellung auf das Manuscript der Erinnerungen und zwar auf die von Suphan in den Preuß. Jahrbb. XLIII, 422 ff. daraus mitgetheilten Stellen zu verweisen.

[3]) Caroline an Gleim 31. Januar 94, C, I, 167.

heit und Menschlichkeit zu bringen verstanden habe, und zu den lyrischen Dichtern der Alten, deren Leier den Unmuth zu zerstreuen, das Herz zu Heiterkeit und Freude zu stimmen vermöge, zu Horaz und zu den Neueren, die, wie Sarbievius und Balde, dem Venusiner nachsingend, „in der geliehenen lateinischen Sprache Gesinnungen ausdrückten, die sie in ihrer Landessprache noch nicht auszudrücken vermochten". Uebersetzte Oden von Horaz und Sarbievius wurden in die Neue deutsche Monatsschrift gesandt; keiner aber hatte ihm sein Herz so ganz gestohlen, wie der in jenem Abschnitt der Humanitätsbriefe nur im Vorübergehen genannte Balde. „Der Reiz, Baldes Gedichte zu übersetzen," so erzählt Caroline in den Erinnerungen, „entstand glücklicher Weise in ihm zu der Zeit, da er eben vom Hofe so gekränkt wurde und seine Seele mannigfaltig trübe war. Jetzt kam durch diese Arbeit eine neue Schwungkraft in ihn! Mit einem Genuß, wie er ihn nur an der Urkunde und den Ideen gehabt hatte, war er jetzt in seinen Balde versunken — ach, der ihn durch gleiche Leiden und Schmerzen und gleichstimmige Seele erhob und stärkte! Diese Oden gaben ihm Muth, Heiterkeit, Trost und Schwermuth zugleich oder edlen gerechten Zorn! Sie standen mit ihm auf und gingen mit ihm schlafen. Sie stärkten ihn zu den Geschäften des Tages und belohnten ihn Abends dafür. Er konnte nicht ruhen; oft nach dem Nachtessen vollendete er noch eine Ode und bestellte mich noch um 10, 11 Uhr auf sein Zimmer, um mir die Ode vorzulesen. — — Wie Vieles ging damals in seiner Seele lebendig vorüber, über die damaligen Weltbegebenheiten, die sich so oft verwirrten, entwirrten und wieder verwirrten. Und darüber nun die Stimme seines Balde wie aus dem Grabe zu hören! und jetzt die seinige mit ihm zu vereinigen! Es waren schmerzhafte, aber auch die erhabensten Empfindungen [1])."

Vollauf bestätigt wird der Bericht der Erinnerungen durch die schmerzlichen und doch nur andeutend redenden Zeilen Herders vom 12. Mai 1794 an G. Müller. Dieselben setzen die Klagen des Briefes vom 31. März, wie bedrückt er durch die unseligen „Zeitverbindungen", wie „unendlich einsam" er in seinem Gemüthe sei, fort. „Nun noch ein Wort von mir," heißt es: „Quam longe disto ab ego, möchte ich sagen; o, wie verändert bin ich, und wie hat sich die Lage der Dinge um mich verändert, in der Sie mich sahen! Fast keine Gestalt ist mehr dieselbe, fast kein Verhältniß! Und ich selbst kenne mich in Vielem selbst nicht mehr. Ich bin erschöpft, angestrengt, leer, voll Sorge, ohne inneren Trieb u. s. w., habe auch fast keinen anderen Trost, als daß ich nicht daran denke, wenn mich nicht die Gedanken beim Schopf ergreifen. — —

---

[1]) Die Stelle ist nach dem Manuscript der Erinnerungen wiedergegeben. Die im Druck (III, 111) veränderte Fassung, nach welcher es von der Zeit der Beschäftigung mit Balde ganz unbestimmt heißt: „da seine Seele durch mancherlei Kränkungen verwundet war" verdunkelt die Beziehung auf die seit dem Spätjahr 1793 eingetretene Verstimmung des Hofes gegen Herder.

Hier haben Sie einige Gedichte, die mich in den Mitternächten zuweilen sehr erquickt und gestärkt haben. Ob Sie gleich eben kein großer Horazianer sind — — so wird Ihnen doch Manches gefallen. Es kommt bald ein Bändchen davon, sehr schöne Sachen, heraus; die Muse soll sodann sogleich zu Ihnen hinüber [1])." Daß er diesem Dichter „manche Stärkung" zu danken habe, sagt er ebenso ein Jahr später, nachdem seine Uebersetzungen aus demselben im Druck erschienen waren, seinem Freunde Heyne; besonders des „Zeitmäßigen" wegen, das er enthalte, geht er diesen um eine Anzeige an; denn Stücke dieser Art seien „so nöthig und wohlthätig wie ein Gesangbuch" [2]). Wie sehr der Schwerpunkt der Herderschen Uebersetzungen in dieser Bezugnahme auf die Zeitumstände lag, hat, mit Uebergehung freilich des pathologischen Antheils, den der Uebersetzer an den Gedichten nahm, Niemand bestimmter, treffender und glücklicher ausgesprochen als Goethe. „Von reichem Zeitgehalt," so sagt er da, wo er in den Annalen vom Jahr 1795 auf das Erscheinen der Baldischen Gedichte zu sprechen kömmt, „mit deutschen Gesinnungen ausgesprochen, wären sie immer willkommen gewesen; kriegerisch verworrene Zeitläufte aber, die sich in allen Jahrhunderten gleichen, fanden in diesem dichterischen Spiegel ihr Bild wieder, und man empfand als wie von gestern, was unsere Urvorfahren gequält und geängstigt hatte."

Aber wie wäre auch diese Zeitbeziehung zu verkennen gewesen! Nur hie und da zwar, nur in einzelnen Anmerkungen und Fingerzeigen, nur zwischen den Zeilen gleichsam und mit derselben Mäßigung wie in den Zusätzen zu den Andreäschen Stücken in der Fünften Blättersammlung, aber hinreichend doch gab Herder zu verstehen, was für ihn Balde gewesen, und was er wünsche, daß er auch Anderen sei. Recht eigentlich als ein poetisch-lyrisches Seitenstück zu Andreä, als eine Spende, die in der verwirrten Gegenwart dem Gemüth eben auch „Belehrung und Stärke" ertheilen könne, hatte er Proben aus Balde in eine Sechste Blättersammlung bringen und diese somit zu einer unmittelbaren Fortsetzung der Fünften machen wollen. Zu sehr indeß hatte er sich an diesen Gedichten „berauscht", zu sehr wuchs ihm unter der Hand die Masse der übersetzten Stücke. Gleim, dem unter den Ersten Herder von dem unbekannten deutschen Horaz geredet hatte, den er zu erwecken vorhabe, drängte dazu, daß er ihn für sich allein, in besonderer Ausgabe erscheinen lassen müsse. Und nun meldete sich bei dem eben in Geldverlegenheit Befindlichen ein Neuling von Buchhändler um ein Herdersches Manuscript, das seinem jungen Verlage aufhelfen könne: so geschah es, daß das, was für eine oder zwei Nummern in dem Sammelwerk zu groß gewesen wäre, zu einem dreibändigen Buch wurde, in dem der neue Horaz, auch mit Allem, was ihm zur Begleitung mitgegeben wurde, weitläufig, in der That über die Maaßen weitläufig

---

[1]) Ohne die letzten Sätze abgedruckt bei Gelzer, S. 216 ff.

[2]) An Heyne 13. Mai 95, C, II, 230.

zu wohnen kam. Unter dem Titel „Terpsichore" erschienen in Lübeck bei Bohn und Compagnie im Jahre 1795 zwei erste, im folgenden Jahre ein Dritter Theil[1]).

„Terpsichore"; schon dieser Titel zeigt, daß mit dem Heraustreten aus der Journalform der Plan sich sogleich erweiterte. Die Muse der lyrischen Dichtkunst — denn diese versteht Herder unter der Terpsichore — sollte sich mannigfaltig darstellen. Es war auf eine Sammlung lyrischer Stücke aus verschiedenen Zeiten und Nationen abgesehen, die der Herausgeber mit Abhandlungen über die Dichter, über Werth, Wesen und Geschichte ihrer Gesangskunst begleiten wollte, so zwar, daß er von Balde zunächst auf Horaz überzugehen dachte. Wie in der Vorrede, so spricht er diese Absicht noch in den begleitenden Abhandlungen gegen den Schluß des Zweiten Theils (S. 418 ff.) und brieflich gegen Hartknoch aus. Als er diesem im Mai 95 die Geschichte des

---

[1]) Für die Absicht der Veröffentlichung in der Fortsetzung der Zerstreuten Bll.: Herder an Gleim C, I, 171 Anm. und 4. April 94, das. S. 170. Für Gleims Rath der selbständigen Veröffentlichung: 28. Mai 94, C, I, 172. Noch am 1. Mai (nicht 1795, wie „Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer" II, 8 falsch datirt ist, sondern 1794) schreibt Herder an Meyer: „Ich habe einen deutschen Dichter entdeckt, der Ihnen Freude, ja, ich möchte sagen, Entzücken machen wird, wie er es Allen gethan hat, denen ich Stücke mitgetheilt habe. Mich hat er mit Anmuth fast berauscht Vielleicht kommen in den 6. Theil der Zerstreuten Blätter Proben." Von „einem Bändchen" ist dann am 12. Mai in dem oben angeführten Brief an G. Müller die Rede. Wie die Terpsichore in den Bohnschen statt in Hartknochs Verlag gekommen, darüber giebt das Schreiben Herders an den jüngeren Hartknoch vom *21. Mai 95 entschuldigend die Auskunft, welche für die obige Darstellung benutzt worden ist. Es stimmen damit die auch das Schicksal des Buches andeutenden Worte in der (III, 111 modificirten) Urschrift der Erinnerungen: „Hätte er die Oden einzeln in Journale setzen können, welch' einen Eindruck hätten sie machen müssen! Aber wir brauchten Geld; sie mußten zusammen erscheinen, und dies war für das so sehr zerstreute Publicum ein überfüllter Reichthum." Herder aber that es leid, den neuen Verleger gewählt zu haben; denn, klagt er in jenem Briefe gegen Hartknoch, „Mauke [in Jena] hat ein halbes Jahr daran gedruckt und mich mit dem Verzug (er hielt in der Mitte ein) recht gequält." Druckfertig war der Erste und Zweite Theil Ende September 94 (C, I, Nr. 138). Im Januar und Februar wurde mit dem Druck pausirt, wie Caroline unter vertraulicher Uebersendung des fertigen Ersten Theils 20. Febr. 95 (C, I, Nr. 142) an Gleim schreibt. Erst gegen Mitte Mai wurden dann beide Theile zusammen ausgegeben (13. Mai 95 an Heyne, C, II, 230; *18. Mai an G. Müller und, C, I, 191 Anm., an Gleim); am *21. Mai dankt Prinz August für das Buch, am 17. Mai schreibt Schiller an Goethe, daß es ihm von dem Verfasser zugeschickt sei; vgl. Körner an Schiller vom 22. Mai. Erst nun ging Herder an den Dritten Theil. „Ich muß noch ein Theilchen liefern," schreibt er a. a. O. weiter an Hartknoch; „denn ich habe den Namen des Dichters anzuzeigen, und dann Basta!" vgl. 10. Juli an G. Müller bei Gelzer, S. 254. Ueber das fertige Manuscript giebt Knebel im December 95, C, III, 97 sein Votum. Daß der Druck begonnen habe, meldet Herder an Gleim 8. Jan. 96. Am 11. April hat Gleim den 3. Theil erhalten (C, I, 204), und an G. Müller wird derselbe 21. April übersandt. — In den SW. bildet die Terpsichore den XII. Theil der Abtheilung zur Litt., in SWS. den Hauptbestandtheil des XXVII. Bandes.

Buches erzählt, hat er seinen Plan bereits geändert. Anderwärts, unter anderem Titel mag er wiederaufgenommen werden; für diesmal mag die mit Baldes Gedichten eröffnete Sammlung mit Balde auch geschlossen werden; der Dritte Theil der Terpsichore bringt nur noch das „Kenotaphium" des Dichters, einen Aufsatz, der, nach Nennung des Namens, sein Andenken zu erneuern bestimmt ist, und eine Nachlese aus seinen Gedichten „zu Erklärung seiner Denkart und seines Lebens". Vorsichtig nämlich hatte Herder den Namen zunächst verheimlicht. Nicht bloß Böttiger, der Allerwelts-Herumträger, mußte auf falscher Fährte bleiben: selbst Georg Müller wurde erst einige Zeit nach dem Erscheinen der ersten beiden Theile in das Geheimniß eingeweiht[1]); nur Gleim hatte dasselbe bei dem Besuche, dem achttägigen, den die Herdersche Familie im Juni 1794 ihm abstattete[2]), erfahren: aber beide Freunde werden gebeten, das Geheimniß zu bewahren; „sonst ist er hin und ich mit ihm", heißt es an Gleim; „Sie werden jetzt errathen, warum mein Mann ihn vor der Hand verschwiegen hat", schreibt Caroline an G. Müller, „da sein Stand so verschrieen ist". Gedichte eines Jesuiten! das hätte dem Publicum, dessen Mißtrauen gerade damals besonders nach dieser Richtung hin geschärft war, zu viel Unparteilichkeit zugemuthet. Der Name sollte das Urtheil nicht irre machen. Des Dichters Lyra sollte „durch sich selbst tönen"[3]).

Kein Geheimniß dagegen machte der Herausgeber aus dem ernsteren Gemüthsantheil, den er an diesem Ungenannten nahm, und aus der Wirkung, die er sich von dessen Dichterstimme versprach. Gleich die Vorrede spricht es offen aus: „Er lebte in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und sah die jammervollen Scenen desselben. Mit verwundetem Herzen tröstete er die Vertriebenen, richtete die Gesunknen auf; indem er das Schicksal Deutschlands beweinte, suchte er Deutschlands bessern Geist zu wecken, und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Wie ergrimmt ist er gegen die falschen Staatskünstler! wie entbrannt für die gesunkene Ehre und Tugend seines Landes! Allenthalben in seinen Gedichten siehet man seine ausgebreitete, tiefe, scheidende Weltkenntniß, bei einer echt philosophischen Geisteswürde. In diesem und in mehrerem Betracht ist er ein Dichter Deutschlands für alle Zeiten; manche seiner Ideen sind von so frischer Farbe, als wären sie in den neuesten Jahren geschrieben." Er nennt ihn weiterhin in dem Kenotaphium einen Dichter, der trotz seiner parteiischen Haltung gegen die Protestanten doch vor Allem ein patriotischer Dichter für Deutschland sei. Er rühmt da, wo er neben den Nachtheilen seiner Zugehörigkeit zu dem Jesuitenorden auch die Vortheile dieser Situation bemerklich macht, seinen „scheidenden Blick auf die politischen

---

[1]) Böttiger an Herder (undatirt) bei Lindemann, S. 77; Herder an G. Müller 10. Juli 95, bei Gelzer, S. 254 weggelassene Stelle in Carol. Brief von demselben Datum.

[2]) Gleim-Herderscher Briefw. Nr. 131—134, an G. Müller 30. Juni 94.

[3]) So an Heyne 13. Mai 95; ebenso die Erklärung in der Vorrede S. IV. V.

Verhältnisse", er schickt ihm den Wunsch nach, daß er uns „ein patriotischer Alcäus" sein möchte; er flicht in die Charakteristik des Dichters den oft wiederholten Ruf nach Selbstachtung, nach nationaler Einigung und Erhebung über provinzielle und confessionelle Gegensätze ein; er zeigt in den Anmerkungen zu dem Inhaltsverzeichniß des, vorzugsweise die patriotisch-politischen Oden enthaltenden Zweiten Theils wiederholt mit dem Finger auf die Aehnlichkeit der damaligen und der dermaligen Zeiten, auf des Dichters auch heut noch unerfüllte Hoffnungen, auch heut noch zu wiederholende Wünsche hin.

Wohlgemerkt jedoch: nicht um sich zu erbittern, sondern um sich zu erheben, nicht um eine Satire auf die Gegenwart zu schreiben, sondern um ihr einen Balsam zu reichen, hatte er sich in den Dichter vertieft und ihn „seinem Staube entschüttet". Den pathologischen Antheil, den er an ihm nahm, hatte er idealisirt. „Wie manche süße Stunde der Mitternacht," heißt es in der Vorrede, „ja ich darf sagen, wie manche tiefere Furche der inneren Cultur habe ich unserm Dichter zu danken!" Uebersetzt hatte er ihn ja, als Dichter den Dichter genossen und dichtend ihn auf sich wirken lassen. Mit seinem ganzen Herzen, mit seiner ganzen Kunst war er dabei gewesen. Ausführlich giebt er selbst darüber in einer Nachschrift Rechenschaft. Weniger einen übersetzten als einen „verjüngten" Balde will er gegeben haben. Dem Geist seiner Muse, nicht jedem seiner Worte und Bilder sei er nachgegangen. Ist er doch bei aller Eingenommenheit für die glänzenden dichterischen Eigenschaften seines Originals keineswegs blind gegen die Flecken desselben. Nicht nur, daß er manches Niedrige und Abgeschmackte auch in den lateinischen Gedichten Baldes aussondert, nicht nur, daß er richtig erkennt, wie oft der Dichter mit seinen luxurirenden Versificationskünsten zum Handwerker herabgesunken: treffend urtheilt er auch über den Luxus, dem er sich in Bildern und Sentenzen überlassen habe, und setzt diese Neigung zu Pracht und Ueberfluß und blendender Popularität mit jenem falschen Geschmack in Zusammenhang, mit dem der Jesuitenorden einst seine Kirchen und Säle ausschmückte. Eben da aber hat er als Uebersetzer nachgeholfen. Das zu Ueppige hat er abgeschnitten, die zu reichliche Vergoldung weggewischt. Ueberhaupt aber ist er verfahren wie er bei all' seinem Uebersetzen noch immer verfahren war, nur vielleicht, wie gerade die Beschaffenheit dieses Originals es forderte, diesmal besonders stark eingreifend und mit frei nachbildender Genialität. Er schildert dies sein Verfahren im Wesentlichen, wie er es schon am Schluß der Volksliedervorrede geschildert hatte. Den eigenthümlichen Ton jedes Gedichts hat er im Ohr, den Sinn und Umriß desselben im Auge behalten. Nach dem Geist, nicht nach dem Buchstaben, mit ähnlicher Freiheit wie Luther, auf dessen Ansicht vom Dolmetschen er sich beruft, ein Uebersetzer von Gottes Gnaden hat er übersetzt, jetzt eine Lücke, die er im Umriß des fremden Gedichtes fand, ausfüllend, jetzt mehrere Linien in wenigere zusammenziehend, aus dem eigenen dichterischen Gefühl und mit Rücksicht auf die Empfindungsweise der Gegen-

wart seine dichterische Vorlage läuternd, mildernd und veredelnd. Er übertrug auf das Lied die Behandlungsweise, die er bei seinen Uebersetzungen aus der Anthologie auf das Epigramm angewandt hatte. Denn beide Arten der Dichtung schienen ihm unter dasselbe Gesetz zu fallen. „Die lyrische Poesie und das Epigramm," sagt er ungemein geistreich, „sind vielleicht die eigensinnigsten unter allen; da sie nicht übersetzt sein wollen, so muß man sie mit der gewissenhaftesten Treue täuschen, als ob sie nicht übersetzt würden." Der Kanon ist so richtig, wie die Anwendung glücklich. Wie sehr derselbe im Einzelnen die Probe besteht, hat eingehend A. W. Schlegel in seiner Besprechung der Terpsichore an einer Anzahl von Beispielen nachgewiesen, und anschaulich gezeigt, daß der lateinische Dichter bei seiner Erneuerung durch den deutschen gegen Weniges, was er verloren, unendlich viel gewonnen hat[1]).

Ob in einer Zeit, welche sich inzwischen eine nationale Lyrik geschaffen, ein wenn auch noch so begabter Dichter, der nicht anders als in einer todten Sprache seine Talente und Künste zu zeigen verstand, in so massenhafter Breite wieder vorgeführt zu werden verdiente — diese Frage sind wir geneigt zu verneinen. Herders Terpsichore hat, verglichen namentlich mit der Wirkung der „Volkslieder", keinen nennenswerthen Einfluß auf die Weiterentwicklung unserer lyrischen Dichtkunst gehabt. Wohl hat sich nach dem Vorgange Herders die Uebersetzungskunst bis auf den heutigen Tag immer wieder, bald glücklicher, bald minder glücklich, an Baldes Dichtungen versucht. In Bayern namentlich hat die Kunst mit der litterarischen Forschung gewetteifert, dem bayrischen oder gar dem katholischen Renaissancedichter immer neue Huldigungen darzubringen[2]): ein nationaler ist er durch das Alles sowenig wie ein populärer Dichter geworden. Wie dem jedoch sei: für Herder ist der bayrische Horaz mit seiner überreichen Phantasie nicht nur zum Wecker der in ihm selbst schlummernden lyrischen Phantasie, sondern zugleich zum Anlaß der Abfassung eines neuen Capitels der Poetik geworden. Terpsichore, die Muse der ernsten lyrischen Dichtkunst, entrückt ihn eben den trüben Betrachtungen, an die sie ihn zugleiche rinnert hat. Er verbindet daher mit dem Spiel ihrer Töne, an dem er sich nachbildend versucht, ästhetisch-historische Untersuchungen. Gerade wie er in den Zerstreuten Blättern mit seinen Uebertragungen aus der Anthologie die Abhandlung über das Epigramm, mit den Dichtungen aus der morgenländischen Sage die über die Fabel verbunden hatte, so begleitet er die gegenwärtige lyrische Blumenlese mit zwei Abhandlungen, von denen die eine „von der Natur und Wirkung der lyrischen Dichtkunst", die andere „von zwei Hauptgattungen der lyrischen Dichtkunst" handelt.

---

[1]) A. L. Z. 1797 Nr. 53 ff.; in A. W. Schlegels Werken X, 376 ff.

[2]) Es genügt, auf die Nachweise bei Westermayer, Jacobus Balde, sein Leben und seine Werke. Eine litterärhistorische Skizze, München 1868, besonders in dem Abschnitt „Nachruhm" und in der „Chronologischen Uebersicht der Werke Baldes," S. 245 ff. und S. 253 ff. zu verweisen. Vgl. auch Schrott und Schleich, Jacob Balde, Renaissance. Ausgewählte Dichtungen, München 1870.

Längst war er sie dem Publicum schuldig. Auf eine künftige Erörterung „der lyrischen Poesie, insonderheit der Ode“ hatte er ja am Schlusse des einleitenden Abschnitts der Abhandlung „Ueber Bild, Dichtung und Fabel“ (Zerstreute Blätter III, 109 vgl. S. 123) versprechend hingewiesen, und Materialien dazu lagen seit einem Menschenalter in seiner Seele. Hatte ihn doch gerade diese Dichtungsart am frühsten beschäftigt, hatte er doch über die Ode zu schreiben und Beiträge zur Geschichte des lyrischen Gesanges zu veröffentlichen schon in der Vorperiode vor den Litteraturfragmenten die Absicht gehabt. Die Gedanken hatten Zeit gehabt, auszureifen; aber freilich, er hatte Manches davon inzwischen anderwärts verausgabt, und jetzt, wo er klagt, daß er „erschöpft, angestrengt, leer, voll Sorge“ sei, daß er „mit zehnerlei schwanger sei und nichts gebäre, daß er nicht Zeit dazu habe, da ihm das Edelste, das ein Mensch haben könne, geraubt sei“ [1]) — jetzt war an eine concentrirende Darstellung jener Gedanken, an eine erschöpfende Verarbeitung jener Materialien am wenigsten zu denken. Die beiden Aufsätze halten den Vergleich mit den ähnlichen über das Epigramm und die Fabel, bei denen überdies Lessing ihm vorgearbeitet hatte, nicht aus [2]). Ziemlich hoch, ja, wie er selbst sagt, metaphysisch beginnt er. Der Versuch jedoch, die lyrische Dichtkunst aus dem Zusammenwirken von Auge und Ohr abzuleiten, steht an Klarheit und Bestimmtheit zurück hinter den verwandten Ausführungen in der Ebräischen Poesie und in dem Aufsatz über Bild, Dichtung und Fabel. Es ist nicht neu, wenn er die lyrische Dichtkunst eine „Blüthe der Sprache“ nennt, aus der sie „auch ohne Gesang und Cither“ erwachse. Ist wirklich das Unterscheidende der lyrischen Dichtung in der Definition erschöpft, daß sie „der vollendete Ausdruck einer Empfindung oder Anschauung im höchsten Wohlklang der Sprache“ sei? Ist es nicht eine etwas vage Regel, die doch schwerlich nur von der lyrischen Dichtkunst gilt, die Regel „fortwährender wachsender Wirkung vom Anfange des Stückes bis zu dessen Ende“? Größere Bestimmtheit, offenbar, könnte das Alles nur erlangen durch ein Eingehen auf die natürlichen und auf die historischen Unterschiede innerhalb der Lyrik. Die Absicht war so; sie wirklich durchzuführen, dazu fehlte es gegenwärtig dem Verfasser an Muße und Ruhe. Nur die Ode, nicht das leichtere Lied kömmt in seiner Besprechung zum Rechte. Er will endlich von „zwei Hauptgattungen“ der lyrischen Dichtkunst reden. Hier wirft er einen geistvollen Blick auf den Fortgang der lyrischen Kunst bei den Griechen. Er unterscheidet drei Perioden, die episch-elegische, in welcher die eigentliche Lyrik sich nur erst vorbereitet, die lesbische, in welcher, nachdem schon die Jamben des Archilochus eine freiere Bewegung

---

[1]) An Gleim 11. Aug. 94.

[2]) Anders freilich lautet das von Lob strotzende Urtheil Böttigers in den bei Lindemann, S. 78 und 79 ff. abgedruckten Briefen. Herder hatte ihm die betreffenden Aushängebogen mitgetheilt, wie sich aus dem in der Charwoche 1795 geschriebenen Billet bei Boxberger, S. 22 Nr. 6 ergiebt.

eingeleitet, die Kunst des lyrischen Gesanges durch Terpander sich enger mit der Musik verbunden, eine dritte endlich, in welcher durch lyrische Wettkämpfe die Kunst sich zu voller Blüthe entfaltet habe. Das Abbrechen auch bei begrenzteren Stoffen scheint die Manier des Verfassers geworden zu sein. Der dritten Periode erwähnt er eben nur, um „künftig von ihr zu reden"; er verweilt am meisten bei der zweiten, denn in ihr stellen sich ihm Alcäus und Sappho als Muster der beiden Hauptgattungen der Lyrik — der Ode, sollte er sagen, — dar. Mit dem Historischen nämlich verschlingt sich ihm nun wieder das Begriffliche; er nimmt einen Anlauf, die Ode in ähnlicher Weise von psychologischen Gesichtspunkten aus einzutheilen und nach dem vorherrschenden Ton der Empfindung abzustufen, wie er seiner Zeit beim Epigramm gethan. Scharf und überzeugend jedoch sind die Schnitte nicht, die er führt. Er unterscheidet im Hinblick auf jene beiden Repräsentanten die kühne und die zarte, die aufregende und die besänftigende Ode, innerhalb der ersteren wieder die Ode des Muths und die des Unmuths. Wie die Empfindungen, so gleiten die Arten und mit ihnen die lyrisch-musikalischen Weisen in einander über — zu sehr nur gleiten sie, zu wenig nur nimmt sich der Verfasser die Zeit, die Winke, die er giebt, auszuführen, die Punkte, die er im Kreise der lyrischen Empfindungen berührt, verweilend zu bezeichnen. Zu unmittelbar steht er unter dem Eindruck der Wirkung, welche sein Ungenannter auf ihn gemacht hat: daher kömmt es, daß die ästhetische Theorie, die er geben will, immer wieder das Praktische vorzugsweise hervorhebt. An Balde und an aller Lyrik ist ihm zuletzt doch die erhebende und besänftigende ethische Gewalt die Hauptsache. Mit der Frage, welche Wirkung die lyrische Dichtkunst noch in unseren Zeiten thun könne, schließt er den ersten, mit der Frage über Grund und Art dieser Wirkung schließt er ebenso den zweiten der begleitenden Aufsätze. Selbst das Christenthum, so führt er dort aus, sei durch die Stimme lyrischer Propheten entstanden, der Lyra haben die Griechen zu verdanken, was je Gutes von ihrer Cultur andern Völkern zu Theil geworden sei, und bis auf den heutigen Tag habe sich die lyrische, ja alle poetische Nachahmung dadurch zu legitimiren, daß sie uns lehre, „was wahr, gut, ehrbar, recht und schön sei". Die lyrische Dichtkunst vor Allem, so entwickelt er hier, rufe uns zu Aufmerksamkeit auf, wecke die Seele und reiße das Herz hin, verbinde durch Sprache und Töne empfindende Wesen und vollende sich, wenn sie in den edelsten Formen und Weisen die würdigsten Empfindungen und Gesinnungen vortrage.

An Wärme und Feinsinnigkeit lassen alle diese Ausführungen nichts, an scharfer Begrenzung, da sie namentlich die lyrische immer wieder mit aller anderen Poesie verwirren, nur allzuviel vermissen. Durch sie alle aber klingt die Stimmung eines nach sittlicher Erhebung und Beruhigung verlangenden Gemüthes hindurch, und dahinter erscheint immer wieder die Gestalt des „deutschen Alcäus", der ihm in den Mitternächten diese Erhebung und Beruhigung gebracht hat. Er ist nüchtern genug, in dem ihm gestifteten Ehrendenkmal, dem sorgfältigsten und

durchgearbeitetsten Aufsatz der Terpsichore, auch seine Schwächen und Flecken bemerklich zu machen [1]). Er verhehlt in keiner Weise die Folgen, die sich für Balde aus seiner ganzen ungünstigen Lebenslage ergaben, aus seiner Erziehung in einem „böotischen Lande", aus seinem Katholicismus, seinem Ordensverhältniß, aus dem Zustand, in welchem er seine Muttersprache fand, aus dem Zwang, den die Fremdheit einer geliehenen Sprache ihm auferlegte. Aber mit Schonung doch, mit erklärender, entschuldigender Milde berührt er diese Seiten. Seine Aufrichtigkeit ist die Aufrichtigkeit der Liebe und Dankbarkeit. Es ist ihm Freude und Bedürfniß, das Echte an seinen Dichtungen, das Edle an seinen Gesinnungen hervorzuheben. Nach dem moralisch-ästhetischen Maaßstab, den er an ihn anlegt, scheint er ihm würdig neben Alcäus und Horaz zu stehen. Ist es kein durchaus haltbares objectives Urtheil, das er über ihn fällt, so ist es um so mehr ein individuelles Bekenntniß. So stellt er ihn „bescheiden" den edelsten patriotischen Lyrikern an die Seite. „Allenthalben," so rühmt er, „drängt er zum Ziel und setzt das Gemüth in sich selbst fest; bereitet Muth im Unglück, unauslöschbaren Haß gegen Frevel, Willkür und Sittenverderbniß, ohne sich dennoch freche Anzüglichkeit zu erlauben. Von dem stärkenden Tranke, den er uns darreicht, werden unsere Augen wacker, unser Herz frisch: denn er ist geschöpft auf den Höhen des Rechts, aus der Quelle der Wahrheit."

---

[1]) Das die Angaben Herders vielfach ergänzende nnd berichtigende, auf gründlicher Forschung beruhende, für Balde freilich parteiisch eintretende Werk Westermayers ist oben bereits citirt.

Dritter Abschnitt.

Zurückwendung zur Theologie.

Ethisch-politische Grundsätze und patriotische Hoffnungen in eignem Namen oder mit fremden Zungen auszusprechen, einzustimmen in die erhebenden oder klagenden Weisen der lyrischen Muse: das waren die Mittel, durch welche Herder in diesen stürmisch bewegten Zeitläuften Haltung für sich zu gewinnen, Anderen Stärkung zuzuführen versuchte. Es gab, um sich von der allgemeinen und den auf ihm persönlich lastenden Sorgen zu befreien, noch ein drittes Mittel. Er konnte in einer von den großen öffentlichen Angelegenheiten und den Tagesfragen seitabliegenden Beschäftigung Vergessen suchen. Er fand dies Vergessen in der Wiederaufnahme seiner theologischen Studien, und hatte es doch dabei, Dank dem Zusammenhang derselben mit den idealen Zielen seiner Welt- und Geschichtsbetrachtung, jeden Augenblick in der Hand, auch von ihnen zu dem großen Anliegen: Einwirkung auf den Zeitgeist, Beförderung der Humanität, zurückzulenken.

Unmittelbar nach der Vollendung der ersten beiden Sammlungen Humanitätsbriefe und der Fünften der Zerstreuten Blätter trat diese Wendung ein. Der erste heftigere Anlauf zu publicistischer Einmischung in die weltgeschichtlichen Ereignisse war sehr bald gehemmt worden; er hatte sich in jenen Sammlungen vorsichtig ermäßigt, um nun Monate lang ganz zum Stillstande zu kommen. Vom 14. Juni 1793 datirt die Vorrede zur Fünften Sammlung der Blätter: am 15. Juli meldet der Sammler dem Freunde in der Schweiz, daß das Letzte, was er geschrieben habe, — eine theologische Abhandlung über die Gabe der Sprachen sei [1]). Gleich danach schreibt er eine zweite von der Auferstehung. Auf sie bezieht es sich, wenn er am 15. December demselben

[1]) In dem mehrerwähnten, bei Gelzer S. 214 unvollständig mitgetheilten, vom 13. Mai datirten Briefe, der aber erst 15. Juli geschlossen wurde, s. oben S. 504, Anm. 3. Danach berichtigt sich Suphans Angabe, SWS. XX, 386, daß das Schriftchen schon im Mai fertig gewesen. Im Juli fertig, wird es 7. August Eichhorn angekündigt, 18. October an Gleim, an jenen erst 15. November gesandt.

Freunde von einer unter der Presse befindlichen Schrift spricht; außer ihr, fügt er hinzu, „liegen noch zwei im Pult, alle zum Neuen Testament gehörig. Zwei andere, die Folge jener, stecken mir im caput, aber ohne Vulcans Axt kommen sie schwerlich heraus“ [1]). Im Juni also beginnt, und bis Anfang December dauert die Invasion des theologischen Interesses. „Mich hat,“ heißt es in dem Briefe, mit dem er am 15. November die Schrift über die Gabe der Sprachen an Eichhorn sendet, „vorigen Sommer der Geist dieser Materien und Bücher, der seit Jahren von mir gewichen war, so ergriffen, daß noch zwei oder drei Schriften — — den Druck allmählich erwarten. Ich konnte gar nicht davon loskommen und hätte mich gern noch einer vierten Materie entledigt.“ Als Grund, weshalb er abgebrochen, nennt er seine Geschäftsbürde. Allein auch die Humanitätsbriefe, von denen doch zu Ostern zwei neue Bändchen erscheinen mußten, riefen ihn ab, und diese hatten in Gleim, mehr noch in Caroline, die haushälterisch immer ein wenig auch die litterarischen Dispositionen ihres Eheherrn zu regeln sich erlaubte, warme Fürsprecher. „Er war leider,“ meldet die Letztere dem Halberstädter Freund am 6. December 93, „bisher zu den Briefen der Humanität nicht gestimmt und hatte keine Zeit. Nur seit einigen Tagen scheint der gute Geist kommen zu wollen; er hat die Fortsetzung angefangen.“ „Ich mache,“ schreibt sie demselben am 7. März 94 mit Bezug auf die inzwischen erschienene zweite theologische Schrift, „immer ein paar große Augen, wenn ein theologisches Kind geboren wird, und möchte lieber die Adrastea und Ideen sehen; indessen hat ihn so der Geist getrieben, und fast wäre noch ein drittes Bändchen fertig geworden, wenn ich ihn nicht an einem schönen Herbsttage auf einer Promenade, unter dem freien Himmel glücklicherweise zur Humanität gelenkt hätte.“ Herders eigene Nachschrift lautet: „Daß Ihr so schlechte Theologen (gute Christen übrigens) seid, und mir so viel in die Ohren darüber murret, ist nicht erlaubt, und ich nehme mir die Freiheit zu sagen, daß Ihrs alle nicht versteht. Meine beiden Schriftchen, und die ihnen vielleicht folgen werden, stiften wohl mehreres Gutes als manche Humanitätsbriefe oder zerstreute Blätter [2]).“

Kein Wunder, daß „der Geist ihn trieb“. Die Humanitätsbriefe, wie ernstlich es ihrem Verfasser damit um Wirkung auf die Zeitgenossen zu thun war, waren doch nur eine Abschlagszahlung auf den Schlußband der „Ideen“, nur Zwischenarbeit, bis ihm Zeit zu zusammenhängenderen Arbeiten käme. Der Streifzug ins Theologische versprach vielleicht eine entferntere, aber vielleicht doch auch eine tiefere Wirkung; jedenfalls erforderte er eine mehr wissenschaftliche Rüstung. Je seltener er jetzt predigte, je mehr seine consistoriale Stellung ihn von der Theologie zur Jurisprudenz ablenkte: um so mehr verlangte ihn

---

[1]) Bei Gelzer, S. 215; Nachschrift zu einem Briefe Carolinens vom 15. December (nicht November). Noch 2. Jan. 94 (* Herder an Hartknoch jun.) wurde an der Auferstehung gedruckt. Versandt wird dieselbe 31. Jan. an Gleim und an Eichhorn.

[2]) Die Briefstellen an Eichhorn und Gleim C, II, 305; C, I, 164 und 169.

danach, zu zeigen, daß er „trotz der Bescheide noch ein *θεολογούμενος*" sei. Auch die Unterbrechung des Verkehrs mit Goethe während des Sommers 1793 mochte dazu beitragen, ihn seinen eigensten alten Interessen, den Theologen der Theologie wiederzugeben. Ein specieller Anlaß endlich gab den Ausschlag. Von neueren theologischen Schriften und Kritiken las er nicht viel, aber er las mit Theilnehmung und Zustimmung Eichhorns „Allgemeine Bibliothek der biblischen Litteratur". Hier war das Wunder des Zungenredens, von welchem das zweite Capitel der Apostelgeschichte erzählt, mit Bezug auf neuere Auslegungsversuche wiederholt discutirt worden[1]). Das Meiste, was darüber neuerdings vorgebracht worden, schien Herder äußerst absurd; er selbst hatte längst sich seine eigne Ansicht darüber gebildet; er hatte dieselbe vor zwanzig Jahren schon einmal niedergeschrieben, und das Niedergeschriebene war bestimmt gewesen, den „Erläuterungen zum Neuen Testament" und zwar den Anmerkungen zu dem Capitel von der „Sendung des Geistes" eingefügt zu werden. Damals jedoch war er durch die Rücksicht auf seine Gegner zu einer Selbstcensur bewogen worden, die, nach wiederholter Umarbeitung seines Buches, ihn noch zuletzt zur Weglassung auch dieser, auf das Pfingstwunder bezüglichen Blätter bestimmt hatte[2]). Nichts war davon in dem gedruckten Buche stehen geblieben als einige sehr deutungsfähige Sätze, auslaufend in die wunderliche, abbrechende Frage: „warum kann ich die Geschichte nicht fortsetzen?" Jetzt reizte es ihn, jene Blätter wieder vorzunehmen und jetzt konnte er diese Geschichte ungescheut fortsetzen. Er befand sich äußerlich in einer Stellung, die ihn aller ängstlichen Rücksicht auf den Ruf der Orthodoxie oder Heterodoxie überhob. Er genoß eines litterarischen Ansehens, dem theologische Gegner keinen Abbruch thun konnten. Während die philologisch historische Ansicht der Bibel, die er vertrat, mittlerweile erhebliche Fortschritte und Eroberungen gemacht hatte, so hatte er selbst sich zu größerer Klarheit und Freiheit hindurch entwickelt. Je mehr er bei seiner politischen Schriftstellerei jetzt Rücksichten zu nehmen gezwungen war, um so wohlthuender mochte er es empfinden, daß er die theologischen Censurbedenken jetzt bei Seite setzen durfte, welche einst die „Erläuterungen" verstümmelt hatten. Nicht andeutend und nicht wie einer, der zur Hälfte errathen werden mußte, sondern so bestimmt wie er überhaupt zu schreiben im Stande war, mit umstandslosem Freimuth schrieb er über das Pfingst- und demnächst auch über das Osterwunder. Selbst die freiere An-

[1]) An Eichhorn 7. August 93, C, II, 303; Vorrede zur Gabe der Sprachen. Nachdem schon im 1. Stück des 1. Bandes der Allg. Bibl. S. 91 ff. bei Gelegenheit einer Dissertation von Bardili die fraglichen Neutestamentlichen Ausdrücke besprochen worden, folgte im 5. Stück, S. 775, „Noch etwas über *γλώσση λαλεῖν*", und ausführlich war die Frage von Eichhorn wieder aufgenommen worden in dem Aufsatz des 5. Stückes des 2. Bandes „Ueber die Geistesgaben der ersten Christen."

[2]) Vgl. Bd. I, S. 629 ff. und Suphans Schlußbericht zu Bd. XIX u. XX der SWS, XX, 383, der inzwischen durch die Einleitung zu Bd. VII (vgl. namentlich S. XLI) und die Mittheilungen das., S. 469 ff. wichtige Ergänzungen erfahren hat.

sicht, die er über diese Dinge längst gehabt, hatte er früher vor sich selbst in einen mystischen Schleier gehüllt — nur die letzten Reste dieses Schleiers hingen ihm jetzt noch an. Zwischen den „Erläuterungen" und den neuen theologischen Schriften lagen nicht bloß die Briefe über die Theologie, sondern auch die „Ideen", die Spinozagespräche und die Humanitätsbriefe. „Ich schreibe über theologische Gegenstände," äußert er gegen Gleim[1]), „ich hoffe aber nicht im ganz gewöhnlichen Sinn theologisch." Von Jacobi ist er daher der Zustimmung zu seiner „Gabe der Sprachen" keineswegs gewiß und kaum auch der Zustimmung G. Müllers[2]): um so mehr erwartet und erhält er den Beifall Gleims und Heynes, Goethes und Eichhorns[3]). Ein so durchaus aufgeklärter Mann wie Böttiger kleidet seine Zustimmung in die überschwenglichsten Lobsprüche[4]), und der ungläubige Gothaner findet doch das Herdersche Glaubensbekenntniß vortrefflich; in einer Zeit, da man in Frankreich zur Einmünzung der Heiligenbilder verschritten sei, sei es um so löblicher, im heiligen römischen Reiche diesen Gräueln „nachgiebig vorzubauen". Der Schluß aber, fügt er hinzu, worin Herder der in unseren Tagen verschrieenen Aufklärung auf die edelste Weise das Wort rede, erhöhe in seinen Augen den Werth der Schrift unendlich[5]).

Der Gothaner dürfte den Punkt, auf welchem der Werth der Schrift beruht, richtiger bezeichnet haben als der lobselige Böttiger, welcher die Akten über die fragliche Wundererzählung mit der Herderschen Abhandlung für völlig geschlossen, den Prozeß für abgeurtheilt erklärt. Auf diese Weise werden derartige Prozesse nicht entschieden. Es klingt sehr wissenschaftlich, wenn der Verfasser dem Sinn des Ausdruckes „in Zungen reden" bloß philologisch beizukommen, wenn er Alles nach dem Sprachgebrauch und dem Geschmack der Hebräer aufzulösen und zu erörtern verspricht; auch sind es dankenswerthe Winke und Nachweisungen, durch die er das Symbolische der jüdischen Vorstellung von Ausgießung des Geistes ins Licht setzt: aber wenn die rein philologische Deutung das Wunder hinwegdeutet, wenn sie übersieht, daß eben diese an der Sprache haftende Symbolik nach eben diesem jüdischen Geschmack sich auch wieder zur fest geglaubten und wunderhaften Thatsache niederschlug, so ist alle Wissenschaftlichkeit einer solchen philologischen Methode dahin und der geistreichen Willkür Thür und Thor geöffnet. Unter geschickter Benutzung der Undenkbarkeit des Wunders und der Schwierigkeiten, welche handgreiflich auch den Bericht desselben drücken, verwirft unser Verfasser die Annahme, daß es sich um die plötzliche Mittheilung der Gabe, in fremden, ungelernten Landessprachen zu sprechen, handle. Im Wesentlichen trifft seine mit gelehrten

[1]) 31. Jan. 94, C, I, 166.

[2]) An Jacobi 29. Nov. 93, A, II, 309; an G. Müller 15. Dec. 93, bei Gelzer, S. 215.

[3]) C, I, 162; C, II, 224; A, I, 144, Nr. 89; C, II, 305.

[4]) An Herder, bei Lindemann, S. 74 ff.

[5]) Prinz August an Herder * 23. Nov. 93.

Gründen gestützte Auslegung zunächst mit der ungelehrten des jungen Goethe zusammen. Mit der Zunge sprechen heißt nach ihm nichts Anderes, als begeistert, im Affect reden, und in fremden Sprachen reden so viel als in fremden Auslegungsarten. Das Pfingstwunder also — das nennt er die „leichte" Entwicklung desselben — bestand darin, daß die am Pfingstfest Versammelten in begeisterten Reden den Anbruch neuer Zeiten, die Zeit des Messias verkündeten und Gott priesen, so zwar, daß von den Hörenden Jeder seinen Sinn, seine Erwartungen und Hoffnungen, seine Auslegungs-, Sprach- und Glaubensweise erkannte. Und nun, nachdem er auch der Mahnung des Apostels an die korinthische Gemeinde über den Mißbrauch des Zungenredens Erwähnung gethan, — nun knüpft er an die kecke Deutung eine ungemein geistvolle Anwendung. Das ganze Christenthum nämlich bezeichnet er als eine „neue Glosse", d. h. als eine neue Auffassung des Mosaismus. Verschiedene Glossen, d. h. verschiedene Auffassungen seien auch innerhalb des Christenthums statthaft; denn Freiheit des Geistes sei der eigenste Charakter des Christenthums. Mit einer Wendung, die ans Wortspiel streift, spricht er davon, wie das zu einem neuen Juden- und Heidenthum entartete Christenthum eben auch wieder durch den Geist und zwar zuerst durch den Geist der Sprachen, durch philologische Erkenntniß reformirt worden sei, wie freie Ueberzeugung, Prüfung und Selbstbestimmung das Wesen des Protestantismus sei, und daß es daher innerhalb desselben einen beständigen Fortschritt der Erkenntniß gebe. Dies sei, schon nach jener Mahnung des Apostels, wichtiger als die Wundergabe der enthusiastischen Auslegung und die sonstigen Wundergaben der ältesten Kirche. Die Hauptsache sei das durch jene Gabe zuerst gewirkte Werk: die Gemeinschaft der Gläubigen in allen Ländern, ein Werk, das sich immer mehr fortbilden und läutern müsse. Allerdings die Gabe der Sprache, aber nicht Begeisterung allein, sondern Auslegung, brüderliche Anrede und Verständigung sei das Hauptmittel, daß mehr und mehr Alle im Geist, d. i. in Liebe und Wahrheit Eins werden. „Dies," schließt er, „ist meine Glosse zur Epistel des ersten Pfingsttags."

In der That eine Glosse, in der Begeisterung mit Ueberredung und verständiger Rede zu einem schillernden Ganzen gemischt ist. Eine gelehrte Untersuchung, die durch symbolische Auslegung zur Aufdeckung der hellsten und erhebendsten Aussichten fortschreitet, eine zur Abhandlung gewordene Pfingstpredigt. Alle Eintheilung in Paragraphen, alle geflissentliche Verknüpfung der Sätze kann die Lockerheit des Gedankengefüges, das Uebergleiten von Gesichtspunkt zu Gesichtspunkt nicht verdecken. Alle Häufung von Citaten, aller philologische Apparat vermag nicht den Mangel bündiger Beweisführung gerade an den entscheidendsten Stellen zu ersetzen. Scheinbar ein sorgfältiger kritischer Ausleger, ist der Verfasser ein freier, ja verwegener Einleger und Anwender. Mit unwidersprechlicher Zweideutigkeit faßt er das Zungenreden in dem zwiefachen Sinn einmal der Begeisterung und dann wieder der „ver-

schiedenen Auffassung" und gewinnt so die Möglichkeit, von dem Wunder, welches die Apostelgeschichte erzählt, zu der Verkündigung der Freiheit, in der sich der christliche Geist bewähren müsse, und zu der Aussicht auf die endliche Einigung des ganzen Menschengeschlechts in Liebe und Wahrheit überzugehen. Dieselbe Geschichte, an der sich die Schwärmerei und Wundersucht Lavaters immer von Neuem nährte, wurde für Herder der Ausgangspunkt zu einer Polemik gegen alles enthusiastische und wundersüchtige Wesen, die ohne Zweifel ganz direct eben Lavater, den „wandernden bösen Geist" im Auge hatte. Eben um die Pfingstzeit, eben als Herder an die Abfassung der kleinen Schrift gegangen war, zeigte sich Lavater auf der Durchreise nach Kopenhagen noch einmal auch in Weimar. Es dürfte der Widerhall eines Herderschen Briefs an Goethe sein, wenn dieser — zur Zeit mit dem Herzog abwesend von Weimar — an Jacobi berichtet, daß der Prophet sich unterwegs mit den Philosophen des Tages alliirt habe, wofür ihm diese ja wohl gelegentlich die Wunder durch eine Hinterthür in die Wohnung des Menschenverstandes wieder hereinlassen würden, daß er auch in Weimar spionirt habe, aber durch das entschiedene Heidenthum, das er dort vorgefunden, und durch das allgemeine Mißtrauen bald verscheucht worden sei. Denn auch an G. Müller, den ehemaligen Jünger Lavaters, berichtet Herder über den unerfreulichen Besuch in ganz ähnlichem Tone. Man sah sich nur am dritten Ort. Herder hatte den Eindruck, daß jener so eilig gewesen, als ob er auf glühenden Kohlen wäre, und daß er ihm die Hand wider sein Gewissen zärtlich gedrückt habe; „gebe ihm Gott," so ruft er ihm nach, „eine glückliche Reise und fernerhin guten Muth, sich und die Welt zu täuschen, bis an sein seliges Ende [1])." Offenbar, es ist die Abneigung gegen das Lavatersche Treiben, die desgleichen in den stärksten Stellen der Schrift von der Gabe der Sprachen laut wird. In geradem Gegensatz gegen die phantastischen Hoffnungen und das salbungsvolle Gebahren des modernen Apostels erklärt unser Theologe, daß der Geist des Christenthums etwas Anderes sei als eine Begeisterung in Menschen- und Engelszungen oder als ein lieb- und nutzloses Versetzen der Berge, daß alle Seufzer, mit denen man sich in die ersten Zeiten des Christenthums zurückwünsche, leere Seufzer seien. „Es würde," so sagt er mit noch unverkennbarerer Anzüglichkeit, „nichts als eine Schwäche des Kopfs, einen Mangel an Unterricht, oder einen verborgenen Hang zur Täuschung anzeigen, wenn wir die Dämmerung mehr als das Licht lieben, und z. B. jene Wundergaben der Kirche für ewig unentbehrlich achten wollten. Was könnte ich durch ein Wunder lernen, was ich nicht durch Vernunft und Schrift viel klärer lernte? Vielmehr bittet meine Vernunft in der sechsten Bitte: bewahre mich Gott vor Wundern!"

Und wenn er nun dem gegenüber die Aufgabe der Gegenwart vielmehr in die geistige Förderung und Weiterentwickelung des Werkes setzt, zu dem

---

[1]) H. an G. Müller, bei Gelzer S. 215; Goethe an Herder 7. Juni 93, A, I, 142; an Jacobi 7. Juli 93, im Goethe-Jacobischen Briefwechsel, S. 164.

der „Mann von Nazareth" den Grund gelegt und das seit dem ersten Pfingstfest als eine Versammlung Erlesener, Gläubiger, Heiliger sich über die Erde verbreitet habe, wenn er den Endzweck des Christenthums mit dem letzten großen Zweck aller menschlichen Gesellschaft identificirt, so laufen die Paragraphen unserer theologischen Schrift zusammen mit den Paragraphen, in welche die Zweite Sammlung der Humanitätsbriefe das Glaubensbekenntniß der „Ideen" zusammengefaßt hatte. Die Gedankenwellen der einen spülen hinüber in die andere Schrift und blinken nur hier und dort in verschiedenem Lichte. Die Religion Christi, hieß es dort, ist die Humanität selbst, und auf den fortstrebenden Bau der geistig verbundenen Menschheit ist Alles in der Geschichte angelegt [1]). In Liebe und Wahrheit, kraft des Geistes der Freiheit, heißt es hier, sollen wir Alle Eins werden: das ist die Bedeutung und Mahnung des Pfingstfestes.

Eine Schwester der „Gabe der Sprachen" nennt Herder selbst mit Fug und Recht die Schrift „Von der Auferstehung, als Glauben, Geschichte und Lehre" bei der Zusendung der Letzteren an Gleim. Denn in Einem Zuge mit jener geschrieben, geht auch sie auf das dritte Buch der „Erläuterungen zum Neuen Testament" oder vielmehr auf das ursprüngliche ausführlichere Manuscript der Erläuterungen [2]) zurück. Auch sie hat das Mystische, das absichtlich oder unabsichtlich Zweideutige jener älteren Auslassungen über Auferstehung, Höllen- und Himmelfahrt, Gericht und Weltende, sowie die Beziehung auf das Zend-Avesta abgestreift; auch sie hat sich aus den „engen Pfaden der Orthodoxie", die namentlich die gedruckten Erläuterungen zur Schau trugen, herausgewunden. Nicht mit der Orthodoxie, sondern nur mit dem Christenthum sucht jetzt der Verfasser die Fühlung nicht zu verlieren. Inneres und äußeres Bedürfniß hatte ihn damals gedrängt, seinen freieren Glauben durch mystisch deutenden Tiefsinn mit dem Dogma zu vermitteln: in gefesteter Ueberzeugung, aus Eifer für die gute Sache des Christenthums, geht er jetzt darauf aus, die Lehre der Kirche mit dem unbefangenen Menschenverstand und den Bedürfnissen des Gemüthes zu versöhnen. Keine ängstliche theologische Rettung, sondern eine gewissenhafte, aufrichtige Auseinandersetzung über das historisch Thatsächliche der Auferstehung, über die Ursachen und Wirkungen des Glaubens an sie will er liefern. Er erprobt an Böttigers Urtheil, daß es ihm gelungen ist, die Möglichkeit und die Unentbehrlichkeit des Glaubens an die Auferstehung dadurch erwiesen zu haben, daß er Alles im menschlichsten Zusammenhange gezeigt habe, und er freut sich des Wortes eines anderen ungläubigen Freundes — es klingt ganz wie ein Wort Goethes — daß „man nun doch über die Sache sprechen und auf honette Art ein Christ sein könne." [3]) Wie erkennbar nach alle dem in der Abhandlung

[1]) Brief 25 § 30 ff.

[2]) Vgl. auch hiefür den Schlußbericht zu SWS. XX, 384.

[3]) Böttiger an Herder, bei Lindemann, S. 75 ff.; Herder an Böttiger, bei Boxberger, S. 20 Nr. 3b.

vom Jahre 1794 die Elemente der Abhandlung vom Jahre 1774 wiederkehren, wie sehr die auf die Unsterblichkeit bezüglichen Abschnitte nur Sätze wiederholen, die uns längst aus den früheren theologischen Schriften bekannt sind, so ist doch dies ganze Material in einen neuen Zusammenhang gebracht und wird in einer neuen Absicht verwendet. Der Verfasser hat seinen Zweck und seine Addresse: er hat eben damit seinen Standpunkt gewechselt.

Einen wissenschaftlichen Werth hat nun freilich dieser Standpunkt schlechterdings nicht. Die Abhandlung von der Auferstehung, indem sie in der edelsten Weise die Gesinnungen und Hoffnungen ausspricht und mit reicher Beredsamkeit ans Herz legt, die sich thatsächlich aus dem Glauben der Apostel an den Auferstandenen entwickeln lassen, gestaltet sich zwar zu einer Rettung des Christenthums, aber nur wenn man über alle die brüchigen Beweise hinwegsieht, die, sich selbst widersprechend und aufhebend, für die Thatsache der Auferstehung ins Feld geführt werden [1]). Das Ganze bewegt sich in dem Widerspruch, einige der wunderbarsten und entscheidendsten Begebenheiten in der Geschichte des „Mannes von Nazareth“, einige der anstößigsten Sätze des Glaubensbekenntnisses ins Ideale aufzuheben und zugleich eben diese Punkte als wirkliche Geschichte festzuhalten, vielmehr aber, von dem Geschichtlichen daran nur einen dürftigen, wunderlosen Rest stehen zu lassen. Auf der einen Seite wird die wunderbare Thatsache auf das denkbar geringste Maaß beschränkt, auf der anderen Seite scheint das Wunder nicht entbehrt werden zu können, um als Unterlage für die freieste, geistigste Symbolik zu dienen. Nie vielleicht hat der Glaube an das historisch Positive im Christenthum mit dem Unglauben in geistreicherer und dabei ehrlicherer Weise compromittirt. Denn nicht etwa in bewußter äußerlicher Anbequemung, wie sie gewohnheitsmäßig auf der Kanzel für erlaubt gilt, sondern in Folge der auseinanderstrebenden und wieder elastisch sich vermittelnden Richtungen seines Geistes, im Denken dichtend, im Untersuchen predigend, führt Herder die Ungläubigen zum Christenglauben, lehrt er die Gläubigen die Religion der Humanität.

Ausgesprochener Maaßen und deutlich erkennbar ist die nächste Hauptabsicht der Schrift, die Auferstehung Christi als eine Thatsache, als Geschichte zu erweisen. „Der Heilige ist wirklich auferstanden; *ἠγέρθη ὁ κύριος ὄντως*,“ das ist der durch die ganze Schrift immer wiederkehrende Schlußrefrain. Namentlich der Ansicht des Wolfenbüttler Fragmentisten von einem verabredeten Betruge der Jünger wird entgegengetreten. Ob dem Beweise für die Thatsächlichkeit des Ereignisses auch der erste Abschnitt dienen soll, die Ausführung, wie sich allmählich die Erwartung der Juden von dem Messias als einem Richter über die Völker und Erwecker der Todten gebildet habe, ist nicht deutlich zu ersehen; allzu gebrechlich wäre ja gewiß der Schluß: folglich

[1]) Vgl. zu dieser wie zu den übrigen Christlichen Schriften die Ausführungen Werners, Herder als Theologe, S. 269 ff. Vortrefflich auch Gervinus, Gesch. d. deutschen Dichtung (4. Aufl.) V, 298 ff.

ist Christus auch wirklich der Erfüller dieser Erwartungen gewesen. Mehr Gewicht wird jedenfalls auf die Analyse der evangelischen Berichte gelegt — eine Analyse, deren kritische Schwäche sich durch den Hinweis auf die „offenbare Unbefangenheit der Erzähler“ deckt. Der Nerv aber der Beweisführung liegt dem Verfasser in den Wirkungen, welche die Auferstehung, vielmehr aber — wie er arglos, als wäre es dasselbe, abwechselnd sagt — der Glaube an die Auferstehung auf die Jünger und weiter auf die Welt geübt habe.

Auch Lessing hatte die Existenz des Christenthums und die segensreichen Wirkungen desselben während so vieler Jahrhunderte als den eigentlichen Beweis des Geistes und der Kraft für die Wahrheit der christlichen Religion mit Nachdruck geltend gemacht — nur daß er seinerseits hinzufügte, daß der Werth des herrlichen Baues um nichts geringer veranschlagt werden müßte „auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhte“. Hier ist der Punkt, an dem Herder der rücksichtslosen Kühnheit Lessings zu folgen außer Stande ist. Die Thatsächlichkeit des Auferstehungswunders ist für ihn die harte Ecke, an der er vorbei muß, um erst dann wieder mit Lessing zusammenzutreffen. Er macht sich sofort auf den Weg dahin. Sein nächster Schritt besteht darin, daß er — nicht zwar die Thatsächlichkeit, wohl aber das Wunderhafte der Auferstehung auf sich beruhen läßt. Wie unmöglich es ihm wäre, das Factum preiszugeben, das zeigen die Worte: „die Wiedererweckung Christi hat, menschlich gefaßt, etwas so Erhabenes, Rührendes und Schönes, daß, wenn sie eine Fabel wäre, wie sie es nicht ist, man ihr Wahrheit der Geschichte wünschte“. Allein nun auch genug damit! Ausdrücklich will er nur die Sache als Sache retten und „alles Wunderbare dabei ganz vergessen“. Und nicht bloß vergessen, sondern es bis auf ein Kleinstes verringern oder auch völlig beseitigen. Böttiger war es, der in seiner Begutachtung des Manuscripts die Ansprüche der ungläubigen Skepsis vertrat und ihm, indem er die Frage von der Möglichkeit eines bloßen Scheintodes aufwarf, das eigene rationalistische Gewissen schärfte. In einer Nachschrift läßt in Folge dessen der Verfasser es wenigstens hypothetisch gelten, daß die Apostel vielleicht Enthusiasten waren, die für ein Wunder hielten, was vielleicht kein Wunder war. Ein Wunder im Sinne der scholastischen Metaphysik war es gewiß nicht. Nichts hindert, es als eine Naturbegebenheit anzusehen. „Geschiehet im Naturreich Gottes etwas ohne seine Kraft und Allmacht? geschähe etwas dergleichen in seinem physisch-moralischen Reiche?“ Ja, unpassend zwar nennt er es, wenn man den „gehässigen Namen Scheintod hier anbrächte“ — mögen indeß die Physiologen es unter sich ausmachen, was dazu gehört, um von Tod zu reden! genug, daß Christus vor göttlichem und menschlichem Gericht gestorben war, genug, daß es gewiß ohne Zuthun der Menschen, durch Gott geschah, daß er wiedererweckt wurde. Mit einem Worte: „ist das Factum als Geschichte gerettet, so mache Jeder daraus, was er will“.

Wunder endlich oder nicht — das ist der letzte und wichtigste Schritt, den Herder zu Lessing hin thut —: der Werth dieser Geschichte oder vielmehr des Glaubens an sie besteht in den sittlich-geistigen Wirkungen, die davon ausgegangen, in den ewigen Wahrheiten, Tröstungen und Verpflichtungen, die sich daraus entwickeln lassen. Nun erst tritt der erste Abschnitt der Schrift, dessen beweisende Kraft für die Auferstehungsthatsache so wenig einleuchten will, in ein neues Licht. Derselbe behandelt ausführlicher und vollständiger, als es in der „Ebräischen Poesie" und sonst geschehen war, das alte Herdersche Thema von der allmählichen Entwickelung und Erstarkung des Unsterblichkeitsglaubens. In der Geschichte von dem Ende Henochs und Elias', in den Vorstellungen vom Schattenreich, zusammenhängend mit den hebräischen Begräbnißsitten, lagen Keime, die sich entfalten mochten. Der Gedanke der Auferstehung trat dann zunächst in der Form der Hoffnung auf eine Wiedergeburt des jüdischen Staates und Volkes auf und wurde erst später, vornehmlich unter den Bedrängnissen der Makkabäerzeit, aus einer national-patriotischen zu einer individuellen Helden- und Märtyrerhoffnung. Aus Geschichte, Sitte und Glaube also läuterte sich nach einem göttlichen Erziehungsplan der Unsterblichkeitsgedanke heraus. Auf die Auferstehung Jesu von Nazareth nun gründet sich in ganz analoger Weise die christliche Lehre von der Auferstehung. Nicht das Wunder, ja selbst nicht die Thatsache, sondern der ideale Gehalt, der durch diese verbürgt ist und aus dieser sich entwickelt hat, der Glaube an die Thatsache nur, sofern er identisch ist mit einem höheren Glauben — das ist dem Verfasser die Hauptsache. Dieser höhere Glaube ist ein concreter, die ganze Bestimmung des Menschendaseins umfassender, nicht etwa bloß der Glaube an die abstracte Unsterblichkeit der Seele, sondern derselbe Glaube, auf den des Verfassers Philosophie der Geschichte ausläuft. Darum allein kann er die Verbürgung durch ein Factum nicht missen, weil alle psychologischen, alle naturgesetzlichen, ja selbst alle moralischen Gründe nicht weit genug tragen und hinter der vollen Hoffnung einer idealen Verklärung des Menschenwesens zurückbleiben. Das wird noch deutlicher, wenn wir sehen, wie er mit der Auferstehungsfrage die Frage von der Himmelfahrt, dem Sitzen zur Rechten Gottes, der Wiederkunft zum Gericht und der Auferstehung des Fleisches verbindet. Alle diese Lehren werden ohne Weiteres ihrer sinnlichen Aeußerlichkeit entkleidet und in einen geistigen Sinn hinübergehoben. Er sieht darin lediglich „jüdische Bilder", denen er genug gethan zu haben glaubt, wenn er sie als Einkleidungen allgemein menschlicher und sittlicher Wahrheiten faßt. Die Wiederkunft zum Gericht insbesondere fällt ihm durchaus mit dem zusammen, was er in den „Ideen" als Ziel der Geschichte hingestellt hatte. Nicht anders kann der Weltrichter kommen als in fortwährenden Entwickelungen des zeitlichen Geschichtsverlaufs als ebenso vielen Erfüllungen seiner Rathschläge. „Immer wird geschieden, immer geläutert." Nach einem moralischen Plan vollzieht sich unter der Leitung der Vorsehung das Werk der

Zeiten, „eine Scheidung des Guten und Bösen, eine endliche Darstellung des reinen Guten als eines göttlichen Zwecks mit unserem Geschlechte". Auch die Abschnitte unserer Schrift, die zunächst bestimmt waren, aus den Wirkungen des Glaubens an die Auferstehung die Thatsächlichkeit dieses Ereignisses zu beweisen, zeigen von hier aus, nach dem schillernden Doppelschein des Ganzen, eine zweite Seite. Eben diese Wirkungen nämlich, das auf den Glauben an eine Geschichte gegründete lebendige Institut des Christenthums, stellt sich selbst schon als die entwickelte Frucht des in jener Geschichte enthaltenen Keimes dar. Eben als ein lebendiger Geschichtsglauben widerstrebt daher das Christenthum jeder engherzigen Dogmatisirung. Von Neuem berührt sich Herder mit Lessing, wenn er den Inhalt der christlichen Lehre in die regula fidei als in die auch den Schriften des Neuen Testaments vorausliegende Grundlage vereinfachend zusammendrängt. Unausbleiblich freilich die spätere Ausbildung dieser Glaubensregel zu verschiedenen Meinungen oder Dogmen. Allein sie alle sind im besten Fall nichts als individuelle Auslegungsarten, die uns in keiner Weise binden dürfen. Noch die Schriften des Neuen Testaments enthalten nach Herder keine einzige unedle Anwendung der Grundthatsachen der evangelischen Geschichte, vielmehr, sobald man ihren Vorstellungen und Bildern „die Hülle wegnimmt", den edelsten Sinn. Auch das erst spät abgefaßte apostolische Symbolum hat uns „keine einzige niedrige Vorstellungsart aufbehalten" — so sagt Herder, aber er erlaubt sich doch sogleich, die Auferstehung des Fleisches hinwegzuwünschen und die Niederfahrt zur Hölle als aus Mißverstand der späteren Sprache entstanden zu beseitigen. Hiemit ist er an der Grenze der Concessionen angelangt. Nicht hart genug kann er sich über den Krieg der Meinungen und über das Joch des Wort- und Bilderdienstes ausdrücken. Vorüber ist ihm die Zeit für neue Dogmen: der völlig freie Glaube an das Unsichtbare und an ein kommendes Reich Gottes, auf das wir uns zu bereiten haben, geknüpft an eine Thatsache, wunderbar auch wenn es kein Wunder war — das ist die Summe der Schrift von der Auferstehung.

Es begreift sich, wie ungern Herder im Zuge seiner theologischen Schriftstellerei sich an diesem Punkte unterbrach. Die Pfingst- und Osterbetrachtung drängte ja von selbst zu einer Weihnachtsbetrachtung fort[1]). Ebensogut wie das dritte Buch der „Erläuterungen" erwarteten die beiden ersten, die Christologie und die Lebensgeschichte Christi, eine Wiederaufnahme. Ueber das Leben Jesu hatte Herder in Bückeburg zur Zeit der Abfassung der „Erläuterungen" einen zusammenhängenden Cyklus von Predigten gehalten. Es scheint, daß er immer schon vor hatte, den Inhalt derselben in irgend einer Form zu einer eigenen Schrift zu verarbeiten. „Auch an die Evangelien will

[1]) An Eichhorn 31. Jan. 94: „Zum Pfingstfeste schicke ich Ihnen noch das Auferstehungsfest; das Weihnachtsfest soll zu seiner Zeit auch folgen".

ich denken," schreibt er zur Zeit der Abfassung der Theologischen Briefe, Pfingsten 1781 an den jungen Müller nach Göttingen; „ich sinne schon lange darauf, wie ich eine Einkleidung finde, der verhaßten Form der Predigten im Druck zu entgehen — vielleicht finde ich sie [1]." Wiederholt endlich hatte er einen Anlauf genommen, das Leben und den Charakter Christi zu skizziren; so in den Provinzialblättern, so in der zweiten Auflage der Theologischen Briefe, während andererseits eine Uebersetzung der Evangelien, ja der ganzen Bibel von lange her im Hintergrunde seiner Pläne lag. An jene zu Anfang der achtziger Jahre beabsichtigte Arbeit über die Evangelien wird man zunächst zu denken haben, wenn die Vorrede zu der 1796 erschienenen Schrift: „Vom Erlöser der Menschen. Nach unsern drei ersten Evangelien" behauptet, dieselbe sei, wie ihre beiden Vorgängerinnen, die Pfingst- und Osterschrift, schon „vor einer Reihe von Jahren geschrieben". Dieselbe Vorrede eröffnet die Aussicht auf jene geplante Uebersetzung, die durch ihre Anordnung, durch kurze Anmerkungen, endlich durch sich selbst, ergänzend eintreten sollte. An vielen Fäden also hing diese Schrift über die synoptischen Evangelien und ebenso die ihr im Jahre 1797 folgende über das Johannesevangelium mit älteren Plänen und Niederschriften zusammen; beide waren bestimmt, wie wiederum die genannte Vorrede sagt, Rechenschaft von Gedanken zu geben, die „zum Geschäft des Lebens" ihres Verfassers gehörten. Demselben Zweck dienten desgleichen die letzten, im Jahre 1798 erscheinenden theologischen Abhandlungen. Im Sommer 1793 war zunächst die ganze Masse in vorgreifendem zusammenhängendem Entwurfe hingeschüttet worden, aber nur die Pfingst- und Osterbetrachtung zu wirklicher Ausführung gelangt. Dann hatte der Verfasser abbrechen müssen, aber so fest stand ihm doch der Vorsatz der Fortsetzung und der Gedanke der inneren Zusammengehörigkeit aller dieser Materien, daß er schon beim Erscheinen der Auferstehungsabhandlung sich öffentlich an die Weiterführung band. Er schlug (* 14. Februar 1794) seinem Verleger vor, die Pfingst- und Osterabhandlung unter einem gemeinsamen Titel zusammenzufassen und sie als Ersten Theil eines größeren Werkes zu bezeichnen, dessen Zweiten Theil dann die geplanten nächsten zwei Schriftchen zu bilden hätten. So wurde den beiden Abhandlungen der Gesammttitel einer „Ersten Sammlung Christlicher Schriften" gegeben; ihr folgten, da dem Verfasser die Materie immer breiter auseinanderfloß, vier weitere Abhandlungen als eben so viele neue „Sammlungen Christlicher Schriften".

Uns nun, die wir den meisten jener unterbrechenden Arbeiten bereits früher unsere Aufmerksamkeit zugewandt haben, hindert nichts, der inneren

[1]) Die ungedruckte Stelle gehört vor den letzten Absatz von Gelzer XIV, 91. In Müllers Antwort * 17. Juni 81 heißt es: „Meinen Sie nicht, Ihr Buch über die Evangelien — Gott beschleunige seine Geburt! — würde fruchtbarer, wenn's über's ganze Evangelium sich erstreckte?" — wonach man etwa annehmen müßte, daß eben nur einzelne Perikopen behandelt werden sollten.

Continuität dieser Christlichen Schriften gerecht zu werden. Des Einflusses, den die Unterbrechung und dann die Umstände auf die Gestalt dieser späteren Sammlungen ausübten, werden wir darum nicht weniger zu gedenken haben.

Gleich die nächste Schrift in der That wurde durch den Aufschub, den ihre Ausführung sich gefallen lassen mußte, etwas Anderes als sie ursprünglich geworden wäre. Aus einer Schrift über das Weihnachtsfest wurde sie zu einer Schrift über die Evangelien; aus einer Schrift über die Evangelien wurden zwei Schriften, die eine über die Synoptiker, die andere über den Johannes. Von den Evangelisten schlechtweg ist in den Briefen vom Jahre 1794 an Müller die Rede; nur daß die Fortsetzung der Humanitätsbriefe, der Balde, und selbst der Gedanke an eine Sechste Sammlung Zerstreuter Blätter den Verfasser nicht an die Arbeit kommen lassen [1]). Noch am 13. Mai 95 schreibt er an Eichhorn, er denke in diesem Sommer „ein altes Manuscript über die Evangelien aus dem Staube zu ziehen". Am 9. November 95 zum ersten Mal — nachdem ihm die Arbeit an einem Landeskatechismus und die Redaction des Weimarischen Gesangbuchs seine theologische Schriftstellerei wieder näher gerückt haben — lesen wir von einem Büchlein „über die drei ersten Evangelisten", das geschrieben sei, aber noch einmal geschrieben und durchgekocht werden müsse [2]). Ende März 96 ist dann diese Ueberarbeitung vollendet, und am 22. Juli kann die Schrift „Vom Erlöser der Menschen. Nach unsern drei ersten Evangelien", die Zweite Sammlung Christlicher Schriften, versandt werden [3]). Die Dritte Sammlung, betitelt: „Von Gottes Sohn, der Welt Heiland. Nach Johannes' Evangelium" — die natürliche Ergänzung jener — folgte ihr verhältnißmäßig rasch; sind doch gerade diese Arbeiten jetzt seine Lieblingsarbeiten [4]). Im September 96 hat er die Ausarbeitung begonnen; schon

[1]) *30. Juni 94: „Nächstens denke ich an meine Evangelisten zu gehen; das Manuscript liegt zur Umarbeitung da." 27. October 94, bei Gelzer, S. 249: „Und nun verzeiht mir, lieber M., daß ich heute weder von der Auferstehung noch von den Evangelien schreibe. Ueber die ersten liegt ja meine Schrift klar vor Augen; über die letzteren sollt Ihr meine arme Meinung lesen." 12. Dec. 94 (im Druck bei Gelzer, S. 250 — mit dem falschen Datum 12. Nov. — weggelassene Stelle): „An meinem Dichter wird gedruckt, an den Briefen über die Humanität schreibe ich, worin auch Sie vorkommen werden. Dann wünschte ich gern den 6. Theil der Zerstreuten Blätter noch zu liefern, mit dem die Sammlung schließt. Die Evangelien mögen warten."

[2]) An J. G. Müller; der Brief fehlt bei Gelzer. Suphan, Schlußbericht zu SWS. XX, 389 bezeugt, daß Reste von dieser Handschrift noch erhalten sind.

[3]) 31. März 96 (bei Gelzer S. 256 mit falschem Datum) an G. Müller: „An meinen drei ersten Evangelisten wird gedruckt. Gestern habe ich Titel und Vorrede weggeschickt." Die Vorrede datirt vom 30. März. Am 20. Juni (C, II, 308) kündigt er die Schrift, die er selbst noch nicht in Händen habe, Eichhorn an. Am *22. Juli schickt Caroline das nun fertige Buch an G. Müller. Schon am 24. Juli (Lindemann, S. 80 ff.) giebt Böttiger seiner Bewunderung über das Gelesene Ausdruck, *28. Juli bescheinigt Prinz August den Empfang, 1. Aug. erhält es Gleim (C, I, 214 Anm. 2) und Jean Paul (A, I, 274. 275).

[4]) Caroline an Gleim 23. September 96, C, I, 214.

Ende October ist er mit dem Hauptheil derselben zu Stande; nur die wichtige „Nachschrift", bestimmt, seine Untersuchungen über alle vier Evangelien und ihr Verhältniß untereinander zum Abschluß zu bringen und seine Ansicht übersichtlich vorzuführen, beschäftigte ihn noch während des Drucks einen Monat lang, so daß das erste fertige Exemplar nicht vor Ende April 97 versandt werden konnte [1]).

Weitab nun liegt der Inhalt dieser beiden Schriften, im Unterschiede von den zwei Abhandlungen der Ersten Sammlung, von dem der „Erläuterungen". Denn mit dem Interesse für die evangelischen Thatsachen und deren religiösen Werth verbindet sich jetzt das Interesse für die Entstehung, die Composition und die Zusammenstimmung oder Nichtzusammenstimmung der evangelischen Urkunden; mit dem religiösen verflicht sich das kritisch-historische Interesse. In dieser Verflechtung recht eigentlich besteht der Charakter der nunmehrigen beiden Schriften über alle vier Evangelien. Durch Eichhorn namentlich und durch Lessings „Neue Hypothese" sind diese Fragen in den Vordergrund gerückt. Sie treten unter den Gesichtspunkt der religiös-philosophischen Ansichten Herders, um unter dem Einfluß dieses Gesichtspunkts neu beantwortet zu werden; die Evangelienkritik wird zu einem integrirenden Moment von Herders Auffassung des Christenthums, und diese nimmt nicht bloß, wie schon bisher, zu „Glauben, Geschichte und Lehre", sondern zugleich zu der Untersuchung über die Beschaffenheit von deren Quellen eine ganz bestimmte, eine in der Hauptsache apologetische, aber dabei, der Absicht und Gesinnung nach, durchaus freie und kritische Stellung. „Was sind die Evangelien? was ist das Christenthum? was sollten und wollten sie in ihrer Genesis sein? was sind sie uns?" — alle diese Fragen will der Verfasser zusammen, gleichsam ungetrennt, und zwar, da seine letzte Absicht eine praktische ist, möglichst ungelehrt und populär beantworten.

Eben diese Vermischung und Verwirrung der Fragen macht nun aber die wissenschaftliche Schwäche der Arbeit aus. Mit leichter Hand schiebt gleich

[1]) Ebendaselbst, und Herder selbst in der Nachschrift (S. 215): „Ich bin in meinem Freunde Johannes gerade beim Oberconsistorialrath Nicodemus, also noch nicht weit, im 3. Capitel." *24. October 96 meldet Caroline an G. Müller, daß „der Johannes nun fertig ist". Daß daran gedruckt werde, sagt Herder 30. December (nicht November, bei Gelzer, S. 260). Ueber die Zusatzarbeit Caroline an G. Müller *16. Februar 97 und Herder selbst an seinen Sohn August 24. Februar, A, II, 447 („Johannes und die Evangelisten" — d. h. die Schlußpartie des Johannes, die „Regel der Zusammenstimmung" — gehen heut fort). *13. März 97 schreibt Caroline an G. Müller, erst in vier Wochen werde sie den Johannes schicken können, und dem Verleger meldet sie *16. März, das Buch werde in Rudolstadt in vierzehn Tagen fertig. Am 27. April geht es an Gleim; *30. April dankt Prinz August dafür; die Uebersendung an G. Müller, mit der Bitte Herders, daß er ihm darüber „unverlegen und treu" schreiben möge, erfolgt am 5. Mai (Gelzer, S. 260. 261). An Jacobi, der von Caroline schon 21. März (A, II, 313) darauf vorbereitet worden, geht das Buch erst am 20. Mai (das. 314. 315). Durchweg ist der Suphansche Schlußbericht, SWS XX, 386 ff. zu vergleichen (s. auch XVIII, 562 Anm).

anfangs Herder alle Bedenken gegen die historische Glaubwürdigkeit der Evangelien bei Seite, und von vorn herein gilt ihm als ausgemacht, daß diese Schriften echte Schriften einiger aus dem Judenthum entsprossener Christen, Früchte der letzten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts seien. Ansprechend, wie von dem Verfasser der Ebräischen Poesie, dem geistvollen Litterarhistoriker nicht anders zu erwarten, ist die kurze Darstellung, die sofort von der Poesie, dem Prophetismus, der allmählichen Entwickelung der messianischen Erwartungen, die Schilderung endlich, die von dem Zustande des jüdischen Volks zur Zeit von Christi Auftreten gegeben wird. Gewiß: es ist die Vorbedingung einer kritischen Untersuchung der Geschichtschreibung der Evangelisten. Sogleich jedoch verwirrt oder deckt sich in der Anschauung unseres Kritikers diese Geschichtschreibung mit dem Inhalt der von ihnen berichteten Geschichte. Wie als ob die litterarisch kritische Frage schon erledigt wäre, erzählt er, unter wiederholter Abweisung der pragmatisirenden Erklärungen des Wolfenbüttler Fragmentisten, jene Geschichte nach. Die Nacherzählung ist die eines gläubigen Lesers, sie wird unmittelbar zur Apologie, wie wenn z. B. das Taufwunder Christi nachdrücklich für eine Begebenheit — nicht etwa bloß nach der Meinung des Evangelisten, sondern für eine Begebenheit schlechtweg — erklärt wird. Genug, die Homilien, die er einst über das Leben Jesu gehalten hatte, erscheinen umgesetzt in die Form einer Abhandlung. Wie gut weiß er uns das Individuelle, das Locale, die Nationalfarbe der evangelischen Erzählung fühlbar zu machen, aber wie wenig will es uns an seiner Hand gelingen, Farbe der Erzählung und Farbe der erzählten Geschichte auseinander zu halten! Und wie stark andrerseits drängt sich, zu neuer Verwirrung, seine eigene rationalistische, human-moralische Ansicht von der Person und Lehre Christi in diese seine Nacherzählung des von den Evangelisten Berichteten ein! Je weiter wir lesen, desto mehr steht Christus nur noch als der Lehrer der edelsten Moral, der Stifter einer Societät brüderlicher Liebe und Eintracht vor uns. Ueber der Bergpredigt, dieser „magna charta des neuen Reiches Gottes", über den sinnreichen Spruchantworten und Gleichnißreden Christi treten seine Wunder, mit denen er sich seiner wundersüchtigen Zeit nur bequemte und die im Grunde nicht eigentlich Wunder waren, völlig in den Hintergrund. Genug, die „Züge zum Bilde Christi" aus der zweiten Auflage der Theologischen Briefe haben sich am Leitfaden der Erzählung der Evangelien zu einer, nur weiter ausgeführten, rein menschlichen Erzählung eines rein menschlichen Lebens erweitert. Und doch wieder, nicht durchaus, wenigstens nicht zweifellos rein menschlich! Denn da war ja die himmlische Stimme bei der Taufe Jesu, da war Jesu Auferstehung, und da ist drittens die Verklärung Jesu. Diese drei Wunder — nicht doch! diese drei Begebenheiten, gleichviel wie man sie erkläre, — „stehen gleichsam als die drei lichten Punkte einer himmlischen Beurkundung dieses Gottgeweihten" da. Sie haben „am menschlichen Herzen gleichsam einen geheimen Fürsprecher". Es sind, wie man

sieht, die drei engen Pförtchen, durch welche Herders gesunder Verstand noch einen verschämten Verkehr mit dem Wunder unterhält, durch welche sein freier Vernunftglaube in den Bereich des Geschichtsglaubens, aber ebenso rückwärts sein Geschichtsglaube in den Bereich des reinen Vernunftglaubens hinüberschlüpfen kann.

Was wird nach alle dem von der kritischen Untersuchung über Beschaffenheit, Entstehung und Glaubwürdigkeit der Evangelien, zu welcher jetzt zurückgelenkt wird, zu erwarten sein? Sie erscheint nach der vorangeschickten homiletisch-apologetischen Abhandlung über das Leben Jesu als ein Hinterstzuvörderst und wird sich dem dort Entwickelten anbequemen müssen. Herder selbst hat uns den besten Maaßstab zur Beurtheilung dieser kritisch-historischen Partien an die Hand gegeben, indem er sich ausdrücklich zu Lessings „Nöthiger Antwort" in Beziehung setzt. Lessing hatte sich wohl gehütet, auf die Herausforderung seines Gegners mit einem Bekenntniß über das, was er von der christlichen Religion glaube, herauszugehen: einfach und bestimmt hatte er dagegen gesagt, daß er unter der christlichen Religion die regula fidei verstehe, den kurzen Inbegriff der Glaubensbekenntnisse der ersten vier Jahrhunderte, diese regula fidei, welche eher war, ehe noch ein einziges Buch des Neuen Testaments existirte. Diesen Satz, wie wir schon aus der Schrift von der Auferstehung wissen, eignete Herder sich an. Auch er machte ihn zum Ausgang seiner Evangelienkritik; sogleich jedoch trübte er die Reinheit derselben, indem er mit seinem eigenen Glaubensbekenntniß, mit dem, was er sich aus den Evangelien als Inhalt des Christenthums aneignen zu müssen glaubte, keineswegs zurückhielt. Und nun, von diesem seinem Glauben aus, ging er daran, dem Bogen Lessings „noch Ein Blatt" hinzuzufügen, wodurch sich „der Cirkel vollende". Ja wohl, der Cirkel, und zwar ersichtlich einer, den die Logik als einen circulus vitiosus bezeichnet. Jene norma fidei nämlich, sagt Herder, war nicht bloß die Norm, nach welcher die Evangelien geprüft werden mußten, sondern auch der Grund, auf dem sie ruhen, nach dem sie geschrieben wurden. Die Erzählung der Evangelien also ist so gewiß wahr, als es die Sätze jenes einfachsten Glaubensbekenntnisses sind. Dieses Glaubensbekenntniß aber wiederum beruht auf dem Kanon der messianischen Erwartungen, deren Erfüllung — hier ist die handgreifliche petitio principii — durch das Leben Christi gegeben war. Völlig geht damit der Kritiker in dem voraussetzungsvollen Apologeten auf. Eine Geschichtschreibung, die auf einem voraus feststehenden Kanon von Erwartungen beruht, hat wohl schwerlich auf Glaubwürdigkeit Anspruch. Beruht sie freilich auf der thatsächlichen Erfüllung jener Erwartungen, steht es fest, daß die Geschichtschreiber wirkliche Geschichte berichteten — wozu die ganze Untersuchung? wozu die Zurückführung ihrer Berichte auf den Inhalt der älteren Glaubensformel, und wieder die Zurückführung dieser auf die zur Zeit des Auftretens Christi herrschenden Vorstellungen von den Kennzeichen des Messias?

Wie dem nun aber sei: geschickt genug benutzt sofort Herder seine Ansicht von dem Verhältniß der Evangelien zu der regula fidei, um eine Theorie von der Entstehung jener zu entwickeln, welche ihn aller gezwungenen und kleinlichen Harmonistik überhebt und ihm überdies die Möglichkeit giebt, das, was ihm nach seiner freien Auffassung der Kern der evangelischen Berichte ist, aus dem denselben umgebenden Nebensächlichen und Anstößigen herauszuschälen. Wiederum heftet er sich an die Fersen Lessings. Lessings „Neue Hypothese über die Evangelisten", die ja auch der Eichhornschen Annahme eines Urevangeliums zu Grunde lag, combinirt sich in seinem Geiste mit dem Hauptsatz der „Nöthigen Antwort" zu einer anderen Hypothese.

Schon in ihrem Vortrag freilich erinnert sie nicht zu ihren Gunsten an Lessing. Durch Lessings Beispiel offenbar ist Herder in dem Suchen nach einer anderen als der Predigtform auf die durch sämmtliche Christliche Schriften hindurch beibehaltene „aphoristische und paragraphische Form" verfallen. Aber während das Prägnante dieser Form dem epigrammatisch-dialektischen Geiste Lessings natürlich war, so will sie sich für das Fließende der Herderschen Gedankenweise, die immer Kreise zu schlagen und sich in Nebenbetrachtungen oder Empfindungen auszubreiten strebt, ebensowenig schicken wie die dialogische Form. Auch wo Lessing Abhandlungen schreibt, reihen sich die Absätze wie klar gegliederte Paragraphen aneinander: auch wo Herder in Paragraphen schreibt, verfällt er unwillkürlich in den Ton des Predigers. Er will durch die aphoristische Darstellung dem Ueberdruß des Lesers vorbeugen und ihn zum Selbst- und Weiterdenken anreizen: in Wahrheit haben ihn die Theilungsstriche, durch die er seine Materie zerlegt, weder vor Breiten und Wiederholungen geschützt, noch die Durchsichtigkeit und Uebersichtlichkeit der Untersuchung gefördert. Das Uebel in der That liegt so tief, daß es durch die Form, die ihm entgegenarbeiten soll, nur stärker hervorgehoben wird. Nun erst sieht man, was wenigstens die Untersuchung über die Entstehung der Evangelien anlangt, wie oft ein bloßer Einfall, ein vielleicht feines, aber flüchtiges Gewahrwerden die Stelle eines Beweises vertreten muß, wie oft Schwierigkeiten übersprungen, Widersprüche ignorirt oder verdeckt werden. Nicht bloß aus weiser Sparsamkeit und nicht bloß der praktisch-populären Absicht wegen: auch aus wirklichem Mangel und um für die vorgefaßte Meinung freieren Spielraum zu gewinnen, ist der Apparat der gelehrten Beweisführung auf ein geringstes Maaß beschränkt. Es ist nicht zufällig, daß in der Geschichte der Evangelienkritik Lessings Neue Hypothese bis auf den heutigen Tag ihre Stelle behauptet, während die Herderschen Sätze kaum eine Spur in dem Fortschritt der Wissenschaft hinterlassen haben. Es ist das natürliche Schicksal einer Untersuchung, welche das Kritische fortwährend mit dem Apologetischen vermischt und in beständigem Wechsel aus dem untersuchenden in den homiletischen Ton, und umgekehrt, überspringt.

Ist es aber schon dadurch, sowie durch den oft curvenartig zurücklenken-

den, oft wieder neu ansetzenden Gang der Untersuchung erschwert, die reine Meinung des Verfassers zu erhaschen, so schwächt es endlich unser Interesse noch mehr, daß wir dem Verfasser im Verlaufe der Untersuchung seine eigene Ansicht sich unter der Hand verwandeln und einzelne Theile derselben wie weiches Wachs jetzt so, jetzt so sich gestalten sehen. Er hatte in den Theologischen Briefen die Annahme vertreten, daß das, ursprünglich vielleicht hebräisch geschriebene Matthäus-Evangelium die unstreitig „älteste, schlichteste Volksnachricht vom Leben Jesu" gewesen sei. Anders in der Schrift „Vom Erlöser". Immer noch hat Matthäus den Vortritt. Allein das „ohne Zweifel von Matthäus" und zwar hebräisch geschriebene Urevangelium ist ihm jetzt nur noch ein unter dem Beistand der Apostel geschriebener „evangelischer Aufsatz". Nicht aus diesem, als einem schriftlichen Urevangelium, sind unsere vier Evangelien geflossen. Daneben vielmehr, aus der mündlichen Verkündigung der Heilsbotschaft, entstanden durch natürliches Bedürfniß unter apostolischer Autorität auch andere geschriebene Evangelien. Frei, unabhängig von einander, abhängig nur von der allgemeinen apostolischen Tradition erzählten diese „evangelischen Rhapsoden", so daß sich hieraus die Varietäten auch unserer vier Evangelien unbefangen erklären. So auch unser griechisches Matthäus-Evangelium. Auch diesem vindicirt jetzt unser Kritiker ein durchaus freies Verhältniß zu jenem ältesten evangelischen Aufsatz. Ja, mehr und mehr rückt ihm Marcus — noch während der Schlußredaction der Schrift vom Erlöser — vor Matthäus in den Vordergrund. In Marcus will er nun am meisten „lebendigen Erzählerlaut" finden. Als die mit schriftstellerischem Bewußtsein componirte Privatschrift eines Gelehrten charakterisirt er das Evangelium des Lucas. Dem Johannes ähnlich, in großem Stil geordnet, entfernter als Marcus von der alten Palästiner Ursage sei unser griechischer Matthäus. Wieder etwas anders endlich rückt sich ihm die Sache am Schluß der Schrift „Von der Welt Heiland" zurecht; erst hier haben wir den endgültigen Abschluß seiner vergleichenden Evangelienkritik, den „Kanon einer Symphonie der Evangelien", die er, hätte er nur die Zeit dazu gehabt, so gern in detaillirender Darstellung vorgeführt hätte[1]).

Zuerst wieder — so ordnet sich ihm jetzt das Ganze — der unter apostolischer Autorität geschriebene Evangelienaufsatz, wie er sich für die Verkün-

[1]) Er schreibt über diese auf der letzten Seite des Johannes angekündigte Evangelienharmonie an G. Müller 5. Mai 97 (bei Gelzer, S. 261 übergangen): „Wie wenn ich Ihnen in Jahr und Tag die Evangelisten schickte, wie ich sie hinten ankündige. Die Finger brennen mir; aber Zeit! Zeit! woher? Ich bin gewiß, daß sie sich neu ausnehmen und sehr leicht und klar ins Auge fallen würden." Aehnlich in dem ungedruckten Briefe an Eichhorn vom 10.—12. Juni 97: „In meinem Gesichtspunkt zieht sich das katoptrische Bild zu lichter Gestalt. — — Ich werde die Entwickelung ohn' alle Biblio- und Idolatrie vornehmen, sobald ich kann, wozu mich Evanson aufs Neue aufgerufen hat." Vgl. auch an Böttiger, bei Boxberger, S. 41, Nr. 56.

digung des Evangeliums durch die Gehülfen der Apostel von selbst nöthig machte. Zweierlei offenbar sucht Herder durch die Hypothese eines solchen Evangelientypus zu gewinnen: eine Erklärung für das Gemeinsame, die den wesentlichen Kern der Erzählung verbürgt, und eine Erklärung für die Abweichungen, die der freien Kritik des Nebensächlichen Raum läßt; die Hypothese, wie sehr sich ihr Urheber bemüht, sie aus den Zuständen und Bedürfnissen der ältesten christlichen Kirche und aus der Beschaffenheit der Evangelien plausibel zu machen, ist dennoch nichts als eine Formulirung seines weitherzigen theologischen Standpunkts. Nicht daher aus „hin und her fliegenden Gerüchten" ist nach ihm der älteste Evangelienaufsatz entstanden; er ist „das schriftliche Echo der ältesten christlichen Gemeinsage", der „apostolischen Ursage", ein „historischer Commentar des ältesten einfachen Symbolums der Kirche". Derselbe enthielt lediglich eine Auswahl zunächst der Begebenheiten, durch welche beglaubigt wurde, daß Jesus der Messias sei, also die drei Beurkundungen durch das Ereigniß bei der Taufe, durch die Verklärung und durch die Auferstehung, ferner eine Anzahl Wundererzählungen, einen Kreis erlesener Sprüche und Parabeln, endlich die Schicksale des Reiches Christi, geknüpft an den Glauben an die Wiederkunft des Auferstandenen — Alles auf die simpelste Form gebracht und so, daß die weitere Ausführung dem mündlichen Vortrag überlassen blieb. Petrus, Jacobus und Johannes, als die, welche dem apostolischen Collegium zu Jerusalem vorstanden, werden es gewesen sein, welche die erste Anordnung dieses Paradigmas evangelischer Verkündigung veranstalteten. Diesem urältesten palästinischen Evangelienentwurf am nächsten steht nun aber — nicht mehr, wie nach der früheren Annahme, Matthäus, sondern Marcus. Ja, Marcus gilt unserem Verfasser geradezu als der erste schriftliche Aufzeichner jenes apostolischen Entwurfs, so daß dieser Entwurf, von dem bisher immer als von einem „Aufsatz" die Rede war, sich nun auf einmal in einen *mündlichen* Evangelientypus verwandelt. Erst Marcus zeichnete diesen Typus, und zwar in syro-chaldäischer Sprache auf. Dieses syro-chaldäische Marcusevangelium war ursprünglich „ein Schediasma fürs Gedächtniß, mithin ein Zeugniß der ältesten Sage aus eignem frühem Unterricht der Apostel, dem er nichts hinzuthun wollte". In den ältesten Zeiten des Christenthums, etwa zwischen den Jahren 34 und 40, entstanden, blieb es jedoch als eine Privatschrift in den Händen der Verkündiger des Evangeliums. Ihm zunächst, als erstes „herausgegebenes" Evangelium, folgte, zwischen 58 und 61, ein schon vollständigeres, härteres, beweisenderes, gleichfalls in der Landessprache abgefaßtes — das hebräische Matthäusevangelium, das sogenannte „Evangelium der Hebräer". Das erste *griechische* Evangelium sofort war die von Marcus selbst herrührende Uebersetzung seines eigenen, ursprünglich in der Landessprache geschriebenen, nur wenig gegen dieses erweitert, entstanden zwischen 63 und 68. Rein hellenistisch, nicht als Evangelist, sondern als Geschichtschreiber verfaßte etwa gleichzeitig Lucas sein Evan-

gelium, unter freier Benutzung des ursprünglichen Marcus sowohl wie des Evangeliums der Hebräer. Wiederum später, erst nach der Zerstörung Jerusalems, wurde das griechische Evangelium Matthäi geschrieben, eine freie Uebersetzung des Evangeliums der Hebräer, mit Auslassungen und wahrscheinlich auch mit Zusätzen. Jetzt eine Pause von 30 bis 40 Jahren, und nun, am Ende des Jahrhunderts, das Evangelium Johannes', „der älteren Evangelien Nachhall im höheren Tone". Johannes nämlich kannte jenen ältesten ursprünglichen Evangelienaufsatz, ja, er mußte an dessen Abfassung nebst Petrus und Jacobus vorzüglichen Antheil nehmen. Er kannte auch die daraus geflossenen Evangelien. Nachdem er nun Gebrauch und Mißbrauch derselben erfahren, nachdem inzwischen der ganze Gesichtskreis des Christenthums sich über die ursprüngliche jüdische Fassung erweitert hatte, schrieb er sein Evangelium. Er erläuterte nicht nur, sondern läuterte selbst die palästinische Evangeliensage, hob seinen Christus, den die älteren Evangelien in einem beschränkteren Sinne als den Sohn Gottes dargestellt hatten, als Heiland der Welt hervor und machte dadurch das alte historische Evangelium praktisch. Daraus, meint er, erklären sich alle Eigenthümlichkeiten des Johannesevangeliums. Dasselbe kümmert sich nicht um die jüdische Ahnentafel Jesu. Es führt äußerst wenige Wunder an, und die wenigen stehen nur als symbolische Facta, als Sinnbilder eines permanenten Wunders da. Anderes, was bei Johannes geändert oder ausgelassen ist, verräth die gleiche erläuternde Tendenz; genug, daß ihm vor Allem daran gelegen ist, daß der Begriff, was Gottes Sohn sei und wie er als Weltheiland das ewige Leben gebe, in rechtem Sinne gefaßt werde. Diese Lehre ist sein einziges Dogma, sein Evangelium, indem es dieselbe planvoll durchführt, ein Evangelium des Geistes.

Ein Evangelium des Geistes und zugleich des Friedens. Mit diesem Satze blicken wir in den Zusammenhang der Schrift „Von der Welt Heiland" mit den ehemaligen „Erläuterungen". In diesen nämlich hatte Herder versucht, den tieferen specifisch religiösen Sinn der Johanneischen Ausdrücke aus dem Zend-Avesta zu erläutern. Auch jetzt wieder erinnert er daran, wie unter dem Einfluß persischer Religionsvorstellungen in Verbindung mit der Platonischen Philosophie fremdartige Gedankenweisen an das Christenthum herandrängten und endlich unter dem Namen der Gnosis ihm gegenübertraten. Weiter aber ist es jetzt sein Augenmerk, das Verhältniß darzulegen, welches sich Johannes zu diesen gnostischen Vorstellungen gab. Er sucht zu zeigen, wie derselbe in Anlehnung an die herrschende metaphysische Sprache sie zu läutern und läuternd zu widerlegen, wie er sie dem echten Kern des christlichen Bekenntnisses zu conformiren, das Nichtchristliche, alle fremdartigen Ideale und Phantasien zu beseitigen gestrebt habe. Herders erstes Mittel, seine eigene freie Auffassung des Christenthums mit den geschichtlichen Urkunden des Christenthums zu vermitteln war die Ansicht, daß das Marcusevangelium der einfachen Form der apostolischen Ursage am nächsten stehe und uns also als simplificirendes

Richtmaaß der sonstigen evangelischen Erzählungen dienen dürfe. Das zweite Mittel zu eben diesem Zweck ist ihm die Auffassung des Johannesevangeliums als eines Evangeliums des Geistes und des Friedens. Paraphrasirend geht er dasselbe durch, um überall nachzuweisen, wie dasselbe, weit entfernt, neue Speculationen zu begünstigen, vielmehr darauf ausgehe, Speculationen auszurotten, die Christen zum Wesentlichen des Christenthums zurückzuführen, wie es nur einzelne Scenen, Bilder und Reden aus dem Leben Jesu darstelle, um sie als lehrende Symbole mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der damaligen Zeit zur Entwicklung des Einen Gedankens zu benutzen, daß und in welchem Sinne Jesus der Christ, der Heiland der Welt sei. Naiver Weise verbindet er freilich mit dieser Betonung des lehrhaften Tendenzcharakters des vierten Evangeliums die Behauptung, daß uns dasselbe einige feste chronologische Anhaltspunkte, einige thatsächliche Ergänzungen zu den Berichten der Synoptiker gebe. Ueber die Maaßen schwach, wie er für die Glaubwürdigkeit der Geschichte von der Auferweckung des Lazarus eintritt, oder wie er die von der synoptischen ganz abweichende Redeweise des Johanneischen Christus damit erklärt, daß es einem Apostel und Greise nicht geziemt habe, mit mimetischer Künstelei den eigenen Ausdruck Christi „nachzuäffen!“ Nur natürlich jedoch; denn aller Gebrauch, den er von der symbolisirenden Haltung des Evangelisten für seine eigene Auffassung der evangelischen Geschichte zu machen gedenkt, beruht auf der Voraussetzung, daß dieser Evangelist eben der Apostel, der Lieblingsjünger Christi ist. Was diesem erlaubt war, muß auch ihm selbst erlaubt sein. Auch er darf in dem zeitlichen ein ewiges Evangelium, in dem Geschichtlichen Geist und Wahrheit der Geschichte aufzeigen. In diesem Sinne heftet er sich mit unverhehlter Vorliebe an gerade dieses Evangelium. Es ist ihm ein von der Hand eines Engels gemaltes Gemälde, ein „tiefer stiller See, in welchem sich, mit der Erinnerung der schönsten Jugendzeit im Leben Johannes' als einem anmuthigen Ufer, der Himmel selbst mit Sonne und Gestirnen spiegelt“.

Wie nun aber Herders vergleichende Evangelienkritik überall bedingt ist durch sein freies Credo, so dient ihm auch rückwärts wieder der historisch-kritische Theil der beiden Schriften zur Basis für die Entwickelung jenes Credo. Er schließt beide Schriften mit der Beantwortung der Frage, der „Hauptfrage“: Was sollen diese Evangelien für uns? Und die Beantwortung ist ganz conform mit seinen kritischen Kanones. Er hat sich durch diese in die günstigste Lage versetzt, den geschichtlichen Kern der Evangelien auf einen verhältnißmäßig kleinen Kreis von Thatsachen beschränken zu dürfen. Anderes, woran sein aufgeklärtes Bewußtsein Anstoß nimmt, darf er auf die national und zeitmäßig bedingte Auffassung und Sprachweise der evangelischen Geschichtschreiber schieben. Alles endlich darf er, nach dem Vorgange namentlich des Johannes, in einen höheren idealen Sinn erheben. Nicht daß er sich auf einen durchaus festen und klaren Standpunkt stellte. Nur stufenweise viel-

mehr, auch die Aussichten unterwegs mitnehmend, die nur einen halben, unsicheren und nebligen Anblick gewähren, — man weiß nicht, ist es innere Unfertigkeit oder ist es Accommodation — tritt er auf den freiesten, Alles im hellsten Lichte zeigenden Standpunkt. Von Anfang an steuert er auf diesen los. So gleich da, wo er auseinandersetzt, was es mit den, nach der synoptischen Darstellung an Christus erfüllten alttestamentlichen Weissagungen für eine Bewandtniß habe. Denn seine Meinung läuft darauf hinaus, daß allerdings die Summe aller Propheten, die Hinweisung auf eine Zeit reiner Gotteserkenntniß, Tugend und Glückseligkeit durch Jesus erfüllt worden sei, daß dagegen die Einzelauslegung jener alttestamentlichen Prophezeiungen durch die Evangelisten auf Rechnung des Zeitgeistes komme und ihnen zu überlassen sei. Ebenso da, wo er von Christi eigenen Weissagungen und Wundern spricht. Denn nur für die Zeitgenossen Christi will er ihnen ihren Werth lassen, und selbst die drei Beglaubigungswunder sind ihm nur als Facta, wie immer zu erklärende Facta, nicht eigentlich als Wunder wichtig. Seltsam genug betont er dazwischen wieder in Betreff des Wunderbaren der evangelischen Geschichte das Ansehen der Kirche, auf welches hin wir dasselbe annehmen müßten und über welches wir nicht „hinauskönnten". Und nun erst ringt er sich ganz von allem historischen Glauben frei. Wichtiger als alle Weissagungen und Wunder ist ihm das Evangelium selbst, d. h. die Lehre, der Charakter und das Werk Jesu. Er findet die Lehre Christi in dem alle Menschen zu Brüdern verknüpfenden Begriffe Gottes als des Vaters aller Menschen. Der Charakter Christi ist ihm darin beschlossen, daß Christus als Gottes Sohn, d. h. als der Gottgeliebte den Willen des Vaters als die höchste Regel befolgte und daß er das Werk Gottes als Menschensohn d. h. aus reiner Pflicht und zum höchsten Zweck der Menschheit trieb. Das Werk Christi endlich erblickt er in der Begründung eines Reiches Gottes, d. h. eines lebendig wirkenden Instituts, das, durch alle Zeiten und Nationen fortgehend, den reinen Grundsätzen der Vernunft und des sittlichen Gefühls je länger je mehr zum Siege verhelfen wird. So ist das Evangelium der Evangelien das reine Menschen-Evangelium, dessen Wahrheit zuletzt keines anderen Zeugnisses bedarf als des Zeugnisses des menschlichen Herzens und Bedürfnisses, daher denn auch der bloß kirchliche Glaube immer mehr in die That selbst sich verlieren, das Symbol immer mehr zur Sache werden muß. Für diese Fassung der „lebendigen Bedeutung" des Christenthums findet er in dem Evangelium Johannes' den erwünschtesten Anhalt und andererseits den tiefsten Ausdruck. Wie er den Synoptikern die jüdische, so nimmt er dem Johannes die speculative Hülle. Durch des Johannes eigene Haltung glaubt er sich berechtigt, die Gesinnung desselben in Worte zu kleiden, wie sie unserer heutigen Zeit gemäß wären, und diesem Grundsatz zufolge läßt er ihn einfach das Evangelium edler Humanität verkünden.

Nach allen Windungen einer sehr fraglichen und hypothetischen Evan-

gelienkritik, nach allen Anbequemungs-, Beseitigungs- und Umdeutungskünsten trifft so Herder zuletzt in allen Stücken völlig mit Lessing zusammen. Er lehrt genau dasselbe Christenthum wie dieser, ein Christenthum des Herzens und der Gesinnung, ein undogmatisches, praktisches, dem einfachsten Laienverstande zugängliches, nicht in theoretischer, wohl aber in sittlicher Fortentwickelung des Menschengeschlechts sich immer reiner und voller realisirendes Christenthum. Die Toleranzansicht des Nathan ist ganz auch die seinige; gerade den Juden gegenüber, die nicht zur Christenheit übergehen, spricht er es aus: „Wer nicht wider uns ist, ist mit uns; unter allen Nationen und Religionen ist Vernunft, Billigkeit, Religion, Wahrheit, Güte, Liebe nur Eine". Ohne Lessing zu nennen, bewußt oder unbewußt, absichtlich oder unabsichtlich, wiederholt er die Schlagworte, in welche dieser seine Ansicht zusammenfaßte. Auch ihm ist das Testament Johannes' die Summe des Evangeliums Johannes'. Auch er bekennt sich zu den Lessingschen Sätzen, daß die Wahrheit einer Lehre nimmermehr durch Wunder, sondern nur durch innere Ueberzeugung erwiesen werden könne, und daß unter allen Umständen die Wunder der Evangelien für uns nur erzählte Wunder seien. „Muß vor zweitausend Jahren Feuer vom Himmel gefallen sein, damit wir jetzt die helle Sonne sehen? Müssen zu eben dieser Zeit die Gesetze der Natur inne gehalten haben, wenn wir jetzt von der inneren Nothwendigkeit, Wahrheit und Schönheit des moralischen geistigen Reichs Christi überzeugt werden sollen?" Das Alles ist Lessing nachgesprochen, und eine Lessingsche Formel ist es, wenn die Christlichen Schriften den Satz der „Ideen" wiederholen: „die sogenannte Religion an Jesum muß sich nothwendig mit dem Fortgange der Zeit in eine Religion Jesu, und zwar unvermerkt und unaufhaltbar verändern". Die Gleichung zwischen Herder dem Theologen und Lessing dem Theologen wäre vollständig, wenn jener nicht umständlicher mit der evangelischen Ueberlieferung und mit dem Thatsächlichen des Lebens Jesu sich auseinanderzusetzen, wenn er nicht vorsichtiger aus der Hülle des kirchlichen Glaubens, den er nicht wegwerfen will, den Kern des Evangeliums, der ihm allein Werth hat, herauszuschälen suchte. In gymnastischer Weise hatte das gelegentlich auch Lessing gethan. Ernstlicher, nicht als Dialektiker, sondern als Homilet und Prediger, mit einem Herzensantheil, der ihm oft die Folgerichtigkeit des Denkens trübt, mit einer Pietät, die ihn oft in die verlassenen Cirkel zurückführt, thut es Herder.

Endlich aber hat er sich mit allen diesen Ueberleitungs- und Vermittelungsversuchen genug gethan. Mit dem historischen Detail wenigstens hat er aufgeräumt: der Begriff des Paraklets bildet den Uebergang zu den letzten beiden Sammlungen Christlicher Schriften. In ihnen zieht er gleichsam eine Summe seiner christlichen Ueberzeugungen. Er setzt seine freie Interpretation und humanitäre Vergeistigung des Christenthums fort, allein dieselbe steigert sich nunmehr, indem sie sich in polemischer Wendung gegen alle dogmatische Unfreiheit und Engherzigkeit kehrt. Hatte er bisher sein Christenthum

am Leitfaden der evangelischen Geschichte entwickelt, so jetzt am Leitfaden der kirchlichen Lehre. Nicht mehr die genetische Kritik der Evangelien und die Betrachtung des Lebens Jesu bildet die Unterlage seiner Predigt, sondern die Erläuterung und Kritik der christlichen Dogmatik. Die Zweite und Dritte Sammlung hatte in die Frage ausgemündet: was sind uns die Evangelien? An die Spitze der Vierten und Fünften Sammlung tritt die Frage: was kann und soll das Christenthum uns jetzt sein?

Rasch hinter einander erschienen Ostern 1798 die Vierte und die letzte Sammlung, mit der der Verfasser, wie er am 29. April an Eichhorn schrieb, „das Baptisterium schloß" [1]). Nicht wenig hatte es dazu beigetragen, Herder bei den Christlichen Schriften festzuhalten, daß sich Jacobi über die Zweite und Dritte Sammlung aufs Zustimmendste erklärte. Die Philosophie hatte beide Männer getrennt, über die Politik waren sie nicht einig geworden: wider Erwarten fand Herders Theologie den Beifall Jacobis; es war das Innige und Herzliche derselben, was diesen ansprach, um so mehr ansprach, da die katholischen Einflüsse seiner Freundin Gallitzin, die er in Holstein gewahrte, und die Intoleranz seiner orthodoxen Freunde ihn kopfscheu machten. Er hatte allen seinen Bekannten Herders „Erlöser" angepriesen und laut erklärt, daß in diesem Buche auch sein ganzes Christenthum stände. Gehoben durch die Zustimmung des Freundes, der sich das gewichtige und sachkundige Urtheil Eichhorns zugesellte, hatte Herder gleich nach dem Erscheinen des „Weltheilands" die dort bereits angekündigte Schrift „Vom Geist des Christenthums" in Angriff genommen [2]). Am 12. Juni 97 bereits meldet er Eichhorn, daß dieselbe eben in den Druck solle [3]). Aber sie war doch vielleicht noch nicht reif. Wie vorbauend schreibt er Ende Juni an G. Müller, dem der Johannes wohlgethan hatte, das neue Buch, fürchte er, werde ihm anfangs nicht so ganz gefallen. „Was hilft," fügt er hinzu, „tändeln und halb sagen? Unser Leben ist so kurz; hier müssen verschiedene Wunden tief ausgefegt werden" [4]). Das vorbauende Wort kehrt noch in der

---

[1]) Am 24. März, wie Caroline zwei Tage danach (Gelzer XIV, 278) an G. Müller meldet, kamen die ersten Exemplare der 4. Sammlung; „in acht Tagen" erwartete Herder am 29. April (C, II, 311) die 5., für welche Prinz August am *12. Mai dankt.

[2]) Caroline an Jacobi 20. Mai 97, A, II, 314; Jacobi an Herder 4. October 97, Auserl. Briefw. II, 251; Caroline an J. 18. Nov. 97, A, II, 316; Herder an J. 1. Dec. 97, Auserl. Briefw. II, 255, vgl. A, II, 317 Anm. Kritischer hatte sich Jacobi über die Pfingstschrift 7. Dec. 93, Werke III, 555 ausgesprochen. — Eichhorn an Herder 9. Oct. 96 und 4. Juni 97, C, II, 309.

[3]) Denn es ist kein Zweifel, daß der ungedruckte Brief vom 10.—12. Juni, aus welchem Suphan SWS. XX, 390 Anm. 1 diese und 393 Anm. 3 eine andere Stelle anführt, an Eichhorn gerichtet war. Herder bedankt sich in dem Briefe für den ersten und zweiten Band der 1797 von Eichhorn herausgegebenen „Uebersicht der französischen Revolution" („Dank für Ihre französische Revolution! Werden Sie ja aber kein Apostat wie Spittler!") Zu Anfang des Briefs heißt es, daß er neugierig sei, „wie Ihnen mein Kanon der Harmonie der Evangelisten behagt hat. Sie kennen die Dissonanzen am genauesten und haben sie am offensten gezeigt" u. s. w.

[4]) 26. Juni 97, bei Gelzer, S. 261.

Vorrede des Schriftchens wieder: „Zeit, zu verbergen und zu bemänteln, ist nicht mehr, wenn, wie Christus sagt, die Steine schreien. Durch fromme Lüge wollte ich mich am Christenthum nicht versündigen; wo Geist Gottes ist, sei Wahrheit". Diese Beschaffenheit der Schrift erklärt es, daß das Manuscript noch eine Quarantäne zu bestehen hatte und einer hie und da mildernden Ueberarbeitung unterworfen wurde [1]). Erst Jacobis Brief vom 4. October 97, der mit so warmer und voller Zustimmung auf den „Erlöser" zurückkam, wurde der „glückliche Hauch", der dem Manuscript in die Druckerei half [2]). Ende November ist die Schrift unter der Presse; ihre Nachfolgerin, die Schrift „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen" unter der Feder [3]).

„Vom Geist des Christenthums!" Nach zwei Richtungen wenden sich die Ausführungen dieser vorletzten Sammlung. Einmal gegen die Ankläger des Christenthums und die Spötter, sodann gegen die Mißdeutungen und Mißbräuche. So zunächst in Beziehung auf die Lehre vom heiligen Geist. Seiner alten Methode getreu, zeigt der Verfasser den Spöttern gegenüber, wie sich das Wort und der Begriff des Geistes Gottes im Alten Testament entwickelt und von da in das Christenthum übergegangen sei, wo es nun nichts Anderes sei als der die neue christliche Gemeinde führende und ihr beistehende, alle Nationen zu einem Reiche Gottes vereinigende Christusgeist; zeigt, wie demnach das Christenthum nicht Schwärmerei, sondern Begeisterung zum Inhalt habe und stellt insbesondere Paulus als den edelsten Enthusiasten für Aufklärung und geistige Freiheit dar. Er wendet sich andererseits gegen die Mißdeutungen und Mißbräuche der Lehre vom Geist. Wiederum mit einer genetisch-historischen Erörterung beginnend, geht er, wie er schon in den Theologischen Briefen gethan, dem äußerlichen Inspirationsbegriff, ferner, wie er schon in der Pfingstschrift gethan, dem kindischen Verlangen nach der Fortdauer der urchristlichen Wundergaben, endlich der dogmatisch spitzfindigen Ausbildung der Lehre von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes zu Leibe. Allen diesen Mißdeutungen gegenüber dringt er auf Rückkehr zu „Natur und Wahrheit", die ihm zugleich Rückkehr zu der Denkart der heiligen Schrift ist, nur daß es jetzt dafür einer Sprache bedürfe, die uns so natürlich und verständlich sei wie es zu ihrer Zeit

---

[1]) Proben davon giebt Suphan im Schlußbericht zu SWS. XX, Anm. 2.

[2]) Caroline an Jacobi 18. Nov., A, II, 316, 24. Nov. 97 an Gleim, C, I, 234 („am Geist des Christenthums wird gedruckt").

[3]) An G. Müller 8. Jan. 98, bei Gelzer, S. 267: „Mit Ostern kommen, wills Gott, von mir zwei Theile christlicher Schriften heraus! Vom Geist des Christenthums und von Lehrmeinungen desselben." Am 26. März schickt Caroline das eben angekommene erste Exemplar „Vom Geist" rc. an G. Müller mit dem Versprechen, bald auch die Fünfte Sammlung zu schicken (Gelzer, S. 275). Am 29. April (C, II, 311) Herder an Eichhorn: „Hier ein Büchlein. Ein anderes in acht Tagen, womit ich, wenn nicht besondere Umstände mich auffordern, vor der Hand das Baptisterium schließe". Für beide Sammlungen dankt Prinz August * 12. Mai 98.

die in den Schriften der Apostel gewesen. In drei angehängten Abhandlungen kömmt er noch einmal, in oft lästigen Wiederholungen, auf das Pfingstwunder, auf die Personificationen des heiligen Geistes — bloße „Idole" oder gar nur „Schattenabstractionen böser Zeiten" — und auf das lieber ganz zu vermeidende als zu mißdeutende Wort „Offenbarung" zurück. Den eigentlichen Schluß- und Hauptabschnitt des Schriftchens aber bildet die Ausführung, was nun nach Allem wirklich Geist des Christenthums und was es nicht, sondern vielmehr Mißchristenthum sei. Wo, frägt er, lebt und webt das Christenthum? Und er antwortet: nicht etwa in der ersten apostolischen Kirche. Mit nichten steht Alles darin für uns zur Nachahmung da. Eben aus lauter heillosem Respect für die erste Juden- und Römerkirche ist ein großer Theil des Unheils der späteren Christenheit entsprungen. Wir sind keine Juden und keine Hellenen; wenn das Christenthum unter uns, in unseren Gesinnungen leben soll, so muß es sich unserer Sprache bequemen. In Sprache wie in Gebräuchen gilt es „den alten Judaismus zu germanisiren". Es gilt desgleichen, den Geist christlicher Gemeinschaft möglichst frei zu halten von den Mängeln aller menschlichen Gesellschaft, ihn namentlich unabhängig vom Staate zu machen. Im Gegensatz gegen den jüdischen Buchstabendienst entstanden, wird sich das Christenthum aller Buchstabenverehrung zu entziehen haben — die Christen sollen „keine Biblio- und Epistololatren" sein. Entgegengesetzt wird es allem „Magismus", aller bevorzugenden Trennung einzelner Stände, allem Sklavensinn, aller Zwietracht, aller nationalen Verfeindung. Allen Geistlosigkeiten, mit Einem Worte, wird der Geist des Christenthums entgegengesetzt, und diese geistige Auffassung endlich dahin gesteigert, daß es selbst nur eine vorbereitende Anstalt zur Herbeiführung einer allumfassenden Menschengemeinschaft, eines neuen Universums sei, in welchem alle Wesen beseligt in der Liebe Gottes aufgehen. Allen Geistlosigkeiten tritt diese Verkündigung des Geistes des Christenthums entgegen: vorzugsweise jedoch entnimmt sie die Farben, mit denen sie das antichristliche Wesen schildert, jenem Staatschristenthum, welches schon dreißig Jahre früher der Jüngling in dem Gedichte „An das ökumenische Christenthum" geschildert und dem Untergange geweiht hatte, um es dem „Gottesbilde, der Menschheit" zu opfern, damit „Mensch einst Alles sei". Er war jetzt wieder da angelangt, wo er schon einmal im Jahre 1770 gestanden hatte. Das Christenthum der katholischen Kirche, die Mißbräuche des Papstthums schilderte seine Prosa jetzt nur noch beredter als damals seine Verse. Alles, was er dort von der römischen Zaubervettel und ihrem Taumelbecher, ihren Ketten und heiligen Waffen und Bannblitzen gesagt hatte, wiederholte er jetzt in eingehender Schilderung, laut und offen verurtheilte er das Afterchristenthum und sprach von Neuem die Zuversicht aus, daß die Sonne aufgehen, die Gespenster fliehen, das Reich der Wahrheit und Erkenntniß, der Freiheit und der allgemeinen Liebe triumphiren werde.

Stark und frei wie er in diesem Punkte sprach — er hätte am liebsten noch stärker gesprochen. Seinem ganzen Abscheu vor jener papistischen Entstellung des Christenthums gab er in einer allegorisch-satirischen Composition Ausdruck, die er gleichzeitig niederschrieb, aber zu veröffentlichen Anstand nahm[1]). „Felix und Drusilla haben nicht Zeit zu lesen", mit diesen Worten motivirt er in der Vorrede zur Vierten Sammlung die gewählte Form aphoristischer Paragraphen. Den Ton langathmiger Deductionen oder einschläfernder Predigten zu vermeiden, hätte indeß auch die Gesprächsform, noch besser die Form eines erzählenden Gesprächs dienen können. Solch ein Gespräch eben, dessen Theilnehmern er die Namen jener aus der Apostelgeschichte bekannten Figuren giebt und denen er noch einen Festus und Paulus hinzufügt, hatte er verfaßt. Paul ist der Erzähler, den die Uebrigen nur unterbrechen, und zwar erzählt Paul ein Märchen, das er ausdrücklich als ein Gegenstück zu Swifts Märchen von der Tonne, der Geschichte von den drei Brüdern Peter, Johann und Martin bezeichnet. Von Swift also ist der Grundfaden der Erfindung entnommen, aber verändert ist die Tendenz des Ganzen. Swift hatte sich gütlich gethan in der Satirisirung der katholischen und der presbyterianischen Kirche; seine Parteilichkeit für die anglicanische Kirche war nur zwischen den Zeilen zu lesen gewesen: im Grunde athmete seine ganze Geschichte den Geist der Negation. Bei Herder gewinnt die Satire ein ernsteres und ein durchaus positives Gesicht. Nicht nur, daß sie in ganz anderer Weise Partei nimmt: sie wird zu einer Fabel, die eine bedeutsame Wahrheit lehren will; sie bildet eine Ergänzung zu dem Schlußabschnitt der Schrift vom Geiste des Christenthums, einen ausgeführten Commentar des Gedichtes „An das ökumenische Christenthum".

Ein Hirt, so erzählt Paul, hinterließ seinen drei Söhnen seine Heerde ungetheilt; verträglich unter einander sollten sie dieselbe gemeinsam bewachen. Jedem reichte er eine Hirtentasche und in dieser einen Spiegel. Wer ehrlich in diesen Spiegel hineinsehe, dem werde derselbe Selbsterkenntniß gewähren, wer listig, dem werde er die Wahngestalten seines Hirns zeigen, die ihm, wenn er sich in sie verliebe, gefährlich werden würden. Nach kurzem Vertragen fing alsbald der älteste der Brüder, Peter, an, seine Hirtenkleidung zu modeln, um sich vor den beiden Andern auszuzeichnen. Vergrößert zeigte ihm sein Spiegel die ehrgeizigen Gedanken seines Hirns. Er war begierig zu erfahren, wie er zur Wirklichkeit der Gestalt gelangen könne, die ihm der Spiegel gezeigt hatte. Träumend erfuhr er es in der prophetischen Panshöhle. Sieben Diener Pans erschienen ihm hier. Die Rathschläge, die sie ihm der Reihe nach gaben, lehren ihn, statt der Schafe, Menschen zu führen,

---

[1]) „Das Märchen vom Spiegel," von Joh. Müller (6. August 1808 an seinen Bruder Georg, Sämmtl. Werke VII, 358) von der Veröffentlichung aus dem Nachlaß ausgeschlossen, weil es nicht völlig ausgefeilt und nicht historisch gerecht sei.

und zeigen ihm die Mittel dazu, der eine z. B. den Schlüssel, um Herzen und Lippen zu öffnen, um zu binden und zu lösen, der andere das Salbgefäß, um wunderwirkende Salbungen vorzunehmen. Noch Andere unterrichten ihn, was durch Glocken und Orgeln, durch Scheiterhaufen, durch Selig- und Heiligsprechung auszurichten sei, und der Letzte raunt ihm das Wort der Verwandlung, das allmächtige Hocus-pocus ins Ohr. In seinem Spiegel findet er sofort dies Alles bestätigt; vergebens, daß ihm in einem anderen Traume die Gestalt seines Vaters erscheint, um ihn vor der Verführung durch jene Gaukelbilder zu warnen und ihn zur Umkehr zu mahnen. Er scheidet sich von seinen Brüdern. Er zieht in eine benachbarte verlassene Königsstadt, die einst das Haupt aller Völker gewesen und wird in deren Geheimnisse durch die Nymphe Egeria eingeweiht, worauf er, zum Retter und Tröster der Stadt geworden, allmählich alle seine Spiegel- und Traumkünste in Bewegung setzt. Und so wird in Pauls Erzählung die allegorische Geschichte des Papstthums weiter fortgesponnen. Die Tendenz ist deutlich, die Institution der römischen Kirche durchaus als ein Werk frevelhafter Ueberhebung und wahnsinniger Verblendung, als ein Lug- und Trugsystem darzustellen, welches Herrschsucht und Habsucht mit allen Künsten einer dämonischen Politik zusammengewoben habe. Und weiter ist von Peters Brüdern die Rede. „Martin, ein fester Kopf, zog sich bald in die Ferne, in ein kälteres Klima; da stärkte sich sein gesunder Verstand, seine Ehrlichkeit, und er sah gern in den Spiegel". Johann, nach einigen thörichten Versuchen, Peters irdischem Reiche geistige Reiche sichtbar entgegenzusetzen, folgte dem Martin, um nun gleichfalls zu gesunden. Die Allegorie erstreckt sich weiter auch auf die anglicanische Kirche, die nicht viel besser wegkömmt als die römische, und versucht zuletzt, die späteren Schicksale der drei Brüder als die natürliche und gerechte Folge ihres Verhaltens darzustellen. Von den drei Sprüchen, welche der Vater dem bethörten Sohne warnend vorgehalten, fing zunächst der erste an Peter in Erfüllung zu gehen an: „wer sich selbst erhöht, muß erniedrigt werden"; denn durch seine unleidliche Eitelkeit machte er sich je länger je mehr lächerlich und verächtlich. Ebenso der zweite Spruch: „wer Andere täuscht, muß von ihnen getäuscht werden"; er hatte den Menschen so viel Widernatürliches weisgemacht, daß die Natur endlich seine Täuschungen an den Tag brachte; in Dingen der Geschichte vollends glaubte dem Lügner fast Niemand mehr — dem dicksten Glauben folgte die eiskalte Zeit des Unglaubens. Auch der dritte Spruch endlich: „wer verwandelt, werde verwandelt" reifte der Erfüllung entgegen; ein Todtengeruch ging von dem Gaukler aus, der sich so viel mit Gräbern, Leichen und Todtengebeinen zu schaffen gemacht hatte; man floh ihn und fing an, seine Geschichten für bloße Gespenstergeschichten zu halten. Peter freilich that, als ob er das Alles nicht merke, und fuhr fort, mit seinem alten Apparat am hellen Tage zu wirthschaften, als ob es noch Mitternacht wäre. Da wollte es der Zufall, daß auf einer Reise alle drei

Brüder in einem Walde sich verirrten und, durch Nacht und Ungewitter genöthigt, in einem wüsten Schlosse Zuflucht suchten. Den Träumenden erschien die Gestalt des Vaters; mit freundlichen Worten entbot sie für den folgenden Morgen die ehrlichen Söhne, mit strafenden Worten den unehrlichen in den Saal des Schlosses vor den dort hängenden Spiegel, den Urspiegel, von dem die ihrigen nur Stücke seien, den Spiegel der vollstreckenden, das Innere herauskehrenden Wahrheit. Zuerst finden sich nun Martin und Johann vor dem Spiegel ein, der ihnen ihr Bildniß gesund und fröhlich entgegenstrahlt. Alle harten Züge waren in Martins Gesicht, in Johanns Mienen alle Reste alter Krämpfe und Kränkeleien verschwunden; gutmüthig umarmten sie sich, gelobten einander Eintracht und Bruderfreundschaft. „Dein Antlitz," sprach Johann, „soll mir künftig statt dieses Spiegels sein; auf jeden Zug darin will ich merken." „Mir das deine," sprach Martin. Und während sie noch so sprachen, trat Peter in seinem ganzen Schmuck dreist vor den Spiegel. Eine entsetzliche Verwandlung erfolgte. Wie sie jedoch war, erfahren wir nicht mehr, da Felix den Erzähler unterbricht: bei gelegener Zeit wolle er ihn wieder rufen lassen und weiter hören. Es wird nur noch gesagt, daß die Verwandlung dem Schamlosen die falschen Hüllen entnahm und sein Wesen selbst zeigte; eine ähnliche Verwandlung aber sei auch mit St. Alban, das will sagen mit Englands hoher Kirche, der Schöpfung des insularen Ungeheuers, „Harrys, des Weiberfressers" vor sich gegangen.

Gern kehrt man aus dieser in Zeichnung wie in Farbe nicht eben correcten Allegorie entweder zu den Capiteln der „Ideen" zurück, die bei aller harten Beurtheilung des christlichen Aberglaubens des Mittelalters doch auch den segensreichen Wirkungen der Hierarchie Gerechtigkeit widerfahren lassen, oder zu den Capiteln der Vierten Sammlung Christlicher Schriften, die dem geistlosen Staats- und Ceremonienchristenthum überhaupt den Spiegel des Geistes des Christenthums entgegenhalten. Diesen Spiegel völlig blank zu putzen, dient endlich die letzte Sammlung: „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen". In ihr kömmt das Glaubensbekenntniß unseres Theologen zum Abschluß und in ihr erhebt er sich auf den freiesten, höchsten, überschauendsten Standpunkt. Der Wegweiser, die auf diesen Punkt hindeuteten, waren mehrere schon in den bisherigen Sammlungen angebracht; mehr als einmal waren in dem Dickicht der historisch-kritischen Untersuchungen und der Erörterungen biblischer oder kirchlicher Begriffe Lichtungen eingehauen, durch welche dem Wandrer als das letzte Ziel die über allen historischen und allen Dogmenglauben sich hinwegsetzende Religion der Humanität, die Religion ohne Namen in die Augen fiel. Die Fünfte Sammlung läßt uns dieses Ziel in der Nähe schauen, indem sie uns zugleich den zurückgelegten, in sich kreuzenden Schlangenwindungen zur Höhe führenden Weg noch einmal von oben überblicken läßt. Nun erst werden wir in den Stand gesetzt, das Gewicht sicher abzuschätzen, das für den Glauben des Verfassers die Thatsachen der

evangelischen Geschichte, die Worte der heiligen Schrift, das Bekenntniß der Kirche haben. Es ist ein verschwindend geringes Gewicht, und bleibt dennoch der Ballast, ohne den er sich niemals auf der Höhe seines religiösen Idealismus zu behaupten im Stande sein würde. Nach allem genetisch-historischen Eingehen auf das traditionelle Christenthum, nach allen, selbst den Widerspruch und die Verwirrung nicht scheuenden Versöhnungs- und Vermittlungsversuchen ist er endlich doch bei dem klar scheidenden Verfahren Lessings angelangt. Etwas Anderes ist Religion, etwas Anderes sind Lehrmeinungen und Gebräuche; Religion ist der Kern des Christenthums; das Christenthum die Religion innerhalb der Grenzen der reinen Humanität. Lessing würde diese Sätze, die Summe unserer Schrift, ohne Rückhalt unterschrieben haben; Jacobi konnte sie sich aneignen, er gestand, daß er die Schrift mit unsäglichem Genuß gelesen habe und daß ihm davon ein tiefer Eindruck des durchgängigen Wohlgefallens geblieben sei [1]). Nur zwei Jahre nach dem Erscheinen der Herderschen Schrift schrieb Schleiermacher seine Reden über die Religion. Erst er gab durch eine feinere Analyse des religiösen Lebens der Scheidung von Religion und Lehrmeinung eine schärfere Fassung; erst er grenzte die Sphäre des religiösen Gefühls nicht bloß von der des metaphysischen Grübelns, sondern auch von der des sittlichen Handelns ab und entdeckte damit zugleich den tieferen Lebensquell der Religion: aber der Grundgedanke war doch ein ganz verwandter. Herder erscheint in ersterer Schrift wie als Nachfolger Lessings, so als Vorläufer Schleiermachers — er bildet den Uebergang von jenem zu diesem [2]).

Stark gravitirt bei Herder der Begriff der Religion nach dem Sittlichen hin. Spaldings Schrift „Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes" hatte einst seine heftige Gegnerschaft herausgefordert: Spaldings jüngstes Buch „Religion eine Angelegenheit des Menschen" drückt seine eigene Auffassung der Religion aus; Religion ist ihm, gemäß dem ursprünglichen Sinn des Wortes, nichts Anderes als „das Mark der Gesinnungen eines Menschen", des Menschen „innigste Angelegenheit", die „sorgsamste Gewissenhaftigkeit seines inneren Bewußtseins" oder, wie er mit bildlichem Ausdruck hinzufügt, „der Altar seines Gemüths". Um was es ihm vor Allem zu thun ist, das ist die negative Bestimmung, daß Religion nicht in Lehrmeinungen bestehe. Diese immer

[1]) 22. Nov. 98, Auserl. Briefw. II, 262.

[2]) Vor Allem die romantische Genossenschaft, in welcher Schleiermacher während dieser Jahre mitteninne stand, hat es Herder unmöglich gemacht, die Verwandtschaft seiner mit den Schleiermacherschen Gedanken gewahr zu werden. Wie sehr das Persönliche dabei das Sachliche verdeckte, mag man aus Carolinens Brief an Jean Paul, 1. Febr. 1800 (Sonntagsbeil. zur Vossischen Zeitung vom 6. Jan. 1884) ersehen. „Mit Ihrem Religions-Schleiermacher," heißt es, „bleiben Sie jetzt vor der Hand bei Seite — — Ihre Gutmüthigkeit wird Ihnen noch manchen Streich in der Gelehrtenwelt spielen" – — und es folgt einiger satirische Klatsch über den Verfasser der Reden im Geschmack der Falkschen Taschenbücher.

schon, namentlich in der Schrift von der Auferstehung von ihm betonte Antithese führt er jetzt allseitig durch. Lehrmeinungen sind Sätze, für und gegen welche disputirt werden kann und soll; Religion ist eine Gemüthsfassung, die kein Disputiren will, sondern pünktliche Befolgung einer unverletzbaren Pflicht, einer innigst erkannten Wahrheit; sie bauet auf Glauben und wirkt Glauben. Und wieder stützt er sich für diese Auffassung zunächst auf die Bibel. Ueberzeugungstreue war der Glaube Abrahams; auf Religiosität waren die theokratischen Institutionen Mose's gebaut; nicht auf Lehrmeinungen, sondern auf bürgerlich-moralische Religiosität ging der Vortrag der Propheten; Christus endlich tadelte nichts strenger als die abergläubig blinde Anhänglichkeit an Lehrmeinungen der Rabbinen, und auch die Apostel verkündeten mündlich und schriftlich nicht Lehrmeinungen, sondern den gekreuzigten Christus als Gotteskraft und Wahrheit, als die Eine Angelegenheit des Herzens und Lebens. Dann wieder führt er gegen den Dogmatismus seine historisch genetische Methode ins Feld. Lehrmeinungen entstanden erst dadurch, daß das Christenthum als universelle Religion unter die Völker trat. Nun kleidete jedes Volk, die rednerischen Griechen zumal, den empfangenen Begriff je nach ihrer Art ein, die Lehre wurde zur Formel und gar durch Einmischung der Obrigkeit zum Decret, und wenn nun Verfolgungen eintraten, so wurden die verfolgten Meinungen denen, die unschuldig dafür litten, zur Religion. Der streitende Protestantismus sofort brachte neue Lehrmeinungen. Unvermeidlich das Alles, — aber nur um so nothwendiger, daß man, was nur Meinung und was wirklich Religion, was Religion Jesu, d. h. was diesem selbst Herzenssache und innige Ueberzeugung war, „mit vorsichtig-strenger Hand sondere". Und am Leitfaden des christlichen Symbolums nimmt er nun selbst diese Sonderung in der Weise vor, daß er der Reihe nach die Artikel des Symbolums durchgeht und so in kurzen Sätzen seine eigene undogmatische Dogmatik vorträgt. Einstimmig mit seinem Spinozistischen Naturglauben ist seine Auffassung des ersten Artikels: Gott, der Schöpfer und Erhalter des Weltalls, der Vater der Menschen. Dies allein ist der Inhalt des einfachen, praktischen, durch Herz und Gewissen bestätigten Gemüthsglaubens; geringschätzig, ja spöttisch contrastirt er demselben die Lehrmeinungen, d. h. die Speculationen über Gottes Wesen, die Art seines Seins und Schaffens, seine Erkennbarkeit u. s. w., so zwar, daß er am meisten und unliebsamsten auf die neueste, die Kantsche Schulweisheit anspielt. In derselben Weise spottet er beim zweiten Artikel über die „Kinderfragen" betreffend die Naturen in Christo, über den „Rechtsstreit" zwischen Christus und Belial, über die juristische Fassung der Rechtfertigungs- und Genugthuungslehre. Immer eifernder und wegwerfender wird der Ton, in dem er über diesen „Trödelmarkt alter Phrasen" spricht, und immer nachdrücklicher hebt er als den Kern des Glaubens an einen Retter und Heilbringer der Menschen die praktische, durch Christi Leben und Charakter bestätigte Wahrheit heraus, daß thätige Liebe der einzige Weg zur Rettung von

jedem die Menschheit drückenden Uebel sei. Immer mehr vereinfacht und verallgemeinert sich ihm dieser Glaube, ja so sehr tritt ihm der geschichtliche Grund desselben zurück, daß er das Zeugniß der Geschichte für jene allgemeine Menschen- und Völkerreligion, für die schlechthin einzige Religion der Liebe allenfalls auch entbehren könnte. Zu dieser Regel der rettenden Liebe „kann selbst der Name des Stifters der Regel nichts hinzuthun". Und wenn Jemand sagte, daß die ganze Geschichte Christi erdichtet sei, „so würde ich ihm heiter antworten: Dank den Fischern, daß sie eine solche Geschichte erdichtet haben! Meinem Geist und Herzen ist sie Wahrheit". Die gleiche antidogmatische Behandlung wird endlich dem dritten Artikel zu Theil. Stark lenkt er hier zunächst, gegenüber der Kantschen leeren Form der autonomen sittlichen Gesetzgebung, auf den specifisch religiösen Gehalt des Glaubens an einen heiligen Geist zurück. Dieser Glaube ist ihm der Glaube an einen reinen Trieb der Menschennatur, an die jedes Böse mit Gutem überwindende Liebe, oder, was dasselbe ist, an eine göttliche Unterstützung unserer moralischen Kräfte, von Hause aus angelegt in der Charakterbestimmung der Menschheit selbst. Er setzt auseinander, wie dieser Geist zugleich der Geist thätiger Gemeinschaft ist; er läßt von der Vergebung der Sünden nichts als die natürliche menschliche Hoffnung einer durch Fehler selbst sich vollziehenden Läuterung, von der Auferstehung und dem ewigen Leben nichts als die Zuversicht, daß unser Geist in den Händen des Vaters sei, stehen.

Mit den symbolischen Gebräuchen des Christenthums hat es der folgende Abschnitt zu thun. Die Polemik Herders gilt hier einmal den „magischen" Lehrmeinungen, die sich an Taufe und Abendmahl geknüpft haben und zweitens der Ausschließlichkeit der einen oder anderen Deutung der heiligen Handlungen. Im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung, wie jene Gebräuche entstanden und was man im Laufe der Zeit aus ihnen gemacht, hebt er nachdrücklich eben deren symbolischen Charakter hervor. Für alles Symbolische hat ja seine Sinnesart vorzugsweise Neigung und Verständniß. Seine Deutung des Brodbrechens und Weindarreichens ist daher zunächst eine ziemlich positive und eigenartige: jenes soll, bei der ursprünglichen Einsetzung, den traurigen Theil der nahe bevorstehenden Begebenheit des Todes Christi, dieses die fröhlichen Früchte dieses Todes, Dank und Segen in einer neuen Bundesgemeinschaft bedeutet haben[1]): allein in dieser Deutung selbst ist wieder Raum für die weitherzigste Anwendung. Darin gerade sieht Herder den Vorzug einer symbolischen Handlung, daß sie vielseitig gedeutet werden könne und Jedem nach seinem Gesichtspunkt und Bedürfniß etwas Anderes sage. Das Wesentliche beider Sacramente aber findet er zuletzt darin, daß beide ausdrücken, „was eigentlich und einzig Religion ist, — gewissenhafte Verpflich-

---

[1]) Welches Gewicht Herder auf diese seine Interpretation der Abendmahlsworte legte, sieht man aus seinem Briefe an Eichhorn vom Juni 99, C, II, 313.

tung": die Taufe eine Absagung jeder Unlauterkeit, das Abendmahl eine völlige, zuversichtliche Hingabe an die Sache der Menschheit.

Vier weitere Abschnitte bringen nun für die Aufklärung des Herderschen Standpunktes kaum etwas Neues hinzu. Der Abschnitt, in welchem er von Lehrmeinungen, sofern sie zu einem System zusammengeordnet werden, handelt, erkennt die relative Berechtigung einer solchen Systematisirung an, richtet sich aber scharf gegen alle philosophische, von der Grundlage der Bibel, schon aus Unkunde von deren Sprache, weit abliegende Dogmatik, gegen allen Cartesianismus, Wolfianismus, am heftigsten abermals gegen die neueste, Kantsche Religionsphilosophie. Der folgende Abschnitt stellt dem Formular- und Wortglauben den echten, tief in der Natur des Menschen begründeten, ihm unentbehrlichen Glauben, den Glauben an Realität, an die Consistenz und Consequenz der Dinge entgegen und sucht zu zeigen, wie sich dieser zu religiösem Glauben verdichte und steigere, wie daraus Stammes-, Staats- und Nationalreligion, aus dieser endlich, die im Mosaismus culminirte, wieder die reine Menschenreligion, das Christenthum habe werden müssen. Alle Religion ist Wahrheitsüberzeugung im innigen Bunde mit Pflicht: aus dieser Thesis leitet der nächste Abschnitt die Nothwendigkeit ab, daß die Wissenschaften unvermengt zu halten seien mit der Religion, die Religion hinwiederum sich nicht von den Wissenschaften verwirren und bedrängen lassen dürfe, und im Zusammenhang damit wird die rechte Beschaffenheit des Religionsvortrags, werden weiter die Begriffe der Gottesverehrung, der Erbauung, Andacht, Devotion, Religionsübung u. s. w. erörtert. Der Schlußabschnitt endlich erläutert noch einmal das Wesen des Christenthums an seinem Gegentheil. Noch einmal bezeichnet der Verfasser als antichristlich die Bindung an einen bestimmten äußeren Cultus, alle priesterliche Direction der Gewissen, alle judaisirende Fassung des geistigen Gehalts des Christenthums, am allermeisten die orthodoxe Versöhnungs- und Genugthuungslehre. Sein letztes Wort ist wie sein erstes. Kein Zweifel: die reine Christusreligion, d. h. Gewissenhaftigkeit in allen menschlichen Pflichten, reine Menschengüte und Großmuth, wird, auf Selbstverleugnung gebaut, endlich doch über alle Bosheit und verachtende Schmach triumphiren. „Ob hiebei," so schließt er, „der Name Christi litaneimäßig genannt werde, ist dem Erhöheten gleichgültig. Der groben Mißverständnisse, des heuchlerischen Antichristenthums wegen haben sich Viele am heiligsten Namen verekelt, so daß zu unserer Zeit Stärke der Seele dazu gehört, dieser ungeheuren Mißbräuche wegen bisweilen nicht das ganze Gebäude von Grund auf neu zu wünschen. Wer Schlacken von Golde zu unterscheiden vermag, wird sich indeß nicht irre machen lassen und den Helden der Menschengüte, den stillesten Wohlthäter seines Geschlechts, in seiner Art, d. i. schweigend und nachahmend ehren. Am Namen Christianer, der von Griechen dem Christenvolk als einer Sekte gegeben ward, liegt wenig; gehe dieser unter oder bleibe. Wie nannte sich Christus? Den Menschensohn, d. i. einen einfachen, reinen

Menschen. Von Schlacken gereinigt kann seine Religion nicht anders als die Religion reiner Menschengüte, Menschenreligion heißen". —

Es erhöht nun ohne Zweifel die Bedeutung dieser Schriften, daß ihr Verfasser in ihnen von dem redete, was seines Amtes, was „das Geschäft seines Lebens" war. Wer nur die letzten, freiesten Aeußerungen derselben ins Auge faßte, dem könnte wohl das Bedenken beikommen, ob sich der Verfasser mit ihnen nicht in Widerspruch gesetzt habe zu seiner Stellung als Kirchenlehrer, als Oberaufseher und Leiter einer auf den alten Bekenntnissen gegründeten Landeskirche. Hat doch die Meinung noch in neuerer Zeit Ausdruck gefunden, daß zwischen Herders innerster Ueberzeugung, dem offenen Bruch mit dem alten Kirchenglauben, und seiner äußeren amtlichen Stellung ein klaffender Widerspruch bestanden habe und daß dieser „zur Tragik seines Lebens" geworden sei; eine stete Lüge habe dem wahrheitliebenden Manne auf der Seele gelegen, und diese Gewissensbedenken hätten ihm das Geständniß eines verfehlten Lebens abgepreßt[1]). Das völlig Irrige dieser Auffassung ist bereits von Anderen nachgewiesen worden und wird hoffentlich vor dem Ganzen unserer biographischen Darstellung nicht bestehen können. Schon ein zusammenfassender Blick aber auf das Ganze dieser Christlichen Schriften muß den vorurtheilslosen Leser belehren, daß dieselben — gerade wie Wieland von Herders Predigten rühmte — so heterodox nur sind, weil und indem sie zugleich im besten Sinne orthodox sind. Derjenige muß von der elastischen Gefühlsenergie dieses Mannes noch nicht eine Ahnung haben, der ihn sich vorstellt als gepeinigt von dem Widerspruch zwischen seinen tiefsten Ueberzeugungen und seinen kirchlichen Amtspflichten. Es heißt dem „wahrheitsliebenden und strengsittlichen" Manne den schnödesten Mißbrauch des Wortes Religion Schuld geben, wenn man daran zweifelt, daß ihm seine Verkündigung der „reinen Menschenreligion" ebenso sicher eine religiöse Angelegenheit war wie seine Kanzelwirksamkeit und seine praktische Fürsorge für die Bedürfnisse der ihm unterstellten Kirche. Ob irgend sonst ein logisch klarer Kopf zwischen Spinozismus und kirchlichem Bekenntniß die Gleichung zu finden verzweifelt, ist eine sehr gleichgültige Frage. Herder jedenfalls war dieser logisch klare Kopf nicht. Selbst bei seiner Exposition des Spinozistischen Systems im „Gott" hat er sich als guten Christen gefühlt: in den „Christlichen Schriften" vollends läuft Alles darauf hinaus, nicht sowohl, die christliche Religion zur reinen Menschenreligion hinüberzudeuten, als vielmehr diese reine

---

[1]) Hettner, in seiner Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrh. Der freisinnige Litterarhistoriker trifft dabei zusammen mit dem Urtheil der engherzigen Christlichkeit. Auch Helene Jacobi (Zöppritz II, 156) weiß sich nur mit Mühe der Vorstellung zu erwehren, daß Herder vor dem Altar und im Priesterrock habe heucheln müssen. — Mit ähnlicher Voreiligkeit findet Dorner in seiner übrigens feinen und billigen Charakteristik des Theologen Herder (Gesch. d. prot. Theol., S. 737 ff.) in dem „Mangel an Ethik" (!) d. h. dem „Ignoriren der Sünde" den Grund, daß er im späteren Alter sich verarmend und unselig gefühlt habe.

Menschenreligion als die Religion Christi zu erweisen. Was in aller Welt, wenn er sich eines Abfalls von der Kirche, des Widerstreits gegen den in dieser enthaltenen Schatz religiöser Wahrheit bewußt gewesen wäre, was hätte ihn gezwungen, sein Glaubensbekenntniß so offen und breit zur Ausstellung zu bringen? Er hat es offenbar in dem guten Bewußtsein gethan, daß er damit der Kirche den größten Dienst erweise und ihr die Zweifler und Ungläubigen wieder gewinne. Die geistigen Mittel, deren er sich bedient, um die Kluft zu überbrücken, die den unfreien, an einen geschichtlichen und dogmatischen Buchstaben gebundenen Glauben von dem freien sittlichen Gemüthsglauben trennt, sind die allermannigfachsten. Er vereinfacht, er deutet, er symbolisirt, er läutert, er scheidet. Er verflicht alle diese Verfahrungsweisen und gleitet oder springt von der einen zur anderen hinüber. Weder den starr Gläubigen noch den rein kritischen Geistern kann er damit Genüge thun: genug, daß er sich selbst damit befriedigt. Seine Consequenz ist mehr als fraglich, seine Wissenschaftlichkeit hält vor strengerer Prüfung nicht Stand, aber seine Ehrlichkeit ist über jeden Zweifel erhaben. Wenn wir ihn jetzt auf dem schmalen Pfade eines Geschichtsglaubens einherwandeln sehen, der schwindelnd zwischen dem Abgrunde des Wunderglaubens und dem der Verwandlung der Thatsachen in Ideen dahinläuft, so begreifen wir mit Mühe, daß er nicht fällt, und hüten uns wohl ihm zu folgen: aber für ihn eben ist dies der einzige Weg, der ihn sicher in den beseligenden Vernunftglauben an den Sieg der Humanität hinüberführt. Wenn er sich jetzt so umständlich bemüht, die Erzählung der evangelischen Geschichtschreiber zu retten, jetzt den Speculationen seines geliebten Johannes die Seele abzugewinnen sucht, wenn er jetzt der Accommodationstheorie huldigt, jetzt erklärend und deutend auf den Inhalt des Symbolums eingeht und jetzt wieder all' diese Vermittlungsarbeit hinter sich läßt, um einfach zu erklären, daß es sich weder um Geschichte und Wunder, noch um Worte und Lehrmeinungen, ja nicht einmal um den Namen Christi, sondern um praktische Frömmigkeit, um werkthätige Humanität handle, so verwundern wir uns billig über das künstliche, dehnbare Netz, in welchem die ganze Masse christlicher Vorstellungen eingefangen wird; die Maschen halten nicht, — vielmehr sie halten eben nur in dieser Hand, die sie knüpft und auftrennt und die ihrer keine entbehren kann. Es ist die Hand des frömmsten und des freiesten Mannes. Für jedes religiöse Bedürfniß wird er Anerkennung und Verständniß haben: jede dogmatische Beschränktheit und pfäffische Anmaaßung wird er zurückweisen.

Kein besseres Zeugniß für diese Gesinnung kann es geben, als die Art, wie er wenige Jahre später den Uebertritt Fritz Stolbergs zum Katholicismus beurtheilte. Mit parteiischer Beschränktheit verurtheilte Voß den Schritt des schwachen Mannes, mit zelotischer Heftigkeit kündigte Jacobi dem Uebergetretenen die Freundschaft auf. Herder sah voll Mitleid auf die schwärmerische Verblendung, der der Neubekehrte zum Opfer gefallen war, zugleich jedoch nahm er seinen Standpunkt hoch über der Leidenschaftlichkeit des confessionellen

Streites. Seine humanistische Auffassung des Christenthums hatte selbst im katholischen Lager Anklang gefunden. Seine Christlichen Schriften, sein Katechismus waren von den beiden Brüdern Dalberg mit warmer Zustimmung aufgenommen, von katholischer Seite aufs Anerkennendste besprochen worden[1]). Eben in dem Idealismus dieser Auffassung hatte das seinen Grund. Wie Herders Patriotismus sich in den Gedanken des allgemein Menschlichen aufhob, so sah sein Protestantismus hinaus auf ein confessionsloses Christenthum. In diesem Sinne sprach er sich in dem schönen Briefe an die Gräfin Luise Stolberg auch über den Abfall von deren Schwager aus[2]). Selbstverständlich legte er sich die psychologischen Motive des Uebertritts mit Feinheit und Lebendigkeit zurecht: er begriff und wünschte, daß der Bedrängte durch den Entschluß der Resignation die Ruhe finde, die er gesucht habe. Zugleich aber wies er in rein sachlicher Beurtheilung auf den idealen Einheitspunkt jenseits des Confessionellen. Eben diesen, den „reinen Geist des Christenthums, von dem so mancher Plunder abfällt, den man selbstgefällig für Christenthum hält", hatte er in seinen Christlichen Schriften dargestellt. Er hat das schärfste Auge und die schärfsten Worte für die Schwächen der eigenen Kirche — für „die zersetzte Gestalt unseres Cultus, die oft tollkühne Willkür, die darin herrscht, die Ausgelassenheit der Schriftsteller, die setzen und wegräumen, was ihnen behagt, die müßige Unwissenheit und arme Frechheit so vieler unserer Lehrer". Um Alles in der Welt möchte er dafür nicht die Bürde eintauschen, die die katholische Kirche den Ihrigen aufladet, das „Bündel von Gebräuchen und Mißbräuchen, das dunkele Jahrhunderte zusammengebunden haben". Aber er weiß auch, daß es „dem Herzenskündiger gleichgültig ist, in welchem Cultus man ihm mit treuem und reinem Herzen dient"; auch der Katholicismus ist ihm Christenthum, und gerade als Protestant weiß er sich in christlicher Gemeinschaft mit so vielen redlichen Katholiken, deren Manche er gewiß noch in jener Welt aufsuche. „Die harte Anmaaßung einer allein selig machenden Kirche," sagt er, „ist dem Geiste des echten Protestantismus schnurstracks entgegen: wir lassen sie den Stolzen, die sich mit ihr brüsten."

Nach einer anderen Seite hin diesen weitherzigen Protestantismus und

---

[1]) Karl von Dalberg an Herder C, III, 260 Nr. 16; Hugo von Dalberg das. S. 269 Nr. 6; S. 271 Anm. und S. 272 Anm. 2; Caroline an G. Müller 26. März 98, Gelzer, S. 275, mit Bezug auf zwei Recensionen der Erf. Gel. Zeit. (1797 St. 5—7 und St. 79. 80) von Gebhard über die beiden auf die Evangelien bezüglichen Schriften: „Wer sollte es denken, daß ein Katholik diese Bücher so würdigte? Diese Ehre ist meinem Manne noch von keinem protestantischen Professor widerfahren".

[2]) Der Brief vom October 1800 ist mitgetheilt von Zöppritz, Aus Jacobis Nachlaß II, 233 ff. Im Herderschen Nachlaß liegt mir auch die Antwort des Grafen Christian vom 19. October 1800 vor, in ihrem ersten Theil ein voller Widerhall und warmer Dank für Herders „sanften, weisen und liebevollen Brief". Andere Aeußerungen Herders über die Stolbergsche Angelegenheit bei Zöppritz a. a. O. Ihnen ist hinzuzufügen was er an G. Müller 8. August und Ende October schrieb, bei Gelzer, S. 290 und 294.

zugleich den ihm zu Grunde liegenden religiösen Ernst praktisch zu bewähren, gab ihm unmittelbar nach der Vollendung der Ersten Sammlung Christlicher Schriften ein amtlicher Vorfall Gelegenheit. Es handelte sich um eine gegen die theologische Facultät der Universität Jena gerichtete Denunciation [1]). Angezettelt war dieselbe von dem Generalsuperintendenten Schneider in Eisenach, der sich jedoch klüglich nicht direct an seinen Landesfürsten, sondern durch den ihm persönlich bekannten Meiningenschen Minister v. Dürkheim an den Herzog von Sachsen-Meiningen als Miterhalter der Universität gewandt hatte. So gelangte ein Schreiben des Herzogs Georg von Meiningen vom 14. Januar 1794 an Karl August, welches unter Hinweis auf die seit einigen Jahren zunehmende Gleichgültigkeit gegen die Religion darauf aufmerksam machte, daß dem Vernehmen nach Lehrer der Theologie in Jena „durch unvorsichtige Aeußerungen und einseitigen Vortrag Sätze, auf deren Wahrheit die ganze Offenbarung und die christliche Religion gegründet sei, verdächtig machten oder gar leugneten und dadurch die Grundfeste erschütterten, auf welcher das Wohl der einzelnen Bürger sowohl als dasjenige der Familie und Staaten ruhe". Karl August konnte nicht wohl anders als über die Sache die Gutachten seiner beiden Oberconsistorien zu Weimar und Eisenach einfordern. Das Eisenachsche war das Echo der Denunciation; es rief Zeter über die ketzerische Wissenschaft und wollte den Krieg gegen dieselbe mit allen Mitteln eröffnet wissen. Zur Abhülfe empfahl es die Einsetzung einer Untersuchungscommission, die Errichtung einer höheren akademischen Polizei-Anstalt, die Wiedereinführung der Censur auch akademischen Schriftstellern gegenüber, endlich eine solche Besetzung der theologischen Lehrstühle, „bei welcher mehr auf wahre gründliche Gelehrsamkeit und rechtschaffene christliche Gesinnungen als auf den so betrüglichen Schriftstellerruhm" zu sehen sei. So gehässigen Eingebungen und fanatischen Vorschlägen gegenüber konnte der Standpunkt des Weimarischen Oberconsistoriums nicht zweifelhaft sein. Kräftig trat das von Herder unterzeichnete Gutachten desselben für die verleumdeten akademischen Lehrer — es handelte sich in erster Linie um Griesbach und Paulus — und für die sonstigen öffentlichen Lehrer im Fürstenthum Weimar ein, um sich nachdrücklich gegen alles polizeiliche Eingreifen zu erklären. Alle Strafpräcepte, so heißt es in dieser Hinsicht, dürften deshalb „theils unnöthig sein, theils ihren Zweck um so weniger erreichen, als eben, wenn ein akademischer Lehrer Gift ausstreuen wollte, dies Gift nothwendig um so gefährlicher würde, wenn er es mit kalter Besonnenheit verlarvt und heimlich auszustreuen wüßte". Selbst von der vorsichtigsten Warnung verspricht sich das Gutachten nur Nachtheil, da eine solche, als ein öffentlich geäußertes Mißtrauen, nach außen die Universität in Verruf bringen müßte, während „von innen der Samen der Horcherei, des

[1]) Das Folgende nach den Acten und einer erläuternden Mittheilung des Herrn Staatsrath Stichling.

Auflauerns, des Verleumdens gleichsam mit Fleiß ausgesät würde". Daß jedoch die Sache der Religion Herder nicht weniger am Herzen lag als die Freiheit der Wissenschaft, dafür zeugte die zweite Hälfte des Gutachtens. Religionsverkündigung im Dienste der Sittlichkeit war seine Predigt; eben um der Verachtung der Religion entgegenzuarbeiten, schrieb er seine Christlichen Schriften; der Sorge für die Hebung der öffentlichen Moral war all' sein Wirken für Verbesserung der geistlichen Stellen und der Schulanstalten gewidmet. In der weltlichen Richtung und dem Leichtsinn der höheren Stände, in der Armuth des Landes, in dem unzulänglichen Interesse und den geringen Mitteln, die nach der Verfassung des Landes und den herrschenden Regierungsmaximen seinen Bestrebungen entgegengebracht würden, beklagte er seit lange die Haupthindernisse eines segensreicheren Wirkens. Vielleicht daß sich der gegebene Anlaß nach dieser Seite hin ausnutzen ließ, und daß so der unbegründeten Anklage eine Wendung zum Guten gegeben werden konnte. Die herrschende Gleichgültigkeit gegen die Religion ist das Gutachten nicht gemeint in Abrede zu stellen; es sucht nur die Ursachen davon in anderen Verhältnissen. Es weist darauf hin, wie es vor Allem das üble Beispiel der oberen Stände sei, welches ansteckend auf die niederen wirke. Zum Hinschwinden der „alten Rechtlichkeit in Religionssachen" habe das Hinschwinden des alten honetten Wohlstandes mit beigetragen, statt dessen Luxus, verbunden mit Dürftigkeit, eingerissen sei. „Die feinsten Vergnügungen," heißt es mit nicht mißzuverstehender Bezugnahme auf die Weimarischen Verhältnisse, „können Verderberinnen einer Stadt oder eines Staats werden, wenn sie durch Mode, durch zeit- und geldfressende Liebhabereien in die unteren Stände der Gesellschaft schleichen". Nicht wenig trage auch die unwürdige pecuniäre Abhängigkeit des geistlichen Standes bezüglich der Amtsverrichtungen zum Verfall des Cultus und folgeweise zur Nichtachtung der Religion bei. Schlimmer endlich als heterodoxe seien ungeschickte Geistliche und Schuldiener, und doch seien dem Consistorium gerade in dieser Beziehung, bei der Besetzung der Stellen, durch äußere Rücksichten die Hände vielfach gebunden. Ueber alle diese Punkte erklärte sich nun das Consistorium bereit, mit Vorschlägen zur Abhülfe hervorzutreten, auch Warnungen und Weisungen an die ihm untergebenen Geistlichen und Lehrer ergehn zu lassen; als die tiefste Quelle der überhand nehmenden Irreligion jedoch bezeichnet es schließlich nochmals den Verfall der Sitten, der häuslichen Erziehung und Ordnung, und dieser Quelle, erklärt es, „kann nicht Ein Stand allein, ihr müssen alle Stände und die ganze Verfassung entgegenwirken, welches am besten durch nützliche und reelle Anstalten, durch Abschaffung aller Mißbräuche zu rechter Zeit, durch stille Verbesserung öffentlicher Institute, durch Beförderung, Unterstützung und Begünstigung erprobt guter Lehrer und allgemein durch ein gutes Exempel nach und nach, aber unverfehlt zu erreichen sein möchte". So ging der Herdersche Bericht durchaus auf das Positive und Praktische und suchte, in voller Uebereinstimmung mit dem Geiste

seiner Christlichen Schriften, dem religiösen Leben nicht durch ketzerrichterliche Maaßregeln, sondern durch sittliche, sociale und politische Reformen aufzuhelfen. Einen unmittelbaren Erfolg versprach er sich freilich wohl selbst von so allgemein gehaltenen Vorstellungen nicht: genug, daß wenigstens die thörichten gegnerischen Rathschläge beseitigt und der Angriff auf die Universität siegreich abgeschlagen war. Nachdem Karl August die Stimmen abgehört hatte, verfügte er unterm 8. März, „daß sämmtliche Schreiben, Berichte und Acten einstweilen beigelegt werden sollten".

In engerem Zusammenhang mit der Arbeit an den Christlichen Schriften standen zwei andere Amtsarbeiten Herders von selbst litterarischem Charakter. Während seine sonstigen Consistorialgeschäfte seiner schriftstellerischen Thätigkeit in den Weg traten, so ging die Abfassung eines neuen Weimarischen Gesangbuchs und eines Landeskatechismus mit seiner theologischen Schriftstellerei Hand in Hand und führte ihn zu dieser zurück.

Im Sommer 1795, unmittelbar vor der Abfassung der Zweiten Christlichen Sammlung, ist er mit dem Gesangbuch und dem Katechismus beschäftigt gewesen, und das erstere wenigstens war mit der Vorrede vom 9. October fertig geworden, so daß er nun für die Schrift über die Synoptiker Raum gewonnen hatte[1]).

Schon von lange her jedoch hatte die Gesangbuchsfrage Herder beschäftigt. Hätte er freie Hand gehabt, so hätte das neue Gesangbuch nicht bis zum Jahre 1795 auf sich warten lassen. Der Stand der Dinge war in der That ein sehr elender. Neben einander nämlich waren zur Zeit von Herders Ankunft in Weimar zwei privilegirte Gesangbücher in Gebrauch, das eine im Verlage der Hoffmannschen Buchhandlung, das andere im Verlage der Glüsingschen Hofbuchdruckerei. Der Veranstaltung eines neuen Gesangbuchs standen eben diese Privilegien im Wege, und als daher der neue Generalsuperintendent gleich in seinem ersten Amtsjahre mit der Angelegenheit betraut wurde, so ging sein Auftrag nur dahin, eine Revision der beiden Gesangbücher in der Weise vorzunehmen, daß der Hauptkörper derselben unverändert bliebe und die für den bequemeren Gebrauch nöthige Uebereinstimmung nur durch Veränderung des Anhangs bewirkt würde. So erschien 1778 eine neue Ausgabe beider Gesangbücher, das Hoffmannsche mit einer vom 3. März, das

---

[1]) In erster Redaction vollendet hatte er den Katechismus schon vor dem Gesangbuch. „Ich schreibe jetzt," heißt es in dem Briefe vom 10. Juli 95 an J. G. Müller (Gelzer, S. 254) „an einem Katechismus, oder vielmehr, er ist heut im Entwurf, mit Vorrede und Unterricht zum Gebrauch, vollendet." „Er hat," berichtet Caroline * 7. Sept. 95 an denselben, „neben seinen Consistorialarbeiten einen Katechismus und Gesangbuch gemacht." In Herders Brief an Gleim vom 28. Sept. 95, C, I, 195, endlich heißt es: „Unter Anderm habe ich im vergangenen Sommer ein Gesangbuch zusammengestoppelt und muß nun noch an einen Katechismus, der auch bald fertig ist".

Glüsingsche mit einer vom 25. August datirten Herderschen Vorrede[1]). Gut oder übel hatte sich der Herausgeber darauf beschränkt, den Anhang des ersteren aus dem des anderen, je unter Weglassung der ganz schlechten und unsangbaren Lieder zu bereichern. Es war eine Stoppelarbeit, eine „elende Mühe", wie er neun Jahre später erklärte, „deren er sich noch jetzt schäme"[2]). Die Hoffnung aber, daß, wenn „das Stückwerk seine Auflage verlebt haben werde, und beiden Gesangbüchern endlich die Augen aufgingen, wahrzunehmen, daß sie unter verschiedenen Namen nur Eins seien", beide sich zu Einem guten Gesangbuch vereinigen möchten, sprach er schon in der ersten jener Vorreden aus. Freilich verwahrte er sich zugleich dagegen, daß er, auch wenn er völlig freie Hand gehabt hätte, durch Veränderung der alten und Einrückung der neuesten Lieder denen nachgeeifert haben würde, die „das sogenannte Licht der neueren Reformation bis auf Gesangbücher und heilige Stätten verbreiten". Im Anschluß an Luthers Kraftworte trat er für die „treuherzige Altvatersprache" der alten unveränderten Lieder ein, die ihm selbst, sammt ihren Melodien, von früher Jugend her auf der Zunge und am Herzen lagen und pries das Land glücklich, dem man noch seinen alten Gottesdienst und sein altes Gesangbuch lasse und wo man eine ganze Gemeinde nicht täglich oder sonntäglich mit Verbesserungen martere. Die Vorrede sprach wie der Herausgeber noch 1780 über dasselbe Thema zu dem jungen Georg Müller redete[3]). Es war die Zeit, in der seine Begeisterung für das Volkslied und sein Haß gegen die matte, künstelnde Letternpoesie noch ganz Eins war mit dem Eifer für altväterische Frömmigkeit und mit dem Zorn gegen theologische Aufklärerei.

Die Vorliebe für die alten guten Lieder indeß ging schon damals nicht so weit, daß er auch die schlechten, bloß weil sie alt waren, hätte in Schutz nehmen wollen. Die Beschaffenheit der beiden Weimarischen Gesangbücher vielmehr, zu deren neuer Ausgabe er seinen Namen hatte hergeben müssen, gereichte ihm zu fortwährendem Aergerniß. In beiden stand ein Wust so schlechter und so wenige gute Lieder, daß jene geharnischte Vorrede kaum recht am Platze war. Unter den mehr als tausend Liedern waren so wenig brauchbare, daß er sich, abgesehen von den Festliedern, durchs ganze Jahr mit fünf oder sechs behelfen mußte, die ihres allgemeinen Inhalts wegen dennoch selten zu der Materie der Predigt paßten. So klagt er in dem schon früher er-

---

1) Beide sind unvollständig, die erste mit Weglassung eines längeren, die zweite eines kürzeren Eingangs, jene überdies mit einigen tendenziösen kleinen Auslassungen und Aenderungen abgedruckt SW. zur Theol. X, 220 ff. und 226 ff. Außer dem Druck des Glüsingschen Gesangbuchs vom Jahre 78 liegt mir ein anderer von 1790 vor, der die Vorrede mit dem Datum 18. November 84 wiederholt. Vgl. über die Arbeit der Herausgabe Herder an Hamann 20. März 78, Ham. Schr. V, 283.

2) In dem Votum über liturgische Reformen vom 23. October 87, vgl. in diesem Band S. 371.

3) Aus dem Herderschen Hause, S. 40 ff.

wähnten Votum über eine Revision der bestehenden Liturgie und Agende vom 23. October 1787. Eben hier regte er in einem Anhang die Frage wegen Abfassung eines neuen Gesangbuchs abermals an, zu dessen allmählicher Einführung ihm durch die kürzliche Vereinigung der Hof- und Garnisongemeinde eine passende Gelegenheit geboten schien. Das neue Gesangbuch, so entwickelt er, müßte in Absicht auf Sprache, Gesang und Erbauung einen bleibenden Werth haben. Um dies zu erreichen, müßten zunächst die alten kräftigen Gesänge, die ehrwürdigen Denkmale der Reformation, „ungeschmelzt", d. h. ganz unverändert, außer so weit es sich um unverständlich gewordene Ausdrücke handle, beibehalten werden. Eine zweite Klasse mittlerer Gattung müßte gekürzt werden; „denn es ist besser, daß ein Lied kurz und durchaus gut sei, als daß einzelne schlechte Verse, die das Ganze verderben, Anstoß geben; gar zu lange Lieder sind überdem nicht für den Gebrauch der Kirche". Die schlechten Lieder endlich müßten durch neuere sorgfältig ausgewählte gute, deren sich ihre Nachbarinnen, jene alten Gesänge Luthers und Gerhardts, nicht zu schämen hätten, ersetzt werden.

Das waren sicherlich sehr gesunde Grundsätze, gleich weit entfernt von der Geschmacklosigkeit der aufklärerischen Neuerer, die mit dem Bekenntniß des alten kräftigen Glaubens zugleich die Kraft des alten dichterischen Ausdrucks verdünnt wissen wollten, und von der Geschmacklosigkeit der blinden Alterthümler, die ihre Pietät für das Alte und Orthodoxe unterschiedslos auf gute und schlechte Poesie erstreckten. Es waren die Grundsätze eines Mannes, der, mit richtigem Blick für die praktischen kirchlichen Bedürfnisse, der poetischen wie der religiösen Seite der Frage gleich nahe stand und beide frei gegen einander abzuwägen wußte. Niemand, gewiß, war berufener zu dem Reformationswerk als er, der der alten Zeit ihre Glaubens- und Sprach- und Dichtweise innig nachzufühlen verstand und zugleich auf der Höhe der zeitgenössischen jugendlich aufstrebenden Litteratur stand. Der Zeitpunkt kam endlich, der ihm ernstlicher Hand anzulegen gestattete. Als gegen Ende des Jahres 1792 die jüngste Auflage des Hoffmannschen Gesangbuchs zur Neige ging, kam er innerhalb des Oberconsistoriums auf seinen Vorschlag der Veranstaltung eines verbesserten und gereinigten Gesangbuchs zurück[1]). Sein vom 3. April 1793 datirtes Votum über die ganze Angelegenheit bekennt sich in Bezug auf Weglassung, Beibehaltung und Aenderung zu den alten Grundsätzen, nur daß er ihnen jetzt eine noch rücksichtsvollere Anwendung gab. „Ich für meine Person," erklärt er, „bin dem Aenderungskitzel von Herzen gram und feind." Die kleineren Aenderungen in den nachlutherischen Liedern daher sollen so un-

[1]) Die erste Anregung hatte er mündlich im Consistorium gegeben; dieses war seiner Proposition beigetreten, und es circulirte nun seit Anfang 1793 ein durchschossenes Exemplar des Hoffmannschen Gesangbuchs bei den Mitgliedern, die sofort der Reihe nach ihre schriftlichen Vota abgaben.

merklich wie möglich sein, die Weglassung ganzer Verse soll nur in seltenen Fällen eintreten, für die Ausmerzung der schlechten Lieder endlich soll nicht ausschließlich der absolute, sondern auch der relative Werth maaßgebend sein, denn das Gesangbuch sei für den gemeinen Mann, man müsse ihm so viel wie möglich lassen, woran er von seiner Kindheit an Trost und Erbauung gefunden; widrigenfalls erschwere sich auch die Einführung des neuen Gesangbuchs. Nicht nur die Gutachten der Mitglieder des Consistoriums daher zog er wegen der beizubehaltenden Lieder ein, sondern auch im Lande selbst fragte er umher und ließ sich die Lieblingslieder der Stadt- und Landgemeinden von ihren Geistlichen bezeichnen [1]). Daß bei der Menge der Rathschläge und der sich aufdrängenden Rücksichten die Idee, die ihm vorgeschwebt hatte, leiden mußte, daß ihm die Arbeit dadurch theilweise verleidet wurde, war unvermeidlich. „Beim Gesangbuch," schrieb er in einem späteren Briefe an G. Müller [2]), „bin ich sehr genirt gewesen; für meine Arbeit und Sammlung ist's also nicht zu halten." Er mußte sich damit trösten, daß der Zweck nur auf diese Weise habe erreicht werden können und hoffte auf die Zeit, wo er einmal ein Gesangbuch ganz nach seiner Idee zum Privatgebrauch werde herausgeben können [3]). In Einem Punkte nur hatte er sich von Rücksichten möglichst frei gehalten. Was die Hinzufügung neuer Lieder und Gebete anlangte, so wahrte er sich dafür, unter Berufung auf den ihm früher durch das herzogliche Rescript vom 27. Februar 1788 gewordenen Auftrag der successiven Verbesserung der Liturgie, die alleinige selbständige Wahl. Er stieß mit dem Allen auf keinen Widerspruch. Nachdem das gesammte Consistorium seinen Vorschlägen beigetreten war, wurde ihm am 27. Mai 94 die Ausarbeitung des neuen Gesangbuchs „in Gemäßheit seines Votums" übertragen, und am 6. November 95 konnte er das fertig gewordene dem Herzog überreichen. Aufs Zweckmäßigste hatte er das gereinigte, nunmehr auf 358 Lieder reducirte alte Gesangbuch als Ersten Theil vorangestellt, die hinzugefügten neuen Lieder, 236 an der Zahl, nebst einem sorgfältig bearbeiteten Anhang von Gebeten und Andachten in einen Zweiten Theil zusammengeordnet. Altes und Neues, jenes wenigstens gereinigt und vermindert, wenn auch ohne die beabsichtigte Weglassung schlechter Verse aus übrigens guten Liedern, dieses aus den besten Gesangbüchern von ganz Deutschland nach freiem Ermessen des Herausgebers gewählt, stand so deutlich unterschieden und zugleich friedlich nebeneinander. Im Sinne friedlicher Verständigung der beiden Parteien, von denen die eine für unveränderte

---

[1]) Vgl. Erinnerungen III, 26; Bericht an den Herzog vom 6. November 95.

[2]) 26. Juni 97, ausgelassene Stelle bei Gelzer, S. 261.

[3]) Caroline an G. Müller, 5. Mai 97, bei Gelzer, S. 260: „Vielleicht gelingt es meinem Manne einmal, für die unsichtbare geistliche Gemeine ein Gesangbuch ganz nach seiner und gewiß auch Ihrer Idee zu Stande zu bringen. Gar manche schöne sogenannte mystische Lieder konnten in dies orthodoxe Gesangbuch nicht kommen"; vgl. Erinnerungen III, 26. 27.

Beibehaltung der alten Gesänge, die andere für eine nach unserer neueren Sprache und Denkart eingerichtete Liedersammlung eintrete, rechtfertigt die Vorrede das eingeschlagene Verfahren [1]). Allein unverkennbar steht der Herausgeber gegenwärtig der letzteren Partei näher als der ersteren. Seine Meinung über die modernisirenden Verwässerer der alten Kernlieder ist ja natürlich dieselbe geblieben wie ehedem, aber nicht gegen diese zu polemisiren ist jetzt sein Hauptanliegen. Er beklagt, daß die Ausmerzung schlechter Strophen einer zukünftigen Zeit habe vorbehalten werden müssen. Er verbreitet sich offen über das vielfach Abgeschmackte und Ungehörige so manches beibehaltenen Liedes. Er legt es den Lehrern ans Herz, über das Rohe und Tändelnde, das Uebertreibende, das Unevangelische und Unchristliche so mancher darin vorkommenden Ausdrücke und Vorstellungen die Leser zu verständigen, sie zur Prüfung dessen, was sie singen, anzuweisen und bei der Auswahl für den Gottesdienst sich an die guten unter den alten oder an die neuen Lieder zu halten, damit — sagt er — die Gemeinde nicht zu einer öffentlichen Lüge, zum Bekenntniß von Empfindungen gezwungen werde, die sie weder habe noch haben dürfe. Er nimmt sich endlich ausdrücklich der neuen Lieder des Zweiten Theils an. Denn wenn die alten kräftiger, so seien die jüngeren dafür bestimmter und klarer und, vor Allem, unseren Umständen, unserem täglichen Ausdruck, dem Vortrag unserer Predigten und Katechisationen angemessener. Es ist der Herder von 1795, der Verfasser der Christlichen Schriften, der so redet. Die Auswahl selbst verräth die unbefangenste Vielseitigkeit; abgesehen von einer kleinen Nachlese von Liedern älterer Dichter erscheinen neben Lavater und Neander Spalding und Teller; im Ganzen ist die verständige Frömmigkeit des achtzehnten Jahrhunderts, die schlichte, herzliche, zu lehrhaften Betrachtungen neigende Poesie der Gellertschen Schule in entschiedenem Uebergewicht. Von Gellert selbst sind nicht weniger als 37 Lieder aufgenommen; ziemlich zahlreich stehen diesen Lieder von Münter, Cramer, Schlegel, Eschenburg zur Seite. Von seinen eigenen christlichen Liedern und Hymnen etwas aufzunehmen hat sich der Herausgeber mit weiser Zurückhaltung versagt, und nur die Veränderungen an ein paar fremden Liedern dürften auf ihn zurückzuführen sein [2]). Mit derselben Rücksicht aber, die bei der Zusammenstellung des Ganzen maaßgebend gewesen war, wurde auch bei der Einführung verfahren. Man ließ die Zeit und das Bedürfniß walten; fast überall brach sich das neue Gesangbuch Bahn und hat sich behauptet, um noch in der jüngsten Zeit die Grundlage für eine noch durchgreifendere Reform zu bilden.

In demselben reformatorischen Geiste, der nicht neuert um zu neuern,

---

[1]) Sie datirt vom 9. October 95 und ist vollständig, mit ein paar unerheblichen Aenderungen, abgedruckt SW. zur Theol. X, 230 ff.

[2]) Vgl. J. K. Schauer, Verzeichniß der Liederdichter des Weimarischen Gesangbuchs als Anhang und Ergänzung desselben, Jena 1851.

sondern um zu bessern, in gleich aufgeklärtem und doch ernst kirchlichem Eifer setzte Herder zwei Jahre später eine andere Einrichtung durch, die er neben der Gesangbuchsfrage gleichfalls schon in jenem liturgischen Votum vom Jahre 1787 zur Sprache gebracht hatte. So langsam vollzogen sich die Fortschritte, aber so fest behielt doch auch Herder seine Ziele im Auge! Schon damals hatte er neben der Gesangbuchsnoth die Jahr aus Jahr ein wiederkehrenden Evangelientexte als einen Uebelstand bezeichnet, der Abhülfe verlange. Er hatte gezeigt, daß diese Texte sich aus den lateinischen Meßlectionen der katholischen Kirche in die Liturgie der protestantischen Kirche hinübergeschleppt hätten, und zwar zum Schaden unseres Gottesdienstes; denn viele dieser Evangelien seien so trocken, daß schwerlich mehr als zwei- bis dreimal vernünftig — sage vernünftig — über sie gepredigt werden könne, der Inhalt derselben wiederhole sich, und was könne denn wohl über die Wunder, die so häufig darin vorkommen, immer wieder gesagt werden, das die Aufmerksamkeit an sich zöge? Nothwendig werde dadurch der Vortrag der Lehrer und das Ohr der Hörer träge. Sein Vorschlag daher war dahin gegangen, daß es, nach dem Beispiel mehrerer protestantischen Länder, den Geistlichen freigelassen werden möge, statt über die stereotypen Pericopen über selbstgewählte biblische Texte zu predigen. Mehrfach war seitdem im Consistorium die Sache in Erwägung gezogen worden: durch ein Herdersches Gutachten vom 4. Mai 98, dem das Consistorium in allen Stücken beitrat, wurde sie endlich zum Austrag gebracht. Von Anfang bis zu Ende ist es von dem Geiste christlicher und protestantischer Freiheit, von dem Geiste umsichtiger praktischer Vernünftigkeit dictirt. Es gelte, heißt es, in der gegenwärtigen Zeit, die Jeden so mächtig wecke, auch den Geistlichen zuzurufen, daß die Postillenzeit vorüber sei. Abermals wird der katholische Ursprung jener Evangelientexte bemerklich gemacht, die denn nun zu wahren Winkeln und „Heckenzäunen" im großen Garten der heiligen Schrift geworden seien; manche Gemeinden seien in Folge der bestehenden Einrichtung beinahe in dem Fall, in dem man unterm Papismus gewesen, daß ihnen nämlich der größte, vielleicht erbaulichste Theil der Bibel unbekannt bleibe. Erweiterung also des kirchlichen zum biblischen Horizont, möglichst vielseitige Benutzung der heiligen Schrift, um die schönsten Stellen derselben ans Licht und in Bewegung zu setzen! Nur in Einem Punkte weicht das neue Gutachten von dem vor zwölf Jahren ab. Schon damals zwar war die Meinung nicht gewesen, die alten Evangelientexte abzuschaffen; sind sie doch, wie es jetzt heißt, dem Landmann „eine Art Hauskalender"; verlesen sollten sie nach wie vor werden, nur: über sie zu predigen sollte der Geistliche nicht gezwungen sein, er sollte nach eigenem Ermessen über das Evangelium oder einen selbstgewählten Text predigen. Hiegegen indeß war die Einwendung erhoben worden, die Prediger möchten sich dann bei der Wahl eines Textes gelegentlich durch Personalitäten leiten lassen. Dem Gewicht dieser Einwendung und der Rücksicht auf die Verlegenheit, welche die

freie Wahl mit sich bringen könnte, hatte sich Herder nicht verschlossen. Es war pädagogische Weisheit, wenn er jetzt — für den Anfang wenigstens — den Predigern aufgegeben wissen wollte, über vorgeschriebene Texte in Verbindung und Abwechselung mit den alten Pericopen zu predigen. Zuerst für das Jahr 1799 stellte er demgemäß ein Verzeichniß biblischer Stellen je für die einzelnen Sonn- und Festtage auf, das, nach erfolgter Genehmigung des Vorschlags durch den Herzog, am 7. August 98 durch Circularschreiben der Geistlichkeit des Landes mitgetheilt und zum Gebrauch empfohlen wurde. Die Texte sind gleichmäßig dem Alten und Neuen Testament entnommen. Sie lassen an Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig. Sie sollen zum „Unterricht in allerlei Lehre und Erbauung" Gelegenheit geben und gehen daher auch die Apokryphen, Jesus Sirach, das Buch der Weisheit und Tobias nicht vorüber. Ein zweites Verzeichniß reichte Herder, nachdem die Einrichtung bei den Zuhörern und dem größten Theil der Prediger eine gute Aufnahme gefunden, am 26. September 99 für das folgende Jahr ein, und abermals war das Buch der Weisheit und Jesus Sirach ziemlich stark darin vertreten. Er ging endlich für das dritte Jahr noch einen Schritt weiter. Den biblischen Stellen streute er in dem Verzeichniß vom 25. September 1800 eine Anzahl Gesangbuchslieder — neunzehn im Ganzen — „als praktische Commentare des Evangeliums" ein. Seine Meinung war ja immer gewesen, daß „gute Kirchenliedet eine große Hülfe im Predigen seien". Auch jetzt motivirte er die Neuerung theils damit, theils mit dem Herzlichen und Innigen der Sprache des Gesanges, theils endlich mit dem Bedürfniß, die Zuhörer durch erbauliche Erläuterung an die in das Gesangbuch aufgenommenen, ihnen sonst vielleicht weniger verständlichen neueren Lieder unvermerkt zu gewöhnen. So war ein überaus großer Reichthum von Predigttexten in abwechselndster Mannigfaltigkeit gewonnen. Gleich anfangs war die Absicht gewesen, daß sich der Cyklus nach drei Jahren zu erneuern habe, und so wurden wirklich für die Jahre 1802 bis 1804 die Verzeichnisse der drei Vorjahre der Reihe nach wiederholt[1]).

Im Mai 1798, bald nach der Vollendung der Christlichen Schriften war diese liturgische Einrichtung in Angriff genommen worden: das Erscheinen des Katechismus fällt mit dem der Fünften Sammlung Christlicher Schriften

[1]) Das Gutachten vom 4. Mai 98 ist Erinnerungen III, 66 ff., ebendort S. 72 ff. das Circularschreiben des Oberconsistoriums vom 7. August 98 abgedruckt. Zwischen beide fällt das mir in den Acten vorliegende Consistorialschreiben an den Herzog vom 15. Mai und das genehmigende herzogliche Rescript vom 5. Juni. Mir liegen ferner die drei Verzeichnisse vor. Das Schreiben Herders, mit welchem am 25. Sept. 1800 das dritte überreicht wurde, ist mit Uebergehung des einleitenden Satzes Erinnerungen III, 71 abgedruckt. Beispielsweise sei angeführt, daß in dem Verzeichniß für das Jahr 1799 als Text für den 1. Advent Psalm 118, 14—25, für den ersten Weihnachtstag Joh. 1, 1—14, für den zweiten 2. Corinther 8, 7—9 vorgeschrieben ist.

zusammen [1]). Lange hatte sich diese, im Entwurf, wie wir hörten, schon im Sommer 95 fertige Arbeit verzögert. Zunächst war es die Menge anderer Arbeiten, die dem Verfasser die Zeit für diese raubte. Wenn er nur erst der Briefe über die Humanität los sei, schrieb er am *6. Januar 97 an den dem Katechismus längst voll Erwartung entgegensehenden G. Müller, so müsse dies sein erstes Geschäft sein. Es ging im Sommer 1797 Hand in Hand mit der Abfassung der letzten beiden Sammlungen Christlicher Schriften. „Ich bin," schreibt er 25. August an Gleim, den er kurz zuvor besucht hatte, „sogleich in meinen Kram zurückgekehrt und stehe jetzt vor dem Pult der Fabrication eines Katechismus". Schon am 1. September ist dann nach einer Meldung der Frau an G. Müller [2]) das Buch druckfertig; gleichzeitig mit dem „Geist des Christenthums" wird es Ende des Jahres gedruckt und kann Anfang 1798 versandt werden [3]). Daß das so lange schon Entworfene so spät erst die letzte Feile erhielt, hatte außerdem darin seinen Grund, daß der Verfasser vor dem Abschluß der Arbeit dieselbe stückweise im Manuscript seinen Collegen mittheilte, um deren Bemerkungen zu beherzigen [4]).

Wie Herder selbst Katechismus und Christliche Schriften in Einem Athem nennt [5]), so erläutern sie sich in der That gegenseitig. Der Katechismus faßt den Inhalt des Bekenntnisses jener nur noch populärer ins Kürzere, steht jedoch sachlich mit ihnen durchaus auf demselben Standpunkt. Es könnte wohl scheinen, daß der Verfasser in dem Schulbuch mehr als in den Christlichen Schriften von dem Priestertalar habe sehen lassen. Schreibt er doch an Böttiger: „Wie armselig und bedrängt stehen wir, daß wir uns noch mit Manchem schleppen müssen, was uns gegebene Form ist! Indessen ich habe einen Landeskatechismus zu schreiben, mit allen den Rücksichten der Nutzbarkeit und Bescheidenheit, die uns die Zeit und Situation auflegt." Allein was hier als äußere Anbequemung erscheint, war selbst im Sinne seiner Auffassung des Christenthums; diese Rücksichten der „Nutzbarkeit und Bescheidenheit" waren ihm nicht sowohl eine Last, als vielmehr eine mit aller inneren Wahrhaftigkeit wohl verträgliche, eine

---

[1]) „Luthers Katechismus, mit einer katechetischen Erklärung zum Gebrauch der Schulen, von Johann Gottfried Herder, Generalsuperintendent des Herzogthums Weimar. Mit Fürstl. Sächs. gnädigstem Privilegio. Weimar, im Verlag bei Conr. Jac. Leonh. Glüsing, privilegirtem (sic) Hofbuchhändler" 158 SS. 8°°. In die SW. nicht aufgenommen.

[2]) 2. September, Gelzer, S. 264.

[3]) Caroline an Gleim 24. November 97; an G. Müller 8. Januar 98 bei Gelzer, S. 266. 267; Herder an Gleim von demselben Tage.

[4]) Das Begleitschreiben, womit er das Manuscript umhersandte, ist Erinnerungen III, 64 ff. auszugsweise abgedruckt. Nach dem Briefe an Jean Paul A, I, 285. 286 erfolgte die Umfrage bei den Collegen im Frühjahr; denn mit Recht datirt Düntzer diesen Brief vom Juni. Nach den Bemerkungen der Collegen forderte Herder auch noch Böttiger zur Begutachtung auf, Nr. 58 der Briefe an Böttiger, bei Boxberger, S. 42.

[5]) Jacobi an Herder 22. Nov. 98 und Herder an Jacobi 10. Dec. 98, im Auserl. Briefw. II, 262. 267.

praktische christliche Pflicht, nicht ein Zwang, sondern eigenes Bedürfniß. Selbstverständlich vollends war ihm der Anschluß des Katechismus an seinen alten lieben Luther. Er hatte zwanzig bis dreißig Katechismen bei seiner Arbeit benutzt, aber „unter allen Neueren, die ich vor und um mich gehabt habe," so schreibt er an G. Müller, „habe ich keinem folgen können und bin bei Luther geblieben". „Stoßt Euch," schreibt er an Gleim, „nicht an Dr. Martin Luthers breiter Reverenz, er war ein großer und guter Mann, und sein Katechismus ist besser als der Rochowsche" [1]). So nahe er mit seiner humanitären Fassung des Christenthums an die Ansichten der Aufklärer und Philanthropen heranreichte, so scheidet ihn doch von diesen eine feine Linie — der Sinn für die Continuität des Alten und Neuen und das mitfühlende Verständniß für jedes echte, wenn auch in altfränkische Form gekleidete religiöse Gefühl. Gleim machte sich Hoffnung auf die Einführung des Herderschen Katechismus in Preußen: Herder jedoch benahm ihm diese Hoffnung: „dazu sind Eure Pröbste zu aufgeklärt; sie scheeren nicht von den Schafen, sondern wollen Wolle von den blanken Steinen" [2]). Aber wiederum, trotz dieses Widerstrebens gegen die vulgäre Aufklärerei, trotz dieses Anschlusses an das Hergebrachte: der ganze Katechismus geht doch einfach darauf aus „in der Hülle den Kern zu finden", und dieser Kern ist eben der Geist des Christenthums, von dem er ausführlicher vor dem Publicum seiner Christlichen Schriften geredet, eben die „Religion Jesu", die er dort der „Religion an Jesu" entgegengestellt und von allen Lehrmeinungen geschieden hatte. Auf Erhebung des Glaubensinhalts ins Moralische, auf religiöse Verinnerlichung des Moralischen geht der ganze Katechismus. So oft daher ein Stück der kirchlichen Artikel sich für das populäre Verständniß zu spröde, für die Bildung der Gesinnung zu unfruchtbar erweist, so oft geht unser katechetischer Erklärer schweigend daran vorüber. Er läßt das nur Mystische oder nur Dogmatische unbesprochen stehen. Nur mit Anführung der Worte der Bibel geschieht der Geburt von der Jungfrau, der Auferstehung und Himmelfahrt Christi Erwähnung, während gar die Höllenfahrt einfach übergangen wird. Eine einzige Frage wird den Wunderthaten Jesu gewidmet und dabei nur das Eine hervorgehoben, daß dieselben „allesammt wohlthätig" gewesen seien. Mit Vorliebe wird bei der Lehre Jesu, namentlich, wie wir es auch sonst an dem Prediger und dem theologischen Schriftsteller gewohnt sind, bei den Gleichnißreden verweilt. Ueber das von Christus verkündigte Reich Gottes lehrt unser Katechismus nichts Anderes als was die Christlichen Schriften gelehrt. Als Rückführung zu unserer kindlichen Pflicht gegen den göttlichen Vater wird auch hier das Werk der Erlösung und Versöhnung gefaßt und die Frage, ob das

---

[1]) An G. Müller 10. Juli 95, bei Gelzer, S. 254. 255; an Gleim 8. Januar 98. C, I, 237.

[2]) 16. März 98 an Gleim, C, I, 238.

leibliche Blut des Erlösers von solcher Kraft gewesen, daß es die Menschen von Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels befreien können, mit einem rechtschaffenen Nein beantwortet. Bei der Auslegung des dritten Artikels ist der heilige Geist der durch unser Gewissen zu uns redende Geist Gottes; brüderliche Duldung wird bei der Lehre von der Kirche eingeschärft, und in Beziehung auf die künftigen Dinge gelehrt, daß der Rechtschaffene seinen Himmel, der Böse seine Hölle im Gemüthe mit sich ins ewige Leben nimmt. Dieselbe Betonung des Ethischen bei der Erläuterung des Vater-unser und bei der Erklärung der Bedeutung der Sacramente; — kurz, es ist so, wie Herder in dem Begleitschreiben [1]) gegen seine Collegen erklärte: der ganze Katechismus praktisch, nicht bloß durch eine trockene Moral hinten. Nur wenige allgemeine „Lebensregeln", auslaufend in den Satz, daß „Vernunft und Billigkeit die Regel des menschlichen Lebens sind", schließen das Büchlein, das mit einer bis in die einzelnsten Lebenslagen eingehenden Erklärung der Gebote begann und in der Mitte mit Umgehung aller dogmatisirenden Begriffe nichts als christliche Moral und moralisirtes Christenthum enthielt. Die Wahrheit ist: Herders populärste christliche Schrift macht gerade am wenigsten Umstände mit dem alten Kirchenglauben. Ihre ganze Accommodation besteht darin, daß er an den bedenklichsten Punkten, statt selbst zu sprechen, die Bibel sprechen läßt. Er wagt sich hier nicht, wie anderwärts, mit absichtlich stark pointirten Ketzereien vor, aber er bewegt sich auch andererseits hier nicht, wie sonst so oft, in künstlichen und unklaren Vermittlungsversuchen. Ueberall vielmehr tritt seine Meinung einfach und unzweideutig hervor. Wer wissen will, wie Herder über das Wesentliche des Christenthums dachte, wer einfach und unbeirrt durch das Schwanken seiner poetischen Natur, den offenen Ausdruck seiner religiös-ethischen Ueberzeugung kennen lernen will, dem stehen die Fragen und Antworten dieses Katechismus darüber am besten Rede. Alle Gelehrsamkeit, alle Künstelei, alles Biegen und Winden hört hier auf: Herders Christenthum, das Christenthum, das er dem gemeinen Manne gepredigt wissen wollte, war herzlicher Rationalismus mit einem starken Beisatz tiefen Empfindens und idealistischer Hoffnungen.

Untrennbar von dem theologischen ist der pädagogische Standpunkt, der den Verfasser bei der Abfassung des Büchleins leitete. „Die Lehre Jesu," erklärt er in dem „Unterricht zum Gebrauch" seines Katechismus, „ist leicht und faßlich, sie soll angewandt werden und zur Glückseligkeit führen; folglich muß sie mit Verstande, mit Lust und Liebe gefaßt sein." Sie verständlich zu machen und den Kindern ans Herz zu legen, ist mithin seine Absicht. So, sagt er, war auch die Absicht Luthers mit seinem Katechismus; nur: derselbe muß verstanden, seine herzlichen, aber heut nicht mehr dem gemeinen Fassungsvermögen gemäßen Worte müssen erklärt werden. Nachdrücklich spricht sich Herder

---

[1]) Auszugsweise abgedruckt Erinnerungen III, 64 ff.

gegen das verstandlose Auswendiglernen der Lutherschen Erklärungen der Hauptstücke aus. „Der Ekel," sagt er, „den man durch ein verstandloses Auswendiglernen der Jugend beibringt, dauert oft aufs ganze Leben." Er will aus eben dem Grunde nichts davon wissen, die Kinder mit Sprüchen, namentlich mit dogmatischen Sprüchen zu überhäufen. Vom todten Auswendiglernen wegzubringen ist der Zweck seiner eignen Fragen und Antworten, die er sich als einen Leitfaden und zugleich als eine Anweisung zum Katechisiren in den Schulen denkt. Denn „Katechese ist lebendige Uebung", und in einem guten Katechismus „muß Leben und Bewegung sein, daß der Lehrer selbst aus ihm katechisiren lerne, und der Schüler ihn, zusammenhängend in Frag' und Antwort, als ein lebendiges Werk mit Liebe treibe". Man wird diesen Grundsätzen durchaus, der Ausführung allerdings nicht ebenso unbedingt zustimmen können. Denn leicht und faßlich zwar ist die Sprache der Herderschen Fragen und Antworten gewiß, aber ein Muster katechetischer Behandlung sind sie keineswegs. Fast scheint es, daß dem Katecheten Herder dasselbe im Wege stand, was dem Dramatiker. Es wurde ihm nicht leicht, sich auf die Rolle des bloßen Mäeutikers zu beschränken; der Prediger hat das Uebergewicht über den Lehrer. Nur zu oft sind die Fragen nicht von der Art, daß sie den Lehrling nur auf den rechten Weg weisen und aus seiner Seele die Antwort entwickeln, sondern so, daß sie ihm dieselbe einfach in den Mund legen. Wenn der Katechet frägt: „Ist eine gute Ehe ein großes Glück des Lebens?" oder: „Sind die Gaben des Geistes Gottes im Menschen sehr verschieden?" so sind dergleichen die Antwort vorwegnehmenden Fragen nur eine lästige Umständlichkeit, weder belebend noch übend. Um so merkwürdiger, da doch das katechetische Verfahren dem Verfasser so stark vorschwebte, daß es selbst in die Christlichen Schriften unwillkürlich eindrang. Wie sich der Inhalt dieser in dem Katechismus niederschlug, so drängt sich umgekehrt die populäre Form der Katechese in den Vortrag jener. Eine ganze Strecke weit werden in der Schrift über die Synoptiker die Untersuchungen, betreffend den Ursprung der Evangelien, in die Form von Fragen und Antworten gebracht. Ebenso, und noch mehr, wird in derselben Schrift die Erörterung über die Bedeutung der Weissagungen und Wunder zum katechismusartigen Dialog; auch die „Regel der Zusammenstimmung unserer Evangelien" endlich, im Anhang der Schrift über Johannes, nähert sich durch die Frageform der Ueberschriften dem katechetischen Schema [1]).

Es ist uns endlich auch vergönnt, die Ueberzeugungen des Verfassers der Christlichen Schriften und des Katechismus in Handlung gesetzt zu sehen. Am 20. März 1799 hatte Herder die Confirmation des Erbprinzen, am 15. April 1802 die der Prinzessin Caroline Luise zu vollziehen. Nach Herders eigener Aufzeichnung liegt uns die katechetische Unterredung vor, die er

---

[1]) S. Christl. Schriften II, 170 ff., 236 ff., III, 303 ff.

in beiden Fällen, statt eines auswendig gelernten, von den fürstlichen Kindern abzulegenden Glaubensbekenntnisses, mit den vorher von ihm unterrichteten abhielt. Wir sehen aus den interessanten Documenten [1]), wie er in freier Gesprächsweise, nach einer leichten und natürlichen Ordnung den Faden der Unterredung leitend, die Summe seines Unterrichts noch einmal den Confirmanden vergegenwärtigte. Er steht auch als praktischer Geistlicher, auch als Priester vor dem Altar, auch in den feierlichsten und verantwortlichsten Momenten seines Amtes voll und ganz zu dem Ganzen seiner frei-religiösen Ansichten; er steht gewissenhaft und freudig zu ihnen; keine Spur von Verhehlung, Verhüllung oder bewußter Zweizüngigkeit. Ja, namentlich in der Confirmation des Erbprinzen begegnen uns Fragen und Antworten, welche — wie die über das Wesen und Wirken Gottes, über sein Verhältniß zur Welt, über die moralische Oekonomie der Schöpfung — in den Kreis der philosophischen Anschauungen hinübergreifen, die in den „Ideen" und den Spinozagesprächen vorgetragen worden waren. Allein nicht etwa Contrebande ist das im Sinne Herders; der Katechismus für die Fürstenkinder versteigt sich etwas höher als der Landeskatechismus: das Höhere bleibt darum nicht weniger in voller Harmonie mit dem Biblischen und Christlichen, an das er immer wieder anknüpft, und Beides schließt sich in der Ueberzeugung und Gesinnung unseres Theologen vollkommen friedlich und einheitlich zusammen. Nicht er trug Bedenken, mit diesem Glaubensbekenntniß offen herauszutreten, als der allgemeine Wunsch der Stadt laut wurde, die Confirmation gedruckt zu besitzen. Es war ein sehr natürlicher Wunsch, denn die Antworten des Erbprinzen, bei dessen Erziehung Herder wiederholt berathen worden war [2]), enthielten zugleich des Confirmanden Angelöbniß treuer Erfüllung seiner Fürstenpflichten. Daß ein Fürst vor allen Andern sein Wort halten müsse, daß ihm vor Allen Vorsicht im Urtheil, Selbstbeherrschung, Wohlanständigkeit zieme, daß Gerechtigkeit über Gunst und Gnade gehe, daß Wahrheit ihm höher stehen müsse als die eigene Meinung und die Zustimmung der Schmeichelei u. s. w. — dies ganze goldene Fürsten-A-B-C hatte Herder in das Christengelübde des künftigen Thronerben mit eingeflochten; dasselbe war zugleich wie ein neuer Vertrag zwischen diesem Fürstengeschlecht und dem kleinen Lande, gewissermaaßen eine in patriarchalischen Formen abgefaßte magna charta. Herder also willigte gern in den Druck; einige Bedenken politischer Vorsicht hatte nur Karl August, den jener

[1]) Confirmation Karl Friedrichs, Erbprinzen von Sachsen-Weimar und Eisenach, Weimar 1799 8°°, abgedruckt SW. zur Theologie X, 98 ff.; ebendaselbst. S. 171 ff. die Confirmation der Prinzessin Caroline Luise.

[2]) Vgl. den Brief des Herzogs an Herder vom 17. Dec. 97, in Düntzers Sammlung, S. 136 ff. Außerdem Carolinens Bericht und Klage in dem Briefe an Gleim 29. Aug. 1800, C, I, 279: „Dreimal hat des Prinzen Schutzengel in der Person meines Mannes mit der fürstlichen Mutter zu verschiedenen Zeitpunkten über die Erziehungsart gesprochen, seinen Rath und seine Meinung treu und offen gesagt — — das Uebrige denken Sie Sich ꝛc."

wegen des Druckes um Erlaubniß anzugehen hatte. Nicht als ob der Herzog seinerseits mit dem Inhalt nicht vollkommen einverstanden gewesen wäre; wiederholt erklärte er sich dankbar zustimmend. Sein Humanismus indeß war doch nicht ganz der Herdersche, sondern war mit einigem Aristokratismus gemischt. „Ich möchte sagen," schrieb er in der Nachschrift des die Herdersche Anfrage beantwortenden Billets vom 3. April 99, „daß das Glaubensbekenntniß, das Sie so vortrefflich den jungen Mann haben ablegen lassen, eigentlich die Religion für höhere cultivirte Stände ist, die man dem gemeinen Publico, dem rohen, das keine Zeit hat, darüber nachzudenken, nicht mitzutheilen brauche." Aus diesem und einem andern noch specielleren Grunde der Staatsraison war er nur für einen beschränkten Publicationsmodus. Eben war, auf Grund der bekannten Vorgänge, Fichtes Entlassung von seiner Jenaer Professur erfolgt. Auch die Regierung Karl Augusts hatte die Unvorsichtigkeit Fichtes in seinen Aeußerungen über den Glauben an Gott rügen zu müssen geglaubt: man durfte sich nicht selbst dem Vorwurf ähnlicher Unvorsichtigkeit aussetzen. „Die neuere Katastrophe zu Jena," schrieb der Herzog, „indem Fichte seine Entlassung erhalten hat, die er auf eine höchst unschickliche Art sich vorausbedung, wenn die Entscheidung seiner Sache nicht nach seinem Wunsche ausfiele, und deren er etwas schneller als er selbst glaubte, theilhaftig geworden ist, läßt mich befürchten, daß wir gewaltigen Anfällen von seiner Kaste ausgesetzt sein werden, sobald etwas die Religion Betreffendes unter unserer Firma im Publicum erscheint." Des Herzogs Meinung war daher, daß die Confirmation nur einem engeren Kreise — „unserem Landescirkel und dem ausgesuchteren Theil seiner Individuen" — zugänglich gemacht werden solle. Auf herzogliche Kosten wurden in Folge dessen nur 400 Exemplare für Weimar und Herder abgedruckt und zur Vertheilung gebracht [1]).

In die Zeit der Abfassung der Christlichen Schriften, in die Epoche der Vorherrschaft theologischer Interessen versetzt uns endlich auch die letzte Sammlung Zerstreuter Blätter. Dieselbe hatte eigentlich der Fünften Sammlung auf dem Fuße folgen und die ganze Reihe beschließen sollen. So kündigt Herder sie in der Vorrede zu jener an und trifft die Vorbereitungen dazu unmittelbar nachdem er die Abhandlung von der Gabe der Sprachen geschrieben [2]). Vier Jahre hindurch jedoch trägt er sich mit dem Vorhaben.

---

[1]) Das ungedruckte Dankbillet Karl August's vom 20. März und das Schreiben vom 3. April liegen mir im Manuscript vor. Vgl. Caroline an Knebel, 2. April 99 in Knebels Litt. Nachlaß II, 324; Herder an Knebel, 3. Juni 99, ebendas. S. 280. An Eichhorn sendet Herder die Confirmation, „ein kleines häusliches δωρίδιον", Juni 99, C, II, 313. Die Befürchtung des Herzogs in Betreff Fichtes war ohne Zweifel veranlaßt durch eine auf Herders philosophischen Atheismus Bezug nehmende Stelle in Fichtes Brief an Voigt (Fichtes Leben, Zweite Aufl. II, 90), auf die weiter unten, Abschnitt 5, zurückzukommen sein wird.

[2]) Zerstr. Bll. V, VIII; an G. Müller *15. Juli 1793.

Anfangs nämlich waren für die neue Sammlung die Gedichte Baldes bestimmt, die ihr den höchsten Werth verleihen sollten[1]: sie blieb statt dessen fürs Erste ganz liegen, da sich die Arbeit über Balde zur Terpsichore erweiterte und demnächst die Mitarbeit an den Horen Alles absorbirte, was sonst in sie hätte Aufnahme finden können, wie namentlich der „alte Aufsatz über Homer und Ossian", dessen der Verfasser in diesem Sinne gegen Heyne gedenkt[2]. Eine andere Idee war gewesen, daß die Sammlung das „Andenken an einige ältere deutsche Dichter" durch Briefe über ältere deutsche Prosaisten ergänzen sollte. Die Briefe blieben ungeschrieben. Dann wieder sollten die aus den Humanitätsbriefen ausgemerzten, in der Neuen deutschen Monatsschrift erschienenen Stücke in den Blättern vereinigt werden[3]. Auch davon indeß wurde abgesehen. Nur daran hielt der Herausgeber fest, daß die Sammlung wieder, wie die Dritte, einen Strauß eigener Herderscher Gedichte bringen sollte. „In dem Sechsten Theil der Zerstreuten Blätter", schrieb er 10. October 1795 an Schiller, sich gegen dessen Mißverständniß verwahrend, als sei er ein Feind des Reims, „sollen Jugendreime nach Herzenslust kommen in mehreren Gattungen und Arten: Proben, wie artig ich einst gereimt habe"[4]. Daß er überhaupt ältere Dichtungen für die neue Blättersammlung zusammensuchte, zeigt der Brief an G. Müller vom 15. Juli 93, in welchem er diesen um Abschrift der 1780 in Pfenningers Christliches Magazin gelieferten Legende „Christenfreude" behufs Aufnahme in das nächste Bändchen bittet. Zur wirklichen Redaction kam er erst nach Abfassung der Schrift über die Synoptiker, angeregt, wie man annehmen darf, durch Gleim, mit dem er sich im August 1796 ein dreitägiges Rendezvous in Eisleben gegeben hatte[5]. Denn gleich nach der Rückkehr von dort sehen wir ihn mit der Sammlung beschäftigt[6] und gleichzeitig mit der nun in Angriff genommenen Schrift über das vierte Evangelium daran fortarbeiten. Partienweise werden die Bogen während des Drucks an Gleim geschickt[7]; Ende Februar 97 ist der Druck vollendet, und im März gelangt das Bändchen zur Versendung[8].

---

[1]) 24. März und 4. April 1794 an Gleim, C, I, 171, Anm. u. S. 170.

[2]) 13. Mai 95, C, II, 231.

[3]) An G. Müller, 15. October 95.

[4]) Im Leben Schillers von Caroline v. Wolzogen, S. 285, mit falscher Jahreszahl.

[5]) Gleim-Herderscher Briefw. No. 163 u. 169.

[6]) Herder an Gleim, 25. August, C, I, 213, Caroline an G. Müller, *26. August mit der Bitte, aus Pfenningers Magazin außer den schon früher daraus abgeschriebenen Herderschen Beiträgen noch andere, wenn sich deren finden sollten, abschreiben zu lassen.

[7]) Die ersten drei Bogen 18. November, am 26. December 96 die folgenden, am 10. Februar 97 die Bogen K bis U; C, I, 218 Anm. 3; 220; 222 mit Anm. 4.

[8]) Herder an seinen Sohn August, 24. Februar, A, II, 447; Prinz August dankt für die Sammlung *12. März; am 21. März geht dieselbe an Jacobi, A, II, 312 (nicht, wie Anm. 2 will, die Schrift vom Erlöser); vgl. Knebel an Herder, C, III, 100.

Entsprechend der Zeit seiner Entstehung ist es selbst etwas wie eine Christliche Schrift, ein Seitenstück oder eine Beilage zu diesen. Denn es eröffnet zwar mit „Gedichten und Reimen"; ein Erstes Buch derselben bringt eine Auswahl der Sonette der italiänischen Dichterin Faustina Maratti-Zappi, in elegische Distichen übertragen, ein Zweites Buch eigene, theils aus älterem Vorrath hervorgesuchte, theils neu hinzugefügte Gedichte: schon diese neu hinzugefügten Gedichte jedoch machen einen höheren Anspruch als den, dichterische Kunst zu zeigen. Die nachbarlich zusammengestellten religiös-philosophischen Gedichte, oder Gedichtfragmente: „das Ich" und „Selbst" steigen in die tiefsten Gründe von Herders Glaubens- und Ueberzeugungsleben hinab und sind neue Zeugnisse, wie seine Spinozistischen Anschauungen sich mit den Gesinnungen und Hoffnungen seines Christenthums ungezwungen zusammenschlossen. „Das Ich erstirbt, damit das Ganze sei", so predigt das erste Fragment, es übersetzt in Verse, was jene Vorlesung über die menschliche Unsterblichkeit von der „Ablegung unseres Ich" gesagt hatte; nicht uns, sondern „dem großen, guten All" gehören wir; aller Pflichten erste ist „Vergessenheit sein selber";

> „Wenn einst mein Genius die Fackel senkt,
> So bitt' ich ihn vielleicht um Manches, nur
> Nicht um mein Ich. — — —
> Den Göttern weih' ich mich, wie Decius,
> Mit tiefem Dank und unermeßlichem
> Vertrauen auf die reich belohnende,
> Vielkeimige, verjüngende Natur.
> Ich hab' ihr wahrlich etwas Kleineres
> Zu geben nicht, als was sie selbst mir gab,
> Und ich von ihr erwarb, mein armes Ich."

Knebel hatte Recht, die Erhabenheit dieses Bekenntnisses zu preisen, nicht ebenso Recht, wenn er meinte, daß einige Stellen darin und einige des folgenden Fragments absichtlich nur gesetzt seien, um der verleumderischen Auslegung des großen Haufens vorsichtig vorzubeugen [1]). Vergiß Dein Ich, aber verliere nie Dich selbst! — so predigt dies zweite Fragment; unser innigstes Bewußtsein, der beste Kern unsres Selbst, die Vernunft, ist ein sprechender Beweis „vom höchsten Allbewußtsein"; dies beßre Selbst in uns, das uns nur Göttliches zu wollen und zu thun, uns in Liebe Anderen zu widmen und mit ihnen mitzufühlen gebietet, verbürgt uns unsere Unsterblichkeit:

> — — „was an mir stirbt, bin ich nicht selbst!
> Was in mir lebet, mein Lebendigstes,
> Mein Ewges kennet keinen Untergang."

Ergänzend, gleichsam antistrophisch, tritt dies zweite neben das erste Fragment. Erst beide zusammen umspannen sie den Gedankenkreis der Spinozagespräche; zusammengenommen stimmen sie aber auch, vorausgesetzt, daß man nicht Worte,

---

[1]) An Herder, C, III, 100.

sondern Gesinnungen wägt und auch Gesinnungen in die Seele des Dichters zurückzulesen versteht, mit der Paraphrase des Symbolums überein, welche die Schrift „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen“ giebt, und mit den von Bibelworten aus-, zu Bibelworten zurückgehenden Erklärungen desselben, welche das Katechismusbüchlein enthält.

Ethisch-religiösen Inhalts sind sofort auch die Prosaaufsätze unserer Sammlung. Sich anlehnend an den Wiederabdruck des unvollendeten, jetzt nur umgetauften Aufsatzes „Hades und Elysium“ aus dem Merkur vom Jahre 1782, folgen die Abhandlungen „Palingenesie“, „Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft“ und „Ueber Wissen, Ahnen, Wünschen, Hoffen und Glauben“. Es sind, wie die Vorrede sagt, „Fortleitungen der Gedanken eines Todten, mit dem ich noch oft zu sprechen denke“ — desselben Todten, mit dem, auch als er noch lebte, seit den Kritischen Wäldern Herder so oft Gespräche gepflogen hatte, desselben Todten, dem er in den Christlichen Schriften immer näher gerückt war. Ueber das Epigramm und die Fabel und über das Bild des Todes hatte er sich mit ihm in den früheren Sammlungen auseinandergesetzt: jetzt kamen die praktisch-theologischen, die religiös-ethischen Fragen zwischen ihnen zur Debatte. Lessing lebte ja fort in der Herausgabe seines Nachlasses, seiner Gesammelten Schriften, seiner von seinem Bruder Karl geschriebenen Lebensgeschichte. Es war für Herder eine unerschöpfliche Fundgrube. In den Humanitätsbriefen setzte er ihn fort, schrieb er ihn aus. In den Christlichen Schriften desgleichen trat er mit seinen kritisch-historischen Untersuchungen wie mit seiner Auffassung des Christenthums in seine Fußstapfen. Nicht anders auch in der letzten Sammlung der „Blätter“. Schon durch die von Lessing entlehnte Paragraphenform bilden die Aufsätze über Palingenesie und über Wissen und Nichtwissen eine augenfällige Parallele zu den Christlichen Schriften.

Der Zweite Theil von Lessings Leben nebst noch übrigem litterarischen Nachlaß, 1795 veröffentlicht, scheint, wie die Bezugnahmen darauf zeigen, Herder auf die „Erziehung des Menschengeschlechts“ und auf das alte einst im Merkur behandelte Thema von der Seelenwanderung zurückgebracht zu haben [1]. Neue Gedanken bringen die in Rede stehenden Aufsätze eigentlich nicht; sie wiederholen nur die alten in anderer Combination als in den Seelenwanderungsgesprächen und den entsprechenden Stellen der „Ideen“. Er hatte es ehemals mit Schlosser zu thun gehabt; er wendet sich diesmal unmittelbar gegen Lessing. Von einem zwiefachen Gesichtspunkt aus. Lessing hatte eine Stütze für seine Hypothese darin erblickt, daß die Metempsychose „das älteste aller philosophischen Systeme“ gewesen sei. Dem gegenüber führt der Aufsatz

[1] Daß die drei hier in Rede stehenden Aufsätze bald nach den Gesprächen über die Seelenwanderung entstanden seien (Düntzer in SWH. XV, 379 Anm.), widerlegt sich durch die ausdrückliche Bezugnahme auf den Zweiten Theil von Lessings Leben, auf Sakontala ꝛc.

„Palingenesie“ aus, daß die Seelenwanderung nicht sowohl Speculation oder System, als vielmehr Volksglaube, eine Meinung sinnlicher Menschen gewesen sei, die nur später erst systematisirt worden sei. Wieder einmal zeigt sich, was Herder in allewege vor Lessing voraus hatte: der tiefere psychologische und, im Zusammenhang damit, der sinnige historische Blick. Er leitet nicht, wie Lessing, jene Meinung einfach aus dem „gesunden Menschenverstand“ ab, sondern er geht der natürlichen Genesis dieses „Wahns“ aus der ganzen Organisation und Empfindungsweise, aus dem poetischen Denken der ältesten Völker nach. Und nun erst wendet er sich zweitens zu den sachlichen Gegengründen gegen die Hypothese. Er zeigt das Unmoralische derselben als einer Büßungshypothese und verwandelt sie in das praktische Postulat, daß wir uns selbst, und zwar in diesem Leben, palingenesiren müssen. An dem Nerv der Lessingschen Argumentation freilich, daß die Bahn des ganzen Geschlechts zusammenfallen müsse mit der des Einzelnen, geht er vorüber: aber im Grunde nur deshalb vorüber, weil ihm die Vervollkommnung nicht sowohl in dem intellectuellen als in dem moralischen Fortschritt liegt. „Auf Charakter kommt es bei unserer Existenz am meisten an“ — und Charakter kann in jedem Culturzustande gewonnen und bewährt werden. „Es muß eine große Palingenesie der Gesinnungen unseres Geschlechts vorgehen, daß unser Reich der Macht und Klugheit auch ein Reich der Vernunft, Billigkeit und Güte werde.“ Mit dieser Wendung, die an die Stelle der Aufklärung die Humanität, an die Stelle des Wiederkommens die innere Wiedergeburt setzt, lenkt er wieder zu Lessing zurück, der ja ausdrücklich nur einen Traum habe vortragen wollen, dessen Kern ein großer und wahrer Glaube sei.

Wenige Zeilen in Lessings Nachlaß über den Satz, „daß man die Menschen ebenso von der Begierde, ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen, abhalten sollte, als man ihnen abräth zu forschen, was ihr Schicksal in diesem Leben sei“, geben den Text zu dem folgenden Aufsatz her. Durch Einschränkung berichtigt derselbe den Lessingschen Satz. Nämlich nur das neugierig vorausgreifende Forschen nach den Endresultaten unseres Schicksals ist kindisch und verderblich. Nicht so jede Voraussicht in die Zukunft, nicht diejenige, die aus der Einsicht in die natürliche Consequenz der Dinge erwächst. „Thöricht ist's, sich um das zu bekümmern, was wir nicht wissen können; träge und verdrossen wäre es, sich um das nicht bekümmern zu wollen, was uns von der Zukunft zu wissen noth ist, was sich von ihr mit der Gegenwart aus der Vergangenheit uns gleichsam aufdringt.“ Es giebt nach dem Gesetz der Nemesis eine Berechnung des Künftigen sowohl für den Einzelnen wie für die Gesellschaft, ja dieselbe muß sich zu einer förmlichen Wissenschaft ausbilden lassen. Und nun die Anwendung dieser Sätze auf unser Schicksal nach dem Tode. Auch hier — schon vor mehr als zwanzig Jahren hatte er sich so gegen Lavater ausgesprochen — giebt es einen Theil der Zukunft, um welchen Niemand sich bekümmern darf und soll; thöricht-verloren jeder Gedanke, der

sich mit dem Physischen unseres künftigen Zustandes, mit der Geburt der Seelen in eine andere Welt beschäftigen wollte. Nothwendig dagegen ist der Menschheit der auf der Anerkennung der Consequenz sittlicher Kräfte und Wirkungen beruhende Glaube an die Fortleitung des irdischen in ein künftiges Leben, — nothwendig, damit sie nicht unter sich sinke, nothwendig aus moralischen Gründen. Selbst die Auftritte der französischen Revolution, deren Taumel er jetzt der Wolfswuth vergleicht, scheinen ihm die Nothwendigkeit dieses Glaubens an eine fortgehende Zukunft zu predigen, „selbst sogar den Fall gesetzt, daß diese nicht vorhanden wäre". „Da wir sehen," — so faßt er sich zusammen — „daß und warum wir eine Unendlichkeit, die vor uns liegt, nicht übersehen können; so wollen wir rechtschaffen strebend, mit Liebe zutrauend fortgehen und glauben."

Und glauben! Zu einer Apologie des Glaubens spitzt sich der dritte Aufsatz, im Grunde nur eine Anmerkung zu dem vorigen, zu. Er entwickelt von dem Grundgedanken des gesetzmäßigen Zusammenhangs der Dinge aus mit Feinheit die Unterschiede des Wissens, Ahnens, Wünschens, Hoffens und Glaubens. Auch jenseits der Grenze des Wissens erkennt er das Berechtigte dieser auf die Zukunft gerichteten Bewegungen des Gemüths und der Phantasie an. Seine Absicht ist nicht sowohl, durch Eroberungen auf dem Gebiete des Irrationellen über das Reich der Vernunft hinauszugehen, als vielmehr, auch jenes diesem unterthan und von ihm abhängig zu machen. Selbst das Ahnen, auf das er ja selbst, und meist mit schlechtem Erfolge, in seinen eigenen persönlichen Angelegenheiten große Stücke hielt, soll sich für das Handeln „in eine hellere Stimme verwandeln". Auch im Hoffen und Wünschen ist ihm nur so viel Wahrheit, als Vernunft darin ist. Nur in diesem Sinne sagt er, sehr schön, daß kein Wunsch verständiger, edler Gemüther je ganz verloren gewesen, und daß es Menschen gegeben, die nie ganz vergebens gehofft haben. Und so wird man es sich auch gefallen lassen können, wenn er den Glauben die Basis alles Erkennens, Handelns und Genießens nennt. Er thut es nicht in irgend einem mystischen Sinne. Der prüfenden Untersuchung und dem Zweifel räumt er für die einzelnen Fälle alle Rechte ein. Nichts Anderes ist ihm Glaube als eine stille Zuversicht des Unsichtbaren nach dem Maaßstabe des Sichtbaren, ein Ergreifen des Zukünftigen nach der Analogie des Gegenwärtigen und Vergangenen, beruhend auf der Zuverlässigkeit des vernünftigen Zusammenhangs im Bereich der natürlichen wie der geistigen Dinge.

Setzt durch diese Aufsätze das Schlußbändchen der Zerstreuten Blätter die Christlichen Schriften nach der philosophischen Seite hin fort, so nach der poetischen durch eine Anzahl von Dichtungen, mit denen der vielbewegliche Mann wieder einmal einen neuen Ton anschlägt. An ein paar ältere Stücke — das von der christlichen Kapuzinertugend und das nicht fertig gewordene

„St. Franciscus und die Grille“ [1]) — setzte sich jetzt eine Anzahl ähnlicher an: er dichtete jetzt, voll wie er von den Gesinnungen und Empfindungen war, in die seine Auslegung des ethischen Gehalts des Christenthums ihn versenkte, rasch hintereinander eine Reihe von Legenden [2]). Die früheren Sammlungen der Zerstreuten Blätter hatten griechische und morgenländische Fabeln gebracht: die letzte gesellte ihnen christliche Fabeln zu. Sie sind es, die diese Sammlung am eigenthümlichsten kennzeichnen. Mit Epigrammen der Anthologie und Umdichtungen der antiken Mythologie hatte der Sammler vor einem Jahrzehnt begonnen: er schloß, nachdem er den ganzen Kreis national verschiedener Empfindungs- und Phantasieformen, sofern sie in Bildern und Erzählungen eine Lehre bergen, durchlaufen hatte, mit „christlichen Märchen“. Wie angelegen ihm die Sache ist, zeigt die Vorrede unserer Sammlung und zeigt die Abhandlung, mit der er seine Legenden jetzt in ähnlicher Weise begleitet, wie früher die Anthologieübersetzungen mit der Abhandlung über das Epigramm. Er befindet sich dabei in analoger Lage wie einst mit den Volksliedern. Dort war es ihm mehr um die Poesie, hier ist es ihm mehr um den lehrhaften Gehalt zu thun. Auch diesmal ist es seine Absicht, „im Staube die reinen Goldkörner“ zu finden, aber diesmal die Goldkörner christlicher Ethik. Gegen die blinde, triviale Aufklärung, die mit dem Staube zugleich das Gold wegfegt, vertritt er die bessere, die mit einem vom feinsten historischen Sinn und vom menschlichsten Gefühl geschärften Auge den Staub durchsiebt, um das Gold zurückzubehalten. So erklärt er sich nachdrücklich gegen den abergläubischen Legendengeschmack und die Legendenasketik, aber zugleich weiß er diesem Geschmack und dieser Asketik eine positive Seite abzugewinnen. Er definirt zunächst die Legende als eine wunderbar-fromme Erzählung, die, den weltlichen Rittergeschichten zur Seite, den Andächtigen jedes Standes zur Nachfolge reizen sollte. Aus der Denkart und Phantasielage der Zeit, in der jene Wundergeschichten entstanden, erklärt er ihr Wunderbares; die psychologisch genetische Betrachtung dringt zu der menschlichen und natürlichen Wahrheit durch, welche der mythologischen Sprache der mittelalterlichen Legenden so gut wie der der antiken Heldensagen zu Grunde liege. Er setzt desgleichen dem Spott über die verkehrte ethische Tendenz dieser Geschichten die Aufforderung theilnehmenden Verständnisses auf Grund der Versetzung in das Zeitalter und das Leben der Legendenhelden entgegen; er weist auf die eigenthümlichen Christentugenden heldenmüthigen Glaubens, duldender

---

[1]) S. Gelzer, S. 84.

[2]) Es ist gewiß eine unbegründete Vermuthung Düntzers, SWH. II, 7, daß manche dieser Legenden schon viel früher gedichtet worden, und daß der Entschluß sie herauszugeben durch Langbeins Legende in dem Schillerschen Musenalmanach auf 1797 veranlaßt worden sei. Nur von drei Stücken ist der frühere Ursprung bezeugt, während die Hauptmasse im Jahre 1796 entstand. Siehe die Anmerkung von Redlich, SWS. XXVIII, 559 ff., woselbst auch die Quellen nach Möglichkeit nachgewiesen sind.

Liebe, strengen Gehorsams, inniger Andacht hin, die in jenen engen und dunklen Jahrhunderten kräftiger als in dem unsrigen sich entwickelten und die in der Kunst eines Raphael oder Correggio wiedererscheinen. Er wirft sich endlich auch zum Vertheidiger des Tons und Stils der Legenden auf, als dessen Eigenart er Innigkeit und schmucklose Einfalt, populäre Herzlichkeit und Rührung bezeichnet. Nur darauf, meint er, komme es an, jene Geistesgestalten der Legendenzeit so vorzuführen, wie sie unserer Zeit anschaubar sind, wie sie unser Geist und unser Herz zu sehen begehrt. Er will mit der Legende verfahren wie bei all' seinem Uebersetzen und Nachdichten und wie er im Grunde auch bei seiner Bibelerklärung, bei seiner Paraphrase des christlichen Glaubensbekenntnisses, in seinen Predigten und in seiner Erklärung des Lutherschen Katechismus verfuhr. Den Namen der Legende behält er bei, aber ausdrücklich sagt er, daß er sie „dem lehrenden Idyll" näher zu bringen gesucht habe.

Wie schön indessen die Auseinandersetzungen, die wir gehört haben, Geist und Werth der Legendendichtung entwickeln: mit der nachdichtenden Erneuerung ist es ihm diesmal nicht in gleichem Grade gelungen. Nur im Elemente des treuherzigen Humors, wie ihn Goethe so glücklich in der Legende von St. Peter und dem Hufeisen anschlug, hätte dieselbe gelingen können. Viel zu stark überwiegt die ernste lehrende Tendenz, viel zu deutlich tritt die Absicht, die christliche Sage „nützlich zu gebrauchen" hervor. Zu fern steht andrerseits der eigene Glaube und die eigene Ethik des Dichters den Anschauungen der verlebten Zeit, deren Tugenden er der Gegenwart vorhalten will, als daß eine überzeugende Wirkung hervorgebracht werden könnte. Aus beiden Gründen geht die Poesie in Prosa über, und die gesuchte Schmucklosigkeit und Einfachheit wirkt nicht rührend, sondern ernüchternd. Mehrere dieser Legenden haben eine vor- oder angehängte Moral, oder sind mit Einleitungen versehen, in denen wieder die Gesichtspunkte der Abhandlung in Versen vorgetragen werden, welche mehr kunstlos als gefällig sind. Oft verändert der Verfasser den Stoff der Sage oder giebt ihr eine andere Wendung, ja der aufgeklärte didaktische Erzähler erlaubt sich, die Legendenform zur Einkleidung einer Moral zu benutzen, die antilegendarisch, antimönchisch ist und den modernen Kirchenvater als einen ausgemachten Ketzer erscheinen läßt. Dasselbe ist der Fall mit der zum Spott der Inquisition gewendeten Geschichte von dem Teufelchen mit dem verbrannten Daum. Sie steht nicht unter den Legenden der Zerstreuten Blätter, ist aber eine Probe der „lustigen", die sich der Verfasser, wie er an Gleim schreibt, auf ein andermal versparte. Er hatte vor, auch eine Legende von Schaffhausen zu schreiben[1]), und später noch war es die Lectüre eines alten Legendenbuches, das er 1801 in Stachesried in Bayern vorfand, was

[1]) An G. Müller, 5. Mai 97, Gelzer, S. 261.

ihn wieder zu ein paar derartigen Dichtungen veranlaßte, die nun in der Adrastea Platz fanden [1]).

Noch zweideutiger indeß wird der Werth dieses poetisch moralischen Experiments dadurch, daß es damit zugleich auf eine Demonstration abgesehen war. Mit Recht bemerkte Körner gegen Schiller [2]), daß über den ganzen Sechsten Theil der Zerstreuten Blätter ein gewisser mißmüthiger Ton herrsche. „Und so seien sie denn" — so schließt der Aufsatz vor den Legenden — „wie die, von denen sie erzählen, begraben! Vielleicht gehen sie in einer anderen Zeit fruchtbar hervor. Quiescant in pace." Wir kennen diesen resignirt-verdrossenen Ton aus dem Vor- und Nachwort der Volkslieder. Aber der Mißmuth richtete sich damals gegen die Aufklärer, die ihm das Suchen nach echter ursprünglicher Poesie in dem Schacht der Naturpoesie verargten und verleideten. Der Mißmuth richtet sich diesmal gegen die, denen die Poesie als solche der Gegenstand einer höchsten Verehrung war. Der Herausgeber der Volkslieder ist jetzt selbst den einseitigen Verehrern des Schönen gegenüber zum Aufklärer geworden: den Poeten stellt sich der moralisirende Dichter gegenüber. Seine „Führerin" ist ausgesprochener Maaßen nicht die Muse der Dichtkunst, sondern die Göttin mit dem Dornenkranz, deren Namen „Carita" Geduld, Liebe und Hoffnung bedeutet; denn

> „Ach den tausend unglückselgen Menschen
> Und den rohen Herzen, die sie quälen,
> Hilft kein Ton der Muse mehr. Sie fodern
> Andre Sorgen. — Hoffe keinen Lorbeer.
> Nimm hier diesen Zweig und meine Krone".

Ob das Schöne denn bloß nutzlos sein müsse, ob es nicht auch stärkend und erquickend werden könne, frägt die Vorrede unserer Sammlung, indem sie vorweg die Angriffe gegen die Legenden abwehrt, und sie schließt selbst mit einer Legende, bestimmt, diejenigen zu belehren und zu beschämen, die in harter Hungersnoth nur Rosen, nichts als Rosen sehen wollen —

> — — „seht, was ihr wünschet!
> Dem Armen werde jede Rose Brod".

„Schon in der Vorrede," so fährt Körner in jenem Briefe fort, „scheint er an eine moralische Hungersnoth zu glauben, wo alle Rosen in Brod verwandelt werden sollten. Aber sein Brod ist wirklich zu wenig ausgebacken, um eine stärkende Nahrung zu geben, wenn auch wirklich die Noth so groß wäre. Er muß eine unglückliche Reizbarkeit haben, die ihn Alles schwarz sehen läßt, wenn in dem Zirkel, der ihn zunächst umgiebt, seine Forderungen nicht befriedigt werden."

---

[1]) S. Redlich a. a. O. S. 560. Alle Legenden mit dem kritischen Apparat finden sich beisammen in dem genannten Bande der SWS., S. 167 ff.

[2]) 17. April 97, Briefw. IV, S. 23 ff.

Was Körner hier aussprach, war nur der Widerhall der Meinung einer Partei, zu der sich der Dichter der Legenden im Laufe der letzten Jahre immer mehr in Gegensatz gesetzt hatte. Die ersten Sammlungen der Zerstreuten Blätter zeigten uns Herder in seinen dichterischen wie in seinen theoretischen Bestrebungen auf der Höhe der geistigen Bewegung, die von Weimar aus die ganze deutsche Litteratur beherrschte, und in voller Harmonie mit Goethe. Die letzte Sammlung verräth uns, daß diese Bewegung sich in zwei Ströme getheilt hatte, von denen der eine vorwärts, der andere rückwärts fluthete. Nicht mehr vereint standen die Namen Herders und Goethes über dem Eingang zum Bau der deutschen Litteratur.

Vierter Abschnitt.

Veränderte Stellung zur zeitgenössischen Dichtung.

Da, wo die Verfasserin der Erinnerungen auf die Legenden zu sprechen kömmt, gedenkt sie auch der Urtheile, welche damals in Weimar über den Begriff des Wunders laut geworden seien. Ganz anders als Herder hätten „die großen Dichter" denselben aufgefaßt. Schiller insbesondere habe das Wunder im grellsten, unsinnigsten Geiste des Katholicismus genommen und behauptet, je unnatürlicher, von je weniger Bezug auf den Menschen, dem es begegne, je fremder und heterogener dem Gegenwärtigen, desto eigentlicher sei es ein Wunder. Schwerlich giebt sie den Sinn dieser Reden treu wieder, nur um so deutlicher aber verrathen ihre leidenschaftlichen Worte, daß das Band des Verständnisses zwischen Herder und dem ihn zunächst umgebenden Zirkel in aller Weise zerrissen war. Sie spricht davon, daß nur „ein in sich selbst mißgestalteter Geist" eine solche Ansicht habe fassen können, und klagt, daß ein so abgeschmacktes, ungereimtes, schiefes und albernes Urtheil auf Herders edle, mit einem geistigen Reich verbundene Legenden-Wunder sei angewandt worden. „Es war nicht anders," fährt sie fort, „als ob damals Goethe und Schiller von einem tollen Dämon besessen gewesen wären; sie konnten das Tollste behaupten, um die schönere, edlere Wahrheit nicht sehen oder sie verdrängen zu wollen [1])."

Eine Wandlung der tiefgreifendsten Art also hat sich vollzogen, deren allmählicher Entstehung nachzugehen unsere nächste Aufgabe sein muß.

Ununterbrochen freundschaftlich hatte sich, wie wir früher sahen, das Verhältniß beider Herders zu Goethe bis zu dessen Rückkehr aus dem Lager von Marienborn erhalten. Am 28. August 1793 war Goethe zurückgekehrt — es waren genau zehn Jahre, seit man über die Mißverständnisse der ersten Wei-

---

[1]) In den gedruckten Erinnerungen III, 112 ist die Beziehung auf „die großen Dichter" verwischt. Vgl. Caroline an G. Müller 6. Mai 1805, C, III, 337 ff.

marer Zeit hinweg sich Freundschaft und Zusammenhalten gelobt hatte. Nicht bloß, wie die Erinnerungen sagen [1]), von dem Champagnefeldzug aus, vor Goethes Besuch bei Jacobi, hatte jener die freundschaftlichsten Briefe an das Herdersche Haus gerichtet; noch ganz ebenso freundschaftlich klingen die des Jahres 1793. Daß Goethe bei jenem Besuch durch Jacobi gegen den Weimarer Freund eingenommen worden und schon damals erkältet gegen ihn zurückgekommen sei, erscheint angesichts der gleichzeitigen Documente als ein chronologischer Irrthum, den erst die später erwachte Eifersucht und mißtrauische Verstimmung begehen konnte. Gerade noch während der Zeit im Lager zu Marienborn wird Goethe zum Ueberbringer der ersten Bände der Humanitätsbriefe beim Herzog und freut sich der günstigen Aufnahme derselben. Es ist die Zeit, in der Goethe, den kritischen Asterisken des Freundes folgend, seinen Reineke durchcorrigirt, in der er für seinen „Bürgergeneral" auf denselben Beifall rechnet, den er früher für den „Großkophta" geerntet [2]). Eben jetzt findet die Gemeinsamkeit der Denkweise einen Ausdruck in der gemeinsamen Abneigung gegen Lavater, und noch die während Goethes Abwesenheit geschriebene „Gabe der Sprachen" trägt demnächst dem Verfasser von jenem einen zustimmenden Zuruf ein [3]). Erst mit Ende des Jahres 1793 beginnt nachweisbar eine Erkältung. Sehr bestimmt bringt Caroline dieselbe mit einer gleichzeitigen Abwendung des Herzogs von Herder in Zusammenhang und findet den Grund dafür in den entgegengesetzten politischen Anschauungen. Man wittert etwas davon in dem Briefe Goethes an Caroline vom Juli 1794, worin er die Nachricht von H. Meyers Ankunft mit den Worten begleitet: „Leider wirkt der Genius der Zeit so übel auf Freundschaft. Meinungen über fremde Verhältnisse zerstören die nächsten, daß man sich nur an das, was einem noch bleibt, recht fest zu halten hat." Vergegenwärtigt man sich, daß Goethes politische Gesinnungen wesentlich zusammenfielen mit den persönlichen Gefühlen der Zuneigung und Anhänglichkeit an seinen Herrn, so wird man das Gewicht nicht unterschätzen, das dieses trennende Motiv haben mußte; es geschah aus Treue und Freundschaft, daß er gegen den einen Freund erkaltete. Andererseits trug die Politik natürlich nicht allein die Schuld der beginnenden Entfremdung, sie erweiterte nur die Risse, die sich ohnehin fanden. Mit dem Geschichtsphilosophen hatte der Dichter, mit dem Dichter der Geschichtsphilosoph eine große Strecke Weges zusammengehen können; da hatte Herder die naturwissenschaftlichen Studien Goethes getheilt, dieser sich zu den philosophischen Bestrebungen jenes hinübergebogen. Sobald das geschichtsphilosophische Interesse Herders in ein moralisch-politisches und andrerseits

---

[1]) Preuß. Jahrbb. XLIII, 423.

[2]) A, I, 142; vgl. über den Großkophta das. S. 131, C, I, 145, Gelzer, S. 214 und Humanitätsbriefe VIII, 140.

[3]) A, I, 142, vgl. mit Gelzer, S. 215; A, I, 144.

in ein theologisches überging, hörte es auf, für Goethe anziehend zu sein, und Herder wiederum wußte von Goethes optischen und botanischen, immer mehr ins Einzelne gehenden Beobachtungen und Versuchen keinen unmittelbaren Gebrauch mehr zu machen. Nur natürlich, daß sich Goethe mehr und mehr aus einem Verhältniß zurückzog, in welchem er von je der thätiger Entgegenkommende gewesen war, da der unter Arbeiten erliegende, oft kranke Herder den Anderen nicht suchte, sondern sich von ihm suchen ließ. Klagenreicher ist kein früheres Jahr in Herders Leben als das Jahr 1794. Diese Klagen gelten der Verbitterung über das, was er nun den Betrug nannte, der ihm gespielt worden sei[1]), sie galten dem zeitraubenden Druck geisttödtender Arbeiten, der Einschnürung einer Brust, die zu vollen Athemzügen geschaffen war — aber sie flossen auch, und nicht am wenigsten, aus der Empfindung, daß er den Freund verloren habe, dessen Gespräch und dessen Mittheilungen ihm noch bis vor einem Jahre Trost und Balsam gewesen waren. Ohne einen Vertrauten in seiner Nähe zu haben, ergießt er sich in abgerissenen Seufzern gegen seine auswärtigen Freunde. Wie erquickt ihn jetzt ein Brief von dem alten Freunde Heyne: „Ich bin oft in dem Zustande, der einer solchen Zusprache äußerst von nöthen hat. Ach, Freund! — —"[2]) Aehnlich und noch offenherziger und bestimmter die Klagen gegen Gleim und J. G. Müller. Wir haben sie guten Theils schon früher zur Veranschaulichung der Situation angeführt, in der er an den Humanitätsbriefen und an der Terpsichore arbeitete. Horchen wir noch einmal hin, so schmerzen uns am meisten die Worte, die dem Gefühl seines zunehmenden Alleinstehens Ausdruck geben. „In meinem Gemüthe bin ich jetzt, ich möchte sagen, unendlich einsam." „Fast keine Gestalt mehr dieselbe! fast kein Verhältniß!" Voll Mitgefühl mit dem Ueberbürdeten hatte Gleim geschrieben: „Wie fangen wirs an, daß der Gottesmann nichts thun darf als schreiben?" und wiederholt hatte er davon geredet, daß der Herzog es nicht leiden dürfe, daß er selbst den Herzog bitten wolle, Abhülfe zu schaffen. „Sie haben," erwidert darauf Caroline, „recht ein Wort an mein innerstes Anliegen geredet. — — Das liegt mir schon Jahr und Tag auf dem Herzen. Aber wem sagen und wem klagen? Keiner hat hier einen Sinn dafür — und unser ökonomischer Herzog am wenigsten. Liebster Freund, von Gott allein muß unsere Hülfe kommen und von seinem guten Engel." „Nie," so klagt sie Ende des Jahres gegen den jüngeren Freund in der Schweiz, „habe ich meines Mannes Zustand so drückend gefühlt als dieses Jahr — und Niemand weiß, was er thut noch was er leidet, als allein Gott! und er allein muß auch die Absicht wissen, warum er ihn, so ganz gegen seine Neigung, hier festgehalten hat." Es war Goethes Werk gewesen, daß er in Weimar festgehalten worden war; es war Goethes Umgang gewesen, der bis-

---

[1]) Vgl. oben S. 437. 438.

[2]) 7. März 94, C, II, 225 Anm. 2.

her noch am meisten die Mißlichkeiten der neu geschaffenen Lage ihm versüßt und aufgewogen hatte. Jetzt, im fünften Jahre nach der Rückkehr aus Italien, hat es sich für Herder und Caroline herausgestellt, daß die Rechnung falsch war. Die Freundschaft Goethes hat aufgehört, ein Gegengewicht gegen die vielen niederziehenden Gewichte zu sein. Die Frau, die ja am meisten wie Goethe und mit Goethe gerechnet hatte — sie am meisten ist jetzt anderen Sinnes geworden. „Herausgehoben zu werden", das ist jetzt ihr Wunsch, und daß ein wohlthätiger Engel oder ein edler Fürst ihrem Manne eine litterarische Muße schaffen möchte. Er hinwiederum bestätigt Alles, was sie über seine Situation geschrieben, aber in trübseliger Resignation fügt er hinzu: „An ein Wegkommen ist nicht zu denken. Ich muß hier verwesen. Die Zeit ist vorüber"[1]).

Wohl gab es dazwischen manches erfreuliche Intermezzo. Ein solches war es, als in den ersten Tagen des Juni Voß auf seiner litterarischen Reise nach Weimar kam. Von mehr als Einer Seite berührte sich Herder mit dem von Gleim warm Empfohlenen sympathisch. Er ehrte in ihm den „reinen, felsenfesten Charakter". Er konnte mit ihm von Herzen weg über die politischen Dinge reden. Er achtete ihn vor Allem als „den braven Homeristen", und einen Versuch wenigstens machte er, wegen des Streites, den Voß mit Heyne hatte, auf ihn — vergeblich freilich — einzureden. Bei Goethe und in Herders Hause sitzen da die drei Weimarischen Heroen mit dem „braven Homeristen" zusammen, ein Vierblatt litterarischer Größen, um Voß aus seinem Homer vorlesen zu hören, und Herder giebt seine Ansicht über Homer und über die biblischen Erzväter zum Besten[2]). Noch wohlthuender die unmittelbar darauf unternommene achttägige Besuchsreise nach Gleims Hüttchen. Es war eine „Herzstärkung", deren man so sehr bedürftig war. Der alte Freund, dem gegenüber als einem „fröhlichen thätigen Mann und Jüngling" der später Geborene sich „99 Jahre alt" fühlte, versetzte diesen in eine Laune, wie er sie in Weimar nicht mehr kannte. Es bewährte sich, wie „rein das Sensorium von Weimar nach Halberstadt gestimmt" war. Nun eben erfolgten die Geständnisse, die wir gehört haben und Herders Ruf: „So ist denn noch Jemand, der an meinem Innern Theil nimmt, der auf mich achtet! — Hier sind andere Zeiten!"[3]).

Als Herder so schrieb, hatte vor einigen Wochen Weimar einen anderen

---

[1]) Siehe die Briefstellen vom Jahre 1794 an Gleim und G. Müller bei Gelzer, S. 216. 250. 251 und C, I, 184. 185.

[2]) S. Herbst, Joh. Heinr. Voß II, 1, 161 ff. nebst den Anmerkungen und Belegstellen. Vossens Verdienst als Homerübersetzer erkennt Herder SWS. XVIII, 321 und dann öffentlich Horen I. 9, 66 an.

[3]) Gleim-Herderscher Briefwechsel 6. Juni bis 27. October 94. Des achttägigen Besuchs bei Gleim, von dem man den 26. Juni zurückkam, erwähnt auch der bei Gelzer fehlende Brief Herders an Müller vom 30. Juni.

Gast gesehen. Im September war, nachdem W. v. Humboldt ihn herüberbegleitet hatte, Schiller von Jena aus vierzehn Tage bei Goethe zum Besuch gewesen. Eine bedeutsame Zusammenkunft! Zu Goethe und Herder war ein Dritter gekommen. Wie, wenn dieser Dritte ein neues Bindeglied zwischen jenen Beiden wurde?

Als ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren war der Dichter des Don Carlos sieben Jahre zuvor, am 21. Juli 1787 zum ersten Male nach Weimar gekommen, voll Verlangen, sich an dem Hauptorte deutscher Dichtung in seinem Dichterberufe zu bilden und emporzubringen[1]. Goethe war in Italien abwesend; nur den Wirkungen seines Geistes begegnet der Neuangekommene und findet sich von diesen, von der naturalistischen Denkweise des Goetheschen Kreises, eher abgestoßen als angezogen. So sieht er sich von selbst auf Wieland und Herder angewiesen. Mit dem Herausgeber des Merkur eine litterarische Geschäftsverbindung anzuknüpfen wird ihm nicht schwer, aber um Herder vor Allem, den bedeutenderen und zurückhaltenderen, bewegt sich sein Antheil, seine Neugier, seine Lernbegierde, sein Ehrgeiz. Auch das Geringste ist ihm von Herder interessant, und wie triumphirt er, als er erfährt, daß dieser, nachdem er im Don Carlos gelesen, laut seine Partie genommen habe, als er gar aus seinem Munde anerkennende Worte über sein Werk hört. Der Dramatiker stand Herder ferne, ungefähr so fern wie jenem der Theolog, der Prediger. Schiller war diesem so gut wie unbekannt, aber nur um so mehr reizte es den jungen Dichter, den bewährten und einflußreichen Kritiker für sich zu gewinnen. Immer doch gab es der Berührungspunkte genug. Um die Spinozagespräche zu verstehen, war Schiller noch zu wenig philosophisch durchgebildet, er mußte sich darüber von Körner belehren lassen; aber eine Darstellung wie die in dem Nemesisaufsatze sagte ihm innig zu, und die Gedanken des Aufsatzes über Liebe und Selbstheit klangen an verwandte in ihm selbst an. Auf jenem Grenzrain zwischen Philosophie und Dichtung wußte der Jüngere den Aelteren sehr wohl zu treffen; gern lauschte er den geistvollen Reden des mittheilsamen Mannes, der gleich bedeutend über historische Schriftstellerei wie über die Wunder der Menschenseele und deren Beziehungen zu den verborgenen Kräften der Natur zu sprechen wußte. Daß er hier auf eine überaus ergiebige Quelle gestoßen sei, war dem jungen Manne sehr deutlich. „Ich bin Willens," schrieb er an Körner, „Herder diesen Sommer so zu sagen zu verzehren," und andrerseits speculirt er bei dem Project eines neuen Journals, das er herausgeben möchte, auf den Namen des glänzenden Autors. Im Ganzen war der junge Dramatiker und Publicist schon zu selbständig und zu eigenartig, als daß er ein Schüler Herders hätte werden können wie Goethe in Straßburg geworden war; aber einige

---

[1] Zu dem Folgenden die Belege in dem Schiller-Körnerschen Briefwechsel seit der Ankunft Schillers in Weimar 21. Juli 87.

bedeutende Impulse hatte er doch von ihm empfangen, und es war nicht ausgeschlossen, daß er ihm nicht noch näher gerückt wäre, — wenn nicht Herders Abreise nach Italien den Verkehr unterbrochen hätte.

Viel ferner jedenfalls als zu Herder fühlte er sich zu Goethe nach der ersten Begegnung mit diesem. Der Dichter ist dem Dichter verwandter, — aber eben der Dichter steht ihm im Wege. In die Liebe zu dem großen Geiste mischt sich die Eifersucht gegen den großen Mann, das an Haß grenzende Gefühl des weiten Abstandes von dem an Lebenserfahrung und innerer Entwickelung, an Ruhm und äußerer Stellung ihm so weit Vorausgeeilten. Das Letztere freilich galt auch von Herder. Er hatte sich auf dessen Rückkehr aus Italien gefreut; aber nun erst findet er es doppelt schwer, an ihn heranzukommen! er muß sich bescheiden, neben den Beiden, eng mit einander Verbündeten als der Uebersehene einherzugehen; sein Stolz heißt ihn, sich von ihnen zurückzuziehen, jedenfalls sich ihnen nicht aufzudrängen; mißmuthig sagt er sich, daß man von diesen Berühmtheiten, die von Allem, was sich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung gewiegt werden, nicht zu viel Herzliches und Ergießendes erwarten dürfe, und tröstet sich mit dem allgemeinen Schicksal, das noch Jeder erfahren habe, der sich „mit diesen beiden Leuten liirte".

Sofort war es Schillers Versetzung nach Jena, die ihn den Weimarischen Größen noch mehr aus dem Gesichte rückte. Mit der Herderschen Familie indeß unterhielten die Lengefeldtschen Schwestern freundschaftliche Beziehungen[1]). Wiederum mehr auf Herder als auf Goethe wies den neuen Professor seine nunmehrige Beschäftigung mit der Universalgeschichte, und in der That hatte er die Genugthuung, daß der Verfasser der „Ideen" sich als einen Bewunderer jener universalhistorischen Uebersicht im Ersten Bande der historischen Memoires bekannte, mit der er sich selbst etwas wußte[2]). Auch die Wendung, die er nun von der Geschichte zur Theorie der Aesthetik nahm, ließ ihn mehr als einen Fortsetzer der Herderschen Bestrebungen, denn als einen mit Goethe Gleichstrebenden erscheinen; ja, unverkennbar trug der Aufsatz über Anmuth und Würde einige Züge, welche an die Aufsätze der Zerstreuten Blätter erinnerten. Es ist bekannt, daß der Aufsatz Goethe verstimmte, und dennoch — jetzt war die Zeit gekommen, da das Blatt sich wenden, da die Beiden, die bisher einander so fremd Gebliebenen, so wenig Einstimmigen in unerwarteter Weise einander sich nähern sollten. Es braucht hier nicht erzählt zu werden, wie die Aufforderung Schillers an Goethe, sich an dem Journal mit-

---

[1]) Schiller und Lotte, 1788—1805, Dritte Ausg., herausgegeben von Fielitz II, 179. 253. 254. 256. 274.

[2]) Ebendaselbst S. 281, vgl. Schiller an Körner 16. Mai 1790 nach einem Besuch in Weimar bei Herder: „Er ist ein ganz anderer Bewunderer meiner universalhistorischen Uebersicht in den Memoires, als Du."

zubetheiligen, zu dem er das Project aus seiner schwäbischen Heimath mitgebracht, die Begegnung Beider in Jena und die offene briefliche Aussprache Schillers gegen Goethe, diesen eroberte. Der neu geschlossene Bund war ohne Zweifel nur möglich, weil Goethe jetzt schon zu Herder nicht mehr stand wie er bis zum Sommer 1793 zu ihm gestanden hatte. Kein Zweifel auch, wo die stärkere Anziehungskraft war. Seit Schillers Septemberbesuch verstummt in Goethes Briefen an Jacobi die sonst häufige Erwähnung Herders: statt von diesem ist jetzt von Schiller und dessen Freund Wilhelm von Humboldt die Rede. Er spricht es wiederholt in einfacher Bestimmtheit aus, daß er an diesen jetzt neue Begleiter auf seinem Wege gefunden habe. „Die Kreise unseres Denkens und Wirkens laufen in einander und wir begegnen uns oft." „Wir suchen uns zusammen, soviel als möglich, im ästhetischen Leben zu erhalten und Alles außer uns zu vergessen." Im Element des Aesthetischen finden sich Goethe und Schiller zusammen. Die Frage war, ob in diese gegen die unästhetische Welt abgeschlossenen Kreise des Denkens und Wirkens auch Herder mit eingehen konnte und wollte. Berührungspunkte gab es ja in dieser Beziehung genug. Wie wenig Gefallen Goethe an der politischen Färbung haben mochte, die hin und wieder in den Humanitätsbriefen wenn auch in blassen Pinselstrichen zum Vorschein kam, wie wenig er Lust haben mochte, dem Theologen in seine Untersuchungen zu folgen: an der Uebersetzung der Baldeschen Gedichte hatte er freudigen Antheil genommen[1]), und zum Vergelt dafür, daß ihn der Uebersetzer in diese Arbeit eingeweiht hatte, mochte er ihm gern seinen neu umgeschriebenen Anfang des Wilhelm Meister mittheilen, den wieder vorzunehmen schon 1791 eben jener ihm eifrig zugeredet hatte[2]). In den Horen aber eröffnete sich ja für die der politischen Welt abgekehrten Bestrebungen eine neutrale Zufluchtsstätte. Auch Herder dafür zu gewinnen, konnte er hoffen, mußte er wünschen. Für den Herausgeber der neuen Zeitschrift vollends mußte ja Herder als ein ganz unumgänglicher Mann erscheinen. Hatte er sich doch früher Herders Namen geradezu als die wirksamste Etikette für ein derartiges Journal gedacht, sollte doch die projectirte neue Zeitschrift von der Elite der lebenden Schriftsteller geschrieben werden, zu der denn doch Herder ganz unzweifelhaft und in vorderster Linie gehörte! Mit einer warmen Werbung wandte er sich, wie wenige Tage zuvor an Goethe, so unter dem 4. Juli 1794 auch an jenen; nicht bloß Mitarbeiter sollte er sein, sondern sich auch dazu verstehen, über die eingesandten Manuscripte zuweilen sein Urtheil abzugeben[3]). Herder willigte ein[4]). Bei dem Septemberbesuch wird in freundschaftlichem Verkehr die Verabredung fest gemacht[5]),

---

[1]) An Herder Nr. 93.

[2]) Herder an Knebel in Knebels Litt. Nachlaß II, 260.

[3]) A, I, 185 ff.; Briefwechsel Schillers mit Cotta Nr. 10. 11. 12.

[4]) Schiller an Cotta 13. Februar 95.

[5]) Fielitz a. a. O. III, 97.

und Schiller, von Goethe unterstützt, unterläßt nichts, sich des bedeutenden Gehülfen, von dem er sich das Beste verspricht, zu versichern. Am liebsten hätte er schon für das Erste Heft einen Herderschen Beitrag gehabt. Nicht ohne die Stimme des einsichtigen Kritikers gehört zu haben, will er den Anfang seiner Briefe über die ästhetische Erziehung in die Welt schicken; bald auch hören wir, daß sich ein Körnersches Manuscript für die Horen in Herders Händen befindet[1]). So werden, scheint es, die Horen zu einem Bande auch zwischen Herder und Schiller, und während Wieland mit seinem abgetakelten Merkur draußen vor bleibt, so sind es die Triumvirn Goethe, Herder und Schiller, welche sich anschicken, gemeinschaftlich an der Spitze der neuen Zeitschrift der deutschen Litteratur das Gesetz vorzuschreiben.

Wirklich zeigt uns das Jahr 1795 Herder als einen eifrigen Mitarbeiter an den Horen. Schiller ist ganz Höflichkeit und Gefälligkeit gegen ihn, und es fehlt nicht an den Beweisen, daß der Eintritt in dies Verhältniß, welches auch äußerlich vortheilhaft war[2]), für Herder hocherfreulich gewesen und seinen Lebensmuth gehoben hat. Als in diesem Jahre die ersten beiden Bände der Terpsichore erschienen, so fand auch Schiller, daß das eine sehr glückliche Arbeit sei und daß ein solcher Dichter in jedem Betracht werth gewesen sei, in einer so schönen Form aus der Vergessenheit aufzustehen, und zu Herders lebhafter Befriedigung suchte er Körner zu einer Besprechung des Buches zu bestimmen[3]); ja in dem Aufsatze über die sentimentalischen Dichter befand sich ursprünglich eine Stelle, in der neben den Verdiensten des übersetzten Dichters auch der dichterischen Eigenthümlichkeit des Uebersetzers gedacht war — eine Stelle, die nur wegblieb, weil Herder selbst, seiner bescheidenen Meinung treu, sich nicht unter die Dichter gezählt wissen wollte[4]). Ueber die gleichfalls Ostern 1795 erschienene Fünfte und Sechste Sammlung der Humanitätsbriefe mit den schönen Ausführungen über die idealen Typen der griechischen Kunst sagte ihm Schiller das anerkennende Wort, daß darin der Gegenstand mit allen vereinten Kräften des Gemüths aufgenommen und ergriffen sei — ein in Schillers Munde besonders schwer wiegendes Wort. Er fügte ein Bedauern hinzu, daß diese interessanten Aufsätze für die Horen hätten verloren gehen müssen, bat, daß er hinfort Alles, was aus seiner Feder komme, diesem Journal bestimmen möchte und erneuerte zugleich die Bitte um Gedichte für seinen Musenalmanach[5]).

---

[1]) Schiller an Herder 25. October 94, A, I, 186, vgl. Schiller an Goethe 20. Oct.; Schiller an Körner 23. Februar 95.

[2]) Herder wurde „aus Erkenntlichkeit" von Cotta für die Horenbeiträge 1795 mit 30 Thlr. pro Bogen honorirt; erst im folgenden Jahr wird das Honorar auf 25 Thlr. herabgesetzt, s. im Anhang des Schiller-Cottaschen Briefwechsels, S. 693.

[3]) Schiller an Goethe 17. Mai 95. Schiller an Körner 2. und 12. Juni.

[4]) Schiller an Cotta 27. November 95.

[5]) Schiller an Herder 12. Juni 95, A, I, 187 ff.

Von seinen eigenen Gedichten und Aufsätzen theilt Schiller Herdern mit und bekömmt von ihm das volltönendste und, ich denke, aufrichtigste Lob zu hören. „Ihre Muse," heißt es unter Anderem, „arbeitet so glücklich, daß man zuweilen erschrickt, so tiefe, hohe und wiederum so zarte Gedanken und Empfindungen dergestalt tief und wunderbar glücklich der Sprache eingegraben zu sehen. Oft kommen sie wie ein gewaffnetes Kriegsheer, zu anderer Zeit schweben sie wie Genien vorüber." Er lobt ebenso voll die Abhandlung über das Naive und hat Lust, einen Brief an den Verfasser darüber in die Horen zu schreiben[1]). Genug, hier ist ein auf wechselseitiger Hochachtung und Dienstleistung beruhendes Verhältniß in Gang gekommen, das uns mit den besten Hoffnungen erfüllt. Schon das ist etwas, daß seit langer Zeit zum ersten Male Herder wieder in Reih und Glied mit Anderen auftritt. In demselben Jahre entschloß er sich, unbedeutendere Abfälle seiner größeren Arbeiten der Gentz'schen Monatsschrift zu überlassen. Mit offenbarer Genugthuung berichtet auch Caroline an Gleim, daß ihr Mann jetzt ein fleißiger Mitarbeiter an den Horen werde. Nicht weniger als fünf Aufsätze, die ebensowohl ein Bändchen Zerstreuter Blätter hätten füllen mögen, lieferte er für die Horen im Jahre 1795. Er gab eben dieser Zeitschrift seine besten Epigramme, und auch der Schillersche Musenalmanach wurde gern von ihm mit dichterischen Kleinigkeiten versorgt[2]).

Gleich im Dritten Stücke des Ersten Jahrgangs erschien er mit dem Aufsatz „Das eigene Schicksal", und Schiller fand, daß darin ein glücklich gewähltes Thema glücklich ausgeführt sei[3]). Nicht ebenso günstig urtheilte Körner,

---

[1]) S. die Briefe vom 12. Aug. und 21. Oct. 95 in Schillers Leben von Caroline v. Wolzogen, wozu noch der Brief in dem Schiller-Cottaschen Briefw. von Ende Sept. S. 121 kömmt, auf welchen der Schillersche vom 3. Oct. A, I, 189, die Antwort ist.

[2]) Die poetischen zusammen mit den prosaischen Horenbeiträgen sind mit Angabe der betreffenden Stellen der Zeitschrift aufgeführt im Anhang zu dem Schiller-Cottaschen Briefwechsel, S. 678. Mit Unrecht vindicirt Düntzer SWH. I, 575 zu S. 180 für Herder auch das Epigramm „Der Dichter an seine Kunstrichterin", Horen 1796, Bd. V, St. 1, S. 74. Es gehört Schiller an. Die Beiträge zum Musenalmanach für 1796 tragen die Chiffern D. E. F. P. Y., die für 97 die Chiffern O. T. U. V. W. (vgl. C, I, 216). Erst für den Almanach 1800 lieferte dann Herder wieder Beiträge und zwar mit den Chiffern D. E. F. (vgl. C, I, 260 Anm. 1 und Schiller an Cotta, Briefw. S. 353. 359) und L. („Des Menschen Herz"). Die Einzelnachweise in Düntzers und Redlichs Ausgaben der Gedichte und der Nachdichtungen.

[3]) Geschrieben ist der Aufsatz Anfang Febr. 95 zur Zeit, da der Druck der Terpsichore stockte. Schon 5. Febr. ist von einem für das 3. Stück der Horen von Herder zu erwartenden Aufsatz die Rede (Schiller an Körner 5. Febr.). Am 19. schreibt Schiller darüber, nachdem er ihn gelesen, an Goethe und sendet ihn am 20. an Cotta. Vgl. Körner-Schillerscher Briefw. vom 23. Febr. und 27. April. Dieser und die folgenden Herderschen Aufsätze für die Horen stehen jetzt mit Angabe der Originalstellen beisammen SWS. XVIII, 404 ff. In SW. findet sich unser Aufsatz Abth. zur Philos. VIII, 9 ff., die übrigen Abth. zur Litt. X, 241 ff., XVIII, 78 ff., VI, 258 ff. und XVIII, 109 ff.

der in dem Ton etwas Sauertöpfisches, Anmaaßendes und Predigerhaftes und in der Form eine gewisse Steifheit fand. Dem Körnerschen Urtheil liegt ein richtiges Aperçu zu Grunde. Der Aufsatz hält wirklich nicht ohne Anstrengung eine gewisse Mitte zwischen einer Predigt und einer moralphilosophischen Abhandlung. Auch mit dem Sauertöpfischen hat der unfreundliche Kritiker nicht ganz Unrecht. In der That: ein schärferes Auge entdeckt hier wie in dem verwandten „Tithon und Aurora" etwas von dem Staube, der sich in den Falten des Mantels unseres Philosophen bei seinem eigenen Wege durchs Leben festgesetzt hat. Ja, man erschrickt, wenn man einzelnen Wendungen sich nicht entbrechen kann eine persönliche Deutung zu geben. Eine hohe Fassung, die sich nicht ohne Mühe gegen trübsinnige Anwandlungen durchkämpft, die sich aber nicht mehr zur Begeisterung erhebt, sondern „die Göttin Nüchternheit" preist und Arbeitsamkeit, Mäßigung, Genügsamkeit, Verstand und Tugend als die Mächte empfiehlt, denen man sein „eigenes Schicksal" anvertrauen müsse, giebt dem Ganzen seine Farbe. „Herder hat sich sehr alt gemacht", schrieb Schiller, als er im September 94 ihn wiedersah. Man kann dasselbe nach dem Lesen unseres Aufsatzes sagen, der uns an lauter bekannten Ideen vorüberführt, so zwar, daß der Begriff des „eigenen Schicksals" uns aus ihnen wie aus so viel Spiegeln, mit denen er umstellt ist, in immer anderer Lichtbrechung entgegengeworfen wird. Der Verfasser der „Ideen" und der Spinozagespräche, der Humanitätsbriefe und der Christlichen Schriften geht wie ein Aehrenleser über das schon dort und sonst von ihm abgeerntete Feld, um von demselben noch einmal ein Aehrenbündel zu sammeln und die Körner daraus zu verwerthen. Auch die moralische Welt, sagt der Freund der Weisheit des Spinoza, steht unter gleich unverbrüchlichen Gesetzen wie die Natur. Er findet, daß dahin auch die Worte des „ersten Lehrers der christlichen Religion" weisen. Der Glaube an die Nemesis ist nur ein anderer Name für diesen Glauben, für den Glauben, daß das Schicksal jedes Menschen das Resultat seines Charakters ist. In anderem Sinn ist Schicksal der Gegenstoß der ewigen Consequenz der Dinge gegen der Menschen eigene Inconsequenz. Die Warnung, daß man nicht der Sklave einer fremden Bestimmung werden, sondern sein „eigenes Schicksal" bauen solle, giebt dem Begriffe des Eigenen wieder eine neue Biegung: beide Male aber spricht der Politiker der Humanitätsbriefe zugleich von dem Schicksal der Verfassungen, Stände und Reiche und von den Grenzen, in denen die Regierungen auch das Schicksal der Heerde und der einzelnen Glieder der Heerde zu bestimmen das Recht haben. Das alte Thema von der Veraltung und Verjüngung menschlicher Seelen klingt an in den halb melancholischen Betrachtungen über das an die richtige Beurtheilung des Zeitmoments gebundene Schicksal. So klärt die psychologisch-moralische Weisheit des Verfassers den Begriff des Schicksals im Anschluß an eine Reihe populärer Vorstellungen auf — um doch zuletzt einen

mystischen, irrationellen Rest stehen zu lassen, an den in gewissen Stunden und Lebenslagen zu glauben er allezeit geneigt war.

Dem Geiste der Horen, wie der Schillersche Prospect ihn charakterisirt hatte, entsprachen mehr noch als dieser erste die beiden nächsten von Herder beigesteuerten Aufsätze: „Homer ein Günstling der Zeit“ und „Homer und Ossian“. „Es ist Dir fürtrefflich gerathen,“ schrieb Goethe, nachdem er den „Günstling der Zeit“ im Manuscript gelesen hatte, an den Verfasser; „es umfaßt die Materie, ist ohne Strenge genau und mit Lieblichkeit befriedigend.“ Er werde, äußerte er gegen Schiller, den Horen zu großem Schmuck gereichen, und „eins der besten Werke, die Herder geliefert“, nannte Schiller den Aufsatz gegen Cotta[1]). Was den Horen zum Schmuck hatte gereichen sollen, wurde freilich zugleich zu einem Stein des Anstoßes. Kein Geringerer als Fr. August Wolf, der Mann, der in homerischen Dingen soeben die erste Autorität zu sein begonnen hatte, richtete einen schnöden Angriff gegen den Aufsatz; gerade dadurch indeß stellte er ihn unter den moralischen Schutz aller Freunde der Horen und befestigte so nur das Verhältniß des Verfassers zu den Verbündeten.

Herder knüpft in dem genannten Aufsatz die Darlegung seiner Ansicht über die homerischen Gesänge, insbesondere über ihre Entstehung an die Geschichte seiner eigenen Beschäftigung mit denselben. Schon in frühester Jugend, als er den Homer fast völlig noch als ein Märchen gelesen, habe die innere und äußere Verschiedenheit der Ilias und Odyssee ihn zu dem Zweifel angeregt, ob beide von demselben Dichter seien. Als er später den Homer wiedergelesen, sei ihm besonders der vielumfassende Reichthum, die wohlgeordnete Mannigfaltigkeit des Inhalts aufgefallen, er habe sich gesagt, daß dies Absicht gewesen sein müsse, und abermals habe er gezweifelt, ob Ein Sänger diesen vielumfassenden, genau ordnenden Geist habe besitzen können. Auf denselben Punkt habe ihn die Betrachtung geführt, daß diese Gedichte zum Singen bestimmt waren und durch Rhapsoden fortgesungen wurden. Wie hätten sie sich da — „die Frage nach dem Alter der Buchstabenschrift noch ganz bei Seite gesetzt“ — unverändert fortpflanzen können? Als ihm darauf in Italien Villoisons Ilias gekommen, da sei ihm über dem gleichzeitigen Studium griechischer Kunstdenkmäler neues Licht über den Homer und Bestätigung seiner alten Zweifel gekommen. Namentlich habe ihn der sichtliche Entwickelungsgang der griechischen Kunst gelehrt, daß auch der Homer ein Gewordener, ein „begünstigter Sohn der Zeit“ gewesen, daß auch der epische Gesang erst mit der Zeit, durch eine geschichtliche Entwickelung, „von der

---

[1]) Als versprochen kündigt Goethe den Aufsatz Schiller 27. Juni an; „Mein Homer kommt bald zu Ihnen,“ schreibt Herder an Schiller, 12. August. Am 21. Aug. hat Goethe die Abhandlung im Manuscript gelesen. Siehe den Brief an Herder A, I, 148 und von demselben Datum an Schiller. Vgl. Schiller an Cotta, Nr. 91, von Anfang September.

roheſten Götter- und Heldenſage zu einem Epos in homeriſchem Stil gelangt ſei". Sofort wird dieſer Satz weiter ausgeführt. Die ins Unendliche fortgehenden, noch unumſchriebenen Abenteuer und Sagen bekamen ſchließlich durch einen glücklichen Sänger Umriß und Form, indem ſie ſich um eine Haupthandlung, um einen Hauptheiden zur Einheit eines Ganzen verketteten. Auf die leichteſte, loſeſte Weiſe verknüpften Rhapſoden die Geſänge, nicht etwa zu ſtraffer, gedankenmäßiger, ſondern zur Einheit einer „gehaltenen dauernden Empfindung". Und noch einen anderen Wink entnahm unſer Verfaſſer der Parallele der Entſtehungsgeſchichte des homeriſchen Epos mit der der Kunſt. Er wandte und wendet in dem vorliegenden Aufſatz den Begriff der Schule auf das Epos an. Sache einer Schule, die einen vorangehenden Meiſter vorausſetzt, war die Vervollkommnung des epiſchen Geſangs zum Homer. In dieſem Sinne war Homer der Vater der homeriſchen Gedichte. Homer zuerſt pflanzte den Keim eines epiſchen Kunſtgebildes, der durch lebendigen Zuwachs — durch die Schule der Homeriden weiter wuchs. In dieſer Schule eben geſchah es, daß der Inhalt der homeriſchen Gedichte zu einem Cyklus alles Wiſſenswürdigen göttlicher und menſchlicher Dinge abſichtsvoll abgerundet wurde. Lykurg, Solon und die Piſiſtratiden endlich hatten um den Homer nicht ſowohl dichteriſches als „politiſches" Verdienſt; d. h. ſie redigirten und ordneten das Vorhandene. Der Homer kam nun als Schrift in die Hände der Gebildeten und gelangte endlich in Alexandrien zu der Geſtalt, in der ihn uns die Zeit übergab.

Mit Recht ſagt Bernays, daß es Herders Unglück geweſen, daß er mit dieſem Aufſatz um einige Jahrzehnte zu ſpät gekommen, aber Unrecht thut er demſelben, wenn er ihm die Abſicht, ein beſtimmtes Ziel zu erreichen, ein deutliches Ergebniß zu gewinnen, abſpricht. Keineswegs iſt derſelbe nur ein „bewegliches Chaos von Anſchauungen und Meinungen", in welchem es unmöglich ſei, irgend einen feſten Punkt deutlich zu bezeichnen [1]). Vergeblich allerdings würde man nach ſtrenger ſyſtematiſcher Einheit und nach dem feſten Gange einer methodiſch geführten wiſſenſchaftlichen Unterſuchung ſich umſehen. Nur um ſo entſchiedener jedoch hat unſer Aufſatz eine künſtleriſche Einheit derjenigen analog, welche Herder eben hier den Schöpfungen der Griechen nachrühmt. Unverkennbar iſt der einheitliche Grundgedanke, der Gedanke der allmählichen Entſtehung des homeriſchen Epos aus der epiſchen Sage, durch die in einer Schule ſich mehr und mehr vollendende Kunſtdichtung. Die Gründe dieſer Anſicht werden, von Schritt zu Schritt ſich vertiefend, am Leitfaden der Geſchichte von des Verfaſſers Homerſtudien als ſelbſterlebte Ein-

---

[1]) M. Bernays, Goethes Briefe an Fr. Auguſt Wolf, S. 18 und 14. Für alles Folgende darf übrigens auf die dort gegebene ausführliche Darlegung des Thatſächlichen verwieſen werden. Einige Data genauer in dem gedrängten Bericht von Gödeke, Schillers Sämmtliche Schriften, hiſtoriſch-kritiſche Ausg. XI, 437 ff.

sichten vorgeführt: unter dem Himmel Italiens reifen diese Einsichten, indem von der bildenden Kunst auf Entstehung und Charakter der homerischen Gedichte das schönste Licht fällt. „Als ich in Rom das berühmte Denkmal der Apotheose Homers sah, — da erinnerte ich mich ganz des Glückes dieses ruhmvollen Sohnes der Zeiten.“ Mit dieser schon in der Ueberschrift anticipirten Bezeichnung wird das Ganze in den Rahmen einer geschichtsphilosophischen Anschauung eingespannt.

Vergegenwärtigt man sich diese Vorzüge des Herderschen Aufsatzes, so kann man nicht ohne Unwillen die anmaaßlich grobe, mit ausgesuchter Bosheit gewürzte Erklärung lesen, welche Wolf alsbald im Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteraturzeitung veröffentlichte [1]) — derselbe Wolf, der fünf Jahre vorher dem Verfasser seine Leptinea übersandt und mit Bezug darauf ein überaus schmeichelhaftes Schreiben an ihn gerichtet hatte [2]). Nichts Gutes und nichts Brauchbares ist nach dieser Erklärung in dem Herderschen Aufsatze. Mit Hohn wird die Erläuterung der Composition Homers durch die Werke der bildenden Kunst zurückgewiesen. Nur natürlich, daß Wolf sich einige Flüchtigkeitsirrthümer, die Herder in die Feder gekommen waren, nicht entgehen läßt, wobei es freilich dem großen Kritiker widerfährt, daß er seinerseits ein Schillersches für ein Herdersches Distichon nimmt. „Das Ganze aber,“ so erklärt er, „ist ein Gemisch von gemeinen und halbverstandenen Gedanken, wie sie nur Jemand fassen kann, dem die Geistesstimmung, womit eine so äußerst verwickelte Aufgabe der historischen Kritik zu behandeln ist, und die hiezu nothwendigen Kenntnisse so gut als völlig fremd sind. Dahin mag sich eine solche Darstellung schicken, wo man mit dunkeln Gefühlen spielen oder geistiges Jucken erregen darf, höchstens in eine Postille über die Apokalypse, nicht in Gattungen der Gelehrsamkeit, wo jeder Schritt Beweis und jeder Beweis genaue Sprachkunde und feste Abwägung und Vergleichung von Zeugnissen und fast erloschenen Spuren im Geiste jenes Zeitalters erfordert.“ So spricht der Hochmuth des exacten klassischen Philologen, der sich doch sagen mußte, daß alle Genauigkeit seines Wissens und Forschens nur dadurch den erloschenen Spuren des Alterthums neue Aufschlüsse abzugewinnen vermochte, weil sie von demselben Geiste congenialen Verständnisses geleitet wurde, den Niemand lauter gefordert und öfter bewährt hatte als der Mann, dessen „angesehenen

---

[1]) Nr. 122 vom 24. Oct. 95: „Ankündigung eines deutschen Auszugs aus Professor Wolfs Prolegomena ad Homerum und Erklärung über einen Aufsatz im IX. Stück der Horen“.

[2]) Er klagt in dem Schreiben vom *24. Juni 1790 über die öffentlichen Beurtheiler des Buchs und fährt fort: „Für Ew. Hochw. indessen war, denke ich, wohl der Name eines Griechen auf dem Titel meines Buchs genug, um Sie zu einer kleinen Verweilung bei demselben zu reizen und für einen Herder darf ich auch gewiß für die Dornen von Kritik, womit der Commentar durchflochten werden mußte, keine mühsame Entschuldigung beibringen“.

Namen" jetzt seine Rüge traf. Aber Eifersucht für seine Gelehrtenehre und für sein Eigenthumsrecht machte Wolf gegen alle anderen Erwägungen blind. Obgleich er ausdrücklich erklärt, daß es ihm um seine Entdeckungen und nicht um das Datum dieser Entdeckungen zu thun sei: die Schärfe seines Angriffs richtet sich doch gegen den Plagiator, der „seine mit Fleiß zubereiteten Materialien im Tone des a priori zum Ziele eilenden Philosophen behandle", und nur ungläubigen Spott hat er für das, was Herder über die Geschichte seiner Zweifel erzählt hatte. „Wer argwöhnisch wäre," sagt er, „dürfte den Aufsatz selbst einen Günstling der Zeit nennen."

So hart war Herder kaum von Schlözer und Nicolai mitgenommen, mit so beißender Lauge noch niemals übergossen worden; auch vermehrte das anerkannte Ansehen des Gegners die Bedeutung des Angriffs. Daß er denselben dennoch weniger scharf empfand und ihn eher verschmerzte als jene früheren, lag an der Verurtheilung, welche das Auftreten Wolfs bei denjenigen fand, an deren Meinung ihm am meisten gelegen sein mußte. Schiller behandelte die Sache durchaus wie seine eigene; er beeilte sich, den „groben und beleidigenden Ausfall" Wolfs, noch ehe das betreffende Blatt öffentlich erschienen war, zu Herders Kenntniß zu bringen, damit dieser darauf replicire, und suchte auch Goethe und W. v. Humboldt gegen den „Philister", der sich einbilde, sein Weg sei der einzige, und gegen die „Flegeleien" des „ungeschliffenen Gesellen" aufzuregen [1]). Am 26. October empfing Schiller Herders Besuch in Jena, und das Resultat dieser Conferenz war, daß nicht der Verfasser des Aufsatzes, sondern der Redacteur der Horen als solcher auf den Angriff eine Entgegnung veröffentlichen sollte, für welche jener ihm zu etwaniger Benutzung einige Punkte aufsetzte und am 31. October zusandte [2]). Auch dazu freilich kam es nicht. Auf Goethes Rath wurde die Entgegnung zunächst vertagt bis zu einer Gesammtabfertigung aller Gegner der Horen am Schlusse des Jahres, und auch diese wieder unterblieb schließlich, da Humboldt sowohl wie Körner dafür hielten, daß es der Würde der Zeitschrift am besten entspreche, sich auf keinerlei Polemik einzulassen [3]). Herder ohne Zweifel that gut, sich gleichfalls dabei zu beruhigen. Wie nachdrücklich Humboldt in bewunderungswürdig unbefangener Würdigung der Licht- und Schattenseiten des Herderschen Horenaufsatzes, trotz aller Anerkennung des wissenschaftlichen Werths der Wolfschen Homeruntersuchungen, dem Hallischen Freunde seine

---

[1]) Schiller an Goethe Nr. 116 [24. Oct.]; an Humboldt 26. Oct.

[2]) Schillers Kalender unter beiden Daten. Schiller an Goethe 26. Oct., an Humboldt von demselben Tage.

[3]) Goethe an Schiller 28. Oct. Schiller an Herder 30. Oct., A, I, 190; an Cotta von demselben Tage; Humboldt an Schiller 6. Nov. (Briefw. 2. Ausg., S. 203) und 20. Nov. (S. 213); Schiller an Körner 2. Nov.; Körner an Schiller 6. Nov.

Meinung über das Unangemessene seines Ausfalls sagte[1]), erfuhr Herder gewiß nur im Allgemeinen: aber er hatte doch die Genugthuung, daß die gewichtigsten Stimmen für ihn Partei genommen und das Auftreten des Gegners lebhaft gemißbilligt hatten.

Es war indeß doch noch etwas Anderes, was ihm den Mund schloß. „Ich begreife nicht," schrieb er am 6. Januar 96 an Gleim, als er sich gegen diesen über den „so groben als verstandlosen Ausfall" Wolfs äußerte, „wie ich dazu komme, da ich ihm gar nicht in den Weg treten wollte, indem ich seine Gelehrsamkeit hochachte und ehre. Ich habe nichts als meine Meinung über Homer gesagt; das kann mir Niemand wehren. Habe Jeder und auch Wolf eine bessere, was kümmert's mich?" Es ist das dieselbe Ansicht der Sache, welche Schiller nachsprach, wenn er an Humboldt schrieb: „Herdern war es gar nicht eingefallen, Wolfen ins Gehege zu kommen, und seine Ausführung hat einen von jenen Prolegomenen völlig unabhängigen Bestand." Die Worte Herders gegen Gleim gehören zu jener Art von Vertheidigungen, die auf ein Haar wie Selbstanklagen aussehen. Denn wie? wenn Wolf eine bessere Meinung hatte als Herder, und wenn Herder diese kannte als er nach ihm über Homer schrieb, hätte ihn das nicht allerdings kümmern müssen? Und es hatte ihn gekümmert. Der sachkundige und klar sehende Humboldt urtheilte gleich nach der ersten Lectüre des Horenaufsatzes mit vollem Recht, daß der Verfasser Wolf sehr benutzt habe und daß er ungerechter Weise Wolfs nur so gedenke, daß Niemand sehen könne, wie wichtig dessen Verdienst um die Sache sei[2]). Noch etwas mehr als Ungerechtigkeit aber sah Wolf in diesem Verfahren. „Auf die verschmitzteste Art" — wie er am 29. October an Schütz schreibt[3]) — glaubte er, habe ihm Herder seine eigenen Ideen „verwirrt und verhunzt", und eben gegen diese bei Herder vorausgesetzte Absicht, sich mit fremden Federn zu schmücken und das Geraubte durch die Erzählung der allmählichen Entwickelung seiner Ansichten über Homer als ein schon von lange her Selbsterworbenes darzustellen, richteten sich daher die spitzesten und giftigsten Pfeile seines Köchers.

Die Wahrheit ist: Herder war in der Sache weder so unschuldig, wie er seine Freunde glauben zu machen suchte, noch war er in so bewußter Weise, wie Wolf ihm zutraute, mit Kniffen umgegangen. Er war wieder einmal, ähnlich wie bei den Briefen über die Tempelherren und bei der Schrift gegen Spalding, einer jener Selbsttäuschungen unterlegen, zu denen seine Phantasie, verbunden mit seiner Anregsamkeit und seiner Eigenliebigkeit, ihn so leicht verführte. Wenn ein Anderer etwas gemacht hatte, so fiel ihm, nach Wie-

---

[1]) Humboldt an Wolf 9. Nov., in W. v. Humboldts Ges. W. V, 141 ff., vgl. über die Aufnahme dieses Briefs von Seiten Wolfs ebendas. S. 148.

[2]) Humboldt an Schiller 30. Oct. (S. 191).

[3]) Ch. G. Schütz, Darstellung seines Lebens 2c., I, 465 ff.

lands treffender Bemerkung, immer zuerst ein, daß er es anders und besser gemacht haben würde. Wenn die Ideen eines Anderen an irgend einem Punkt das reiche in seinem Innern wogende Ideenleben berührten, so war er nicht immer im Stande und nicht immer Willens, was sein und was nicht sein war, zu scheiden, und nicht leicht, wenn er einmal das Wort ergriffen hatte, ließ er den Anderen, dem er es vom Munde genommen hatte, dazwischen reden. So hatte er in seiner Weise den Spinoza commentirt und alsbald den Spinozistischen Gott in einen Herderschen Gott verwandelt. So hatte er unzählige Male die Gedanken Lessings zu Herderschen Gedanken fortgedacht. In diesen Fällen war er der Anregung, die er erhalten, eingeständig. In dem Falle mit Wolf verwechselte er Vorgedachtes und Nachgedachtes. Die mikrologisch scrupulöse Art des Philologen langweilte ihn ein wenig; was er übrigens in den Prolegomenen fand, erinnerte ihn an seine eigenen älteren Vermuthungen über Homer, die nun auf einmal wieder lebhaft vor seinem Geiste standen. Ungewohnt, sich als einen Schüler zu bekennen, da er von seinen ersten jugendlichen Schriften an stets den Lehrer Anderer gespielt hatte, voll von den großen allgemeinen Anschauungen, mit denen er sich so lange schon getragen: so drängte er sich Wolf vor und trug nun Eignes und Fremdes, Altes und eben erst Gelerntes mit der Einbildung, mit dem halb unbewußten Anspruch vor, daß in dieser Sache ihm vor Allen zu reden zukomme.

Und sehr begreiflich, daß ihm Wolfs Gedanken mit seinen eigenen zusammenflossen. Daß ihn von einer sehr jugendlichen Zeit an die Frage nach der Entstehung der homerischen Gedichte und Zweifel über die Einheit derselben beschäftigt, war nichts weniger als Flunkerei. Schon in den „Fragmenten" (II, 265 ff.) hatte er die Blackwellsche Schrift als eine Untersuchung gerühmt, die mit wahrem kritischem Geist aus den Geheimnissen der griechischen Litteratur und Geschichte jene Frage beantworte und damit ein Schlüssel zum Homer sei. Bis in den Anfang der siebziger Jahre zum mindesten lassen sich seine Zweifel an der Einheit des Homer zurückverfolgen. Am 4. August 1771 hatte ihm Raspe seine „Ketzerei" mitgetheilt, Homer möge wie Ossian stückweise durch Rhapsodisten erhalten und nach verschiedenen Jahrhunderten zu verschiedenen Malen und auf verschiedene Weise zusammengesetzt worden sein; nur so seien gewisse Züge im Homer zu erklären, die für die Zeit seiner Helden und für sein eignes Jahrhundert viel zu neu erschienen. Herders Antwort an Raspe spricht sich durchaus zustimmend aus[1]). Die Lieder der Percyschen Relics geben ihm Aufschluß auch über die Elemente, aus denen Ossian und Homer geworden. Unmöglich, meint er, daß bei der Verkittung der einzelnen Rhapsodien sich Alles unverfälscht hätte sollen erhalten können; fänden sich doch auch die Lieder

[1]) 25. August 72, in dem Weimarer Jahrbuch III, 44. Der Raspesche Brief ungedruckt.

der Percyschen Sammlung oft in drei- und vierfacher Tradition; Alles werde darauf ankommen, ob alle solche aufbehaltenen Rhapsodien dem besten Criticus in der besten Zeit in die Hände gefallen seien. In demselben Sinne nennt der Briefwechsel über Ossian Homers Rhapsodien und Ossians Lieder Impromptüs — „bis endlich die Kunst kam und die Natur auslöschte". Unter den Gesichtspunkt des Volksliedes stellt desgleichen die Vorrede zum Zweiten Theil der Volkslieder den Homer; „seine Rhapsodien blieben nicht in Buchläden und auf den Lumpen unseres Papiers, sondern im Ohr und im Herzen lebendiger Sänger und Hörer, aus denen sie spät gesammelt wurden und zuletzt, überhäuft mit Glossen und Vorurtheilen, zu uns kamen." Heyne selbst bezeugt es in dem Briefe an Wolf vom 28. Febr. 96 [1]), daß Herder mit ihm im Jahre 1773 über diese Gegenstände verhandelt habe und daß er auch im Jahre 1789 wieder auf derartige Zweifel über Homer zu sprechen gekommen sei. Gleichzeitig sucht er Wolf auszureden, daß Herder vor der Abfassung des Homeraufsatzes die Prolegomena wirklich gelesen habe. Er wußte das freilich anders. Begierig hatte Herder die Wolfsche Schrift erwartet und demnächst, unmittelbar nachdem er sie gelesen, sich gerade gegen Heyne am 13. Mai 1795 darüber ausgelassen. „So viel Arbeit, Studium und kritischer Geist darin ist," schrieb er, „so ist doch die Art des Aufstellens nicht ganz nach meinem Wunsche. Die Haupt- und Grundpunkte, dünkt mich, wird ihm Jeder zugeben; ja seit Blackwell und Wood hat beinahe Niemand daran gezweifelt. Die Stellen der Alten sind gar zu klar und die Geschichte der Aöden gar zu bekannt, als daß hier Alles so auffallend als ein nullo dictum ore prius aufgestellt werden mußte. Der Punkt von Erfindung der Schreibkunst oder ihrer Einführung in Griechenland gehört nur incidenter hierher, und daß der Begriff einer Epopöe im Sinne des Aristoteles ein späterer Begriff sei, daran hat wohl auch Niemand gezweifelt. Nun kommt meines Erachtens Alles darauf an: was ist eingeschoben? was jünger, unzweifelhaft jünger? in einzelnen Versen sowohl als in ganzen Rhapsodien? Eine einzige Nachricht der Alten, wie Solon, wie Hipparch den Homer den Sängern austheilte, würde uns sehr aus dem Traum helfen. — — Böttiger hat sich mit Leib und Seele der Hypothese ergeben und unterläßt nicht, sie als ein Wunderwerk anzupreisen. Als Voß hier war, habe ich sie einmal bei Tisch in seiner Gegenwart als Spaß und Ernst vorgetragen; sie schüttelten aber allesammt die Köpfe und widersprachen. Ein alter Aufsatz über Homer und Ossian soll im Sechsten und letzten Theile der Zerstreuten Blätter erscheinen."

Die Wolfschen Prolegomena waren es hienach, welche Herder geradezu veranlaßten, seine Meinung über die Entstehung des Homer öffentlich vorzutragen. Es bedurfte dazu nicht erst, wie Caroline 16. Mai 96 an Gleim

---

[1]) Bei Körte, Leben und Studien W.'s I, 299.

berichtet, daß nach Wolfs Anwesenheit in Weimar im Sommer 95[1]) Goethe, Schiller und Meyer ihn anfeuerten, seine Gedanken über Homer in den Horen zu sagen; nur daß sie eben den Aufsatz für die Horen erbaten. Deutlich, ferner, sieht man aus jenem Brief an Heyne, in welcher Weise, mit welchen Augen und zu welchem Eindruck Herder die Prolegomena las. Er ist rasch bei der Hand, Forderungen aufzustellen, welche die Schrift des Kritikers noch nicht erfüllte. Er hält die Mühe fast für verloren, die sich Wolf mit der Nachweisung des späten Gebrauchs der Buchstabenschrift gegeben. Er findet die Wolfsche Ansicht in der Hauptsache richtig, aber nicht neu und des Aufhebens nicht werth, das der Verfasser selbst davon mache. Er behauptet, dieselbe seinerseits längst besessen zu haben. Die Stunde scheint ihm gekommen, unter Benutzung eines alten Aufsatzes, die Sache einmal in seiner Weise darzulegen.

Dieser „alte Aufsatz" nun freilich war höchst wahrscheinlich eine bloße Fiction, und ebenso gewiß war es zuviel gesagt, daß er die Wolfsche Hypothese längst besessen habe. Nur in Gedanken, scheint es, und andrerseits nur in zerstreuten einzelnen Aeußerungen hatte er über Homer und Ossian bisher geschrieben. Nur auf Grund der Lectüre der Prolegomena erst concentrirte sich ihm, was er verschiedentlich über die Materie gedacht, was er in Scherz und Ernst mündlich und schriftlich darüber vorgetragen, zu einem Aufsatz, der, indem er das Gewicht der Wolfschen Beweise unterschätzte und sich stillschweigend gegen das nullo dictum ore prius auflehnte, auf einen Wettlauf mit den Prolegomena angelegt war[2]).

Dieser handschriftlich noch erhaltene Aufsatz — wir wollen ihm die von Suphan gewählte Ueberschrift „Homer und Ossian Söhne der Zeit" belassen — giebt, ganz wie der „Günstling der Zeit" in den Horen, eine Erzählung

---

[1]) Carolinens Brief bestätigt diese von Körte I, 277 berichtete, von Bernays a. a. O., S. 4 Anm. 6 bestrittene Anwesenheit.

[2]) Daß der angeblich alte Aufsatz der Briefwechsel über Ossian gewesen, behauptet Düntzer SWH. VII, 30, ohne Beweis und Wahrscheinlichkeit. Das Richtige bei Suphan SWS. XVIII, 598 ff. Ob der handschriftliche Entwurf zu einem Aufsatz „Mmnemosyne", über den Suphan a. a. O., S. 599 berichtet und den er geneigt ist als zur Abwehr des Wolfschen Angriffs bestimmt anzusehen, nicht doch vielmehr eine Vorarbeit war, wage ich nicht zu entscheiden, da mir die Skizze nicht vorgelegen hat. Auch dann freilich wäre dieselbe, bei ihrer deutlichen Bezugnahme auf die Prolegomena, nur relativ alt zu nennen. Für das wirkliche Vorhandensein eines wirklich älteren Aufsatzes könnten am ehesten noch einige Stellen des im Text in Rede stehenden handschriftlichen, mir durch Suphan zugänglich gewordenen Aufsatzes sprechen, die an jugendlichere schriftstellerische Manieren Herders erinnern. So die Stelle: „Bei Gott, sagte jener Soldat, ich kann glauben, was irgend ein braver Kerl glauben mag; aber dies —." So die andere: „Lambe mihi (sagte eine andächtige Kirchensängerin zu ihrer Nachbarin, die sie über eine — — Verstümmelung des Gesanges zurechtweisen wollte), ich diene meinem Gott, und sang rasch weiter". Endlich: „Denn Ihr lieben Brüder, ist Gott unser Aller Schöpfer, wem liegt es denn daran, wer das oder jenes gemacht habe?"

von den fortschreitend sich entwickelnden Einsichten des Verfassers über Homer, nur daß er die Undenkbarkeit eines unveränderten Fortsingens des im Munde der Rhapsoden lebenden Epos noch redseliger ausführt, dagegen den von der Absichtlichkeit des encyklopädischen Inhalts hergenommenen Zweifel unerwähnt läßt. Sofort jedoch geht hier die Erzählung dazu über, welche Aufschlüsse der Zweifelnde von einem der Sammlung der homerischen Gesänge verwandten „Phänomen unserer Tage" — von dem Erscheinen der Ossianschen Gedichte erwartet und leider doch nicht erhalten habe, da Macpherson dem Publicum eine authentische Rechenschaft über seine Quellen und sein Verfahren schuldig geblieben sei. „Was Ossian mir nicht geben konnte und Macpherson nicht geben mochte" — so fährt nach dieser Parallelisirung der Entstehung Ossians und Homers der Aufsatz fort — „gewährte mir über Homer der Anblick der griechischen Kunst in Italien." Ohne daß der Villoisonschen Ilias, ohne daß Wolfs Erwähnung geschähe, wird, nur in kürzerer und minder gegliederter Ausführung, wesentlich dasselbe vorgetragen, was in den betreffenden Capiteln des Horenaufsatzes. Der Schluß endlich erläutert den Satz, den auch der Schluß des letzteren ausspricht, daß das Epos, das „lebendige Wort", in die Kindheit der Welt gehöre, durch einen kurzen Blick auf die epische Dichtung des Mittelalters und der neuen Zeit, um zuletzt auf die Zusammenstellung Homers mit Ossian in der Weise zurückzukehren, daß zugleich auf die innere Verschiedenheit der Muse beider „glücklichen Söhne der Zeit" eingegangen wird.

Mit feiner Bemerkungsgabe hat Suphan in diesem Aufsatz, aus dem er einzelne nur in ihm sich findende Stellen zum Abdruck bringt, das für die chronologische Bestimmung seiner Abfassung Entscheidende, namentlich die evidente Uebereinstimmung mit dem Brief an Heyne und die Spuren der Bezugnahme auf die Prolegomena hervorgehoben und ihn danach mit Recht in den Mai 1795 versetzt[1]). Nur die Vorlage jedoch für den Horenaufsatz bildete derselbe. Vielmehr er zerlegte sich dem Verfasser demnächst in zwei Aufsätze. Ausgeschieden wurde fürs Erste die Parallele mit Ossian, obgleich dieselbe thatsächlich in dem geschichtlich sich entwickelnden Nachdenken Herders über die Entstehung der homerischen Epen eine sehr wichtige Etappe gebildet hatte. In die dadurch incorrect gewordene Erzählung von dem Fortschritt seiner Zweifel und Erwägungen über die große kritische Frage wurde statt dessen ein ganz anderes, thatsächlich viel weniger belangreiches Datum von Herder eingesetzt. „Und siehe, da erschien in unseren Tagen ein Phänomenon" — die Wendung ist fast wörtlich beibehalten, aber das Phänomenon oder „die

[1]) SWS. a. a. O., S. 595 ff. Einzig die Bemerkung, daß die so durchaus Herdersche Bezeichnung Homers und Ossians als glücklicher oder begünstigter Söhne der Zeit dem Verfasser aus dem neunten der Schillerschen Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen hängen geblieben sei, hat für mich nichts Ueberzeugendes, da Herders Sinn ein ganz anderer ist, und der nachherige Ausdruck „Günstling der Zeit" mit dem Schillerschen Gebrauch dieses Ausdrucks geradezu im Gegensatz steht.

große Erscheinung“, wie es nun heißt, ist nicht mehr Ossian, sondern — Villoisons Ilias! Unmöglich ging es an, in einem jetzt vor dem Publicum erscheinenden Aufsatz über die Homerfrage die neuste Wolfsche Schrift unerwähnt, ungerühmt zu lassen. Der fast wegwerfende Seitenhieb auf den mikrologischen Kritiker, der soviel Gewicht auf das Alter der Schreibkunst legte, die Worte des handschriftlichen Aufsatzes von „unsern kritischen Schreibern“, die von Fragmenten vorhomerischer Gedichte nichts wissen wollen, „weil sie nur auf das ἔγραψε, ἔγραψε post Homerum erpicht sind“ — diese Worte mußten getilgt werden; genug, wenn jetzt in einer Anmerkung die Frage über das Alter der Buchstabenschrift zwar auch erwähnt, aber zu nebensächlicher Bedeutung herabgesetzt wurde. Das war genug, um desto stärker Herders eigene, aus Homers Charakter als eines singenden Dichters hergeholte Beweisführung gegen die Wolfsche hervortreten zu lassen; aber noch nicht genug war es ihm, um den Kritiker, den er doch ehrenvoll zu nennen nicht umhin konnte, ins zweite Glied zu drängen. Dies eben wurde erst durch die ehrenvollere Stellung erreicht, die jetzt Villoison mit seiner Ilias bekam. Die Erwähnung Villoisons bedingte nun freilich nicht nothwendig die Weglassung der Partie, welche von der Wirkung Ossians auf den Verfasser handelte. Sie blieb nur deshalb aus einem Aufsatz, der mit Wolf nicht streiten, sondern nur von einem ganz anderen Standpunkt mit ihm wetteifern wollte, besser weg, weil Wolf in den Prolegomena jede Vergleichung der alten ionischen mit den von ihm für unecht erklärten keltischen Gesängen kurzer Hand abgelehnt hatte.

Was jedoch in dem „Günstling der Zeit“ weggelassen wurde, konnte, weiter ausgeführt, zu einer selbständigen Betrachtung erweitert, sehr wohl den Stoff eines neuen, zweiten Aufsatzes bilden. Nur wenige Wochen später schickte Herder dem ersten diesen zweiten Aufsatz unter der Ueberschrift „Homer und Ossian“ nach, der von Schiller in das Zehnte Horenstück eingerückt wurde[1]). Auch Ossian ein begünstigter Sohn der Zeit, auch Ossian ein Name, auf den das mit übertragen werde, wozu er nur die Anregung gegeben — mit dieser Einleitung weist die neue Abhandlung auf die gemeinsame Wurzel zurück. Sie entfernt sich alsbald von dieser nur insofern, als sie die nun folgende kritische Erörterung über Ossian zwar auch biographisch einführt, aber nicht in directen Zusammenhang mit des Verfassers Homerstudien bringt. Die Zusammenstellung mit Homer vielmehr dient diesmal, entsprechend der kurzen Schlußpartie des ursprünglichen Doppelaufsatzes, überwiegend dem Zweck, beide Dichter nach ihrem dichterischen Charakter zu vergleichen und einander zu contrastiren.

---

[1]) Schiller erhielt denselben nach dem Schillerkalender am 25. Sept. 95 und kündigt ihn an demselben Tage Cotta und andrerseits Körner an. Auch dem Verfasser bezeugte er seine Freude darüber, worauf dieser in dem, Schiller-Cottaschen Briefw. S. 121 ff. abgedruckten Briefe erwiderte.

Jene kritische Erörterung zunächst ist durch nichts so merkwürdig als durch ihre subjective Färbung und durch die Unbestimmtheit, in der sie hängen bleibt. Zuerst ist die Rede von dem „süßen Staunen“, das in den Jahren 1761 bis 65 die Erscheinung Ossians hervorgerufen habe, und sodann wird der Zweifel und Einwendungen gedacht, die gegen Macphersons Publication erhoben worden seien. Die von den Iren erhobenen Ansprüche werden kurz abgefertigt; denn — möge immerhin der Sagenstoff dieser Gedichte Iren und Schotten gemeinsam sein: erst durch Ossian sei doch der irische Fin und Ossin in epischer Weise poetisirt worden; es sei abzuwarten, ob Irland uns einen zarteren Ossin, einen edleren Fingal hervorrufe als ihn Macpherson darstellte. Ernster wird es mit dem Einwand gegen die Echtheit Ossians genommen, der sich darauf stützt, daß Macpherson den Urtext dieser Gesänge zu veröffentlichen unterlassen habe. Allein obgleich die Nothwendigkeit betont wird, durch kritische Untersuchungen und durch authentische Documente die Sache aufzuklären, — die Wendung, die unser Aufsatz nimmt, zeigt deutlich, daß Herders Interesse an Ossian von diesen kritischen Fragen unabhängig ist. Denn, meint er, wie immer das Ergebniß ausfalle: Macphersons Ruhm könne es nicht schaden. Gab er nur Gesammeltes, so war er der Solon und Hipparch dieses Homer; veredelte er rohen Stoff mit eigener Schöpferhand — desto besser! und that er es unter der Maske Ossians, so ist ihm auch dies zu verzeihen, ja es war ein „heiliger Betrug“, der der englischen Modepoesie und dem englischen Stolz gegenüber nothwendig war!

Wäre Herder genauer in der Angabe des Chronologischen hinsichtlich seiner Stellung zu den Ossianschen Gedichten gewesen, so hätte er erzählen müssen, daß seit der Mitte der siebziger Jahre sein Glaube an die Echtheit des Macphersonschen Ossian erschüttert war. Von jenem „süßen Staunen“ über die erste Erscheinung des Kelten geben zahlreiche Stellen seiner ältesten und älteren Schriften Kunde. Immer wieder nennt und citirt, liest und übersetzt er ihn. Er stellt ihn nicht bloß mit Homer, sondern auch mit Moses und Hiob und in anderem Betracht wieder mit Shakespeare, Milton und Klopstock zusammen. Den Gipfelpunkt unbefangener Bewunderung bezeichnet der Ossianaufsatz der Fliegenden Blätter. Aeußerst merkwürdig daher, daß in der Vorrede zu den Volksliedern, wo man es am meisten erwarten müßte, von Ossian mit keiner Sylbe die Rede ist, und daß die Sammlung selbst nur wenige Stücke von ihm enthält. Nicht allein durch die öffentliche Debatte, sondern durch private Mittheilungen war er zur Vorsicht gemahnt worden. Angeregt nämlich durch die einsichtigen Bemerkungen Herders über das Unangemessene der Denisschen hexametrischen Uebersetzung hatte sich ein Engländer, der Major v. Harold in Düsseldorf, an eine deutsche Uebersetzung Ossians in Prosa gemacht, er hatte Herder eine Probe davon vorgelegt und ihm dann nicht nur die ersten beiden Bände dieser Uebersetzung zugeschickt, sondern sich auch auf dessen Wunsch um die angeblich von Macpherson benutzten keltischen

Originalstücke bemüht. In einem späteren ausführlichen Schreiben jedoch vom 5. December 1775 sandte er, statt keltischer Originale, vielmehr drei von ihm selbst gedichtete, den Macphersonschen ähnliche Gedichte und legte seine wohlmotivirte Ueberzeugung dar, daß Macpherson nicht allein der Autor der englischen Ossiangedichte, sondern auch der gälischen Originale sei, welche er entdeckt zu haben vorgegeben. Der Briefsteller verwies auf den Widerspruch, in welchem der Inhalt der Gedichte zu aller bekannten Geschichte Schottlands sowohl wie Irlands stehe, auf das Zeugniß authentischer Documente für die irische Nationalität der Helden Ossian und Fingal, auf die chronologischen Fehler der Ueberlieferung, auf welche Macpherson sich berufe u. s. w. Er erkannte an, daß Macpherson einzelne alte hochländische Verse in geschickter Weise eingewoben habe und erklärte hieraus, aus dem inneren poetischen Werth der Gedichte, vor Allem aus der Verblendung der schottischen Nationaleitelkeit den Glauben, den die Fälschung gefunden habe. Ein von Macpherson an Harold gerichteter Brief, veranlaßt durch einige von diesem selbst fabricirte Stücke à la Ossian, wurde Herder ein Jahr später von dem Empfänger in Abschrift mitgetheilt und mußte ihn — so sollte man denken — zusammen mit den übrigen von Harold vorgebrachten Gründen von der Unechtheit seines geliebten Ossian vollends überzeugen [1]). Man sollte es denken. Fast ebenso interessant jedoch, wie die litterarische Mystification, welche Macpherson der ganzen gebildeten Welt gegenüber sich erlaubte, ist das Verhalten Herders, nachdem ihm diese Eröffnungen gemacht waren. Wer zwischen den Zeilen unseres Horenaufsatzes zu lesen versteht, der erkennt leicht, daß der Verfasser längst aufgehört hatte, der Gläubige zu sein, der er zur Zeit der Blätter von deutscher Art und Kunst gewesen war, aber ebenso, daß er es nicht über sich gewinnen kann, dem alten Traum und Allem, was sich für ihn daran geknüpft hatte, kurzer Hand zu entsagen. Von früher Jugend an knüpften sich an diesen Ossian seine Vorstellungen von dem Wesen der Volkspoesie, ja die Hälfte seiner ganzen ästhetischen Theorie. Die Nebelharfe des keltischen Barden tönte seiner eigenen Gefühlsweise so conson. Die kritische Schärfe und

---

[1]) Die in englischer Sprache geschriebenen Briefe Harolds liegen im Herderschen Nachlaß vor. Der erste ist vom 9. April, der zweite vom 20. August 1775, der vierte und letzte vom 29. Dec. 1776 datirt. Die Haroldsche Uebersetzung erschien in drei Bänden zuerst Düsseldorf 1775, dann Mannheim 1782, und von demselben „Neu entdeckte Gedichte Ossians", Düsseldorf 1787; desgl. „Sulmora, Tochter Cuthullins. Ein Drama in 5 Aufzügen, nach Ossian bearbeitet", Düsseldorf 1802. Der Macphersonsche Brief, den Harold in Abschrift Herder mittheilte, findet sich leider nicht mehr vor. Er habe, schreibt Harold, die drei letzten Gedichte in seiner Uebersetzung, die von seiner eigenen Composition seien, an Macpherson geschickt, „als Stücke, die seinen Nachforschungen entgangen seien; sein Brief, den ich hier in Abschrift beilege, wird Sie von seiner Meinung über die Stücke unterrichten. Dies lege ich als ein Geheimniß in Ihre Brust nieder. Denn wenn Macpherson Gründe hat, sich zu verstecken, so will ich nicht unternehmen, ihn zu entdecken".

Entschiedenheit, die hier erforderlich war, um klaren Gründen ein liebgewordenes Vorurtheil zu opfern, war ein- für allemal seine Sache nicht. Alles, wozu er sich brachte, war dies, daß er die ganze Frage in der Schwebe ließ, daß er zwischen Glauben und Unglauben ein billiges Abkommen traf und sich auf einen Standpunkt flüchtete, der es ihm möglich machte, zur Noth auch den unechten Ossian als Beweis für seine ästhetischen Lieblingssätze, für seine Ansichten über die Geschichte der Poesie und der Menschheit zu brauchen. So hilft er sich denn mit vorsichtigen Parenthesen und hypothetischen Wendungen. „Sei Ossian ganz alt oder nur aus alten Gesängen zusammengesetzt und geschaffen" — dies vorausgeschickt glaubt er in der Preisschrift über die Wirkung der Dichtkunst ihn zum Zeugen für den weicheren Geist des britischen, überhaupt des keltischen Bardengesanges nehmen zu dürfen. Diese Gesänge, „sie mögen alt oder neu sein", so fein und zart wie sie sind, wie sie „vielleicht durch Macpherson geworden sind", dienen ihm trotzdem in der Preisschrift vom Jahre 1780 als Beweise für den Einfluß der Stammesverfassung auf die Dichtkunst, und lassen erkennen, „wenn sie echt sind", wie der Geist der Väter auf die Söhne forterben mußte. Die zweifelnden Zusätze werden dann auch wohl wieder weggelassen; gelegentlich gewinnt die gläubige Stimmung das Uebergewicht: es „kann fast nicht anders sein", als daß die Gedichte echt sind, und jedenfalls hat Macpherson seinen Ossian nicht „erfunden"[1]). Genug, Herder hat es ertragen, seinen eigenen Bedenken zum Trotz, von Ossian zu reden, wie als ob der apokryphe ein kanonischer Dichter wäre, und auch in unserem Aufsatz, der doch auf das Kritische noch am meisten eingeht, ist ihm die Hauptsache die charakterisirende Vergleichung mit Homer. Alles dasjenige zusammenfassend, was er über diesen Punkt schon früher, in den Kritischen Wäldern, bei Gelegenheit der Besprechung der Denisschen Uebersetzung, in der Ebräischen Poesie und sonst gesagt hatte, bildet sie — wenn man das bloß hypothetische Recht der Vergleichung zugiebt — den Glanzpunkt des Aufsatzes, dem eben deshalb Humboldt den Vorzug vor dem Homeraufsatz gab[2]). Homer — so etwa führt er aus — dichtet rein objectiv, Ossian rein subjectiv; jener ist ein rein epischer, dieser ein lyrisch-epischer Dichter. Dort schreiten alle Gestalten handelnd, in leibhafter Sichtbarkeit fort, und an dieser völligen Sichtbarkeit nehmen auch alle homerischen Gleichnisse und Naturbilder Theil, indem sie „sich langsam umherwälzen, um gleichsam von allen Seiten ihre Naturbestandheit in ewigfesten Zügen darzustellen und zu gewähren". Hier ist Alles anders. Statt der homerischen Körperwelt eine aus dem leisen Hauch der Empfindung geschaffene Geisterwelt, da man denn die Handlung nicht

---

[1]) Ideen II, 190; III, 152; IV, 12 und 13. Lieder der Liebe, S. 90; Hades und Elysium im Merkur 1782, Aprilheft S. 11 (und ohne den kritischen Zusatz Zerstr. Bll. VI, 111); Ueber ein morgenländisches Drama, Zerstr. Bll. IV, 274.

[2]) 20. Nov. 95 an Schiller. Körners Urtheil in dem Briefe an Schiller vom 6. Nov.

siehet, sondern „an Tritten, Zeichen und Wirkungen gleichsam nur ahnet." Bei Homer erzählet sich Alles selbst; Eins folgt aus dem Andern unaufhaltbar; dagegen sind Fingal und Temora „dunkel zusammengereihte Gedichte"; eine epische Fortleitung „hat vielleicht bloß Macpherson in die größeren Stücke hineingebracht." Daher nun auch die verschiedenen Wirkungen beider Dichter: Homer eine Quelle für die Kunst, Ossian für das Gefühl; jener ein Product der südlichen, dieser der nordischen Natur; jener fortwirkend in der Dichtung und Geschichte seines Volkes, dieser, als der Verkünder des Ausgangs eines Heldenstammes, den Herbst seines Volkes bezeichnend, „eine traurige Stimme, mit keinem erweckenden Aufruf für die Nachzeit begleitet". Noch einmal scheint die Charakteristik an dieser Stelle mit der Frage, wie es möglich gewesen, daß ein Volk nur klage, duldend klage, ohne sich zu beklagen, einen Anlauf zur Kritik zu nehmen; alsbald jedoch lenkt sie zurück zu dem Reiz, den diese elegischen Töne haben, die so geeignet für die musikalische Composition seien, gefährlich zwar demjenigen, der sich ihrer Wehmuth zu einsam überlasse, aber doch auch rein menschliche Empfindungen ausdrückend, denen unsere deutsche Dichtung manchen zarteren Ton verdanke. Mit Recht erfreuten sich Schiller, Körner, Humboldt des Aufsatzes, in welchem sich das Herdersche Talent der nachempfindenden Charakteristik poetischer Erscheinungen wieder einmal im schönsten Lichte zeigt. Man wird unbedenklich Humboldts Urtheil unterschreiben: „Es ist ihm sehr gut gelungen, die Nebelgestalt des kaledonischen Lyrikers gegen das heitere Licht der ionischen Epopöe zu stellen, und ich wüßte nichts, was über eine solche Vergleichung noch zu sagen übrig bliebe. Die Diction ist höchst angemessen, lebendig und an einigen Stellen außerordentlich schön. Selbst die kleinen subjectiven Züge, die einem Herderschen Aufsatz selten mangeln, findet man hier doch nur sparsam, und sie stören wenigstens nicht den Eindruck des Ganzen". —

Herders Eifer für die Horen war so groß, daß er bereits Mitte October einen neuen Aufsatz sandte[1]). Aber er war diesmal nicht glücklich gewesen. An dem „Fest der Grazien" vermißte Körner mit Recht die Grazien und fand das Ganze steif und verfehlt[2]). Dem Inhalt nach ist der Aufsatz ein Seitenstück zu dem älteren über die Nemesis. Denn abermals handelt es sich um die Zurückführung eines mythologischen Begriffs auf seinen ursprünglichen reinen Sinn. Als diesen ursprünglichen Sinn nimmt der Verfasser auch diesmal einen sittlichen an: die Grazien sind ihm die Tugenden des Wohlwollens, der Dankbarkeit und der Freude, und er weiß von diesen Tugenden, insbesondere von der Dankbarkeit mit der zartesten Empfindung fein und

---

[1]) Herder an Schiller 10. Oct. in Schillers Leben von Caroline v. Wolzogen, S. 287. Am 16. October schickt Schiller das Manuscript an Cotta, und schreibt an demselben Tage kurz darüber an Goethe.

[2]) An Schiller 18. Dec. 95.

weise zu reden. So tritt ihm das Gefallende zurück hinter dem Gefälligkeit Erweisenden, das Aesthetische hinter dem Moralischen; er lobt sich die bekleideten Sokratischen Grazien vor den nackten Grazien des neueren Stils, die in ihrem „handumschlingenden Müßiggang“ bloße Zierrathgestalten ohne die ursprüngliche sittliche Bedeutung wurden. Indem er aber so, mehr willkürlich deutend als beweisend, in eine der lieblichsten und heitersten Personificationen etwas zu viel Ernst legt, strebt er zugleich den Ernst des gewonnenen Gesichtspunkts und den Ernst seiner Auseinandersetzungen durch die Einkleidung gefälliger zu machen, wie um sich absichtlich dem Geschmack der Horen anzubequemen. Allein damit eben ist es ihm völlig mißlungen. Goethe, den Jacobi durch die Beschreibung verschiedener Familienfeste zu einem Besuch bei sich hatte locken wollen, äußert sich in den Annalen, wie widerwärtig ihm immer dergleichen Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzustandes gewesen seien. Vielleicht war Herder durch diese Beschreibung an die Pempelforter Scenerie erinnert worden; an Pempelfort ist man bei dem Anfang des „Festes der Grazien“, an Gleims Freundschaftscultus zu denken geneigt bei der späteren Erwähnung des „Archivs“ der befreundeten Gesellschaft, die jenes Fest feiert. Wie dem sei: dieses Fest mit seinen symbolischen Veranstaltungen, dessen Erzählung den Aufsatz eröffnet, ist, trotz der Grazien, eine ziemlich abgeschmackte Mummerei; die folgenden Reden und Gespräche der festfeiernden Gesellschaft nehmen sich um nichts natürlicher aus, und das Sprachliche und Archäologische, das im Nemesisaufsatz die Grundlage bildete, hinkt hier, ungeschickt genug, in einer langen gelehrten Note nach.

Gern hätte Herder auch noch einen fünften Aufsatz in dem ersten Jahrgang der Horen gedruckt gesehen; Schiller erhielt den Aufsatz: „Iduna oder der Apfel der Verjüngung“ am 30. October 95 und stellte ihn an die Spitze des ersten Stücks des neuen Jahrgangs [1]. In der Form eines Gesprächs — von der Art wie Herdersche Gespräche sind — wird die Frage erörtert, was für uns, was für unsere Dichtung zumal, die nordische Mythologie sein könne. Unter Hinweisung auf den Reichthum malerischer Scenen und poetischer Vorstellungen in jener Mythologie, sowie auf die in ihr enthaltenen wackeren sittlichen Anschauungen redet der Alfred des Gesprächs dem Versuche einer umbildenden Verjüngung, eines freien Gebrauchs dieses Schatzes das Wort. Verjüngung und Umbildung fordert Herder; denn er ist weit entfernt, das vielfach Rohe, uns Fremde und Entlegene daran zu verkennen oder gar den Vorzügen der griechischen Mythologie, der „gebildetsten der Welt“, zu nahe zu treten. Sein überall heimischer Universalismus mußte ja wohl auch einmal diese Saite anschlagen; „die Welt,“ so sagt er hier, „ist groß;

[1]) Er sollte nach Herders Wunsch (Schillers Leben, S. 287) und Schillers Ankündigung an Cotta (2. Nov. 95) schon in das letzte Stück von 1795. Der Empfang am 30. Oct. ist bezeugt durch Schiller an Herder A, I, 192.

die Muse muß umherziehen, wie mit der Lyra, so mit dem Pinsel.“ Und hatte er nicht insbesondere den Anschluß an unsere ältere vaterländische Sprache und Dichtung wiederholt gepredigt? nicht längst die Mythologie eines Volkes als eine mit dessen Sprache und Denkart natürlich erwachsende dichterische Schöpfung und ebendamit als eine Fundgrube der sich weiter entwickelnden Poesie dargestellt? Sein Dringen auf das Idiotistische, sein Princip des heuristischen Gebrauches der Mythologie – das Alles kehrt in den Sätzen unserer Abhandlung wieder. Er erklärt es für unschätzbar, wenn ein Volk eine in seiner eigenen Sprache entsprossene Mythologie, einen Schatz dichterisch zu verwerthender Personificationen, Ideen und Ideale habe. Er beklagt, daß es der deutschen Sprache an einer solchen eigenen Mythologie fehle und sieht darin den Grund der didaktischen Trockenheit, des Mangels an Imagination bei den deutschen Dichtern der letzten Jahrhunderte. „Wie nun?“ das ist der Schluß, den er zieht, „wenn aus der Mythologie eines benachbarten Volkes, auch deutschen Stammes, uns hierüber ein Ersatz käme, der ihrer Dürftigkeit an ausgebildeten Fictionen abhülfe?“ Und indem er so fragt, macht er sogleich selbst eine Anwendung. Er wagt zu hoffen, daß aus der Mythologie der Edda, „sobald sie Idunas Apfel berührt,“ sich unsterbliche Dichtungen schöpfen lassen, daß aus der Verjüngung der nordischen Fabel das Ideal, das in ihr liege, hervortreten und wirken werde.

An Schillers „Göttern Griechenlands“ erläuterte der Aufsatz die dichterische Bedeutung aller Mythologie. Um so mehr hätte Schiller mit den Herderschen Ausführungen einverstanden sein können. Er war es dennoch nicht. Zum ersten Mal that sich eine Differenz zwischen seinen und den Anschauungen seines Mitarbeiters hervor, zu deren Aussprechen der gegenwärtige Aufsatz eigentlich nur durch ein Mißverständniß oder vielmehr durch eine Verschiebung des Gesichtspunktes Anlaß geben konnte. Um ihres idealen Gehalts willen hatte Herder die nordisch-germanische Mythologie der Aufmerksamkeit unserer Dichter empfohlen: Schiller schiebt dem Verfasser den Gedanken unter, als ob er jene Mythologie wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Geist unserer gegenwärtigen Welt, unseres heutigen Lebens und Denkens empföhle. Wohl hatte Herder auch das idiotistisch Nationale betont, von einem Anschluß jedoch an das prosaisch Wirkliche der damaligen deutschen Welt war in seinem Aufsatz so wenig die Rede, daß derselbe für diese Prosa vielmehr ein Gegengewicht in jenen alten Schöpfungen der mythologischen Phantasie zu suchen rieth. Es ist daher in jeder Weise unzutreffend, wenn Schiller es als die Voraussetzung Herders bezeichnet, „daß die Poesie aus dem Leben, aus der Zeit, aus dem Wirklichen hervorgehen, damit eins ausmachen und darein zurückfließen müsse“. Er redet an dem Andern vorbei, wenn er sich über die „Uebermacht der Prosa in dem Ganzen unseres Zustandes“ verbreitet und aus dieser Beschaffenheit unseres heutigen Lebens den Schluß zieht, daß es für den poetischen Genius geboten sei, sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzuziehen, sich seine

eigene Welt zu formiren und: „durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters zu bleiben, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde“ [1]). Ungefähr dasselbe hatte der Herdersche Aufsatz gesagt — nur daß er nicht gerade die Polemik gegen die Prosa des heutigen Weltzustandes zum Ausgang seiner Erörterungen genommen, nur daß er neben der Anpreisung der griechischen auch auf die nordische Mythologie als auf eine zweite Quelle gewiesen hatte, aus welcher der poetische Genius schöpfen könne. Aber der Verfasser der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen lebte so ganz in diesen Ideen von der Entwürdigung des Zeitcharakters und von der Nothwendigkeit, daß der Dichter, ein Exulant in seiner eigenen Zeit, sich in das Alter einer besseren Menschheit flüchten, daß er, unter griechischem Himmel erzogen, von dort in sein Jahrhundert zurückkehren müsse, um es zu reinigen, — so sehr waren ihm diese scharf zugeschnittenen Ideen, der Ausdruck seiner eigenen vornehmen Natur und seines auf das Ziel des Reinsten und Edelsten gespannten dichterischen Strebens, zum System, ja zum Vorurtheil geworden, daß er jede andere Vorstellungsart, jede auch nur scheinbare Concession an die unästhetische Wirklichkeit, jedes andere Ideal als das griechische ablehnen und bestreiten zu müssen glaubte. In seinem aristokratischen „Staat des schönen Scheins“ hatte nur das von aller Wirklichkeit, auch von dem Idiotismus der eigenen Volksart gereinigte Schöne, in dem Pantheon seiner Phantasie hatten neben den Göttern Griechenlands keine anderen Götter Raum.

Er hatte bei dieser Gelegenheit den freundschaftlichen Streit vom Zaune gebrochen; aber eben dadurch verrathen, welcher Gegensatz zwischen seinen und den Herderschen Anschauungen in der That bestand. Nicht ein so großer, daß er die beiden Männer auseinanderzugehen genöthigt hätte. Wenn Schiller die reine Darstellung der vollen Menschennatur für die Aufgabe aller Kunst, das Aufstreben des individuellen zum reinen idealischen Menschen für die höchste sittliche Aufgabe erklärte, so hatte Herder eben das in seiner Weise viel früher in immer neuen Wendungen gleichfalls ausgesprochen. Daß politischer Parteistreit der Poesie ferne bleiben müsse, daß die Poesie in der Sphäre der Menschheit als dem reinen Aether sich halten müsse, in dem sich alle politische Meinungen als Freundinnen und Schwestern begegnen, daß jedes zu nahe, zu starke Theilnehmen der Dichter an politischen Angelegenheiten schädlich sei, das hatte Herder in dem Ersten Bändchen der Humanitätsbriefe (169 ff.) ausdrücklich eingeschärft. Aber dicht daneben allerdings stand der Satz, daß trotz Allem die Poesie „als eine Stimme der Zeit unwandelbar dem Geiste der Zeit folge“, und kurz zuvor hatte er es beklagt, daß unsere Poesie, verglichen mit der patriotischen Poesie der Hebräer und der Griechen, an öffentlichen Sachen so wenig Theil nehme, hatte verlangt, daß das Wort des Dichters vor

[1]) An Herder 4. Nov. 95, A, I, 192 ff.

Allem ein Laut des Wunsches und Strebens der Nationen, ein Hauch und Nachklang des Zeitgeistes sein müsse. Nur gegen die Einseitigkeit und das Uebermaaß politischer Tendenzpoesie hatte er sich erklären wollen, während er zugleich an Gleims Zeitgedichten seine Freude hatte und öffentlich auf sie und auf die patriotischen Poesien eines Klopstock, Uz und Kleist hinwies. In der Absicht, aus der Zeit heraus auf die Zeit zu wirken, hatte er selbst Band für Band seiner Humanitätsbriefe geschrieben, der politischen Gentz'schen Zeitschrift hatte er so gut wie der unpolitischen Schillerschen seine Feder geliehen, und um ihres zeitgeschichtlichen Gehalts wegen waren ihm die Baldeschen Gedichte so werth geworden, daß er es sich zum genußreichen Geschäft machte, sie nachzubilden. Für die Humanität der Griechen hinwiederum hatte er, der Schüler Winckelmanns, früher und mit viel größerer Sachkunde als Schiller sich begeistert. Auch ihm waren die Griechen in gewisser Weise ein Maximum, aber niemals andererseits hatte er auch nur ihren künstlerischen Vorzügen so ausschließlich gehuldigt, daß er nicht manche Seiten der Menschennatur bei anderen Nationen mit Liebe bemerkt und ihren Werth gegenüber einseitiger Schätzung des Griechischen stark hervorgehoben hätte. Das Humanitätsideal Schillers war aus philosophischer Construction, das Herdersche aus natürlicher Liebe, aus umfassendem Sinn für die Vielgestaltigkeit des menschlichen Wesens hervorgegangen. Der Dichter war auf dem Wege der Abstraction zu seinem Dogma von der Identität des Schönen und des Moralischen, des Menschlichen und des Schönen, des Griechischen und des Menschlichen gelangt, und er hatte alle diese Vorstellungen in ein Bild zusammengeschmolzen, das, von seiner geistreichen Phantasie geschmückt, in idealer Glorie strahlte. An dem Humanitätsbegriff Herders hatte die Philosophie den geringsten Antheil; er war zu demselben auf dem Wege geschichtlicher Betrachtung gelangt; derselbe drückte mehr nur sein weitherziges Interesse an den verschiedensten Formen und Aeußerungsweisen des menschlichen Geistes aus und er stand endlich nicht sowohl als ein festes Bild vor seiner Seele, als er sich desselben vielmehr als eines dehnbaren Maaßstabes bediente. Dem Geistvollen in den Ausführungen Schillers konnte Herder sich nicht verschließen, dagegen ganz und gar nicht nach seinem Sinn war das Abstracte und Constructive derselben. Wäre er dazu gekommen, dem Schillerschen Aufsatz über das Naive und die sentimentalischen Dichter, dessen Grundgedanken er lebhaft zustimmte, eigene Briefe entgegenzustellen, so würde er die Härten desselben gemildert, das einseitig Pointirte darin in ähnlicher Weise berichtigt haben, wie er seiner Zeit mit Lessings Sätzen im Laokoon, mit dessen Fabel- und Epigrammentheorie gethan hatte. Geradezu Unbehagen aber erregte ihm die Kantsche Grundlage, die sich in jenen Aufsätzen nirgends verleugnete und die Schiller zu Anfang der ästhetischen Briefe ausdrücklich eingestanden hatte. Eben diese Briefe daher hatte Herder, während sie Goethe als ein seiner Natur analoger Trunk mun-

deten, der Einseitigkeit beschuldigt; „er abhorrirt sie," berichtet Schiller an Körner, „als Kantsche Sünden und schmollt ordentlich deswegen mit mir" [1]).

So waren denn nach Allem der Differenzpunkte zwischen den Beiden so viele, daß für die Frage, ob das Triumvirat Bestand haben werde, Alles von dem Dritten abhing. Auch hierbei spielte der Kantianismus mit. Goethe selbst giebt in den Annalen Herders Abneigung gegen die Kantsche Philosophie neben der damit zusammenhängenden gegen die Universität Jena geradezu als den Hauptgrund auch der Entfernung an, die sich seit der Mitte der neunziger Jahre zwischen ihm und Herder hervorgethan habe. Es fehlt jedoch viel, daß diese Angabe zutreffend, daß sie erschöpfend wäre. Andere Gründe, darunter namentlich die Verschiedenheit der politischen Haltung Beider, haben wir früher kennen gelernt. Daß aber nun auch die Horen, auch die ästhetischen Interessen nicht im Stande waren, das alte Band dauernd wieder herzustellen, das war viel tiefer begründet. Die Wahrheit ist: gerade das Eingreifen Schillers, gerade das, was eine kurze Zeit lang den Riß zu schließen scheinen konnte, trieb die schon brüchig gewordene Freundschaft vollends aus den Fugen. Nicht die Philosophie und nicht die Politik, sondern gerade die Kunst war es, wodurch die Entfernung sich nun erst vollendete. In der Begegnung Goethes mit Schiller hatte der Künstler sich mit dem Künstler zusammengefunden, — und aus dem Künstlerbunde wurde Herder als der Unkünstlerische ausgeschieden.

Man muß, um die Thatsache voll zu verstehen, um viele Jahre, bis in die Zeit der Blüthe der Goethe-Herderschen Freundschaft während des Jahrzehnts von 1783 bis 1793, zurückgehen. Denn, keinem Auge sichtbar, war selbst in dieser Zeit von der Verstimmung der ersten Weimarer Jahre ein Krankheitskeim zurückgeblieben, den die Umstände völlig unwirksam machen, den andere Umstände zur Entwickelung bringen konnten.

In Italien, als Herder hier die Spuren des römischen Goethe antraf und als er aus der Ferne den Weimarischen sich vorstellte, ohne mit ihm im täglichen Gespräch sich ausgleichen zu können, in Italien, wo er sich so klar bewußt wurde, daß seine eigene geistige Existenz einer ganz anderen Luft bedürfe — hier zuerst regte sich wieder das Gefühl, daß es in ihrem beiderseitigen Verhältniß einen Punkt gebe, der nicht berührt zu werden vertrüge. Die Briefe Herders aus Italien, die vertrauten Aeußerungen beider Gatten über Goethe muß man lesen, um zu erkennen, welche nie ganz zum Schweigen gebrachte Vorstellungen und Empfindungen im Geheimen dies Verhältniß fortwährend bedrohten und umlagerten. Hinter allem Zusammenstimmen in Ideen und allem vertrauten Verkehr erhielt sich bei beiden Herders der Argwohn, daß Goethe etwas für sich zurückbehalte, was in die Freundschaft nicht

---

[1]) Schiller an Körner 7. Nov. 94, vgl. Goethe an Schiller 26. Oct. 94 und Körner an Schiller 20. Nov. 94.

mit aufgehe, daß er der zuverlässigste Freund, — aber daneben ein unberechenbarer Dichter, der edelste Mensch, — aber daneben der Herr Geheimrath von Goethe sei. Während er rathend, tröstend, Antheil nehmend und zurechtlegend die vereinsamte Frau über ihre Sehnsucht und ihre Sorgen hinwegzubringen unermüdlich ist, während er sie gelegentlich der intimsten Mittheilungen seiner Ideen, seiner Arbeiten, seines im Entstehen begriffenen Tasso würdigt, während er in zwangloser Gemüthlichkeit an ihrem Tische erscheint, um ihr etwas zu zeichnen oder den Kindern ihre Briefe an den Vater schreiben hilft, so entfallen ihr immer einmal zwischen aller dankbaren Freude, womit sie das Alles dem abwesenden Gatten meldet, Aeußerungen des Zweifels und der Beklommenheit. Nicht immer will es ihr mit dem sie besuchenden Freunde wohl werden; sie findet, daß er zuweilen zurückhaltend und heut nicht wie am anderen Tage ist; „er ist beinah wie ein Chamäleon; bald bin ich ihm gut, bald nur halb." „Es ist nur schlimm," schreibt sie ein andermal, nachdem sie nur eben gerühmt, wie brav und gut er sich erweise, „daß er immer seinen Panzer anhat, manchmal blicke ich doch durch." Und nun hat sie weiter einen harten Stand zwischen ihrem eigenen Urtheil und dem Urtheil der anderen Frauen, die ihr mit der moralischen Entrüstung der Eifersucht Allerlei von seinen Galanterien gegen „die Fräuleins" zutragen, und vollends — für welchen der beiden Theile soll sie Partei nehmen in dem verstimmten Verhältniß zwischen ihm und Frau von Stein? wie damit fertig werden, daß er „die junge Vulpius zu seinem Clärchen hat?" Da findet sie denn sein Betragen sonderbar, klagt ihn an, daß er für seine Freunde nichts mehr sein wolle — um ihn bei der nächsten Gelegenheit wieder zu rühmen oder zu entschuldigen. Sein Wesen ist ihr ein Räthsel, das sie nicht zu entziffern wisse. Sie liest in seinen Gedichten, an denen damals gedruckt wurde; da ist es ihr ein Stachel, daß sie sich in der Leonore des Pater Brey wiederfindet; warum hat er das nicht weggelassen? „Ich kann in den nächsten vier Wochen nicht mit ihm leben; er ist mir fatal." Nun jedoch kam Moritz, der in Italien so viel und nahe mit Goethe gelebt hatte, nach Weimar, sie hört ihn über Goethes dichterische Eigenthümlichkeit philosophiren, sie liest seine Abhandlung über die bildende Nachahmung des Schönen, sie spricht sich endlich über die Leonore im Pater Brey mit dem Dichter aus — und ist alsbald durch die bedeutenden Aufschlüsse, die ihr derselbe über die Weise seines dichterischen Schaffens giebt, völlig befriedigt. Jetzt fließt ihr Gefühl für den Menschen Goethe mit dem für den Dichter in Eins, sie freut sich, ihn täglich mehr in seinem eigentlichen Lichte zu sehen, ihn eben ganz als Dichter zu nehmen, als den von der Natur Begünstigten, der, wie Moritz gesagt hatte, aus dem All der Natur Großes und Kleines, auch die persönlichen Verhältnisse aufnehme und in sich verarbeite. Wie freut sie sich nun an den Anfängen des Tasso, durch deren Abschrift sie auch dem abwesenden Gatten eine gute Stunde zu machen hofft, und wie wendet sie, was ihr dieser inzwischen über Goethe und

Moritz geschrieben hat, ins Milde und Gute! „Ueber Goethe habe ich wirklich einen großen Aufschluß bekommen. Er lebt eben wie der Dichter mit dem Ganzen oder das Ganze in ihm, und da wollen wir als einzelne Individuen nicht mehr von ihm verlangen als er geben kann. Er fühlt sich als ein höheres Wesen, das ist wahr, aber er ist doch der Beste und Unwandelbarste unter allen. Seitdem ich weiß, was ein Dichter und Künstler ist, seitdem verlange ich kein engeres Verhältniß, und doch, wenn er zu mir kommt, fühle ich, daß ein sehr guter Geist um ihn und in ihm ist".

Ihr weibliches Gefühl hatte mit Sicherheit das Richtige getroffen. Wäre es möglich gewesen, daß auch Herder sein Urtheil über den Menschen Goethe in ein so billiges Gleichgewicht mit dem über den Dichter Goethe gerückt und erhalten hätte, so wäre dieser Freundschaft kein Ende gesetzt gewesen, und beide Männer hätten später wie bisher den Segen davon verspürt. Aber schon hatte Herder in ganz anderem Ton dazwischen geredet. Wie gegen die Kunst, so hatte ihn Italien gegen den Künstler verstimmt, und was er gegen den Künstler hatte, verstimmte ihn zugleich gegen den Menschen. Daß dieser ihn, wie er meinte, in Manchem für die Reise schlecht berathen habe, verdroß ihn bloß; daß er ihn zu hofmeistern oder zu bevormunden schien, war ihm ärgerlich, daß Andere gar von dem Dichter so viel Wesens machten, ertrug er nicht. „Meine Reise hieher," schrieb er, „hat mir seine selbstige, für Andere ganz und im Innern untheilnehmende Existenz leider klärer gemacht, als ichs wünschte. Er kann indeß nicht anders; laß ihn machen; es thut wehe, es zu fühlen, daß man einen angenehmen Traum verloren habe, und ists besser wachen als träumen." „Er ist nur in sich und für sich," heißt es ein andermal; und daß nun gar dieser künstlerische Egoismus durch die Abgötterei, welche Moritz mit dem Dichter trieb, noch gesteigert werden sollte, erfuhr er mit Unwillen. Diese ganze auf Goethe zugeschnittene Moritzsche Kunstphilosophie „ist mir," schreibt er, „im feinsten Organ zuwider: sie ist selbstisch, abgöttisch, untheilnehmend und für mein Herz desolirend". Er will eben deshalb bei aller Anerkennung des unglaublich Schönen in der Sammlung der Goethischen Gedichte die Entschuldigung nicht gelten lassen, die Caroline für das Indiscrete der mitgedruckten „jugendlichen Fratzen und Späße" gefunden hatte. „Hole der Henker den Gott," ruft er aus, „um den Alles rings umher eine Fratze sein soll, die er nach seinem Gefallen brauchet; oder gelinder zu sagen, ich drücke mich weg von dem großen Künstler, dem einzigen rückstrahlenden All im All der Natur, der auch seine Freunde und was ihm vorkommt, bloß als Papier ansieht, auf welches er schreibt, oder als Farbe des Paletts, mit dem er malet." Und von diesem Gesichtspunkt, in dieser Stimmung hat er nun auch für den Anfang des Tasso nur ein kühles Lob. Bei jeder Gelegenheit setzt er sich jetzt mit dem Freunde in eine gegensätzliche Parallele. Mag denn jener ein „hellstrahlender Spiegel des Universums" sein: er seinerseits will gern „eine dunkle Scheibe" bleiben. Bei Gelegenheit von

Goethes Carnevalsbeschreibung heißt es: „er folgt seinem Genius und der ist nicht der meine.“ Er bittet die Frau, ihr vom Tasso nicht mehr abzuschreiben; unbegründeter Weise meint er, daß Goethe über Angelica kaum den Mund geöffnet habe, und wie Profanation würde es ihm erscheinen, diesem in seine Empfindungen für die Reine, Unschuldige einen Einblick zu gewähren. So oft, so bestimmt erklärt er sich über diesen Gegensatz seines Genius zu dem Goetheschen [1]), daß er am Ende auch die Frau in diese Auffassung hineinreißt. Fast bittet sie nun wegen ihres parteiischen Enthusiasmus für den Künstler um Verzeihung; schon lange sei ja ihr beiderseitiges Gefühl über Goethe berichtigt, und nur durch Umstände sei es bisher gemildert worden — um alle Güter der Welt möchte auch sie den Gatten mit seinem reinen, treuen Gemüth nicht gegen einen „eitlen Dichter“ vertauschen.

Die neuen Umstände, die nun noch einmal diese einseitige Beurtheilung wieder berichtigten, die neuen Beweise unvergleichlicher Treue und thätiger Theilnahme, die der „eitle Dichter“ bei der Entscheidung der Göttinger Frage, die er noch Jahre lang dem Zurückgekehrten und widerwillig Festgehaltenen gab, sind früher von uns erzählt worden. Ja, die stärkste Probe bestand das Verhältniß darin, daß gerade in dem Punkte der entscheidenden Differenz zwischen den beiderseitigen Naturen der Künstler sich dem Urtheil, dem nicht künstlerischen, sondern moralischen Urtheil des kritischen Freundes bereitwillig fügte. Wenn irgend etwas von Goethes nachrömischen Productionen dem Anderen, der in Italien allen „Buhlereien“ entsagt hatte, antipathisch sein mußte, so waren es jene Erotica, die dichterische Idealisirung eines Stücks von Goethes nunmehriger Existenz, welches Herder in der Wirklichkeit duldend übergehen, schonend zudecken, welches er aber unmöglich billigen und als berechtigt zu öffentlicher Ausstellung anerkennen konnte. „Die Büchlein Elegien und Epigramme,“ schreibt Goethe an Knebel 1. Januar 1791, „habe ich auch so ziemlich gefaltet und gelegt. Auch war ich nicht abgeneigt, die ersten herauszugeben. Herder widerrieth mir's, und ich habe blindlings gefolgt.“ Daß aber Goethe diese Probe öfter hätte bestehen, daß er immer wieder die Resignation hätte üben sollen, die besten und reichsten Früchte seines neuen Kunstbewußtseins und seiner nunmehrigen künstlerischen Meisterschaft den moralischen Bedenken eines, wenn auch noch so wohlmeinenden Freundes zu opfern, das hieß zu viel verlangt. Mit der ästhetischen sofort kreuzte sich die politische Differenz. Der Moralist war dem Dichter nur unbequem, die Streifzüge des Bruder Humanus in das Gebiet der Politik erregten das Mißfallen des aller Auflösung und Gewaltthat abgeneigten Künstlers, des mit Leib und Seele seinem Fürsten unbedingt ergebenen Mannes, der „ein- für allemal am Bestehenden festzuhalten“ entschlossen war. Wie jetzt der Zufall dem Dichter einen

---

[1]) Vgl. namentlich noch die oben in diesem Bande S. 413 angeführte Aeußerung bezüglich des Verhältnisses Goethes zu Christiane.

anderen Geist zuführte, der ihm neue fruchtbare Gesichtspunkte entgegenbrachte, einen Mann, der nicht daran dachte, ihn moralisch zu meistern, einen Mann, der in sein Wesen liebevoll einging ohne alle Prätension der Ueberlegenheit, ohne jenen Widerspruchsgeist, den Herder nun einmal niemals ablegte, einen Mann endlich, der, dem politischen Treiben der Zeit den Rücken zuwendend, einzig in künstlerischen Interessen und Bestrebungen lebte gleich ihm selbst — so mußte die Anziehungskraft dieses neuen Freundes die gelockerte Verbindung mit jenem älteren überwiegen und nach dem Gesetze der Wahlverwandtschaft wirken.

Mit dem Erscheinen des Ersten Bandes des Wilhelm Meister zu Anfang des Jahres 1795 war es ausgesprochen, daß Goethe sich von Herder emancipirt habe. In voller Uebereinstimmung mit Schillers theoretischen Ausführungen, daß der Weg zur Freiheit durch die Schönheit gehe und daß der ästhetisch gebildete Mensch als solcher zugleich der moralische sei, stellte dieses Werk die sittliche Welt unter das Gesetz der rhythmisch-harmonischen Bewegung des Innern, die durch sich selbst auch das Sinnliche reinige und die harten Forderungen der Pflicht in die Freiheit schöner Natürlichkeit auflöse. Es war der Triumph der künstlerischen Form, durch welche hier die tiefsten Blicke in das Ganze des menschlichen Lebens dem einfachsten Verständniß faßlich gemacht und wiederum das Gewöhnliche bis an die Grenze des Gemeinen in eine ideale Beleuchtung gerückt und geadelt war. So sahen die Humboldt und Schiller das Werk, und der Letztere wurde nicht müde, die Klarheit, Glätte und Durchsichtigkeit des Ganzen zu rühmen, wodurch es dem Lesenden eine süße und innige Behaglichkeit, ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit erzeuge. Früher als diese Beurtheiler hatte Herder die Anfänge des Werks gekannt, zu dessen Vollendung er dem Freunde eifrig zugeredet hatte, nicht ohne schon damals die schlechte Gesellschaft zu bedauern, in der der Held des Romans zu lange sich aufhalte. Das Werk hatte sich inzwischen anders gestaltet; eben das, woran Herder Anstoß nahm, hatte sich dabei noch merklicher vorgedrängt; die Vorstellungen, die er darüber dem Verfasser gemacht, waren unbeachtet geblieben, ohne Zweifel, weil sie an den künstlerischen Intentionen desselben vorbeigingen. Goethe hatte aufgehört, den Kritiker weiter zu Rathe zu ziehen, und als nun dieser nach dem Erscheinen des Ersten Bandes die Scenen las, in denen Philine auftritt, da empfand er schmerzlicher als je zuvor den Abstand seiner von der Goetheschen Denkweise. Sein Urtheil war wie das des Jacobischen Kreises, in welchem namentlich die Damen „einen gewissen unsauberen Geist" in dem Roman gewahrten, der sie zum Genuß des Kunstwerks nicht durchdringen ließ. An eine jener Damen schrieb Herder jenen merkwürdigen Brief, in welchem er sich von aller Mitschuld an den Sünden des Dichters reinigte und mit dem Bekenntniß seines abweichenden Standpunkts das schmerzlichere Bekenntniß seiner Entfremdung von dem alten

Freunde und seiner eignen zunehmenden Isolirung verband [1]). „Goethe," schrieb er, „denkt hierin anders; Wahrheit der Scenen ist ihm Alles, ohne daß er sich eben um das Pünktchen der Wage, das aufs Gute, Edle, auf die moralische Grazie weiset, ängstlich bekümmert. Im Grunde ist dies der Fehler bei mehreren seiner Schriften. Er hat sich also auch ganz von meinem Urtheil weggewandt, weil wir hierinnen so verschieden denken. Ich kann es weder in der Kunst noch im Leben ertragen, daß dem, was man Talent nennt, wirkliche, insonderheit moralische Existenz aufgeopfert werde, und jenes Alles sein soll." — — „Es kann Niemand mehr gegen diese Vorstellungsart haben als ich, da ich in mehreren Verhältnissen wirklich darunter leide. Vielleicht an keinem Orte Deutschlands setzt man sich über zarte moralische Begriffe, ich möchte sagen über die Grazie unserer Seele, in Manchem so weit weg, als hier, und damit entgeht dem armen Menschen der größte Reiz seines Lebens, und es erklingen sehr falsche Dissonanzen." Die Klage über Goethe fällt zusammen mit der Klage über Weimar. Eben der, um dessen willen er in Weimar geblieben war, fängt an, ihm diesen Ort zu verleiden. Er fühlt, daß ihm sein eigener Sohn, Goethes Pathe und Liebling, entfremdet sei. Vorzüglich „durch den Ton unserer großen Geister," schreibt er an G. Müller, sei derselbe „verzärtelt und in Wahn geführt" worden; „die üble Witterung unseres Orts," fügt er hinzu, „fühlt und fühlte Niemand mehr als ich; die fatale scharfe Zugluft drang und dringt mir bis an Knochen und Nerven" [2]). Daß sich aber Goethe „von seinem Urtheil abgewandt" habe, das zeigte ihm demnächst auch das Sechste Stück der Horen, welches nun die früher zurückbehaltenen Elegien brachte. Als gar auch die Venetianischen Epigramme, alle ohne Ausnahme, neben Herderschen Gedichten im Schillerschen Musenalmanach für 1796 erschienen, — „um derentwillen," schrieb da Caroline an G. Müller, „ist es doch gut, daß mein Mann anonym ist" [3]).

Es gehört zu dem Traurigsten, was sich erfahren oder erzählen läßt, wenn Menschen, die sich innig erkannt und das Beste, was sie an Geist und Gemüth besitzen, mit einander getheilt haben, einander fremd zu werden und sich von einander loszulösen anfangen. Man sieht Alles an dem Andern im Lichte der verklärenden oder der schonenden Liebe, so lange man in entscheidenden Punkten Eines Sinnes oder von gleichen Interessen bestimmt ist. Wenn dagegen erst dieser Lebenspunkt der Freundschaft verletzt oder zerstört ist, so weicht mit der Einstimmigkeit der Liebe auch das Vertrauen, mit dem Vertrauen die Nachsicht und die Billigkeit. Auch aus kleinen Anlässen ergeben

---

[1]) An die Gräfin Baudissin aus Knoop in Holstein; mitgetheilt von Düntzer A, I, 20 ff. Caroline nennt sie Erinnerungen III, 243; sie, mit der man im Sommer 1791 in Karlsbad sich innig befreundet hatte, war es, die das Lehrgeld für Herders Sohn Wilhelm in Hamburg hergab (Caroline an Frau v. Frankenberg, Preuß. Jahrbb. XLIII, S. 147).

[2]) 27. Oct. 94. Dies das Datum des Briefs bei Gelzer, S. 249.

[3]) *31. Januar 96.

sich Verstimmungen, ausgesprochene oder nicht ausgesprochene Mißverständnisse. Aus Zuneigung wird Gleichgültigkeit, aus Gleichgültigkeit Abneigung, Haß, Bitterkeit. Alles, auch das Zufällige zerrt an dem Verhältniß bis es am Ende völlig durchlöchert und zerfetzt ist.

Unter den äußerlichen Ursachen, die in diesem Falle zur Auflösung des Verhältnisses neben der entscheidenden ethisch-ästhetischen Differenz mitwirkten, stand die amtliche Klemme obenan, in die Herder nach dem neuen auf Goethes Zureden und unter Goethes Bürgschaft mit Weimar geschlossenen Vertrage, von Jahr zu Jahr mehr hineingerathen war. Es war zugleich eine ökonomische Klemme. Herder würde aus innerem Triebe, aus „unentbehrlicher Naturneigung" geschriftstellert haben, auch wenn er von allem äußeren Zwange frei gewesen wäre. Er befand sich thatsächlich in der Zwangslage, seine Ideen für Geld verhandeln und an den buchhändlerischen Gewinn denken zu müssen, wenn er für die Beförderung der Humanität schrieb. Seine lange Krankheit, namentlich die Aachener Reise hatte einen großen Aufwand verursacht. Seit Jahren war sein Haus ein Lazareth gewesen. Als eine liebe Hausgenossin, aber steter Pflege bedürftig, lebte da vom Frühjahr 1789 bis zu ihrem Tode, Ende 1793, seine Schwester, um hier nach einem prüfungsreichen ehelichen Leben auszuruhen [1]). Zu einem neuen stärkeren Etatsposten wurde gleichzeitig die Sorge für die Erziehung der Kinder. Michaelis 1792 verließ der älteste Sohn Gottfried das elterliche Haus, um in Jena Medicin zu studiren. Der dritte der Söhne, Wilhelm hatte sich für den Kaufmannsstand entschieden; es schien den Eltern nöthig, daß er zuvor fertig französisch lerne, er wurde Ostern 1794 in eine Pensionsanstalt in Neufchatel geschickt, welche der treue Müller in Schaffhausen ausgemittelt hatte [2]). Gleichzeitig wurde Adalbert, der Vierte, für dessen Unterbringung sein Pathe Gleim gesorgt hatte, von den Eltern nach Hadersleben gebracht, um hier, seiner früh erwachten Neigung gemäß, die Oekonomie zu erlernen [3]). Die meiste Sorge machte den Eltern der zweite und begabteste der Söhne, August, Goethes Pathe, der Liebling der Herzogin Amalie. Schon seit Jahr und Tag trug sich Caroline mit dem Wunsch, ihn noch vor seinen Universitätsjahren, wenn er Michaeli 94 die Schule verlassen haben würde, auf einige Zeit zu Georg Müller zu schicken, der ohnehin einen Zögling in seinem Hause hatte und sich bereits erboten hatte, Wilhelm vor der Rückkehr in die Heimath bei sich aufzunehmen [4]). Denn August, den Goethe

---

[1]) Vgl. über Herders Schwester, verehelichte Güldenhorn, Erinnerungen I, 39 ff., Hamanns Aeußerungen und Mittheilungen über sie in Ham. Schr. V, 138 ff., VI, 107 ff. und öfter, ferner B, 231. 269. 371. 381. 385. 398. 402. 404. 411. 416, C, I, 142. 164.

[2]) Die längeren Verhandlungen darüber bilden seit dem 3. Nov. 93 bis März 94 einen Haupttheil der Correspondenz zwischen Weimar und Schaffhausen.

[3]) Herder-Gleimscher Briefwechsel 18. Oct. 93 bis 4. April 94.

[4]) Unsere Quelle ist abermals der Herder-Müllersche Briefwechsel, aus dem bei Gelzer das meiste, diese Familienfrage Betreffende weggelassen ist; doch vgl. das. S. 247 ff.

an sich gezogen hatte, der von Allen verzärtelt worden war, die sich der Herzogin Mutter angenehm machen wollten, war dem Vater entfremdet, in ein zerstreutes schöngeistiges Wesen hineingerathen und bedurfte dringend einer Sammlung unter einer ernsten und zugleich liebevollen Leitung. Daß Weimar „der heilloseste Ort für die Erziehung der Kinder" sei, empfand die Mutter tief, beklagte der Vater mit noch herberer Empfindung. Man entschloß sich endlich, den Jüngling gleichfalls in das Droz'sche Erziehungsinstitut nach Neufchatel zu schicken, wo denn nun während des Winters 1794—95 und während des folgenden Sommers beide Brüder zusammen sich aufhielten, um dann, nach einem mehrwöchentlichen Besuch bei dem väterlichen Freunde in Schaffhausen, im October 95 nach Hause zurückzukehren. Rührend spricht sich die Sorge um die Söhne, vor Allem um den jüngeren und die Freude über dessen beginnende Sinnesänderung in den Briefen der Eltern an Müller, in den Mittheilungen, Rathschlägen und Mahnungen des Vaters an die Abwesenden aus. „Ich bin gewiß, der Himmel wird mein stilles Seufzen über alle Euch Kinder erhören." „O wie bewegt sich mein Herz gegen Euch, lieben Kinder! Oft unaussprechlich, unnennbar. O verfehlt meinen Zweck nicht, und der Himmel erhalte Euch, er mache Euch glücklich!" [1]) Der Aufenthalt in der Schweiz hatte die günstigste Wirkung auf August ausgeübt: er hatte in der Ferne das elterliche Haus von Neuem lieb gewonnen, er hatte das Herz des Vaters erkannt und aus den Schriften desselben seinen Geist zu sich reden lassen. „Die beiden Großmächtigen sind brav und gut," schreibt Herder nach dem Wiedersehen der Söhne, indem er Müller erzählt, wie nun August ein halbes Jahr mit Gottfried in Jena zubringen, Wilhelm nach Hamburg in die Lehre gehen solle [2]).

Die außerordentlichen Ausgaben jedoch, die auf solche Weise die Erziehung der Kinder erfordert hatte und die sie ferner erforderte, legten sich nun als eine schwere Sorge auf das Herdersche Haus, am schwersten auf Caroline [3]). Unter den Punkten, die der Herzog bei Gelegenheit des Göttinger Rufs, um Herder in Weimar zu halten, unterzeichnet hatte, befand sich zwar auch das Versprechen, „für die Kosten des Studiums seiner Kinder und für deren Unterkommen zu sorgen" — allein das Blatt, auf welchem jene Punctationen standen, hatte sich unglücklicher Weise Jahre hindurch unsichtbar gemacht, und thatsächlich hatte bisher der Herzog und die Herzogin für die Erziehung der drei Aeltesten nur eine unbedeutende Zubuße gewährt. Bei Gottfrieds Abgang zur Universität hatte Herder zunächst nicht gewagt, sich an den Herzog

---

[1]) S. die Briefe an August Herder, A, II, 431—438, besonders den an beide Brüder gerichteten Nr. 3.

[2]) Herder und Frau an G. Müller, * 15. Oct. 95.

[3]) Für alles Folgende genügt es, auf die in den Preuß. Jahrbb. XLIII, S. 145 ff. von Suphan mitgetheilten Documente zu verweisen.

zu wenden, da er eben damals denselben auf Grund der Klätschereien über seine politischen Meinungen sich abgeneigt fühlte; eine Bitte, die er darauf trotz Goethes Abrathen im Frühjahr, als nun auch die anderen Söhne ihrer Bestimmung nachgehen sollten, um ein Anlehen an den Herzog gerichtet hatte, war von diesem abgeschlagen worden, und ein freigebiges Geschenk, das die Herzogin bei dieser Gelegenheit gemacht hatte, reichte nicht weit. Jetzt, nachdem die Ausgaben für die abwesenden Söhne fast unerschwinglich gewachsen waren — es war im Juli 1795 — hatte sich das verlorene Blatt wiedergefunden, und Caroline gründete darauf den Plan, neuerdings dasjenige als ihr Recht zu fordern, was sie als solches nunmehr beweisen zu können glaubte. Von den Gothaer Freunden, Frau v. Frankenberg und deren Manne berathen, wendet sie sich, um die Zeit der bevorstehenden Rückkunft der beiden Söhne aus der Schweiz, mit einer ausführlichen Erzählung und Rechnungslegung über ihre Bedürfnisse an die Herzogin. Das alte Blatt legt sie bei und drückt vertrauensvoll, bescheiden, aber deutlich die Hoffnung auf Erfüllung des darin enthaltenen Versprechens aus, nicht ohne zugleich der Mißlage ihres Mannes in Folge der neuen Einrichtung im Consistorium zu gedenken. Sie schreibt dies Alles ohne ihres Mannes Vorwissen, denn dieser „ist in seinem Gemüthe zu wund, als daß ich mit ihm unsere Situation berühren dürfte." Noch ein Wort von der angegriffenen Gesundheit desselben und nun die Bitte: „Seien Sie noch einmal der liebreiche Schutzengel und helfen die Hoffnungen realisiren, die uns an Ihnen und an Weimar hielten!" Mit der Herzogin mußte Goethe zusammenwirken, wenn der Schritt Erfolg haben sollte. Ihm daher wird der Hauptinhalt des Briefe mitgetheilt, ihm, dem ehemaligen Unterhändler, die Angelegenheit noch dringender ans Herz gelegt. Leider zeigt die Art, wie es geschieht, daß man bereits weit auseinandergerückt war, und daß der alte Freund schon lange über diese persönlichen Dinge nicht mehr zu Rathe gezogen worden war. „Haben Sie," heißt es, „noch einiges Mitgefühl für meinen Mann, nur ein Gefühl von Gerechtigkeit für ihn, o so reden Sie ein gutes Wort dazu!" Er müsse helfen, wird geradezu gesagt, „daß der Herzog die Bedingungen erfüllt, unter denen mein Mann geblieben ist" — die Noth sei dringend und das Uebel auf den äußersten Punkt gekommen.

Mitgefühl und Hülfsbereitschaft sprechen aus Goethes Antwortszeilen. Auch der Herzog, von der Nothlage unterrichtet und an seine ehemaligen Zusagen erinnert, war zur Abhülfe bereit — nur in seiner Weise und wie es ihm augenblicklich in seiner eigenen finanziellen Bedrängniß am leichtesten und bequemsten schien. Er schlug vor, August eine Zeitlang auf der Kanzelei arbeiten zu lassen, Adelbert auf ein herzogliches Gut zu nehmen; für Gottfried wollte er die Promotionskosten bestreiten; der Beschwerde in Betreff der Consistorialrathstelle half er stehenden Fußes durch Einsetzung eines besoldeten permanenten Regierungsraths ab. Es ist klar: viel zu lange hatten Herders geschwiegen; mit einem Herren von so gutem Willen ließ sich verhandeln, über

seine Vorschläge konnte man reden. Aber Caroline wurde dadurch in die äußerste Aufregung versetzt. Die geängstigte Gattin sah nur den leidenden Zustand ihres Mannes, mit dem über diese Dinge zu sprechen ganz unmöglich war; die zärtliche Mutter glaubte durch die gemachten Vorschläge das Recht der Eltern, über die Bestimmung ihrer Kinder zu verfügen, mißachtet. Sie stand auf ihrem Scheine und beeilte sich, in diesem Sinne, ablehnend und fordernd, an die Herzogin und an Goethe zu schreiben. Leidenschaftlich von ihrem Recht überzeugt, im Drang ihrer Lage, stürmt sie mit unbedachten, beleidigenden Vorstellungen auf den Mann ein, von dem sie wissen mußte, daß alles Heftige und Aufgeregte ihm im Innersten zuwider war. „Erinnern Sie Sich doch mitfühlend, daß Sie das Instrument des Herzogs bei der Unterhandlung gewesen sind. Dulden Sie nicht, daß der Herzog sein Versprechen so schnöde brechen will. Hier ist es Ihre Pflicht, des Herzogs Ehre und Moralität zu retten. Wodurch hat mein Mann diese Treulosigkeit verdient? Lassen Sie uns nicht aufs Aeußerste bringen, ich bitte Sie dringend. Ich kann beweisen, daß mein Mann seine große Krankheit durch die anhaltende Arbeit im Consistorium bekommen hat. Wer bezahlt uns diesen Verlust? Ich bitte Sie, um Gottes Willen, retten Sie Ihre und des Herzogs Ehre! ich habe lange genug geschwiegen und ich stehe Ihnen nicht vor den unangenehmsten Auftritten. Wir brauchen Geld und müssen es vom Herzog erhalten. Er ist es uns schuldig." Und noch einmal, an einige Einzelheiten der Sachlage und der Verhandlungen von 1789 erinnernd, in einem vierzehn Tage späteren Brief dieselbe Dringlichkeit, derselbe Ton, derselbe Appell an „die Stimme des Gewissens".

Befremdet, theilnehmend, mit sanftem Ernst widerlegend, milde und doch bestimmt lauteten die Antworten der Herzogin; sie liefen in die Versicherung aus, daß der Herzog sein gegebenes Versprechen erfüllen werde, „auch ohne daß es von ihm ertrotzt wird." Goethe war zu stark herausgefordert, als daß er mit gleicher Schonung hätte antworten können. So gewiß er zu helfen bereit war, so gewiß mußte er dem Ungestüm, mit dem man von ihm das Unmögliche forderte, die nüchternste Klarheit entgegenstellen. Es wurde ihm nicht schwer, die Fehler in der Rechnung Carolinens aufzudecken. Mit Recht wies er darauf hin, daß die plötzliche Forderung einer namhaften Summe höchst seltsam sei, nachdem man es versäumt habe, bei Gottfrieds Abgang zur Universität den Herzog anzugehen und ebensowenig ihn bei den übrigen Kindern begrüßt habe. Durch diese Versäumniß, durch Forterhebung der jährlichen Gaben für die Erziehung, durch das Verlangen eines Capitals als Anleihe, durch Annahme außerordentlicher Beihülfen von den Herzoginnen, durch völlige Vernachlässigung des Rathes und der Meinung des Herzogs über die Bestimmung der Kinder sei die Sache so getrübt und verwirrt worden, daß die Liquidität der gegenwärtigen Forderung wohl schwerlich darzustellen sein möchte. Er hatte Recht; denn das verlorene Blatt, von dem er nichts wußte, als er so

schrieb, würde er schwerlich als mildernden Umstand haben gelten lassen; hätte er davon gewußt: er würde gefragt haben, ob man dem Herzog nicht auch ohne jenes Blatt hätte vertrauen dürfen? Recht hatte er auch darin, wenn er die leidenschaftliche Einbildung der Frau, als ob sie allein Begriff von Ehre und Gefühl von Gewissen habe, mit Schärfe zurückwies. Im Weiteren freilich ist seine Meinung keine durchaus unparteiische. Daß Caroline die jüngsten Anerbietungen des Herzogs in Betreff der Unterstützung und Unterbringung der Söhne „mit einer Gleichgültigkeit, die an Verachtung grenzt" abgelehnt habe, mag er nicht ohne Grund tadeln; aber er geht weiter; ginge es nach ihm, so wären dieselben ohne Weiteres angenommen worden, um „den alten Faden wieder anzuknüpfen"; die Willfährigkeit gegen die herzoglichen Absichten gilt ihm mehr als das elterliche Recht, über die Zukunft der Kinder frei und nach eignem Ermessen zu bestimmen. Der härteste Vorwurf endlich, die schneidendste Dissonanz bildet den Beschluß. „Aber der Schaden liegt viel tiefer. Ich bedauere Sie, daß Sie den Beistand von Menschen suchen müssen, die Sie nicht lieben und kaum schätzen, an deren Existenz Sie keine Freude haben und deren Zufriedenheit zu befördern Sie keinen Beruf fühlen. Freilich ist es bequemer, in extremen Augenblicken auf Schuldigkeit zu pochen als durch eine Reihe von Leben und Betragen das zu erhalten, wofür wir doch einmal dankbar sein müssen. Glauben Sie doch, daß man hinter allen Argumenten Ihrer Forderungen Ihr Gemüth durchsieht" — und der Briefsteller bedenkt sich nicht, auf zugetragene Worte Bezug zu nehmen, um mit Bitterkeit von den Herderschen „Familiengesinnungen" zu reden.

Der weitere Verlauf der Angelegenheit war nun in der Kürze der, daß trotz der unüberlegten und ungeschickten Art, in welcher Caroline vorgegangen war, trotz aller Vorwürfe und bösen Worte von der einen und anderen Seite, der Nothlage, in welcher die Herders sich befanden, Rechnung getragen und das herzogliche Versprechen, ohne daß von dem Vergangenen weiter die Rede gewesen wäre, im Wesentlichen im Sinne der Forderung Carolinens erfüllt wurde. Wenn diese, durch die Worte der Herzogin beruhigt, einen Schritt zurückthat, so kam man ihr auf der anderen Seite in der hochherzigsten Weise entgegen. Es hätte kaum des milden, vermittelnden Zuredens Knebels bedurft: auch ohne dies war Goethe, nachdem er seinen und des Herzogs Standpunkt gewahrt hatte, auch ohne Anspruch auf Dank, entschlossen, für Herder und die Seinigen Alles zu thun, was sich erreichen ließ. Der Herzog, weit entfernt, sein ehemaliges Versprechen deuteln oder einschränken oder der Gegenpartei ihr bisheriges Verhalten nachtragen zu wollen, gab trotz der Ebbe in seiner Kasse nicht nur fürs Erste eine bedeutende Summe her, sondern fuhr Jahre hindurch fort, für die Erziehung auch der jüngeren Kinder mit regelmäßigen Bewilligungen einzutreten[1]).

[1]) An die Reihe der von Suphan a. a. O. S. 176 ff. zusammengestellten Documente schließt sich hier ein undatirtes *Billet der Herzogin an Caroline, das ich ins Jahr 1802

Solche Worte jedoch, wie sie Goethe in jenem Briefe an die „Schwester" Caroline gebraucht hatte, lassen sich nicht vergessen noch verschmerzen. Nicht in momentaner leidenschaftlicher Aufregung waren sie geschrieben und ebensowenig in der Absicht, unter dies alte Verhältniß einen Strich zu ziehen: sie deckten nur eine der längst vorhandenen Differenzen auf, indem sie mit parteiischer Härte den wunden Punkt in Herders Weimarischer Stellung bezeichneten. Nicht der Vorwurf revolutionärer Gesinnungen traf das Schwarze; aber begründet war der Vorwurf, daß man fordere, wo man nicht liebe. Wenn Herder in den Dichtungen Goethes die moralische Grazie vermißte, so konnte Goethe seinerseits das Gefühl nicht unterdrücken, daß jener sich persönlich eines Unrechts gegen den befreundeten Fürsten schuldig mache. Wohl durfte Caroline an die Herzogin schreiben, daß Handlungen und Erfüllung der Pflichten Zeugnisse über den Diener im Staate seien, und daß Verleumdungen oder Meinungen keine Contracte ändern: aber das „Pünktchen der Wage" weist auch auf Gesinnungen hin, und diese waren getrübte und vergiftete. Wir wissen, daß Herder sich durch die Einrichtung im Consistorium für betrogen hielt und daß er in unbilliger Weise Goethe mit dafür verantwortlich machte. Früher oder später wird er jetzt auch von dem grausamen Briefe Goethes erfahren haben, und nun trat ein, was dieser gesagt, daß man „dem das Mögliche nicht dankt, von dem man das Unmögliche gefordert hat". Die Schale der Verstimmung war übervoll und sie ergoß sich fortan bei jedem geringsten Anlaß. Ein Gefühl unendlicher Kränkung, welches die Frage nach eigener Schuld nicht aufkommen ließ, setzte sich in dem Herzen Herders und seiner Frau fest und verband sich mit der Verurtheilung aller derjenigen Seiten von Goethes Thätigkeit, die, wenn auch noch so glänzend, über die Linie des sich immer eigensinniger ausbildenden Herderschen Moralitäts- und Humanitätsideals hinausgingen. Begreiflich, daß Caroline, welche die Schneide der Goetheschen Worte unmittelbar empfunden hatte, ihren Gefühlen am wenigsten Zwang anthat und gegen die Vertrauten sich mit schmerzlicher Gereiztheit äußerte. „Nach so manchen Täuschungen, die wir hier erfahren haben," schreibt sie ein Vierteljahr nach jenem Zusammenstoß, „welkt uns das Herz fast ganz." Die Aeußerung knüpft sich an die schon oben angeführte mißbilligende Erwähnung der Venetianischen Epigramme. Noch stärkeren Unwillen drückt sie über den Wilhelm Meister in einem Briefe an G. Müller vom 29. Juli 1796 aus, und nach einer Erwähnung der jüngsten politischen Ereignisse fügt sie hinzu: „Wenn Sie wüßten, welche Niederträchtigkeiten wir an unserem Theil haben erleben müssen (mein Mann weiß aber davon das Wenigste, es ist nur mit mir verhandelt worden), Sie würden Sich wundern. — — O, wie würden Sie Sich über Goethe wundern! Ein jeder Tag zeugt neue Niederträchtigkeiten und die Stirnen werden immer frecher."

setze und welches mittheilt, daß der Herzog noch auf ein Jahr die 200 Thaler für Emil geben wolle.

Für die Venetianischen Epigramme und den Wilhelm Meister war in erster Linie nur Goethe verantwortlich. Der Musenalmanach für das Jahr 1797 sofort war es, der dem Unwillen der Herders neue Nahrung und ein zwiefaches Ziel gab. Die Xenien dieses Almanachs waren das gemeinsame Werk Goethes und Schillers — die Besiegelung ihres Sonderbundes. Mit diesen Epigrammen stellten sich die Duumvirn plötzlich in die Position des Angriffs gegen Alles, was sich nicht bedingungslos zu ihren Theorien bekannte, und bloße Schonung war es, daß sie an dem, der eine Zeitlang der Dritte in dem Bunde gewesen war, schweigend vorübergingen! Da wendet sich Herder zu seinem alten Gleim, um sich, gegenüber den neuen Musen, die im Saalgrunde emporstiegen, den alten zu geloben: „Das Alte ist vergangen, sagt St. Paulus, das Neue herbeikommen. Wir indessen, Lieber, Guter, Bester, wollen beim Alten bleiben und uns lieben und werth halten." So werden die Xenien zu einer Scheide zwischen dem alten und dem neuen Parnaß; in Herders Augen sind sie wie ein Brandmal an der Stirn der beiden Verbündeten; er kann aus den muthwillig genialen Streitgedichten nicht genug Gift ziehen; zwischen ihm und den Verfassern dieser Gedichte besteht und soll keine Gemeinschaft bestehen; sie sind ihm ein Non plus ultra jener herz- und anstandslosen Poesie, die er, allem Talent und aller Form zum Trotz, verwirft und verachtet, sie rechtfertigen in seinen Augen den Groll, den er auch aus anderen Gründen gegen die Dichter hat. In diesem Sinne bilden die Xenien und die Antwort, die der „alte Peleus" darauf gegeben, lange Zeit den Stoff der Unterhaltung in dem Gleimschen Briefwechsel, und namentlich Caroline macht bei diesem Anlaß dem Gefühl tiefer Verletztheit zum Theil in Andeutungen Luft, die uns verständlicher sind, als sie es dem alten Gleim sein konnten. „Lassen Sie," schreibt sie unter Anderm, „die verdorrten Gemüther in ihrem Talent übermüthig und sich einzig fühlen, sei nur unsere Quelle des Lebens — das Herz — frisch und gesund!" Sie erklärt, daß ihr Mann unmöglich über die Xenien sich auslassen könne, er sei kein Dichter, „und wir sind nebenher tiefer verwundet von Goethe, als durch Alles, was in den Xenien steht. Schweigen ist unsere Pflicht; die Zeit, die Nemesis wird Alles in die Wage bringen." Und Herder freut sich der Gleimschen Gegenxenien, nur daß ihm dieselben allzu gutmüthig vorkommen. Bitterkeit ist in jeder Zeile, die er und seine Frau über jene Epigramme schreiben, und darunter ein Tropfen auch von der Bitterkeit, mit der der Zurückgesetzte auf den sieht, der über ihn emporgekommen ist. „Die Unsterblichen sterben nicht," sagt er ironisch, „einmal dies vorausgesetzt, ist man über Alles erhaben." Caroline war allzu offenherzig gewesen, wenn sie geschrieben hatte: „O, sie sind im Besitz der alleinzigen Kunst und genießen das Räucherwerk ihrer Anbeter in so vollem Maaß, daß auch die zartesten Pfeile sie nicht berühren. Ueberlassen Sie es der Zeit und den Umständen. Wir haben uns hier in unser hinterstes Winkelchen verkrochen. Humanität und Christenthum sind hier Contre-

bande und verlachenswerthe Vorurtheile." Indem dann er diese Stellen aus dem Briefe der Frau wegwünscht oder sie doch geheim gehalten wissen will, so bestätigt er sie zugleich: „Laß Jeden sein wie er will und sich seinen Olympus bauen. Ich wollte zuweilen, daß ich nie hieher gekommen; indessen ich bins und muß nun wohl bleiben oder ausdauern, so lange es der Himmel will. Treibe Jeder sein Handwerk! das meine ist mir gegeben" [1]). Aehnlich lauten die Erklärungen über die Xenien in den Briefen an den jüngeren Freund in der Schweiz. „Ich habe kein Theil mit ihnen": so sagt sich Herder von den Verfassern derselben los. „Wir hatten," schreibt sie, „an den Xenien ein solches Mißfallen, daß uns der ganze Kalender ekelte"; sie spricht von „Blößen und Niederträchtigkeiten"; „der, der Goethe," fügt sie hinzu, „thut den Wissenschaften und der Moralität mehr Schaden als man denkt. Er hat Vieles auf seiner Seele, aber ihn kümmert nichts" [2]). —

Und so wandte sich denn Herder, nachdem ihm, dem Bewunderer des Götz und des Werther und des Egmont, schon der Tasso nicht mehr recht zu Sinne gewesen, nachdem er dann an den poetisch schwächsten Producten Goethes aus den Jahren 1792 bis 93 wieder lebhafteren Antheil genommen, von den Dichtungen, in denen Goethe sich wieder auf der Höhe seiner Kunst in spielender Meisterschaft zeigte, feindselig ab. Den Adel der schönen Form und die Gewalt des reinen Kunstwerks verkennend, wurde er zum einseitigen Anwalt der Moralität, führte er gegen das Recht des Talents das Recht des Herzens und gegen die sich eben in üppiger Pracht erschließende Blüthe der Poesie Humanität und Christenthum ins Feld. Wonach er Zeit seines Lebens verlangt, wozu er selbst hundertfältige Keime ausgestreut hatte, das stand jetzt in reichen Aehren vor ihm — ein prangendes Feld, wenn auch selbstverständlich mit ein wenig Unkraut untermischt; aber es sah anders aus als er es sich gedacht hatte; die Frucht des Baumes, den er selbst gepflanzt und gepflegt, war süß — aber sie war nicht genau nach seinem Geschmack und darum nicht die rechte, ja gar verderblich und verwerflich! Da waren endlich auch Goethesche Balladen voll wahrer Empfindung und sinnlich lebendiger Anschauung, untadelig in der Form, im Garten der Kunst veredelte Sprossen der alten naturgewachsenen Art, die der Herausgeber der Volkslieder einst mit so viel Liebe aufgesucht hatte. Er sah jetzt in dem „Gott und der Bajadere" und in der „Braut von Korinth" nur Verherrlichungen des Priapus. Sie rührten von dem Manne her, der, wenn er auf Reisen ging, „ipse cum sua", wie Herder klagt, nicht der Mühe werth hielt dem „Alten auf dem Topfberge" darüber eine Notiz zu geben [3]). Statt solcher griechischer „Heldenballaden" dichtete der

---

[1]) Herder-Gleimscher Briefwechsel vom 7. Oct. 96 bis 27. April 97.

[2]) Beide Herders an G. Müller, * 6. Januar 97.

[3]) Herder an Knebel 5. Aug. 97, in Knebels Litter. Nachlaß II, 270; Schiller an Goethe 7. Aug; Goethe an Schiller Nr. 356, I, 347.

Alte um dieselbe Zeit der Humanität wegen seine poesielosen „Neger-Idyllen“ und seine Tugend predigenden Legenden. Und nun mußte er erleben, daß diese herzlose Poesie, die sich um das Moralische wenig kümmerte, von einem Geschlecht jüngerer Kritiker als die einzig wahre und höchste gepriesen wurde. Friedrich Schlegel war es, der in der Abhandlung „über das Studium der griechischen Poesie“, Herdersche und Schillersche Gedanken zu scharfen Pointen zuspitzend und im Geiste der neuen Philosophie in eine geschichtsphilosophische Schlachtordnung stellend, verkündet hatte, daß der gegenwärtige Augenblick zu einer ästhetischen Revolution reif sei, und daß Goethes Poesie, die neue Epoche eröffnend und beglaubigend, „die Morgenröthe echter Kunst und reiner Schönheit“ sei. „Was sagst Du,“ schrieb da Herder spottend an Jacobi [1]), „außer der französischen und Kantschen zur dritten großen Revolution, der Friedrich-Schlegelschen? Hinfort ist zwar kein Gott mehr, aber ein Formidol ohn' allen Stoff, ein Mittler zwischen dem Ungott und den Menschen, der Mensch Wolfgang.“

Seine eigene Ansicht über die neuere und neuste deutsche Poesie hatte er mittlerweile am Schlusse einer ausführlichen Vergleichung der neueren europäischen Poesie überhaupt mit der der Alten — in der Siebenten und Achten Sammlung der Humanitätsbriefe ausgesprochen.

Um eben die Zeit, da Schiller den Unterschied antiken und modernen Dichtens auf dem Wege einer kühnen und geistreichen Construction durch die Begriffe des Naiven und Sentimentalischen zu charakterisiren suchte, war Herder daran gegangen, dasselbe Thema in seiner Weise aus der Fülle seiner litterarhistorischen Kenntnisse heraus zu bearbeiten. Seine Theilnahme an den Horen während des Jahres 1795, die Anregung, die ihm Schillers ästhetische Aufsätze gaben, lenkten ihn zu dem Ideenkreise seiner Litteraturfragmente zurück, die er, hätte er nur Zeit gewonnen, schon längst gern in einer völlig veränderten Gestalt wiedergebracht und fortgesetzt hätte. Der Gedanke dazu war ihm von Bückeburg nach Weimar gefolgt, er war bei dem Erscheinen der Schrift des großen Königs über die deutsche Litteratur von Neuem aufgeflammmt [2]), aber immer wieder verflogen und in der letzten Zeit durch die Theologie und die Humanität zurückgedrängt worden. Jetzt endlich, als Mitarbeiter und Mitberather der Horen, setzte er die Feder nicht zwar zur Umarbeitung der alten, wohl aber zu neuen Litteraturfragmenten an. Die Verpflichtung, die Humanitätsbriefe fortzusetzen, durfte kein Hinderniß sein. Hatten in diesen Briefen seine in Italien weiterentwickelten

---

[1]) S. die in der Anm. A, II, 317 von Düntzer mitgetheilten Ergänzungen zu dem Brief vom 1. Dec. 97 (Jacobis Auserl. Briefw. II, 255 ff.). Daß die Worte: „So wirst Du noch von einem abkommen, der Dir, wie ich glaube, Deiner zu großen Anhänglichkeit wegen viel Schaden gethan hat“, mit Düntzer auf Goethe zu beziehen seien, ist mir, des Zusammenhangs der Stelle wegen, nicht wahrscheinlich.

[2]) S. oben in diesem Bande, S. 67 und an Hartknoch 18. April 1781, C, II, 90.

Ideen über die Plastik Raum gefunden, so mochten jener Gesellschaft von Humanitätsfreunden auch Studien über die Geschichte der Poesie vorgelegt werden. So gut wie die Kunst ließ sich auch die Poesie unter den Gesichtspunkt der Humanität stellen. Sie ließ sich nicht bloß darunter stellen, sondern nur so gefaßt kam sie nach Herders Meinung zu ihrem vollen Rechte. Einen ganz verwandten Gesichtspunkt hatte er ja schon in der ehemaligen Preisschrift „über die Wirkung der Dichtkunst“ verfolgt. Poesie war ihm wirklich — mit diesen Worten empfiehlt er seine neuen Litteraturfragmente dem Freunde in der Schweiz — „Inhalt der höchsten und wärmsten Menschengedanken und eine Blüthe des gesammten Menschengeistes“. Eine scharfe Begriffsbestimmung ist es ja freilich nicht, aber eine schöne Bezeichnung und Beleuchtung doch, wenn er in diesen Fragmenten selbst die Poesie die Sprache des Gesammtwunsches und Sehnens der Menschheit, den idealisirenden Ausdruck der Einbildungen, Leidenschaften und Empfindungen unseres Geschlechts nennt. Eine willkürliche Erweiterung des Namens Poesie ist es, wenn er gleich anfangs darunter die „Cultur zum Schönen,“ alles Poetische in Denkart, Sitten und Sprache verstehen zu wollen erklärt: allein, das Recht dieser Erweiterung einmal zugegeben, war es leicht, jene Litteraturfragmente in den allgemeinen Plan der Humanitätsbriefe einzuordnen. Sie fügen sich, obgleich ausdrücklich als selbständige „Fragmente“ bezeichnet, die einem der Briefsteller zu Händen gekommen seien, äußerlich in die lockere Form der Briefe ein; Nachschriften und Zwischendebatten hängen sich ihnen an. Dies Für und Wider — so sagt mit Recht Friedrich Schlegel, der ungenannte Recensent in Reichards Zeitschrift Deutschland [1]) — „gleicht dann und wann dem Gange eines Pilgrims, der erst drei Schritte vorwärts und dann wieder zwei rückwärts geht, und in den Nachschriften redet oft mehr ein milder Vater, der die streitenden Meinungen zum Frieden und zum gütlichen Vergleich ermahnt, als ein strenger Richter, der ihre gegenseitigen Rechte scharf bestimmt.“ Die lose Form, die populäre Haltung der Humanitätsbriefe ferner dispensirte Herder von einer erschöpfenden, ins Einzelne untersuchend eingehenden Behandlung, wozu er jetzt beim besten Willen nicht Muße gehabt hätte. Mußte er doch im Frühjahr 1796 Eichhorn die Bitte, für das von diesem unternommene Collectivwerk, die „Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben“, das Fach der schönen Wissenschaften zu übernehmen, kurzer Hand abschlagen [2]). Wieder begegnete er sich jetzt mit diesem Freunde, bei dem gleichzeitigen Erscheinen des einleitenden Ersten Bandes jener Geschichte und der neuen zwei Humanitätssammlungen, ähnlich wie früher auf dem Gebiete der Bibelforschung. Jener freilich, meinte er, sei wie die reiche Stadtmaus, er wie die arme Feldmaus erschienen, der Plan der Briefe habe „bloß Resultate gelitten“.

---

[1]) Die Recension neuerdings wieder abgedruckt in Friedrich Schlegels prosaischen Jugendschriften, herausgegeben von Minor, II, 41 ff.

[2]) Eichhorn-Herderscher Briefw. Nr. 50. 51 vom 9. u. 13. Mai 95, C, II, 306 ff.

Die beiden Sammlungen sind trotz dieses bescheidenen Bekenntnisses unzweifelhaft das Bedeutendste des ganzen so ungleichmäßigen und gedehnten Briefwerks. Im Herbst 1795 und Anfang 1796 geschrieben, sind sie verwandten Geistes mit den Horenaufsätzen des Jahres 1795. Mit den Aufsätzen über Homer und Ossian setzt sie mittelbar ihr Verfasser selbst in Verbindung, wenn er gegen Eichhorn von der Absicht einer späteren eingehenderen Weiterführung der auf die epische Dichtkunst bezüglichen Partien spricht[1]). Zugleich freilich hat sich Herder mit und seit diesen beiden Sammlungen aus den Horen zurückgezogen. Gern hätte Schiller ihn für den Jahrgang 1796 zu einer Uebersetzung der Religieuse von Diderot bestimmt: Herder jedoch lehnte ab, unter Anderm deshalb, weil er in den Horen sich nicht selbst Concurrenz machen wollte: er trug sich schon länger und noch in den nächsten Jahren mit dem Plan einer Sammlung selbstübersetzter Diderotscher Schriften, einem Pendant zu Lessings „Theater des Herrn Diderot" [2]). Mit den neuen zwei Humanitätsbändchen jedoch hat sich der bisherige Mitarbeiter der Horen geradezu aus den Horen herausgeschrieben. Ihr Inhalt steht recht eigentlich auf der Scheide zwischen seiner und der Schiller-Goetheschen Auffassung der Poesie und ihrer Geschichte.

---

[1]) 20. Juni 96. Nach den schon im Text erwähnten Worten: „Der Plan der Briefe litt bloß Resultate" heißt es weiter: „ich habe mir indessen vorgenommen, die Phänomene der epischen und Romandichtkunst einzeln zu behandeln, wozu ich viel gesammelt habe. Mit den Anfängen über Homer und Ossian hatte ich sie im Auge". Die Phänomene der epischen Dichtkunst, heißt das, hatte er mit den beiden Aufsätzen über Homer und Ossian im Auge — ein Sinn, der freilich durch das fehlerhafte Sie statt sie im Druck bei Düntzer C, II, 308 unkenntlich geworden ist. Volle Bestätigung erhält unsere Briefstelle durch den ursprünglichen Homer-Ossian-Aufsatz (s. oben S. 603 ff.), in welchem die Absicht, ein andermal von der romantischen Epik zu reden, bei Gelegenheit der dort nur skizzenhaft gegebenen Uebersicht über das mittelalterliche und neuere Epos ausdrücklich ausgesprochen wird.

[2]) Schiller an Goethe 29. Nov., Goethe an Schiller 15., 17. und 25. Dec. 95. „Mit der Religieuse von Diderot", heißt es an letzterer Stelle, „weist mich Herder an Sie zurück; auch meint er, daß sie entweder schon übersetzt sei, oder mit andern Erzählungen von Diderot künftige Ostern erscheinen werde". Man wird nicht irren, wenn man dabei an Herders eigenes Vorhaben einer Diderot-Sammlung denkt, von dem wir aus seiner Correspondenz mit dem jüngeren Hartknoch wissen (s. die SWS. XVIII, 551 abgedruckten Stellen seines Briefes vom 2. Jan. 94 und des Briefes seiner Frau vom 16. März 97). Es ging damit wie mit den ähnlichen Plänen einer Uebersetzung der Stücke von Hemsterhuis und von Franklin. Die Mittheilung Diderotscher Anekdota verdankte Herder vorzugsweise dem Prinzen August von Gotha, der 20. April 80 mit der Zusendung von Jacques le Fataliste begann (s. Herder an Hamann, Mai 1780, Ham. Schr. VI, 132 ff. und Fräulein v. Göchhausen an Merck, 28. April 1780, bei Wagner I, 242) und in späteren Jahren andere Stücke folgen ließ (s. Suphan, „Goethe und Prinz August von Gotha", im Goethe-Jahrbuch von 1885, S. 29). Von Jacobi hatte er 1792 Diderots Le Paradoxe in einer Abschrift erhalten (an Jacobi 29. Nov. 93, A, II, 309), die Jacobi noch nach Herders Tode * 30. Mai 1804 von dessen Wittwe zurückerbittet.

Eine ganze Strecke weit geht sein Weg noch einmal dem ihrigen nahe zur Seite, bis er zuletzt, in seiner zweiten Hälfte, sich deutlich zu einem anderen Ziele wendet. Mit Schillers Aufsatz über das Naive und Sentimentale einerseits, mit Fr. Schlegels Abhandlung über das Studium der griechischen Poesie andererseits muß man unsere Litteraturfragmente zusammenhalten, um den Unterschied der Herderschen Poetik von der unserer Klassiker und dieser wie jener von der Poetik der romantischen Schule mit Einem Blick zu übersehen. Am Leitfaden der geschichtlichen Betrachtung geht der Verfasser der Fragmente den vielseitigen Bezügen der Poesie zu den übrigen Culturerscheinungen mit der Billigkeit der unparteiisch empfänglichen Empfindung nach: die Dichtung ist ihm zugleich die Tochter und die Dienerin der Humanität. Aus dem Wesen des Menschen leitet Schiller mit Begriffen, die er der kritisch idealistischen Philosophie entnommen hat, das Wesen der Poesie ab, das sich ihm sofort mit dem Ideal seines eigenen poetischen Schaffens identificirt und in das er die geschichtlichen Unterschiede als begrifflich nothwendige Typen hineinordnet. Die geschichtliche und die philosophische Betrachtung verbindend sucht endlich die romantische Poetik die zarte Empfänglichkeit Herders in den Dienst einer noch rücksichtsloseren Begriffsconstruction zu stellen: die Doctrin Friedrich Schlegels ist der Tendenz nach die vielseitigste und großartigste, aber, nicht unterstützt von der Unmittelbarkeit der Empfindung und von der Originalität schöpferischer Kraft, steuert sie in der Ausführung einem harten und einseitigen Idealismus zu und verirrt sich von glänzenden Einsichten zu halbwahren Einfällen und paradoxen Pointen. —

Von dem augenfälligen Unterschiede der antiken und der Poesie aller neueren europäischen Völker geht Herder aus. Diesen unverkennbaren Unterschied zu charakterisiren, ihn genetisch zu erklären, zu zeigen, wie sich die mittlere und neue europäische Cultur in und durch Dichtkunst gebildet habe, wird als der Zweck der Fragmente bezeichnet. Nur nebenher war schon das Schriftchen über die Wirkung der Dichtkunst hierauf eingegangen; in anderer Gruppirung und mit veränderter Betonung der entscheidenden Momente kehren nichtsdestoweniger die dortigen Gedanken hier wieder. Unsere Fragmente schildern zuerst den Verfall der Poesie bei Griechen und Römern und suchen ihn aus der Veränderung von Religion, Sitten und Staatsverhältnissen abzuleiten. Besondere Aufmerksamkeit wird hier, wie in der genannten älteren Schrift, dem Christenthum mit seiner hymnischen Poesie geschenkt, dabei aber ausgeführt, wie der christliche Gesang die Dichtkunst entnationalisirte, die Musik zur Herrschaft über die Dichtung erhob, die Sprache lockerte und dem Wohlklang des plebejischen Ohrs annäherte, den Geist aufs Mystische und Unendliche richtete. So wurde nothwendig die antike Poesie desorganisirt, um ihre sinnliche Bestimmtheit, um ihr nationales Interesse gebracht, eine dem antiken Patriotismus entgegengesetzte Sentimentalität, eine „Sentimentalität der Stände,“ erzeugt, endlich äußerlich die ehemals rhythmische Poesie zu einer ge-

reimten Prosa in Versperioden heruntergebracht. Zur Bildung eines eigenartigen neuen Geschmacks kam es sofort dadurch, daß die germanischen Nationen mit Heldenliedern von den Thaten ihrer Vorfahren in die neue Welt eintraten. Diese Lieder, meint Herder, sind verhallt, aber nicht so die ihnen zu Grunde liegenden Heldensagen. Der Inhalt und Charakter derselben war das Abenteuerliche, und in demselben Geiste fabelten auch die Mönche. Diesen Stoff jedoch neu zu formen, mußte der Anstoß aus einer Gegend kommen, wo durch fremden Umgang ein höherer Geist sich erzeugt hatte. „Spanien war die glückliche Gegend, wo für Europa der erste Funke einer wieder kommenden Cultur schlug.“ Durch die Berührung mit den Mauren entstand hier und in den südlichen Provinzen Frankreichs die provenzalische Sprache und Dichtkunst. Sie wurde das Organ des galanten Rittergeistes; fröhliche Unterhaltung war ihr Zweck; aus accentuirter Declamation bildete sich unter dem Einfluß der Araber der Reim — „und so haben wir die Gestalt der neueren europäischen Dichtkunst auf einmal vor uns: sie war Spiel, eine amüsirende Hofverskunst in gereimten Formen.“

Nach einem Excurs zu Gunsten des Reims, wobei, wie in den alten Litteraturfragmenten, Aeußerungen Hamanns herangezogen werden, geht dann die litterarhistorische Erzählung zu dem Einfluß über, den die provenzalische Verskunst auf die Nachbarnationen ausübte. Zuerst auf die Italiäner. Unter beständiger Contrastirung mit der antiken wird die Poesie der Italiäner von ihrer Lyrik und ihrem Epos an bis zu „dem poetischen Meisterwerk dieser Nation“, dem lyrischen Drama des Metastasio, als unterhaltende accentuirte Conversation charakterisirt. Wie hübsch weiß unser Fragmentist den Eindruck der lyrisch-epischen Poesie in Italien und Spanien zu bezeichnen, wenn er von hesperischen Zaubergärten spricht, wo die Bäume singen und an jedem Zweige des singenden Baums ein Glöckchen tönt, wie treffend, zugleich mit der Entstehungsgeschichte, die Natur des, von dem griechischen grundverschiedenen musikalischen Dramas der Italiäner uns vorzuführen! „In allen italiänischen Dichtern,“ so faßt er sich zusammen, „ist Conversation und Gesang herrschend; sie conversiren singend, sie singen dichtend.“ Er wird alsbald mit den Franzosen zum Franzosen. Vortrefflich führt er aus, daß Erzählen und Repräsentiren die Charakterzüge der französischen Poesie seien. Die Studien, die er einst in Nantes und Paris gemacht hat, klingen nach, wenn er die französische Sprache die größeste Repräsentantin nennt, wenn er desgleichen die Tugenden und Fehler des französischen Theaters durchaus auf conventionelle Repräsentation zurückführt. Er schließt mit den Spaniern, deren Cultur nicht von den Provenzalen erborgt, sondern an deren Seite stolz und eigenthümlich erwachsen sei; — die Spanier „sind veredelte Araber; auch ihre Thorheit hat etwas Andächtiges und Erhabenes“.

Man hört den, der so glücklich zu charakterisiren versteht, fast ebenso gern über die Schwierigkeiten dieser Kunst oder, wie er es nennt, dieser „hohen

und feinen Philosophie" reden. Er erklärt, wie wenig da mit allgemeinen Ausdrücken gewonnen sei, er bekennt, wie die Vertiefung in einen einzelnen Dichter ihn dennoch zur Verfolgung der historischen Zusammenhänge, ja in das allgemein Menschliche hinüberführe. Er schildert den Genuß, den es ihm bereite, den Genius der Nationen in der Stimme ihrer Dichter zu belauschen, und er bahnt sich mit diesen Bemerkungen den Weg zu einem neuen Fragment, welches vom Werth der europäischen Dichtung mittlerer Zeiten überhaupt handelt. Er verweilt diesmal vorzugsweise bei dem Gehalt dieser Dichtung. Sie dreht sich um das Romanhafte, das sich aus den drei Ingredientien Liebe, Tapferkeit und Andacht zusammensetzt. Unedles und Edles liegt in diesen drei großen Namen. Daher die Schatten- und die Lichtseite der mittelalterlichen Poesie. Ihr Werth und das Bleibende an ihr bestimmt sich nach dem Satze, daß „nichts bleibend schön sein kann als das Wahre und Gute", und daß auch die Kunst nichts zu adeln vermag, was nicht dem Gemüthe rein ist: „denn nur fürs menschliche Gemüth wird gedichtet." So erhob sich durch den Cultus der Andacht, der Ehre und der Liebe, sofern sie reiner Art waren, die mittelalterliche Poesie höher als die antike. Daß auch der sich erweiternde Boden der Wissenschaft nicht bloß zu scholastischer Spitzfündigkeit verleiten, sondern auch zu umfassenderer Weisheit führen konnte, dafür zeugt Dantes großes Gedicht. Die Gemeinschaft der Völker des mittelalterlichen römisch-christlichen Europa hauchte auch ihrer Poesie einen Geist der Menschenliebe, die Grazie der christlichen Herzensgüte ein. Belehrend endlich ließ sich diese Poesie auf Plätzen und Märkten hören und wurde so „der erste Reformator".

Eins jedoch fehlte, bei allem Reichthum an Inhalt und allen bedeutenden Idealen, der Poesie des Mittelalters; es fehlte ihr an Geschmack, an innerer Norm und Regel. Hiezu verhalf erst die Wiedererweckung der Alten. Beredt wird von unserem Fragmentisten die Wirkung derselben geschildert und selbst den Nachahmungen der neueren lateinischen Poesie ihre Ehre gelassen. Die Alten waren es, so wird ausgeführt, durch welche allein der falsche Geschmack der Galanterie der Liebe, der übertriebenen Ritterwürde und der ins Unendliche sich verlierenden Andacht überwunden wurde; denn von ihrer Poesie und Kritik, von ihrer Philosophie und Denkart allein ließ sich lernen, was fester Umriß, was die Schranken unserer Natur, was wirklicher Begriff und Wahrheit der Empfindung sei. Nur zur Sicherung dieser Sätze werden demnächst in etwas breiter Discussion Einwendungen dagegen erhoben und beseitigt. Man sieht, der Verfasser steht noch zu seinen ehemaligen Fragmenten vom Jahre 1767, wenn er nichts von einer Monarchie der Griechen und Römer zur Unterdrückung lebender Sprachen und Nationalcharaktere wissen will, während er doch ihren erweckenden und erziehenden Einfluß hoch veranschlagt. Wieder tritt er über diesen Punkt Hamann, seinem alten Mitarbeiter an den alten Fragmenten, das Wort ab und schickt dann noch Betrachtungen über die Art, wie die Alten mit der Jugend zu lesen seien, hinterdrein. Er schreibt

darüber wie er in seinen Examenreden sprach. Eine „alte Wunde“ werde ihm dabei aufgerissen. Nämlich das war seine immerwährende Klage über den gelehrten Böttiger, daß derselbe auf das grammatische und kritische Außenwerk mehr als auf den Geist der Autoren gebe. Dieser Geist, so sagt er vortrefflich, enthalte nicht allein eine poetische, sondern auch eine logische und ethische Regel.

Noch immer bleiben die Alten in Sicht, wenn darauf zu dem Einfluß übergegangen wird, den die Erfindung des Lumpenpapiers und der Buchdruckerkunst auf die Litteratur ausgeübt habe. Wieder werden Licht- und Schattenseiten, abwechselnd mehr beredt und dann wieder mehr redselig, hervorgehoben. „Provenzalen und Trobadoren, Fabel- und Minnesinger schwiegen allmählich: denn man saß und las.“ Vollends seit Erfindung der Buchdruckerei. Nachtheilig wirkte dieselbe auf den „ruhigen Gang eigenthümlicher Composition“. Verwirrung des Geschmacks, fabricirende Schriftstellerei, gewissenlose, feile Kritik stellten sich ein — lauter Uebel, denen nur durch Verbündung aller Guten und durch „entschlossene äußerste Verachtung“ entgegengearbeitet werden kann. Wir haben in diesem Herderschen Fragment den Text, den nachher A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen „über Litteratur, Kunst und Geist des Zeitalters“ und Fichte in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“ mit noch absichtlicherer Härte und einseitigerer Schärfe commentirt haben.

Und nun wird zurückgelenkt auf die großen geschichtlichen Begebenheiten, die der Poesie der mittleren Zeiten vollends zu Grabe läuteten. Am ausführlichsten ist von der Wirkung der Reformation die Rede. Mit ihr nämlich trat eine große Scheidung der Völker ein. Während die katholisch bleibenden auch an ihrer alten Dichterweise festhielten, so kam in der protestantischen Welt eine neue, statt der fabelnden, gläubigen eine durch Reflexion gebrochene Poesie auf. Den Unterschied anschaulich zu machen, werden zunächst die englischen Dichter, allen voran der zwischen der alten und neuen Dichtkunst zwischeninne stehende Shakespeare, weiter Milton, Cowley, Dryden, Pope, Young und Thomson durchgegangen. Vervollständigt wird diese Darlegung des reflectirenden Charakters der englischen Poesie durch den folgenden Abschnitt, der es mit dem englischen Roman zu thun hat. Auch hier wieder kann man von Herder lernen, wie Litteraturgeschichte zu schreiben ist. Er zeigt vortrefflich, wie der englische Roman als philosophischer Roman durch Shakespeare vorgebildet gewesen, wie der englische Humor ein natürliches Erzeugniß der freien Bewegung aller Stände, die Wochenschriftenlitteratur endlich die unmittelbare Vorschule für die Fielding, Richardson, Sterne u. s. w. geworden sei. Zuletzt fällt ein Wort, mit dem die romantische Schule nachher gewuchert oder vielmehr Unfug getrieben hat. In den Roman, sagt Herder, kann Alles gebracht werden, sobald es unsern Verstand oder unser Herz interessirt; der verschiedensten Behandlung fähig, enthält diese Dichtungsart die Poesie aller Gat-

tungen und Arten. Fr. Schlegel hat das Alles wiederholt; er hat die Herderschen Sätze mit Fichtescher Philosophie blank polirt und in wetterleuchtende Spitzen auslaufen lassen und ist so zu der Formel gelangt: die romantische Poesie eine progressive Universalpoesie.

Von der englischen wenden sich die Fragmente zur deutschen Poesie. Da wir später kamen als die anderen Nationen, so blieb uns nichts übrig als nachzuahmen; unsere politische Verfassung trug die Schuld, daß die Schätze unserer eigenen älteren Poesie ungenutzt blieben. Mit Besonnenheit nachahmen ist indeß keine Schande; ist doch alle Kunst ihrem Wesen nach Nachahmung, und ist doch unsere Sprache — Herder selbst hatte das wie kein Zweiter durch die That bewiesen — zur Nachbildung und Anschmiegung an fremde Formen befähigter als irgend eine andere. Ein geistreiches Wort Goethes über Balde wird bei dieser Gelegenheit zu einem feinen Compliment für Wieland verwendet: „die Ananas, die tausend feine Gewürze in ihrem Geschmack vereinigt, trägt nicht umsonst eine Krone" [1]). Und das Nachahmen der Deutschen wird weiter vertheidigt. Daß es kein charakterloses Nachahmen sei, wird unter Hinweis auf unsere ältere Poesie nachgewiesen, und das Ungeschick dabei entschuldigend auf die deutsche Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit geschoben. Apologetisch spinnt sich die Rede weiter, indem sie sich, nicht eben in der besten Ordnung, zwischen den Poeten der jüngsten Vergangenheit, des achtzehnten Jahrhunderts, fortbewegt. Der Faden des litterarhistorischen Zusammenhangs entfällt gleichsam dem Verfasser. In die Gegend seiner eigenen Jugend und in die Mitte seiner Zeitgenossen gerathend, trägt es einestheils persönliche Parteilichkeit, anderntheils diplomatische Vorsicht über die historische Unbefangenheit davon. Maximen und Gesinnungen trüben seinen Blick, und während wir zu der Erwartung berechtigt wären, daß seine geschichtliche Darlegung mit der Begrüßung des neuen Aufschwungs abschlösse, den in den letzten Jahrzehnten die deutsche Dichtung durch Goethe zu nehmen begonnen hatte, lesen wir zwischen den Zeilen überall ein Gegenstreben gegen diese jüngste Entwickelung. Noch einmal werden wir dadurch an die ältere Schrift „Ueber die Wirkung", und zwar an deren Schlußabschnitt erinnert. Auch dort war viel Unzufriedenheit, aber vor Allem doch mit dem zeitgenössischen Publicum laut gewoedrn; auch dort war, wie es das Thema der Preisaufgabe mit sich brachte, der Bund der Dichtkunst mit der Moralität gefeiert, aber zugleich doch — und am meisten in dem handschriftlichen Entwurf der Abhandlung — ein hoffnungsvoller Ausblick auf die damals neuesten dichterischen Erscheinungen, auf die zu treuer und starker Naturdarstellung einlenkenden Dichtungen Goethes und seiner Genossen gethan worden. Anders jetzt. Nicht nur stehen geblieben ist der Beurtheiler, sondern sofern er der inzwischen vor sich gegangenen Entwickelung folgt, folgt er ihr mit sauersüßer Miene. Die Haller und Klopstock, Kleist, Lessing und

[1]) Vgl. Goethe an Herder, A, I, 146.

Gleim empfangen neben den Geringeren ein Lob, das ihrer dichterischen Kunst die Vorzüge ihres Herzens und Charakters mit gut schreibt; seltsamer Weise wird in der Reihe der Dichter, die bei weniger Glanz der Kunst mehr Gemüth und wahre Empfindung zeigten, auch Schiller genannt, und noch seltsamer, seiner Sokratischen Lebensweisheit wegen, Wieland mit Geßner, dem Dichter der reinen Humanität, der Einfalt und Natur zusammengestellt! Persönliche und tendenziöse Rücksichten sind bei diesen Urtheilen unverkennbar. Noch unverkennbarer bei dem nun folgenden Urtheil über Goethe. Hier, würden wir sagen, ging endlich die Nachahmung auf die neuesten und höchsten Muster zurück, hier paarte sich Wahrheit und Tiefe der Empfindung mit sonnenklarer Anschauung, mit angeborenem Sinn für die geläutertste Kunstform. Herder nicht also. Nur neben Anderen, die um ihres Strebens nach Form willen ehrenvoll erwähnt werden, tritt bei ihm auch Goethe auf. Der Form der Alten habe sich derselbe „durch eine theilnahmlose genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine thätige Darstellung seiner Charaktere genähert". Ja, selbst aus dem Reiche der Unformen habe er, wie sein Faust, sein Kophta beweise, Formen hervorgerufen! — Nichts weniger als genau, wohl aber mehr als theilnahmlos ist diese Charakteristik. Nicht bloß durch das Lob, das daneben den Ramler und Gerstenberg, den Uz und Götz zu Theil wird, sondern vor Allem dadurch beleidigt das kühle Compliment, weil es von dem zweimal betonten Satze eingefaßt ist, daß Form zwar Vieles, aber nicht Alles bei der Kunst sei, und weil dieser Satz sich zu der weiteren Ausführung ausbreitet, daß es nicht gut sein würde, auch solche Kunstproducte fremder Nationen bei uns einzubürgern, welche Kinder der Ueppigkeit seien. „Sehr undeutsch wäre es, wenn bei uns die Moralität ein verspotteter Name würde. — — Uns fehlet Witz und leichte Natur, uns fehlt ein schöner Himmel, die Unmoralitäten nur einigermaaßen lustig und leidlich zu machen." Die Elegien und den Wilhelm Meister hat Herder hier zwar nicht genannt, aber er schwieg von ihnen eben deshalb, weil gerade sie ihm im Sinne lagen.

Noch weniger als an Form — damit kommen die neuen Fragmente auf ein letztes Thema, das sie mit den alten gemein haben — fehlt es den Deutschen an Kritik. Ueber diese Bemühungen der Deutschen auf dem Felde der Kritik hätte nun der Mann, der so lange neben und nach Lessing ihr Hauptstimmführer gewesen war, nicht bloß so obenhin, fast nur aufzählend, berichten sollen. Auch hier jedoch ist eine gewisse retrograde Tendenz nicht zu verkennen. Von der litterarischen Kritik aus der Zeit nach den Litteraturbriefen nimmt er nur Notiz, um einen verdrossenen Ausfall gegen die Allgemeine Deutsche Bibliothek und die Jenaer Allgemeine Litteraturzeitung zu machen. Er beklagt, daß seit G. Forsters Tod der Faden zerrissen scheine, der uns mit den Gedanken anderer Nationen verknüpfe! Statt dessen — es ist ein Hieb gegen den Kantschen Kriticismus — begnüge man sich, auf eignem Grund und Boden zu metaphysiciren, während doch die wahre Aufgabe der Kritik darin

bestehe, „uns ins Universum sämmtlicher gebildeter Nationen zu versetzen“. „Gutmüthig und human“ müsse die Kritik sein — womit denn freilich den Xenien im Voraus, der Lessingschen und so mancher früheren Herderschen Kritik nachträglich das Urtheil gesprochen war.

Was an dieser Forderung und diesem Urtheil nicht Mattigkeit und Verdrossenheit ist, kömmt in dem Schlußabschnitt: „Resultat der Vergleichung der Poesie verschiedener Völker alter und neuer Zeit“ zu Tage. Denn noch einmal wird hier der historisch individualisirende Standpunkt, den Herders Kritik so oft so meisterhaft eingenommen hatte, empfohlen, oder vielmehr alle Kritik geradezu und mit Einseitigkeit auf Litteraturgeschichte reducirt, die Litteraturgeschichte als eine „Uebersicht über die Seelen der Völker“ für werthvoller als alle politische und Kriegsgeschichte erklärt. Hier hören wir denn auch, was der Brief enthalten haben würde, den er an Schiller über dessen Abhandlung von der naiven und sentimentalen Dichtung hatte richten wollen. Nur kurz, aber klar setzt er sich hier mit ihm auseinander. Geschichte, und nicht Kategorien! Aeußerlich ist die beliebte Klassification des Reiches der Dichtung nach den verschiedenen dichterischen Gattungen. Nach Empfindungen hat Schiller die Dichter zu ordnen versucht und dabei „viel Feines und Vortreffliches gesagt“. Allein die Empfindungen laufen ununterscheidbar in einander. Die wahre Methode ist daher vielmehr die „Naturmethode,“ welche darin besteht, „jede Blume an ihrem Ort zu lassen, und dort ganz wie sie ist, nach Zeit und Art, von der Wurzel bis zur Krone zu betrachten.“ Daß nun diese Methode in ihrer Ausschließlichkeit, ohne einen allgemeinen Maaßstab der Würdigung angewandt, am Ende zu dem Resultat führen würde, daß Alles sein müßte, was es ist und war, hat schon Fr. Schlegel bemerkt. Hier jedoch so wenig wie in den „Ideen“ ist ihr Herder ausschließlich treu geblieben. Sein Naturalismus wird auch hier durch seinen Moralismus eingeschränkt. Er spricht schließlich seinen Glauben an die Perfectibilität der Poesie aus. Er besitzt allerdings einen Maaßstab der Würdigung — nur der Goethe-Schillersche ist es nicht. Wir kennen diesen Maaßstab und damit seine Differenz von unserer klassischen Aesthetik schon aus den früheren Partien der Fragmente. Der schönen stellt er die moralische Humanität entgegen. Immer mehr hat die Poesie „den Mittelpunkt aller menschlichen Bestrebungen, nämlich die echte, ganze, moralische Natur des Menschen, Philosophie des Lebens zu suchen.“ „Nach dem Lande der Einfalt, der Wahrheit und Sitten geht unser Weg.“ —

Wie nun diese neuen Fragmente auf die beiden verbündeten Dichter wirken mußten, die sich eben jetzt zu den Xenien rüsteten und sich dabei in Haß und Liebe immer inniger zu gleichen Gesinnungen, Anschauungen und Urtheilen vereinigten, ist leicht zu vermuthen. Es war fürs Erste noch ein unbegründeter Verdacht Schillers gewesen, wenn er schon Anfang 1796 an Erkältung Herders gegen die Horen dachte — Herder war wirklich durch seine Humanitätsbriefe gefesselt gewesen und hatte neuerdings wieder für die Horen

wie für den Almanach die freundlichsten Zusagen gemacht[1]); aber konnte er für jene noch ferner ein erwünschter Mitarbeiter sein? Goethe zuerst fühlte die üble Laune heraus, die in der Achten Sammlung der Humanitätsbriefe dem Verfasser die Feder geführt hatte und konnte sich nach so Manchem, was er schon mündlich über seine Arbeiten, über den Wilhelm Meister namentlich, hatte hören müssen, über die versteckten, auch gegen ihn selbst gerichteten Spitzen der Schrift nicht täuschen. Dieser Band, schrieb er an Schiller, „macht einem nicht wohl, und es ist dem Verfasser auch nicht wohl gewesen, da er ihn schrieb. Eine gewisse Zurückhaltung, ein gewisser Verzicht, ein Drehen und Wenden, ein Ignoriren, ein kärgliches Vertheilen von Lob und Tadel macht besonders das, was er von deutscher Litteratur sagt, äußerst mager." Ungefähr denselben Eindruck hatte Schiller; ihn verdroß mit Recht „außer der Kälte für das Gute auch die sonderbare Art von Toleranz gegen das Elende," und, bestärkt durch das Schillersche Urtheil, mit theilweise wörtlicher Wiederholung desselben, ging nun Goethe in einem Briefe an Heinrich Meyer hart mit „Freund Humanus" ins Gericht. „Eine Parentation," schrieb er, „kann nicht lahmer sein als das, was über deutsche Litteratur in gedachter Schrift gesagt wird. Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine rednerische Vermischung des Guten und des Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgestorbenen und Vermoderten, eine Gleichgültigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zustand des Verfassers recht bedauern muß, aus dem eine so traurige Composition entspringen konnte"[2]).

Von den „alten Herren, die da sitzen und jammern," hatte Herder vor zwanzig Jahren geschrieben, daß sie Apotheken alter, abgefallener Herbstblätter seien — „und sehen nicht, was da im Walde knospet und grünet". Der Wald knospete und grünte nicht bloß, sondern er hing jetzt voll Blüthen und Früchten. Gewiß, Herder war zu bedauern; denn ob er sie schon sah, so hatte er doch keine Freude daran. Noch länger als zwanzig Jahre war es her, da hatte er über Sulzers „Moralitätssucht" gespottet, und war nun nahe daran, in eben diesen Ton zu verfallen. „Und so" — fährt Goethe fort — „schnurrt auch wieder durch das Ganze die alte halbwahre Philisterleier, daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen. Das Erste haben sie immer gethan und müssen es thun — —; thäten sie aber das Zweite, so wären sie verloren und es wäre besser, daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach ins Nützlichplatte absterben ließe."

So erweiterte sich Schritt für Schritt der Riß, der zwischen den verbündeten Dioscuren und dem dritten Manne bestand, der durch seine ganze Ver-

---

[1]) Schiller an Goethe 5. Febr. und 11. Juni 96.

[2]) Goethe an Schiller 14. Juni 96, Schiller an Goethe 18. Juni, Goethe an Meyer 20. Juni, bei Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 37 ff.

gangenheit berufen gewesen wäre, ihr Streben nach dem Höchsten in der Dichtkunst freudig anzuerkennen und mit ihnen zu gleichem Ziele zu gehen. In den Xenien sprach Goethe es aus, daß die Hoffnung darauf aufzugeben sei:

Wie beklag' ich es tief, wenn eine herrliche Seele
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift!

Auf die Siebente und Achte Sammlung der Humanitätsbriefe folgte die letzte Sammlung der Zerstreuten Blätter mit jener Vorrede, die alle Rosen in Brod verwandelt wissen wollte und den sinnlich gefärbten Balladen Goethes moralisirende Legenden entgegenstellte. Körner fühlte ganz richtig den Mißmuth durch, der sich darin aussprach, und Schiller stimmte dem Urtheil des Freundes in Worten zu, deren rücksichtslose Härte uns angesichts des bisherigen Verhältnisses beider Männer doppelt wehe thut. „Herder," schrieb er, „ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir bloß vor wie ein Krankheitsstoff, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft ist, das ist die feige Schlaffheit, bei einem inneren Trotz und Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische und affectirt, das Mittelmäßige zu protegiren. Goethe hat er über seinen Meister die kränkendsten Dinge gesagt. Gegen Kant und die neuesten Philosophen hat er das größte Gift auf dem Herzen; aber er wagt sich nicht recht heraus, weil er sich vor unangenehmen Wahrheiten fürchtet, und beißt nur zuweilen einem in die Waden. Es muß einen indigniren, daß eine so große außerordentliche Kraft für die gute Sache so ganz verloren geht" [1].

Nicht geradezu unwahr, sondern nur höchst unbillig waren diese Worte. Sie ließen unerwogen, welche Last persönlicher Verhältnisse diesen pathologischen Zustand herbeigeführt hatten, und unberücksichtigt, wie rein in ihrer Tiefe die Quelle war, die an der Oberfläche so getrübt erschien. Es waren die Worte eines Parteigängers, der mit voller zusammengefaßter Kraft, von einer einseitigen, aber großen und festen Ueberzeugung getragen, die „gute Sache" des künstlerischen Idealismus für das Eine Gute ansah, gegen das alle Einwendungen und Zweifel schweigen müßten. In reiner Begeisterung, in jugendlichem Aufstreben auf das edelste Ziel gerichtet, begriff Schiller nicht den Mißmuth des Ermüdeten, Gehemmten, Enttäuschten, der auf viel breiterer Grundlage ein noch höheres Ziel ins Auge gefaßt hatte, und den nun die Kraft verließ, nach allen Seiten hin positiv den Genius der Zeit in den Dienst jenes Zieles zu zwingen. Von alter Zeit her kannte Goethe den Widerspruchsgeist und die zwischen Heftigkeit und Nachgiebigkeit schwankende Eigenheit Herders; sich über die nunmehrige Haltung desselben zu ereifern mußte ihm fern liegen: aber über das Pathologische in der jüngsten Schriftstellerei desselben war er mit Schiller vollkommen einverstanden und auch er konnte die negative Haltung derselben nur unerfreulich finden; auch er war am Ende

[1]) An Körner 1. Mai 97, Briefw. IV, 28. 29.

seiner Geduld angelangt, in der er sich an den Härten und Ecken des Freundes so lange geübt hatte. Sein Weg lag in der Richtung, in welcher auch Schiller vorwärts strebte. Mochte Herder fortan sich seine Genossen anderswo suchen!

Er suchte und fand sie zunächst bei den Ueberlebenden der älteren Litteraturepoche. Nie unterbrochen war die freundschaftliche Verbindung mit Gleim. Die Kritik spielte in diesem Verhältniß keine Rolle. Bei jeder Schrift und jedem Aufsatz, den Herder dem alten Freunde zusandte, war er sicher, einzig die „Stimme der Liebe", rückhaltloses Lob und parteiische Bewunderung zu hören. Der Antheil des Halberstädter Patriarchen an den schriftstellerischen Arbeiten des unermüdlichen Autors war Eins mit seiner Theilnahme an dessen persönlichen Zuständen, und Beides ruhte auf dem Grunde herzlicher Gutmüthigkeit. Es kostet den Alten nichts, zu versichern, daß er seine Herders anbete. Wer es wagt, den Herrlichen anzugreifen, dem verkündet der Hüttner seinen Zorn. Seine Parteilichkeit kennt keine Grenze, und Herder erwidert diese Gesinnungen seines „Treuen und Einzigen", indem er auch die schwächsten Producte der Gleimschen Muse mit so zärtlicher Milde aufnimmt, wie man sie gegen die Fehler und Schwächen eigener Kinder zu haben pflegt. Er ehrt den alten Sänger mit schmeichelnden Versen und versäumt auch öffentlich keine Gelegenheit, den Namen des Grenadiers, des Fabeldichters und Epigrammatikers den Zeitgenossen ins Gedächtniß zu rufen. An ihn klammert er sich an, um den neuen Musen gegenüber beim Alten zu bleiben; gegen ihn schüttet er sein Herz aus über die Xenien und über die neue Kritik des Lyceums und Athenäums. Was in den Humanitätsbriefen nur mit „Drehen und Wenden" gesagt war — in den Briefen an Gleim wird es unverhüllt ausgesprochen. „Ein Einziger paradirt auf Erden, Apolls Stellvertreter, der Eindichter! Wir wollen hinunter, hinunter!" Er hatte in ähnlichem Sinne an Eschenburg geschrieben; denn neben Klopstock und Gleim ist ihm auch dieser ein Vertreter der guten alten Zeit. „Eschenburg," schreibt er wieder an Gleim, „gehört auch noch unter die wenigen mit uns Gleichzeitigen, die immer weniger und weniger werden. Im Athenäum, Lyceum und ferner kommt ein ander Geschlecht auf. Wir wollen ihm aber nicht aus dem Wege gehen, sondern uns gerade hinstellen. So lange wir leben, sind wir auch da"[1]).

Die Lostrennung von Goethe brachte aber Herder auch wieder zu Wieland in ein näheres Verhältniß. Auch Wieland gehörte ja zu der älteren Dichtergeneration. Auch Wieland war ja ein durch das hellere Gestirn

---

[1]) C, I, 244. 251; Eschenburg an Herder *8. Mai 99: „Denken Sie immer Ihren mir so werthen Namen zu denen von Gleim und Klopstock hinzu". — — „Auch mir ist es ein angenehmer Gedanke, daß wir noch zu Einer Zeit und Denkart gehören; und ich fühl' es sehr lebhaft, daß die jetzige eine andere ist — — Gut, daß sich die Aelteren immer fester aneinander schließen" ꝛc.

Goethes Verdunkelter. Darauf hin, scheint es, konnte ihm manche Sünde verziehen werden. Denn keine Frage: wenn es auf „das Pünktchen der Wage" ankömmt, das aufs Gute und Edle weist, wenn es die schönste Aufgabe der Dichtkunst ist, der moralischen Natur des Menschen gerecht zu werden — um wie viel tiefer stand doch da die schlaffe, sinnlich-lüsterne Weise Wielands als die das Sinnliche im Schönen verklärende Weise Goethes! Wenn nichtsdestoweniger Herder für jene nicht den leisesten Tadel hat, wenn er beispielsweise mit keinem Wort auf die Entrüstung erwidert, mit welcher G. Müller sich über die verführerischen Gemälde im Peregrinus Proteus gegen ihn erklärte: offenbar, so maaß er mit verschiedenem Maaß und Gewicht. Ziemlich deutlich läßt sich verfolgen, wie auch der Dichter Wieland in dem Grade in Herders Urtheil wieder stieg, als er ihm persönlich wieder näher rückte. Dem Freunde, der während Herders Krankheit im Winter 1789 bis 90 sich so theilnehmend zeigte, giebt schon damals Caroline das Zeugniß, daß er „gar gut und reif" geworden sei. Als dann Wielands gereimte Märchen im folgenden Winter bei der Herzogin Mutter neben Shakespeareschen, Lessingschen, Goetheschen Stücken zum Vortrag gelangten, gestand Herder, daß ihm diese Poesien noch nie in so reizendem Lichte erschienen seien [1]). Am nächsten berührte er sich mit dem Uebersetzer Wieland. Ueber das, was derselbe zeitweise aus seiner Aristophanes-Uebersetzung vorlesend zum Besten gab, sprach er sich lobend gegen Gleim aus. Auch öffentlich bezeugte er demnächst in der Vierten Sammlung der Humanitätsbriefe dem Uebersetzer und Commentator der Briefe und Satiren des Horaz seinen Beifall [2]). Die persönliche Intimität nimmt um eben die Zeit zu, in welcher Goethe durch Schiller sich angezogen fühlt. Es ist Anfang 1795, als Caroline berichtet, daß man sich jetzt öfter mit Wieland sehe. „O," schreibt sie an Gleim, „man soll sich nur oft sehen und sprechen! Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie gut er ist" — und „unvergleichlich" findet sie, was der Poet jüngst gedichtet hat. Wie ein gemeinschaftliches Familienfest wird im Sommer 1795 die Hochzeit von Wielands Tochter mit dem jungen Geßner gefeiert: das schöne häusliche Glück, das patriarchalische Leben in Wielands Familie, je abgesonderter es von dem sonstigen Weimarischen Treiben ist, zieht auch Herders an [3]). Immer wärmer wird daneben der Antheil an Wielands Arbeiten, die man sich jetzt so gern wie früher die des „treulosen Freundes" vorlesen läßt, und für den Beifall, den auf der einen Seite der eben begonnene „Agathodämon" findet, antwortet der Andere mit den höchsten Lobsprüchen auf den „Erlöser". Wie vertraut man geworden, zeigen Wielands herzliche Mittheilungen aus der Schweiz während des Som-

---

[1]) C, I, 142 und Knebels Litterar. Nachlaß II, 263.

[2]) C, I, 165; Humanitätsbriefe IV, 142.

[3]) C, I, 187 und an G. Müller, bei Gelzer, S. 255. Vgl. Knebels Nachlaß II, 300 ff., Nr. 42.

mers 1796, zeigt die Freude, mit der der Zurückgekehrte empfangen wird[1]). In politischen wie in theologischen Fragen stimmt man überein, wenn auch vielleicht nur deshalb, weil man es auf beiden Seiten nicht allzu genau nimmt. Ebenso in ästhetischen Fragen. Welch' ein eignes Ding ist es doch um die kritischen Einzelurtheile selbst eines so feinsinnigen Kritikers wie Herder! Wie stark spielt doch in das Sachliche das Persönliche hinein! Schon jenem ungedruckten Homer-Ossian-Aufsatz war ein Wort zur Verherrlichung des Dichters des Oberon neben dem des Verlorenen Paradieses und des Messias bestimmt gewesen. Die Huldigung wird öffentlich nachgebracht in den neuen Litteraturfragmenten der Humanitätsbriefe. Wie viel wärmer wird da allemal der Verfasser bei dem Namen Wielands als bei dem wie mit zugekniffenen Lippen vorgebrachten Lobe Goethes! Ein wie artiges persönliches Compliment ist die Zusammenstellung Wielands und Geßners! Wie angelegen wird jener gegen seine Verkleinerer vertheidigt! Wenn er so viel nachgeahmt hat, heißt es, — nur desto besser, um so reicher sind wir durch ihn geworden! Nichts verkehrter, als ihn mit Voltaire zu vergleichen, da er vielmehr ein echter Jünger der alten gaya ciencia, ein Dichter von Sokratischer Lebensweisheit ist, und dazu nichts weniger als formlos, wie seine Dichtungen vom leichtesten Märchen bis hinauf zum Oberon und Agathon zeigen![2]).

Trotz Allem indeß hätte doch Herder gegen die glänzende Erscheinung der neuen Goethe-Schillerschen Poesie einen schweren Stand gehabt, wenn er einzig auf Wieland und Klopstock und Gleim, oder auf die Todten, auf Kleist und Lessing und Uz, auf die alte, im Niedergang begriffene Dichtergeneration sich hätte stützen müssen. Eben zur rechten Zeit tauchte ein Gestirn auf, das zwar mit einem seltsamen und flackernden Lichte, aber doch einem Lichte leuchtete, das dem für den einseitigen Formenglanz des Klassicismus so empfindlichen Auge unseres Kritikers wohlthätig sein mußte. In Jean Paul Friedrich Richter war ein Dichter erstanden, der in vieler Beziehung ein Dichter nach Herders Herzen sein mußte.

Schon die Lafontaineschen Romane waren im Herderschen Hause wie ein Gegengift gegen den unsittlichen Wilhelm Meister aufgenommen worden. Mußte man auch eingestehen, daß der wackere Feldprediger etwas redselig war — man müsse eben, schrieb Caroline, seine Sachen „nicht sowohl von Seiten der Kunst als des Gemüths aufnehmen". In diesem Sinne empfahl sie den Schaffhausener Freunden den Rudolf von Werdenberg, ein Buch, das eine schöne Seele, ja die Tugend selbst geschrieben habe, an dem man sich erheitert und gestärkt habe, so daß sich ihrer aller eine große Zuversicht bemächtigt habe[3]). Nicht lange, und man fand bald noch mehr als bei Lafontaine

---

[1]) C, I, 198. 199. 215. Wieland an Herder undatirt (Frühling 1796) und Zürich 9.—23. Juli 1796, vgl. Herder an Böttiger, bei Vorberger Nr. 34.

[2]) Humanitätsbriefe VII, 50 Anm.; VIII, 70. 117; VIII, 130. 139.

[3]) 27. April 95, bei Gelzer, S. 253; vgl. Böttiger, Litter. Zustände I, 192.

bei dem Verfasser des „Hesperus". Bereits Anfang 1796 ist Caroline voll von ihm. Sie berichtet nach eigener und ihres Mannes Ansicht über ihn an Gleim [1]). Bis nach Mitternacht hat sie trotz ihrer schwachen Augen in dem eben erschienenen Quintus Fixlein gelesen. Seine Manier zwar — urtheilte Herder, nachdem er Einiges von ihm gekostet hatte — sei eine Versündigung gegen sich selbst und gegen das Publicum, aber zwischen den Steinen sei reines Gold, in der Vorrede zum Quintus Fixlein z. B. das innigste Gemüth, Verstand und Satire mit der frischesten Jugendlichkeit. Die ganze Welt um und in dem Menschen wisse er zu bewegen — so heißt es, nicht ohne einen unfreundlichen Seitenblick, ein andermal — weil er noch junges rothes warmes Blut, nicht das kalte Fischblut der Zeit habe. Ebendeshalb, meinte Caroline, dürfe er nicht nach Weimar kommen, denn da würde ihm sein warmes Blut erstarren. Aber eine andere noch enthusiastischere Verehrerin, Charlotte v. Kalb, hatte um eben diese Zeit bereits dem Bewunderten von der Wirkung geschrieben, die seine Schriften auf sie und auf die Besten in Weimar hervorgebracht, und wie ihm namentlich Wieland und Herder Beifall und Achtung zollten. Sie hatte dadurch den Entschluß in ihm geweckt, die Stadt wo „der Tempel stehe", aufzusuchen, und diesen Entschluß durch neue Versicherungen freudiger Erwartung in der Gemeinde seiner Verehrer befestigt [2]). Sie schrieb ihm im Sinne Herders, man sehe in ihm einen Mann, wie die öde, todte Zeit, ganz Form ohne Inhalt, ihn bedürfe, einen Mann von Geist, Herz und Seele, der Tausende, die schlafen, aus ihrem Todesschlummer wecken könne. — Am 10. Juni kam Jean Paul in Weimar an. —

Außer den warmherzigen und geistreichen Zuschriften Charlottens hatte nichts eine so große Anziehungskraft auf ihn geübt als die Aussicht, daß ihm vergönnt sein werde, vor Herder zu stehen, vor dem Manne, den er von allen Lebenden am höchsten verehrte und dessen Schriften sein eifrigstes Studium gewesen waren. Eilf Jahre waren es her, seit er eine erste Annäherung versucht hatte. Nur spät und ablehnend hatte Herder damals auf drei Briefe geantwortet, in denen der junge, rathlose Schriftsteller ihn um Vermittelung für die Veröffentlichung seiner Satiren gebeten hatte. Er hatte sich dadurch nicht abschrecken lassen, drei Jahre später ihm abermals zwei Aufsatzmanuscripte mit der Bitte zuzuschicken, für deren Aufnahme im Teutschen Merkur sein Fürsprecher bei Wieland zu sein. Die Aufsätze waren, da Herder damals in Italien war, von Caroline gelesen worden, und wenigstens den einen, der ihr selbst „innig wohlgefallen", hatte sie, nicht zwar bei Wieland, aber bei dem Herausgeber des Deutschen Museums angebracht [3]). Unter ganz veränderten

---

[1]) 8. Febr. 96, C, I, 201; vgl. 205. 208 Anm.

[2]) S. Spazier, J. P. Friedr. Richter III, S. 226 ff.; Förster, Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. Fr. Richter II, 3 ff.

[3]) Spazier II, 133 ff., 182 und A, I, 265 ff.

persönlichen und litterarischen Constellationen sah man sich jetzt von Angesicht zu Angesicht, und die Constellationen waren so, daß man sich, bei verwandter Gesinnung, befreunden, ja eng verbünden mußte. Gerade zu einer Zeit kam Jean Paul zu Herder, wo dieser — so heißt es im Manuscript der Erinnerungen — „vom Herzog und der Herzogin so verkannt, von Goethe so übermüthig verlassen und vergessen ward". Mit vollem, warmem Herzen, mit einem Herzen, das von aufrichtiger Verehrung und Bewunderung überströmte, wie ein dankbarer, zu jedem guten Dienst bereiter Jünger, stellte er sich dem Meister dar. Er besaß alle die Eigenschaften, die dazu gehörten, die leere Stelle in dem Herzen des Vereinsamten, sich zurückgesetzt Fühlenden einzunehmen. Kindlich offen, jugendlich frisch, war er das Gegentheil des vornehm und feierlich gewordenen, diplomatisch zurückhaltenden Goethe. In seinem Benehmen wie in seinen Schriften war jene sittliche Reinheit und Unschuld, welche Herder in den neueren Productionen Goethes vermißte und die ihm jetzt als die Poesie in der Poesie erschien. Und diese auf Unschuld und Sittlichkeit gerichtete Poesie war doch zugleich mit allen üppigsten Blüthen der Phantasie geschmückt, mit Geist und Verstand, mit Witz und Laune gepaart. In seiner Unterhaltung sprudelte eine Quelle von Munterkeit, die den Gedrückten erheitern mochte, während sein Ernst mit dem Ernst des Humanitätslehrers zusammenstimmte. Er war ein Geistesverwandter von Claudius, nur reicher, beweglicher, freier, jenem gleich an Gemüth, aber an vielseitiger litterarischer Bildung ihm überlegen, in allen auf Politik, Religion und Philosophie bezüglichen Dingen mit Herder auf gleichem Grund und Boden stehend. Wenig Gefahr endlich war, daß auch auf ihn der Zauber des Goethe-Schillerschen Doppelgestirns wirke und ihn dem Herzen des zur Seite geschobenen Dritten entfremde. In die geschlossenen Kreise jener Beiden paßte diese kometenhafte Erscheinung nicht hinein: das aristokratische Bewußtsein der Dioskuren, ihr künstlerisches Streben konnte sich bei aller Anerkennung seines Talents nicht anders als kühl und ablehnend gegen ihn verhalten. Für sie kam in erster Linie der Kunstwerth der Jean Paul'schen Schöpfungen, für Herder in erster Linie der ethische Werth derselben in Rechnung. Mehr als der Dichter war ihm der Mensch, und wie wenig daher auch er, der sich selbst zu hoher Formvollendung durchgebildet hatte, die ungeheuerliche Formlosigkeit des Humoristen billigen oder auch nur vertheidigen mochte, so war er doch längst durch seinen Hamann gewöhnt, auch in der barocksten Einkleidung vor Allem den bedeutenden Gehalt zu schätzen. Was er mehr als Alles brauchte, war ein ihm voll ergebener Freund und Parteigänger; der ältere, größere, den er einst bewundernd geliebt hatte, war ihm abtrünnig geworden: Glück genug, daß er noch so spät einen jüngeren fand, der ihn über das Gefühl des Vergessen- und Verlassenseins hinaushob, der es sich zur Ehre rechnete, für ihn einzutreten und sich laut und offen zu ihm zu bekennen.

Es waren glückliche Stunden, welche Jean Paul während mehrerer Wochen

in dem Hause hinter der Kirche, im Kreise der Hesperusverehrer „verlebte, verlachte und verträumte". Der Ankömmling war bald im vollen Vertrauen Herders in Beziehung auf das, was diesem das Herz abdrückte und ihm die Augen übergehen machte, und mit zartem Verständniß erwiderte er dies Vertrauen. Hamanns Geist wurde zwischen Beiden citirt und die ernstesten Dinge zur Sprache gebracht. „Denken Sie," berichtet Caroline an Gleim, „Jean Paul Friedrich Richter ist seit vierzehn Tagen hier! Der beste Mensch, sanft, voll Geist, Witz, Einfällen, das beste Gemüth, und ganz in der reinen Welt lebend, wovon seine Bücher der Abdruck sind. Milde wie ein Kind und immer heiter — — ein echter Jünger der Weisheit. Eine himmlische moralische Sendung ist in ihm, und dazu wendet er sein Talent an." Die „moralische Sendung" dieses Dichters: das ist ihr Refrain, mit dem sie ihn hier dem alten Gleim, und ebenso einige Monate später dem jüngern Freunde in der Schweiz und dessen Maria empfiehlt. „Das reine Verhältniß zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern, zwischen Menschen und Gott herzustellen, das ist sein Zweck" — damit entschuldige sich seine Manier, rechtfertige sich das Salz und der Essig seiner Satire, die unserer Zeit notthun[1]). „Nicht mit Worten kann ichs Ihnen sagen," so ruft sie dem wieder Abgereisten nach, „wie wohlthätig Ihre Gegenwart uns gewesen ist. Sie haben unseren Glauben frisch gestärkt"[2]). Nicht weniger stark drückt sich die Freude, einen Menschen und einen Freund gefunden zu haben, in Herders Nachschrift aus. „Zuerst vielen Dank, daß Sie zu uns gekommen und daß wir uns kennen gelernt haben; sodann vorzüglich, daß Sie existiren und als solcher existiren, der Sie sind! Sie müssen es bleiben. — — Wir sahen uns und wir wollen einander nicht mehr Fremde bleiben: wir wollen manchmal in Gedanken und immer mit dem Herzen zusammen leben." Alsbald wandern alle jüngste Schriften Herders, die nun vollendete Terpsichore, der Erlöser, der Johannes, die vier letzten Sammlungen der Humanitätsbriefe, der Schlußband und der neu aufgelegte Dritte Band der Zerstreuten Blätter, zu dem Freunde in Hof, und dieser wieder schickt dafür seinen Siebenkäs, den Jubelsenior, das Campanerthal und was ihm sonst an kleineren Sachen während dieser Zeit der Vorbereitung auf den Titan aus der Feder floß. Die Urtheile, die man über diese gegenseitigen Gastgeschenke austauschte, bewiesen, wie sehr man sich verstand und zusammengehörte. Es ist gewiß ein treffendes Wort, das aufs Feinste Lob und Tadel mischt, aber mit der Gesinnung der Liebe mischt, wenn Caroline, die es ohne Zweifel von den Lippen ihres Gatten nahm, die Schöpfungen des Humoristen mit dem Straßburger Münster vergleicht, da dort wie hier das Gemüth von tausend kleinen Heiligenbildern gerührt, gestärkt, belustigt, erhoben, zugleich

---

[1]) An Gleim, 24. Juni 96, C, I, 207. An Müller 30. Dec. (nicht Nov.) 96, Gelzer, S. 260.

[2]) 1. August 96, A, I, 273 ff. Auch für das Folgende.

aber durch so viele Empfindungen am Erfassen des Ganzen gehindert werde. Auch Jean Paul verstand es, Lob mit Tadel zu mischen, so jedoch, daß über dem voll strömenden Lobe die kleinen Ausstellungen kaum ins Auge fielen. Was waren dagegen die wortreichen Schmeicheleien Böttigers und wieder die kritiklosen Ausrufungen Gleims? Wenn Jean Paul von dem „Erlöser" rühmte, daß jedes Wort in dem Buche „schonend dem Irrthum einen Sinn unterlege, der ihn aufhebe" und hier, wie beim „Johannes", den „Anthropomorphismus" hervorhob, mit dem der Verfasser jede fremde Denkweise, die der Völker, der Individuen, der Jahrhunderte, poetisch auffasse und in die seinige einwebe, wenn er seine volle Zustimmung zu dem „rein menschlichen, vom Nationalen, Manierirten gesäuberten Abriß des Christenthums" in diesen Schriften zu erkennen gab und dabei durchblicken ließ, daß er den Verfasser auch da verstehe, wo man für die Menge einen etwas dünneren pythagoreischen Vorhang, einen etwas weiteren Riß im Vorhang des Allerheiligsten wünsche: so durfte Herder diese geistreichen Urtheile für das Köstlichste halten, was er über seine Arbeiten gehört habe, und gestehen, daß er von diesem Einen ganz verstanden sei. Viel weniger zutreffend, viel subjectiver war das, was ihm der Hesperus über die Gedichte der Zerstreuten Blätter schrieb: nur in diesen finde er jene Musik des Herzens, die eine ganze sprechende Geisterwelt des Ideals hervorrufe, so habe Goethe früher gedichtet, während er jetzt die Welt „mit seinen ausgetrockneten Weisen à la Grecque quäle" —: für Herder war gerade dies einseitige und parteiisch vergleichende Urtheil doppelt süß. Mochten denn Andere in Goethe den „Eindichter" preisen: hier war ein Beurtheiler, der vielmehr ihn den „Einzigen und Ersten" nannte und der in der That bei aller Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit so stark herderisirte wie jene nur irgend goethisirten. Wie sehr mußte Herder die Vorrede zur zweiten Ausgabe des Quintus Fixlein behagen![1]) Was er selbst öffentlich zu sagen sich nie getraut haben würde, war hier mit dem Uebermuth der schärfsten Satire ausgesprochen. Die „leisen Invectiven", mit denen sich da der Vorredner gegen den „Kunstrath" Luft macht, der den schönen Tag und die Bläue des Himmels nur lobt, weil sie seinen Versen zu Statten kommen, waren nur das Echo von dem, was Herder sich im vertrauten Gespräch gegen seinen Gast über Goethe hatte entschlüpfen lassen. „Der formlose Former, der gräcisirende Formschneider achtet am ganzen Universum nichts, als daß es ihm sitzen kann" — fast genau so hatte sich Herder in den Briefen aus Italien über Goethe geäußert, und was er damals im Aerger über Moritz' Goethecultus geschrieben hatte, das hatte er ohne Zweifel jetzt, bei Jean Pauls Anwesenheit in Weimar, jetzt, seit dieser Cultus im Lager der Romantiker überhand genommen hatte, noch leidenschaftlicher und bitterer wiederholt. Ein Echo seiner antikantischen Reden fand er ebenso in Jean Pauls Campanerthal, und Jean

[1]) Vgl. Caroline an Gleim, 30. Dec. 96, C, I, 220.

Paul wiederum freute sich, mit seinen dort vorgetragenen Beweisen über die Unsterblichkeit mit den dies Thema behandelnden Aufsätzen der Zerstreuten Blätter zusammengetroffen zu sein. Die gleiche Uebereinstimmung in Bezug auf die Goetheschen Kunstansichten und die Weimarische Kunstschule fand sich in der „Erklärung der Holzschnitte des Katechismus", und von den beiden Vorreden zu den „Palingenesien" sagte der Verfasser selbst, daß sie zeigen würden, wie oft er sich in Herders Welten gegen die jetzige rette und an dessen Geist seinen eignen wärme.

Gleichzeitig mit diesem Bekenntniß kündigte Jean Paul seinem „geliebtesten, verehrtesten Herder" an, daß er demnächst, zwei Jahre nach seinem ersten Weimarer Besuch, von Neuem das „gelobte Land" aufzusuchen denke, um „nichts zu erobern, als ihn". Er kam — und die „zweite Begeisterung war stärker als die erste". Mit der Begeisterung für diesen „durchgötterten Menschen" — so schreibt der Enthusiast an Caroline —, „dessen Brust im Aether steht und nur dessen Fuß in der Erdenluft", vereinigte sich das Mitgefühl mit dem Einsamen, Verkannten, Belasteten, dem mit seiner Zeit und seinem Ort Ueberworfenen. Leicht gab Jean Paul den Bitten Herders, ihm zur Seite zu bleiben, nach: Ende October 1798 begab er sich zu dauernder Niederlassung nach Weimar, um hier bis zu seiner Uebersiedelung nach Berlin im Frühjahr 1800, dem Freunde zum Trost, sich selbst zum Gewinn, mit jenem in inniger Gemeinschaft fortzuleben [1]).

Ein Verhältniß freilich, wie das zwischen Goethe und Herder gewesen, oder wie das „auf gegenseitige Perfectibilität" gebaute zwischen Schiller und Goethe konnte das zwischen Herder und Jean Paul niemals werden. Zu sehr war jener diesem in seiner Entwickelung voraus, zu groß der Unterschied des Alters und der schriftstellerischen Eigenthümlichkeit. Auf enthusiastische Bewunderung von der einen Seite, auf die Ansprüche des reizbarsten Gemüths von der anderen Seite gegründet, bestand es nichtsdestoweniger, Dank der Sympathie zweier edlen Naturen, in fast ungetrübter Sicherheit fort. Nichts, was tödtlicher für dauernde Liebe und Freundschaft wäre, als übertriebene Bewunderung: in der Freundschaft mit Herder bestand der Idealismus Jean Pauls, der den Weibern gegenüber so leicht Feuer fing um ebenso rasch wieder zu erkalten, eine glänzende Probe. Wohl blieben ihm bei längerem Umgang die kleinen und großen Schwächen des Freundes nicht verborgen; wohl blickte er tief hinein in die „Selbstqual und den Selbsttrug", dem derselbe im Kampfe mit einem Weltlaufe unterliege, dem „er selbst die Schranken geöffnet", wohl erkannte er, daß dem, der so trefflich Völker zu durchschauen verstanden, die Freiheit fehle, ein „feindseliges Individuum zu verstehen und zu benutzen", ja, „kränklichen Ehrgeiz" bezeichnete er ausdrücklich als des großen Mannes offenbare Schwäche. Trotz alledem jedoch

[1]) Spazier, IV, 101; A, I, 293 ff. Förster III, 37.

fuhr er fort, in ihm den Genius zu verehren, der „aus einem halben Dutzend Genies auf einmal bestehe", bewunderte er den feinen Kunstsinn, den heiligen Zartsinn seines ungestümen Herzens, liebte er vor Allem den Menschen, liebte ihn mit und trotz seinen Menschlichkeiten „wie die Frau den Mann, die Geliebte den Geliebten" [1]). Wie er ihn in der ersten Zeit seines neuen Weimarer Aufenthalts am Schlusse des „Briefes über die Philosophie" als den genialen „Völker- und Zeitenmaler" und zugleich als den Menschen verherrlichte, durch den er glücklich geworden, den er innigst liebe und verehre, so errichtete er noch dem Gestorbenen am Schlusse der „Vorschule zur Aesthetik" jenes Denkmal, dessen im vollen Sonnenschein glänzende Inschrift zwar zuerst die Augen des Lesers blendet, dann aber, wenn sie sich an den Glanz gewöhnt haben, die treuste und treffendste, die zugleich wahrste und liebevollste Kunde von dem Wesen des einzigen Mannes giebt. Zahlreiche Aeußerungen aus der Zeit ihres Verkehrs bezeugen, was der Eine dem Anderen war. „Was sind alle meine vorigen Stunden," schreibt Richter an Jacobi, „gegen Eine bei Herder, diese klingende Säule in der dumpfen, feuchten Baumannshöhle der Welt, diesen Geist, dessen körperliche Stimme schon in mein innerstes Herz wie ein Harmonien-Echo geht" [2]). „Mit Richter," so schreibt Herder an denselben Freund, „hat mir der Himmel einen Schatz geschenkt, den ich weder verdient noch selbst erwartet habe. Jedes neue Zusammensein mit ihm eröffnet mir eine neue größere Kiste voll von alle dem, was die heiligen drei Könige brachten. In ihm wohnen sie alle drei, und der Stern geht immer über seinem Haupte." Hier fand er die Jugend, die Frische, den ungebrochenen Enthusiasmus wieder, die ihm verloren gegangen und nach denen er doch immer noch suchte. Jener ist ihm „ein feinklingender Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit", während er sich selbst eine zersprungene Saite und einen verstimmten Ton nennt [3]). Fast noch nie meinte er einen geistreicheren Menschen bei einer so kindlich reinen Empfindung gekannt zu haben; auch sein Witz that ihm wohl, vor Allem aber liebte er an ihm, was die seinem eigenen Genius verwandteste Seite war: seine „ungemein eindringende, durchschauende Charakterempfindung" [4]). Und so wärmte sich denn der Eine an dem Andern, wenn sie in ausgesparten Abendstunden an Herders Familientisch allein oder höchstens in erlesener kleinerer Gesellschaft, etwa mit Günther und Fr. Majer, ihre Ansichten und Gesinnungen über Großes und Kleines, Ewiges oder Alltägliches austauschten. „Je länger wir mit ihm umgehen," schrieb Caroline, „desto lieber wird er uns; die Anstaunungen gegenseitig haben sich in natürliche, wohlthuende Gefühle verwandelt" [5]).

---

[1]) Nach J. P.'s Briefen an Jacobi in Jacobis Auserl. Briefw. II, 329. 344.

[2]) Bei Zöppritz I, 204.

[3]) 10. Dec. 98, in Jacobis Auserl. Briefw. II, 266.

[4]) An Knebel, 23. Nov. 98 in Knebels Litter. Nachlaß II, 275.

[5]) An Gleim, 12. Nov. 98 und 27. Dec. 99, C, I, 249 und 264.

In Einem Punkte freilich mußte Herder erfahren, daß sein Einfluß auf den Freund ein beschränkter sei. Zwei auch dem Herderschen Hause nahe verbundene Frauen, Frau v. Kalb und Frau v. Berlepsch, waren von dem Poeten bereits zu poetischen Figuren herabgesetzt worden. Bei dem nun folgenden Liebesexperiment desselben mit Caroline von Feuchtersleben hatte Herder selbst sich ins Spiel gemischt, und als ihm nun der Poet den Streich spielte, die schon geschlungenen Fäden wieder zu zerreißen, da gab es einen Mißklang, der nicht sogleich verklingen wollte [1]). Mit tiefem Bedauern nichtsdestoweniger erfüllte es ihn, als Richter in Folge jenes Erlebnisses im Herbst 1800 sein Zelt in Weimar endlich abbrach, um in Berlin neue Lebenserfahrungen und Dichterstudien zu machen. „Auch die Scene ist vorüber!“ dies Wort, mit welchem Lessing in einem seiner letzten Briefe wehmüthig auf die einst mit Mendelssohn verlebten besseren Tage zurückblickt, kam ihm in den Sinn; es drückte auch sein Gefühl aus [2]).

Meinungsverschiedenheiten allerdings hatte es auch sonst zwischen beiden Männern gegeben. Jene süßliche Weichherzigkeit, jene maaßlose Gefühlsschwelgerei, welche Jean Paul zu einem solchen Weibernarren machte, ging denn doch über das Gefühl weit hinaus, mit dem auch Herder, namentlich in früherer Zeit für die Frauen eingenommen und von ihnen angezogen worden war. Daß die Weiber, die Transscendenten, um ihn buhlten, bezeichnet Caroline einmal in einem Briefe an G. Müller als die Scylla und Charybdis, vor der er noch vorbei müsse, und als eine andere Klippe seine Manier zu schreiben [3]). Darüber gab es denn beständige Kämpfe. Mit Recht hielt Herder dem Dichter vor, daß er die Weiber zu wenig thätig, zu wehmüthig, zu grübelnd über sich selbst mache. Einverstanden mit ihm in der Bekämpfung des Kunstprincips der leeren Formen, tadelte er doch die zu weit gehende Vernachlässigung der Form. Erst wenn der tiefe, sittliche Inhalt der Jean Paul'schen Schriften sich mit einer reineren formalen Bildung vereinige, wäre nach ihm das Ideal der Dichtung erreicht gewesen. Er sagte in diesem Sinne wohl, daß er, wenn er sich auf einer menschenleeren Insel befände und nichts als Richters Schriften hätte, sich getraue, alle allzu schnell abspringenden, oft sich selbst zerstörenden Stellen in denselben auszusondern und so zwiefach schönere Werke hervorzubringen [4]). Ganz ohne Einfluß ist er mit diesen kritischen Ausstellungen und Erinnerungen nicht geblieben. Sie sind unter Anderm dem Titan, an dessen erste Bände der Dichter jetzt seine ganze Kraft setzte und in die er seine Weimarer Eindrücke verarbeitete, zu gute gekommen.

[1]) Für die Einzelheiten des Hergangs verweise ich auf Düntzers Einleitung zu dem Herder-Jean Paul'schen Briefw. A, I, 253 ff.

[2]) Herder an Gleim, 6. Oct. 1800, C, I, 281.

[3]) 29. April 99, bei Gelzer, S. 286. Herders Ansicht klingt nach in Carolinens Brief an Jean Paul vom 14. Aug. 1803 (Voss. Ztg. 1884, Sonntagsbeil. 6. Jan.).

[4]) Erinnerungen III, 244 ff.

Die Dedication zum Titan nannte Caroline eine schöne, simple Paramythie, und Herder fand, daß der Verfasser sich in Vielem sehr fortgebildet habe[1]). Hinwiederum war auch Jean Paul nicht ohne Verdienst um den Schriftsteller Herder. In die Zeit des Umgangs mit Jean Paul fällt die Abfassung von Herders Schriften gegen die Kantsche Philosophie. Auch hier, ja hier vielleicht am meisten, harmonirten die Beiden, wenn auch Jean Paul mit seiner Abneigung gegen den „transscendenten Fohismus" sich vor Allem auf die geistreichen Positionen der Jacobischen Glaubensphilosophie stützte. Seine Auffassung Fichtes, nachdem er sich erst durch eignes Studium mit der Wissenschaftslehre bekannt gemacht, trug doch mehr die Spur von Herders als von Jacobis Einwirkung[2]). Zwischen die Herdersche Metakritik und Kalligone, kurz vor die letztere, fällt Jean Pauls Ausfall gegen die Wissenschaftslehre, die Clavis Fichtiana. Während Goethe durch Schiller in den Kantianismus hineingezogen wurde, macht so der Verfasser des Titan mit Herder auch öffentlich gemeinschaftliche Sache gegen die Transscendentalphilosophie. Die Metakritik sowohl wie die Kalligone, aber auch die zweite Auflage der Spinozagespräche theilte Herder dem Freunde im Manuscript mit und nahm von ihm, der stolz war, dessen erster Leser zu sein, eine Anzahl kritischer Bemerkungen hin, nicht ohne Einzelnes danach zu verbessern. Ja, er hat bei der Abfassung seiner Antikantiana, nicht zwar hinsichtlich der Gedanken, wohl aber hinsichtlich der Form sichtbar unter dem unbewußten Einfluß des Humoristen gestanden. In die Vorrede namentlich der Metakritik ist nur allzu viel von der Manier Jean Pauls übergegangen, und kein Wunder daher, daß dieser „die herrliche Dichtung und den Witz" des Stücks rühmte, während Schiller spotten durfte, daß der Verfasser den Geist des Pantagruel citirt habe.

---

[1]) An Gleim, 14. Februar 1800, C, I, 266. 267.

[2]) Caroline an Knebel Dec. 99, bei Düntzer, Zur Deutschen Litteratur und Gesch I, 185.

Fünfter Abschnitt.

Der Kampf gegen die Kantsche Philosophie.

Fast scheint es, als ob Herder seinen Groll gegen Kant wegen der harten Beurtheilung seiner „Ideen", nach dem Geplänkel in den Spinozagesprächen und in jenem Werke selbst, fürs Erste wieder vergessen gehabt habe. Nicht Kant sowohl als der Kantianismus war es, gegen den er eine Lanze brach, als er im Herbst 1792 in dem ersten Entwurf der Humanitätsbriefe von Neuem auf die zeitgenössische Philosophie zu reden kam[1]). Zur Hälfte wohl war es Diplomatie, wenn er dabei die Sache von der Person und die Sache des Meisters von der Sache der Schüler zu scheiden suchte; denn thatsächlich traf doch Manches, was er da zur Charakteristik der herrschenden Philosophie sagte, die Lehre des Meisters selbst, und sehr bestimmt, wie um der Bewunderung einen Dämpfer aufzusetzen, hob er hervor, daß doch keineswegs Alles darin neu sei. Ehrlich gemeint war das Lob, das er dem ehemaligen Lehrer spendete, nichtsdestoweniger: zugleich mit der Erinnerung an glückliche Zeiten der Jugend stellte sich ihm das Bild des heiteren, gedankenreichen und bescheidenen Mannes vor die Seele, dem er so unendlich viel Anregung verdankte. Um so wegwerfender dagegen erklärte er sich gegen den an Kants Fersen sich hängenden Scholasticismus und stärker noch gegen den damit verbundenen Sektengeist. So hatte einst Leibnitz, dessen Worte er citirt, das Genie Descartes' hochgehalten, dessen geistlose Nachtreter aber verachtet und gescholten. Auch Kant, meint Herder an jener Stelle, ist nicht Schuld, wenn man seine Philosophie mißbraucht. Kants frühere Schriften verbürgen ihm, daß auch seine späteren nicht eine von der Erfahrung abziehende Philosophie verkünden wollen. Zum Behuf der Reinigung der Metaphysik meint er die Kritik der reinen Vernunft geschrieben, und es sei daher geradezu eine Verkehrung der Absicht des Stifters, wenn diese kritische Philosophie von ihren Anhängern zu einem despotischen und intoleranten Dogmatismus gemacht werde. Der recht ver-

---

[1]) S. oben S. 483.

standene Geist Kants werde zu einer neuen Behandlung der Moral, des Natur- und Völkerrechts und also zur Förderung der Humanität wirken. Diesem Lobe von Kants praktischer Philosophie schließt sich endlich auch das seines neueren „ideen- und sachenreichen" Werks, der Kritik der Urtheilskraft und ein bescheidener Vorbehalt an, wenn der Philosoph ausgeredet habe, zu „untersuchen, ob, systematisch betrachtet, auch Alles haltbar sein möchte, oder sich Manches nicht auch anders sagen ließe. Die Versuche hierüber wird Kant Niemandem wehren".

Für Kant gegen das Vulgus der Kantianer, für Kants Geist gegen seinen tödtenden Buchstaben, für den Gebrauch gegen den Mißbrauch seiner Lehre: daß dies im Grunde für jetzt Herders ernstliche Meinung war, verbunden mit der Neigung, jene Lehre, wie er es ja mit aller Philosophie bisher gethan, frei zu nützen, zu prüfen und zu deuten, darüber kann, alle Aeußerungen der nächsten Jahre zusammengenommen, kein Zweifel sein. Es stimmt durchaus mit der in jener apokryphen Stelle des Humanitätswerks erhobenen Klage, daß selbst Geisterseher und Wunderthäter sich mit Kants Lehre zu decken suchten, wenn er anderwärts des Bündnisses spottet, das Lavater auf seiner Reise im Jahre 1793 mit Reinhold in Jena geschlossen habe. Auch daß er in Schillers ästhetischen Aufsätzen an dem zu engen Anschluß an Kantsche Vorstellungen und Terminologie Aergerniß nahm[1]), steht mit jener Apologie der „reinen Sache" Kants nicht im Widerspruch. Daß er von Kant gelernt hatte, zeigt die Bemerkung in der Dritten Sammlung der Humanitätsbriefe (S. 74), mit der er gegen das Wolfsche Moralprincip der Vollkommenheit polemisirt: „das Gebot heißt: du sollt! nicht: du wirst! welches bloß eine höfliche Bettelei wäre". Wenn andererseits ihm, dem Zögling der Griechen, dem Jünger Shaftesburys die abstracte Härte dieses „Du sollt!" nicht gefiel — war er es denn allein, der an diesem Punkte den Verfasser der Kritik der praktischen Vernunft glaubte berichtigen zu müssen? Gegen diesen Despotismus der von der Sinnlichkeit sich losreißenden, die Sphäre der Menschheit überfliegenden Vernunft hatten ja nicht bloß Hamann und Jacobi sich erklärt: auch so gut in Kant geschulte Männer wie Schiller und Wilhelm von Humboldt suchten in verschiedener Weise das Gute dem Schönen zu nähern und das allgemein Vernünftige mit den lebendigen Triebkräften der harmonisch gestimmten Natur des Menschen zu versöhnen. Nicht im Streitton, freilich auch nicht in der Form strenger Begriffsentwickelung, sind die Ausführungen gehalten, mit denen Herder in der Sechsten Sammlung der Humanitätsbriefe (S. 97 ff.), den Abstractionen der Kantschen Philosophie, ohne den Namen des Philosophen zu nennen, seine concreteren Anschauungen — Anschauungen, die nicht nur Goethe gebilligt haben würde, sondern die der Kantianer Schiller soeben in dem Aufsatz über

---

[1]) An G. Müller 13. Mai 93, Gelzer S. 215, vgl. oben S. 531; Schiller an Körner 7. Nov. 94; vgl. oben S. 613. 614.

Anmuth und Würde in seiner Weise entwickelt hatte, entgegenstellt. So wenig ihm ein Verstand ohne Sinnlichkeit, so wenig sei ihm eine Moral völlig reiner Geister bekannt. Schönheit sei die Form des Wahren und Guten, und die Tugend daher *καλοκἀγαθία*, das höchste Geziemende und Anständige der menschlichen Natur, reizend durch sich selbst und voll Leben. Nicht um ein Gesetz handele es sich hier, das man sich selbst und allen vernünftigen Wesen auferlegt habe; hier höre Despot und Sklave völlig auf; auch sich selbst gebietend, sei man unter dem Evangelium, in einem Wettkampf liberaler Uebung. Alle diese so stark von Kant abbiegenden Erklärungen hinderten den Verfasser nicht, in eben diese Sechste Sammlung, im Anschluß an das von Joh. Christoph Berens dem neuen Sokrates gespendete Lob, den Hauptinhalt jener früher über Kant niedergeschriebenen Stelle aufzunehmen. Obgleich ihm Knebel, nachdem er diese Stelle in ihrer ehemaligen Fassung gelesen hatte, mit Bezug auf den dort so scharf markirten Gegensatz zwischen Kant und Kantianern bemerkt hatte, daß er „dem alten Patriarchen so ganz eben nicht traue“ [1]), so war doch jetzt der Angriff auf die verhaßte Sekte so sehr hinter dem Bilde des alten Lehrers und der Hervorhebung von dessen echt Sokratischer Absicht zurückgetreten, daß Georg Müller den Wunsch nicht unterdrückte, Herder hätte gegen den Mißbrauch dieser Philosophie lauter sprechen mögen [2]).

Bald genug sprach er laut genug dagegen und vergaß er, daß er den Patriarchen selbst hatte schonen wollen. In der Berliner Monatsschrift war Kants Abhandlung „Vom radicalen Bösen“ und ein Jahr darauf, 1793, die mit eben diesem Aufsatz beginnende „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ erschienen. Viel unmittelbarer als in den älteren Hauptschriften hatte sich damit der kritische Philosoph auf das Gebiet begeben, welches seit dem Sommer 93 eine neue Anziehungskraft auf Herder ausübte. Diese tiefsinnigen Grübeleien, mit denen Kant seinen Rationalismus bis in die irrationellen Gründe des Glaubens hineintrug, machten die Gläubigen wie die Ungläubigen stutzen. In unerwarteter Weise näherte er sich damit dem theologischen Dogma, um, nachdem er demselben bis in seine härtesten Voraussetzungen entgegengegangen, sich wieder frei darüber zu erheben. Alle Jenseitigkeiten und Uebersinnlichkeiten hatte er in die moralisch gesetzgebende Vernunft zurückverlegt; er entdeckte jetzt in dem intelligiblen Wesen des Menschen selbst einen dunklen Punkt; er sprach von einer ursprünglichen Verstimmung unsres Willens, einem angeborenen Hange zum Bösen, dessen Ursprung unerforschlich sei, um sofort den aus dem Bewußtsein dieses radicalen Bösen entspringenden Kampf zu schildern. Er anerkannte das Sündenbewußtsein und das Bedürfniß der Erlösung, aber er bog alsbald die dogmatischen Vorstellungen darüber zu einem rein moralischen Sinn um, den aus der Bibel und der Kirchenlehre zu ent-

---

[1]) An Herder 30. Dec. 92, C, III, 90. Vgl. übrigens oben S. 505.

[2]) An Herder * 19. Juni 95.

wickeln die „moralische Interpretation" dienen sollte. Während nun die Theologie die Brücke eifrig benutzte, welche hier zwischen dem Glauben und der Vernunft, zwischen Buchstaben und Geist geschlagen war, so sträubte sich die freiere ästhetische Bildung des Zeitalters gegen den trübsinnigen Anstrich, den damit das Welt- und Lebensbild erhielt. Mit der Moral der reinen Vernunft hatte Schiller fertig zu werden gewußt: jenes radicale Böse dagegen erschien seinem Gefühl empörend. Bitter spottete Goethe, daß Kant seinen philosophischen Mantel, nachdem er ein langes Menschenleben gebraucht, ihn von Vorurtheilen zu säubern, „frevelhaft mit dem Schandfleck des radicalen Bösen beschlabbert habe, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen" [1]. Herder, an welchen Goethe diese Worte richtete, stand, trotz seines positiveren Verhältnisses zum Christenthum, auf demselben Standpunkt. Die Grundvoraussetzung seiner ganzen Auffassung des Christenthums, der Kern seines Humanitätsbegriffs, das Fundament seiner Geschichtsphilosophie war der Glaube an die Güte der Menschennatur. Von frühen Jahren an, sagt er gegen den Schluß der Humanitätsbriefe (X, 196), habe er sich in die fremdesten Hypothesen zu setzen gesucht: der Hypothese von einer radicalen bösen Grundkraft im menschlichen Gemüth und Willen bekenne er durchaus nichts Gutes abgewinnen zu können.

Nur einen Punkt mehr der Abneigung hatte er durch diese Lehre erhalten. Er fand auch sonst in dieser Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft so viel, was ihn abstieß. Seine Religion war ja die innerhalb der Grenzen der Humanität. An Freisinn konnte ihn Kant nicht überbieten. Nicht nur weitherziger war seine eigene Religion der Billigkeit, Güte und Menschenfreundlichkeit als die der starren Vernunftpflicht, sondern sie schmiegte sich auch den Urkunden des Christenthums, überhaupt dem Geschichtlichen des Christenthums viel enger an. Kants Vernunftglaube mit seiner moralischen Interpretation that den Worten der Bibel und der Symbole Zwang an: Herders Humanitätsglaube setzte sich durch Vertrag und sanfte Ueberredung mit den Worten Christi und der Apostel ins Einvernehmen. Jener stempelte vor Allem die Begriffe der traditionellen Religion mit einem neuen begrifflich-moralischen Stempel: dieser ließ Begriffe Begriffe sein und betonte aller Dogmatik und aller philosophischen Formulirung gegenüber den innerlichen, in Gefühl und Gesinnung aufgehenden Gehalt jener Religion. Auf Reinigung und Vernünftigung des Christenthums gingen Beide aus, aber der Eine durch eine Moral, die pure Vernunft, der Andere durch eine Moral, die ebenso vernünftig wie herzlich war.

Auf Schritt und Tritt mußte sich alsbald dieser Gegensatz in den christlichen Schriften Herders hervordrängen, um so lebhafter hervordrängen, je

---

[1] A, I, 142; vgl. Goethe-Jacobischer Briefw., S. 164 und Schiller an Körner III, 76.

mehr die Kantsche Religionsphilosophie mit der vollen Rüstung ihres systematischen Zusammenhangs erobernd in die theologischen Kreise eindrang. Anfangs läßt sich derselbe nur leise vernehmen. Der Punkt des Einverständnisses sogar wird sichtbar, wenn in der Dritten Sammlung (S. 78) von den Gnostikern gesagt wird, daß sie sich „eine Religion überhalb der Grenzen der Vernunft" geschaffen hätten. Mit Recht indeß fand schon in der Zweiten Sammlung Böttiger „Winke gegen die Kantsche Schule" in der Erklärung, daß Cartesianismus, Wolfianismus und so jeder Ismus mit dem reinen Evangelium Christi auf immer unvereinbar sei und daß es keinen höheren, reineren und populäreren Moralgrundsatz gebe als den, welchen das Evangelium aufgestellt habe, da ein Moralgrundsatz „ohne eigensüchtigen Stolz, ohne Sucherei und nicht bloß befehlend, sondern zugleich motivirend" sein müsse[1]). In der Fünften Sammlung wird der Gegensatz lauter. Derselbe richtet sich wieder zunächst gegen den „Egoismus, der sich selbst gebietet", und der „eben in der Macht höchsteigner Dictatur, als in der Form der Gesetzgebung die Kraft zur Befolgung des Gesetzes finde" — während doch in einer leeren Form der Gesetzgebung weder Macht noch Seligkeit, weder Geist noch Leben sei; — ja das autonome Gesetz, das des Triebes entbehren zu können glaubt, wird in der Manier Jean Paul'schen Witzes parodistisch verspottet. Eine Fortsetzung der in die Spinozagespräche eingedrungenen Polemik gegen Kants Kritik der Beweise vom Dasein Gottes ist es, wenn nicht minder spöttisch von der „Schöpfer-Zunft praktischer Vernunft- und Gottheitideale" geredet wird, als ob der „große Daseiende" auf sie warten müsse, um dazusein. Der parodirende Ton wird von Neuem bei der Vorführung der Kantschen Christologie, des „Romans" von einem Kampf des guten mit dem bösen Princip, angeschlagen; dergleichen Dichtungen — wer möchte auch nur einen Augenblick daran Gefallen finden, geschweige sie für die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft erkennen? „Sie sind weder Religion noch vernünftig, am wenigsten biblisch". Die Lehre vom radicalen Bösen wird endlich zur Hauptzielscheibe immer wiederholter Angriffe. Sie vorzugsweise dient dem Verfasser der Schrift „von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen" zum abschreckenden Exempel, wohin sich das dogmatisirende Philosophiren verirren könne. Er ist unerschöpflich in der Widerlegung und Verspottung dieser „philosophischen Diaboliade". Ohne sich die Mühe zu nehmen, den tieferen Gedankenmotiven und den Beweisen Kants nachzugehen, zieht er die Lehre desselben, grotesk verzerrt, ins Lächerliche und schüttet alle Schalen seines Unwillens und seines Witzes über den seit den Zeiten der Gnostiker nun, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wieder zu Ehren gekommenen Satan aus. Die hier geübte Polemik ist in Ton und Manier ein Nachspiel der in der Aeltesten Urkunde und ein Vorspiel der in der Metakritik geübten. Sie

---

[1]) Böttiger an Herder 24. Juli 96, bei Lindemann, S. 82; Vom Erlöser, S. 299 ff.

trifft endlich die schwächste Seite der neuen „scherzhaften Religionsphilosophie", wenn sie laut gegen das Princip der moralischen Interpretation protestirt. Dies Princip der „Transmoralisation", sagt unser Theologe mit Recht, „brächte uns als Regel der Auslegung um alle Auslegung, d. i. um jedes Schriftstellers eigenthümlichen, gesunden oder ungesunden Sinn". Wie ihm der Inhalt dieser Religionslehre im Innersten zuwider ist, so widerstrebt ihm ihr unhistorisches Verfahren. Religion — darin gipfelt sich der Gegensatz — beruht auf Geschichte und diese Geschichte auf schriftlichen Urkunden. Eine Religionsphilosophie daher, die es unternimmt, ohne Sprachkunde unternimmt, eine durch schriftliche Urkunden bewährte Geschichte innerhalb der Grenzen ihrer Vernunft a priori festzustellen und zu deduciren, ist schlechthin unberechtigt, sie „hat ihre eigenen Grenzen verloren".

Und dennoch nicht offen und nicht direct gegen Kant, sondern gegen den Kantianismus waren alle diese Invectiven gerichtet. Nicht ein einziges Mal nennt Herder den Namen des Verfassers jener Schrift, die er fortwährend im Auge hat und auf deren Titel er fortwährend anspielt. Nicht ausdrücklich und nicht in erster Linie den Speculationen des kritischen Philosophen gilt sein „geheimer Grimm"[1]), sondern dem „ungeschickten Lehrlings-Enthusiasmus", der sie zweckwidrig anwende. Die Wirkung dieser Lehre, wie sie „von wüthenden Jüngern umhergetragen" werde, ihr Einfluß auf so viele Lehrer des Christenthums, spornt seinen Eifer und giebt seinen Worten ihren Stachel. Voll Unwillen sieht er, wie diese neue Weisheit auf den Universitäten sich eingenistet hat und sich von da unter den Theologen verbreitet, um auch die künftigen Religions- und Volkslehrer zu verderben. Ausrotten müsse man — so läßt er in der letzten der „Christlichen Schriften" einen „Ungenannten" eifern — den Wahn junger Speculanten, als ob es vor ihnen weder Philosophie noch Religion gegeben habe und sie sich solche erst ausklügeln müßten; denn auf diesem Wege der Klügelei und der unwissenden Verachtung der Vor- und Mitlebenden werde der beste Kopf voll Spinneweben und leeren Wahns; ausrotten müsse man den Wahn junger Dünkler, die aus ihrer übersinnlichen Freiheit und ihrem selbsteigenen Moralgesetz sich einen Gott dichteten, oder „postulirten" mit einer Gebärde, als ob sie Schöpfer Gottes wären; verbannen endlich jene „neukappadocische Sprache", die einzige, die jene Frechen gelernt hätten und die — ein Stein- und Gewürmregen neuer Wortformeln — Lehrstühle, Kanzeln und Altäre überschütte.

Er selbst natürlich ist dieser Ungenannte, oder vielmehr es ist der Vicepräsident des Weimarischen Ober-Consistoriums, der bei den Candidatenprüfungen von Jahr zu Jahr mehr den um sich greifenden Einfluß der Kantschen Philosophie unliebsam erfahren hatte. In Jena war zuerst Reinhold, nach ihm Fichte ein noch beredterer, ja unwiderstehlicher Apostel der neuen Lehre

[1]) Vgl. An Eichhorn 29. April 98, C, II, 311.

geworden. Es ist die Regel, daß ein mit originellen Gedanken auftretendes neues philosophisches System, je höher es seinen Standpunkt über den Einzelwissenschaften nimmt, je geschlossener und durchgebildeter es ist, um desto eher den jugendlichen, an den Schwierigkeiten der einzelnen Fragen noch unversuchten, nach allgemeinen Einsichten und nach der Lösung der höchsten Fragen dürstenden Geist in Beschlag nimmt. Die Jugend ist von Natur revolutionär, dem Hergebrachten und Alltäglichen aufsässig, und so ist jede Philosophie, die den gewohnten Begriffen andere, höhere und erklärendere entgegenstellt. Durch und durch revolutionär war mehr als irgend eine andere die kritische Philosophie, indem sie die bisherige Ansicht der Dinge, ähnlich wie das Copernikanische Weltsystem die bisherige Astronomie, auf den Kopf stellte, eine Philosophie der Freiheit überdies, die nicht bloß die Erscheinungswelt, sondern, um den Preis der härtesten Anforderungen an den Menschen, auch die Herrschaft über die übersinnliche Welt in die Macht seines vernünftigen Willens stellte. Die Entwickelung und Ausbreitung dieser Philosophie traf zusammen mit einem großen weltgeschichtlichen Ereigniß, welches sich wie die praktische Probe auf die Alleinberechtigung der Vernunft und Freiheit darstellte. Etwas endlich von dem Geiste jener politischen Umwälzung hatte sich mit dem Geiste der kritischen Philosophie in dem Manne verbunden, der aus der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft die unfehlbare Wissenschaftslehre gemacht hatte. Sowohl in der mäßigeren und behutsameren Form aber, welche der Urheber selbst, als in der kühneren und radicaleren, welche der Schüler dieser Lehre gegeben hatte, mußte sie unter der studirenden Jugend Proselyten machen. Unter den Theologen begreiflicher Weise am meisten. Denn während eben die Fragen, um welche sich das Interesse der Theologie dreht, in dieser Philosophie eine neue blendende Beleuchtung fanden, so war auch der Widerstand, den die Unerbittlichkeit der Thatsachen früher oder später jeder aus abstracten Begriffen sich aufbauenden Weltansicht entgegensetzt, in dieser Wissenschaft der geringste. Die Thatsachen der Theologie sind innere, sind Glaubensthatsachen, und eben dem Glauben gab die neue Lehre ein Fundament, das dem menschlichen Stolze schmeichelte, indem es die menschliche Kraft auf die erhabensten Ziele lenkte. So wurden die jungen Theologen, wenn sie das Zeug dazu hatten, von dem Geiste, wenn sie schwach und unselbständig waren, von dem Buchstaben der kritischen Philosophie gefesselt. An den Begabteren machte sie Eroberungen, die Unbegabteren fielen ihr widerstandslos zum Opfer. Von Wenigen wirklich verstanden, wurde sie von Mehreren halb, von den Meisten mißverstanden. Selbständige Geister richteten sich an ihr auf, unselbständige beteten sie nach. Alle die Verwirrung, die noch allemal auch die geistreichste Theorie in jungen Köpfen neben der Begeisterung angerichtet hat, zeigte sich auch hier im Gefolge der neuen Lehre. Hier war Einer, der sich an ihr zu Schanden gegrübelt und aus Verzweiflung über sein verfehltes Studium freiwillig seinem Leben ein Ende gemacht hatte. Hier war

ein Anderer, der aus ihren Moralprincipien die radicalsten praktischen Consequenzen gezogen und mit seinen unreifen Gedanken vor die Oeffentlichkeit getreten war. Im Großen und Ganzen hatte das einseitige Interesse, mit welchem sich die jungen Leute auf den Kriticismus warfen, den positiven Studien Abbruch gethan. Die Adepten der neuen Weisheit kamen unwissender und zugleich absprechender als sonst ins Examen; ihre Antworten, ihr anmaaßendes Wesen, ihr Dünkel schmerzten und empörten unseren Theologen, und so machte er seinem Unwillen über die neumodische Weisheit in dem Schlußbande seiner Christlichen Schriften Luft [1]).

Aber nicht litterarisch bloß, sondern auch praktisch glaubte er gegen das Uebel, das sich ihm als eine Landescalamität darstellte, vorgehen zu müssen. Er war vor Jahren bei Gelegenheit der von dem Generalsuperintendenten Schneider gegen die Jenaische theologische Facultät erhobenen Denunciation entschieden für die Lehrfreiheit der Universitätslehrer eingetreten. Allein eine andere Frage war, ob man nicht die zur Universität abgehenden Jünglinge sonstwie vor dem Gifte schützen könne, das sie in den Hörsälen einsaugen möchten. In der Hinterlassenschaft jenes, im Sommer 1797 gestorbenen Eisenacher Generalsuperintendenten hatte sich ein hierauf bezüglicher Aufsatz gefunden, der den Gedanken anregte, ob man die Bildung der künftigen Stadt- und Landgeistlichen nicht ganz von den Universitäten unabhängig machen könne. Dieser Aufsatz, von dem Herzog Herder mitgetheilt [2]), gab diesem Anlaß, ein anderes schon früher gehegtes Project von Neuem zu entwickeln und zwar, wie es die Sache mit sich brachte, mit speciellem Bezug auf die Weimarischen Verhältnisse [3]). Den Gedanken, der Universität eine theologische Fachschule zur Seite oder gleichsam entgegenzusetzen, weist er in dem betreffenden Gutachten mit den besten Gründen zurück; dergleichen würde dazu führen, daß eine nothwendig sehr beschränkte und unwissenschaftliche Landestheologie ein Monopol erhielte und daß man zu Pastoren geistliche Handwerksburschen bekäme. Die Universitäten sind einmal da und sie haben ihren unzweifelhaften wissenschaftlichen Werth. Aber sie haben andererseits hinsichtlich der praktischen Bildung künftiger Geistlichen auch ihre Mängel, und zwar

---

[1]) Herder selbst hat dieses Motiv so oft ausgesprochen, daß es genügt, hier nur auf Erinnerungen III, 126 ff. und die Vorreden zur Metakritik und Kalligone zu verweisen. Eine Hauptstelle ist die unmittelbar nach Vollendung der Metakritik geschriebene Stelle in dem Briefe an Gleim C, I, 254: „Die bösen Folgen [der kritischen Philosophie] in verwilderten Köpfen und irregeleiteten Jugendjahren kommen mir wie Fluthen an den Leib. Parliamo" u. s. w.

[2]) Der Herzog an Herder, Herbst 97, im Herderalbum, S. 37, jetzt in Düntzers Sammlung, S. 134 Nr. 20.

[3]) S. das SW. zur Theol. XV, 129 ff. abgedruckte Gutachten. Ohne hinreichenden Grund bezieht Düntzer des Herzogs Brief im Herderalbum S. 38 unten (in Düntzers Sammlung Nr. 21) auf eben dieses Gutachten.

liegt der größte, der eigentliche Schaden nicht in der theologischen, sondern in der philosophischen Facultät. Hier, meint das Herdersche Gutachten, lernen die jungen Theologen nach dem jetzigen Zuschnitt der Dinge allerlei Sachen, die sie mißbilden. „Jene barbarisch kritische Philosophie“ — so heißt es in fast wörtlicher Uebereinstimmung mit den Invectiven und Klagen der Schrift von Religion und Lehrmeinungen — „die fast alle populäre Sprache aufgehoben, jeden Kegel auf den Kopf gestellt und die ganze menschliche Denkart revolutionär zu machen gesucht hat, hat auch die Theologie aus ihrer Wurzel zu rücken sich bestrebt, indem sie statt ihrer eine Religionsphilosophie Mode gemacht hat, nach welcher Jeder sich die Religion erst a priori selbst erfinden und in dieser barbarischen Erfindungssprache vortragen muß, wenn sie Religion sein soll“. Diese Philosophie daher, welcher naturgemäß gerade die jungen Theologen am schutzlosesten in die Arme fallen, gilt es, ihnen entbehrlich zu machen und sie davon abzuhalten. Das Mittel aber dazu soll — in der Errichtung einer Selecta am Gymnasium bestehen. Hier sollen die Jünglinge gleichsam Quarantaine halten. Im Voraus sollen sie über die Philosophie, wie sie zur Zeit auf der Universität betrieben wird, hinausgehoben und vor der Lust, „philosophisch zu tumultuiren“ bewahrt werden. Sie würden auf jener akademischen Selecta in den Schulwissenschaften weitergebildet, erhielten den nöthigen Unterricht in Logik, Metaphysik, und Geschichte der Philosophie, ersparten ein theures Jahr Zeit auf der Universität und würden — das ist die immer wiederholte Hauptsache — „dem philosophischen Revolutions- und Ordensjahr“ entnommen.

Daß nun dies ein in allem Betracht thörichter Plan war, liegt auf der Hand. Derselbe entzog der Universität, was ihr gebührte und belastete das Gymnasium mit einer Aufgabe, der es nicht gewachsen war. Es war eine Verrückung der Grenzen beider Anstalten, die sich noch immer, so oft Aehnliches versucht worden ist, als schädlich erwiesen hat. Es war in diesem Falle ein elendes Compromiß zwischen Wissenschaftlichkeit und Unwissenschaftlichkeit. Das wissenschaftliche Recht der Universität sollte gewahrt, und doch der Unterricht in der Philosophie von ihr auf die Schule zurückverpflanzt werden! Wenn nun die Quarantaine nicht half, wenn nun der absichtlich Zurückgehaltene bei dem verspäteten Eintritt auf die Akademie sich mit doppeltem Heißhunger auf den verbotenen Baum der Erkenntniß stürzte, dessen Früchte doch einmal hier vor Aller Augen hingen? So hätte er dann ja wohl ein Jahr nicht gewonnen, sondern verloren. Ging es wirklich an, die eigentlich akademischen, im vollen Sinn wissenschaftlichen Vorstudien für die Theologie von der Akademie auf das Gymnasium zu „translociren“? Und wenn nicht: genügte dann ein nur zweijähriges Berufsstudium zu wirklicher Durchbildung der künftigen Geistlichen? Es war eine halbe, ihren Zweck verfehlende Maaßregel auch deshalb, weil es ja wohl unmöglich war, die Grenzsperre zwischen Theologie und Philosophie auf der Universität selbst aufrecht zu erhalten, weil am Ende der

Zögling das Gift, vor dem er hatte bewahrt werden sollen, auch in den Vorlesungen über Dogmatik und Exegese wiederfand. Daß das Studium der Philosophie auf die Schule, das Brodstudium auf die Universität gehöre, war ein so grundverkehrter, ein so gründlich unwissenschaftlicher und illiberaler Gedanke, daß Herder niemals auf ihn verfallen wäre, wenn es nicht eben die Kantsche Philosophie gewesen wäre, die eben jetzt, die in seiner Nachbarschaft, die in Jena den jungen Theologen die Köpfe verwirrte. Er würde sich der segensreichen Einwirkungen und Anregungen erinnert haben, die er selbst den Vorlesungen des nun freilich zum Haupt einer Sekte gewordenen Magister Kant verdankte; er würde sich gesagt haben, daß die Wissenschaft nur durch die Wissenschaft berichtigt und ihre Irrthümer nur auf dem Wege der freien Forschung, des freien Lehrens und Lernens überwunden werden können. Sein Antagonismus gegen die kritische Religionsphilosophie hatte sich in Haß gegen das Kantsche System verwandelt, und dieser Haß machte ihn blind gegen die ersten Principien wissenschaftlicher Freiheit und pädagogischer Weisheit. Er schalt auf den philosophischen Sektengeist, der auf Akademien sein Nest habe und von hier in die Welt versendet werde und wollte der freisten aller Wissenschaften den Zügel einer Schuldisciplin, — einer von ihm controlirten, mit seiner Theologie übereinstimmenden Schuldisciplin auferlegen!

Eine einzige Entschuldigung giebt es für den Mißgriff, den er beging. Sein Vorschlag bezweckte nicht bloß einen Schutz gegen den Kantianismus, sondern ebensosehr und gleichzeitig eine specielle Verbesserung des seiner Obhut anvertrauten Weimarischen Gymnasiums. Schon länger plante er, um das Gymnasium auf eine höhere Stufe zu heben, die Errichtung einer neuen Professur an demselben. Wenn eine Selecta gegründet wurde, so war diese Vermehrung der Lehrkräfte eine Nothwendigkeit, und indem er diese mit dem Angriff auf die philosophischen Excesse der ersten theologischen Semester in Verbindung brachte, so gewann er dadurch einen Hebel mehr zur Erreichung seiner Absicht. Nach der Erzählung in dem Manuscript der Erinnerungen wäre es der Director des Gymnasiums gewesen, der diese Absicht vereitelte. Voigt nämlich habe Böttiger von dem Herderschen Plane Kenntniß gegeben. Alsbald habe dieser sich einen Ruf nach Kopenhagen zu verschaffen gewußt und habe nun für sein Bleiben eine Reihe von Bedingungen gestellt, darunter die, daß der neu anzustellende Professor seine Nachmittagsstunden übernehme und für ihn, wenn er auf Reisen sei, vicarire. Damit sei denn die Absicht, welche Herder mit dem neuen Professor gehabt, ins Wasser gefallen, denn wenn es ihm nun auch gelungen sei, durch Goethe die Ablehnung der Böttigerschen Forderungen durchzusetzen, so sei doch gleichzeitig die Selecta und der neue Professor weggefallen[1]). Der Pragmatismus dieser Erzählung ist indeß äußerst unwahrscheinlich. Welches Licht sie auch immer auf Böttigers eigensüchtige Un-

[1]) Manuscript der Erinnerungen, Beilage: „Böttiger“. Vgl. Lindemann, S. 52 ff.

verschämtheit wirft: der Plan der Selecta scheiterte augenscheinlich nicht daran, sondern an seiner inneren Unzweckmäßigkeit. Wenn Herder dem Umsichgreifen und den verderblichen Wirkungen der kritischen Philosophie entgegenarbeiten wollte, — so mußte er zu anderen Mitteln greifen.

Wie es scheint, war es eine im Juni 1798 in den Göttinger Gel. Anzeigen erschienene Recension der beiden letzten Christlichen Schriften[1]), die seine Kampfeslust aufstachelte und ihn mit Einem Male zu dem Entschluß brachte, den zunächst gegen die „Satansdogmatik" und die Kantsche Religionsphilosophie gerichteten Angriff zu einem systematischen Angriff gegen das ganze Gebäude der Kantschen Philosophie zu erweitern und sich von der Wurzel auf mit ihr auseinanderzusetzen. Noch am 1. December 1797 hatte er mit Bezug auf die Schlosserschen Anti-Kantiana an Jacobi geschrieben: „Das Jahrhundert oder Jahrzehnt ist in der Kantischen Wortgrübelei ertrunken; ein neuer Mensch wird emporkommen, und jene Sündfluth wird verlaufen. Jetzt mit ihr fechten, dünkt mich vergeblich; man muß nur Löcher graben, wohin sie ablaufe, wann ihre Zeit kommt." Jetzt plötzlich änderte er diese Ansicht. Daß einer der Jünger Kants — es war der Göttinger Theologe Stäudlin, ein Mann, der sich brieflich und litterarisch bisher mehrfach mit ihm in Beziehung gesetzt hatte[2]) — ihn meistern und ihn die Kantsche Philosophie lehren wollte, das beleidigte seinen Stolz. Zu weit hatte er sich ja in der That schon in jenen Christlichen Schriften vorgewagt, als daß er seine Position unvertheidigt hätte preisgeben dürfen. Seine Ueberzeugung war so fest und so lebhaft. Er war so durchdrungen davon, daß er die Sache des gesunden Menschensinns gegen den Wider- und Uebersinn einer ungesunden Speculation vertrete. Seine beleidigte Autorehre und diese seine Ueberzeugung stellte ihm nach Allem, was er von den Wirkungen der kritischen Philosophie erlebt hatte, so eindringlich die Pflicht vor, in die Bewegung, von der er meinte, daß sie nun wohl schon im Ablaufen begriffen sei, einzugreifen und ihr Ende zu beschleunigen. „Wohlan," so schrieb er unter dem Eindruck jener Recension, *„πολλά μοι ὑπ' ἀγκῶνος ὠκέα βέλη!"* [3])

Dem Entschluß, diese Geschosse zu entsenden, opferte er sofort die schönsten Pläne seiner älteren Schriftstellerei. Er wäre nun, nachdem er mit der Fünften christlichen Sammlung das „Baptisterium geschlossen hatte", frei gewesen, zu der Ebräischen Poesie und zu den „Ideen" zurückzukehren. Er hat Beides liegen gelassen, er hat, was ihn im Frühjahr lebhaft beschäftigte, die Fortsetzung seiner Abhandlung über Persepolis, die sich ihm zu einer Reihe

---

[1]) Daselbst 1798, II, 938—44 und 992—98.

[2]) Aus den Jahren 1785, 91 und 94 liegen vier Briefe Stäudlins an Herder vor. Die Stäudlinsche Autorschaft der Recension ist durch Heyne an Herder 3. Dec. 98, C, II, 234 bezeugt; vgl. Herder an Eichhorn 24. Dec. 98, das. S. 312.

[3]) An Eichhorn, im Sommer 98, C, II, 311—12.

von Briefen an lebende Gelehrte gestaltete, bei Seite geschoben, um Abrechnung, entscheidende Abrechnung, wie er meinte, mit Kant zu halten [1]). Mit Feuereifer ging er seit Anfang November daran, diese Philosophie von Grund aus, nach ihren ersten Principien, wie sie in der Kritik der reinen Vernunft niedergelegt waren, zu widerlegen. Den Titel und die leitenden Gedanken zu der neuen Arbeit lieferte ihm Hamanns handschriftlicher Aufsatz [2]). „Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft" — welchen besseren Titel hätte er wählen können für ein Buch, das, indem es widerlegen, zugleich eine eigene positive Ansicht über das Ganze der menschlichen Erkenntniß entwickeln sollte? Die Gedanken Hamanns aber waren seine eigenen. Das freilich war nicht genau richtig, wenn er bei Gelegenheit des Vorwurfs, der alsbald nach dem Erscheinen des Buchs gegen ihn als einen Plagiator erhoben wurde, äußerte, die Metakritik sei zwischen ihren beiden Köpfen entstanden [3]). Der Briefwechsel zwischen Herder und Hamann zeigt — wir haben es an anderer Stelle bereits constatirt — soweit er sich auf die Kantsche Philosophie bezieht, nicht die leiseste Spur eines wechselseitigen, ineinandergreifenden Gedankenaustausches, sondern jedes kritische Wort kömmt ausschließlich von Hamanns Seite, und auch die verlorenen Briefe Herders können, nach den Antworten zu urtheilen, nur das wiederholte Verlangen, die Gedanken des Freundes zu erfahren, enthalten haben. Aber diese Gedanken fielen auf einen wohlbereiteten Boden; jedes Wort des Königsberger Metakritikers ging dem Anderen so glatt und willig ein, als ob er es selbst gedacht hätte, es fügte sich so völlig dem Ganzen seiner Denkweise und seiner Ueberzeugungen ein, daß er in gewissem Betracht mit Recht sagen konnte: gedacht sei die Metakritik seit bald zwanzig Jahren [4]). So lange, und länger in der That, war er durch seinen naturalisirenden Leibnitzianismus, durch seine Sympathien mit der englischen Erfahrungsphilosophie, durch seine theologischen, seine geschichtlichen, seine ästhetischen Ansichten dem Geiste der trennenden, hinter Erfahrung und Sprache, Natur und Wirklichkeit zurücksteigenden Abstraction entfremdet, daß er über Kants kritisches Unternehmen nicht wohl anders denken konnte als der metakritische Freund, der wiederum seinerseits in den „Ideen" nur sein eignes Lieblingsthema: Sprache und Ueberlieferung, ausgeführt gefunden hatte. Wenn Herder wirklich erklärte, daß er nicht bloß den Titel, sondern auch Stellen aus Hamanns handschriftlicher Metakritik wörtlich in seinem eigenen Werke abgeschrieben habe, so gab er damit mehr zu als thatsächlich richtig ist. Viel zutreffender und glaubhafter die andere Aeußerung: er hätte, wenn es ihm eingefallen wäre, daß er das Hamannsche Manuscript besitze, Stellen daraus citiren können, und werde

---

[1]) Vgl. S. XII der Suphanschen Einleitung zu SWS. XXI und XXII, mit der sich unsere Erzählung durchweg deckt.

[2]) „Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft", s. oben S. 244.

[3]) Caroline an Knebel 10. Aug. 1800, in Knebels litt. Nachl. II, 335.

[4]) An Gleim 5. April 99, C, I, 254.

dasselbe bei einer neuen Ausgabe seinem Werke vordrucken lassen[1]). Er würde damit nur dasselbe gethan haben, was er in anderen Schriften mit anderen Stellen des Magus schon oft gethan hatte. Hamann gegenüber eifersüchtig seine Selbständigkeit zu wahren oder seine Abhängigkeit zu verstecken, war ihm niemals in den Sinn gekommen. Er war stolz darauf, sein Jünger und Dolmetscher zu sein. Mehr als einmal erklärte er, daß Hamanns Philosophie die einzig wahre sei, und diese Philosophie in derselben Weise zu entwickeln, wie er die Sprüche Hamanns von der Poesie als der Muttersprache des menschlichen Geistes oder von dem einzigen Werthe der orientalischen Dichtung entwickelt hatte, war eine Aufgabe, die gleichsam zum Abschluß seiner schriftstellerischen Mission gehörte.

Noch einmal daher, wie damals, als er die Litteraturfragmente und die Kritischen Wälder hinwarf, kam das Gefühl über ihn, daß er dem Zeitgeist eine neue Richtung geben könne und müsse. Mit dem polemisch wissenschaftlichen vereinigte sich der Eifer einer sittlichen, ja religiösen Pflichterfüllung — fast wie in dem Streit gegen die aufklärerische Schrifterklärung eines Michaelis und gegen die aufklärerische Predigtamtsauffassung eines Spalding. „In Einem Flusse, unglaublich geschwind, wie keines seiner anderen Bücher" schrieb er, nach Böttigers Bericht, die Metakritik. Die Humanitätsbriefe waren ihm, je mehr gegen das Ende, desto saurer geworden. Ganz anders klingen die Ankündigungen, die er bald nach begonnener Arbeit den Freunden darüber macht, daß er sie, zu dem „Lieblingsfeld seiner Jugend" zurückgekehrt, bald mit etwas Philosophischem zu überraschen hoffe[2]). „Schreib Dich gesund," ruft er dem kränkelnden Jacobi zu, „Du mußt schreiben. Wenn ich mich übel befinde und die Krankheit anwandeln sehe, reinige ich meinen Leib und schreibe." Das Recept schien sich wirklich an ihm zu bewähren. Mit Leib und Seele sei er an der Arbeit, meldet Caroline am 12. November Gleim; noch keinen Winter, schreibt sie im Frühling demselben Freunde, habe er so gesund und heiter zugebracht als diesen, so lange er bei der Metakritik gewesen[3]). Die Freude an der Arbeit, die Zuversicht zu dem Gelingen spricht aus den Andeutungen, die er während der Arbeit selbst gegen Gleim fallen läßt, aus den Mittheilungen an den jetzt nach Weimar übergesiedelten Jean Paul, den einzigen, den er in das Geheimniß eingeweiht hat. Schon im November, so rasch schreitet er voran, hat er diesem die ersten zehn Abschnitte vorgelegt, um ihn zu seinem „Richter", seinem „Hypermetakritiker" zu machen. Am 18. Januar hat der Druck begonnen; Anfang April giebt Jean Paul sein Gutachten über die Vorrede,

---

[1]) Die erstere Aeußerung nach der Briefstelle der vorletzten Anmerkung, die letztere nach Böttiger, Litt. Zustände I, 133.

[2]) An Knebel 23. Nov. 98, in Knebels Litt. Nachl. II, 276; an Eichhorn 24. Dec., C, II, 312.

[3]) Herder an Jacobi 10. Dec. 98 in Jacobis Auserl. Briefw. II, 265; Caroline an Gleim C, I, 248 und 3. Juni 99, das. S. 257.

und Mitte des Monats — eben als Schiller nach Weimar gekommen war, um den Proben zu Wallensteins Tod beizuwohnen — konnte das zweibändige Werk von zusammen fast 900 Seiten versandt werden[1]).

So rasch aber konnte Herder mit der Kritik eines Werkes zu Stande kommen, das, in Jahrzehnten langsam gereift, die Resultate des tiefsinnigsten Nachdenkens zusammenfaßte, weil er diesem Tiefsinn auf den Grund zu sehen sich überhoben erachtete. Die erste Bedingung einer erfolgreichen Kritik, die Achtung vor dem Werth und Gehalt des fremden Werks, ging ihm ab. Durch die Conflicte, in die er mit den von diesem Buche ausgegangenen Wirkungen gerathen war, hatte sich seine Stimmung gegen dasselbe zu Abneigung und Haß gesteigert. Bedeutenden Geisteswerken gegenüber war die Kritik Herders nur dann fruchtbar, wenn er sich dieselben ganz oder theilweise assimiliren konnte. Er kritisirte Spinoza, indem er sich in ihn liebevoll einsann, um sich dann wieder bis auf einen gewissen Grad aus ihm herauszusinnen. Er kritisirte Lessing, indem er sich mit dessen Gedanken befreundete, um diese dann weiterzuspinnen, sie zu ergänzen und ergänzend zu berichtigen. Kant dagegen kritisirte er wie er Klotz oder Schlözer, Spalding oder Nicolai kritisirt hatte. Abgestoßen durch das, was in dieser Philosophie seiner Natur feindlich war, begegnete er derselben mit eben der Respectlosigkeit, welche der Oberflächlichkeit und Trivialität untergeordneter Geister gegenüber berechtigt gewesen war. Statt sich in den Umkreis der Stärke des Gegners zu versetzen und ihn durch die Consequenzen seiner eigenen Gedanken zu Falle zu bringen, nahm er seinen Standpunkt innerhalb eines ganz anderen, entgegengesetzten Gedankenkreises und meinte den Gegner widerlegt zu haben, wenn er an ihm vorbei, ihm entgegen redete und seinen Haß gegen das Ganze, ja sein Mißverständniß des Ganzen in eine Reihe von Einzelausfällen, von mehr oder minder zutreffenden Ausstellungen, ja Spott- und Schimpfreden zerstückelte. Es ist das höchste Lob, welches man einem kritischen Werke ertheilen kann, wenn aus der

---

[1]) An Gleim 18. Jan. 99, C, I, 251: „Es wird an einer Schrift von mir gedruckt, mit der ich Sie zu überraschen gedenke. Ob Sie sie lesen werden, ist eine andere Frage. Es ist eine herculische Arbeit — obgleich nicht jene mit den Königstöchtern". An denselben Mitte März 99, das., S. 253: „Bald schicke ich Ihnen etwas, zum Theil mit Gothischen Buchstaben gedruckt; daher sehr leserlich und kräftig". Herder an Jean Paul und dieser an Herder, im Briefw. A, I, 296 ff. An Jacobi geht die Metakritik schon am 15. April ab, A, II, 318, erst am 29. an G. Müller, Gelzer, S. 286. Weitere Data über die Zeit der Versendung in Knebels Nachlaß II, 327, C, III, 140 ff., Zur deutschen Litteratur I, 167; der Dankbrief des Prinzen August ist vom * 20. April 99. Es scheint, daß dies Werk besonders reichlich ausgestreut wurde; s. Caroline an Böttiger, bei Lindemann S. 107 Nr. 9 und Böttiger, Litt. Zustände II, 193. — In SW. sind die — ursprünglich Leipzig, bei Joh. Friedr. Hartknoch erschienenen — beiden Bände der Metakritik in der Abth. zur Philos. Bd. XVI und XVII unverändert wiederabgedruckt; in SWS. bilden sie Bd. XXI, woselbst die Einleitung S. XIV—XV und S. XXIII noch weitere Auskunft über die äußeren Schicksale des Buches giebt.

Kritik selbst eine Summe positiver Gedanken hervorwächst, und zumal die Widerlegung eines philosophischen Systems wird vollständig erst dann sein, wenn sie sich selbst zu einem System gestaltet. Die Metakritik jedoch, obgleich sie des Positiven so viel und des Systematischen mehr bietet als irgend eine andere Herdersche Schrift, verdient dieses Lob nicht. Ihre positiven Gedanken, alle ihre Grundmotive lagen fertig vor; so bestimmen sie im Voraus das Ergebniß eines Streites, bei dem der Andere zwar vielfach zu Worte, aber mit allen Worten fast niemals zu seinem Rechte kömmt; trotz dieses bloß gegensätzlichen, contradictorischen Verhältnisses entlehnt andererseits der Metakritiker den Schein systematischer Ordnung durchaus dem Buche, das er vernichten will; er kleidet seine antikantsche Lehre in Formen, die er dort vorgefunden, dergestalt, daß dieselbe unwillkürlich zu einem parodischen Gegenbilde der Kantschen wird.

In der That, wie leidenschaftliche Abneigung und Aerger, vorgefaßte Meinung und Vorurtheil einen geistreichen Mann trotz aller Liebe zur Wahrheit zur größten Unbill verführen können, dafür liefert die Metakritik einen merkwürdigen Beleg. Hatte Herder früher sich mit seiner Hochachtung und Dankbarkeit gegen den ehemaligen Lehrer dadurch abgefunden, daß er nur gegen die Jünger, nicht gegen den Meister eiferte, so soll jetzt, nach der Vorrede zur Metakritik, nur „von einem Buche, nicht von dessen Verfasser" die Rede sein. Eine ebenso unhaltbare wie uneingehaltene Unterscheidung! Scheinbar, dem Vorgeben nach, die sachlichste Prüfung: der That und Wahrheit nach eine von Persönlichkeiten auf jedem Blatte strotzende Kritik. Denn nirgends zwar wird der Verfasser genannt: aber unversehens verwandelt sich dessen Buch in eine Person, der das Feindlichste und Bitterste, das Beleidigendste und Spöttischeste ins Gesicht gesagt wird. Nach einer seltsamen Fiction, die wenigstens nicht ritterlich ist, werden die Schläge gegen das Kantsche Hauptwerk und daneben gegen eine Anzahl anderer Kantscher Schriften und Aufsätze gerichtet — um je länger desto mehr nicht etwa nur den Denker, den Schriftsteller, sondern den Sektenstifter, ja zuletzt den Menschen zu treffen. Ausdrücklich verspricht die Vorrede, daß es die Absicht sei, den Verfasser selbst im Zusammenhange, ohne Zwischenrede sprechen zu lassen, und daß es die größte Sorge der Metakritik sei, den Kern der Kantschen Schrift auszuheben. Die Wahrheit ist, daß gerade das tendenziöse Abdrucken längerer oder kürzerer Stellen des kritisirten Werks der allerschlechteste Weg ist, um den Kern desselben herauszuheben, und daß gerade durch diese Manier die prüfende, verständigende Wechselrede sich in stets unterbrechende Zwischenrede verwandelt hat. Durchaus wird bei dieser Manier dem Verfasser der Vernunftkritik die bemitleidenswertheste Rolle zuertheilt. Es wird ihm wie einem armen Sünder die Rede verstattet — genau so lange wie es dem voreingenommenen Richter beliebt; denn dieser behält sich vor, ihm jeden Augenblick ins Wort zu fallen, ihn zu schelten oder zu verlachen, ihn schweigen zu heißen und ihm

lange Gegenreden zu halten. Von Anfang bis zu Ende ist dem mürrischen, zänkischen Inquisitor kein Wort recht, welches der Andere spricht. Die Freiheit, die man jedem originellen Autor verstattet, daß er das Neue, was er zu sagen hat, in einer neuen und eigenen Sprache sage, vorausgesetzt nur, daß sie verständlich und nicht affectirt ist — der Verfasser der Vernunftkritik soll diese Freiheit nicht haben. Bei dem Titel der Schrift fängt diese Mäkelei an und heftet sich sofort an jeden ungewohnteren Ausdruck; Kant wird gleichermaaßen geschulmeistert, wenn er sich seiner Muttersprache und wenn er sich einer sorgfältig gewählten Schulsprache bedient. Nichts, wie er es sagt, und nichts, was er sagt, kann sich jemals von dem gestrengen Metakritiker auch nur den geringsten Beifall verdienen. Sollte sich ja einmal nichts daran aussetzen lassen, so haben es doch Andere schon vorher und zwar besser gesagt. Einer der Hauptkunstgriffe, den großen Philosophen klein zu machen, besteht darin, ihm alle früheren Philosophen gegenüberzustellen. Für sie Alle, von Platon und Aristoteles bis auf Wolf und Lambert, hat der Metakritiker anerkennende Worte; sie alle, am meisten die Engländer und Leibnitz, ruft er gegen Kant gelegentlich zu Hülfe. Unter so vielen großen und kleinen Propheten ist dieser Eine allein ein falscher Prophet; bei den Anderen allen ist Irrthum und Wahrheit beisammen: nur Kant, was immer seine ursprüngliche Absicht gewesen sei, ist der Vertreter des Irrthums schlechtweg. So gänzlich verleugnet Herder diesmal seinen historischen Sinn, seine Neigung zu eklektischer Toleranz, daß er zur radicalen Vernichtung verschreitet, daß seine Kritik zur Verhöhnung wird. Nicht die kritische Weise Lessings, die ihm sonst so oft vorleuchtete, sondern die satirische Weise Swifts ist diesmal ausgesprochener Maaßen sein Vorbild. Mit einer unschmackhaften Allegorie, einer warnenden und einer bethörenden Vision, die dem ins Thal der akademischen Weisheit reisenden Jüngling sich darstellt, beginnt der Prolog zur Metakritik, und eine Fabel, in der die Spinne ihr bald verwehtes Gewebe den Bienen zum Aergerniß feindlich und drohend aufbaut, bildet den Epilog des Ganzen. Spott, Hohn und rügende Verachtung hat er allein für dies Spinnengewebe, für die Truggeschenke der „Hägsa", in Bereitschaft; denn was sonst verdiente eine Philosophie, die nichts als Wahn ist, deren Wahn zur Anmaaßung und deren Anmaaßung zur Intoleranz und Kabale geworden ist?

In drei Schriften namentlich hatte er bisher seine philosophischen Grundanschauungen in einem gewissen Zusammenhange vorgetragen: in der Schrift vom Erkennen und Empfinden, in den „Ideen", und in den Spinozagesprächen, und in den beiden letzteren bereits war der Gegensatz gegen Kants Standpunkt zum Ausdruck gekommen. Erst jetzt jedoch, im Reflex der Kantschen Kritik der reinen Vernunft, schließen sich die dort zu verschiedenen Zwecken gezogenen Linien zu einer Figur, zu einer Art von System zusammen. Nichts irgend Wesentliches in diesem System ist neu; neu ist nur dies, daß die Gedankenmotive sich eben verbinden und verdichten, und daß Alles, Dank dem

Lichte, welches von dem feindlichen System ausgeht, größere Klarheit und Bestimmtheit erhält.

Herder selbst — das ist der erste Punkt des Gegensatzes — bezeichnet sich als den Vertreter des Verstandes oder des gemeinen Menschensinns, und diesen als den „Antipoden der kritischen Uebervernunft". Nach der Möglichkeit der Erfahrung hatte die Kantsche Kritik gefragt. Gestützt auf die von der Erfahrung unabhängigen Elemente der mathematischen und der logischen Erkenntniß, hatte sie zur Beantwortung jener Frage den Prozeß der Erfahrung und den der ihr zu Grunde liegenden Wahrnehmung in seine Factoren zu zerlegen versucht und war so auf eine Anzahl geistesinnerlicher Formen gestoßen, die sie als das Apriori alles Erkennens zu bezeichnen das gute Recht hatte. Diesen Versuch nun, hinter die Erfahrung zu transscendiren, die jenseits des Erfahrens liegenden apriorischen Bedingungen desselben zu ermitteln, erklärt Herder einfach für ein unmögliches Beginnen. Die Frage kann nach ihm nur sein: wie entwickeln sich unsere erkennenden Kräfte innerhalb der Erfahrung und wie kommen sie zu ihren Begriffen und Begriffsverknüpfungen? Es handelt sich nicht um eine Kritik, d. h. um eine Sonderung des Selbsteignen der Vernunft von dem ihr Gegebenen, sondern um eine „Physiologie der menschlichen Erkenntnißkräfte", um eine Geschichte ihrer begriffserwerbenden Thätigkeit. So wie Goethe sich sträubte, die nicht unmittelbar sichtbaren Bedingungen der Licht- und Farbenerscheinungen aufzusuchen und von keinen anderen Experimenten wissen wollte als die sich unter freiem Himmel anstellen lassen, so sträubt sich Herder, das Erkennen anders als in und an seinen concreten Erzeugnissen zu beobachten. Er verhält sich zu Kant ganz ähnlich wie Goethe zu Newton; da, wo die Wissenschaft genöthigt ist, von der lebendigen Anschauung, wie geistreich sie sei, Abschied zu nehmen und die, wenn auch hypothetische, Abstraction zu Hülfe zu rufen, hört für Beide die wissenschaftliche Untersuchung, es hört, wie Herder sagt, die „Menschenvernunft" auf. Statt daher über die Wahrnehmung und Erfahrung zu transscendiren, sucht er die Geschichte der Entstehung menschlicher Erkenntniß an und aus der Erfahrung abzuleiten. Alle Begriffe, die wir besitzen, sind Erfahrungsbegriffe, die der Verstand am Leitfaden und mit Hülfe der Sprache aus dem uns Gegebenen bildet. Herders Erkenntnißtheorie ist somit nicht Idealismus, sondern Realismus, alles Erkennen nach ihr ein Anerkennen, d. h. ein Aneignen eines Gegebenen. Er steht Locke näher als Kant, aber mit dem kritischen Empirismus Lockes verbindet sich der dogmatische Idealismus des Verfassers der Nouveaux essais. Denn nicht etwa nur aufnehmend, empfangend verhält sich der erkennende Geist; ein Apriori vielmehr erkennt auch Herder an[1]).

[1]) Wie sehr es ihm darum zu thun war, hierüber keinen Zweifel zu lassen, erhellt aus der Erwiderung auf die ihm von Jean Paul gemachten Bemerkungen. Ein Mißverstand, schreibt er (A, I, 299 Nr. 21) schleiche sich durch viele dieser Bemerkungen, und dieser

So bestimmt er sich weigert, dasselbe in vor der Erfahrung im Gemüthe bereit liegenden Sinnlichkeits- oder Verstandesformen, in „reinen" Anschauungen und „reinen" Begriffen zu finden, so bestimmt erkennt er eine in der sinnlichen Wahrnehmung und der Erfahrung sich bethätigende Kraft der Sinnlichkeit und des Verstandes an. Es ist die Kraft des Innewerdens und Anerkennens. Es ist Eine und dieselbe, sich nur höher steigernde Kraft, die sich von der ersten Sensation an manifestirt, so daß der urtheilende Verstand schon in der Sensation wirkt. Monistisch also ist diese Erkenntnißtheorie; sie will von der Kantschen Scheidung der Sinnlichkeit, als eines Vermögens der Receptivität, und des Verstandes, als eines Vermögens der Spontaneität, schlechterdings nichts wissen. Und aus der Schrift vom Erkennen und Empfinden bereits wissen wir, worein Herder das Wesen dieser von den ersten Reizen an continuirlich wirkenden Kraft setzt: ihr Thun besteht durchweg darin, daß sich die Seele „ein Eins aus Vielem erschafft"; so thut der innere Sinn in der Empfindung, so thut der Verstand im Urtheilen und Begriffebilden. Endlich aber, wie gleichfalls schon dort gesagt war: diese erkennende Kraft ist dieselbe Naturkraft, die sich in aller Organisation wirksam erweist. Das Gleichartige läuternd sich anzueignen, ein Eins aus Vielem zu bilden, ist die Function aller Naturkräfte, und das Erkennen also nur ein höherer, ein im Act der Sprache zur Besonnenheit gesteigerter Naturprozeß. So begegnet sich die Herdersche Erkenntnißtheorie mit seiner Geschichtsphilosophie. Wie er in dieser den Menschen als das höchste Product der in unserem Planeten wirkenden organischen Kraft anschaute und so den Begriff der Humanität zum leitenden für die Geschichte machte, so naturalisirt er auch den Hergang des Erkennens —: sein oberstes erklärendes Princip ist die poetische Anschauung der Natur als eines Alls gleichförmig, nach Einer großen Regel wirkender Kräfte. Bei der dogmatischen, durch Intuition ergriffenen Voraussetzung dieses allebendigen Ganzen macht seine erkenntnißtheoretische Untersuchung Halt; hier mündet sein durch Leibnitzische Gedanken modificirter Lockianismus in seinen Spinozismus. Vielmehr aber, beide Richtungen seines Philosophirens biegen sich hier im Kreise zusammen. Alles Erkennen ist organische Naturkraft: die höchste Leistung des Erkennens hinwiederum ist Setzen oder vielmehr Anerkennen des Alls der Natur. Das Amt der Vernunft nämlich ist es, aus dem Allgemeinen schließend das Unbestimmte zu bestimmen; als etwas Gegebenes drängt sich ihr das schlechthin Allgemeine auf, das sie, indem sie es particularisirend totalisirt, zur Welt macht. Mit der Vernunft selbst ist eine höchste Vernunft, mit der Gewißheit des Seins die Gewißheit der Existenz Gottes gegeben.

Mißverstand, als ob er die Priorität im rechten Sinne des Worts bezweifle, müsse radical gehoben werden. „Das Anerkennen verführt dazu; das aber setzt das Erkennen in aller Kraft voraus, und sollte dem eklen Spiel mit sich selbst, dem Onanismus der rein-unreinen Vernunft, wehren".

Ist nun dies Herders Anschauung, so begreift sich, daß von hier aus die Kritik der reinen Vernunft nicht widerlegt, sondern daß ihr bei der gründlichen Verschiedenheit der Standpunkte nur widersprochen werden kann. Herder hat sich die Mühe genommen, diesen Widerspruch, dem Gange des Kantschen Werkes folgend, ziemlich vollständig durchzuführen. Versuchen denn auch wir — auf die Gefahr hin, manches im Allgemeinen Gesagte zum zweiten Mal sagen zu müssen — versuchen wir, die vorausgeschickte Skizze auszuführen und im Einzelnen zu zeigen, wie die Beiden beständig gleichsam in zwei einander unverständlichen Sprachen reden!

Man muß in die Absicht Kants eingegangen sein, um den guten Sinn seiner Unterscheidung analytischer und synthetischer Urtheile anzuerkennen. Wer, wie Herder, von vorn herein jene Absicht für thöricht erklärt, wird es leicht haben, diesen Unterschied für ungewiß und bloß relativ zu erklären. Dem Zwecke Kants entspricht der Ausdruck „Anschauung" für die unmittelbare Beziehung unserer sinnlichen Erkenntniß auf Gegenstände vollkommen, aber es ist ebenso natürlich, daß derjenige, der sich der Analyse des Prozesses der sinnlichen Erkenntniß entzieht, der statt einer „Transscendental-Aesthetik" eine „lebendige Aesthetik", statt einer Erklärung der Erfahrung eine Beschreibung derselben vom Standpunkte der Erfahrung selbst geben will, dem Ausdruck „Anschauung" den volleren „Innewerden" substituiren muß. Mit dem, was bei Kant analysirt wird, ist er bereits fertig; statt von „Erscheinung" wird er einfach von „sinnlichen Gegenständen" sprechen, und die Zerlegung der Erscheinung in Materie und Form wird ihm als eine gewaltsame Abstraction erscheinen, die ihm, der nur die „innige Concurrenz" des Aeußeren und Inneren im Prozeß der Wahrnehmung ins Auge faßt, nur zu ärgerlichen Ausfällen auf die „träge, todte Materie" und auf „das grobe Töpferwort Form" Anlaß giebt.

Vergebens erwartet man sofort eine Prüfung der scharfsinnigen Beweise Kants für die Apriorität der beiden Anschauungsformen Raum und Zeit. Statt dessen der Versuch, das Innewerden des Raumes, die Genesis dieses und des Begriffs der Zeit „der Erfahrung und Sprache gemäß" darzulegen. Der Erfahrung gemäß: denn eben Erfahrungsbegriffe sind beide; der Sprache gemäß: denn Begriffe sind es, bei deren Bildung der Verstand in den Bahnen der Sprache fortschreitet. So mischt sich in Herders Exposition in Folge der incorrecten Nebeneinanderstellung von Erfahrung und Sprache ein erzählendes mit einem etymologisirenden Verfahren, das sich in ähnlicher Weise auch bei den späteren Erörterungen wiederholt[1]). Die Er-

[1]) In Zusammenhang mit diesem Etymologisiren sowie andererseits mit der Bemängelung der Kantschen Terminologie steht die eigenthümliche sprachliche Färbung sowohl der Metakritik wie der Kalligone. Herders dichtendes Philosophiren hat eine sprachbildende Kraft und oft klebt — um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen — an seinen Sprachbildungen, an den Freiheiten, die er sich mit Wortableitungen, Wortzusammensetzungen und

fahrung des Raums — dies ist der Kern der Auseinandersetzung — war mit unserer organisirten Gestalt, mit unserem begrenzten Dasein, unserem Verstande mitangeboren. An den Veränderungen in und um uns wurden wir der Zeit als eines Maaßes der Dauer inne. Grobes Mißverständniß ist es nun freilich, wenn die Kantsche Ansicht dahin carrikirt wird, daß nach ihr Raum und Zeit, als im Gemüthe bereit liegende Formen, leere Phantasmen, Fictionen der Einbildungskraft, Idole und somit hohle Wortlarven seien; grobes Mißverständniß desgleichen, wenn der Metakritiker den Kritiker glaubt belehren zu müssen, daß wir thatsächlich nur in und an der Erfahrung, Gegenstände empfindend und Bewegungen erlebend, die Anschauungen von Raum und Zeit uns entwickeln und sie bewußter Weise zu Begriffen durchbilden. Das, natürlich, wußte Kant so gut wie Herder. Dieses Mißverständniß jedoch bei Seite — noch immer ist der Gegensatz ein totaler. Mit dem Apriorismus der Kantschen Lehre nämlich verbindet sich ihr Subjectivismus, und auch gegen diesen Subjectivismus erhebt Herder lauten und entschiedenen Protest. Seine Erkenntnißtheorie ist durchaus zugleich Seinslehre und in letzter Instanz Naturlehre. Nicht zufrieden daher, Raum und Zeit als Erfahrungsbegriffe dargelegt zu haben, geht er weiter dazu fort, sie zu „construiren", d. h. sie als Nebenbegriffe ursprünglicherer Begriffe abzuleiten. Ueber den Begriff des Seins hatte er einst als Zuhörer Kants ein philosophisches Exercitium gemacht. Er hatte von dem damaligen Kant gelernt, den

---

Constructionen nimmt, eine eigenthümliche Wendung des Gedankens. Auch der eiferartige Unmuth, der ihm die Feder führte, die kampfslustige Erregtheit des Schreibenden machte ihn im Ausdruck erfinderisch und sprachberedt. Beide gegen Kant gerichtete Werke erinnern auch in dieser Beziehung an das Drangvolle und Leidenschaftliche seiner vorklassischen Schriften. Mehrere dieser Spracheigenthümlichkeiten sind von Suphan in den Anmerkungen zu Bd. XXI und XXII der SWS. zusammengestellt. Nur einige mit der philosophischen Gedankenweise oder mit dem polemischen Athem beider Schriften zusammenhängende Einzelheiten mögen hier nachgetragen werden. Herder spricht von dem „sich Angefundenen", er frischt das ältere „Ichts" wieder auf; wiederholt braucht er „bildhaft", „Bildausdruck" und Aehnliches. „Ein Schema seiner" (Genit.) ist ihm eine Construction, die er absichtlich braucht, um den „Leersinn" eines „wortspielenden Schattenverstandes" recht bemerklich zu machen, wie er denn auch sonst den Objectiv = Genitiv „seiner, sein selbst" in oft recht steifer Weise sich erlaubt. Er bedient sich in der eigenen Bedeutung, die ihm das Anerkennen des Verstandes hat, des Adverbiums „anerkenntlich". Er wagt Plurale wie „Fühlbarkeiten, Bewegbarkeiten, Vernehmbarkeiten, Merkbarkeiten", und wiederum „Irren" im Sinne von Irrthümern, und in demonstrativ polemischer Absicht „Gegenvernünfte" und „Schulvernünfte". Er wirft Kant vor, daß er die Vernunft „entvernunftet" u. s. w. Viele ähnliche Sprachfreiheiten und Seltsamkeiten in der Kalligone. Als z. B.: „geschmackurtheilen", „Widerung" = Ekel, „Zahlmeisterei", „geisthaft" im Gegensatz zu „leibhaft" „unbuchstabirter", d. h. die Buchstaben nicht kennender, Naturmensch; „der Andenkende" d. h. der an einen Anderen Denkende, sich seiner Erinnernde, „Ohnname" als Uebersetzung von Anonymus, „Gemüthsvermögenheit" in seiner Verschiedenheit von einem wirklichen Gemüthsvermögen — und anderes Viele, was z. Th. schon Campe in seinem verdeutschenden Wörterbuch nutzte, dessen Ersten Band er * 26. Nov. 1800 an Herder übersandte.

Begriffen des Raums und der Zeit den der Kraft zuzugesellen: die Spuren dieser Begriffsdreiheit finden sich in Herders früheren Schriften überall [1]). Jetzt, durch die Systematik der Kritik der reinen Vernunft auch seinerseits zum Systematisiren angereizt, erinnert er sich dieser wesentlich auf dem Boden der Leibnitzischen Philosophie gewachsenen Gedanken. Er bezeichnet demnach als den primitivsten aller Begriffe den des Seins. Sein aber offenbart sich durch Kraft; Kraft setzt Daseiendes und Fortdauerndes und hat also die Begriffe des Raums und der Zeit im Gefolge. In diesen Begriffen denken wir natürlich — aus keinem anderen Grunde, als weil die Natur sie selbst in unseren Bau construirt hat, weil unsere Natur selbst eine organische Kraft ist. An die Stelle der Kantschen Transscendental-Aesthetik mit ihren subjectiven apriorischen Formen will daher der Metakritiker eine „Organik", an die Stelle des subjectiven Apriori ein objectives, energisches Apriori, nämlich das durch Kraft sich äußernde Sein gesetzt wissen, und sinnreich genug, nach seiner raschen Weise am Leitfaden der Analogie denkend, bringt er einestheils — wie er schon in der Plastik gethan — den Raum vorzugsweise mit dem Gesichtssinn, die Zeit mit dem Gehör, die Kraft mit dem Gefühl zusammen, meint er andererseits aus jenen drei Begriffen die drei Dimensionen ableiten zu können. Schematisch und tabellarisch sucht er diese Ableitungen zu fixiren: der Refrain aber, die immer wiederkehrende Antithese gegen Kant ist die, daß alle diese Begriffe nicht auf einer Position außer und vor aller Erfahrung beruhen, sondern erfahren werden, weil sie sind, weil in ihrem Erfahrenwerden das lebendige Sein sich selbst offenbart. Mit allem Tabellarisiren und aller Wechselbespiegelung der fraglichen Begriffe gelingt es ihm freilich nicht, seine Ansicht zu einem präcisen Ausdruck zu bringen: die Energie der zu Grunde liegenden Anschauung wird man nichts destoweniger nicht verkennen dürfen; Alles mit Allem verbindend, ehe noch scharf gesondert ist, möchte unser Philosoph immer mit Allem Eins und mit Einem Alles, immer ein volles und lebendiges Ganzes sowohl denken wie aussprechen.

Uebergehend zur Kantschen Analytik verwirft er natürlich zunächst die schon von Hamann gerügte Scheidung in zwei „Stämme" menschlicher Erkenntniß. Er verwirft weiter den Leitfaden der Urtheilsformen für die Entdeckung der reinen Begriffe. So wenig er von solchen reinen, alle Erfahrung erst ermöglichenden Begriffen wissen will, so wenig kennt er eine reine Logik. Das Formale fließt ihm mit dem Inhaltlichen, das Logische mit dem Grammatischen zusammen. Die Urtheilsformen der gewöhnlichen Logik daher sind ihm bloße Formen der Rede, Wendungen des Urtheils, dessen Wesen einzig Setzen und Nichtsetzen ist, je nach Beschaffenheit des Inhalts und der Umstände. Mit zutreffenden und mit unzutreffenden Gründen kritisirt er daher das „übelgeordnete Fachwerk" der Kantschen Kategorien und verschreitet dem-

[1]) S. Bd. I, 32 und namentlich S. 44 ff., S. 46 Anm. 2.

nächst dazu, dem Thun des Verstandes in seiner Weise genetisch nachzugehen. Er setzt eben fort, was er bei den Begriffen der Sinnlichkeit begonnen. Statt aus den Formen der Logik apriorische Begriffe zu deduciren, verfolgt er die Genealogie, den Ursprung und die Entwickelung der wichtigsten Verstandesbegriffe als Erfahrungsbegriffe. Wir kennen diese Erkenntnißlehre theils aus der Schrift vom Erkennen und Empfinden, theils aus der Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Breit und wiederholend, hie und da mit einem sinnigen Aperçü, trägt er sie vor. Mit der Empfindung eng zusammenhängend durch Aufmerksamkeit und Gedächtniß, thut der Verstand nur in höherer Weise, was schon die Empfindung that. Im „inneren Sinn", der „kein Unbekannter a priori ist", werden Gedächtniß, Erinnerung, Einbildungskraft Besinnung. Mit Besonnenheit eignet dieser innere Sinn sich mittelst des Merkmals den Gegenstand an, wie es die Function aller Naturkräfte ist, Fremdes läuternd sich zu assimiliren. Der Verstand spricht die innegewordenen Merkmale sich selbst aus, er erkennt, Bedeutung in den Dingen ergreifend, sich an, was sein ist, was für ihn gehört und schafft sich so in höherer Weise aus Vielem ein Eins.

In dieser Lehre vom Verstandeserkennen wird denn natürlich allen Kantschen Bestimmungen der Prozeß gemacht; diese Bestimmungen, die durchweg davon ausgehen, den archimedischen Punkt vor der Erfahrung, vor der durch Erfahrung erst werdenden Natur zu suchen, werden nach dieser Ansicht einfach sinnlos. Die Spontaneität des Verstandes, von welcher Kant spricht, wird von Herder als Willkür gemißdeutet und als solche abgewiesen; die synthetische Thätigkeit des Verstandes kennt er nur als wiederholende Verbindung des im Object schon Verbundenen; die transscendentale Einheit des Selbstbewußtseins verwandelt sich in die zusammenfassende, begreifende Kraft des Verstandes selbst u. s. f. Immer weiter klaffen so die beiden Erkenntnißtheorien auseinander. In Nachbildung der Kantschen Kategorientafel entwirft — man darf sagen extemporirt auch Herder eine solche; aber die eine hat sachlich mit der anderen nichts mehr gemein. Die Urbegriffe des Verstandes nämlich kennen wir ja bereits aus dem die transscendentale Aesthetik kritisirenden Capitel: Sein, Dasein, Dauer und Kraft. Es kann also nach Herder nur davon die Rede sein, wie sich, auf Grund dieser Urbegriffe, der Verstand weiter über die Welt verständigt, wie er seine Begriffe verknüpft und aneinanderreiht, in wie vielfacher Weise er Gegebenes erfaßt, theilt, zusammenfaßt, kurz — „aus Vielem ein Eins macht". So erzählt denn die Metakritik — denn nach einem Princip der Ableitung sehen wir uns bei diesem Stegreifssystem, dieser Quasi-Kategorien-Tabelle vergeblich um — sie erzählt uns von vier „Reihen von Verständigungen". Nicht ohne Mißtrauen, ob wir die etwas dunkle und verworrene Darstellung richtig auffassen, geben wir die Erzählung wieder. Selbst ein Lebendiges, erkennt der Verstand zuerst das Sein als lebendiges, er erkennt nach Gesetzen der Contiguität ein verknüpftes Nebeneinander,

nach Gesetzen der Succession ein verknüpftes Nacheinander, nach Gesetzen der Causalität, die er, selbst eine Kraft, lebendig in sich, durch sein eigenes Thun erfährt, ein verknüpftes In-, Mit-, Durcheinander. Eine zweite Reihe von Verständigungen bezieht sich auf die Beschaffenheiten der Dinge. Der Verstand erkennt, vielmehr er anerkennt die Dieselbigkeit Desselben, die Verschiedenheit des Verschiedenen und wird weiter auf die Anerkennung von Gattungen, Geschlechtern und damit auf den Begriff der Art geführt. Er frägt demnächst nach dem Inneren, nach der Kraft, durch welche etwas ist: eine dritte Reihe von Verständigungen ergiebt die Begriffe des Bestehens, Entgegenwirkens, Mitwirkens, Erwirkens. Mit poetischer Anschaulichkeit folgt Herder dem Zuge des realen Denkens, indem er immer zugleich die Ausprägung dieser Begriffe in den Ausdrücken der Sprache im Auge behält. So bekömmt sein Kategorieenskelett Fleisch und Farbe, und flüssig spielen die Begriffe in einander über. In frei beweglicher, dilettantischer Weise thut er bereits eben das, was nach einem scheinbar strengeren Schema Hegel that, als er gleichfalls statt der abstracten concrete, statt der bloß formalen inhaltsvolle, statt der nur subjectiven subjectiv-objective Kategorieen dialektisch aneinanderreihte. Zwischen den Kantschen und den Hegelschen Kategorieen liegen die Herderschen in der Mitte. Zu den drei, jedesmal viergetheilten Kategorieen des Seins, der Eigenschaften, der Kräfte, kömmt zuletzt die vierte des Maaßes, als deren vier Glieder der Punkt, der unermessene Raum, die unermessene Zeit, die unermessene Kraft auftreten. Vier Wissenschaften aber, die Hauptwissenschaften des menschlichen Verstandes: Ontologie, Naturkenntniß, Naturwissenschaft, Mathematik sollen diesen vier Verständigungsreihen und den Kategorieen derselben entsprechen; — das heißt, wir erhalten einen Wink über den muthmaaßlichen Leitfaden der ganzen, übrigens so locker gefügten Eintheilung.

Wie es nun weiter der tiefsinnigen Lehre Kants vom transscendentalen Schematismus ergehen werde, sagt man sich leicht. Weit entfernt, anzuerkennen, daß Kant mit dieser Lehre von der unentbehrlichen apriorischen Versinnlichung der auf Gegenstände der Anschauung anzuwendenden reinen Verstandesbegriffe die zunächst getrennten Sphären der Sinnlichkeit und des Verstandes wieder verbindet, erblickt der Metakritiker in dem transscendentalen Schema nur „eine dritte Fiction zwischen zwei verschwundenen Fictionen“, und Einwendungen wie die, daß das Schema, nach Kant ein Product der reinen Einbildungskraft, nicht rein sein könne, da die Einbildungskraft, die empirische nämlich, nur eine Schülerin der Erfahrung sei — solche Einwendungen zeigen, wie er eben aus seinem empirischen Standpunkt herauszutreten und der Intention Kants gerecht zu werden nicht Willens oder nicht im Stande ist. Das aber hindert ihn nicht, der Vernunftkritik nachzusystematisiren und alsbald auch dem Capitel von den Schematen ein Capitel von den „Denkbildern menschlicher Verstandesbegriffe“ entgegenzustellen. Man erräth, — auch wenn man sich nicht an Hamann erinnern sollte — daß hier von

dem Verhältniß der Sprache zum Denken die Rede sein wird. Von Neuem wird, wenn auch nicht eben klarer als in der ehemaligen Preisschrift, das Werden der Sprache aus den im inneren Sinn zusammenfließenden sinnlichen Eindrücken und der sie vergeistigenden Kraft des Verstandes geschildert, ein Werden, das jedoch diesmal, trotz Hamann, mit Beseitigung der mystischen Annahme einer göttlichen Offenbarung oder Unterweisung, wieder als ein rein menschlicher, durch die Natur des Verstandes bedingter Prozeß gefaßt wird.

Eins der unfruchtbarsten Capitel der Metakritik ist sofort die Kritik des Systems der Grundsätze des reinen Verstandes. Dasselbe läuft, abgesehen von allerlei Mißverständnissen und Bemängelungen der Kantschen Terminologie, auf die alte Hauptantithese hinaus, daß Erfahrung nicht durch Grundsätze erst möglich werde, sondern durch sich selbst gegeben sein müsse, und andererseits abermals auf ein positives Gegensystem, welches die im Bisherigen bereits vorgetragene Theorie von dem „anerkennenden" Verstande überflüssiger Weise noch einmal in die Form von Grundsätzen zwängt, mehr oder weniger sämmtlich so nichtssagend und selbstverständlich wie der oberste, sie alle in sich enthaltende: „der menschliche Verstand erkennt, was ihm erkennbar, in der Weise, wie es ihm seiner Natur und seinen Organen nach erkennbar ist!" Die folgende Auseinandersetzung über Idealismus und Realismus ist charakteristisch besonders dadurch, daß der Metakritiker gegen Kant für Berkeley Partei nimmt. Eine natürliche Sympathie hatte ihn längst zu dem liebenswürdigen und scharfsinnigen Denker hingeführt, der es verstanden hatte, den Lockeschen Empirismus zu theologisiren und damit dessen materialistischen Consequenzen zu entgehen [1]. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, das System Berkeleys in ähn-

[1]) Schon in der Recension des Beattieschen Werks in den Frankf. Gel. Anz. 1772 St. 85 (im Heilbronner Neudruck S. 559) nimmt er sich Berkeleys gegen Beattie an; auf dessen „vortrefflichen Alciphron" macht er in einer Anm. zu Ae. U. I, 86 aufmerksam. Von B.'s Roman Gaudentio von Lucca ist in den Seelenwanderungsgesprächen (Zerstr. Bll. I, 289. 290) die Rede. Im 28. der Theol. Briefe citirt er abermals den Alciphron. Er bekennt sich zu dem Studium der B.'schen Schriften in den Spinozagesprächen (S. 46 der ersten Aufl.). Wiederholt nennt er ihn dabei einen „seltenen und feinen Mann", sein System ist ihm ein „feines idealisches Lehrgebäude". Im Jahre 1781 hat er das Leben B.'s, wie es dem ersten (und einzig gebliebenen) Theil der, Leipzig 1781 ins Deutsche übersetzten Werke vorangestellt war, gelesen. (An G. Müller, bei Gelzer, S. 91). Die freie Uebersetzung einer B.'schen Ode bildet den Schluß des Aufsatzes Tithon und Aurora in Zerstr. Bll. IV, 383 ff. Ein Citat in G. Müllers „Briefen über das Studium der Wissenschaften" brachte ihm Berkeley von einer anderen Seite in Erinnerung. „Schicken Sie mir doch," schreibt er 24. Juni 98 (bei Gelzer, S. 281 weggelassene Stelle) an den Verfasser, „des guten Berkeley Kleine Aufsätze und Schriften, die Sie in den Briefen anführen. So lange, lange habe ich mich nach ihnen vergebens gesehnt. Die größeren, z. B. die idealistischen Gespräche, den Alciphron, den Gaudentio habe ich, oder habe sie gelesen, nur diese kleinen Aufsätze nicht". Die Bitte, ihm B.'s Schriften von der Göttinger Bibliothek zu verschaffen, richtet er dann um die Zeit, in der er sich mit der Metakritik beschäftigt, 24. Dec. 98 an Eichhorn (C, II, 312); noch am 9. Aug. 99 hat er den Berkeley

licher Weise zu herderisiren, wie er es mit dem System Spinozas gethan hatte. Ganz richtig hebt er hervor, daß die Lehre des irischen Bischofs ein realistischer Idealismus und ihrer letzten Absicht nach Immaterialismus sei. Mit dieser Lehre daher kann sich sein eigener Realismus des anerkennenden Verstandes sehr wohl vertragen. Nicht so mit der Kantschen. Diese hat nach dem Urtheil der Metakritik den Berkeleyschen Idealismus nicht, wie sie vorgiebt, widerlegt, sondern „priorisirt", hat ihn in einen erschaffenden verwandelt, der, da er die ganze Natur vom Ich abhängig macht, auf den gröbsten Egoismus hinausläuft und mit seinen apriorischen Formen nicht Idealismus, sondern „Letternphantasmus" genannt werden sollte!

Und wiederum kömmt, klarer vielleicht als in allem Bisherigen, der totale Gegensatz der Herderschen und der Kantschen Ansicht bei der Besprechung der Kantschen Unterscheidung von Phänomena und Noumena und des Capitels von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe zum Vorschein. Begriffe des Verstandes nämlich entspringen nach Herder nur an Gegenständen durch Anerkennung des Verstandes; das Ding-an-sich daher ist ihm nur ein „Neben- und Hinterbild", das die Einbildungskraft dem Verstande vorgaukelt. Die realistische Absicht dieser Kantschen Vorstellung als eines nothwendigen Complements seines Subjectivismus verkennend, stellt er sie in eine Linie mit den apriorischen Formen — gleichmäßig sind ihm die eine wie die anderen *τερετίσματα*, wie es für Aristoteles die Platonischen Ideen waren. Seine Kritik des Noumenon gleicht auch darin jener Aristotelischen, daß er bemerkt, wie sich ja hinter dem Ding-an-sich ins Unendliche ein neues Ding-an-sich aufthue — wobei er nur übersieht, daß er seinerseits in einen Cirkel geräth, wenn er den an der Erfahrung gebildeten Verstandesbegriff der wirkenden Kraft zugleich zum Prius der Natur und der Erfahrung macht. Endlich die Reflexionsbegriffe. Kant hatte geglaubt, den Irrthum des Leibnitz'schen Systems einer intellectuellen Welt auf die Verwechselung empirischer und transscendentaler, d. h. über die Entstehung jener Erkenntniß reflectirender Erkenntniß ableiten zu können. „Ohne Leibnitzianer zu sein", d. h. ohne die Hypothesen Leibnitzens über den Weltzusammenhang zu theilen, nimmt sich Herder dem gegenüber des „großen Denkers" an. Zu den übrigen Sünden

nicht nach Göttingen zurückgeschickt (an Eichhorn, das., S. 314), ja erst 29. Nov. 99 erzählt er (in einer bei Gelzer, S. 288 fehlenden Stelle), daß er in diesen Wochen die kleineren Schriften B.'s gelesen und noch mit der Lectüre nicht zu Ende sei. Was er in diesen Kleinen Schriften fand, hatte aber keine Beziehung zu der philosophischen Auseinandersetzung mit Kant. Er citirt in der Metakritik neben einer Erwähnung der three dialogues nur den treatise conc. the principles ꝛc., und den essay towards a new theory of vision, und ebenso nur diese beiden Schriften in der Kalligone. Erst später dachte er daran, Berkeley ein Denkmal zu errichten und dazu die zahlreichen, sehr ausführlichen Auszüge, die er sich im Jahre 1799 gemacht und die in einem seiner Excerptenhefte handschriftlich vorliegen, zu verwerthen. Man sehe den posthumen Band der Adrastea VI, 2, 252 ff.

des kritischen Philosophen gehört ihm auch die, daß er jedem fremden System durch seine Kritik Gewalt angethan habe. Wie dem Leibnitz, so dem Spinoza. Selbst über Spinoza macht unser Autor an dieser Stelle mit Jacobi seinen Frieden. Jene Reflexionsbegriffe aber, die Begriffe der Einerleiheit und Verschiedenheit, des Inneren und Aeußeren u. s. w. haben nach ihm natürlich nicht jenen künstlichen Ursprung, den Kant dafür ersann, sondern es sind, wie er wiederum mit Verweisung auf den Bau der Sprache zu zeigen sucht, an wirklichen Gegenständen vom Verstande anerkannte und nothwendig anzuerkennende Verhältnißbegriffe.

„Verstand und Erfahrung" war der Nebentitel, welchen Herder dem Ersten Bande seiner Metakritik gegeben hatte. „Vernunft und Sprache" betitelt er den Zweiten. Wir erhalten über den Sinn dieses Titels nur wenig Licht, wenn uns ziemlich gegen den Schluß des neuen Bandes gesagt wird: wie der Verstand Erfahrung, so habe die Vernunft zu ihrer Sphäre das weite Reich menschlicher Gedanken mittelst der Rede. An Klang und Bau der Sprache war ja nach den früheren Auseinandersetzungen auch schon der erfahrende Verstand gebunden. Wenn daher jetzt der Vernunft vorzugsweise die Sprache zugewiesen wird, so können wir das nur dahin verstehen, daß sie nicht, wie der Verstand, ein erwerbendes, sondern nur ein mit schon erworbenen Materialien wucherndes Vermögen sei. Ungefähr so ist wirklich Herders Meinung. Ungefähr so; denn genau zu sagen, was er sich unter Vernunft denkt, ist trotz oder wegen seiner umständlichen und etymologisch spielenden Erklärungen, von denen wir Proben schon in den „Ideen" hatten, eine schwere Aufgabe. Vernehmerin, Rechnerin, Zusammennehmerin, welche Parteien vernimmt, Schlüsse zieht, wirkliche Erfahrungen zusammennimmt: das ist sie ihm. Einen „anwendend höheren Verstand" nennt er sie, nur daß sie nicht einfach bezeichnend durch ein Merkmal, sondern schließend aus einem Grunde erkenne. Es ist also wesentlich derselbe Begriff, den auch Kant von ihr aufstellt. Der Gegensatz gegen Kants Vernunftlehre beginnt erst mit dem Satze der transscendentalen Dialektik, daß in der Natur der Vernunft eine Tendenz zu unvermeidlichen, unableglichen Irrthümern liege. Danach — so lautet der auf den ersten Blick sehr scheinbare Einwand Herders — hätte ja die Vernunft, das höchste erkennende Vermögen, selbst eine betrügerische Einrichtung, die Zurechtweiserin selbst wäre unsere Betrügerin! Nicht bloß scheinbar, sondern unzweifelhaft begründet ist die weitere Bemerkung, daß es eine sehr gezwungene Deduction sei, wodurch Welt, Seele und Gott als die drei Vernunftbegriffe abgeleitet würden. Desto schwächer und oberflächlicher jedoch ist der Rest der Polemik. Wenn nämlich Kant den Begriff eines dreifachen Unbedingten als das nothwendige Ziel des regressiven Schließens von dem gegebenen Bedingten darstellt, so ignorirt sein Gegner diese Richtung der Denkbewegung gänzlich; er kennt nur das progressive Schließen vom Grund auf das Begründete. Indem auch ihm die Vernunft das schließende Vermögen

ist, läßt er sie doch nicht vom Bedingten zum Unbedingten hinauf, sondern durchaus nur „vom Unbestimmten zum Bestimmteren hinunter" schreiten. Lediglich „ein gegebenes Allgemeines zu particularisiren, im Unbedingten das Bedingte anerkennend zu finden und festzustellen" erklärt er für das Amt der Vernunft. So schildert er im Grunde nur das, was Kant den regulativen Gebrauch der Vernunft nannte — nur daß die Frage offen bleibt, woher ihr jenes unbedingte Allgemeine, jenes All kömmt, das sie zum Ganzen zu bestimmen und zu besondern die Aufgabe hat. Die Antwort Herders auf diese Frage ist eine schlechthin dogmatische. Sie lautet einfach: das Unbedingte ist ihr als etwas, dessen sie sich nicht erwehren kann, gegeben, und Irrthümer entstehen nur, wenn sie, durch die Einbildungskraft und die Sprache getäuscht, bei vagen oder falschen Allgemeinheiten stehen bleibt. Zu dem Versuch eines Beweises sucht sich dieser Dogmatismus am meisten bei dem Begriff der Gottheit zu erheben. Es ist derselbe Beweis, der schon in den Spinozagesprächen gegeben wurde. Gottes Dasein nämlich folgt unmittelbar aus dem Dasein der Vernunft. Gott ist nicht eine gemachte oder ausgeklügelte, sondern die der Vernunft nächste, innigste Idee, die, durch welche sie Vernunft ist, durch welche sie sich selbst constituirt. Die Wahrheit des Wortes „Ist", die Nothwendigkeit alles Schließens, das Sein der Vernunft selbst, ebenso das Empfinden unsrer Sinne, das Erkennen unseres Verstandes beweist die Existenz des Seins schlechtweg und einer höchsten Vernunft, und wiederum nur der Einbildungskraft ist zu wehren, daß sie die reinste Idee nicht nach Menschenweise personificire. „Die reinste Idee — Gott — verschmäht Bildworte: Geist, d. i. Kraft ist er; als geistige Wahrheit will er anerkannt sein, oder seine Idee ist verdunkelt."

Von diesen Voraussetzungen aus geht nun die Metakritik die Kantsche Kritik der bisherigen Psychologie, Kosmologie und Theologie durch. Nicht sowohl, um sie im Einzelnen eingehend zu prüfen, als vielmehr, um ihr eine andere, ihr nachgebildete, sie gleichsam parodirende entgegenzustellen. Nicht unvermeidliche, sondern vermeidliche Irrthümer haben sich in diesen Wissenschaften eingeschlichen. Nicht mit sich selbst ist die Vernunft im Streite, sondern sie wird zu Irrthümern überall nur durch die Einbildungskraft und die Sprache abgelenkt[1]). Bei den Antinomien der Kosmologie am meisten bleibt der Metakritiker in den von Kant vorgezogenen Linien, aber er reducirt die Sätze und Gegensätze auf die mit einander streitenden Aussagen des Verstandes und der Einbildungskraft. Zwischen diesen beiden Erkenntnißkräften läßt er die Vernunft entscheiden, und die Entscheidung besteht darin, daß sie jede von beiden in ihren Grenzen zu bleiben und sich selbst zu verstehen anweist. Als zum

[1]) Es mag im Vorbeigehen an die ähnliche Kritik Schopenhauers erinnert werden. Die auffälligsten Anklänge an Herders allgemeinen Standpunkt finden sich übrigens in Fechners Gegenüberstellung der Naturphilosophie gegen die Metaphysik, in seiner Polemik gegen das „Hinterwirkliche" u. s. w.

Beispiel bei der Antinomie: Causalität und Freiheit. Hier soll es die Phantasie oder vielmehr, wie Herder sagt, die Phantasterei sein, welche die Freiheit leugnet, der Verstand, der zur Erklärung der Erscheinungen der Welt außer der Causalität nach Gesetzen der Natur noch eine Causalität durch Freiheit verlangt. Wie lautet in diesem Falle das Urtheil der Entscheiderin Vernunft? Es ist Herders Vernunft, welche antwortet, und diese ist bei Spinoza in die Schule gegangen. In der Natur ist Alles frei; nur durch diese Freiheit können Kräfte der Natur wirken, und Gesetze der Natur sind nur die aus der Wechseleinschränkung dieser Kräfte entspringenden Gleichungen. Diese Gesetze mithin heben jene freiwirkenden Kräfte so wenig auf, daß sie solche vielmehr voraussetzen. Freiheit hinwiederum ist Kraft der Natur, und unsere Selbstbestimmung nur dann frei, wenn sie, den höchsten Gesetzen der Natur gehorchend, selbst Gesetze schafft und ordnet. Das ist der uns längst bekannte poetisirte Spinozismus, in welchem der Streit von Verstand und Einbildungskraft nicht sowohl durch ein höheres Vernunfterkennen als vielmehr durch ein Compromiß von Verstand und Einbildungskraft geschlichtet ist. Für diesen Spinozismus aber ist die Kantsche Freiheitslehre ein Ungedanken. Ihm ist es unerträglich, zu denken, daß es „eine Causalität außer der Causalität und in der Natur eine Außernatur" gebe. Ja, dieser Gedanke ist ihm im Grunde „ein armer Stolz".

Wir sind damit und mit der Kritik des Kantschen Gottesbegriffes bei den Punkten wiederangelangt, die schon in den Christlichen Schriften den Gegenstand der metakritischen Angriffe bildeten. Merkwürdig genug: der fundamentale Gegensatz zwischen dem Herderschen Naturalismus und dem Kantschen Rationalismus, zwischen der Philosophie der lebendigen Anschauung und der Philosophie der reflectirenden Abstraction ist so stark, daß er sich bis in eine Region fortsetzt, ja fast am allerheftigsten laut wird da, wo eigentlich beide Denkweisen sich füglich die Hand reichen könnten. Wenn Kant aus dem Gebot der praktischen Vernunft heraus das Postulat des Daseins der Gottheit ableitet, so thut er damit, genau genommen, dasselbe wie Herder, wenn dieser, obgleich umstandsloser, aus dem anerkennenden „Ist", dem immanenten Charakter der Wahrheit und Nothwendigkeit der Vernunft, die er ausdrücklich zugleich mit dem Gewissen identificirt, ein höchstes Sein, eine ewige Wahrheit und damit das Dasein der Gottheit folgert. In der Verehrung des Moralischen überdies gab keiner der beiden Männer dem anderen etwas nach. Hätte es nicht allerlei Nebenumstände und persönliche Zufälligkeiten gegeben, welche den inneren Gegensatz zur feindseligen Reibung steigerten, so könnte man sich sehr wohl denken, daß sich Herder auf dem Boden der praktischen Vernunft und des moralischen Gottesglaubens mit Kant zusammengefunden hätte. Es hätte ihm von hier aus gelingen können, sich zu der kritischen Philosophie ein ähnliches mit Kritik anerkennendes, mit Berichtigung und Umdeutung positives Verhältniß zu geben wie er es sich zu Spinoza, zu Leib-

nitz, zu Berkeley, ja zu jeder anderen Philosophie zu geben verstand. Was Goethe trotz seines Spinozismus gelang, hätte ihm, dem philosophisch gewandteren, erst recht gelingen können. Er sah statt dessen und wollte in Kant nur den Irrthum, den Unheil stiftenden Irrthum sehen. So daher auch an dessen Lehre von der praktischen Vernunft. Nicht bloß mit theoretischer Abneigung, sondern beinahe mit moralischem Abscheu behandelt er dieselbe. Er ist so unbillig, wenn nicht so kurzsichtig, daß er dieser praktischen Vernunft als einer zweiten Vernunft spottet, die den als eine Erdichtung verbannten Gott gebietend wiederfordere. Er tadelt nicht bloß das Künstliche der Kantschen Deduction, sondern er verdächtigt sie wegen ihrer moralischen Unlauterkeit. Nicht genug, daß er mit Recht darauf aufmerksam macht, wie es bei dieser Deduction nicht ohne unerlaubte theoretische Hülfsbegriffe abgehe, empört ihn das Zweideutige eines Moralgesetzes, das autonom gebieten und doch ohne die Annahme einer Gottheit nicht gültig sein soll, die Armseligkeit einer Gottheit, die nur aus moralischem Bedürfniß geglaubt werden soll. Gegen diesen künstlichen, auf Schrauben gestellten Glauben protestirt sein Herzensglaube, sein feineres und reicheres moralisches Gefühl. Jener Kantsche Moralglaube, der halb aus Moralität, halb um der Moralität willen geglaubt werden soll, ist ihm ein absichtsvoller elender „Heuchelglaube", ja ein knechtischer „Prügelglaube", der Kantsche Gott ein „Hoff- oder Schreckgespenst", ein Ungott, ein „erbettelter Nothnagel". Er eifert gegen diese Vorstellungen ihrer inneren Zweideutigkeit wegen, aber nicht am wenigsten auch deswegen, weil sie vor Allem die Schleichpforte gewesen, welche der kritischen Philosophie den meisten Eingang verschafft habe. Die Rüge gilt nicht Kant, sondern den Kantianern, aber sie trifft vollkommen zu: der moralische Vernunftglaube war „das gefälligste Kissen für Schlaftrunkene"; denn auf ihm erhielten sie Alles durch Postulate, trugen sie in das Gebiet der Vernunft hinüber, was ihnen doctrinaliter gefiel.

Noch ein letzter, wichtiger Abschnitt des Zweiten Theils der Metakritik fesselt unsere Aufmerksamkeit. Nachdem wir so vielfach den Metakritiker nur als einen Widersprecher gehört haben, der nur stückweise dem Gegner sein Werk zerpflückt und als ein Andersdenkender, ein Besserwisser, an demselben herumzaust und zerrt, nimmt er endlich einen Ansatz, uns dadurch in das feindliche Werk tiefer einzuführen, daß er uns dessen Entstehung kennen lehrt. Er hätte, als ehemaliger Schüler Kants, wohl etwas davon wissen können. Auch rühmt er sich, er habe seit dreißig Jahren die kritische Philosophie keimen und werden sehen. In Wahrheit weiß er sehr wenig davon. Weniger in der That als uns Kant selbst in der Vorrede zu den Prolegomena sagt. Er weist das Verhältniß Kants zu Hume nicht nach, sondern er construirt es sich. Die ganze kritische Philosophie beruht danach — die Sätze sind Hamann nachgesprochen — auf Hume, sowie dieser auf Berkeley. Sie ist nicht neu, und das Neue in ihr ist falsch, ist ein übel angewandter Humescher Zweifel. Auf Hume nämlich beruhe es, daß auch Kant den Causalitätsbegriff mit der

Zeitfolge zusammenbringe. Durch Hume verführt, habe auch Kant die Wirkung von der Ursache getrennt, da doch der Verstand diese beiden Begriffe nur als einen einzigen, relativ identischen kenne, und sei so zu der unstatthaften Disjunction analytischer und synthetischer Urtheile gekommen. Durch Humes Unterscheidung, desgleichen, von Impressionen und Ideen verführt, habe Kant die menschliche Erkenntniß in die beiden Stämme Sinnlichkeit und Verstand zerrissen. So waltet in Kant, nach Herder, der böse Geist der Humeschen Zweifelsphilosophie fort — nur verbunden mit dem Geist scholastischer Abstractionen, die der in dieser Beziehung verständigere Hume mit Recht bekämpft habe. Im Grunde also wiederholt diese auf die Genesis der Kantschen Lehre eingehende Partie der Metakritik nur die im Bisherigen bereits vorgebrachten Vorwürfe. Sie betont dabei namentlich, abermals in Uebereinstimmung mit den von Hamann gegebenen kritischen Winken, den durchgehenden Dualismus der Lehre: die Spaltung der menschlichen Erkenntnißkräfte, die Spaltung der ganzen Natur in Erscheinungen und Ding-an-sich, der Vernunft in eine theoretische und praktische u. s. f., so daß man sie, sagt Herder, eher die zerspaltende als die zermalmende hätte nennen sollen. Der Vorwurf ist ja sicher bis auf einen gewissen Grad begründet; wir verstehen ihn von dem Standpunkte des natursinnigen Denkers, der sich statt dessen das Verfahren der Natur lobt, die zwar gleichfalls Gegensätze und Antiphonien liebe, aber verschmelzende Gegensätze und sich aufhebende Antiphonien. Doppelt hart aber ist der Vorwurf, da er ihn schließlich mit dem anderen der Verwirrung verbindet. Denn nichts Anderes sei zuletzt das Kantsche Werk als eine kritische Logik, angewandt auf einige metaphysische Begriffe, eine Zwittergestalt von Logik und Metaphysik und eben damit eine sich selbst aufhebende Dichtung.

Alles in Allem genommen: worin besteht der specifische Werth und der Wahrheitsgehalt der Metakritik? Wir müssen, um ihn gerecht zu würdigen, es zunächst über uns gewinnen, von dem gehässigen, oft bis zum Geschmacklosen, ja zum niedrig Burlesken herabsinkenden[1]) Ton abzusehen. Wie schon gesagt: nichts weniger ist die Metakritik als ein Muster, wie ein wissenschaftliches Ganze kritisirt werden muß, und nichts weniger als ein Muster eines Systems. Allein, einige treffende Nebenbemerkungen ungerechnet, wie die über den Kantschen Gebrauch des Wortes Anschauung, über die Verwirrung in den Ausdrücken transscendent und transscendental, über das Aeußerliche und Zwangvolle im architektonischen Stil des Werks — was ja Alles eingestandene, auch von Anderen oft wiederholte Mängel des Werkes sind — dies ungerechnet, macht sich in dem Buche ein Positives geltend, das zu beachten und hervorzuheben vielleicht niemals wichtiger war als in unserer das Recht der Kantschen Philosophie aus eigener Gedankenarmuth und unter dem Druck des Anspruchs auf exacte Wissenschaftlichkeit überschätzenden Gegenwart. Wäre

[1]) Eine Probe mag die Anmerkung zu II, S. 317 sein, die in die cynischen Witzeleien Nicolais einstimmt.

Herder mit Kant nur halb so anerkennend, vorsichtig und gründlich verfahren, wie er mit Lessing verfuhr, so würde das Verdienst seiner Positionen weniger übersehen und seine Kritik von mehr Erfolg begleitet gewesen sein. Dem Subjectivismus der Kantschen Philosophie gegenüber, die, indem sie mit Recht dem Geiste seinen Antheil an allem Erkennen zu sichern und ihn genau zu bestimmen versucht, das Objective auf einen in metaphysischer Perspective verschwindenden Rest beschränkt, hat Herder mit gutem Grunde geltend gemacht, daß alles Erkennen, ein Gegebenes voraussetzend, nur ein Anerkennen sein könne. Er drückt sich darüber, trotz aller Wiederholungen, so schwankend aus, daß seine Meinung bald die des naiven Realismus, bald die eines tieferen Real=Idealismus zu sein scheint. Dem sondernden und theilenden Verfahren Kants gegenüber, das sich freilich im Verlaufe seiner geduldig feinen Untersuchungen fortwährend zu corrigiren weiß, tritt bei Herder die energische einheitliche Intuition gegenüber, die in dem Wirken aller Erkenntnißvermögen ein durchgehendes Gesetz, Analogie und continuirlichen Zusammenhang, im Erkennen überhaupt dieselbe Regel erblickt, die auch die Regel des uns zur Anerkennung gegebenen Weltalls ist. Wiederum liegen dabei dicht nebeneinander, unklar ineinander schillernd, ein mehr empirischer Naturalismus und ein alles Sein wie alles Erkennen aus einer einheitlichen höchsten Vernunft ableitender Rationalismus. Eben die Anschauungen, kurz gesagt, aus deren Wurzeln die lebendige Dichtung Goethes, die der Dichtung congeniale Auffassung des Geschichtsphilosophen, des Aesthetikers und Litteraturhistorikers Herder erwachsen war, nahmen sich solchergestalt in der Metakritik gedankenmäßig zu einem Ganzen dilettantischer Philosopheme zusammen. Dieselben Anschauungen gewannen demnächst und gleichzeitig eine selbständige regelmäßige Ausgestaltung in der Schellingschen Naturphilosophie, in dem Identitätssystem und in dem absoluten Idealismus Hegels. Allein diese Systematiker arbeiteten mit anderen wissenschaftlichen Mitteln. Der eklektisch gebildete Herder war zur Klarlegung seiner allgemeinen Conceptionen an die englische Erfahrungsphilosophie, an Leibnitz und dessen Schule gebunden, er vereinigte mit dem, was wir seinen Spinozismus nennen wollen, im Wesentlichen den Standpunkt, auf dem auch Kant damals gestanden hatte, als er dessen Schüler gewesen war. Selbst die Energie seiner ästhetischen Grundanschauung brachte es daher nur zu einer Vermengung von Realismus und Idealismus. Damit war Kant, der nunmehrige Kant nicht zu überwinden, am wenigsten, wenn die Bestreitung von blindem Hasse gegen das neue System ausging. Die Schelling und Hegel dagegen setzten ihre der Herderschen verwandte Weltanschauung mit den Mitteln des Kriticismus selbst durch. Erst sie, obgleich nur die Erben jenes ästhetischen Geistes, thaten den glücklichen Griff, den Realismus in den Rahmen des Idealismus selbst einzuspannen. Durch Kant und Fichte geschult, waren sie im Stande, ihren Ideen eine Schärfe und Klarheit zu geben, und dieselben so einheitlich zum System zu

gestalten, daß sie, mit der Zuversicht des Neuen, kategorisch, aber ohne die Leidenschaft einer erbitterten Gegnerschaft vorgetragen, nun erst einen, wenn auch nur zeitweiligen Erfolg errangen [1]).

Jene leidenschaftliche Erbitterung, der Haß Herders kömmt noch einmal in dem Anhang zur Metakritik zu Worte. In seiner kleinen Schrift „Streit der Facultäten" hatte der alternde Philosoph in der That denjenigen, die seiner Lehre den Vorwurf machten, daß sie Dünkel und Anmaaßung erzeuge, ja zur Auflehnung gegen das Bestehende die Gemüther vorbereite, neue Waffen in die Hand gegeben. Der Philosoph, dem unter der Herrschaft des Wöllnerschen Religionsedicts übel mitgespielt worden war und der alle Ursache hatte, sich über die Eingriffe des Staates in das Recht der freien Wissenschaft zu beklagen, hatte bei dem Eintritt der neuen Aera Friedrich Wilhelms III. den Spieß umgekehrt; er war in jener Schrift für die Unabhängigkeit der Wissenschaft vom Staate eingetreten, er hatte die Wissenschaft mit den Universitäten und die höchste Wissenschaft mit der philosophischen Facultät identificirt, die es mit der Wahrheit als solcher zu thun habe und der es daher zustehe, die übrigen Facultäten zu controliren, ja, da sie nur unter der Gesetzgebung der Vernunft stehe, Befehle von der weltlichen Obrigkeit nicht zu empfangen, vielmehr dieselben zu kritisiren. Da lagen ja die Consequenzen dieser aprioristischen Weisheit und ihres Vernunftstolzes handgreiflich vor! Herder konnte die kleine Schrift, die, weil sie seinem Recensenten Stäudlin gewidmet war, ihm zugleich zu einer kleinen Rache an diesem Gelegenheit gab [2]),

---

[1]) Eine allzu directe Abhängigkeit Schellings und Hegels von den Gedanken der Metakritik statuirt die fleißige Dissertation von W. Fischer „Herders Erkenntnißlehre und Metaphysik", Salzwedel (1878), S. 73 ff. Den Geist der Metakritik „einmal vollständig zur Anschauung zu bringen", ist die gutgemeinte Absicht einiger in Band 84 und 85 der Zeitschrift für Philos. und philos. Kritik veröffentlichten Artikel von O. Michalsky: „Kants Kritik der reinen Vernunft und Herders Metakritik", die sich an des Verfassers gleichbetitelte Dissertation (Breslau 1883) anschließen. Die Abhandlung kömmt jedoch über das Allgemeine nicht hinaus, daß der Metakritiker, bei allem Mißverständniß Kants, einer gesunden Empirie, gegenüber abstracten Speculationen, die Wege gebahnt und mit seinen geistreichen Sentiments vielfach die Gedanken eines „Schleiermacher, Beneke, Trendelenburg, Ueberweg und Sigwart" vorweggenommen habe. Eine sehr lesenswerthe Abhandlung ist dagegen die von O. Pfleiderer: „Herder und Kant" in den Jahrbb. für protest. Theologie, Bd. I, Heft 4, S. 636 ff. Nach einer der Berichtigung und Ergänzung bedürfenden Besprechung der persönlichen Seite der Frage führt der Verfasser so einsichtig wie klar aus, wie Herder der directe Vorgänger des mit Schelling begonnenen realistischen Umschwungs der Philosophie sei; er deutet mit Recht an, daß auch Lotze von Herder gelernt haben dürfte, er weist auf die Berührungspunkte Hegels mit Herder und verweilt, indem er neben der Metakritik auch die Christlichen Schriften und die „Ideen" zur Vergleichung heranzieht, namentlich auch bei der Herderschen Religions- und Geschichtsphilosophie, um durchweg die Einseitigkeit des Kantschen und die des Herderschen Standpunktes gegen einander abzuwägen.

[2]) Vgl. den Spott über die Dedication in dem Briefe an Eichhorn 24. Dec. 98, C, II, 312. Knebels Urtheil über die „Sophisterei" der Schrift (9. Febr. 99, C, III, 182,

als eine praktische Probe auf den Inhalt des kritischen Hauptwerkes brauchen. In der „neuesten Nachricht von einer kritischen Facultät der reinen Vernunft" beeilte er sich, die Prätentionen des Transscendentalphilosophen zu persiffliren, ja geradezu zu denunciren. Er that es bona fide und aus dem natürlichen Gegensatz seiner Denkweise heraus — nur das Eine vergessend, daß er seinerseits jene Vernunft, die er aus der Natur ableitete und mit der Humanität identificirte, oft genug gleichfalls der politischen Raison und den bestehenden staatlichen Ordnungen in fast revolutionärer Weise entgegengehalten hatte. Kant hatte aus dem Begriff der Gelehrsamkeit Akademien und Universitäten, die Eintheilung der letzteren in Facultäten, die Autonomie der philosophischen Facultät construirt. Herder vertritt dem gegenüber mit gutem Recht die historische Ansicht: nicht aus einem Einfall heraus sind Universitäten als autonome wissenschaftliche Anstalten gemacht worden, sondern als Zünfte im Staat, als Schulen für die Wissenschaften sind sie entstanden. Ebenso zuwider aber wie das unhistorische Construiren ist Herder nach allen Erfahrungen, die er mit Universitäten und Universitätslehrern gemacht hatte, der Dünkel des zünftigen Universitätsprofessors. Er, der unzünftige Gelehrte, der dem freien Verkehr mit den besten Geistern der Vergangenheit mehr als den Universitäten verdankte, — er haßt neben allem Uebrigen in der Kantschen Philosophie die Professorenphilosophie und nimmt sich, den Professoren gegenüber, der Geschäftsmänner, den zünftigen Gelehrten gegenüber der unzünftigen an. Geschäftsmänner seien es gewesen, die Schulen, Universitäten, Akademien gegründet, die oft genug den Unordnungen derselben gesteuert, oft genug selbst in den Wissenschaften neue Bahnen eingeschlagen hätten. Lebhaft weist er den Satz zurück, daß der philosophischen Facultät gar ein Censoramt über die Befehle der Regierung zukommen solle, protestirt er gegen die Unterwerfung der übrigen Facultäten und der einzelnen Wissenschaften unter den Oberbefehl des kritischen Metaphysicus. Denn für sich — das ist die schiefe und unbillige Wendung, welche er schließlich seiner Polemik giebt — fordert der Vernunftkritiker alle diese exorbitanten Privilegien. Er giebt nicht etwa bloß zu verstehen, sondern ausdrücklich spricht er es aus, daß sich in diesen Anmaaßungen die eigentliche Tendenz der kritischen Philosophie verrathe. Die in diesem Schriftchen gegebene Probe kritischer Vernunftbeurtheilung bürge für alle übrigen, die vom kritischen Katheder erschallen würden! Und so wendet sich denn nun die wieder mit allerlei parodischen Männerchen ausgeputzte Verurtheilungsrede zu den Klagen und Invectiven der Vorrede zurück. Die kritische Philosophie ist der Verderb der Jünglinge auf den Universitäten; denn hier lernen sie Erfahrung und Wissen verachten, anmaaßend die Befehle der Regierung beurtheilen und werden so zu jedem Geschäfte des Lebens untüchtig.

---

vgl. Caroline an Knebel 15. Febr., in Knebels Litt. Nachlaß II, 323) mochte ihm den Ausfall auf dieselbe noch näher legen.

Geschäftsmänner, Väter der Jünglinge, die ganze Nation — sie alle können nur das Eine Interesse haben, daß dieses Fieber, diese „nordöstliche Influenza“ endlich zu Ende gehe. So perorirt der Metakritiker und kann es sich nicht versagen, den bittersten Spott noch zuletzt in einer Anmerkung gegen den alten Lehrer zu richten. Man kennt die reservatio mentalis, die sich Kant erlaubte, als ihm zugemuthet wurde, sich aller Besprechung religiöser Gegenstände zu enthalten, und die er getreulich in der Vorrede zu dem Streit der Facultäten erzählt. Jedes unbefangene Gefühl wird sich hier mit der sittlichen Maxime Kants in Widerstreit finden. Die Grausamkeit ist nichtsdestoweniger bemerkenswerth, mit welcher Herder bei dieser Gelegenheit die Blöße aufdeckt, die nicht sowohl der Denker als der Mensch sich gegeben hatte. —

Und so sehr hatte sich nun Herder in Spott und Eifer hineingeschrieben, daß er kein Ende finden konnte. Die Vorrede zur Metakritik kündigte bereits die Fortsetzung des Kampfes, eine „Metakritik zur Kritik der Urtheilskraft“ an, und aus den Briefen an die Freunde ersehen wir, daß er auch darüber hinaus mit weiteren Kriegsplänen umging[1]). Nicht wenig trug, diese kriegerische Stimmung zu erhalten, das jüngste Auftreten Fichtes und die während der Entstehung der Metakritik sich zur Katastrophe zuspitzende Anklage desselben auf Atheismus bei[2]). Man hätte von dem Verfasser der Humanitätsbriefe erwarten können, daß er in dem gegen den Philosophen ausgebrochenen Sturm sich für die Sache der freien Wissenschaft und der Lehrfreiheit erklären, ja daß das Schicksal Fichtes ihn erinnern würde, daß es jetzt am wenigsten Zeit sei, Oel ins Feuer zu gießen. In eben dieser Erwartung sprach Prinz August von Gotha gegen ihn mit Spott und Mißbilligung von den Fackeln, welche der Kurfürst von Sachsen gegen die Herausgeber des Philosophischen Journals ausgetheilt hätte und rief dem Freunde, nachdem er die Fichtesche „Appellation“ gelesen hatte, zu, er möge nicht zugeben, daß man Fichte verbrenne oder absetze[3]). Allein die gründliche Abneigung des Metakritikers gegen die Kant-Fichtesche Religionslehre ließ die Gefühle der Großmuth oder des Mitleids nicht aufkommen. Auch wenn von den Andeutungen, die ihm G. Müller aus persönlicher Bekanntschaft mit Fichte über den gefährlichen Raisonneur gemacht hatte[4]), nichts hängen geblieben war — die ganze harte und trotzige Weise dieses extremsten Kantianers mußte ihn abstoßen. „Es ist doch eine gewaltige Charlatanerie in seiner Manier; so spricht und thut die Wahrheit nicht“ — das war Carolinens Wort gegen Knebel nach dem Erscheinen der Appellation,

---

[1]) An Knebel 6. Mai 99, Knebels Litt. Nachl. II, 278; an Gleim 3. Juni, C, I, 256.

[2]) Vgl. zum Folgenden J. H. Fichte, Fichtes Leben und litt. Briefw. (zweite Aufl.) I, 269 ff. mit den Actenstücken II, 76 ff.

[3]) *15. und 24. Januar 99.

[4]) Schon *16. August 93 und neuerdings 15. Febr. 99: „Was sagen Sie zu der Atheistenhetze in Ihrer Nachbarschaft? Ich kenne Fichte persönlich und fürchte ihn, fürchte ihn auch für sein Land, wenn einst gewisse Sachen dort losbrechen sollten“.

und mit noch unfreundlicherem Spott sprach sich Herder selbst über das „Jenenser Atheistlein“ gegen Gleim aus. „Er wünscht so gern mit dem Scheiterhaufen (versteht sich, nur von Weitem) bedroht zu werden, damit er schreien könne: man will mich brennen. Leider aber ist das Holz hier so theuer, daß man auch den Gefallen ihm nicht erweiset“ [1]). In ähnlichem Tone halten sich alle folgenden Aeußerungen, ja, aus der gerichtlichen Verantwortungsschrift des Angeklagten las man im Herderschen Hause — wenn man nicht gar nur nach Hörensagen urtheilte — nichts weiter als eine Berufung an die Gewalt heraus, und Fichte ward als ein wahrhaft gefährlicher Mensch verschrieen, der „um seiner kleinen beleidigten Person halber Deutschland in Flammen steckte, wenn er könnte“ [2]). Einige Tropfen politischen Parteigeistes, womit doch die Herders vorsichtig umzugehen ganz besondere Ursache gehabt hätten, rannen zusammen mit denen des philosophischen Parteigeistes. Gewiß hatte Fichte in diesem ganzen Handel sich nicht durchaus taktvoll und bedachtsam benommen; er hatte es selbst der wohlwollendsten Regierung schwer gemacht, ihn zu halten, ja unmöglich, die Sache in einer Weise beizulegen, die gleich sehr mit seiner wie mit ihrer Würde verträglich gewesen wäre. Es war am Ende für beide Theile am besten, daß er ging. Allein Niemand, der der Eigenart von Fichtes bedeutender Persönlichkeit gerecht zu werden im Stande war, und Niemand, der das Recht der freien wissenschaftlichen Ueberzeugung hochhielt, hätte anders als mit Bedauern diesen unvermeidlich gewordenen Ausgang betrachten dürfen. Im Herderschen Hause betrachtete man ihn mit Triumph und Schadenfreude. „Dem Ich = Nicht-Ich,“ schrieb Herder am 5. April an Gleim, „ist diese Woche die Entlassung zugesandt worden, die er sich durch arrogante Insulte, von denen man keinen Begriff hat, ertrotzt hat,“ und Caroline, die gleichfalls mit Befriedigung schon vorher berichtet hatte, daß dem Philosophen „der Rath des Wanderns“ ertheilt werden solle, verräth uns, welche Motive dieser Intoleranz zu Grunde lagen. „Es ist sonderbar,“ schrieb sie an den Schweizer Freund, „wie man in Deutschland gegen die Auflösung der Bande kämpft und doch eine solche Philosophie, die eben Alles auflöst, hat nähren und unterstützen können. Gott bewahre die Schweiz vor Fichte — er bildet Narren und Egoisten“ [3]). Kein Zweifel, die Schlußblätter der Metakritik, auf denen die Geschäftsmänner Klage führen gegen die kritischen Philosophen, die „Alles aus sich entstehen lassen, indem die ganze Sinnenwelt nur ein Widerschein ihrer selbst ist“ —: mit Beziehung auf Fichte,

---

[1]) 2. Febr. 99, in Knebels Litt. Nachlaß II, 322; Mitte März 99, C, I, 253.

[2]) Caroline 20. März 99 an G. Müller, bei Gelzer S. 285 (mit einigen Weglassungen). Ueber die Fichte-Niethammersche Verantwortungsschrift fast wörtlich ebenso an Knebel 2. April 99, Knebels Nachlaß II, 325.

[3]) Herder an Gleim 5. April, C, I, 254, Caroline an Knebel 2. April 99, an G. Müller 29. April, bei Gelzer S. 286. Vgl. ihren ausführlichen Bericht vom 11. April an Knebel, Knebels Nachlaß II, 326.

unter dem Eindruck des Fichteschen Handels waren sie niedergeschrieben worden. Der mehrerwähnte Brief an Gleim vom 5. April bringt ausdrücklich die Metakritik damit in Zusammenhang, die eben deshalb geschrieben, die, um zu scheiden, „hie und da mit Scheidewasser" geschrieben worden sei. War aber so schon der Schluß der Metakritik zu einem häßlichen Pasquill auf Fichte geworden, so hatte der Haß gegen Fichte auch seinen Antheil an dem Entschluß, es bei dem ersten Feldzug nicht bewenden zu lassen. Fichte hatte in seinem Schreiben an Geheimrath Voigt vom 22. März 99 die Unbill, die ihm wegen seines angeblichen Atheismus geschehe, auch dadurch ins Licht zu setzen gesucht, daß er die Frage stellte oder doch mit der Frage drohte, warum man „den Generalsuperintendenten dieses Herzogthums, dessen öffentlich gedruckte Philosopheme dem Atheismus so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern, nicht zur Verantwortung ziehe". In zwei Zeitschriften war dieses Schreiben demnächst veröffentlicht worden[1]). „Was sagen Sie," schrieb da am 5. Juli Caroline an G. Müller[2]), „zu Fichtes Denunciation meines Mannes als Atheist? Das ist eine elende und bösartige Sekte zugleich." Und weiter mußte Herder erleben, daß Jacobi in seinem Briefe an Fichte dem Wissenschaftslehrer das ausgesuchteste Lob spendete. „Der Fichtesche Koth," meinte er ärgerlich, „wird fortgetreten!"[3]) Er war um eben diese Zeit bereits an der Arbeit zu einer neuen metakritischen Schrift, auf deren Vorrede er sich die Entladung all' des Unmuths sparte, den er gegen die „Insolenz und Arroganz", gegen die „Keckheit und Grobheit" des Ichlehrers und seines neuesten Apostels Schelling angesammelt hatte.

Er hätte freilich bis dahin Zeit gehabt, zu überlegen, ob er sich und der Sache wirklich mit diesem Kampf, mit dem so geführten Kampf einen Dienst erweise. Ueberschwenglich anerkennend lauteten ja allerdings die Urtheile der ihm jetzt am nächsten stehenden und unbedingt zu ihm haltenden Freunde über die Metakritik. Mit übertriebenem freundschaftlichen Eifer hatte unmittelbar nach dem Erscheinen des Buchs der Apoticario del Mercurio den Sieg der Metakritik über das after- und hyperkritische Unwesen und die die alte Scholastik noch transscendirende neueste Schulphilosophie ausgerufen[4]). Auf diese Merkuranzeige hin gab Klopstock seine Zustimmung zu dem gegen die Kant-

---

[1]) Fichte, a. a. O. II, 90 und I, 306. Vgl. oben, S. 576.

[2]) Bei Gelzer S. 288.

[3]) An G. Müller 29. Nov. 99, bei Gelzer S. 288; vgl. Jean Paul an Jacobi 4. Juni 99, in Jacobis Auserl. Briefw. II, 283.

[4]) Neuer Teutscher Merkur 1799, Mai S. 69 ff. „Ein Wort über Herders Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft". Vgl. Herder an Böttiger in Böttigers Litt. Zuständen I, 197, und Knebel an Böttiger, das. II, 220. An Böttiger bei Boxberger S. 27, Nr. 20 und Wieland an Herder 11. Juni 99. Die versprochene Fortsetzung des Wielandschen Aufsatzes unterblieb zwar, dagegen brachte das Juniheft S. 165 ff. „Urtheile der Engländer über Kants Filosofie"; vgl. Herder an Böttiger, bei Boxberger, S. 43 Nr. 60.

schen Hirngespinste geführten Krieg zu erkennen[1]). Prinz August, der mit dem Herderschen „Gott" nichts anzufangen gewußt und sich an der Vernunftkritik müde studirt hatte, erklärte, daß ihm noch kein Angriff „gegen dieses Seifenblasenschloß so niederreißend und zugleich so wahr, so faßlich, so Alles erschütternd und Alles zermalmend vorgekommen sei als der, welchen Herder mit herkulischer Keule dawider unternommen habe". Auch Gleim sprach von Herkules und vom Zermalmen. Wahre Lobhymnen waren Knebels Briefe über die Metakritik; sie gipfelten in dem Satze, daß der Verfasser, wie Sokrates, die „schöne" Philosophie wieder unter die Menschen gebracht habe[2]). Dazu endlich der Beifall Jean Pauls: — wenn diese Männer das Publicum repräsentirten, so war der große Prozeß des gesunden Menschenverstandes gegen die Schulphilosophie gewonnen, oder doch alle Aussicht, daß er gewonnen werden würde. Allein auch in der Nähe des Verfassers urtheilten ein paar Männer anders. „Wenn ich," sagte Goethe, „gewußt hätte, daß Herder das Buch schrieb, ich hätte ihn knieend gebeten, es zu unterdrücken"; diesem selbst ließ er einen kühlen Dank bestellen, und Schiller desgleichen ließ sich über das Buch nichtsweniger als beifällig vernehmen[3]). Unzufrieden hatte sich anfangs Johannes Müller geäußert, er hatte dann zwar sein Urtheil gemildert, war aber zugleich mit einer herzlichen Beschwörung nachgekommen, Herder möge auf dem Wege nicht fortwandeln[4]). Das Letztere war die Meinung auch der lobspendenden Freunde. Sie sahen voraus, daß die Erwiderungen der Kantianer ihm böse Stunden machen würden, sie riethen, die Sache nun ruhen zu lassen. Sie riethen vergeblich. So ganz war Herder von dem Recht seiner Sache überzeugt, so sehr hatte er sich selbst zu Danke geschrieben, so stark war ihm die Aussicht auf einen großen Sieg zu Kopfe gestiegen, daß er alle diese Mahnungen überhörte. Er hatte seine Antipathie gegen den Kantianismus in ein System gebracht, und er redete sich ein, daß er eine hochheilige Pflicht erfülle, wenn er seiner Feindseligkeit freien Lauf lasse. So war ihm der Beifall Knebels eine Bürgschaft, daß er „den Punkt lebendiger Natur und Wahrheit" getroffen habe, ein Grund mehr zu der stolzen Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, „die Philosophie sektenlos wie die Mathematik, frei von

---

[1]) Klopstock an Herder 20. Juli 99, bei Lappenberg, S. 404.

[2]) Prinz August an Herder *20. April 99, Gleim an Herder, C, I, 256 Anm. 1, Knebel an Herder 24. April und 4. Mai, C, III, 140 ff.

[3]) Caroline an G. Müller 14. Mai 1807, C, III, 345; an Knebel 25. April 99, Zur deutschen Litteratur I, 167; vgl. Goethe an Schiller 5. Juni, Schiller an Goethe 7. und 25. Juni.

[4]) Herder an G. Müller 29. Nov. 99, bei Gelzer, S. 289. „Alles in Briefen an unseren Director Böttiger". Anders gegen Herder selbst. Der Brief vom 15. September 99, Werke XVII, 124, ist geradezu eine Palinodie des anfänglichen Urtheils, wie dergleichen bei Müller nichts Seltenes ist. Aber auch nach dem Erscheinen der Kalligone noch schreibt Herder wieder an G. Müller 8. Aug. 1800, Gelzer, S. 291: „Auch Euer Bruder ist mit meiner Anti-Kanterei gar nicht zufrieden".

Worttand und sie unserer Sprache natürlich, einheimisch zu machen". Keine Rede davon, nach Knebels Rath, die Sache nun weiter für sich selbst reden zu lassen. „Das dickste Ende," so vielmehr fährt er fort, „steht mir nun bevor, die Verwirrungen nämlich und Absurditäten, die diese Herren in die Kritik alles Wahren, Guten und Schönen, in Kunst und Wissenschaft, ja auch in die praktischen Doctrinen, Moral, Rechtslehre, selbst Philologie, Geschichte, Mathematik, Theologie u. s. w. gebracht haben, auf die kürzeste, lebendigste, fruchtreichste Weise zu zeigen. In allen Zeitungsblättern bellen und belfern diese Doggen und Hunde, die kritischen Kanons ohne Kanon, ohne Gefühl, Gesetz und Regel. Helfe mir Gott! Mein Symbolum aber ist: jacta est alea, rein abe! von der Wurzel aus! Die Ohren habe ich mir mit Baumwolle und weißem Jungfernwachs verstopft; sehen will ich weder links noch rechts, bis das Werk gethan ist. Helfe mir Gott!" [1]) Fast mit denselben Worten erklärt er dem Schweizer Freunde, daß er, obwohl er wisse, daß er in ein Wespennest und eine Schlangenhöhle gestört habe, mit dem Werke, das er aus Religion und Pflicht, in reinem Muthe, um dem Verderben der akademischen Erziehung zu steuern, begonnen habe, fortfahren werde, um an der Anwendung der kritischen Sätze in den Wissenschaften zu zeigen, was an ihnen sei [2]). Vollends übermüthig aber und fast wie ein litterarischer Landsknecht, den der Krieg verwildert hat, bedeutet er den preußischen Grenadier, daß es sich auch in diesem Kampfe um die Musen und um den Schutz vaterländischer Heiligthümer handle. „Krieg ist mein Lied", ruft er dem alten Kriegssänger zu und singt ihm eine Landsknechtsweise, ein Spottlied auf die häßlichen kritischen Spinnen vor, das alle neun Musen zum Erröthen gebracht haben müßte [3]).

Wenn die Mahnungen der Freunde nichts verfingen, so schreckte den Kampflustigen natürlich auch das nicht, daß nun ihre Voraussagungen von der zu erwartenden Gegenwehr des Kantschen Lagers reichlich in Erfüllung gingen. Die kritischen Journale gingen voran [4]), die Pasquill- und Buchschreiber folgten. Die Metakritik erfuhr eine so gut wie einstimmige Verurtheilung. Ein so elendes Machwerk wie die „Vertrauten unparteiischen Briefe über Fichtes Aufenthalt in Jena" [5]), dessen Schlußabschnitte eine xenialische Verhöhnung Herders und seines Schildknappen Wieland enthielten, hätte allenfalls die Partei

---

[1]) An Kebel 6. Mai 99, Knebels Litt. Nachl. II, 278.

[2]) Herder und Caroline an G. Müller 29. April 99, bei Gelzer, S. 286 ff.

[3]) 3. Juni 99, C, I, 256 ff.

[4]) Verhältnißmäßig eingehend werden die Herderschen Angriffe gegen den Kriticismus zurückgewiesen in der Recension der Gothaischen Gel. Zeit. St. 64 vom 10. August 99. Etwas weniger parteiisch ist die Besprechung in den Tübinger Gel. Anzeigen St. 65 vom 12. Aug.; am feindseligsten die in der Erlanger Litteraturztg. Nr. 199 vom 9. Oct. Alle drei abgedruckt in der schon Bd. I, 46 Anm. 3 angeführten, weiter unten zu besprechenden Rinkschen Schrift, S. 175 ff.

[5]) o. O. 1799, S. 180 ff.

der Gebildeten und Anständigen auf Herders Seite bringen können. Allein die meisten Gegenschriften hielten sich in einem durchaus mäßigen, ernsten und wissenschaftlichen Ton: die Leidenschaftlichkeit des Angriffs hatte es den Gegnern leicht gemacht, sich im Allgemeinen die Miene leidenschaftsloser Fassung und kaltblütiger Superiorität zu geben. Das von Krug verfaßte „Sendschreiben von einem Freunde der kritischen Philosophie an einen Freund der Philosophie überhaupt"[1]), rechtete mit Herder und Wieland, dem „Hermes Psychopompos", hauptsächlich nur wegen der politischen Verdächtigung der Kantschen Lehre, um übrigens den Aussprüchen der Metakritik in der ruhigsten Haltung durch eine gedrängte und gemeinverständliche Darstellung des Inhalts der Vernunftkritik zu begegnen. In der bescheidensten Form und mit dem Wunsche, einen von ihm verehrten Mann zu entschuldigen, suchte das Schriftchen des jungen Cramer[2]) zu zeigen, daß die Angriffe der Metakritik auf einem Mißverständniß der der Kantschen Kritik zu Grunde liegenden Idee beruhen. Noch unparteiischer und friedliebender ging das Erste Heft der Erläuterungen der Transscendental-Philosophie von Schmidt und Snell[3]) auf den inzwischen schon durch eine Reihe von Gegenschriften geführten Streit ein, um darauf aufmerksam zu machen, daß Herder, wenn er sich nur sebst richtig verstehe, die Kantschen Ansichten zu befehden kaum eine Veranlassung haben könne. Die Gegenschriften der strengeren Kantianer, wie namentlich die zweibändige, mit logischer Trockenheit durchgeführte Kiesewettersche „Prüfung der Herderschen Metakritik"[4]), verbanden doch durchweg mit der Polemik die Absicht, Beiträge zur Erläuterung theils des kritischen Standpunkts überhaupt, theils schwierigerer Punkte der Vernunftkritik zu liefern. Unbarmherzig wurden daneben, wie es nicht anders sein konnte, die Blößen aufgedeckt, die sich Herder gegeben hatte. Daß die Metakritik, mehr ein Werk der dichterischen Einbildungskraft als des philosophischen Talents, aus einer höchst mangelhaften Einsicht in den Geist und Sinn der kritischen Philosophie hervorgegangen sei, daß sie bei allem Schein wörtlicher Anführungen die Worte der Kritik leichtsinnig entstelle und verdrehe, daß sie, im gehässigsten und unwürdigsten Ton verfaßt, die Seich-

---

[1]) „Ueber Herders Metakritik und deren Einführung ins Publicum durch den Hermes Psychopompos, Sendschreiben rc.", erschien anonym o. O. 1799; mit Aenderungen wiederabgedruckt in Krugs Ges. Sch. VII, 145 ff.

[2]) Joh. Jac. Cramer, „Ueber Herders Metakritik", Zürich und Leipzig, 1800.

[3]) Erstes Stück, Gießen 1800, S. 91 ff.

[4]) Berlin 1799 und 1800; von den übrigen Gegenschriften, abgesehen von den noch später zu erwähnenden, kenne ich aus eigener, mir durch meinen Collegen Vaihinger ermöglichter Ansicht: „Sinnlichkeit und Vernunft oder über die Principien des menschlichen Wissens. Eine Kritik über Herrn Herders Metakritik von einem Wahrheitsfreunde", o. O. 1800, und: (A. Matthiä), „Hugo. Ein Beitrag zur Würdigung der Herderschen Metakritik", Gotha 1799. Die erst 1802 (Leipzig) erschienene Schrift von Grohmann, „Ueber das Verhältniß der Kritik zur Metakritik", kenne ich nur aus Anführungen Anderer (s. z. B. Düntzer, SWH. XVIII, LXIII).

tigkeit der Gründe durch die Stärke der Schimpf- und Schmähworte zu ersetzen suche — darin herrschte unbedingte Einigkeit. Selbstverständlich ließ man es sich nicht entgehen, den Verfasser auch an ältere Sünden zu erinnern und auf den seltsamen Widerspruch zwischen seinen schönen Worten zum Lobe Kants und seiner nunmehrigen Verunglimpfung desselben, überhaupt auf das so durchaus inhumane Gebahren des Verkündigers des Evangeliums der Humanität hinzuweisen. Einig war man auch darin, daß sich der ganze Standpunkt des Metakritikers als der eines naiven und verworrenen dogmatischen Empirismus charakterisire. Besonders einer, und zwar der geschickteste der Gegner, J. G. Rätze[1]), ging weiter. Er wenigstens am meisten und bestimmtesten suchte, die schärfste Spitze des Angriffs gegen den Angreifer selbst kehrend, auszuführen, daß von den „Naturprincipien" der Herderschen Philosophie nur ein kleiner Schritt bis in das Gebiet des Unglaubens und der Freigeisterei sei, und daß dieselbe daher in Form und Materie der eigentlichen Gesinnung und dem Glauben des Verfassers zuwiderlaufe. Nur spärlich, es ist wahr, findet sich in allen diesen Gegenschriften einige Anerkennung des Geistreichen, Tiefsinnigen und Bedeutenden, das, befreit von der Verwirrung, in der es auftritt, über die Schranken des Kriticismus hinausweist; dazu waren die Beurtheiler zu sehr in dem Bann der Kantschen und Fichteschen Lehre befangen: die negativen Seiten des Werks jedoch war es ihnen gelungen, mehr oder weniger geschickt, mehr oder weniger klar und scharf zur Sprache zu bringen. Durch die Metakritik war Herder gleichsam vogelfrei geworden. Jetzt fiel auch die Zeitschrift der Schlegel über ihn her, die ihn bisher geschont hatte. Im letzten Hefte des Athenäums zog Bernhardi in einer Anzeige voll boshaften Witzes alle jene negativen Urtheile ins Kurze. Er paraphrasirte Fichtes Wort gegen Reinhold[2]), daß Herder sich auf seine eigene Hand mit der Metakritik prostituirt habe. Er hob an dem Buche, diesem „Spätling und Sterbling", namentlich die darin herrschende „schlechte Ansicht der Sprache" hervor, um dem Metakritiker schließlich als Präservativ das Horazische Populus me sibilat, at mihi plaudo ipse domi zu empfehlen[3]). Auch das indeß war noch nicht das Härteste, was gegen den Verfasser vorgebracht wurde.

[1]) „Herder gegen Kant oder die Metakritik im Streite mit der Kritik der reinen Vernunft", Leipzig 1800.

[2]) Fichtes Leben, zweite Aufl. II, 276.

[3]) A. a. O., S. 266 ff. Wie die beiden Schlegel jetzt von allen Seiten gegen Herder hetzten, und gern auch Schleiermacher gegen die Metakritik, den „Gott", und die Christlichen Schriften, demnächst auch gegen die Kalligone aufgeboten hätten, ist aus ihrem Briefwechsel mit Schleiermacher (Aus Schleiermachers Leben III, 123. 143. 144. 149. 151. 176. 186. 221) zu ersehen. Vgl. meine der Berichtigung bedürfende Anmerkung „Die romantische Schule", S. 725. A. W. Schlegel schreibt 16. Dec. 99 an Schleiermacher: „Wir wollen, denke ich, eben durch diese Notiz (über die Metakritik) beweisen, daß es uns nicht verboten ist, und wir uns auch nicht verbieten lassen, über Weimarische Gelehrte frei zu urtheilen". Ausgegeben wurde das betreffende Heft des Athenäums in der zweiten Hälfte des Aug. 1800.

Nirgends empfand man die dem Meister durch den Jünger angethane Unbill so lebhaft, nirgends hatte man für die persönliche Seite der Sache ein so starkes Interesse wie in dem Königsberger Kreise, in Kants unmittelbarer Nähe. Man glaubte dem verehrten Lehrer eine ausnehmende Genugthuung, dem unehrerbietigen und undankbaren Schüler eine exemplarische Demüthigung schuldig zu sein. Unter dem Titel „Mancherlei zur Geschichte der metakritischen Invasion“ wurde eine Sammlung von Aufsätzen veranstaltet, die, neben ein paar Lorbeerkränzen für Kant, eine Dornenkrone für den Verfasser der Metakritik enthielten [1]). Wie durchaus man in diesem Kreise das Vorgehen des Letzteren auf persönliche Motive zurückführte, wird am besten aus einem ungedruckten Stück der Sammlung, einer Vorrede Scheffners zu einem anderen, gleichfalls zurückgelegten Stück, der Kraus'schen Recension des Dritten Theils der „Ideen“, ersichtlich [2]). Bei dieser Ansicht der Sache war es nur erlaubte Nothwehr, wenn man Alles, bis auf die ehrenrührige Nebeneinanderstellung Herders und Nicolais, zusammennahm, was zur Entwerthung der Herderschen Schrift und zur Beschämung ihres Verfassers dienen konnte. Jetzt zuerst, von Königsberg aus, erfuhr die Welt, daß Herder die Hauptideen seiner Schrift gegen Kant den Collegienheften verdanke, die er einst aus Kants Vorlesungen nach Hause getragen. Das eigne Zeugniß Kants, der sonach als Mitwisser des Complots erschien, wurde dafür beigebracht, daß die Kategorieen des Raumes, der Zeit und der Kraft, die in der Metakritik eine so wichtige Rolle spielen, dieselben seien, die jener in seiner vorkritischen Zeit als die einzigen synthetischen Begriffe der Metaphysik hingestellt habe. Herder war ein zwiefacher Plagiator. Er hatte den neuen Kant durch den ehemaligen Kant zu widerlegen gesucht. Er hatte die übrigen Materialien zu dieser Widerlegung einem Aufsatze seines verstorbenen Freundes Hamann entnommen. Der Hamannsche Aufsatz, wie immer derselbe in die Hände der Königsberger gekommen sein mochte, wurde zum Beweis dieser Thatsache in dem „Mancherlei“ abgedruckt und überdies in einzelnen Stellen mit Sätzen der Herderschen Metakritik in Parallele gestellt. Bei unbefangener Prüfung, es ist wahr, schwand das Gewicht dieser Anklagen sehr zusammen. Denn seit wann war es unerlaubt, die Gedanken, die ein Anderer fallen gelassen, in umgebildeter Form, in neuer und eigener Ausführung wiederaufzunehmen? und worin bestand das Unrecht, wenn Herder die Ideen eines ihm innig gleichstimmigen Freundes, eines Freundes, als dessen Dolmetscher er sich so oft bekannt hatte, die sich, ihm selbst unbewußt, in sein Eigenthum verwandelt hatten, in freier Weise verarbeitete? Er hatte das Eine wie das Andere verschwiegen: aber wo war der Beweis, daß er es in doloser Absicht verschwiegen habe? Und hob

[1]) Als Herausgeber bezeichnet sich durch die Vorrede vom 9. Febr. 1800 F. T. Rink.

[2]) Reicke, Scheffner über Herders Metakritik, in der Altpreuß. Monatsschr. XVIII, Heft 5 u. 6, S. 438 ff.

sich, was die Abhängigkeit von Kant betrifft, die Beschuldigung einer solchen Absicht nicht durch sich selbst auf? Aber nichtsdestoweniger: die aufgerufenen Zeugen waren unverwerflich, und soviel blieb unter allen Umständen in Anbetracht der stürmisch-rechthaberischen, der hochfahrend gehässigen Weise des Herderschen Angriffs hängen, daß dieselbe doppelt unangemessen erschien von einem Manne, der sich seiner Schülerschaft, seiner Unselbständigkeit in philosophischen Dingen gerade bei dieser Gelegenheit hätte erinnern müssen.

Kaltblütig, wie wir sahen, nahm Herder, wie er mit gutem Gewissen durfte, den Vorwurf der Entlehnung von Hamann auf; eine Aeußerung über den anderen Vorwurf, daß er Kant mit dessen eigenen älteren Ideen bekämpft habe, liegt uns leider nicht vor. Es darf als gewiß angenommen werden, daß er, trotz Böttigers bedenklicher Miene [1]), die Rinksche Schrift ungelesen gelassen hat. Er durfte es um so mehr, da er sich inzwischen durch eine zweite metakritische Schrift hinreichend legitimirt hatte. Von den übrigen älteren Gegenschriften hatte er eine einzige gelesen. „Ich will," schrieb er im November 1799 an Knebel [2]), „und muß meinen Gang fortgehen; wäre ich nur schon wieder auf demselben!" Bedauerlich gewiß, daß so viel Selbsttäuschung bei diesem philosophischen Kampf mit unterlief: gut für ihn selbst, daß er diesmal ganz anders gegen die Angriffe der Gegner gefeit war als bei den Stürmen, die er so oft schon in seiner früheren Schriftstellerlaufbahn gegen sich heraufbeschworen hatte. Der gegenwärtige Sturm war heftiger als irgend ein früherer, aber noch keinen hatte er so ruhig und zuversichtlich über sich ergehen lassen. „Ich erkenne," schrieb er, in Beziehung auf Johannes Müllers sorgliche Abmahnungen, an dessen Bruder, — „ich erkenne seine herzliche Meinung, kann aber nur meinem streng gebietenden und streng verwarnenden Genius folgen. An Autorruhm, zumal an der Ehre, für einen kritischen Philosophen erkannt zu werden, liegt mir nichts; ich gab mich in das Grab alles sogenannten Autorruhms, da ich die Feder zur Metakritik ergriff; und so möge der Genius der Nothwendigkeit weiter walten" [3]). So schrieb er, als er eben daran gegangen war, die Kritik der Urtheilskraft zu metakritisiren. „Die Bübereien der Kantianer fechten mich nicht an," so läßt er sich mit noch fröhlicherer Zuversicht, nachdem er die neue Arbeit vollendet, im Februar 1800 gegen Gleim aus, — „ich hatte viel ärgere Dinge vermuthet, und sage: ists nur das? Dagegen komme ich mit einer neuen Armbrust" [4]). Die fröhlichere Zuversicht war ihm durch mancherlei zustimmende Aeußerungen, hier- und dorther, gekommen. Wenn es ihn auch seltsam anmuthen mochte, daß er in der De-

---

[1]) Caroline an Knebel, 10. Aug. 1800. Knebels Litt. Nachl. II, 334.

[2]) Knebels Litt. Nachl. II, 287. Das Datum erhellt aus Knebels Brief C, III, 150. Knebels Urtheil über die Rinksche Schrift C, III, 166. 172.

[3]) 29. November 99, bei Gelzer, S. 289.

[4]) C, I, 267. Vgl. auch die bei Gelegenheit der Rinkschen Schrift gethane Aeußerung, welche Erinnerungen III, 131 angeführt wird.

dication von **Bardilis** „Grundriß der ersten Logik“ nicht bloß neben die Berliner Akademie der Wissenschaften, sondern auch neben Schlosser, Eberhard und Nicolai zu stehen gekommen war, so mußte ihn doch der massive Antikantianismus dieses Buchs sowie der rationale Realismus desselben, die, wenn auch wirre Verbindung, in die darin das Denken des Menschen mit der objectiven Gesetzlichkeit der Natur gebracht wurde, durch die Verwandtschaft mit seinem eigenen Haß und seinen eigenen Gedanken bestechen[1]). Einen anderen, nicht weniger seltsamen Bundesgenossen hatte er ungefähr gleichzeitig in dem Schweden **Thorild**, derzeit Professor in Greifswald, gefunden. Während des Druckes der Kalligone hatte ihm dieser seine lateinisch geschriebene Schrift Maximum sive Archimetria (Berlin 1797) nebst einer deutschen Ankündigung dieses Werkes und einem enthusiastischen Briefe zugesandt[2]). Verworrene Begeisterung, sarkastischer, mit der lateinischen Sprache aristophanisch schaltender Witz hatte dies Buch eingegeben. Die Gedanken, welche der Autor hervorsprudelte und hervorstammelte, waren gleichfalls Familienverwandte der Herderschen. Denn die Grundlage alles Erkennens ist dem Verfasser das sentire; dieses weist auf das esse zurück, in welchem nun die Vernunft, als eine „göttliche Mathematik des Wirklichen“, überall das Maaß nachzuweisen hat, um die Welt als ein harmonisches All zu begreifen. Mit diesem wilden Realismus, der keine andere Methode als die der Einfälle, der Analogieen und des Sprachwitzes kennt, stellt sich der Archimeter allen idealistae und vocabulares entgegen; er will vollenden, was Sokrates und Bacon begonnen; wie jener gegen die mythisch-sophistische, dieser gegen die mystisch-scholastische, so kämpft er gegen die „gallokantische“ Barbarei. Praktisch ist seine wie Herders Losung die humanitas[3]), und nur einen lärmenden Nachhall der Metakritik meint man zu hören, wenn man liest, wie er die Kantsche Philosophie charakterisirt als eine Satire, die inania vocabula evehit in mentales potentias et formas fingit nullius formati, visionem sine visu u. s. w. Eine Erscheinung wie das Thorildsche Maximum, so plauderte die leidenschaftlichste Parteigängerin

---

[1]) Er schreibt bereits November 1799, Knebels Litt. Nachl. II, 287, über das (mit der Jahreszahl 1800) erschienene Buch, in dem „viel Gutes, nur für den größten Theil unverständlich“ stehe, an Knebel. Daß er auch Bardili selbst dafür unter Zusendung der Kalligone gedankt, geht aus dem mir handschriftlich vorliegenden Antwortsschreiben Bardilis vom 22. April 1800 hervor. Ein älterer Brief desselben an Herder vom *7. Sept. 1788 gedenkt einer persönlichen Berührung in Weimar im Jahre 1786. Noch am *27. März 1802 schickt ihm Bardili „eine geringfügigere Arbeit als meine Logik war“.

[2]) Nach Herders Brief vom *20. Oct. 1800. Die Ankündigung bildet den Hauptinhalt der o. O. und J. erschienenen ersten Nummer des Schriftchens „Die Gelehrtenwelt“. Die zweite Nummer eröffnet mit einer Zuschrift „Ueber das Weltmaaß, an Herder“ und enthält gleichfalls eine Reihe von Aufsätzen, bestimmt, Tendenz und Standpunkt der Archimetrie zu erläutern.

[3]) Noch Ende 1801 richtete er in einem ersten Heft unter dem Titel „Orpheus sive Panharmonion“ (o. O.) an den Kaiser von Rußland, an die französische Nationalakademie und an Papst Pius VII. seine Litterae saeculares pro humanitate.

Herders nach einem Ausfall gegen die losen unwissenden Buben, die ihn mit Koth bewürfen, vergüte alle deren lose Reden. Das sei voreilig gesprochen, setzte Herder berichtigend hinzu; bald indeß bestätigte seine preisende Recension des Buchs die Genugthuung, die er über dasselbe empfand[1]). Auch brieflich sandte er dem Verfasser einen ermunternden Zuruf; er erneuerte die Versicherung seiner Zustimmung und Hochachtung auf Anlaß einer späteren Thorildschen Flugschrift, unter lebhaftem Protest jedoch gegen die Huldigung, die der Schwede ihm als Stifter einer neuen Schule dargebracht hatte[2]). Ja, noch auf seinem letzten Krankenlager hat er sich durch das Maximum zu trösten und zu stärken versucht.

Einen kleinen Aufschub hatte inzwischen die Fortsetzung seines Kampfes gegen Kant durch eine andere philosophische Arbeit erfahren, die doch nicht ganz ohne Zusammenhang damit war. Seit Jahren schon war er sich und dem Publicum eine neue Auflage seines „Gottes" schuldig[3]). Jetzt endlich, un-

---

[1]) An Gleim, 14. Febr. 1800, C, I, 267; die Recension in den Erf. Nachr. von gelehrten Sachen 1800, St. 47 vom 6. Oct.; jetzt in SWS. XX, 367 ff. „Was hat," heißt es in dem bereits citirten, die Uebersendung der Recension begleitenden Herderschen Briefe, „das Buch in Schweden gewirkt? Es ist sonderbar, wie die tapfern nordischen Zähne in den Kantschen ♯♯ gebissen haben"; und gegen den Schluß: „Enthülle Dich, Geist, daß wir uns begegnen. Daß wir piu e meno Eins wollen und nach Einem streben, davon ist keine Frage. Heil Ihnen! Dringen Sie vor!"

[2]) Die neue Flugschrift war die Nr. 2 der Gelehrtenwelt. Aus dem darauf bezüglichen Herderschen Brief vom *29. April 1801 verdient die folgende charakteristische Stelle vollständig mitgetheilt zu werden: „In Einem haben Sie, Bester, ganz Unrecht. Ein Sektenmann oder Stifter oder Anstifter bin ich gar nicht; weder Blut noch Senne fühle ich dazu in mir. Ich stehe allein, verborgen, überschrieen, oft verkannt, aber desto mehr geplündert; so will ich und muß in unserm Deutschland stehen, zumal in meiner Lage. Unweit mir zu Jena giebt es Sekten genug, hier, wo ich lebe, berühmte Namengeber genug; was soll mir dieses? in meinem Stande, bei meinem Beruf und vielerlei Geschäften, in meinen Jahren, endlich in Deutschland, in Deutschland! Sie kennen die Männer nicht, die Sie mir nannten; ich kenne sie, die meisten persönlich. Eat eo qui zonam perdidit. Was ich schreibe, brüchig und unvollkommen wie es ist, schreibe ich, um an Geist und Muth nicht ganz zu verkommen, im Zuspruche des Gefühls oder beim Ruf der Umstände umher, und kann nicht anders. Wirke es etwas oder nichts; in Deutschland überhaupt wirken anderer Art Schriften als meine und — Ihre." Die Stelle ist erwähnt aber nicht mitgetheilt Erinner. III, 124 Anm. Vgl. außerdem das., S. 237 und SWS. XXI, XXII. An Jacobi, der es mißbilligte, daß man die Herausgabe der Metakritik und Kalligone in den SW. Thorild zu übertragen vorhatte, schreibt Caroline *23. Nov. 1804 zur Bestätigung der Achtung, welche Herder Thorild gezollt, gleichfalls davon, daß sich jener noch in seiner letzten Krankheit lebhaft mit demselben beschäftigt habe. Daß jene beiden Werke unverändert in die SW. (zur Philosophie XVI—XIX) aufgenommen wurden, ist übrigens dem verständigen Gutachten Thorilds (s. die Vorrede vor Bd. XVI) zu verdanken. — Einen Brief Platners über die Metakritik vom 20. Juli 1800 theilen die Erinnerungen III, 151 ff. mit.

[3]) An G. Müller *15. Oct. 95: „Jetzt corrigire ich den Zweiten Theil der Zerstr. Bll. zur neuen Ausgabe. Dann gehts an Gott". Anfang der Vorrede zur zweiten Auflage von „Gott"; an Jacobi 10. Dec. 98, in Jacobis Auserl. Briefw. II, 267.

mittelbar nach der Vollendung der Metakritik, nahm er sich die Zeit dazu, wie um zu zeigen, daß er für die Beurtheilung philosophischer Systeme, je nachdem ihn dieselben antipathisch oder sympathisch berührten, einen zwiefachen Maaßstab habe. Der Standpunkt der neuen Auflage blieb unverändert derselbe. Geändert dagegen hatte sich die allgemeine philosophische Situation. Der geistvolle Interpret Spinozas macht in der neuen Vorrede selbst darauf aufmerksam, daß er jetzt den großen Denker nicht mehr bloß gegen diejenigen ins rechte Licht zu stellen habe, die ihn einen blinden und todten Gott lehren ließen, sondern auch gegen diejenigen, welche sein System mißbrauchten, um einen neuen, transscendentalen Spinozismus zu verkünden. Auf Fichte natürlich und auf Schellings Schrift „Vom Ich als Princip der Philosophie" bezieht sich die Stelle. Man könnte danach erwarten, daß die Gespräche sich jetzt auch gegen diese falschen Spinozisten wenden, daß sie zur Fortführung des Kampfes gegen die Transscendentalphilosophie benutzt werden würden. Glücklicherweise hat der Verfasser dieser nahe liegenden Versuchung nicht nachgegeben. Er citirt jetzt ausdrücklich Kants Kritik der reinen Vernunft da, wo er in der ersten Auflage nur Kants Worte, bezüglich der Beweisbarkeit des Daseins Gottes, angeführt hatte, und er schaltet da, wo von Theanos Bruder gesagt wird, daß er seit einiger Zeit in einem verwirrenden Wortkram befangen sei, noch einen Satz mehr gegen solche Nachbeterei eines fremden Systems ein. Das jedoch ist Alles. Die übrigen Zusätze dienen ausschließlich dem Zwecke, die Ansicht des Verfassers über den Geist der Spinozistischen Lehre noch heller hervortreten zu lassen. Häufiger als in der ersten Auflage werden die eigenen Worte Spinozas mitgetheilt. Mehrere und ein neueres Zeugniß Lessings wird beigebracht. Um die Forderung eines persönlichen Gottes auf ihren richtigen Werth herabzusetzen, wird ein Excurs über den Begriff der Persönlichkeit eingeschaltet, andererseits gegen den Schluß des Buchs ein nochmaliger Anlauf genommen, dem großen Pantheisten das Princip der Individuation anzueignen oder vielmehr anzuerklären. Eine versteckte polemische Beziehung endlich wird ganz zuletzt noch einmal in der Charakteristik Spinozas als des überzeugten, im Gegensatz zu den mit Blendwerken und Wortlarven spielenden Philosophen, sichtbar. Eine Ergänzung der Gespräche aber bildet die nun erst, an Stelle der einst versprochenen Adrastea hinzugefügte poetische Uebersetzung des Shaftesburyschen Naturhymnus, so daß das Ganze nun wirklich „Spinoza, Leibnitz und Shaftesbury" hätte betitelt werden können. Mindestens ebenso bemerkenswerth jedoch wie die Zusätze sind die Weglassungen der neuen Auflage. In dem Maaße, in welchem Herder jetzt von Goethe hinweggerückt und zu der Philosophie Kants in feindseligen Gegensatz getreten war, mußte er das Bedürfniß friedfertiger Annäherung an Andere empfinden, in deren Gesinnung er Berührungspunkte mit seiner eigenen Gesinnung oder Stimmung fand. Die Aachener Zusammenkunft, die Aufnahme seiner Christlichen Schriften, die beständige Intercession Jean Pauls hatte ihn zu Jacobi

in ein neues Verhältniß gebracht. Schon in der Metakritik hatte er Jacobis Schrift über den Glauben, zu der er dem Freunde seine Zustimmung zunächst brieflich erklärt hatte [1]), ehrenvoll als einen gegen den Wahnglauben der kritischen Philosophie gerichteten Streich erwähnt. Sein „Gott" zwar war jetzt so wenig wie früher der Jacobische, aber das Buch sollte nicht länger eine Gegenschrift, geschweige denn eine feindselige Gegenschrift gegen Jacobi sein. So viel Schmerzen ihm auch die zweite Auflage der Briefe über die Lehre des Spinoza verursacht hatte — er, der gegen Kant nur eben so ungeberdig vorgegangen war, spielte gegen Jacobi den Friedfertigen, nachgiebig Schonenden. Er strich, wie Jean Paul, den er dabei zum Zeugen und Berather genommen hatte, dem Anderen im Voraus meldete, „den kleinsten Seitenblick" gegen Jacobi weg. Stillschweigend begegnete er, wie namentlich in der neuen Auslassung über Person und Persönlichkeit, einigen Jacobischen Einwendungen, Alles dagegen, was dem Freunde auch nur von fern widrig oder verletzend scheinen konnte, tilgte er sorgfältig aus [2]). Den Tadel, daß Jacobi sich über sein Princip des Glaubens nicht deutlich genug erklärt habe, nahm er zurück; die Stelle, daß Lessing bei Spinoza auf halbem Wege stehen geblieben und sich den Knäuel Spinozistischer Ideen nicht ganz entwirrt habe, ließ er, mehr Jacobi als Lessing zu Liebe, weg; das Lob endlich, das er früher Mendelssohn gespendet hatte, und die Erklärung, daß er mit dessen Auffassung des Spinozistischen Systems in den „Morgenstunden" ziemlich eins sei, sollte den Gegner Mendelssohns nicht ferner kränken [3]). Genug, die zweite Auflage der Gespräche wurde ein Denkmal der rücksichtsvollsten Freundschaft. Von nun an war es die Schuld Jacobis, der freilich für die Schwächen der späteren und letzten Arbeiten Herders einen scharfen und treffenden Blick hatte, wenn es still und leise mit dem nie ganz von gegenseitigem Mißtrauen freien Verhältniß [4]) wieder abwärts ging. Schlecht genug hat Jacobi dem Freunde jene Rücksichtnahme vergolten, wenn er bei dem Wiederabdruck der Spinozabriefe nach Herders Tode seinerseits die polemisch gegen die erste Auflage der Herderschen Schrift gerichteten Stellen zu unterdrücken nicht über sich gewinnen konnte.

---

[1]) 10. Dec. 98; Auserl. Briefw. II, 267.

[2]) Jean Paul an Jacobi 4. Juni 99 in Jacobis Auserl. Briefw. II, 283; Herders Mittheilung des Manuscripts an Jean Paul 11. Mai und Jean Pauls Bemerkungen darüber vom 12. Mai, A, I, 302 ff.

[3]) Zur Uebersicht der Varianten der zweiten Auflage ist einstweilen auf die Düntzersche Ausgabe, SWH. XVIII, 1 ff. zu verweisen. In SWS. wird Bd. XVI die Spinozagespräche enthalten.

[4]) Vgl. von Herders Seite z. B. die Aeußerung gegen G. Müller (8. August 1800, Gelzer, S. 290) über Jacobi: „Der Arme, der immer sucht, nie findet, sich an Alles lehnen will und es preiset, damit Er es gepriesen habe, und sich nirgend wohl findet". Daß Jacobi Herders neuer Gott so wenig gefiel wie sein alter, versteht sich, s. an Jean Paul, bei Zöppritz I, 291.

Ende November 1799 war die neue, „verkürzte und vermehrte“ Ausgabe des „Gottes“ erschienen[1]). Um dieselbe Zeit wurde die neue metakritische Schrift, die Kritik der Kritik der Urtheilskraft in Angriff genommen und mit so rascher und kräftiger Hand zu Ende geführt, daß sie wohl schon im Februar druckfertig war und im Mai zur Versendung gelangen konnte. Im Kopfe des Verfassers war sie schon früher fertig. Eine ältere Vorrede wenigstens zu ihr, die ursprünglich den Titel „Kalliphron“ erhalten sollte, war, so scheint es, in Einem Zuge mit der Vorrede zur Metakritik niedergeschrieben worden. Diese Kalliphron-Vorrede führte die Fabel von Heimdal, dem Jüngling, dem im Traume der ernste Hugo, und die verführerische Zauberin Hägsa erschienen waren, weiter; der Jüngling erwachte, er folgte dem Rathe des Ersteren und wurde ein fleißig Lernender; durch Natur- und Geschichtsstudium vorbereitet, las er die Kritik der reinen Vernunft; er las sie — wie Herder sie gelesen, und gab dem thörichten Buche den Abschied. Dieser „Abschied der Kritik der reinen Vernunft“ war eine summarische Recapitulation des Inhalts der Metakritik. Der so weit aufgeklärte Jüngling macht sich nun mit einigen Freunden an die Lectüre der Kritik der Urtheilskraft, um sich alsbald in Gesprächen auch über sie zu verständigen. Sehr wahrscheinlich waren auch diese Gespräche schon skizzirt oder doch begonnen und theilweise ausgeführt, ehe sie im Winter von 1799 bis 1800 zur „Kalligone“ umgebildet wurden[2]). Die alte Vorrede jedoch wurde nun durch eine andere ersetzt, die, indem sie in Bausch und Bogen sich gegen die mittlerweile erfolgten Angriffe der Kantianer wehrt, das

---

[1]) Sie ist im Druck „so eben fertig“ 29. November 99 (* Caroline an G. Müller) und wird 30. November an Knebel (Knebels Nachl. II, 281 vgl. 357), an Gleim erst 27. Dec. 99 (C, I, 264) geschickt.

[2]) S. über die Kalliphron-Vorrede Suphan in der Einleitung zu SWS. XXI und XXII, S. xv, die Vorrede selbst SWS. XXII, 333 ff. Den Gedanken an die Kritik der Kantschen Kritik der Urtheilskraft bis in den December 98 auf Grund der Briefstelle vom „Lieblingsfeld meiner Jugend“ (an Eichhorn 24. Dec. 98, C, II, 312) zurückzuverlegen, kann ich mich nicht entschließen. Der gleiche Ausdruck hat in dem von Suphan herangezogenen Briefe an Ammon, Erinnerungen III, 129, einen anderen Sinn als in jener Stelle, wo er nicht die Aesthetik, sondern, wie in der Vorrede zur ersten Auflage des Gottes, S. v und Gott, S. 250, die Philosophie bezeichnet. Die endgültige Ausarbeitung der Kalligone begann, nach dem Brief an Knebel (Knebel, Litt. Nachl. II, 287) und an G. Müller (29. Nov. 99, bei Gelzer, S. 289) nicht vor November 99. Daß Herder „jetzt Kants Urtheilskraft kritisire“, schreibt Jean Paul an Jacobi 22. Dec. 99 (Jacobis Auserl. Briefw. II, 290). — Auf die Kalligone bezieht sich der leider undatirte Brief von Jean Paul an Herder aus dem Winter 1799 bis 1800 Nr. 28, A, I, 305, ebenso der hinter diesen einzureihende Herders an Jean Paul Nr. 22, A, I, 300. Das schon 14. Febr. 1800 mit den Worten „dagegen komme ich mit einer neuen Armbrust“ Gleim angekündigte Werk (C, I, 267) geht den 12. Mai an diesen ab (C, I, 270). Am 24. Mai hat Knebel dasselbe (C, III, 162). Am 27. Mai (C, II, 314) dankt Eichhorn für die „herrliche Gabe“; am *29. hat Prinz August die Lectüre vollendet; erst am *18. Juni schickt Caroline das Buch an G. Müller; die dem Dritten Bande vorangestellte Vorrede trägt das Datum des 1. Mai.

Recht und die Pflicht des Verfassers, mit seiner Prüfung der Kantschen Lehre fortzufahren, durch abermaligen Hinweis auf die gemeinschädlichen Wirkungen derselben zu erweisen sucht. Es sind die jüngsten Consequenzen des Kantianismus, die Sätze Fichtes und Schellings[1]), die dabei in den Vordergrund treten und den polemischen Eifer des Vorredners zu einem Appell an „alle Verständigen und Guten“ steigern, den Frevel, der durch diese revolutionäre Philosophie mit der Jugend getrieben werde, abzustellen. An die Stelle des aus dem Traum erwachenden Heimdal aber ist der Verfasser selbst getreten, der nun noch einmal, wie in jenem Abschnitt der Humanitätsbriefe, auf sein ehemaliges Schülerverhältniß zu dem Königsberger Lehrer zu sprechen kömmt. Er betont, daß er schon damals ein kritischer und selbständiger Hörer gewesen sei, ja, er wagt — was freilich nach allem Vorangegangenen sich fast wie Hohn ausnimmt — die Hoffnung auszusprechen, daß Kant selbst von dem Mißbrauch seiner Philosophie sich lossagen und des Mißerfolgs seiner wohlgemeinten kritischen Absicht geständig sein möchte.

Von dem ursprünglichen Kalliphron hat das „schöne Kind des Himmels“, die Kalligone, die Gesprächsform beibehalten[2]). Bedeutungsloser jedoch als hier ist diese Form nirgends von Herder gehandhabt worden. Er läßt sie im weiteren Fortgange fallen, fast ohne daß wir es merken, und er nimmt sie gelegentlich wieder auf, ohne daß man sagen könnte, warum. Der Leser verbessert den Autor, wenn er gänzlich davon absieht.

Vielleicht war die Absicht dabei nur die, sich durch die gesprächsweise Entwickelung der eigenen Ideen zu einer positiveren Haltung zu zwingen und das Unerfreuliche des fortwährenden Gezänks mit Kant in den Hintergrund zu drängen. Wenn dies die Absicht war, so ist sie leider gänzlich mißglückt; denn immer wieder werden in und neben den Gesprächen die Sätze oder vielmehr die Worte Kants herbeigezogen, um in gleich unglimpflicher Weise wie in der Metakritik verspottet und berufen zu werden. Die Metakritik gab sich wenigstens den Schein, den Gegner stellenweise ausreden zu lassen und seine Beweise ernstlich anzuhören: die Kalligone überhebt sich der Mühe, auf ihn zu

---

[1]) Daß die Stelle der Vorrede „bis Gott sein wird“ auf Schelling gehe, bezeugt ausdrücklich Caroline an G. Müller * 28. März 1803, nachdem sie über Schelling allerlei Unliebsames nach Hörensagen wiedererzählt hat.

[2]) Für Suphans Vermuthung (Einl. zu SWS. XXI und XXII, S. XVII ff.), daß die Wahl der Gesprächsform durch die Berkeley-Lectüre veranlaßt sein dürfte, ließe sich allenfalls aus der Aeußerung Herders gegen Jacobi 6. Febr. 84, A, II, 256 eine freilich weit hergeholte Stütze gewinnen. Jedenfalls konnte die Lectüre von Berkeleys Kleinen Schriften, mit der sich Herder neuerdings beschäftigt hatte, weder auf den Inhalt noch auf die Form der Kalligone einen Einfluß üben. Viel weniger bei der Kalligone, welche Berkeley nur einmal (I, 42) wegen der principles und der new theory of vision berücksichtigt, als bei der Metakritik war Berkeley Herders „stiller Gesellschafter und Bundesgenosse“. Ueber die Variationen, die während der Arbeit das Aeußerliche der Gesprächsform erfuhr, s. Suphan a. a. O., S. XVIII.

hören, in viel höherem Maaße; sie ist weniger widerlegend nur, weil sie noch mehr widersprechend ist, und sie citirt des Gegners Worte nur, um sie, ohne den mindesten guten Willen des Verstehens und recht Verstehens, als ausgemacht thöricht, verkehrt und unwürdig zu brandmarken. Hatte der Verfasser, als er acht Jahre früher die Kritik der Urtheilskraft ein ideen- und sachenreiches Werk nannte, dieselbe noch nicht gelesen, oder hatte er auch mit den Wirkungen dieses Buchs seitdem ähnliche Erfahrungen gemacht, wie mit denen der übrigen kritischen Schriften Kants?

Unzweifelhaft das Letztere! In die Mißhandlung des Kantschen Buches lagerte er allen den Verdruß ab, den ihm die neueste Phase der deutschen Dichtung, die Grundsätze und die dichterische Praxis der Xeniendichter, der Bund Goethes mit dem kantisirenden Aesthetiker Schiller, die Zuwendung des öffentlichen Urtheils und der Journalkritik zu den Werken dieser Beiden, der übertriebene Cultus der jungen romantischen Schule mit Goethe verursachte. Er sah — und das war noch immer der Grund auch des neuen Feldzugs gegen die Transscendentalphilosophie — daß dieselbe die heranwachsende Theologengeneration verführe und verderbe. Er sah aber weiter, er vermeinte wenigstens zu sehen, daß diese Philosophie mit ihren Geschmacksprincipien auch die Dichtung und die ästhetische Kritik auf Abwege führe. „Das Zeug," schreibt er an Gleim[1]), „heißt jetzt in so viel Journalen Kritik und ist Ordnung des Tages. Alle junge Kantianer, Fichtianer, Schellingianer ꝛc. recensiren nach diesem Koran, vom Himmel gesandt und dem Propheten ins Ohr geblasen." Jedenfalls doch war eine gewisse Uebereinstimmung zwischen dem Geist der formenfrohen, dem Klassicismus huldigenden Poesie der Goethe und Schiller und ihres Anhangs und zwischen den Lehren des Königsberger Philosophen; die Bewunderer Goethes waren zugleich die Schüler Kants und Fichtes, sie kleideten ihre Lobsprüche auf den neuen Klassicismus in die Formeln des neuen philosophischen Idealismus. Mochte der Letztere nun wirklich an dieser Richtung des Geschmacks schuld sein, oder nicht: für Herder jedenfalls stellte sich die Sache so dar, und es war ihm bequem sie so darzustellen; denn so konnte er unter den offenen Angriffen auf ein philosophisches Werk, auf das Werk eines Entfernten, die Angriffe auf Nähergestellte verstecken — Kant mußte ihm büßen, was die Goethe und Schiller gesündigt hatten. Von der Vorrede an bis zum Schluß ist die Kalligone, namentlich in ihrem Zweiten Theil, voll von starken, nicht mißzuverstehenden Ausfällen gegen die „blinde Abgötterei, die man einigen Kunstproducten ohne Gründe und Regel erweise", gegen die „Formenschneider", die ganz in Herders Sinne schon Jean Paul persifflirt hatte, die „Darstellungen reiner Objectivität ohne Object", die „griechischen Formen, die wie Gypsformen widerstrebenden Gegenständen übergegossen würden", gegen alle Kunst, die nur zu „spielen" begehre und die, un-

[1]) 13. Juni 1800, C. I, 272.

eingedenk des ethischen Zwecks aller Kunstübung, sich in der ernsten Zeit in „Buhlereien“ gefalle. Handgreiflich für jeden Kundigen sind vorn und hinten und in der Mitte die Anspielungen auf die Weimarische Kunstschule, auf den Gräcismus Goethes, auf die ästhetischen Abhandlungen Schillers, auf die Xenien, auf die kritischen Urtheilssprüche Friedrich und August Wilhelm Schlegels.

Nur geschärft indessen hatte die eifersüchtige Abneigung Herders gegen seine ästhetischen und kritischen Nachbarn seinen Blick für die Einseitigkeiten der Kantschen Lehre vom Schönen, von der Kunst und vom Genie. Denn allerdings, auch ohne die Solidarität, die ihm zwischen dieser Lehre und der Richtung der neuen Poesie und Poetik zu bestehen schien, mußte ihn die Kritik der Urtheilskraft noch viel mehr als die Kritik der reinen Vernunft abstoßen. Es ist der höchste Triumph von Kants Genie, daß er, dem es an jeder lebendigen Kunstanschauung fehlte und der selbst für die Werke der Poesie nur eine sehr beschränkte Empfänglichkeit, von der Geschichte der Poesie nur die unzulänglichste Kenntniß besaß, nichtsdestoweniger kraft der Energie seiner Abstractionen und der Schärfe seines in die Tiefen des geistigen Lebens eindringenden Blicks die geheimen Quellen ästhetischen Schaffens und Genießens zu erspüren und ihnen so weit nachzugehen im Stande war, daß hinfort die Wissenschaft der Aesthetik seine Entdeckungen nur zu vervollständigen, concreter auszubilden und fruchtbarer anzuwenden gehabt hat. Auch Herder hat mit aller seiner Polemik nichts Anderes zu thun vermocht. Er mißversteht sich selbst, wenn er seine gehaltvollen Winke in die Form schlechthiniger Zurückweisungen und Entgegensetzungen bringt, und er geht geradezu in die Irre überall da, wo sich seine Gegenbehauptungen nicht als Ergänzungen an die Behauptungen Kants anschließen lassen. Aber nur natürlich, daß er so sich selbst mißversteht. Denn hier wie in der Metakritik und hier erst recht glaubt er, daß der scheidende Verstand, der, vom Tiefsinn überwacht, doch nur scheidet um hinter den Grund der Zusammensetzung zu kommen, der vollen Natur und dem lebendigen Ganzen des menschlichen Wesens zu nahe trete. Den Weg der Natur gehend, „die in Allem das Gegentheil thut von dem, was die Kritik postulirt“, will er überall mit benannten Zahlen und mit concreten Größen rechnen. In das Raisonnement über das Gefühl mischt er das Gefühl selbst, und über das Schöne und Erhabene spricht er wie Einer, der unmittelbar unter dem Eindruck schöner oder erhabener Gegenstände steht.

So beginnt er denn damit, die mit sicherer Hand von Kant gezogenen Grenzlinien zwischen dem Angenehmen, dem Schönen und dem Guten zu verwischen, um nur das Eine zu betonen, daß auch dem Angenehmen das Gute und Wahre zu Grunde liege, daß, subjectiv angesehen, die Erhaltung und Steigerung unseres Wohlseins das Gemeinschaftliche aller drei sei. Kant hatte gleichfalls dies Gemeinschaftliche unter dem Begriff des Gefallens vorangestellt; für Herder erscheint dieser Ausdruck zu nüchtern, zu flach. Kant

hatte von dem Urtheil gesprochen, durch das wir einen Gegenstand für angenehm oder für schön erklären; Herder geht so stürmisch auf den Begriff der Eudämonie los, daß er dem Philosophen das Wort im Munde verkehrt: das Gefühl der Kälte, das uns ergreife, warte nicht auf unser Urtheil, bis wir es für unangenehm erklären, die Empfindung unsers Daseins und Wohlseins baue sich nicht auf einer Verstandeshandlung auf; um zu genießen, nicht um urtheilen zu können, koste der Geschmack. Völlig unmotivirte, ja geradezu kindische und mit kindischem Eigensinn vorgebrachte Antithesen — aber alle aus der Tendenz hervorgegangen, im Begriff des Schönen nicht bloß den Begriff, sondern die Sache selbst zu packen, die Erkenntniß des Schönen mit der lebendigen Empfindung desselben zu durchdringen, sie zu verinnigen und zu verdichten.

Und eben daher nun der wichtige und berechtigte Schritt, das Schöne nicht bloß als den Ausdruck eines subjectiven, auf dem Verhältniß der Gemüthskräfte beruhenden Gefühls zu fassen, dessen Erregung durch das Object zwar selbstverständlich vorausgesetzt, aber nicht weiter in das Object hinein verfolgt werden dürfe, sondern es eben aus den Gegenständen selbst, aus deren Natur und Wirksamkeit entspringen zu lassen. Herders Voraussetzung ist die Wesensverwandtschaft des Empfundenen und des Empfindenden, Schönheit ist ihm der reelle Ausdruck des Seins der Dinge, zusammengesetzt aus ihrem Bestehen und aus Kräften, in Rücksicht auf Ruhe und Bewegung. Das Maximum des Daseins der Dinge, ihre Vollkommenheit, von uns sinnlich wahrgenommen, ihr Wohlsein, sofern es, vermittelt durch unser Gefühl, auch in unserem Wohlsein widerklingt, ist Schönheit. So ist Herder sichtlich noch immer Baumgartenianer, nur daß er durch lebendiges Hineinversetzen in die Natur den Begriff der Vollkommenheit zu dem des Wohlseins erhöht und belebt. Man begreift von hier seine, freilich den feinen Sinn und die bescheidene Vorsicht Kants verkennende tumultuirende Polemik gegen dessen Sätze über die Unabhängigkeit des Schönheitsurtheils von Interesse, von der Beziehung auf einen bestimmten Begriff und Zweck. Ganz wie er in der Metakritik der Absonderung der Form vom Inhalt der Erkenntniß widerstrebte, so kennt er auch in der Kalligone kein Wohlgefallen an der Form der Dinge, das nicht auf dem diese Form nur ausdrückenden Gehalt derselben beruhte, kein Wohlgefallen eben deshalb, das nur in der Zusammenstimmung unserer Erkenntnißkräfte ohne Zusammenstimmung mit dem inneren Sein und Kräftespiel der Dinge seinen Grund hätte. Zu sehr, in der That, hatte Kant in dem Bestreben, das Lustgefühl am Schönen von den gröberen Elementen egoistischer Lust und wiederum von denen einer gedankenmäßig vermittelten Befriedigung zu reinigen, dies Gefühl entleert und formalisirt; das eigentlich Schöne, das von ihm sogenannte „freie Schöne" hing nur durch den dünnen Faden der „bloßen Betrachtung" des Objects noch mit dem Sinnlichen zusammen, und wiederum nur durch das Zugeständniß, daß es auch eine „anhän-

gende Schönheit" gebe, hatte er hinterher wieder eine Beziehung des Schönheitsurtheils zu dem Begriffe und der eignen Bedeutung der Dinge hergestellt. Aber Herder verfällt in den entgegengesetzten Fehler. So wenig es ihm in seinem Dichten gelang, das Material der Sprache zwanglos zu formen, das Stoffliche, nur Natürliche auszulöschen und den Ernst des Sittlichen, die Schwere des Gedankens in freie Selbstdarstellung des Guten und Wahren aufzulösen, so wenig wurde seine ästhetische Theorie über die Naturbedingungen des Schönen Herr. Er vermeidet es nicht, in das ästhetische Wohlgefallen das ganze Wohlgefühl des sinnlichen Menschen, nicht etwa nur dessen vergeistigte Nachklänge, mit hineinzuziehen. Er entgeht ebenso wenig dem anderen Irrthum, das Wohlsein der Dinge, ihre eigne Vollkommenheit, das, was sie für sich und in Beziehung auf ihren Lebenszweck sind, mit ihrem ästhetischen Werth zu verwechseln. In der Flucht vor dem Kantschen Formalismus und vor der Leerheit von dessen „rein Schönen" erklärt er mit spielender Wortdeutung Interesse für die Seele der Schönheit, und widersetzt er sich der Kantschen Verurtheilung von Reiz und Rührung als empirischer Verunreinigungen des Geschmacksurtheils. In der Flucht andererseits vor dem Kantschen Subjectivismus und dessen Ablehnung des Begriffswerths des Schönen geht seine Schönheitslehre in eine Deutung der Naturgestalten aus ihrem eignen Lebenszweck und Lebensgefühl über. In fremde Eigenthümlichkeit sich mitfühlend zu versetzen, ist ein für alle Mal Herders hervorstechendste Begabung. Er bewährt sie auch hier. In der sinnigsten Weise entwickelt er den Gedanken, daß alle Schönheit bedeutend, ausdrückend, zweckhaft sei, an der Gestalt der organischen Wesen [1]). Blumen, Bäume, Thiere, sie sind sämmtlich schön, ihre Schönheit nichts als die volle Erscheinung ihres Wohlseins, ihrer sie darstellenden Kräfte; allenthalben zeigt sich die Natur in der Zusammenstimmung der Organe ihrer Geschöpfe zu deren Lebenszweck und in der Anpassung derselben zu je ihrem Elemente in ursprünglicher, jeder Region angemessener Schönheit. Er gelangt bei dieser Entwickelung, die übrigens fortwährend an die verwandte im Zweiten und Dritten Buche der „Ideen" erinnert, zu einem wunderlichen Begriff — zu dem Unbegriff eines „An sich Schönen" oder der „Naturschönheit" der Gebilde der Natur. Im Eifer, das Schöne als ein objectiv begründetes zu erweisen, spricht er davon, daß jedes Naturgeschöpf in seiner ihm eigenen Vollkommenheit, im Maximum seines ihm eigenthümlichen Daseins und Wohlseins, „sich selbst schön" sei.

---

[1]) Die glänzendste Partie der Kalligone nennt mit Recht diese Betrachtungen Zimmermann, der in seiner Geschichte der Aesthetik, S. 425 ff., einen breiten Auszug aus dem Herderschen Werk gegeben und denselben mit kritischen Bemerkungen begleitet hat, die in ihrem positiven Kern auf den Herbartschen Standpunkt zurückweisen. Zugleich deutet er an, wie die Herderschen Ausführungen der Vischerschen Aesthetik in ihrer Lehre vom Naturschönen zu gute gekommen sind.

„Sich selbst schön“ — natürlich nur ein, gleichsam leihweise gesetzter Begriff! Herder streift denselben nur als einen Durchgangspunkt. Denn eigentlich schön ist freilich nur, was **uns** schön ist. Der volle Begriff des Schönen hat zwar die innere Harmonie und Zweckmäßigkeit der Naturdinge zur Voraussetzung, aber eine weitere Voraussetzung ist, daß dieselbe zugleich unserer Empfindungs- und Vorstellungsfähigkeit harmonisch sei — „sonst ist das Schönste **mir** nicht schön“. Konnte es daher einen Augenblick scheinen, daß mehr oder minder Alles schön sei, so führt die Forderung, daß die objective Harmonie der Geschöpfe unseren Organen, unserem Gefühl, unserer Sinnlichkeit und unserem sinnlich urtheilenden Verstande harmonisch sein müsse, auch auf den Begriff des Häßlichen. Dasjenige nämlich, was unserem Mitgefühl disharmonisch erscheint, wie sehr immer das fremde Wesen sich selbst genüge, seinen eigenen Organen und Lebensbedingungen harmonisch sei, nennen wir häßlich. Herder entwirft an dieser Stelle die Grundzüge einer Aesthetik des Häßlichen; er sucht das Häßliche, das unserem Gefühl Widrige, in Klassen zu bringen.

Hat er jedoch auf diese Weise die Zweideutigkeit seines Schönheitsbegriffs wieder geklärt, so läuft er sofort nach einer anderen Seite hin Gefahr, ihn von Neuem zu verwirren, ja zu vernichten. Schon **Lotze** hat mit Recht darauf hingewiesen, daß zuletzt die Schönheit bei Herder viel mehr subjectiv sei als bei Kant[1]). Wiefern die innere Beschaffenheit der Dinge ihren Antheil an unserem Schönheitsurtheil habe, läßt Kant nur unberücksichtigt, ohne denselben direct zu leugnen: in den objectiv feststehenden Bedingungen jedes Erkenntnisses dagegen, in dem Verhältniß unseres sinnlichen zu unserem denkenden Erkenntnißvermögen hat er ein sicheres Maaß für die Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit des Schönheitsurtheils; ihm gilt dasjenige Ding als schön, bei dessen bloßer Betrachtung unsere Einbildungskraft mit unserem Verstande in jene mit Lust empfundene Zusammenstimmung geräth, welche der Natur und Bestimmung dieser Erkenntnißkräfte zur Bildung irgend eines Urtheils, irgend eines Begriffs am gemäßesten ist. Die geistesinnerlichen Bedingungen logischer Wahrheit sind also für ihn der feste Stützpunkt, auf dem auch das ästhetische Urtheil ruht. Eben diese Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit des ästhetischen Urtheils bekämpft nun aber Herder mit nicht geringerer Lebhaftigkeit als alle übrigen Stücke von Kants Analyse des Schönheitsbegriffs. Ausdrücklich protestirt er von seinem Individualismus und seinem geschichtlichen Empirismus aus gegen den von Kant statuirten „Gemeinsinn“ und die allgemeine Mittheilbarkeit des Geschmacksurtheils. Er spricht von den „in Verschiedenen so verschiedenen Erkenntnißkräften“. „In Sachen des Geschmacks,“ ruft er aus, „soll Niemand uns ein Soll sagen; das Urtheil des Geschmacks ist frei; sei Du Dir selbst Gemeinsinn; urtheile Dir“ — und er weist hin auf die Wandelbarkeit und den Fortschritt der Geschmacksbildung. Wie sollte

[1]) Geschichte der Aesthetik in Deutschland, S. 85 ff.

er auch anders, da er hartnäckig eintritt für einen sinnlich urtheilenden und also je nach der sinnlichen Organisation verschieden urtheilenden Verstand? Nicht bloß subjectiv, sondern individuell ist ihm das Schönheitsurtheil. Harmonie der Objectenwelt nicht mit einem constanten Verhältniß in der geistigen Natur des Menschen, sondern mit dem ganzen lebendigen Menschen, mit der unendlich wandelbaren sinnlich-geistigen Organisation desselben ist ihm die Bedingung der Schönheit.

Ganz begründet ist nun aber doch der Vorwurf Lotzes nicht, daß Herder an die Beseitigung dieses Mangels seiner Theorie, der alle Aesthetik unmöglich mache, gar nicht gedacht habe. Nicht zwar durch den Hinweis auf die ethische Richtung, welche dem Mitgefühl mit der Natur zu geben dem Menschen ein letztes Bedürfniß, ja seine Pflicht und Bestimmung sei: wohl aber durch eine große naturphilosophische Anschauung, die doch auch ins Ethische hinüberspielt, hat der Verfasser der Kalligone von jenem Individualismus zurückzulenken versucht. Nicht als zufällig nämlich und regellos gilt ihm die Sympathie des Menschen mit dem Wohlsein und der Vollkommenheit der belebten und unbelebten Geschöpfe; jene Harmonie vielmehr ist eine prädisponirte, ursprünglich angelegt im Plane der ganzen Schöpfung. Auch auf dem Gipfel der lebenden Wesen, auch im Menschen ist die Schönheit der Gestalt nur der bedeutende Ausdruck seiner Virtualität, menschliche Schönheit die höchste Schönheit, die er unmittelbar als solche empfindet. Es sind Sätze der „Plastik", die uns, ins Kurze zusammengezogen, in der Kalligone wiederbegegnen. Eben diese menschliche Schönheit nun wird zum Maaß und zur Regel der Schönheit überhaupt. Nun hat die Natur in der Bildung lebendiger Organisationen Einen durchgehenden allgemeinen Typus befolgt, der sich bis zu der aufrecht stehenden Gestalt des Menschen stufenweise höher entwickelt: — wir hören in dem Verfasser der Kalligone den Verfasser der „Ideen". Da aber Wohlsein der Eine Zweck der Schöpfung ist, so weist diese Analogie der äußeren Organisation auf eine Analogie auch in Reizen, Empfindungen, Sinnen und Trieben, in Gefühlen und Bestrebungen hin. Das Band, welches, Objectives und Subjectives verbindend, unser Aesthetiker zunächst an dem unsere Sinne bindenden Farben- und Tonsystem bemerklich gemacht hatte, wird ihm zu einem universellen. Zu einer Regel der Schönheit, dem Weltganzen harmonisch gebildet, ist der Mensch durch die Constitution seiner Natur zur Beurtheilung und Hervorbringung des Schönen befähigt. Die Natur selbst ist es, die in und durch den empfindenden und denkenden Menschen die überall in ihr angelegte Schönheit wiederfindet und entwickelt. Eine schwankende Regel — so vag wie der Herdersche Begriff der Humanität! Auch wird sie nicht fester durch die Forderung, „das Empfindungssystem unserer Natur rein zu stimmen, es den Gegenständen gemäß, nach richtigen Begriffen zu ordnen und auszubilden," — aber auch durch den von Lotze an dieser Stelle vermißten Satz, daß die Formen des Schönen zuletzt nur ein Widerschein des Guten

seien, würde sie nicht fester geworden sein, denn auch das sittlich Gute löst sich ja nach Herders Auffassung wieder in die Uebereinstimmung unserer Triebe und Neigungen mit dem gesetzlichen Wirken der Kräfte der Natur auf.

Leicht wurde Herder von dieser seiner Theorie des Schönen der Uebergang zu der im Zweiten Theil der Kalligone behandelten Lehre von der Kunst. Schon jene Ableitung der Künste von den Sinnen, wie er sie zuerst im Vierten Kritischen Wäldchen versucht hatte, war darauf ausgegangen, den Begriff des Schönen und der Kunst auf eine concretere Basis zu stellen. Durch die Auseinandersetzungen der Plastik hindurch, daß jede Form der Erhabenheit und Schönheit am menschlichen Körper eigentlich nur Form der Gesundheit, des Lebens, der Kraft, des Wohlseins in jedem Gliede dieses kunstvollen Geschöpfes sei, war er dazu gelangt, diese concrete Fassung zugleich ins Objective hinüberzuspielen. Die Schrift vom Erkennen und Empfinden hatte den Weg gewiesen, den empfangenden Sinn und den urtheilenden Verstand, ja den beschließenden Willen auf die Eine überall nach derselben Analogie wirkende Thätigkeit der Natur zurückzuführen. In den „Ideen" endlich und den Spinozagesprächen war dieser naturalistische Spinozismus zu voller Durchführung gelangt. Darauf beruhte nunmehr der Schönheitsbegriff der Kalligone, darauf ebenso die hier gegebene Kunstlehre. Er polemisirt von hier aus ebenso, und leider auch mit derselben zufahrenden Heftigkeit, wie einst gegen die oberflächlichen Abstractionen Riedels, gegen die tiefsinnigen Kants. Sein schulmeisternder Ton wird zur Ungezogenheit und seine dort wohlangebrachten Streiche werden hier nur zu oft zu Streichen, die nebenbei in die Luft fahren. Wie dem jedoch sei: ihm sind nicht, wie dem kritischen Philosophen, Natur und Kunst Gegensätze, die Natur vielmehr ist ihm selbstverständlich eine lebendige, vernunftvolle Künstlerin, und der Mensch — das „gabenreichste Kunstproduct der Natur" — von dieser selbst zu einem Kunstgeschöpf organisirt, zur Kunstübung bestimmt. Seine Anschauung von der Natur, wie er sie in den „Ideen" ausführlich dargelegt hatte, ist die Goethesche, und Niemand kann die Anklänge unbemerkt lassen, die sich zwischen seiner Schilderung der mächtigen Wirkerin und Künstlerin Natur und dem Goetheschen Aufsatz „Die Natur" im Tiefurter Journal finden. Wie sehr ihn die Goethe-Moritzsche Theorie, daß der Dichter aus dem All der Natur schöpfen und dasselbe in sich verarbeiten müsse, in ihrer Anwendung auf Goethe verdrossen hatte: es war in der Hauptsache doch seine eigene Theorie. Sie war es, jedoch mit einer Abweichung, die ihr keinesweges zum Heil gereichte. Es gab für Goethe von der Voraussetzung einer immanenten Technik der Natur einen ungezwungenen Uebergang zu den Sätzen Kants, daß jedes Product der schönen Kunst, obgleich durch Freiheit hervorgebracht, doch von allem Zwange willkürlicher Regeln frei, zweckmäßig in sich selbst, wie ein Naturproduct erscheinen und nur das Gefühl der Freiheit im Spiel unserer Erkenntnißkräfte widerspiegeln müsse. Herder tritt trotz all seines Naturalismus oder vielmehr

wegen desselben auf einen niederen Standpunkt zurück. Wider Erwarten urgirt er die Eingeschränktheit des Menschen und begründet hierauf den Unterschied der menschlichen von der Naturkunst. Während alle seine sonstigen Voraussetzungen darauf führen müßten, daß der Mensch, zur Kunst durch die Kunst der Natur geschaffen, es der großen Werkmeisterin nachzuthun im Stande sein werde, betont er hier nicht die Analogie der menschlichen zur natürlichen, sondern die Abhängigkeit jener von dieser Kunst. Anders als die Natur muß der Mensch Stoff und Mittel seiner Kunstschöpfungen mit Mühe suchen. Unsere Kunstwerke, todt in sich, sind nur für Andere zu Zwecken berechnet. Nur durch das Nützliche geht für den Menschen der Weg zum Schönen, und ein völlig nutzloses Schöne ist im Kreise der Natur und des Menschen nicht denkbar. Und wie daher durch den Begriff des Angenehmen der des Schönen, so wird jetzt durch den des Nützlichen, des äußerlich Zweckmäßigen der der Kunst verunreinigt. An den Satz, daß das Schöne der Ausdruck des Wohlseins, die Kunst das Streben des Menschen sei, die Natur sich, sich der Natur harmonisch zu machen, knüpft sich der fremdartige, daß die Kunst des Menschen durchaus auf Bedürfnissen und Trieben beruhe, und daß dieselbe um desto würdiger sei, zu je „reelleren Zwecken" er jene Harmonie zwischen sich und der Natur stifte. Verschüttet wird in Folge dessen die klare Kantsche Unterscheidung zwischen Kunst und Handwerk, freier und Lohnkunst und als eine „Sklaveneintheilung" verspottet. Das bei Herder allemal mitsprechende historische Interesse mischt sich ein, und so geht er denn zu dem an sich dankenswerthen Versuch über, die Entstehung der Künste nach dem Gange der Natur zu skizziren. Der Mensch seiner Gattung nach ein Kunstgeschöpf: das setzt er aus Mißverstand und Widerspruchsgeist der Kantschen Behauptung von der allgemeinen Mittheilbarkeit der Lust am Schönen entgegen. Keine Kunst ist ohne Veranlassung und Inhalt, ohne Bedürfniß und Mühe entstanden: das führt er im Einzelnen an der Naturgeschichte der Bau- und Garten-, der Bekleidungs- und Hauseinrichtungskunst, der Gymnastik, endlich der Dicht- und Redekunst gegen die verhaßte Lehre vom „freien Spiel" aus. Wenn er mit alle dem, mit der Wiederholung seiner alten, schon in den Fragmenten vorgetragenen Sätze vom Naturursprunge der Poesie, der Variation des Hamannschen Wortes „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts", Kants tiefsinnige systematische Analyse zu ergänzen sich beschiede — wie erfreulich würden uns diese Capitel, trotz des wenigen Neuen sein, das sie enthalten! Hätte er nur einiges Zopfige, nur die Rückstände der älteren Poetik, die den betreffenden Paragraphen der Kritik der Urtheilskraft noch anhingen, mit leiser Hand beseitigt — wie dankbar würden wir ihm sein, während wir nun nur unwillig dem Kampf gegen Begriffe zusehen, die, wie der Begriff eines „ersonnenen müßigen Spiels", erst verdreht und verschoben werden müssen, um dem Angriff eine Fläche darzubieten! Kömmt er nicht selbst wider Willen, Dank seinem eignen feinen ästhetischen Sinn, darauf zurück, daß der Dichter das Schwerste auf die leich-

teste Art und also wirklich spielend bewirken müsse, — nur ohne, wie Kant und Schiller gethan, uns den tieferen Grund davon zu enthüllen? Hatte er nicht selbst früher wiederholt die gefährliche Seite der Beredsamkeit scharf beleuchtet, und soll es uns nun nicht verwundern, ja indigniren, wenn er sich jetzt mit überflüssiger declamatorischer Weitschweifigkeit, gegen Kants in echt Platonischem Geiste gemeinte Mißachtung der Rednerkunst wendet? War nicht hier gerade die Stelle, wo sein eigener sittlicher Ernst die verwandte Gesinnung Kants zustimmend hätte anerkennen müssen? Wenn in dem Abschnitt über die bildende Kunst der Inhalt der „Plastik“ von Neuem vorgetragen wird: war denn wirklich die Gleichung oder doch die Ausgleichung zwischen der Kantschen Formel: körperliche Darstellung ästhetischer Ideen, Begriffe von Dingen so wie sie in der Natur existiren könnten, und der Herderschen: leibhafte Darstellung des Bildungswürdigsten in der Natur, so daß der Geist dieser Gestalten sympathetisch von uns mitempfunden werden kann — war die Ausgleichung zwischen diesen Formeln so schwer zu finden?

Eine wirkliche Kluft trennt in der That die kritische von der Herderschen Aesthetik nur in Beziehung auf die Kunst der Musik. Der Musik allerdings war Kant übel begegnet. In Betreff ihrer, zu der er selbst keinerlei Verhältniß hatte, war er unter seinen eignen Standpunkt herabgesunken, wenn er doch zweifelte, ob sie, als ein bloßes Spiel von Empfindungen, nicht vielmehr zu den angenehmen als zu den schönen Künsten gerechnet werden müsse, wenn er sie mit der Farbenkunst zusammenstellte, wenn er endlich gerade bei ihr die Resonanz der geistigen Lust in dem Gefühl körperlicher Gesundheit mit in die Rechnung glaubte aufnehmen zu müssen. Umgekehrt erhob sich Herder, für die Musik vorzugsweise organisirt, gerade in Betreff ihrer über den Naturalismus seiner Grundvoraussetzungen. Was er von dem Mitgefühl unseres körperlichen und geistigen Baues mit der tönenden Natur sagt, ließe sich ohne Mühe den Kantschen Erklärungen über die subjectiven Bedingungen des Wohlgefallens am Schönen ergänzend anschließen: aber eben diese subjectiven Bedingungen waren von Kant zu ausschließlich in das Verhältniß unserer erkennenden Kräfte gesetzt, von deren freier Zusammenstimmung das Gefühl der Lust nur die selbstverständliche Folge sein sollte. Die selbständige Bedeutung dieses Lustgefühls, die Eigenthümlichkeit und die eigenthümlichen Modificationen desselben traten durchaus bei ihm zurück. Sein Schwanken, ob die Musik einen sehr hohen oder im Gegentheil den untersten Rang unter den Künsten einnehme, hat unter Anderem darin seinen Grund, daß er zwar für den Grad, in welchem die Künste unsere Erkenntnißfähigkeit beleben, nicht aber für die Intensität des durch sie erregten Lustgefühls einen Maaßstab hat. Er verkennt nicht, daß das Gemüth durch das Spiel mit bloßen Empfindungen „mannigfaltiger“ und „inniglicher“ bewegt wird als beispielsweise durch die Poesie, aber er enthält sich, diesen Gefühlswerth näher zu bestimmen und zu benennen. Hier eben ist Herder mit der Tiefe und Virtuosität seines musikalischen Empfindens und

der Achtsamkeit auf die Region des Gefühlslebens gegen Kant im Vortheil. Der betreffende Abschnitt der Kalligone ist eine fast vollständige Summe alles dessen, was er bei den verschiedensten Anlässen über Musik gedacht und geschrieben hat. Es lohnt sich, in der Kürze darauf zurückzublicken [1]).

Unaussprechlich in der That liebte er die edle Kunst; sie gehörte, in der einfachsten Weise ausgeübt, als tägliches Hausgeräth in die Oekonomie seines Lebens. Recht eigentlich von ihr aus war er allezeit dem Wesen aller Poesie, nicht bloß, wie noch neuerdings in der Terpsichore, dem der Lyrik beigekommen: die musikalische Empfindung war ihm die Dolmetscherin für die Seelensprache jeder Art Dichtung gewesen. Als Tonstücke empfand und verstand er die Volkslieder, zu denen er die Originalmelodieen zu sammeln nicht müde wurde; auch zu schönen Stellen aus römischen Dichtern wünschte er sich Compositionen, und an Klopstocks Oden fand er nicht am wenigsten deshalb so viel Gefallen, weil ihm Klopstocks Muse eine Rednerin ans Herz war, die „von jedem Bilde der Empfindung gleichsam nur den Seelenlaut nehme und ihn dem Ohr bald zulispele bald zutöne". Auf das musikalische Element der Poesie und wiederum auf die Grenzen zwischen der Musik, der Poesie und den übrigen Künsten war er schon in dem gegen den Laokoon gerichteten Kritischen Wäldchen zu sprechen gekommen; noch öfter hatte ihn, im Zusammenhang mit der Geschichte der Entwickelung der Künste, der Moment angezogen, in welchem durch den Hinzutritt der Musik zur Poesie diese ihren Charakter ändert, und dann wieder der andere, in welchem die Musik sich selbständig von der Verflechtung mit Poesie und Tanz losreißt. In seinen eigenen Dichtungen war es ihm selten, seltener als im Strom der Prosarede, gelungen, den Gedanken in die Empfindung und diese in die Melodie der Sprache zu verhüllen; mit Glück dagegen hatte er sich auf dem Rain zwischen Poesie und Musik bewegt und die erstere in den Dienst der letzteren gestellt. So waren von seiner Königsberger bis in seine Weimarer Zeit eine Anzahl von Cantaten und musikalischen Dramen entstanden, und dem Händelschen Messias hatte er für die Aufführung in Weimar einen deutschen Text untergelegt [2]). Seine Bevorzugung der Tonkunst vor der Malerei verräth in leisen Andeutungen jener olympische Streit in der Ersten Sammlung der Zerstreuten Blätter. Es ist das Herzandringende und Innige, was ihm jene so werth macht, und eben diesem auf den Grund zu kommen nimmt er die verschiedensten Anläufe. Er sucht dasselbe im Vierten Kritischen Wäldchen, unter unbilliger Zurückstellung der auf ma-

[1]) Vgl. den Aufsatz von G. A. Keferstein „Herder in Beziehung auf Musik" im Herderalbum, S. 271 ff., der die wichtigsten der betreffenden Stellen aus den SW. sachlich geordnet wiedergiebt und hin und wieder mit eigenen Bemerkungen begleitet.

[2]) Alle Notizen und Belegstellen finden sich jetzt in Redlichs Anmerkungen zu Band XXVIII der SWS., S. 549 ff. zusammengestellt. Ueber den Messias fanden, wie aus vielen ungedruckten Stellen der Correspondenz hervorgeht, zu Anfang der achtziger Jahre Verhandlungen auch zwischen Herder und Hartknoch Statt.

thematischen Verhältnissen beruhenden Harmonie, im simplen Wohllaut, in der Farbe des ursprünglichen Tons. Auch später noch, wie namentlich in dem Abschnitt der Ebräischen Poesie von der Musik der Psalmen, hat er diese elementare Seite der Musik, die Bedeutung der Eigenart jedes musikalischen Instruments, mit Vorliebe hervorgehoben: stehen geblieben ist er dabei mit nichten. Er ist dazu fortgeschritten, die innige Wirkung der Musik und der Melodie auch in der Harmonie und in deren Correspondenz mit den Bebungen des auffassenden Organs und den Bewegungen der ihr folgenden Seele zu suchen. Um so mehr, je mehr sich seine musikalische Erfahrung bereicherte und je wichtiger ihm die Kirchenmusik und die Bedeutung der Tonkunst für das religiöse Leben und den Cultus war. Erst in seinen reiferen Jahren wurden ihm die Schöpfungen der italiänischen Meister der Kirchenmusik in weiterem Umfange zugänglich, während er andererseits den Aufschwung der deutschen Musik durch Gluck und Mozart, Haydn und Händel erlebte, die fortan seine Lieblinge wurden. Den Kirchengesang zu reinigen, zu vereinfachen und ihn in seine erhabene Wirkung wiedereinzusetzen war er durch sein Amt und im Zusammenhang mit der Gesangbuchsfrage veranlaßt, während ihm sein Aufenthalt in Italien zu eingehenderem Nachdenken darüber Stoff und Anregung lieferte. Schon vor der italiänischen Reise schrieb er im sechsundvierzigsten der Theologischen Briefe jene schöne Stelle von Verbesserung der geistlichen Lieder und von der Kraft der heiligen Musik, die ihm dort mit Luther eine „zweite Theologie" ist und die ihn soeben in Händels Messias aufs Tiefste ergriffen hatte. In einer dem gedruckten Buch entzogenen Nachschrift zu diesem Briefe hatte er sich mit der Legende der heiligen Cäcilie kritisch auseinandergesetzt und demnächst diese Untersuchung zu einem langen Gespräch: „Die heilige Cäcilie oder wie man zu Ruhm kommt" für das Tiefurter Journal ausgesponnen[1]). Es handelte sich um den Nachweis, daß die Heilige nur durch Mißverstand oder vielmehr durch völlige Verkehrung der Worte der alten lateinischen Legende zur Schutzpatronin der Musik und gar zur Erfinderin der Orgel gemacht worden sei. Zehn Jahre später hatte er dann in der Fünften Sammlung der Zerstreuten Blätter den Inhalt dieses Gesprächs zur Einleitung eines Aufsatzes „Cäcilia" gemacht, dessen weitere Ideen er ausdrücklich auf die ihm in Italien gewordenen Anregungen zurückführt. Die Kunst der heiligen Cäcilia ist so das eigentliche Thema des Aufsatzes. Derselbe findet die tiefste Grundlage unserer gottesdienstlichen Musik in dem, vor Allem aus dem hebräischen Psalmenbuche abgeleiteten christlichen Hymnus, er führt aus, daß der christliche Kirchengesang von Anfang bis zu Ende jedes Gottesdienstes ein Ganzes sein müsse und stellt unter mehreren Winken für eine Reformation des protestantischen Kirchengesanges den Satz obenan, daß, da doch die Gemeinde singen

---

[1]) Siehe Suphan zu SWS. XI, 73 in SWS. XII, 442. Das Gespräch im Tiefurter Journal 1783, St. 38 erstreckt sich auf $11^{1}/_{2}$ geschriebene Quartseiten.

müsse, der Chor im weitesten Verstande, und also mit allen erdenklichen Abwechselungen, im Mittelpunkte zu stehen, daß dagegen alles Dramatische — auch die geistlichen Cantaten werden diesmal nicht ausgenommen — der Kirche fern zu bleiben habe. Der begleitenden Instrumentalmusik läßt der Verfasser dabei ihr volles Recht, und in der geistreichsten Weise entwickelt er demnächst in der Siebenten Sammlung der Humanitätsbriefe die Gründe, weshalb die neuere, und zwar zunächst die Kirchenmusik, gerade nach der harmonischen Seite hin zu reicher Ausbildung habe gelangen müssen. Auch hier wieder leitet er die christlichen Hymnen aus den Psalmen, und aus dem Einfluß der christlichen Hymnen den veränderten Charakter der neueren Musik ab. Das über das Individuelle und Nationale erhabene Allgemeine und Feierliche, das substantiell Christliche dieser Gesänge habe die bei den Alten anspruchsvoller im Vordergrunde stehende Poesie unter die Herrschaft der Musik gebracht, und so habe die fortan herrschende Musik, „die gleichsam von einem unermeßlichen Chor in den Wolken getragen ward", für sich selbst ein Gebäude der Harmonie ausbilden müssen. „Der Tonkünstler war Zauberer in den Wolken, der mit seinen Schritten im großen Gange der Harmonie desto gebietender den Inhalt des Ganzen verfolgte und auf andächtige Gemüther in diesem vollstimmigen Gange desto stärker wirkte. Durch den christlichen Gesang war also die Harmonie der Stimmen im Concert der Völker gleichsam gegeben."

Alle diese Gedanken über Wesen und Werth der Musik faßt, wie gesagt, die Kalligone nochmals zusammen. Es ist als ob der tiefste Grund von Herders Abneigung gegen den großen Kritiker zum Vorschein käme, wenn er sich wegwendet von dem „tonlosen Gemüth", das in jeder Musik nur ein Spiel mit Empfindungen höre und dem wiederkommende Töne lästig seien. Ihm ist es nicht zweifelhaft, daß die Musik jede Kunst, die am Sichtbaren hafte, übertreffe. Sie ist ihm Stimme der Natur, „Energie des innig Bewegten", unserem ganzen Geistes- und Körperbau sympathetisch. Vergeschwistert und natürlich gepaart mit Wort und Geberde, mit Lied und Tanz, erreicht sie, so erklärt er, ihren Gipfel, wenn sie sich endlich durch das Bedürfniß der Andacht von diesen sondert. Mit der musikalischen begegnet sich die religiöse Anlage Herders und mit dieser seine Spinozistische Anschauung, sein Gefühl für das allebendige Universum. So feiert er die Musik nicht nur als die höchste, sondern zugleich als die specifisch religiöse Kunst, die, frei über der Erde schwebend, alle Schwingungen des Weltgeistes fühlbar mache. —

Mit den Begriffen des Genies und Geschmacks wird sofort in der Kalligone ganz ähnlich verfahren wie mit denen des Schönen und der Kunst. Je mehr sich bei diesen Begriffen die Kantschen Principien bedeutsam vertiefen, um so mehr werden die Bestimmungen der Kritik der Urtheilskraft von dem Gegner verkannt und mißachtet. Ihm erscheinen diese Bestimmungen flach und nichtssagend, weil es ihm nicht darum zu thun ist, den geistigen Prozeß zu analysiren, sondern ihn zu empirisiren und zu naturalisiren. Wem das

Schöne in das Angenehme verfließt, wer über der Naturbedingtheit der Kunst ihre Freiheit vergißt, der wird auch das Wesen des Genies am tiefsten und solidesten erfaßt zu haben meinen, wenn er es als eine „Disposition sinnlicher Empfindbarkeiten und geistiger Triebe" definirt, der wird keine bessere Erklärung des Geschmacks aufstellen können als die, daß derselbe „eigen gefühlte innere Lust und Liebe zu dem, worauf es ankommt", oder „theilnehmende Erfassung des lebendigen Punkts von Zweck und Wirkung" oder „leichte und sichere Comprehension des Schönen und Angenehmen im feinsten Punkt seines Reizes" sei. Kants Untersuchungen über jene Begriffe mochten bei seinem Kritiker um so weniger Eingang finden, weil dieser längst über dieselben abgeschlossen hatte. Wir lesen darüber in der Kalligone nur, was wir in anderem Zusammenhange schon in der Schrift vom Erkennen und in der Abhandlung von den Ursachen des gesunkenen Geschmacks gelesen haben.

Der Dritte Theil der Kalligone beginnt mit der Erörterung des Begriffs des Erhabenen. Aus dem nichtigsten Wortwechsel mit den Kantschen Paragraphen scheint dabei zunächst nichts Anderes herauszukommen als die abermalige Verwirrung zweier von Kant sorgfältig auseinandergehaltenen Begriffe. „Nicht Gegensätze sind das Erhabene und Schöne, sondern Stamm und Aeste Eines Baums; das Gefühl des Erhabenen ist dem Gebiet des Schönen Anfang und Ende." Doch ja! es ist eine dankenswerthe Erinnerung, die gegen den — freilich nur halb verstandenen — kritischen Philosophen gemacht wird, daß das Erhabene mit nichten bloß in uns, sondern in der Natur gesucht werden müsse, daß es die erhabenen Formen der Natur seien, zu denen sich freiwillig unser Gefühl des Erhabenen geselle. Es ist das in voller Uebereinstimmung mit den Auseinandersetzungen über den ebensosehr objectiven wie subjectiven Charakter des Schönen, und es sind Bemerkungen voll Sinnigkeit und schöner Anschaulichkeit, in denen der Zug zur Höhe, die Erhebung des Gemüths mit der erhobenen Gestalt des Menschen und andererseits mit der Höhe des Himmels, mit „dem uns angeborenen Hemisphär der Welt" in Zusammenhang gebracht wird. Es stimmt, ferner, mit dem in der Metakritik Entwickelten überein, wenn das schlechthin Große, welches Kant zu einer Forderung der Vernunft gemacht hatte, vielmehr der Phantasie zugeeignet wird, da uns denn die Natur zur Ermessung desselben in unseren Sinnen und Seelenkräften überall Maaßstäbe gegeben habe. Nun aber ereignet sich ein sehr Wunderliches. Nachdem die Auseinandersetzung in lauter Protesten und Antithesen gegen Kants Analytik des Erhabenen verlaufen und zu keiner anderen Definition gediehen ist, als zu der unbestimmten und armseligen, daß erhaben dasjenige sei, „was seiner Natur und Region nach mit Einem viel und zwar das Viele in Einem still und mächtig giebt oder wirket" — so kann er sich schließlich doch dem Einfluß der Entdeckungen Kants über den innergeistigen Prozeß, der dem Urtheil über das Erhabene zu Grunde liegt, nicht entziehen. Merkwürdiger und doch sehr erklärlicher Weise ist es die aufmerk-

samere Verfolgung des musikalisch Erhabenen, wodurch er zu einer Formulirung gelangt, welche die Kantsche fast nur in die Herdersche Sprache übersetzt. Kant hatte gelehrt, daß das Erhabene die sinnliche Darstellung der Unangemessenheit von Vernunftideen zu dem sinnlich Faßbaren sei, gelehrt eben deshalb, daß sich das Gemüth im Gefühl des Erhabenen in einer Bewegung befinde, die mit der Unlust über die Unzulänglichkeit unseres sinnlichen Auffassungsvermögens beginne und mit der Lust über die dadurch wachgerufene Kraft der dem Unendlichen gewachsenen Vernunft ende. Er hatte sich über beide Behauptungen von Herder verhöhnen lassen müssen. Allein nur wenige Seiten weiter, und Herder beschreibt, im Grunde nur psychologische Benennungen mit anderen vertauschend, den Prozeß des Erhabenen oder vielmehr der Erhebung der Seele in ganz gleicher Weise. Der Faden unserer gewöhnlichen Vorstellungen — so lautet die Beschreibung — zerreißt, höher und höher werden wir über das sinnlich Faßbare erhoben, wir fühlen uns in Labyrinthe geführt, denen wir dann plötzlich entrinnen, um zuletzt in dem Gefühl der aufgelösten Verwickelung, der Vollendung zu ruhen. Herder spricht davon, daß das Unanschauliche die „Katastrophe in unserer Brust", unsere sich hebende, kämpfende, überwindende Empfindung sei, und die Erhabenheit der tragischen Dichtungen der Griechen findet er — auch hier nicht zwar mit Kant übereinstimmend, aber dicht an dessen Meinung heranstreifend — darin, daß in ihnen ein an Dasein oder an Kraft Ueberschwengliches, das unerreichbar schien, als erreicht, ein Unbegreifliches begreiflich, ein Unermeßbares ermessen dargestellt sei. Lohnte es sich, bei thatsächlich so geringer Differenz, so viel Lärm zu machen und ein übers andere Mal über den Kantschen Unsinn zu schreien? —

Jedem möglichen Mißverständniß, als ob Kant, wie Herder ihn auslegte, das Schöne zu einer leeren Form, die Kunst zu einem müßigen oder gar frivolen Spiel herabzuwürdigen die Absicht gehabt, mußten endlich alle diejenigen Partien der Kritik der Urtheilskraft entgegensprechen, in denen die zunächst geschiedenen Begriffe des Schönen und Guten wieder in Beziehung gesetzt wurden. Man kann nicht sagen, daß es Kant damit besonders geglückt sei. Die tiefsinnige Andeutung, daß der letzte Grund der im Geschmacksurtheil zum Ausdruck gelangenden Harmonie unserer Erkenntnißkräfte in dem übersinnlichen Substrat der menschlichen Natur liegen, und daß dieses Uebersinnliche in uns zugleich mit dem den Gegenständen zu Grunde liegenden Uebersinnlichen identisch sein dürfte — diese Andeutung trat, genau genommen, aus dem Recht der kritischen Philosophie heraus und streifte zu sehr ans Mystische, um so leicht weiter verfolgt werden zu können. Die Behauptung, daß eines Ideals der Schönheit nur der Mensch fähig sei, hatte Kant auf den Satz gestützt, daß nur der Mensch den Zweck seiner Existenz in sich selbst habe. Dieses Ideal bestand ihm demnach in dem Ausdruck des Sittlichen — aber er hatte ebendamit geleugnet, daß die Beurtheilung nach einem Ideal der Schönheit ein reines Geschmacksurtheil sei, und ziemlich äußerlich und unbeholfen

hatte er überdies jenes Ideal durch Hinzufügung der Vernunftidee des Sittlichen zu der Normalidee, d. h. zu dem empirischen Durchschnittsbilde der menschlichen Gestalt, entstehen lassen. Die Ausführung, daß das Schöne das Symbol des Sittlichguten sei, stützte sich im letzten Grunde auf jene hypothetische, mystische Annahme eines der Freiheit verwandten Uebersinnlichen im Subject und in der Natur, und die Beispiele, welche die Kritik für die „Chifferschrift" gegeben hatte, durch welche die schöne Natur unser moralisches Gefühl anspreche, waren so wunderlich, daß sie eher die Willkürlichkeit als eine innere Nothwendigkeit dieser Analogie zwischen dem moralischen und dem Geschmacksurtheile zu beweisen schienen.

Mit dem Allen daher, wie sehr es in der moralisirenden Richtung Herders zu liegen schien, wußte dieser nichts anzufangen; er sah darin nur dieselbe Verkennung des Aesthetischen und Ethischen wie in den sonstigen Bestimmungen Kants. Es wäre eine schöne Aufgabe für ihn gewesen, die Abstractionen des kritischen Philosophen mit der gehaltvollen Natur- und Kunstanschauung, in der er so lange mit Goethe einig gewesen war, zu versöhnen, den Ueberschuß von Sinnlichkeit, der ihm an der Goetheschen Poesie anstößig war, durch die strenge ethische Tendenz der neuen Philosophie, und wiederum den unsinnlichen Rigorismus der letzteren durch die sinnenfrohe Heiterkeit der neuen Poesie einzuschränken. Schiller, zugleich Dichter und Philosoph, der Genosse Goethes und der Schüler Kants, hatte in seiner Weise sich der Lösung dieser Aufgabe gewidmet. Herder, um ganz nur er selbst zu sein, verurtheilte sich zu einer undankbareren Stellung. Von jeder der beiden Parteien, mit deren jeder er sich sehr wohl hätte verständigen können, fühlte er sich abgestoßen. An den neueren Schöpfungen Goethes vermißte er die moralische Haltung, und das sittliche Pathos der Kantschen Philosophie beleidigte die sinnliche Seite seiner Natur. Gegen beide daher verhielt er sich negativ; zwischen beiden schwebte er mit seiner moralisirenden Aesthetik, seiner ästhetisirenden Moral eigensinnig in der Mitte und fand eine Genugthuung darin, die gleichen Vorwürfe eines Spielens mit hohlen Formen, ungerecht und übertreibend, gegen beide zu richten.

Und so kehrt er denn gegen die Kantsche Zurückführung des Ideals des Schönen auf die Vernunftidee der sittlichen Bestimmung des Menschen seine auf dem Boden lebendiger Natur- und Kunstanschauung erwachsene Auffassung[1]). In den Sälen der Götter und Genien, unter den Idealen der alten Kunst will er, daß man anschauend lerne, was Ideal des Schönen sei. Wir müssen ihm noch einmal nach Italien folgen, noch einmal hören, was er in den Humanitätsbriefen und andererseits in den „Ideen" entwickelt hatte. Die negative Summe aber dieser Ausführungen ist, daß man den Eindruck vollen-

---

[1]) Gerade auf diese Partie seines Buchs legte er, nach dem Brief an Knebel vom 11. Juni 1800, Knebels Litt. Nachl. II, 333, neben dem über das Verhältniß von Licht und Ton im Zweiten Theil Gesagten, einen besonderen Werth.

deter Schönheit der alten Kunstgebilde, die ihnen nachgerühmte hohe Ruhe, stille Würde und erhabene Einfalt nicht aus der Sittenlehre erklären, daß man Idealisiren nicht mit Moralisiren verwechseln dürfe. Positiv ist die Summe die, daß unter Ideal überhaupt „das reine Verstandesbild der wesenhaften Form einer Sache" zu verstehen, das Ideal der menschlichen Schönheit die „reine menschliche Gestalt, von allem Thierischen gesondert, ihre eigenen Vollkommenheiten in allen Charakteren und Gliedern ausdrückend" sei. Nicht deshalb ist im höchsten Sinne nur der Mensch eines Ideals fähig, weil nur er sich durch Vernunft seine Zwecke selbst bestimmt, sondern deshalb, weil die Menschennatur die ideenvollste Form, der Mensch das Meisterstück der Natur ist. Eine feine Bemerkung ist es, daß das Ideal, weil es das reinste Wesenhafte darstelle, uns mit einer Art Progression täusche, dergestalt, daß beim Anblick die Gestalten, beim Lesen die Charaktere zu wachsen scheinen. Der echte Dichter müsse mehr Gedanken zu wecken wissen, als er ausdrücke; darin bestehe das Unermessene, Ueberschwengliche der Kunst, das der Genius allein bewirke, indem er immer weiter und weiter die Grenze hinausrücke. Von Kant entlehnt war diese Bemerkung gewiß nicht; jeder aufmerksame Leser der Kritik der Urtheilskraft aber erinnert sich dessen, was dort von den „ästhetischen Ideen" gesagt wird, durch deren Darstellung Begriffe auf unbegrenzte Art ästhetisch erweitert würden, so daß wir auf Veranlassung einer Vorstellung mehr und mehr, ja unnennbar Vieles hinzuzudenken angeregt würden. Die Beispiele, welche Herder für diese Erscheinung beibringt, sind vielleicht überzeugender: der Grund der Erscheinung ist unendlich feiner von Kant aufgedeckt.

Der Polemik gegen die Hinüberspielung des Begriffs des Ideals ins Moralische ganz verwandt ist die Polemik gegen die Kantsche Lehre von der Symbolisirung des Guten durch das Schöne. Denn von minder wichtigen Einwürfen und Bemängelungen abgesehen, ist der Hauptpunkt auch hier, daß Herder von einem Hinübersehen des Geschmacks ins Intelligible, oder gar in das übersinnliche Substrat der Menschheit, daß er andererseits von einer nachträglich — in der That von Kant etwas künstlich bewerkstelligten — Beziehung des Schönen auf das Sittliche nichts wissen will. Von Hause aus ist ihm das Schöne und Gute wesensverwandt, ja identisch, und „die Uebereinstimmung der Gegenstände mit unseren Kräften, die Harmonie unserer Kräfte mit den Gegenständen weiset uns nicht jenseit, sondern hält uns innerhalb der Grenzen der Natur fest." Wie die Natur in allen ihren Gestalten bedeutend, Geist ausdrückend ist, so hat auch die Kunst in ihre Bildungen diese Bedeutsamkeit zu legen; Sittlichkeit ist Humanität, der höchste Punkt menschlicher Bildung: darum darf dem Kunstwerk, dem Werk des Dichters „der Finger der moralischen Grazie" nicht fehlen. Mit schöner Wärme treten die letzten Seiten der Kalligone für diese moralische Grazie ein, mit deren Beleidigung selbst das Genie nicht zu versöhnen vermöge, rufen sie den Ernst sittlicher Gesinnung in die mißbrauchten Wissenschaften und Künste zurück. Bil-

dend, so führt, übereinstimmend mit den Schulreden vom Jahre 1782 und 88 und mit der Abhandlung vom Einfluß der schönen Wissenschaften, der Abschnitt „von schönen Wissenschaften und Künsten" aus, — bildend, den Menschencharakter bildend sollen dieselben werden; Wesen und Zweck derselben spreche sich in ihrer Bezeichnung als Humaniora aus. Von dem Gegensatz der naiven und sentimentalischen Dichtung und von einer höheren Einheit beider hatte Schiller gesprochen; daß beide im Sittlichschönen zusammentreffen und „Entwickelungen Einer Charis" seien, fordert auch Herder. Den „Staat des schönen Scheins" hatte Schiller im Hinblick auf den gescheiterten Versuch der französischen Revolution als die Vorbedingung des reinen Vernunftstaats bezeichnet. In gleichem Sinne — nur das Kantsche Gerüst nicht benutzend, sondern es verächtlich zerbrechend und darüber hinwegschreitend — mahnt ebenmäßig Herder, von den kühnen und schrecklichen Versuchen der Einrichtung einer menschlichen Gesellschaft, die eben jetzt der Welt vor Augen lägen, zu lernen. Nur, er begnügt sich nicht mit dem Staat des schönen Scheins, sondern: „den Menschen als Menschen zu erziehen und auszubilden, das Thierische in ihm gegen sich und die Gesellschaft unvermerkt und von allen Seiten auf die sanfteste, wirksamste Weise hinwegzuthun, dazu sind die Künste der Musen, oder sie sind Trödel."

Zur directesten Auseinandersetzung mit der Kantschen Moralisirung des Aesthetischen und dem Kantschen Begriff des Moralischen giebt ihm endlich der Abschnitt vom Sittlich-Erhabenen Anlaß. Seine Zurückführung des Erhabenen auf das Schöne hängt aufs Engste zusammen mit der Aesthetisirung und diese mit der Humanisirung des Moralischen. Die Kantschen Sätze von der Erhebung über die Natur in uns und außer uns, wozu uns das sinnlich Uebermächtige gewisser Naturerscheinungen aufrufe, die damit zusammenhängenden Lehren von der bedingungslosen Pflicht aus bedingungsloser Freiheit nach einem bedingungslosen Gesetz, das über unsere Natur hinaus sei, und wonach sie doch ins Unendliche zu streben habe, sind ihm „Katheder-Erhabenheiten"; denn, sagt er, „wer die Menschheit hypermoralisirt, hat sie exmoralisirt." Er wiederholt die schon in den Christlichen Schriften ausgespielten Trümpfe. Nichts als Eitelkeit und thörichten Stolz findet er in der Selbstgesetzgebung der praktischen Vernunft. Scharf und bestimmt formulirt sich der Gegensatz seiner naturalistisch-humanistischen Moral gegen die aprioriche abstracte Vernunftmoral. „Im Handeln bin ich Thäter des Gesetzes, nicht Woller oder Gesetzgeber; Befolger der Naturordnung in meinem Kreise, nicht Stifter derselben für alle mir unbekannten Vernunftwesen." Und wiederum: „Da in der Natur Alles Mittel und Zweck ist, so sagt das erhabenere, bescheidenere Gesetz: Du selbst gehörst der Natur und der edelsten Natur, die wir kennen, der Menschheit an; angewandt werde auch Dein Leben, wie Aller Leben, als Mittel zum Zweck des Ganzen, der Menschheit. Nach hellen Begriffen und

reinen Trieben verbrauche Dich in ihrem Dienst, Dich selbst vergessend, Dich selbst aufopfernd!" — —

Die Kalligone war im Vergleich zur Metakritik zwar nicht das bedeutendere, aber doch das nutzbarere und genießbarere Buch. Sie ging nichtsdestoweniger ziemlich spurlos vorüber. Die Kantianer hatten sich mit dem berühmten Gegner so ausführlich bei Gelegenheit des ersteren Werkes auseinandergesetzt, daß sie ein für alle Mal mit ihm fertig zu sein meinen durften [1]), und die Aesthetiker konnten wenig Lust verspüren, zwischen den polemischen Dornen des Buchs die Früchte zu pflücken. Herder selbst fühlte, daß das Positive, was er gegeben zu haben sich bewußt war, durch die streitbare Ausrüstung entstellt und entwürdigt sei. Hätte er Kalligone nicht aus Noth so stachlich gegen das „Ungeziefer" der kritischen Philosophie und der philosophischen Kritik ausrüsten müssen — wie viel schöner wäre sie erschienen, was hätte er ihr mitgeben, wie sie ausstatten können! Er tröstete sich mit der Hoffnung auf eine zweite Ausgabe, die das Polemische „über die Kante werfen" sollte; „simplex munditiis" solle sie alsdann erscheinen [2]). Es hatte gute Wege damit. Mit seiner Anzeige der Metakritik hatte Freund Wieland sich und dem Freunde den allerschlechtesten Dienst geleistet. Daß er — es scheint gegen Herders Wunsch — auch über die Kalligone in die Lobtrompete stieß [3]), konnte keinen besseren Erfolg haben. Wie hätte aber Herder eine günstige Aufnahme seiner neuen Schrift von denjenigen erwarten können, gegen die sie so sehr fast wie gegen den Kritiker der Urtheilskraft gerichtet war? Sollten sich die Goethe, Schiller und Meyer für bekehrt erklären und ihre ästhetischen Sünden abschwören? Sie schonten den Verfasser, wenn sie schwiegen [4]). Und doch drückte nun diesen auch ihr Schweigen wieder. „Hier ist Alles stumm," klagte er gegen Knebel; „das große Interdict des Schweigens ist aufgelegt; Keiner will die Kalligone gelesen haben und Keiner hat sie vielleicht gelesen"; „die Kalligone," meinte Caroline, „war vielleicht der Tropfe, der geschieden hat," als Meyer, der bisher dem Herderschen Hause treu geblieben war, sich seltener als bisher blicken

[1]) An Recensionen natürlich fehlte es nicht; die Erlanger Litteraturzeitung insbesondere wiederholte (9. u. 10. Dec. 1801) ihr Verdict über das Herdersche Philosophiren. Günstige Besprechungen der Kalligone brachte die Neue Allg. D. Bibl. LXII, 1, S. 171 ff. und die Erf. Gel. Ztg. 1801, S. 449 ff. (von Herrmann). Erst nach Herders und Kants Tode erschien als ein „ästhetischer, den Manen Kants und Herders zur Feier ihrer Versöhnung in der Unterwelt geweihter Versuch" die Schrift von Krug, „Kalliope und ihre Schwestern", Leipzig und Züllichau 1805; die neun Vorlesungen lassen jedoch das Verhältniß Herders zu Kant unberührt und enthalten lediglich eine die Gedanken der Kritik der Urtheilskraft in populärer Form wiedergebende Aesthetik.

[2]) An G. Müller 8. August 1800, bei Gelzer, S. 291; an Gleim 13. Juni, C, I, 272.

[3]) Neuer Teutscher Merkur 1800 Augustheft, S. 259 ff.; vgl. Caroline an Böttiger, bei Lindemann S. 135 Nr. 100.

[4]) Wenn Goethe wirklich, wie Caroline berichtet, (an G. Müller 14. Mai 1807, C, III, 21) Herder sagen ließ, die Grundsätze in der Kalligone seien auch die seinigen, so war dies so viel gesagt, daß es sehr wenig sagte.

ließ. Für das Verstummen in der Nähe mußten ihn einzelne ermunternde Stimmen aus der Ferne entschädigen, von denen sich keine voller und enthusiastischer vernehmen ließ als die des Ilmenauer Freundes. Bald wieder war er seiner Sache so sicher wie je. Bona causa triumphat — damit beruhigt er um diese Zeit sich und seinen Sohn August, als dieser sich besorgt über die gegen den Vater gerichteten Angriffe geäußert hatte [1]).

Noch habe er den dicksten Knoten und seine stärksten Pfeile zurück, so soll er sich nach dem Bericht der Erinnerungen oft ausgesprochen und sich namentlich noch mit einer Schrift über die schädliche Einwirkung der kritischen Philosophie auf die Moralität und die innere Glückseligkeit des Menschen getragen haben [2]). Seine Absicht in der That war, ehe er die Kalligone schrieb, noch weiter gegangen. In alle Consequenzen ihrer Anwendung hatte er die Kantsche Philosophie verfolgen wollen. Die „Verwirrungen und Absurditäten," welche die Kantianer außer in die Kritik des Wahren, Guten und Schönen, geradezu in alle Wissenschaften, auch sogar in die Philologie, Geschichte, Mathematik, Theologie gebracht — so schreibt er an Knebel — wünschte er aufzuzeigen [3]). Sah er doch, wie neuerdings auch die Naturwissenschaft durch den Fichtianismus sich von dem streng Erfahrungsmäßigen abbringen und zu dem keckſten Analogienspiel verführen ließ. Auch er zwar hatte vielfach mit Analogien gespielt; erst bei den Gegnern aber erkannte er das Bedenkliche dieses Verfahrens. Es gereichte ihm zum Kummer, als er in dem Dissertationsentwurf seines Sohnes, des Bergmanns, überall auf die Ideen und die Sprache der neuen Naturphilosophie stieß. Daß ein Herder unter die Fichtianer gehen sollte, schien ihm ganz unleidlich. „Ich hasse," schrieb er ihm, „Isten und Aner auf den Tod, und zerstoße Dir die Feder, wenn Du so erscheinst" [4]). Allein öffentlich nach allen diesen Richtungen hin sein metakritisches Werk fortzusetzen, unterließ er denn doch wohlweislich und zu gutem Glück. Das Polemische, das einem Lessing so gut zu Gesichte stand, die Mienen Herders verzerrte und verhäßlichte es. Es ist eine treffende Bemerkung Körners, daß

---

[1]) Siehe die Antwort beider Herders vom 11. Juni 1800 (Knebels Litt. Nachlaß II, 332 ff.) auf Knebels Briefe über die Kalligone vom 7. und 9. Juni, C, III, 164 ff.; außerdem Knebels Nachlaß II, 310 oben und 336; Gleim an Herder 29. Mai; Herder an seinen Sohn August, A, II, 460 ff. Beifällig und so antikantisch wie möglich hatte sich auch Eichhorn am 27. Mai (C, II, 314) und Prinz August *am 29. Mai ausgesprochen.

[2]) Erinnerungen III, 128.

[3]) 6. Mai 99, Knebels Litt. Nachl. II, 278; an G. Müller 29. April 99, Gelzer, S. 287: „Ich werde und muß mit dem Werk fortfahren, denn die Anwendung der kritischen Sätze in den Wissenschaften muß zeigen, was an ihnen sei". Die „Folge des Buchs", von der die Kalliphron-Vorrede spricht, kann ich dagegen (anders als Suphan SWS. XXI, XXI, Anm. 6) nach dem Zusammenhang nur von dem Verfolg des Buches, d. h. des Kalliphron selbst verstehen.

[4]) S. den ganzen Brief an seinen Sohn August, A, II, 451 ff.

seine Natur dazu zu weichlich gewesen sei[1]). Die polemischen Beziehungen aber hinweggedacht, so hatten doch weder die Metakritik noch die Kalligone wesentlich neue Gedanken den in des Verfassers früheren Schriften vorgetragenen hinzugefügt; sie hatten dieselben zumeist und nicht überall zu ihrem Vortheil nur in ein etwas fremdartiges systematisches Gewand gekleidet. Noch wiederholender wäre ohne Zweifel nach den zahlreichen dahin zielenden Ausfällen in den Christlichen Schriften eine Gegenschrift gegen die Kritik der praktischen Vernunft ausgefallen. Nach den „Erinnerungen" geschah es auf das dringende Zureden Falks und auf Grund so mancher Aeußerungen auswärtiger Freunde, daß er sich davon abbringen ließ. So wie die Erzählung vorgetragen wird, sieht sie zu sehr einer entschuldigenden Erklärung ähnlich, um strengen Glauben zu verdienen. Sehr glaublich, daß Herder sich zuweilen auch später noch an den alten Plan als an eine nicht völlig abgetragene Schuld erinnerte: eines besonderen Zuredens aber, ihn fallen zu lassen, bedurfte es schwerlich. Von selbst offenbar hat er, unmittelbar nach der Vollendung der Kalligone, die Fortsetzung aufgegeben. Der Brief, den er am 11. Juni 1800 an Ammon über dessen Lehrbuch der religiösen Moral schrieb[2]), zeigt, daß er hinfort Anderen den Kampf gegen „das dürre Thier der Canting Philosophie" glaubte überlassen zu dürfen. Er setzte seinen Weg nicht fort, weil er auf demselben „matt und müde" geworden war.

---

[1]) 6. August 1800 an Schiller.

[2]) Erinnerungen III, 129 ff. Anm. mit einigen Weglassungen abgedruckt.

Sechster Abschnitt.

Die letzten Lebensjahre.

Mehr und mehr hatte sich Herder in den Schlußbänden der Humanitätsbriefe von dem Schauplatz der zeitgenössischen Geschichte zurückgezogen. Die Blätter, welche die Bitterkeit hätten verrathen können, mit der er die Schäden deutscher Nation, die Sünden ihrer Regierer betrachtete, hatte er unterdrückt. Aus immer größerer Ferne, aus immer reinerer Höhe sah er auf die Wirren der Zeit und die Drangsale des Vaterlandes hernieder. Er getröstete sich der kommenden Nemesis und vertraute als „ehrlicher Idealist" der höheren Hand, die aus dem Chaos Licht schaffen werde. Statt seine Stimme unmittelbar in das laute Geräusch der Schlachten und Verhandlungen zu mischen, hatte er den Hebel da angesetzt, wo er sich nach dem Maaße und der Richtung seiner Kraft eine tiefere Wirkung versprechen durfte. Er hatte dem Geiste der Unfreiheit und Inhumanität in seinen Christlichen Schriften, dem anmaaßlichen und auflösenden Geist einer vernunftstolzen Speculation in seinen antikantischen Schriften entgegengearbeitet.

Inmitten dieser Arbeiten indeß war es ein persönliches Verhältniß, welches sein Gemüth noch einmal in eine nähere Mitleidenschaft mit den Bewegungen der politischen Welt zog. In den Schicksalen seines lieben Georg Müller sollte er die Wirren der Zeit wie in einem Spiegel erblicken; diesem sollte er, wie einst ein Seelenleiter, so jetzt in weltlichen Dingen ein Berather, ein Wegweiser in zweifelhafter und bedrängter Lage werden. Wie all' sein Unmuth und sein Widerspruchsgeist in den Kampfschriften dieser Jahre, so erscheint seine ganze Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit in den gleichzeitigen an diesen Freund gerichteten Briefen; von ihnen aus fällt eben damit noch einmal ein helles Licht auf jenes schöne Verhältniß[1]).

[1]) Neben den gedruckten und ungedruckten Herderschen liegen der folgenden Darstellung durchweg auch die handschriftlichen Briefe Müllers zu Grunde. Außer eben diesen Quellen

Ununterbrochen hatte Herder und mit ihm seine Frau an den persönlichen Angelegenheiten des wackeren Schweizers den herzlichsten Antheil genommen. Mit ihm lebten sie seine Herzensgeschichte durch, und als Johann Georg sich endlich durch Warten und Werben seine Maria errungen hatte, so rückte diese in alle Rechte der Freundschaft des Weimarischen Paares ein. Der Aufenthalt der Herderschen Söhne in dem Müllerschen Hause zog das Band zwischen den beiden Familien noch enger an. „Wir lieben Euch, Ihr lieben Beide," so schließt Herder den schönen Brief, den er dem Freunde schrieb, als rasch hintereinander der alte Gaupp und dessen Frau, Marias Eltern, gestorben waren, „wir lieben Euch alle, Vater, Mutter und Kinder, als ob Ihr zu uns, wir zu Euch gehörten." Es war dem bescheidenen Candidaten in den engen Verhältnissen seiner Vaterstadt nicht leicht geworden, sich einen seinen Talenten entsprechenden amtlichen Wirkungskreis zu verschaffen; erst im Jahre 1794 war ihm eine seinen Wünschen doch auch nur halb zusagende Lehrstelle an dem dortigen Collegium humanitatis übertragen worden. Wie väterlich hatte Herder mit ihm gewünscht, wie oft den Verzagenden getröstet und ermuntert, wie herzlich endlich den neuen Professor begrüßt! Das „Lehramt an Müllers Seele" zwar, wie dieser es nannte, wollte er ganz aufgegeben haben: durch seine Schriften wie durch seine Briefe fuhr er nichtsdestoweniger fort, es thatsächlich auszuüben. Auf Müllers schriftstellerische Thätigkeit übte er einen noch unmittelbareren Einfluß. Wie die „Philosophischen Aufsätze", so trugen die „Unterhaltungen mit Serena" den Stempel des Herderschen Geistes; von Herder hatte er die Anregung zu der Sammlung merkwürdiger Selbstbekenntnisse erhalten und ihm war er, bei der Fortführung derselben, für zahlreiche Nachweisungen und Fingerzeige verpflichtet. Erst im Jahre 1803 erschien der Erste Band der „Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen": gerade über die Idee dieses Buches aber hatte sich Herder, je mehr die mitgetheilten Proben seinen Beifall fanden, schon in der Mitte der neunziger Jahre in der eingehendsten und ermunterndsten Weise gegen den Autor ausgelassen; „weil mich," so schreibt er bei Zurücksendung der Papiere sehr bezeichnend, „Entwürfe immer mehr als große Ausarbeitungen interessiren". Den größten Beweis von Vertrauen gab er dem Freunde dadurch, daß er ihm im Jahre 1796 auf seine Bitte den ganzen Schatz der Briefe,

---

hat schon Baumgarten in den unserer Erzählung parallel laufenden Partien seines Aufsatzes „Herder und Georg Müller" (Preuß. Jahrbb. XXIX, S. 148 ff.) die bereits oben, S. 135 erwähnte Biographie Müllers von Stokar benutzen können. Die Veröffentlichung derselben ist inzwischen während des Drucks dieses Werkes erfolgt. Die ebenso gründliche wie ansprechende Arbeit liegt jetzt unter dem Titel: „Johann Georg Müller, Lebensbild, dargestellt von Karl Stokar, weil. Decan zu Schaffhausen, herausgeg. vom Historisch-antiquarischen Verein in Schaffhausen", Basel 1885, vor und hat so wenigstens noch dem gegenwärtigen Abschnitt insbesondere für die geschichtlichen Hergänge als Leitfaden dienen können.

die er von Hamanns Hand besaß, diese Briefe, an die sich die besten Erinnerungen seines früheren Lebens knüpften, übersandte. „Kein Auge, auch Lavaters Auge nicht, muß hineinsehen, noch eine einzige Zeile daraus auch nur in der Abschrift lesen. Niemand als Ihr Bruder und Ihre Maria darf wissen, daß Sie den Schatz haben.“ So erscheint, wie unter den Todten Hamann, unter den Lebenden Johannes Müller als Mitgenosse dieser Freundschaft. Handschriftliche Arbeiten des Geschichtschreibers gehen wiederholt durch des Bruders Vermittelung zu Herder. Er erbittet und liest z. B. desselben Vermischte Gedanken über Politik und Geschichte; er hat ein andermal für die Mittheilungen zu danken, die ihm Georg aus den regelmäßigen brieflichen Berichten des Historikers über die Geschichte seiner Lectüre macht. Oefter verweist Herder den jüngeren Freund auf das Urtheil und den litterarischen Rath des Bruders, und voll Anerkennung und Bewunderung ist jedes Wort, das er über diesen schreibt, so oft er von dessen Wirken hört oder eine neue Schrift von ihm gelesen hat. „Er ist ein seltener Mann,“ so charakterisirt er ihn das eine Mal, „der Politik so ganz mit historisch-klassischem Geschmack, ja, ich möchte sagen, mit einem Universalgeist alles dessen, was die Geschichte der Völker belebt, verbinden kann, Enge und Weite.“ Den gleichen Universalgeist verehrte Johannes Müller an dem Verfasser der „Ideen“, er verehrte das Urtheil des Edlen und Reinen, vor dem auch mit seiner den Umständen sich biegsam anschmiegenden staatsmännischen Thätigkeit bestehen zu können, ihm ernsthaft angelegen war.

Nur selten waren in dem Briefwechsel zwischen Herder und dem Schaffhausener Müller die politischen Angelegenheiten von jenem berührt worden. Der Schweizer war früher als der Deutsche von seinem aufänglichen Glauben, daß die französische Revolution den Völkern Heil und Freiheit bringen werde, zurückgekommen. Herder hatte auf die häufigen Ausfälle jenes gegen das zügellose Treiben des Nachbarvolkes geschwiegen und die weitere für Deutschland so verhängnißvolle Entwickelung des Revolutions- und Kriegsdramas nur dann und wann mit einem klagenden oder hoffenden Ausruf, einem Seufzer nach Frieden, einem zuversichtlichen Hinweis auf die über aller Verwirrung waltende Vorsehung begleitet. In immer höherem Maaße indeß fand sich der Schweizer gegen das Ende der neunziger Jahre durch die kritische Lage seines Vaterlandes beunruhigt, welches von Flüchtlingen aus Rheinland und Schwaben überströmt wurde und dessen Grenzen jeden Augenblick von den Franzosen überschritten werden mochten. Dazu kam die andere Sorge, daß der Geist der Neuerung und des Umsturzes in der Schweiz selbst um sich greifen und die alte Verfassung derselben über den Haufen werfen möchte. Die bedrohlichsten Anzeichen der nahenden Verwirrung hatte er auf der Reise, die er mit seinem Bruder im Herbst 1797 durch mehrere Kantone machte, wahrzunehmen Gelegenheit gehabt und auch den Freunden in Weimar seine Befürchtungen lebhaft vorgetragen. Die Antwort der Weimaraner ging theil-

nehmend auf seine Sorgen und Unruhen ein, suchte dieselben aber mit Betrachtungen zu beschwichtigen, die nur der Ausfluß gutmüthiger Illusionen waren und nur ihre Unkenntniß der Verhältnisse und der handelnden Personen verriethen. Rechte Frauenpolitik war es, wenn Caroline schrieb, das große politische System, das Frankreich mit seinen Verbündeten etablire, sei eine feste und sichere Grenzberichtigung und also das Ende alles Krieges, das Menschenfreundlichste, was jetzt ausgedacht werden könne. Ganz anders als das arme Deutschland habe die Schweiz ihr Schicksal in Händen, sobald sie nur die Schäden ihrer gegenwärtigen Verfassung heile und, einig in sich, den alten Schweizer Geist wieder wachrufe. Herders Meinung war wesentlich dieselbe. „*Μετανοήσατε*“, ruft er dem Freunde zu, „reformirt Euch selbst, so bedürft Ihr keines fremden Reformators, vor dem, woher er auch komme, Euch Gott bewahre“. — — „Ihr seid und bleibt glücklicher als wir zertretene, zertheilte, charakterlose Deutsche. Ich habe mir viel Arges gedacht, aber einen so schlechten schalen Ausgang doch nicht; und ist es schon Ausgang? Speremus et confidamus!“

Er schreibt so im Januar 1798 unter dem Eindruck des Congresses zu Rastatt, schreibt so, als ihm bereits die erste Kunde von den Baseler Vorgängen, dem Anfang der alsbald auch die übrigen Kantone ergreifenden Schweizerischen Revolutionsbewegung zugekommen war. Auch Schaffhausen wurde in den Strom hineingezogen; die Landbewohner des Kantons begannen aufzustehen und erhoben den Ruf nach Freiheit und Gleichheit. Da verlor der gute Georg Müller den Kopf. Es vermehrte seine Beunruhigung, daß er durch die indiscrete Veröffentlichung eines den Ideen der französischen Revolution auch für die Schweiz das Wort redenden Briefes seines Bruders mit diesem zugleich bei einigen seiner Mitbürger in den unverdienten Ruf jacobinischer Gesinnungen gekommen war. In zwei, gleichzeitig, am 3. Februar, an den Bruder in Wien und an seine theuren Weimaraner geschriebenen Briefen macht er sich Luft. Er schreibt an die Letzteren in fieberhafter Verwirrung. Noch nie hat er sich in so großer Noth an sie gewandt; denn sein armes Vaterland scheint ihm fast ohne Rettung verloren. Auflösung aller Bande im Innern; den Franzosen, den treulosen Anstiftern dieser Anarchie, der Weg zur Einmischung, zur Plünderung des Landes geöffnet! Die Folge davon — es kann nicht ausbleiben — Fall aller Religion, Sitten, Kinderzucht, der Sicherheit des Eigenthums und des Lebens! Wo ist da Raum für ihn und sein stilles friedliches Wirken? So schwer es ihn ankommen würde, seine Freunde, seine Zöglinge zu verlassen — schwerer noch scheint es ihm, zu bleiben. Aber wohin? Der liebste Zufluchtsort wäre ihm eine Brüdergemeinde. Gern auch würde er einem Ruf zu einer auswärtigen Lehrstelle folgen. Ein guter Republikaner, wie er allezeit gewesen, möchte er jetzt doch viel lieber in einer geordneten Monarchie leben als in dieser neu aufgekommenen Freiheit. Nicht in Wien, wovon ihm sein Bruder gesprochen, wohl aber in Weimar,

wo dann seine Maria eine Mutter hätte. Ach, alle diese Gedanken stürmen in ihm durcheinander. Von Vater und Mutter Herderin — er hatte dieser in ihren Geldbedrängnissen erst kürzlich eine sehr reelle Hülfe geleistet — erbittet er Rath und Trost. „Ich sinke im Geist an Ihren Hals mit heißen Thränen im Auge. Thun Sie an mir Gutes, was Sie können und an meiner unzertrennlichen Maria!"

Da hatte denn Herder nicht sowohl einen politischen als einen moralischen Rath zu geben, und Niemand war einen solchen zu geben befähigter als er. Gar herrlich bewährte sich das Vertrauen des Schweizers zu seinen innigst Geliebten, und gar herrlich auch die patriotische Gesinnung, die Verständigkeit, die Umsicht, die psychagogische Kunst, die treue Liebe des väterlichen Freundes. Am Tage des Empfanges von Müllers Brief antwortete Herder in der eingehendsten, bestimmtesten, beruhigendsten Weise. „Bleiben, lieber Müller, bleiben!" rief er dem Rathlosen zu. „Zuerst ist dies Ihre Bürgerpflicht; kein Bürger verläßt sein Vaterland; am wenigsten darf und soll es ein Schweizerbürger verlassen. Jetzt eben müssen Sie Sich, in Zeit der Gefahr oder Verwirrung des Vaterlandes, vorsichtig, fest und redlich als guter Bürger desselben zeigen, so viel an Ihnen ist, Rath ertheilen, Unglück verhüten, Alles zum Besten wenden. Jetzt entlaufen, wäre nicht nur ehrlos, sondern auch gesetzwidrig. Sokrates wollte sogar, da er ungerecht verurtheilt war, aus seinem Gefängniß nicht entweichen; wie viel weniger ein freier Bürger bei einer bloß drohenden und, wenn man sie als die größeste denkt, dennoch überstehlichen Gefahr, gerade in der Zeit, da das Vaterland ihn ruft, da es seine besten Kräfte, sein Vorbild, seine vorsichtig-kluge und heilsame Mitwirkung fordert! Wollte jetzt jeder Schweizer ans Fliehen denken, wo bliebe die Schweiz?" Und er begründet diesen Rath unter Berücksichtigung aller Umstände, unter Zurechtstellung aller von Müller in seiner Bedrängniß hingeworfenen Augenblicksgedanken. Wer emigrirt, das lehrt die Geschichte des Tages, der hat zwiefach verspielt. Wo wäre denn aber die Gefahr für den Bleibenden? für den zumal, dessen Beruf die Bildung der Jugend ist? Es ist das eben in Zeiten drohender Revolution sowohl der verpflichtendste wie der ungefährdetste Beruf. Thöricht vollends die Befürchtung, daß das Christenthum untergehen könne. Auch für seine äußeren Güter und sein Vermögen aber sorgt der Fliehende am schlechtesten. Wer wird ins Meer springen, wenn man vom Schiffbruch nur erst träumt? Oder, selbst das Aeußerste angenommen, Schaffhausen wäre in Campoformio an den Kaiser geschenkt, oder die kleine Republik müßte sich mit anderen kleinen Republiken zusammenschließen und sich nach französischem Muster metamorphosiren — in allen Lagen und unter allen Formen kann der rechtschaffene Bürger dem Vaterlande dienen, in keiner Lage, auch in Contribution gesetzt, darf er unvermeidlichen Opfern sich entziehen. Nichts also von Zurückziehung in eine Brüdergemeinde! Das Haus in Weimar stehe

dem Freunde allezeit offen — für jetzt jedoch sei auch davon nicht die Rede — „spera, mane et confide!“ —

So war der Inhalt eines ersten, fast gleichlautend der eines zweiten, wenige Tage späteren Briefes, der jenem nachgesandt wurde und der, größerer Vorsicht wegen, die Maske annahm, als ob es sich nicht um Müller, sondern um einen Dritten handle. Noch etwas aber enthielt dieser zweite Brief. Herder hatte denn doch für alle Fälle noch weiteren Rath in petto. „Sollten,“ so lautete die Nachschrift, „die Umstände individuell anders sein, so habe ich Ihrem Freunde von einem honorablen refugio etwas Anderes zu schreiben.“

Es war ein nahe liegender Gedanke, durch Müllers Anstellung an dem Weimarischen Gymnasium dem Freunde eine Zufluchtsstätte und zugleich dem Gymnasium eine vorzügliche Kraft zu sichern. Durch Goethes Vermittelung erlangte er leicht von dem Herzog die Zusicherung einer unbesoldeten Professur der Geschichte für Müller[1]). Wie verlockend war für ihn neben dem Vortheil, den das Gymnasium davon haben würde, die Aussicht, den Freund nach so vielen Jahren und nach manchem vergeblich geplanten Wiedersehen, in Weimar wieder umarmen zu können und ihn, der ihn mit der Liebe eines Sohnes verehrte, an seine Seite zu ziehen! Den Gedanken an sich und seine Interessen nichtsdestoweniger drängte er völlig zurück. Müller hatte sich verständiger Weise auf die beiden Briefe von Weimar hin und auf den gleichlautenden Rath seines Bruders fürs Erste zum Bleiben entschlossen. Ganz im Sinne von Herders Vorhaltungen dachte er, mitten unter aller Verwirrung an seinem Lehrstande festzuhalten und im Vertrauen auf die Vorsehung „tête baisée unter dem Regen durchzuziehen“. Aber wie war ihm trotzdem durch die Erlebnisse der jüngsten Wochen sein liebes Schaffhausen verleidet! Eine neue Ordnung der Dinge war durch die Bewilligung der Forderungen der Landschaft in Schaffhausen wie in den anderen Kantonen eingeführt. Widerwillig trug Müller seine roth-grün-schwarze Kokarde und mit nur zu gerechtfertigter Sorge sah er der weiteren Entwickelung der Dinge, dem Fortschritt der revolutionären Erschütterung, dem drohenden Einbruch der verhaßten Franzosen und den Schrecken eines Krieges mit ihnen entgegen, bei dem es sich um Sein und Nichtsein handeln müsse. Tröstlich immerhin war ihm unter diesen Umständen die ihm von Herder gezeigte Aussicht, im äußersten Fall eine Stätte zu haben, wohin er sich retten könne. Und eben nur für diesen äußersten Fall wollte dieser gesorgt haben. Auch als er ihm am 23. März officiös den herzoglichen Antrag übermittelte[2]), war der Refrain

---

[1]) Goethes darauf bezügliches Schreiben an Herder bei Stokar, S. 392, Anm. 80. Die undatirten Zeilen gehören mit Bestimmtheit in die zweite Hälfte des März.

[2]) Das officiöse Schreiben fehlt bei Gelzer, wo S. 273 nur der gleichzeitige Privatbrief mit dem falschen Datum des 25. März abgedruckt ist. Beiden muß der undatirte Brief, S. 276 ff. vorangestellt werden.

immer derselbe: nur für den etwanigen Nothfall einer zeitweiligen Entfernung vom Vaterlande und unbeschadet der Banden und Pflichten, die ihn als einen echten Schweizer an dasselbe fesselten! „Machen Sie von dem Antrag den besten Gebrauch, jedoch mit Ueberlegung und Vernunft.“ Die eigentliche Meinung des treuen Rathgebers und Nothhelfers war nicht mißzuverstehen.

Er sollte die Genugthuung haben, daß seine Hoffnungen und Wünsche für Müller in ungeahnter Weise in Erfüllung gingen. Durch den weiteren Gang der Ereignisse war inzwischen die vorsorgende Anerbietung überflüssig, der Antrag gegenstandslos geworden. Derselbe Mann, der nur eben so zaghaft und ängstlich in die stürmisch aufgeregten Wogen hinausgeschaut, der sich selbst das Zeugniß ausgestellt hatte, daß seine Kraft mehr im Passiven als Activen liege, der den Gedanken, daß er unter dem neuen System Staatsstellen haben könne, weit von sich gewiesen hatte, war plötzlich, ohne sein Zuthun, auf Grund des Vertrauens, das seine Mitbürger in seine Einsicht und seinen Charakter setzten, mitten in die politische Action hineingezogen worden. Von den Wahlmännern vom Lande war er trotz seines Sträubens einhellig zu ihrem ersten Repräsentanten in die am 17. März zusammentretende Nationalversammlung, die provisorische Regierung des Kantons, gewählt worden, um demnächst seinen Wirkungskreis in dem Kirchen- und Schuldepartement angewiesen zu erhalten. Mit Jubel empfing Herder, der seine patriotische Liebe zur Schweiz nie verhehlt hatte und jetzt den besten Glauben an eine freiere Entwickelung ihrer republikanischen Verfassung hatte, die Kunde von dieser Verwandlung. Wie als ob ihm selbst vergönnt wäre, die frische Luft öffentlicher Thätigkeit zu athmen und den Staub des Gelehrtenlebens von sich abzuschütteln, beglückwünscht er den neuen Bürger-Repräsentanten, ermuntert ihn, stellt ihm seinen Rath über die Einrichtung des Erziehungswesens in Aussicht. „Nicht leicht,“ schreibt er, „ist mir eine Nachricht angenehmer gewesen; ich kann mich für Freude nicht fassen. O was können Sie Ihrem lieben Vaterlande werden, werden auf Jahrhunderte in wenigen Wochen! — Ich danke Gott, daß meine Hoffnungen an Ihnen so glücklich, selbst über alles Hoffen so glücklich erfüllt sind! — O lieber Müller, danken Sie auf den Knieen Gott, daß er Sie durch diesen Schritt so unvermuthet, so rasch von der Furcht erlöst hat. Furcht war Ihr ärgster Feind; durch edle Thätigkeit und ein schönes Zutrauen Anderer wird er am glücklichsten überwunden. Alea jacta est. Wer seine Hand an den Pflug legt ꝛc. Ihr Vaterland, Vaterland sei jetzt Ihr einziger segensreicher Gedanke, und tausend Glück sei mit Ihnen!“

So leicht und glücklich jedoch, wie sich Herder die neue Laufbahn seines Schützlings gedacht hatte, sollte dieselbe nicht sein. Die Tage der provisorischen Regierung waren gezählt; die neue Verfassung war kaum eingeführt, als sie, so wollte es das mächtige Frankreich, durch die Errichtung der Einen und untheilbaren helvetischen Republik hinweggespült wurde. Gut oder übel mußte Müller seine politische Rolle in immer anderen Verwandlungen weiterspielen.

Er mußte sich zum Mitgliede der neu errichteten Verwaltungskammer des Kantons wählen, er mußte sich zum Vice- und Unterstatthalter pressen lassen und hatte in diesen Stellungen eine Ueberlast von Geschäften auf seinen Schultern, reiche Gelegenheit zugleich, seinen Mitbürgern zu nützen, die Rechte und Interessen seiner Vaterstadt gegen die revolutionäre Centralbehörde zu vertheidigen. Jeder neue Brief, der aus Schaffhausen in Weimar eintraf, entrollte ein neues Bild der dortigen Zustände und der dadurch bedingten neuen Aufgaben Müllers. Unmöglich, aus so weiter Ferne dem Freunde im Einzelnen rathend zur Seite zu stehen: — der Rath wäre unbrauchbar gewesen, wenn er ankam. Nur um so mehr aber folgen beide Herders mit ununterbrochener Theilnahme im Ganzen und Großen den Unruhen, den patriotischen Bekümmernissen, den Hoffnungen, den Anstrengungen, den Erfolgen des wackeren Schweizers. Sorgend, vorbittend und vor Allem ermunternd begleitet ihn Herder auf seinem schwierigen und prüfungsreichen Wege. Ihn mit seinen Gedanken und Rathschlägen, selbst da, wo es sich um Erziehungseinrichtungen handelt, zu kreuzen, lehnt er ausdrücklich ab: „Sie müssen ans Werk; aus der Lage der Sache, aus Bedürfnissen nach Zeit, Ort und nächster Ansicht, aus einem lebendigen Keim muß die Pflanze entspringen und ihr nichts Fremdes aufgeheftet werden." Dagegen ist er unermüdlich, ihm das macte virtute! zuzurufen. Wieder einmal zeigt es sich, daß Rath und Zusprache an Andere seine Stärke ist. Alle seine Jugendlichkeit kömmt ihm wieder, und gerade der Zaghaftigkeit des Freundes gegenüber hebt sich seine Zuversicht aufs Höchste. „Guten Muth," so schreibt er dem neuen Vice-Statthalter, „Geduld und Hoffnung zum freundlichen Gruß! Dauern Sie aus, stehen Sie standhaft auf Ihrer Pflicht, in Ihrem Werk; dienen Sie Ihrem Vaterlande mit Rath und That; Gott wird es segnen. Nie noch ist ein Volk untergegangen, das sich mit Vorsicht und Klugheit edel betrug, standhaft war und auszuharren wußte." Und er weiß, daß dieser Zuspruch auf guten Boden fällt. Sein Zutrauen zu dem bescheidenen, für die öffentliche Thätigkeit in der Stille des Erziehungsberufs gebildeten Mann ist ein vollkommenes. Obenauf in dem Interesse, das er an all' den wechselnden Nachrichten über die Schweizer Hergänge nimmt, steht zuletzt immer die Freude an der glücklichen Wendung, die mit dem Lebensgange die Charakterentwickelung des einst so kleinmüthigen, schwankenden, hypochondrisch mit sich selbst beschäftigten Jünglings genommen hatte. Er spricht das gegen ihn selbst, er spricht es ebenso gegen Müllers Bruder aus. „Das Zutrauen, dasman Ihr meiem Bruder, nem innig geliebten Freunde, erwiesen, ist mir Balsam gewesen. Es hat ihn auf einmal aus seiner Furcht, die sehr natürlich in seiner Lage war, gerissen und ihm eine Männlichkeit gegeben, die auf sein ganzes Leben eine gute Wirkung haben muß. Wenn der Himmel ihm seine Gesundheit erhält und stärkt, wird er für Schaffhausen viel Gutes thun, so viel sich nämlich thun läßt; denn an Vorsichtigkeit und Bescheidenheit

kann und wird es ihm nach seinem Charakter nie fehlen. Er ist als Bruder meinem Herzen nah, und seine jetzige Situation fühle ich als die meinige."

So erlebte und theilte er denn mit ihm auch den härtesten Schmerz, der Müller treffen konnte, als ihm, dem Kinderlosen, ein talentvoller und geliebter Adoptivsohn, den er sich zur Freude und zum Freunde erzogen hatte, im Sommer 1798 durch die Wellen des Rheins entrissen wurde. „Das weichste Kissen," schrieb Herder mitfühlend an Johannes Müller, „ward ihm entzogen, worauf sein Geist ruhte;" ihn selbst aber verwies er auf die heilende Kraft, die in der Thätigkeit liege — nicht ohne zugleich ein Wort fallen zu lassen, daß auch er über so manchen versunkenen Hoffnungen, „ertrunkenen Plänen" sich einsam fühle. An Stoff zur Thätigkeit, wie verschieden derselbe auch war, fehlte es keinem von Beiden. Eben jetzt hatte Herder sich mit einer fast grimmigen Arbeitslust auf die Kantsche Philosophie gestürzt, während der Unterstatthalter in einer Fluth von weltlichen Geschäften stand, mit Freude, wie er schreibt, „ohn' einige Ruhm- oder Ausdehnungsbegierde" ganz auf seine kleine Stadt beschränkt und nur zuweilen einen bedauernden Rückblick auf das verlassene Feld seiner Gelehrtenthätigkeit werfend. Aber Herder redete ihm tüchtig zu, daß er es sich nicht leid sein lassen dürfe, daß sein innerer Mensch einige Zeit schlafe und der äußere wirken müsse. Er möge die Litteratur einstweilen an den Nagel hängen und thun was seines Amtes sei. „Sie stehen," mit diesen Worten schickte er ihm im Frühjahr 99 die inzwischen fertig gewordene Metakritik, „auf einem ernsteren Schauplatz und sehen dergleichen Dinge nothwendig anders an."

Sehr ernst in der That war es auf diesem Schauplatz zugegangen. Nach dem Siege des Erzherzogs Karl über Jourdan bei Stockach hatten Franzosen und Oesterreicher um den Besitz von Schaffhausen gekämpft. Schon vorher war es Müller gelungen, seine Demission als Unterstatthalter zu erlangen und sich so dem revolutionären Druck des helvetischen Directoriums auf den Kanton zu entziehen. Dann waren die Oesterreicher die Herren in Schaffhausen geworden, Müller hatte wenigstens seine Stelle in der Verwaltungskammer beibehalten müssen und hatte bei der alsbald vorgenommenen Umwandlung der Verfassung kräftig, ja Ausschlag gebend mitgewirkt. Bei dem nunmehrigen Erscheinen der Russen jedoch und der verhängnißvollen Uneinigkeit zwischen ihnen und der österreichischen Heeresleitung, vollends nach dem französischen Siege über die Russen bei Zürich, gestaltete sich die Lage von Müllers Vaterstadt so hoffnungslos, daß ihm der Gedanke, den politischen Geschäften zu entsagen in den geistlichen Stand zurückzukehren und neben seiner öffentlichen und privaten Lehrthätigkeit nur durch historische und patriotische Schriftstellerei sich nützlich zu machen, immer näher trat; ja, als im October 99 die Noth und Gefahr aufs Höchste gestiegen war, hatte er ernstliche Anstalt getroffen, das unglückliche Land nun doch zu verlassen und bei den Freunden in Thüringen Zuflucht zu suchen. Abermals indeß mahnte Herder den schon selbst wieder

besser Berathenen, zu harren und nicht zu wanken. „Nur zu bleiben bei seinem Feuer und Heerd, als Schildwache, wie wir von der Vorsehung gestellt sind, oder als Arbeiter, das ist die Losung." Und Müllers Klagen, daß es ihm nicht habe gelingen wollen, angesichts zweier großer einander unmittelbar gegenüberstehender Armeen etwas Zusammenhängendes zu arbeiten, schlägt er mit frischem Zuspruch nieder. „Was schadet's Ihnen," schreibt er, er, der seinerseits ganz auf litterarische Thätigkeit beschränkt war, er, der eben in der Fortsetzung des Kampfes gegen Kant in so anderer Weise gleichfalls eine Pflicht zu erfüllen meinte, — „was schadet's Ihnen, daß Sie jetzt nicht litterarisch zusammenhängend arbeiten können? Ihnen, in Ihren Jahren, unter Ihren Umständen? Das compensirt sich trefflich und bald. Alles litterarische Fortwirken ruht jetzt; Niemand liest besonnen; alle Augen und Ohren sind auf wirkliche Dinge der Zeit gerichtet; das Uebrige ist Schatten und Traum. — — Danken Sie Gott für den Sabbat, den er Ihnen bescheert hat, und freuen Sich dessen, was Sie überlebt und erfahren haben, mit einem Vorgefühl Ihrer Verjüngung zu anderen Pflichten und Geschäften. Von Ihrem perfer et obdura haben Sie schon viel Früchte gesammelt, andere reifen. Die Zukunft überlassen wir Gott."

Noch einmal hatte dann Herder im Sommer und Herbst 1800 den Freund über die große Frage des Auswanderns oder Ausharrens zu berathen. Unter der seit dem Mai 1800 wiederhergestellten Herrschaft der Franzosen und der helvetischen Verfassung nämlich war es Müller zwar gelungen, sich aus jedem unmittelbaren Antheil an der Politik „herauszukämpfen"; nur unter der Hand und ohne Titel fuhr er fort, für die Kirchen- und Erziehungssachen sowie an der Spitze einer zur Abhülfe des herrschenden Nothstandes zusammengetretenen Hülfsgesellschaft thätig zu sein: aber mit immer wachsendem Unmuth erfüllte ihn das rechtlose Gebahren, der revolutionäre Geist und die Tyrannei einer Regierung, für deren Bestehen er doch, in Ermangelung eines Besseren, mit einzutreten nicht umhin konnte. Da war es denn eine starke Verlockung für ihn, als ihm die Aussicht auf eine Berufung zu einer Lehrstelle in Eutin, später die bestimmte Anfrage wegen einer Professur in Kiel zuging. Herders darüber an ihn gerichtete Briefe waren diesmal mehr erwägender als unbedingt entscheidender Art. Von Eutin, als nur erst gerüchtweise davon die Rede war, hatte er mit allem Nachdruck, mit neuen Gründen und mit dem alten Grunde abgemahnt, daß ein thätiger Bürger seinem Vaterlande nicht entlaufen dürfe. In etwas anderem Lichte erschien ihm der Ruf nach Kiel. Er sah in Dänemark den bestregierten Staat Europas, in dessen König den „friedbilligsten" der Könige. Lebhaft stellte er sich daher einen Augenblick vor, wie unvergleichlich nützlich dort Müller mit dem, worin gerade seine Stärke liege, mit dem Vortrag bildender, Menschen, Bürger, Männer bildender Geschichte werde wirken können; viel besser „als durch Metakritiken und Kalligonen" — so sagt er mit vergleichendem Hinblick auf die jüngste Episode

seiner eigenen Schriftstellerei — könnten dadurch die Sophistereien der gegenwärtigen Zeit ausgerottet oder geschwächt werden. Bald doch überwog sein erstes Gefühl. Als er demnächst auf einen Brief des Grafen Christian von Stolberg dem Freunde direct die Frage wegen Kiel vorzulegen hatte, da war seine Meinung nicht nur, daß sich Müller auf alle Fälle die Rückkehr in sein Vaterland offen halten müsse, sondern die Summe seiner Berathschlagungen lief in die Erklärung aus: „wenn ich an Ihrer Stelle, bliebe ich Schaffhusner, würde kein Kieler Professor". Freude und Genugthuung war es ihm, daß Müller zu derselben Entscheidung gelangte, seiner Entscheidung, bei der er stehen blieb, auch als ein Jahr später der Antrag wegen Kiel sich erneuerte.

Seltener und seltener wurden in diesen letzten Jahren Herders eigenhändige Briefe an Müller; für gewöhnlich mußte ihn sein weiblicher Geheimsecretär vertreten. Getreulich berichtete Müller nach Weimar von den nicht enden wollenden Wirren seiner Heimath, von seinen Befürchtungen über das Endschicksal der Schweiz, seinen jetzt nur den inneren Angelegenheiten der Vaterstadt gewidmeten Arbeiten, seinen immer wieder erwachenden und immer wieder vereitelten Plänen, sich zurückzuziehen und wieder Geistlicher zu werden. Er mußte sich genügen lassen, in den Antwortsbriefen aus Weimar ein allgemeines Echo seiner patriotischen Gesinnung, den Ausdruck wohlgemeinter Hoffnungen und Vertröstungen oder entsprechender Befürchtungen darüber zu finden, daß die Zukunft Deutschlands vielleicht dunkler sei als die gegenwärtigen Leiden der Schweiz. „Ihr habt Euren Theil empfangen; unsere Rechnung steht uns bevor, quo lentior eo gravior." Eine etwas eingehendere politische Auslassung Herders — es war sein letzter Brief an Müller — erfolgte nur einmal noch, als im October 1802 nach dem Abzug der Franzosen, Dank den Bemühungen des wackeren Reding, der Sturz der helvetischen Verfassung, und, durch das Eingreifen Bonapartes, der Abschluß der Revolution bevorstand. Alsbald war da auch Müller wieder in die eigentlich politische Action eingetreten; nur noch einen recht wichtigen Dienst wünschte er jetzt seinem Vaterlande zur Festsetzung von dessen Verfassung thun zu können, um, so hoffte er, dann auf immer von der Politik Abschied zu nehmen. In dieser Lage und Stimmung hatte er sich Herders Meinung dringend erbeten, und dieser zögerte nicht, angesichts der eben erschienenen Proclamation Bonapartes über die Neuordnung der Schweizer Verhältnisse, zu sagen was sich von seinem Standpunkte aus, ohne Kenntniß der Dinge und Personen „ins Blinde und Blaue", wie er selbst schreibt, sagen ließ. Vielleicht, meint er, hätten die Schweizer sich längst, ehe ihnen, wie jetzt, das Messer an die Kehle gesetzt worden, in einem geist- und herzvollen Aufruf an Bonaparte wenden sollen. Er empfiehlt, neben der französischen preußische und russische Mediation anzusuchen. Daß die französische Schweiz ein Annex von Frankreich werden würde, habe ihm sein Geist von Anfang an gesagt. Sein Wunsch, sein zuversichtlicher Wunsch ist, daß die deutsche ihre Selbständigkeit rette.

Dieser politische war, wie gesagt, sein letzter Brief an Müller. Als dann dieser im folgenden Frühjahr in die Regierungscommission ernannt wurde, welche für Schaffhausen die Einführung der neuen Mediationsverfassung zu überwachen hatte, so ließ es Caroline an einem glückwünschenden Zuruf nicht fehlen. Jene Ernennung war nur der Anfang einer durch mehrere Jahre hindurch eifrig und segensreich unter den nun so viel günstigeren Verhältnissen fortgeführten staatsmännischen Thätigkeit. Auch als Politiker — Alles in Allem — erfüllte Müller reichlich die Erwartungen seines ehemaligen Lehrers. Von dessen einzelnen Ansichten und Rathschlägen hatte er sich, wie nicht anders möglich, hier noch viel mehr als in theologischen Dingen emancipirt: hier wie dort machte er dem Geiste, der ernst sittlichen, pflichtenfrohen Gesinnung des Lehrers Ehre.

Wie ihn aber nur die Verhältnisse zum Politiker gemacht hatten und was es ihn kostete, sich im Streit der Parteien mit seiner weichen Natur, im Gewirr der Leidenschaften mit seinem reinen, das Gemeine scheuenden Sinn bei gutem Muth zu erhalten, so hatte er in all' dieser Zeit jede Pause der ihm aufgezwungenen staatsmännischen Thätigkeit für seine erzieherischen, seine schriftstellerischen Arbeiten benutzt. Jene „bildende Geschichte", die ihm Herder als sein Lieblingsstudium bezeichnete und ihm als seine eigentliche Aufgabe zuwies, hatte er nicht zwar vom Universitätskatheder, aber in Schriften zu lehren sich angelegen sein lassen. Schon beim Annahen des Sturms und in der Voraussicht, daß Bürgertugend bald hoch im Preise stehen werde, im Sommer des Jahres 1797, hatte er seine „Briefe über das Studium der Wissenschaften, besonders der Geschichte" geschrieben, Briefe, an einen jungen Schweizer gerichtet, der sich den Staatsgeschäften widmen wolle, ein Buch, das dann erst im April des folgenden Jahres erschienen war, als der erste Act der Tragödie sich bereits abgespielt hatte und der Schriftsteller zum Mitspielenden geworden war. Auf Anregung seines Bruders hatte er dann im Sommer 1800, nachdem ihm in der Zwischenzeit die mannigfachsten litterarischen Pläne theils patriotisch-historischen, theils theologischen Inhalts durch den Kopf gegangen waren, — er hatte „unterwährend dem Trommeln und Teufelslärm" ein Büchlein verfaßt, welches, anknüpfend an ein Wort Franz' I., eine Parallele zwischen Reformation und Revolution zog. Das Kleid des Geistlichen hatte er mit dem weltlichen vertauscht: ununterbrochen nichtsdestoweniger beschäftigten ihn die großen religiösen Fragen, die für ihn in lebendigem Zusammenhang mit den Fragen der äußeren Lebensgestaltung, mit dem Interesse der Erziehung und Humanisirung der Völker, seines Volkes zunächst und seiner Mitbürger standen. So schrieb er, durchaus in Herderschem Geiste, nach wiederholter Umarbeitung, im Herbst 1800 und Frühjahr 1801 seinen „Theophil, Unterhaltungen über die christliche Religion mit Jünglingen von reiferem Alter", zugleich ein Glaubensbekenntniß und zugleich eine pädagogisch-patriotische Schrift, „einen Versuch", wie er sich darüber gegen Herder ausspricht,

„die Köpfe unserer Geistlichen über das aufzuklären, was sie und wie sie von der christlichen Religion halten sollen“. Alle diese Schriften, auch kleinere Gelegenheitsreden und politische Flugblätter waren zu Herder geflogen und hatten bei diesem, der es an reichlichen Gegengaben nicht fehlen ließ, die günstigste, zum Theil enthusiastische Aufnahme gefunden. Die letzte Muße zwischen den Stürmen des Winters von 1802 bis 1803 und zwischen den sich nun neu aufdrängenden politischen Geschäften hatte der fleißige Mann endlich an einen Zweiten Band seiner „Serena“ und vor Allem an jenes größere Werk gewandt, über das er schon vor Jahren so viel und neuerdings wieder mit Herder verhandelt hatte. Wenigstens den Ersten Band der „Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen für Jünglinge nach den Bedürfnissen unseres Zeitalters“, in welchem der Verfasser noch einmal, zum letzten Mal, wie er meinte, „sein Herz über politische Sachen hatte leeren müssen“, kam Herder noch zu Gesicht, — ein neues, ja das schönste Zeugniß der Reife, zu der sich in der Schule thätiger Erfahrung der historische Geist des Schriftstellers durchgebildet hatte.

Diese Reife hatte Herder auch an den übrigen Schriften dieser Jahre zu rühmen gefunden. Am freudigsten hatte er die „Briefe über die Wissenschaften“ als das Buch begrüßt, mit welchem Müller gleichsam seinen Eintritt in die Sphäre öffentlichen Wirkens bezeichnete. Er hatte ihm brieflich und unmittelbar danach auch öffentlich seinen Beifall darüber bezeugt [1]). Wie eine Summe seines Urtheils über und seiner Gesinnungen für den nun reif gewordenen, ihm in jedem Betracht so nahe stehenden Freund klingt das Lob, das er der biederen Schweizertreue, dem weiten historischen Blick, der liebenswürdigen Innigkeit und andringenden Sanftmuth des Autors ertheilt. „Möge dem Verfasser, der nach dem Wahlspruch seines Titels de republica bene dixit, bei der jetzigen Umbildung seines Vaterlandes auch Gelegenheit zu dem höheren Schönen werden, reipublicae bene facere. Dann hätte er sich durch eine vieljährige stille Bildung in Kenntnissen und Grundsätzen dieser Art zur edelsten Nutzbarkeit, wie durch eine höhere Bestimmung, bereitet“ — mit diesen den vertrauten brieflichen Zumunterungen an den Freund gleichlautenden Worten beschließt er seine Anzeige.

Sie war in einer Zeitschrift zu lesen, in welcher Herder seit Jahresfrist seine Urtheile über neue litterarische Erscheinungen niederzulegen eine erwünschte Gelegenheit gefunden hatte, — in den Erfurter Gelehrten Nachrichten.

Vier Jahre hindurch ist er, der sich in Weimar — abgesehen von wenigen Anzeigen und Bücherbesprechungen im Merkur — jeder Recensententhätigkeit enthalten hatte, ein ziemlich eifriger Mitarbeiter jener Zeitschrift ge-

---

[1]) S. Gelzer, S. 279. 280. Auch gegen Gleim rühmt Caroline das Buch 29. Juni 98, C, I, 243.

wesen. Unmittelbar nach der Beendigung der Humanitätsbriefe tritt er während der Abfassung der letzten beiden Christlichen Schriften in diese Thätigkeit ein; er läßt sie so gut wie gänzlich ruhen während der athemlosen Arbeit an der Metakritik und Kalligone, um dann im Herbst 1800 noch einmal mit einer Reihe von Beiträgen einzugreifen. So fällt der Beginn dieser Thätigkeit mit der entschiedenen Lossagung von Goethe und Schiller zusammen und läuft dem Gegenstreben gegen die Richtung dieser Beiden und ihres Anhangs sowie dem offenen Auftreten gegen die Kantsche Philosophie parallel zur Seite. Auch sie dient dazu, diese zwiefache Gegnerschaft zum Ausdruck zu bringen. Zugleich aber ist sie der demonstrative Ausdruck feindseliger Parteinahme gegen die Universität Jena, die Burg des Kantianismus, und gegen die Jenaer Litteraturzeitung, die Verbündete der neuen Philosophie, die Tonangeberin der öffentlichen Meinung in Sachen der zeitgenössischen Litteratur.

Alle die üble Laune in der That, die er aus sachlichen und persönlichen Gründen von lange her, unbeschadet des Respects vor der historischen Bedeutung der Universitäten, gegen das dermalige Universitätswesen hegte, hatte sich mehr und mehr in der Abneigung gegen die ihm nächste Universität, die unter der Leitung des mit Goethes Grundsätzen übereinstimmenden Voigt zur Pflegestätte der kritischen Philosophie geworden war, concentrirt. In Jena leben hieß ihm in einem „Pfuhl" leben. An die Landesuniversität dachte er in erster Linie, wenn er die Universitäten insgesammt „Unformen" und „babylonische Thiere aus älteren Zeiten" nannte. Hier schien ihm durch das Wirken Fichtes die „freche Willkür und der Rottgeist", jener Geist, gegen den sein Gutachten über Errichtung einer Selecta und seine antikantischen Schriften eiferten, den höchsten Gipfel erreicht zu haben, und nicht ohne Genugthuung sah er, wie die Universität, wo nach Fichtes Entfernung „fünf junge Schreier" die Transscendentalphilosophie lasen, in Abnahme kam [1]). Mit nicht geringerer Unzufriedenheit erfüllte ihn der Zustand der deutschen Kritik, und wiederum war es das große Jenaer Recensirinstitut, auf welches er jetzt all' den Haß übertrug, mit dem er früher die Allgemeine Deutsche Bibliothek gehaßt hatte. Auch dabei mischten sich mit den sachlichen persönliche Gründe. Seine Klagen über die eisige Kälte des Publicums, über den Mangel eines wohlthuenden Widerhalls sind häufig, und er unterläßt es nicht, die Freunde, nah und fern, zu Besprechungen seiner Werke aufzubieten. Die Jenaer Litteraturzeitung hatte die ersten beiden Bände der Humanitätsbriefe sehr anerkennend, die Terpsichore in einer Recension besprochen, die geradezu ein Meisterstück eingehender, congenialer Beurtheilung war. Verlorene Liebesmühe! Auf den älteren Blättern dieser Zeitschrift hatten die bösen Kantschen Recensionen über die „Ideen", in dem Intelligenzblatt eines neueren Jahrgangs hatte der grobe Aufsatz von Wolf gestanden. Von ihrer Geburtsstunde an sah daher Herder

---

[1]) An G. Müller, bei Gelzer, S. 294; an Knebel, Nachlaß II, 287. 289.

in der Schützischen Zeitung seinen persönlichen Feind, der ihm, wenn er sich vor Gemüthsaufregung schützen wollte, nicht unter die Augen kommen durfte[1]). Er las das Blatt nicht, aber er verlangte, daß es von ihm schreiben solle. „Die Litteraturzeitung," klagt er gegen Eichhorn, indem er sich dessen Stimme für seine jüngsten Theologica erbittet, „zeigt keine meiner Schriften an. Der Dritte Theil der Ideen, die Briefe der Humanität außer den zwei ersten Sammlungen sind alle noch rückständig, dagegen jeder Wisch ihres Anhangs brühwarm aufgetragen wird." Ja, im größten Widerspruch mit diesem Verlangen nach Berücksichtigung, hatte er im Achten Bande der Humanitätsbriefe wiederholt seine Verachtung gegen das übliche Recensionswesen bezeugt. Er hatte die Buchdruckerei beschuldigt, daß durch sie die Kritik feil geworden und daher ihr Ansehen dergestalt verloren habe, daß ihre Fascen so wenig mehr als ihre Lorbeeren gölten. Bei den Deutschen, hatte er an einer anderen Stelle gesagt, sei Kritik eine verpachtete Bude, eine verachtete Lästerschule; namenlose Lictoren säßen auf den Richterstühlen des Geschmacks, und gutmüthig dulde die Nation öffentlich falsches Maaß und Gewicht des Urtheils. Worauf das Alles ziele, das war endlich im 105. Briefe zum Greifen deutlich geworden. In einer Uebersicht über die Entwickelung der Kritik bei den Deutschen waren da zunächst die Göttinger Gelehrten Anzeigen, die sich dem Verfasser bisher stets freundlich bezeigt hatten, als ein unter dem Schutz einer Societät der Wissenschaften stehendes Institut, als ein „kenntnißgebendes Orakel der Wissenschaft" gepriesen worden; ehrenvoll war darauf der Nicolaischen Briefe über den Zustand der schönen Wissenschaften, der Weißeschen Bibliothek und der Litteraturbriefe Erwähnung geschehen. Und nun nach dem Lichte der Schatten, nach dem wohlberechneten Lobe der scharf gezielte Angriff voll Gift und Verachtung. „Was nach diesen Zeiten geschehen sei," fährt der Verfasser fort, „weiß ich nicht, da ich außer einem kleinen Blatt gewöhnlich kein kritisches deutsches Journal lese[2]). Vernommen habe ich, daß man seitdem Alles umfasset und dazu aus allen Ecken Kunstrichter versammelt habe; wie sie gerichtet haben, wie sie richten und richten werden, ist mir völlig fremde." Völlig fremde — und doch charakterisirt oder schilt er vielmehr in den nächsten Zeilen diese neuen kritischen Anstalten als „anonymische Becken-Stuben", in denen unbärtige Jünglinge ihren Lehrern das Kinn rasiren, um doch auch an ihnen berühmt zu werden, aus denen denn aber jeder honette Mann, wenn er sehe, wie dort seinem Nachbar geschehen, sich allmählich zurückziehen werde.

Man sieht, der Hauptvorwurf, den er hier und in ähnlich gröblicher Weise gegen den Schluß der folgenden Humanitäts-Sammlung wider die „schmähenden Jahres- und Monatsbuden" erhebt, ist der der Anonymität. Niemand hatte in diesem Punkte in jungen Jahren, verführt von der gelten-

---

[1]) Böttiger, Litt. Zustände I, 111. 124.

[2]) Vgl. Caroline an Gleim 5. Aug. 96, C, I, 211.

den Sitte, so stark gesündigt wie der Verfasser der Fragmente und der Kritischen Wälder; ja, eine gewisse Neigung zum Versteckenspielen, wäre es auch nur als zu einer Form der Einkleidung, hatte er beständig beibehalten. Im Princip hatte er nach so mancher selbstgemachten Erfahrung seine Ansicht längst und vollständig geändert. Schon in der Lobschrift auf Winckelmann war er gegen die „anonymen und ewig namenlosen“ Journalkritiker, die „Kunstrichter unter der Schwelle“ ausgefallen. Da, wo er in der Preisschrift über den Einfluß der Regierung dem Staate weitgreifende censorische Befugnisse gegen den Mißbrauch der Wissenschaften zugesprochen hatte, war er mit der Forderung aufgetreten, daß „insonderheit die Kritik, das eigentliche Afterreden hinter Werken, dabei man selbst nichts wirket, nie namenlos erscheinen dürfe“. Bei jeder Gelegenheit, wie z. B. da, wo er in den Theologischen Briefen dem jungen Theologen das eine und andere Werk charakterisirt, wirft er Seitenblicke voll Haß auf die anonymen Recensenten, die „wohlbestallten Afterredner hinter Werken um die Gebühr“. Er hatte endlich in der Fünften Sammlung der Humanitätsbriefe, in der Abhandlung über Publicum und Vaterland, die Forderung jener Preisschrift ausdrücklich wieder aufgenommen. In aller Art von Schriften, Recensionen fremder Bücher nicht ausgenommen, habe jeder Schriftsteller sich zu nennen, müsse Anonymität schlechterdings „für Hinterlist, Schimpf, niedriges Gewerbe und Feigheit gelten“ [1]).

Erst im November der Allgemeinen Litteraturzeitung vom Jahre 1798 vertheidigte sich der Herausgeber derselben in einer übrigens durchaus anerkennenden Recension gegen die „inhumanen“ Angriffe des Humanitätslehrers, indem er sich für das „wohlhergebrachte Recht der Anonymität“ unter Anderm auf die Autorität Lessings berief [2]). An einer anderen Stelle jedoch hatten die Herderschen Ausführungen einen anderen Eindruck gemacht [3]). Mit Ende des Jahres 1796 hatte der bisherige Verleger der unter Aufsicht der Kurmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften herausgegebenen Erfurtischen Gelehrten Zeitung den Verlag derselben aufgegeben. Auf des Coadjutors Dalberg Betrieb übernahm es die Akademie selbst, die Zeitung unter dem Titel „Nachrichten von gelehrten Sachen“ nach einem neuen Plane mit verjüngten Kräften fortzuführen. Unausgesprochen war es die Absicht, der Alleinherr-

---

[1]) Denkmal Joh. Winckelmanns, herausg. von Duncker, S. 33; Theol. Briefe (erste Aufl.) I, 35; Vom Einfluß 2c., S. 88; Humanitätsbriefe V, 115; VIII, 60. 134. 161; IX, 169. Von verwandten späteren Aeußerungen gehört hieher noch die starke Stelle gegen die „Factoren eines mercantilischen Instituts“ Kallig. II, 267, die gleich heftige Adr. IV, 2, 350 ff. und VI, 2, 191.

[2]) Nr. 345 und 346, S. 405 ff. und S. 409 ff. Ueber die Aufnahme, welche die ihm von Schütz zugesandte Recension bei Herder fand, vgl. Böttiger, Litt. Zustände I, 123 ff. und Herder an Jacobi 10. Dec. 98, A, II, 318 Anm.

[3]) Vgl. zum Folgenden den Suphanschen Schlußbericht zu Bd. XIX u. XX, S. 392 ff.

schaft der Jenaischen Litteraturzeitung und der in ihr das Wort führenden Kantschen Schule sich entgegenzustellen. Es mochte Dalberg, den Protector der Akademie, gelüsten, sich und seiner Akademie ein Verdienst und ein Lob zu erwerben, wie es Haller und den Göttingern von Herder zugesprochen worden war. Ein eifriger Leser und warmer Bewunderer der Humanitätsbriefe[1]) war er in des Verfassers Gesichtspunkte eingegangen: der Versuch sollte gemacht werden, „dem Uebel, das aus einer leichtsinnigen, chikanirenden und beleidigenden Recensentensprache entspringe", dem Unrecht, das den Schriftstellern und dem Publicum durch oberflächliche und parteiische Urtheile zugefügt werde, dadurch vorzubeugen, daß jeder Recensent „mit offenherziger wohlmeinender Freimüthigkeit durch seines Namens Unterschrift sich zu seinen bescheiden geäußerten Urtheilen bekenne". Dies in der Ankündigung der beiden bevollmächtigten Herausgeber entwickelte, durch ein Votum von Dalberg selbst ausführlich motivirte, den neuen Jahrgang eröffnende Programm[2]) war so durchaus im Sinne Herders, daß auf dessen Mitwirkung sicher gerechnet werden durfte. Es scheint, daß Dalberg ausdrücklich für dieselbe gutgesagt hatte[3]). Hätte es noch eines Pfandes bedurft, so empfing Herder ein solches durch die über alles Verhältniß umfangreiche Gebhardsche Recension seiner Schrift „Vom Erlöser", welche der katholische Recensent die beste, vollkommenste nannte, die bisher über den Lehrer und die Lehre des Christenthums geschrieben worden sei[4]). So viel Entgegenkommen, so viel Liebenswürdigkeit war nicht zurückzuweisen. Wie er die am 12. Februar 1797 von Professor Herrmann unter Zusendung der bisher erschienenen Nummern an ihn gerichtete Aufforderung zur Mitarbeit aufnahm, sagt uns ein nur vier Tage später geschriebener Brief Carolinens an G. Müller, in welchem sie diesem die Verbreitung der neuen Zeitung als eines Gegengewichts gegen das „niederträchtige parteiische Vehmgericht", die Jenaer „litterarische Klatschbude" ans Herz legt[5]). Er war auch sonst bemüht, der Zeitung Anhänger und Mitarbeiter zu werben[6]). Die Nummer vom 8. Mai 97 brachte über die Gedichte der Karsch seine erste Recension. Eine Note des einen der beiden Herausgeber enthielt ein Compliment für den Recensenten. Die Erfurter wußten, daß sie an dem berühmten Namen desselben ihre beste Eroberung gemacht hatten.

---

[1]) Dalberg an Herder, C, III, 260 ff. Nr, 16, 17 und 19.

[2]) „Ankündigung" in Nr. 1 und 2 der Erf. Gel. Nachr.

[3]) Nach dem sogleich zu erwähnenden Brief Herrmanns an Herder.

[4]) Die Recension erstreckt sich durch drei Nummern der Zeitung vom 25. Jan. bis 6. Febr. Der Erste Band der „Ideen" und die ersten beiden Sammlungen der Zerstr. Bll. waren übrigens schon in Jahrg. 1784 und 1786 der Erf. Gel. Ztg. besprochen worden.

[5]) Handschriftlich 16. Febr. 97.

[6]) An Knebel 23. Nov. 98, Litt. Nachl. II, 277, vgl. Gleim an Herder, 17. Juni 97, C, I, 230; Jean Paul an Caroline, 9. Jan. 1802, A, I, 339; Herder an Gerning o. D., vorletzter Brief in „Blätter z. Erinn. an die Enthüllung des Goethe-Monuments".

Der Geist der Humanität selbst, der Geist der Milde und Billigkeit scheint diese Recensionen geschrieben zu haben [1]). Der ungenannte jugendliche Recensent der Frankfurter Gelehrten Anzeigen war anders über die neuesten Meßproducte hergefahren! In ähnlicher Weise hat sich auch Goethe in der Neuen Jenaer Litteraturzeitung aus einem übermüthigen in einen sanftmüthigen Beurtheiler verwandelt. Ist es nicht, als ob Herder eine Jugendsünde wieder gut machen wolle, wenn er in der Anpreisung zweier Schlözerscher Geschichtsarbeiten den Verfasser, den er schon in den Humanitätsbriefen geehrt hatte, als den Meister historischer Kritik feiert? Wie diese, so muthen uns mehrere andere der vorliegenden Recensionen wie Stücke aus den Humanitätsbriefen an. Auch in ihnen wird wiederholt der damaligen Zeitenkrisis gedacht, werden patriotische Töne angeschlagen, und mit Vorliebe solche litterarische Bestrebungen in den Vordergrund gerückt, die auf menschliche Bildung und Wohlfahrt abzielten. Schlözers Verdienst um die Stärkung deutschen Nationalbewußtseins fand gleichzeitig in der zu Majers Buch „Zur Culturgeschichte der Völker" geschriebenen Vorrede [2]) rühmende Erwähnung. Die Recension über Müllers „Briefe über das Studium der Wissenschaften", die über Merkels Uebersetzung von Humes und Rousseaus Abhandlung über den Urvertrag, die über Pestalozzis „Nachforschungen", über die Rede von Hegewisch zum Andenken Bernstorffs, über Hubers Erzählung seines Lebenslaufs — sie alle sind voll jener patriotisch-humanitären Betrachtungen und Aufmunterungen, die das Thema des großen Humanitätswerks bildeten. Nicht sowohl über, als bei Gelegenheit der besprochenen Werke sind sie geschrieben. Durchaus überwiegt die anerkennende vor der kritisirenden Tendenz, die zumeist nur in einzelnen hingeworfenen Desiderien zum Vorschein kömmt. Der Vorwurf, daß er zu gelinde urtheile, kümmerte den Recensenten wenig [3]): er hatte eben das Bedürfniß, sich positiv zu dem, was er las, in Bezug zu setzen, wäre es auch nur, indem er beim Durchblättern der fremden Bücher seinen eigenen Gedanken Gehör gab. War doch diese Gelindigkeit eine natürliche Wirkung des persönlichen Verhältnisses, in das der sich nennende Recensent zu dem beurtheilten Autor tritt. Nur einmal, gleich zu Anfang der neuen Recensententhätigkeit, hatte er sich gegen ein unbedeutendes und oberflächliches theologisches Buch abweisend verhalten; er war genöthigt, auf eine Beschwerde des empfindlichen Verfassers zu repliciren und zog sich daher von dem theologischen Fach, für das man vorzugsweise auf ihn gerechnet hatte [4]), hinfort

---

[1]) Jetzt vollständig nebst den beiden nicht zum Abdruck in der Zeitung gelangten über Althofs Leben Bürgers und die Uebersetzung des Armstrongschen Lehrgedichts „Die Kunst immer gesund zu sein", in SWS. XX, 269—339 und 345—381.

[2]) Jetzt SWS. XX, 340 ff.

[3]) An Knebel (Nov. 1800), im Litt. Nachl. II, 288.

[4]) Ein Brief Gebhards an Herder vom *4. März 97 schlägt ihm eine Reihe theologischer Schriften zu Recensionen vor.

gänzlich zurück — um so lieber vielleicht, da er als Protestant im katholischen Lager sich nicht unbefangen genug meinte bewegen zu können. Fast alle übrigen Recensionen haben den Charakter freundschaftlicher Zuschriften an die Addresse der Verfasser. Es sind gute Freunde und Nachbarn wie Klopstock und Knebel, Müller und Merkel, Böttiger und Eschenburg, Thorild und Gräter, denen er durch die öffentliche Anzeige ihrer Arbeiten seine Theilnahme und seinen Dank bezeugte. Kaum eine dieser Recensionen, zu denen sich nicht aus dem Briefwechsel Herders ein persönlicher Anlaß nachweisen ließe [1]).

Hat aber so die Humanität derselben eine recht menschliche Seite, so hat sie eine noch menschlichere Kehrseite. So anerkennend milde, so bereit zum Loben ist unser Beurtheiler nur, um stillschweigend zugleich seine einseitig parteiische Stellung zur zeitgenössischen Litteratur stark zu bezeichnen. Mit dem ihm eigenen universalistischen Geiste zieht er gleichmäßig poetische, historische, archäologische, auch theologische und philosophische Erscheinungen vor sein Forum: die größte Zahl der Recensionen bezieht sich jedoch auf die schöne Litteratur. Schon allein diese letzteren würden, auch ohne Namensunterschrift, den Verfasser jener Litteraturfragmente in der Achten Sammlung der Humanitätsbriefe und den Verfasser der Metakritik und Kalligone verrathen. Zuletzt sind diese so unschuldig und zahm aussehenden Aufsätze doch eben auch Kampfaufsätze. Eine hohe Freude war es ihm, wie billig, die neue zweibändige Ausgabe der Klopstockschen Oden anzuzeigen und neben dem Reichthum sprachlichen Wohllauts den Reichthum und Adel der darin niedergelegten Gesinnungen zu preisen. Ueber die durch Klopstock bezeichnete Linie jedoch gehen die Sympathien unseres Recensenten höchstens da hinaus, wo er, wie bei Halems „Blüthen aus Trümmern", Mniochs „Worten der Lehre" oder Kosegartens „Rhapsodien" auf eine der seinigen verwandte Dichtweise oder auf ein moralisch-didaktisches Element stieß, da er denn nebenher nicht versäumte, einen Seitenblick auf den „neuesten Dichterjargon" zu werfen. Der Name Goethes kömmt unserem Recensenten niemals, der Name Schillers nur zufällig in die Feder. Am liebsten verweilt er auch hier bei den Mittelmäßigkeiten der vorgoethischen, der Klopstock-Gleimschen Zeit. Der Muse der Karsch huldigt er umständlich, weil sie ihn „in die patriarchalische Zeit unserer

[1]) So geht der Anzeige von Eschenburgs „Denkmäler altdeutscher Dichter", die mit dem Versprechen einer Recension von dessen neuer Shakespearebearbeitung schließt, ein Brief Eschenburgs vom *8. Mai 99 voran. In einer Reihe von Briefen zwischen 1789 bis 94 hatte Gräter um Theilnahme für seine Arbeiten geworben. Von Pestalozzi liegt ein Dankbrief für die ihn betreffende Recension vom Jahre 97 und ein späterer vom Jahre 1803 vor. Ebenso hatte sich Kosegarten und Mnioch mit Herder in Beziehung gesetzt. Des Letzteren — er nennt ihn „einen Claudius in seiner Art" — hatte er sich persönlich aufs Wärmste angenommen, vgl. an Gleim C, I, 125 ff. und an Eichhorn, C, II, 292, auch an G. Müller, bei Gelzer, S. 282. Ueber Kosegarten vgl. an Böttiger, bei Boxberger Nr. 57, S. 42.

Poesie, in die schöne Einfalt der Uz, Kleist und Gleim" zurückversetzt, und die Besprechung der Eschenburgschen Ausgabe von Hagedorns poetischen Werken schließt desgleichen mit einer Lobrede auf „die schönen Zeiten, die man das Jugendalter des deutschen Geschmacks nennen könnte". Verräth aber so der Recensent nur durch seine Zärtlichkeit für die gute alte Poesie was er gegen die neue auf dem Herzen hat, so kann er sich gegen die neue Philosophie auch der directen Angriffe nicht enthalten. Ihr bietet er Trotz mit dem Lobe, das er der Thorildschen Archimetria spendet; selbst bei der Anzeige historischer Schriften läßt er es an Sticheleien auf die Weisheit a priori, auf den „jetzt geltenden Averroismus" nicht fehlen, und an Klopstock insbesondere freut er sich einen Genossen im metakritischen Kampfe gefunden zu haben. „Was er in zwei kleinen Strophen über den Wechselbalg des Zweifels, die Kantsche Philosophie sagt, sagt mehr als ein Quartant" — so schreibt er über die neue Ausgabe der Oden an Müller; mit Genugthuung führt er eben diese Strophen in seiner Klopstock-Recension an, um dem Dichter „für jedes Wort zu danken, womit er die Wortgrübeleien darstellte".

Mit sichtlicher Lust und Liebe trieb Herder diese Recensententhätigkeit, die ihm so leicht von der Hand ging. „Es ist gut und angenehm", damit wollte er auch Freund Knebel zu dem gleichen Geschäft ermuntern, „nachdem man gelesen, sein Urtheil zu verkündigen". Ja, er kam damit so in den Geschmack, daß ihn die Lust anwandelte, statt in der Erfurter „Hospitalzeitung" in Reih und Glied mit so vielen litterarischen Nieten, vielmehr selbst als Hauptmann einer kleinen Schaar auserlesener kritischer Freunde ins Feld zu rücken. Er dachte ernstlich daran, und die Freunde redeten zu, „kritische Blätter" zu schreiben. Noch im Jahre 1800, als der geschmacklose Merkel seine „Briefe an ein Frauenzimmer" begonnen hatte, entfährt es ihm gegen Knebel: „Ach, wir sollten ein kritisches Blatt anfangen, wenn nur noch Einer da wäre!" Knebel jedoch hatte seine Bedenken, namentlich deshalb, weil man in Deutschland jetzt überall „in dem Hause des Gehenkten" sei[1]). So blieb der Gedanke an ein eigenes kritisches Blatt ein fliegender Einfall; aber in verwandter Richtung flogen andere Pläne durch Herders Kopf, um sich endlich in einem Unternehmen niederzuschlagen, das ihn, als es nach längerem Zaudern ins Werk gesetzt wurde, von seiner kritischen Thätigkeit für die Erfurter Zeitung gänzlich abrief.

Zu einer einheitlich zusammenhängenden größeren Arbeit in der That sollte er sich in seinen beiden antikantischen Schriften zum letzten Mal con-

---

[1]) An Knebel (November 1800) im Litt. Nachl. II, 289 und Knebels Antwort C, III, Nr. 131, S. 177; Caroline an Böttiger, bei Lindemann, S. 105 Nr. 1; Gleim an Caroline 4. Juli 98, C, I, 245 bei Gelegenheit der Recension des Müllerschen Buchs: „möcht' er seine Goldkörner nur nicht ausstreuen, sondern in ein goldenes Gefäß einsammeln. Er wollte ja kritische Blätter schreiben."

centrirt haben. Vor diesen hatten die **Persepolitanischen Briefe**, mit denen er im Frühjahr 1798 unter lebhafter Hülfeleistung Johannes Müllers schon weit, ja dem Abschluß nahe gekommen war, zurücktreten müssen[1]). Als er nach Vollendung der Kalligone von Neuem an seine Persica dachte, da geschah es mit einem prophetischen Seufzer. „Ich fürchte," schrieb er an Eichhorn, der ihn vor Jahren durch die Mittheilung der Forschungen de Sacys und Tychsens nach Persepolis und zu den Gräbern der Könige zurückgeführt hatte, — „ich fürchte, ich verliere zu ihnen, wie zu manchem Anderen, durchs Säumen und Aufschieben Lust und Liebe" [2]). Die Persepolitanischen Briefe sind, ohne daß der Verfasser die vollendende Hand an sie gelegt hätte, liegen geblieben und haben in dieser Gestalt erst nach dem Tode desselben durch Johannes Müller im Ersten Bande der historisch-philosophischen Abtheilung der Werke ihren Platz erhalten[3]). Man liest sie mit einem aus Hochachtung und Bedauern gemischten Gefühle. Man sieht den Verfasser mit aller Anspannung einer noch immer jugendlichen Kraft mit Aufgaben ringen, denen er doch nicht gewachsen war, sieht das Genie im Wettstreit mit fremder Gelehrsamkeit, sieht ihn der vorausgeeilten Forschung nachlaufen, um sie womöglich auf einem anderen eigenen Wege zu überholen. Die Briefe sind theils an befreundete an seinen Arbeiten theilnehmende Männer, theils an Gelehrte gerichtet, die ihm mit ihren Entdeckungen zuvor- oder mit ihren Ansichten in den Weg gekommen waren und mit denen er sich nun fragend und zweifelnd, vertheidigend und widerlegend auseinandersetzt, um zuletzt, was er über Zoroaster und Hom denkt, gleichsam diesen selbst vorzulegen. Denn der Geschichte, dem Geist und Inhalt der altpersischen Religionsvorstellungen gilt der Schluß der Briefe, während die vorderen Partieen seine alte Deutung der persepolitanischen Ruinen unter Benutzung der seitdem von Anderen gegebenen Aufschlüsse in der Hauptsache aufrecht erhalten und sie nur insoweit modificiren, daß ihm nun mit Recht nicht Dschemschid, sondern Darius der Erbauer des Palastes ist; man habe diesen vergessen, an den Trümmern und Kunstwerken von Persepolis aber habe sich allmählich die fabelhafte Geschichte Dschemschids gebildet. Des Hypothetischen, des keck Gewagten, des ganz Unhaltbaren ist

---

[1]) S. oben S. 334 und 661; an Eichhorn 29. April 98, C, II, 311; an G. Müller *4. Nov. 98; 14. Mai und 3. August 98 an Johannes Müller, C, II, 339 ff. und Joh. Müller an Herder vom 23. Juni, 25. Juli und 6. August 98 in des Ersteren Werken XVII, 71 ff. und 96 ff.; Adrast. VI, 1, S. 74.

[2]) An Eichhorn 11. Juni 1800, C, II, 315; vgl. über die Vorgeschichte der Persepol. Briefe an Eichhorn 8. Oct. 87 und Frühjahr 88, C, II, 296. 297; an Gleim 1. Mai 93, C, I, 158; Eichhorn an Herder 8. August 93; Herder an Eichhorn 31. Jan. 94, C, II, 304 und 306; Vorrede (vom 12. April 98) zur zweiten Auflage der Dritten Sammlung Zerstr. Bll., S. XVII.

[3]) Mit Vorrede von Joh. v. Müller und einem Anhang von demselben, die von diesem an Herder übermittelten Beiträge zu der Arbeit enthaltend.

namentlich in den dem Zend=Avesta — dem „alten Gesetze Dschemschids", einem „liturgischen Jahreskalender" — gewidmeten Abschnitten viel: an der lebendigen, frei schweifenden Untersuchung, an so manchen geistreichen Darlegungen erfreut man sich nichtsdestoweniger. Vortrefflich unter Anderem die Auseinandersetzungen über das Ideal der persischen Baukunst in ihrem Verhältniß zur ägyptischen und griechischen, der wiederholte Nachweis des Zusammenhangs der Symbolik eines Ezechiel und Daniel mit der persischen; am anziehendsten vielleicht der an Heinrich Meyer gerichtete Brief, der, ein Commentar zu dessen Wort: ein Kunstwerk spreche sich selbst aus, einige Grundsätze der Kunstsymbolik entwickelt und von den Thiergestalten der persepolitanischen Trümmer den Weg zu den Compositionen Raphaels zu finden weiß. Daß aber der Verfasser von Zoroaster den Weg auch zur Transscendentalphilosophie und zum Spott über das neue Ormuzd=Reich, das „auf Kathedern, allgemeinen Litteraturzeitungen und Sekten strahlt", zu finden weiß, kann nach der Zeit der Abfassung der Briefe nicht Wunder nehmen.

Wie das Schicksal der Persepolitanischen Briefe, noch ungünstiger vielmehr war das des Dritten Theils der Ebräischen Poesie. „Wünschen Sie mir," heißt es eben dort in dem an Eichhorn gerichteten offenen Briefe, „Lust und Muße dazu!" Zu Weihnachten 1800 oder doch auf die nächsten Ostern meinte er dann wirklich, nach beendeter Abrechnung mit Kant, das Buch liefern zu können[1]). Wie jedoch hätte dem von seiner Umgebung und von den Erscheinungen der Gegenwart fortwährend gereizten Manne dazu die Sammlung kommen sollen? Mitten unter Feinden oder vermeinten Feinden, ein Fremdling an seinem Ort, „unter den Hütten Kedars", wie er an Knebel schreibt[2]), fühlte er das Bedürfniß, in Angriff und Abwehr seine Stelle zu behaupten, sich dem herrschenden Zeitgeist entgegenzustemmen und seine Stimme, wie oft sie auch überhört würde, zu immer erneutem Protest zu erheben. Mit Nothwendigkeit fast drängte ihn das von zusammenhängender wissenschaftlicher zu journalistischer Schriftstellerei hinüber. Durch eine Zeitschrift hatte Schiller sich zu höherem litterarischem Ansehen aufgeschwungen, durch eine andere Zeitschrift war der romantische Anhang Goethes zu einer wirksamen Partei erstarkt. Wenn Herder jetzt zur Gegenpartei geworden war: wodurch besser hätte auch er die Zeit nach seinem Sinne lenken, sich Gewicht und Anhang verschaffen können, als dadurch daß er das Nämliche versuchte, was in den Horen und im Athenäum versucht worden war?

Durch die Humanitätsbriefe bereits war er einigermaaßen in diese Bahn hineingerathen, und der erste Gedanke, dieselbe journalistisch zu verbreitern, war ihm in der That unmittelbar nach dem Schluß der Briefe gekommen. Auch von der buchhändlerischen und finanziellen Seite schien sich ein derartiges

---

[1]) An G. Müller 8. August 1800, bei Gelzer, S. 291.

[2]) Juni 1800, in Kebels Litt. Nachlaß II, 310.

Unternehmen zu empfehlen. Es sei ihres Mannes Absicht, schrieb Caroline am 8. Mai 1797 an den Verleger der Humanitätsbriefe, mit künftigem Jahre ein Journal herauszugeben, dessen Inhalt so sein solle, „daß es allgemein für uns Deutsche Interesse bekommt". So rasch ließ sich das nun freilich nicht in Scene setzen. Bis Ostern 1798 beschäftigten Herder die Christlichen Schriften, und demnächst hatte der gegen Kant begonnene Kampf alle seine Kräfte in Anspruch genommen. Hartknoch jedoch war lebhaft auf die Sache eingegangen; ein Journal, von Herders Freunden in Herders Geist und unter seiner Leitung geschrieben, schien ihm jede Bürgschaft des Gelingens in sich zu tragen. Der Gedanke beschäftigte ebenso Herders Freunde. Knebel correspondirte darüber mit dem Weimarischen Einsiedel. Außer Herder, Knebel und den beiden Einsiedel sollten Jean Paul, Meyer, Böttiger und der Chemiker Scheerer herangezogen werden[1]). Jean Paul, der seinerseits an eine Monatsschrift von antikantischer Tendenz, eine Zeitschrift „gegen das jetzige Laternisiren alles inneren Lebendigen" gedacht hatte, zu der er mit Herder und Jacobi zusammenwirken wollte[2]), gehörte ja jetzt, nach seiner Uebersiedelung nach Weimar, zu dem Kreise der intimsten Herderianer, er schien der geborene Mitarbeiter an der — Aurora. Denn das war der Name, welchen Herder der Zeitschrift, da sie nun mit dem neuen Jahrhundert, dem Jahre 1800, beginnen sollte, ausgefunden hatte. Er ist im Frühjahr 1799, nach der Vollendung der Metakritik, ganz erfüllt von dem Project. Gehobenen Muthes, voll Hoffnung, verkündet er es den auswärtigen Freunden[3]). Hoffnungsvoll klingt der Titel; so klingt auch die Ankündigung, die er im Namen der „Verfasser der Zeitschrift Aurora" am 20. Mai niederschrieb, so auch das, ohne Zweifel zur Eröffnung der Zeitschrift bestimmte Stück: „Aurora, die Erscheinung am neuen Jahrhundert"[4]). An der Scheide der Jahrhunderte will, dem Programm zufolge, diese Aurora eine Hoffnungsbotin sein; sie will „zeigen, wo wir sind, wohin wir streben, welche Hindernisse, welcher Wahn oder welche Wahrheit uns vorliegen und uns dabei nur zum Edelsten, zum Besten aufmuntern". Diese Absicht zu erreichen, will sie keinen „angenehm nützlichen Gegenstand" und keine Art gefälliger Einkleidung verschmähen; ausgeschlossen soll nur — die Horen hatten ja denselben Grundsatz befolgt — die „politische

---

[1]) Einsiedel an Knebel 18. Januar 99, Knebels Litt. Nachl. I, 245.

[2]) Jean Paul an Jacobi 13. Oct. 98 in Jacobis Auserl. Briefw. II, 256 ff., vgl. Jean Paul an Oertel 6. April 99, bei Förster I, 374, und Spazier IV, 106.

[3]) S. außer der betreffenden Correspondenz mit Knebel (15. März, 6. Mai, 3. Juni in Knebels Nachlaß II, 352. 280. 281 und Knebels Antwort vom 23. Mai 99, C, III, 145, auch Knebel an Böttiger 15. Juni, in Böttigers Litt. Zustände II, 220), Herder an Gleim 5. April, C, I, 255, an Eichhorn 9. Aug., C, II, 314, Caroline an G. Müller 29. April, bei Gelzer, S. 286.

[4]) SW. zur Litt. XVIII, 258 ff., 244 ff., vgl. Erinnerungen III, 164; Adrastea VI, 2, 285 ff.

Orakel- und Zaubertracht" bleiben. Dichtungen jeder Art, größere und kleinere historische und philosophische Aufsätze sollten mit Anzeigen und Beurtheilungen von Büchern abwechseln. Als Freundin aller Musen sollte Aurora sich bewähren, das ganze Gebiet von Sprache und Kunst, nicht am wenigsten endlich den Fortschritt der Wissenschaften wollte sie ins Auge fassen. Es war ein universalistisches und es war, dem Anschein nach, ein Programm von durchaus positiver Tendenz. Wie Aurora die Schatten der Nacht zerstreut, so redet sie in jenem dialogischen Eröffnungsstück dem Sterblichen, dem sie erscheint, Trost, Muth und Hoffnung in die Seele. Die Göttin der Morgenröthe stellt sich in diesen Gesprächen gleichsam wie des Verfassers eigenes besseres Selbst dar, das ihn über seine Niedergeschlagenheit, seine Klagen und Befürchtungen zurechtweisend erhebt — gerade wie er so manchem Seufzer über die verworrenen Zeitläufte in seinen Briefen an Gleim oder Müller ein speremus et agamus hinzufügte. Denn an eben diese Zeitläufte knüpfen die drei Gespräche an. Sie gedenken der Greuel im Gefolge der französischen Revolution, die alle anfänglich von ihr gehegten Erwartungen so gründlich getäuscht habe, der Entweihung der edelsten Worte, der bitteren Streitigkeiten auf religiösem und politischem Gebiete. Auf das Alles aber antwortet die Göttin mit jenem jugendlichen optimistischen Glauben, über den in seinen besten Stunden auch der alternde Herder noch immer gebot, mit jenen Grundanschauungen, die er in den „Ideen", in den Humanitätsbriefen, in den Christlichen Schriften mit bald reinerer, bald verstimmter Stimme verkündet hatte. „Das Rad, das herunterging, gehet aufwärts." „Mittelst aus- und einspringender Winkel wälzt sich der Strom fort." Allem Religionsstreit zum Trotz ist „das innere Heiligthum jeder besseren Menschenseele durch sich selbst gesichert". Die Gährungen in dem französischen Nachbarstaate endlich sind, trotz Allem, ein heilsames Ferment. Der Deutsche bleibe nur sich selbst treu, er lerne a n, nicht v o n den Franzosen; denn „ungeheuer viele, sonst schlafende Kräfte haben sie geweckt und Gedankenverbindungen gewagt, die nicht sofort ausgelöscht werden mögen". Freiheit und Gleichheit, die gemißbrauchten Worte, sind zuletzt doch unentbehrlich, und den Unterschied der Stände aufzuheben ist eine Jedem gestellte sittliche Aufgabe. „Nicht stehen soll man in seinem Stande, sondern wirken;" „wer seinen Stand als Amt betrachtet, vergißt oder verachtet den Namen des Standes."

Hin und her war über das Herdersche Programm zu der neuen Zeitschrift zwischen ihm und den nächsten Freunden verhandelt worden. Zu Mitarbeitern hatte er sich unter Anderm auch die beiden Brüder Müller ausersehen. Im Herbst war man im Publicum voll Erwartung auf die neue Erscheinung; Klopstock hatte ein paar Epigramme eingeschickt, und August von Einsiedel gab noch im December sein Votum über den Plan; ihm schien, daß gerade die jüngste Wendung der Dinge in Frankreich, die Errichtung der Consularregierung durch den plötzlich zurückgekehrten Bonaparte, eine Epoche

für die Menschheit bezeichne, die den Beginn des geplanten journalistischen Unternehmens besser motivire als die neue Jahreszahl[1]). Allein Herder, der inzwischen durch die neue Auflage seines Spinoza und durch die Arbeit an der Kalligone gefesselt worden, hatte für die Aurora die Hand nicht frei. Im October bereits hatte er sich zur Vertagung entschlossen. Begann doch das neue Jahrhundert in der That erst mit dem Jahre 1801. „Meine Aurora," schrieb er an Gleim, „geht nur mit dem Jahre 1801 auf, sonst käme sie ein Jahr zu früh, das wäre gegen den chronologischen und politischen Kalender," und ähnlich am 5. December an Klopstock[2]). Lebhaft war Caroline für das Zustandekommen interessirt, wiederholt bat sie Knebel, Alles zu Rathe zu halten und nichts zu verschleudern; im Stillen sammelte sie für den Schatz der Aurora; auch Hartknoch hörte nicht auf zu drängen und Herder bei dem Versprechen festzuhalten. Je näher jedoch dieser der Sache trat, desto mehr schreckte ihn die Vorstellung einer mühseligen Redaction, die ihm verdrießliche Arbeiten und lästige Rücksichten auf Andere auferlegte. Weder amtlich noch litterarisch war er zu collegialischem Wirken geschaffen. Nur an wenige Mitarbeiter hatte er von Hause aus gedacht; jetzt machte er sich klar, daß er, bei aller inneren Uebereinstimmung, doch mit dem Schriftsteller Jean Paul unmöglich an Einem Strange ziehen könne. Und als nun vollends von den verschiedensten Seiten Anerbietungen kamen, als gar auch die Frauen, Frau von Wolzogen und Amalie von Imhof, sich als Mitarbeiterinnen antrugen, da wurde ihm bange[3]). Er allein hatte in dem fingirten Bunde der Humanitätsbriefe die Stimmen und die Rollen vertheilt: ein ganz anderes Ding war es, einen solchen Bund im Ernst zu organisiren und an die Spitze einer Partei zu treten. So zog sich denn das Project zunächst ins Engere. Es sollte „ein stiller, heiliger Bund sein und bleiben". Er kömmt endlich, unter Hartknochs Drängen, zu dem Beschluß, zwar eine Zeitschrift, aber allein zu schreiben. Nur diejenigen, mit deren Geist und Manier er sich durchaus einig wußte und die ihm keinerlei Zwang auflegten, möchten ihn gelegentlich unterstützen. Nur für Knebel und, — wenn er gewollt hätte, — für Georg Müller, für die intimsten Freunde, wurde ein Stübchen als Absteigequartier in dem Hause vorbehalten, dessen Herr und Bewohner er übrigens allein sein wollte.

Hand in Hand jedoch mit der äußerlichen ging eine innerliche Umwandlung des ursprünglichen Plans. Die Mannigfaltigkeit zwar des Inhalts und der Einkleidung, die er, in Berücksichtigung der vielseitigen Bedürfnisse des journallesenden Publicums, der Zeitschrift zugedacht hatte, erlitt kaum einen

---

[1]) Körner an Schiller 27. Oct. 99; Klopstock an Herder 13. Nov., bei Lappenberg, S. 418; A. v. Einsiedel an Herder C, II, 406; vgl. Herder an J. Paul A, I, 304.

[2]) C, I, 261; Lappenberg, S. 422; Knebel an Goethe 28. Oct. 99.

[3]) Caroline an Knebel 11. Juni 1800, Knebels Litt. Nachl. II, 332; Erinnerungen III, 113 ff. (und nach der Handschrift).

Abbruch. Wenn überhaupt eine Zeitschrift von einem Einzelnen geschrieben werden könnte: wer hätte, nach Umfang des Wissens, nach Gewandtheit der Darstellung mehr als Herder eine ganze Gesellschaft von Schriftstellern in sich vereinigt? Eine wesentliche Aenderung jedoch erfuhr die Tendenz und Stimmung der Zeitschrift. Aus der heiteren, Trost und Hoffnung strahlenden Aurora wurde die ernste, Recht sprechende „Adrastea". Dieser lang aufgesparte Titel bezeichnete prägnant die gewichtige Absicht und den hohen Gesichtspunkt des Verfassers. Er hatte sich einst unter diesem Titel ein besonderes Werk vorgesetzt, in welchem er den Gedanken, daß das Gesetz des Maaßes, wie im Menschenleben, so in der Natur herrsche, durchzuführen gedachte. Dieser Gedanke sollte jetzt wenigstens in journalistischer Form verwirklicht werden. Den „beiden Adrasteen der Wahrheit und der Gerechtigkeit", — das Titelblatt war mit ihrem Bilde geziert — widmete er die Zeitschrift. Dieselbe werde jenes Gesetz des Maaßes selber befolgen und es überall erkennen und ehren lehren, und zwar zunächst in der Geschichte des soeben verflossenen Jahrhunderts. Am Vergangenen gelte es zu lernen und für die Zukunft der ewigen Weltordnung vertrauen. So feierlich lautete jetzt der Gruß an die Morgenröthe des neuen Jahrhunderts [1]).

Der Aufgabe jedoch, ein so hohes Richteramt unparteiisch zu verwalten, war Herder nach der Stellung, die er sich zu den geistigen Strömungen der Zeit gegeben hatte, nicht mehr gewachsen. Diese Stellung spiegelte sich leider zugleich in seinen persönlichen Beziehungen, und diese wieder dienten rückwirkend dazu, ihn in seinem frondirenden Verhalten zu befestigen und zu bestärken. Auch die Gesellschaft, in deren Mitte er lebte, stand ja überwiegend unter dem Einfluß des Goetheschen Geistes, der freilich in der Lebensansicht und Lebenssitte des Weimarischen Hofes oft eine sehr trübe, wo nicht frivole Gestalt annahm. Verschwindend war dagegen, seit er das politische Vorurtheil gegen sich rege gemacht, trotz aller hofmännischen Talente, die auch er besaß, der Einfluß des ersten Geistlichen des Landes. Immer mehr hatte sich, seit seiner Trennung von Goethe, auch das Band gelockert, das ihn mit dem Herzog, selbst dasjenige, das ihn mit der Herzogin verband. Es waren vorübergehende Momente, in denen er, bei der Confirmation der herzoglichen Kinder, den fürstlichen Eltern wieder näher trat. Einzig zu der Herzogin Mutter erhielt sich ein unwandelbar freundschaftliches Verhältniß [2]). Im Uebrigen hat er und seine Frau — so schreibt die Letztere im März 1801 — dem Hof- und Adelscirkel, aus dem er immer verwundet zurückgekommen sei, längst entsagt. Ganz Weimar nennt er im Unmuth eine „gespenstervolle Einöde", und „mehr als Gespenster, boshafte Thiere" seien um sie, so verschärft sie die Klage

---

[1]) Einleitung zur Adrastea I, 1, S. I—VI.

[2]) Vgl. z. B. für das Jahr 1802 Caroline an Knebel, Zur deutschen Litteratur II, 34 und 37.

ihres Mannes. Mit bitterer Genugthuung spricht er davon, daß seine Kinder außerhalb Weimar ihr Vaterland suchen müssen. Er berichtet bei Gelegenheit des Besuchs, den im Sommer 1799 Frau La Roche ihrem alten Anbeter Wieland abstattete, die Frau sei noch so jugendlich, alle Menschen gut zu finden. „Ein angenehmer Schleier," so fügt er mit Swiftscher Galle hinzu, „den ich auch ziemlich lange zu tragen das Vergnügen gehabt habe; seit einigen Jahren ist er aber verhenkert zerrissen, wie Scarrons Wams: darum trage ich ihn jetzt gar nicht." Und immer noch schärfer, bitterer, mißlautender Carolinens Aeußerungen über die umgebende Gesellschaft. Es ist gleichsam eine Summe vieler anderer ähnlicher Klagen und Bekenntnisse, wenn sie am Schluß eines Briefes an Knebel im Januar 1801 schreibt: „Wer sich der Einsamkeit ergiebt, Ach, der ist bald allein! heißt es auch bei uns. Das Abschneiden ist so allmählich und unmerklich geschehen, daß ich glaube, auch der letzte Faden ist entzwei, ohne daß wir's recht inne sind, wie oder wann oder wo?" [1])

Wohllautend in diesen Klagen ist nur Eins — das „Wir", mit welchem die treue Frau von der Isolirung ihres Hauses spricht. Dies Haus in der That war unserem Freunde eine stets bereite Zufluchtsstätte, eine Stätte unendlicher Liebe und Treue. Von der innigen Gemeinschaft, in der er mit seiner Gattin lebte, haben die früheren Blätter dieser Biographie geredet, müssen insbesondere diese letzten reden. Mit aller Stärke der Liebe, deren nur das Weib fähig ist, und mit all' der leidenschaftlichen Schwäche, die wieder nur dem Weibe verziehen werden darf, umfaßte und trug sie ihn, ganz wie er war, den Liebenswürdigen so gut wie den Unleidlichen, während sie zugleich mit fast männlichem Geiste zu seinen Ideen sich zu erheben, in seine Entwürfe und Interessen einzugehen verstand. Gleim hatte Recht: wenn Caroline Herder nicht wäre, so wäre kein Johann Gottfried Herder. Sie war Mitarbeiterin an seinen litterarischen Arbeiten, seine erste Hörerin und Leserin, sein Corrector, sein Sekretär. Sie nahm ihr Theil an seinen Entzückungen und Begeisterungen, doppelt ihr Theil an seinen Aufwallungen und Verbitterungen. Ohne Vorbehalt waren seine Gesinnungen, im Lieben wie im Hassen, die ihrigen, und nur von den äußerlichen Nöthen, die sich herandrängten, behielt sie die drückendsten sich allein vor. Sie war mit ihm gealtert. Seit der Geburt ihres Jüngsten hatte ihre Gesundheit empfindlich gelitten, und mühsamer von Jahr zu Jahr hielt sie sich unter den wachsenden Anforderungen ihres Hauswesens, unter häufigem Krankendienst, unter dem Kampf mit den äußeren Bedürfnissen des Lebens, den schweren Sorgen um die Erziehung der Kinder aufrecht. Allein so gerade, indem sie „wie eine Schnecke ihr Haus

---

[1]) 26. März 1801 (Gelzer, S. 297 mit falschem Datum); 1. März 99, ebendaselbst, S. 283; Herder *29. Nov. 99 an G. Müller, Caroline an Gleim 11. Oct. 99, C, I, 259 und Herder selbst das. S. 260; Caroline an Knebel 22. Jan. 1801, Zur deutschen Litt. II, 2, wo namentlich auch die mißlautende Aeußerung über Frau v. Kalb zu beachten.

trug“ und, selbst krank, seine Krankheit verstand, mit selbst verwundetem Gemüth seinen Unwillen in gesteigerter Empfindung zu dem ihrigen machte, war sie ihm die beste Gefährtin: — nicht durch Sanftmuth, sondern durch Mitleidenschaft seine Besänftigerin, Trösterin, eine Freundin, mit der kein Freund hätte wetteifern können. Wie lieb war Beiden das stille Haus, auf das sie sich je länger, je mehr zurückzogen! Doppelt lieb, seit es zwei Familien umschloß. Nach glücklich bestandenem Examen und einer medicinischen Bildungsreise war der älteste der Söhne, der Dr. Gottfried, nach Weimar zurückgekehrt, um hier seine ärztliche Praxis zu beginnen. Er hatte den Eltern eine erwünschte Lebensgefährtin zugeführt, und seit Pfingsten 1797 wohnte das junge Paar mit in dem Hause hinter der Kirche, wo das dritte Stock für sie eingerichtet worden war. Die Kinder aßen mit am Tische der Eltern, und Musik gab es jetzt, dafür sorgte die Schwiegertochter, mehr als je in dem musikliebenden Hause [1]). Die übrigen Vögel waren, bis auf das Nesthäkchen Rinaldo und die lieblich erblühende Luise, die nur kurze Zeit einem Erziehungsinstitut in Gotha war anvertraut worden, allmählich ausgeflogen. Im Januar 1800 verließ auch der vorletzte, Emil, nachdem der Vater noch im letzten Winter für ihn und dessen Freund, den talentvollen jungen Schubert, zu abendlichen Lehrvorträgen Zeit gefunden hatte, das Gymnasium, um sich im Eisenachschen dem Forstfach zu widmen. Die Freude aber war groß, wenn sich, wie im Herbst 1799, einmal sämmtliche Kinder wieder um die Eltern zusammenfanden [2]).

Und an Freunden fehlte es nun doch diesem stillen Hause noch immer nicht. Auch Jean Paul, dem es dort so wohl geworden und der beiden Herders so wohl gethan hatte, war denselben durch seinen Fortgang nichts weniger als entfremdet. In Weimar feierte er 1801, nachdem er sich in Berlin seine Lebensgefährtin gewonnen, bei Gelegenheit seiner Uebersiedelung nach Meiningen, mit seiner jungen Frau ein vierzehntägiges Pfingsten. Von Meiningen aus erschien er im Sommer 1802 zu abermaligem Besuch; in häufigen Briefen voll Antheil an Herders adrasteischer Schriftstellerei setzte er, am Titan weiterarbeitend, gleichsam die ehemaligen Tischgespräche mit dem Freunde schriftlich fort [3]).

Zugleich als litterarische und als Hausfreundschaft dauerte ungetrübt, oder doch nur vorübergehend durch die Eifersucht auf den Einfluß Goethes getrübt,

---

[1]) Caroline an Müller 26. Juni 97, bei Gelzer, S. 261 ff.; 9. Juni an Gleim, C, I, 229. Brauchbare Einzelheiten in dem Abschnitt: „Herder, seine Gattin und sein Haus“ in dem Buche von Merkel, „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben“, Leipzig 1840, II, 167 ff.

[2]) Die zahlreichen Briefstellen über die Kinder aufzuführen, halte ich mich überhoben. Die „Hodegetischen Abendvorträge“ sind C, III, 317 ff. abgedruckt.

[3]) S. die Briefe Jean Pauls und seiner Frau A, I, 312 ff. und die Briefe bei Förster III, 74 ff.

das Verhältniß mit Wieland fort. Bald logirte sich der Dichter des Oberon, wenn er nach der Stadt kam, bei Herder ein, bald empfing er Herderschen Besuch in Osmannstädt. Mit Wieland wurde in der Lindenallee in Osmannstädt der Plan zur Aurora durchgesprochen, und über die ersten Hefte der Adrastea ließ jener sich alsbald mit ebenso freundschaftseifriger Zustimmung vernehmen, wie über die Metakritik und die Kalligone. Dafür ward ihm hinwiederum der Beifall Herders für seinen übersetzten Jon, seinen Aristipp und was sonst dem Dichter in seiner alten Weise gelang. Seinen „besten und gewissermaaßen einzigen Freund in Weimar" nannte Wieland gegen Frau La Roche den eben Entschlafenen bei der Mittheilung der Todesnachricht[1]).

Mehr als Jean Paul und mehr als Wieland war indeß für beide Herders gerade während des letzten Lustrums von Herders Leben jener wunderliche Mann, der sich zu Goethe und zu dem Weimarischen Hofe eine ganz ähnliche Stellung gegeben hatte wie dieser. Niemand verstand besser als Knebel das Schiefe von Herders Lage inmitten der höfischen Gesellschaft, der er selbst so lange angehört hatte und die er doch, weil er alle ihre Schwächen kannte, jetzt mit der Laune eines Timon oder Diogenes scheute. So verständnißvoll wie außer ihm nur Goethe war er früher auf die poetischen, die natur- und geschichtsphilosophischen Bestrebungen Herders eingegangen, um ihm nun auch dahin zu folgen, wohin Goethe ihm nicht mehr zu folgen vermochte, in seine Streifzüge auf das politische Gebiet und seine Ablehnung des neuesten poetischen und philosophischen Idealismus. An Knebel hatten die Humanitätsbriefe ein paarmal das Wort abgetreten, und die Absicht war gewesen, ihn im Siebenten Theil der Briefe noch ausführlicher zu Worte kommen zu lassen. Die Gedankengemeinschaft beider Männer war so offenkundig, daß Schiller den Knebelschen Merkuraufsatz vom Mai 1788 über Polytheismus, der durch Schillers „Götter Griechenlands" veranlaßt war, als gemeinsame Arbeit Knebels und Herders bezeichnete[2]). Eben damals, im Jahre 1788, war Knebel durch die „Ideen" und den „Gott" zu einer Reihe philosophischer Aufsätze angeregt worden, welche die Gedanken dieser Schriften in eine eigene neue Ordnung und Beleuchtung stellten. Herder hatte die größte Freude an diesen handschriftlichen Aufzeichnungen seines „lieben Waldphilosophen". Sie waren für ihn von ähnlichem Werth wie die Ideen seines Freundes Einsiedel; auch von ihnen wie von diesen nahm er durch Abschrift förmlich Besitz. Offenbar, sie halfen ihm, indem sie ihm sein Eigenthum mit

---

[1]) Wieland an Herder 24. März 1801; Caroline an Böttiger, bei Lindemann Nr. 97; an Knebel 22. April 1801 und 4. Febr. 1803, in Knebels Litt. Nachl. II, 338 und 341; 15. April 1801 an Knebel, Zur deutschen Litt. II, 7; 18. März 1802, das. S. 25. Wieland über Herders Adrastea, im N. T. Merkur, April 1801, S. 312 ff. Gruber im Leben Wielands IV, S. 363. 318. 334.

[2]) An Körner 7. Mai 1788.

Zinsen wiederzuführten und in systematischerem Zusammenhange darüber Rechenschaft gaben, sich selbst besser verstehen. Er sah, daß seinen eigenen Grundanschauungen, seiner auf die Analogie der Natur begründeten Lehre von der Bestimmung des Menschen zu fortschreitender Humanität ein noch tieferes Fundament, eine noch bündigere Durchführung gegeben werden könne, und ließ es sich um diesen Preis gern gefallen, daß dabei das Ganze einen noch naturalistischeren Anstrich bekam und von den Voraussetzungen des religiösen Glaubens noch weiter abrückte. Er nahm die letzten geschriebenen Blätter Knebels eine Strecke weit auf seine italiänische Reise mit und ermunterte später, als ihm in Deutschland die philosophische Laune wieder gekommen war, den nun in Anspach Weilenden zu neuen ähnlichen Abhandlungen. Er trieb fortwährend zur Veröffentlichung derselben im „Götterboten", damit auch Andere sich dieser „Delicatessen" erfreuten. Aufsätze, „mit so reinem Blick, mit so sanfter Humanität geschrieben", wie die Blätter „über die Kräfte der menschlichen Intelligenz" wären ohne Zweifel eine Zierde der Humanitätsbriefe geworden. Herder versprach sie seinen Lesern am Schlusse der Sechsten Sammlung. Mit ein- und überleitenden Zusätzen und zustimmenden Zwischenbemerkungen hat er wirklich den Text seines „Aristobulos" zum Abdrucke vorbereitet — dann aber doch, aus welchem Grunde immer, das Versprochene zurückbehalten [1]). Nur in freier poetischer Umbildung kehrten die kühnsten Gedanken unseres apokryphen Philosophen in den Herderschen Gedichten über das Ich und das Selbst in der letzten Sammlung der Zerstreuten Blätter wieder. Mit größerem Erfolge als den Philosophen drängte Herder den Uebersetzer und Dichter Knebel vor die Oeffentlichkeit. Als kritischer Berather stand er dem Freunde bei dessen Properzübersetzung zur Seite und verkündete in der Erfurter Zeitung deren Lob mit dem Wunsche, daß dem Uebersetzer in seiner Nation ein Zweig vom Kranze des römischen Dichters werde. Noch unmittelbareren Antheil nahm er an dem Knebelschen Lucrez, und nun war es die Adrastea, die durch Mittheilung einer längeren Probe des übersetzten Gedichts den Uebersetzer ehrte [2]). Wie der Philosoph Knebel gestanden, daß er „mit fremdem Kalbe pflüge", so führt der bescheidene Mann auch das Verdienst seiner Uebersetzerthätigkeit auf den Freund zurück: „wenn ich was Gutes hervorbringe, so kann ich es größtentheils als Zweige und Absenker ansehen von dem, was Sie uns gegeben haben" [3]). Keinem eben deshalb überläßt er lieber als dem Herausgeber der Adrastea seine kleinen prosaischen oder poetischen

---

[1]) S. den Suphanschen Schlußbericht zu SWS. XVIII, 575 ff. und den Anhang zu Bd. XVIII, S. 340 ff. An ersterer Stelle auch die Nachweisungen aus dem Herder-Knebelschen Briefwechsel, denen Knebels Aeußerungen über seine Speculationen C, III, 72 und namentlich 76 ff. hinzugefügt werden mögen.

[2]) Adrastea V, 1, 106 ff. Von den Verhandlungen über Properz und Lucrez geben zahlreiche Stellen des Briefwechsels Kunde, die einzeln aufzuführen unnöthig erscheint.

[3]) An Herder C, III, 37 und das., S. 127.

Arbeiten, er ist stolz darauf, wenn ihm auch nur ein Winkel in der Zeitschrift eingeräumt wird, und Herder hinwiederum und seine Mitherausgeberin werben eifrig um diese Beiträge. Mit diesem Dichter ist es Herder eine Lust, um die Wette „lieblich zu singen"; er ist unermüdlich ihn zu ermuntern, der Muse treu zu bleiben; er möchte ihn, außer zum Lucrez, zum Hesiod drängen, und mehr als einmal ruft er ihn zu der ihm selbst von alter Zeit her vorschwebenden Aufgabe auf, den Lucrez zu überbieten und „Sänger der uns gegebenen Naturoffenbarung" zu werden [1]). So besteht ein philosophisch-poetischer Bund zwischen ihnen. Sie gehen Eines Weges wie neben ihnen die Xeniendichter: die Adrastea wird zum öffentlichen Zeugniß und Denkmal ihrer Herzens- und Gesinnungsgemeinschaft [2]).

Wie eng diese Gemeinschaft war und aus wie vielen und feinen Fäden zusammengeschlungen, dafür liefert die reichsten, anschaulichsten Belege der umfangreiche Briefwechsel zwischen Knebel und dem Herderschen Hause, der uns ununterbrochen als Quelle unserer biographischen Erzählung gedient hat. Immer häufiger folgen sich die Briefblätter seit dem Aufenthalte Knebels in seiner Heimath 1797 und seiner demnächstigen Uebersiedelung nach Ilmenau. Letztere fiel zusammen mit dem Wagniß seiner verspäteten, einigermaaßen abenteuerlichen Verheirathung mit der ihm am Weimarischen Hofe bekannt gewordenen Kammersängerin Luise v. Rudorf: Herder war bei diesem Schritt sein Vertrauter und späterhin wiederholt der Vermittler bei den Schwierigkeiten der ungleichen Ehe. Wie ein guter Geist, der Frieden und Vernunft ins Haus brachte, erschien Herder und mit ihm seine Frau bei ihren Besuchen in Ilmenau im Herbst 1799, im Mai 1800, wogegen sich Knebel mit seiner kleinen Familie oder allein wieder bei Herders im Sommer 1801, 1802 und 1803 einquartierte, um in dem lieben Hause „das Reinste und Beste" zu genießen [3]). Er hing mit gleicher Verehrung wie an Herder, so an Herders Hausfrau, und für August Herder hatte er die Liebe und Sorge eines Vaters. „Einundzwanzig Jahre lang," schreibt Caroline am 15. Februar 99 an den Freund, „haben wir auf Einem Boden und in Einer Atmosphäre hier zusammengelebt, gemeinschaftliche Gefühle die letzten zehn Jahre gewechselt, die Geister in kleinen Kämpfen lebend gehalten und im Grunde des Gemüths und der Gesinnung uns immer da wiedergefunden." So lebte man zusammen und fand sich wieder mehr noch in den Jahren der Trennung als in denen des persönlichen Verkehrs. War doch Niemand geschickter als Knebel — auch er

---

[1]) An Knebel 6. Mai 99, Litt. Nachl. II, 279 und 3. Juni, das., S. 281.

[2]) Die Knebelschen Beiträge zur Adrastea finden sich — abgesehen von der Lucrezprobe — I, 1, S. 1; II, 1, S. 63 ff.; III, 1, S. 3 ff. und S. 193 ff.; III, 2, S. 284 ff.; V, 2, S. 254 ff.; VI, 2, S. 307 ff.

[3]) Für diese Wechselbesuche s. C, III, 148 Nr. 111; das., S. 160 und Knebels Litt. Nachl. II, 334; C, III, 197 und A, I, 328; Knebels Nachl. II, 379; C, III, 235 Nr. 190.

ein Gemisch von Härte und Milde, ebenso gutmüthig wie aufbrausend — die vorübergehenden „Irritationen" Herders, das was Goethe dessen Widerspruchsgeist, Jean Paul dessen „Anfahren", Lavater seine „Stößigkeit" nannte, zu ertragen und auszugleichen [1]). Jetzt vollends kamen in den wöchentlich oft mehr als einmal gewechselten Briefen zwischen Weimar und Ilmenau nur die Gleichklänge des Gemüths und der Gesinnung zu Gehör, während herüber und hinüber der Austausch von Geschenken und Mittheilungen über die Tagesvorfälle fortfuhr an die Kleinigkeiten des Lebens zu erinnern. Wichtiger doch der Austausch der Geistesarbeiten des Einen und Anderen. Die größeren Gaben zwar kamen von der Herderschen Seite; aber nicht bloß Knebels dichterische Spenden, sondern vor Allem seine brieflichen Beurtheilungen hatten für jenen einen unschätzbaren Werth. In Briefen eben verstand es Knebel besser als vor dem Publicum, das er halb scheute, halb verachtete, zu schriftstellern. In der That, fast ebenso wohlthuend wie dem jungen Herder die Pastoralschreiben seines Hamann, waren dem alten die liebevoll eingehenden, wohlwollend verständigen und doch eine abweichende Meinung, einen Wink mit fast diplomatischer Kunst dem reichen Lobe, dem ermunternden Zuspruch zugesellenden Knebelschen Blätter. Wie Feuerfunken, schreibt Caroline, seien diese Blätter ihrem Manne, er werde dadurch elektrisirt und fühle belebende Strömungen aus der Geisterwelt. Die Hauptsache aber: das Leidenschaftliche, Gereizte, was beiden Männern eigen war, ging jetzt durchaus in derselben Richtung, in der gleichen Opposition gegen die herrschenden Strömungen der Gesellschaft und der Litteratur. Ein Einsiedler in seiner Wald- und Bergeinsamkeit sah Knebel die Welt nur wie durch einen Riß der Wolken; mit mißvergnügtem Schelten auf das Thun der Fürsten und das Leben der Höfe, auf Weimar, das er einen Gefühl und Verdienst wegtretenden Ort nannte, auf die Kantsche Sophisterei, auf die Plattituden Schillers und das bübische Betragen der neuen romantischen Schule that er sich förmlich gütlich. Ein ums andere Mal versichert er dagegen, daß Herder eine „mächtige Stütze unserer Litteratur" sei, und tröstet ihn über die Wirkung seiner Schriften, ermuntert ihn, „sich selbst zu genießen" und den Schatz des eigenen Wesens zu erkennen. So sind seine Briefe ein, den Mißklang zuweilen gelinde dämpfendes, im Ganzen aber verstärkendes Echo der Klagen und Anklagen, die aus der „Einsiedelei hinter der Kirche" namentlich durch Caroline an ihn gelangten. Man freut sich, wie er die Verstimmten trägt und aufrichtet — man bedauert, daß er mit dem Allen sie nur tiefer in die Verstimmung und die Opposition hineintreibt.

Einen Besucher des Herderschen Hauses gab es, der dieser Oppositionsstimmung keinen Vorschub leistete. Hätte es irgend wem gelingen können, die beiden Freunde Herder und Goethe einander wieder zu nähern, so wäre

[1]) Vgl. Knebel an Böttiger 26. März 1804 im Litt. Nachl, III, 58 ff.

es der treuherzige Schweizer Heinrich Meyer gewesen, der als Künstler und Kunsthistoriker zwischen den litterarischen Parteien sich eine unbefangene Neutralität bewahren konnte und daher lange Zeit fortfuhr, gleich intim mit dem Einen wie mit dem Anderen zu verkehren. Herder schätzte den kenntnißreichen Mann, den er in Neapel kennen gelernt hatte, der ihm in Rom ein willkommener Cicerone gewesen war, der ihm dann im Anfang der neunziger Jahre in Weimar noch näher getreten war. „Liebe Leute," so lautet die gemüthliche Anrede in einem der Meyerschen Briefe aus Italien an Herder und Frau; mit dem herzlichsten Dank erinnert sich der Briefschreiber der „stillen Abende", der „frohen, unterrichts- und liebevollen Stunden", die er an ihrem Familientisch zugebracht, und Freude und Ehre ist es ihm, daß Herder in den Zerstreuten Blättern zwei seiner Gemälde durch Gedichte ausgezeichnet hat[1]. Wieder ist er dann nach seiner Rückkehr aus Italien, Ende der neunziger Jahre, ein regelmäßiges Mitglied der sonntäglichen Theegesellschaften im Herderschen Hause[2], und wie ein Denkmal der ernsten Verhandlungen, die dabei über Kunst und Kunstgeschichte vorfielen, nimmt sich unter den Persepolitanischen Briefen der „an Herrn Professor Meyer in Weimar" gerichtete aus. Selbst für Goethe regt sich nach dem Erscheinen der ersten Hefte der unter Meyers Mitwirkung herausgegebenen Propyläen bei Caroline der alte Enthusiasmus. „Meyer," schreibt sie bei dieser Gelegenheit am 2. Februar 99 an Knebel, „ist unser Stern, der uns nicht verläßt." Noch zu Ende des Jahres ist es Meyer, der für Schiller den Unterhändler bei Herder macht, um von diesem Beiträge für den Musenalmanach zu erwirken, und der Unterhändler läßt es sich dabei gern gefallen, daß sich Herder in seiner Art eine kleine Neckerei gegen ihn erlaubt[3]. Leider, auch dieser Stern der Freundschaft sollte erblassen! War es wirklich die Kalligone, welche eine Erkältung Meyers herbeiführte? Genug, im Herbst 1800 klagt Caroline, daß dessen Besuche seltener würden. Schon im folgenden Frühjahr werden die Klagen empfindlicher, die Anklagen schärfer; Meyer ist nun der „ehemalige" Freund, und bestimmt spricht sie es später aus, daß „Goethe ihn abgewandt habe"[4].

Solchen Erfahrungen gegenüber wollte es wenig besagen, daß Herder um eben diese Zeit, zu Anfang des neuen Jahrhunderts, eine Eroberung an einem jungen Schwärmer machte, der bis dahin in Jena zu dem Kreise der Jünger der Romantik gehört hatte. Für Ritter, nicht für Herder war es epochemachend, daß jener sich mit Begeisterung an diesen anschloß. Ritters Schil-

---

[1]) Mir liegen zehn Meyersche Briefe vom Jahre 1789 und 94—97 vor; die Herderschen Gedichte Zerstr. Bll. VI, 59—62.

[2]) Knebels Litt. Nachl. II, 276 (23. Nov. 98) Erinnerungen III, 197.

[3]) Meyer an Goethe 20. Sept. 99, bei Urlichs, Briefe an Schiller, S. 330.

[4]) Caroline 10. Sept. 1800 an Knebel, in Knebels Litt. Nachl. II, 336; 12. März und 15. Mai 1801, Zur deutschen Litteratur II, 5 und 11; 6. December 1807 an G. Müller, C, III, 346.

derung von seinem Bekanntwerden, seinem Umgang mit dem väterlichen Freunde, sein Geständniß, wie „unendlich viel Neues sich von da in seinem Gemüthe datire“ [1]), ist ein schätzenswerthes Zeugniß dafür, daß noch der Gealterte dieselbe fast prophetische Gewalt auf empfängliche Geister ausübte, wie sie einst der jüngere Mann auf Goethe und Claudius, auf Jung Stilling und Georg Müller ausgeübt hatte. Herder selbst dürfte doch wohl den Kopf geschüttelt haben, wenn der verworrene Enthusiast, dessen Phantasien über den Galvanismus so wenig nach seinem Geschmack gewesen waren, ihm jetzt schrieb, daß er danach trachte, „nur immer mehr im Glauben zu experimentiren“ [2]). Eine kleine Genugthuung immerhin mag er darüber empfunden haben, daß er den jungen Mann von seiner Verwickelung in den Gedankenkreis der Fichteschen Schule befreien half, und nur zu willig lieh er ihm das Ohr, wenn er ihm böse Geschichten über Schelling zutrug oder klagte, daß dieser ihm seine Entdeckungen und Ideen gestohlen habe [3]).

Allerhand Geister überhaupt drängten sich in diesen Jahren an ihn heran, — Geister, die er sich schwerlich würde haben so nahe kommen lassen, wenn er nicht ein natürliches Bedürfniß nach Bundesgenossen gehabt hätte. Gewiß, er war kein Sektenstifter oder Cliquenmacher; dazu taugte er schon deshalb nicht, weil es ihm nicht leicht ein Anderer recht machte; zu rasch durchschaute er die Schwächen derer, die sich ihm als Parteigänger anboten: sein krankhafter Ehrgeiz nichtsdestoweniger und seine Gereiztheit gegen die Gegenpartei machte ihn auch gegen die Schwachen duldsam, und gerade deshalb, weil er nicht das Talent besaß, eine Partei zu organisiren, ließ er es geschehen, daß sich eine Anzahl von Klienten an seine Fersen hing, die ihm selbst lästig waren und ihn am Ende mehr compromittirten als ihm nützten. Den eitlen Frankfurter Poetaster Gerning zwar vermochte sich selbst Goethe nicht ganz vom Leibe zu halten: bei Herder sprach Knebels Freundschaft für ihn; er corrigirte ihm seine poetischen Exercitien und stutzte ihm namentlich sein carmen saeculare zurecht. Leider war er nicht bloß für kleine Gefälligkeiten, sondern für eine sehr ernste Geldhülfe sein Schuldner — es war ein harter Dienst, wenn er dafür im Jahre 1802 in einer langen Reihe von Sitzungen mit ihm das Manuscript seiner Reise nach Italien durchging, um es durch Ausstreichen und Aendern druckfertig zu machen [4]). Eine andere poetische Mittelmäßigkeit,

---

[1]) Fragmente aus dem Nachlaß eines Physikers, Vorrede S. XXXI ff.; die Stelle ist abgedruckt Erinnerungen III, 260 ff. Vgl. über Ritter meine Romantische Schule, S. 612 ff.

[2]) Nur das datumlose Bruchstück eines Briefes Ritters an Herder liegt im Nachlaß vor.

[3]) Caroline an G. Müller * 28. März 1803.

[4]) Den Beleg für das Obige geben zahlreiche Stellen des Herder-Knebelschen Briefwechsels; dazu die facsimilirten Briefe Herders an Gerning in den „Blättern zur Erinnerung an die Feier der Enthüllung des Goethe-Monuments zu Frankfurt a. M. 22. Oct. 1844“; Düntzer über Gerning in der Vorrede seiner Sammlung Zur deutschen Litteratur I. S. XX ff.

die sich der Herderschen Protection zu erfreuen hatte, war der seit 1798 in Weimar lebende Falk. Der persönlich liebenswürdige und wackere Mann war von Wieland in einem Anfall unkritischer Begeisterung für ein großes satirisches Talent erklärt worden; der kritischere Herder sah ganz richtig, daß es dem Manne dazu am Besten fehle und daß er mit seiner Milchseele höchstens einiges Talent zur Persiflage habe: als aber Falk nun in seinem „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire" sich gegen Friedrich Schlegel, gegen die Lucinde und das Athenäum wandte, so lobte er den Angriff als brav, geschickt und gewissenhaft und meinte, daß man den wackeren Kämpfer anerkennen und ehren müsse[1]).

Einen noch viel traurigeren Parteigänger erzog er sich zu besonderem Verdruß und Schaden. Tief verstimmt gegen Goethe, der ihn persönlich etwas vornehm und ministerhaft behandelt hatte, war im Frühling 1797 Garlieb Merkel von Jena nach Weimar gekommen[2]). Als Liefländer, als Verfasser des mit ehrlicher jugendlicher Leidenschaft für die Aufhebung der Leibeigenschaft eintretenden Buches über die Letten war der „junge Thrasybul" dem ehemaligen Rigaer Patrioten, dem Verfasser der Humanitätsbriefe von vornherein empfohlen. Caroline ist des Lobes voll über den stillen sanften Menschen, in dem eine Heldenseele sei[3]), und Herder schrieb in der Erfurter Zeitung eine warme Anzeige einer zweiten das Thema der ersten wiederaufnehmenden Merkelschen Schrift. Nicht minder in Herders Sinn war ein drittes, historisches Werk, welches Merkel jetzt während seines Weimarischen Aufenthalts in raschem Zuge zu Ende führte: „Die Vorzeit Lieflands; ein Denkmal des Pfaffen- und Rittergeistes," ein Buch, das demnächst in der Adrastea (III, 1, 111) mit Ehren angeführt wurde. Es war der patriotische Geschichtschreiber, der demokratisch gestimmte Politiker, der Kämpfer für Licht und Recht, Vernunft und Billigkeit, der sich die Sympathie Herders zu erwerben wußte. Bald gehörte er zur engsten Tischrunde, gern gesehen im Familienkreise sowie als Begleiter auf Spaziergängen und Ausflügen, gleich begünstigt von der Frau wie vom Manne. Mit richtigem Blick für seine Talente suchte ihn Herder in eine politische Laufbahn zu lenken, die Stellung indeß, die er ihm in Kopenhagen als Sekretär des dänischen Ministers, Grafen Schimmelmann vermittelt hatte, wollte dem Unabhängigkeitssinn des jungen Mannes nicht behagen; nach einer kurzen Probezeit kehrte er nach Weimar zurück. Was nun? Als Schriftsteller sich weiterzubilden, als freier Litterat, als allgemeiner Sachwalter für Wahrheit und Recht überall einzugreifen, das war der Plan

---

[1]) C, I, 237. 281. Knebels Litt. Nachlaß. II, 289. 343; Böttiger, Litter. Zustände I, 224.

[2]) S. die, auch für das Folgende benutzten, bereits oben angezogenen „Darstellungen und Charakteristiken", Bd. I, besonders von S. 147 an.

[3]) An Gleim 9. Juni 97, C, I, 228 ff.

Merkels, und Herder, voll Zutrauen zu dem Charakter seines Freundes, fand, daß ihm diese Rolle gut stehen werde; er verwies ihn auf das Beispiel Schlözers und Lessings und entließ ihn mit seinem besten Rath und Segen. Zu seinem Unglück jedoch war Merkel durch den Verkehr mit Wieland und Herder in die die Zeit bewegenden ästhetisch-litterarischen Interessen mehr hineingezogen worden als seiner nüchternen, unpoetischen Natur gemäß war. Seine Abneigung gegen Goethe, gegen den klassischen und romantischen Idealismus hatte hier willkommene Nahrung gefunden, während seine autodidaktische Bildung, sein hausbackener Verstand ihn zu jeder echten Schätzung ästhetischer Werthe unfähig machte. Da für die politische Publicistik, zu der es dem freisinnigen Manne weder an Gaben noch Kenntnissen fehlte, in dem damaligen Deutschland kein Raum war, warf er sich mit dem Eifer des Politikers, mit der dreisten Zuversicht, zu der seine bisherigen Erfolge ihn zu berechtigen schienen, auf das Feld der litterarischen Kritik. Nach Berlin übergesiedelt, gab er seit dem Herbst 1800 seine „Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Producte der schönen Litteratur in Deutschland“ heraus. Es war das gröbste und einseitigste Parteiblatt, welches je geschrieben worden ist, voll unverantwortlicher, von Haß und Leidenschaft dictirter Urtheile über Goethe, Schiller und die Romantiker, denen gegenüber die Männer der alten Schule, obenan die Herder und Wieland, neben ihnen die Engel und Kotzebue, auf den Schild gehoben wurden. Wenn noch irgend etwas gefehlt hätte, der neuen Schule zum Siege zu verhelfen, so mußte ihr die dummdreiste Leidenschaft, die bornirte Geschmacklosigkeit eines so vulgären Gegners diesen Dienst leisten. Einen ungeschickteren Schildknappen, wahrlich, hätten die „Unzufriedenen von Weimar“ sich nicht wählen können, als diesen Freund, der sie bloßstellte, indem er sich auf sie berief und ihnen wehe that, indem er sie pries. Ergötzlich und bedauerlich zugleich, wie namentlich Caroline Herder sich des tapferen Parteigängers, der auf offenem Markte laut ausrief, was so ungefähr auch ihre Meinung war, gerne freuen möchte und dann doch wieder über seine täppischen Indiscretionen, seine schiefen, gelegentlich auch Freunde wie Jean Paul und Knebel und Gerning nicht verschonenden Urtheile erschrickt[1]). Welchen schweren Stand hat sie, ihn gegen Knebel zu vertheidigen, der diesem

[1]) Siehe außer dem mehrfachen Meinungsaustausch zwischen Knebel und Caroline (C, III, 175 ff., 185 ff., Zur deutschen Litteratur II, 3 u. s. w.) und Caroline an Böttiger (bei Lindemann Nr. 72: 81. 84 u. s. w) vor Allem die von Eckardt unter der Ueberschrift „Die Unzufriedenen der Schiller-Goethezeit von 1795—1805“ in den Grenzboten 1867 II, 289 ff. und III, 423 ff. veröffentlichten Briefe Herders und seiner Frau, Wielands u. s. w. an Merkel; desgleichen desselben „Erinnerungen an Merkel“ in der Schrift „Die baltischen Provinzen Rußlands“, S. 155 ff., auch dessen „York und Paulucci“, S. 5 ff. Aus den genannten Quellen wären die biographischen Angaben bei Koberstein-Bartsch IV, 869 leicht zu berichtigen gewesen, während daselbst die kritische Thätigkeit Merkels treffend charakterisirt wird.

„deutschen Holzapfel“ gleich anfangs keinen Geschmack abgewinnen kann: seine Tendenz gehe doch auf Rechtlichkeit, Wahrheit und Moralität! Wie möchte die Parteiische seinen Eifer für die gute Sache so gern erhalten! Wie ist sie bemüht, denselben jetzt zu mäßigen, jetzt in die richtigen Geleise zu lenken! „Wir lassen Sie,“ schreibt sie unter Anderem, „bei Ihren Arbeiten nimmer aus den Augen, und wenn wir manchmal glaubten, daß Sie aus dem Geleis gefahren seien, so ist alsdann unsere Freude wieder größer, wenn wir Sie auf dem rechten Wege sehen“. Im Negativen sei er gut, nur am Positiven fehle es. Dankbar nimmt sie Act von dem Lobe, das er der Adrastea gespendet, aber zugleich beschwört sie ihn, keine Parallelen zwischen ihrem Manne und Goethe zu ziehen. Sie wiederholt ihm das Wort Jean Pauls[1]), der wegen eines Urtheils über seinen Titan höchst ungehalten auf den „leeren, eitlen“ Kritiker war, daß er nicht Parteisucht durch Parteisucht vertreiben solle — und ist doch selbst in dieser Parteisucht befangen. Und Herder selbst? Kein Zweifel, daß sie seiner Ansicht Ausdruck gab, wenn sie den ungeschickten, übereifrigen Freund doch lieber in einer anderen Sphäre thätig sehen, wenn sie ihn auf den großen, edlen Weg, mit dem er so ausgezeichnet begonnen habe, zur Historie zurücklenken und ihn auf den Beruf des akademischen Jugendlehrers verweisen möchte. Gewiß, Herder war viel weniger noch als Caroline von den Merkelschen Blättern erbaut. Vom ersten Blatte an zuckte er die Achseln über den oberflächlichen und täppischen Kritiker, über diese Kritik, die keinen Grund habe und, statt zu bessern, verderbe[2]). Noch nach Herders Tode giebt die Wittwe, die nun auch Merkels Hülfe für die Herausgabe der Werke ihres Mannes in Anspruch nahm, ihm zu verstehen, daß der Verstorbene zwar stets Achtung für seinen Charakter und persönliche Theilnahme für ihn, aber nicht unbedingte Billigung für seine neuere litterarische Thätigkeit gehabt habe. Herder stand über der Parteilichkeit seiner Frau, aber er führte ihr doch die Hand bei ihrer Correspondenz mit dem schwer zu belehrenden Verehrer und blieb so bis auf einen gewissen Grad mitverantwortlich für die zweideutige Bundesgenossenschaft.

Zweideutiger noch und beklagenswerther war das Verhältniß zu Böttiger, dem Zudringlichsten und Widerwärtigsten der Parasiten. Bei aller Anerkennung seiner Gelehrsamkeit und Lehrgeschicklichkeit hatte Herder frühzeitig die Schwächen des Gelehrten und des Lehrers, je länger desto mehr auch die Unlauterkeit des Menschen erkannt. Schon wenige Jahre nach Böttigers Berufung zum Director des Weimarer Gymnasiums faßte er sein Urtheil dahin zusammen, daß derselbe „ein vortrefflicher Mann fürs Außenwerk“, aber ohne inneren Sinn und daher bei aller kritischen Kleinmeisterei ungeeignet sei,

---

[1]) A, I, 319, vgl. S. 312.

[2]) An Knebel, Herbst 1800, in Knebels Litt. Nachlaß II, 288.

die jungen Leute in den Geist der Autoren einzuführen[1]). Die gewandte Vielthätigkeit des Freundes Ubique, der in Geschäftscompagnie mit dem industriösen Bertuch unzählige Journale und Zeitungen theils redigirte, theils als Mitarbeiter und Correspondent mit gelehrtem und ungelehrtem Klatsch, mit artistischen und litterarischen Anekdoten versorgte, der, zumal seit ihm Wieland die Redaction des Teutschen Merkur übertragen hatte, mit aller Welt in Correspondenz stand, der überallhin horchte und das Erhorchte überallhin umhertrug, der allerorten den Beurtheiler, im Weimarischen Theater den Claqueur machte — wie mußte Herder dies zerstreuende Treiben in der Seele zuwider sein, das sich so schlecht mit der Thätigkeit des Gymnasialrectors, mit den Pflichten und der Würde des Jugendlehrers vertrug! Daß Böttiger im Geheimen den verhaßten Voigt sich zum Freunde zu machen gewußt hatte, war ihm ein Stachel mehr. Damals, als Böttiger, im Jahre 1797, sich den Ruf nach Kopenhagen zu verschaffen gewußt hatte, um denselben unter Anderem zur Abschüttelung einiger seiner Weimarer Amtsverpflichtungen zu benutzen, ließ er ihn den Ephorus fühlen und setzte mit Goethes Hülfe die Abweisung seiner Forderungen durch[2]). Was er leider nicht hintertreiben konnte, war der verderbliche Einfluß, den der frivole Mann auf die ihm anvertraute Jugend ausübte. Wiederholt hatte er ihn betroffen, wie er mit besonderem Behagen bei der Erklärung einer schlüpfrigen Horazischen Ode verweilte und war empört darüber nach Hause gekommen. Er haßte, er verabscheute die „unreine Seele". In den unheiligsten Händen glaubte er die Jugend zu sehen und klagte im Stillen darüber, wie der Mann Hochmuth, gelehrten Dünkel, kritischen Spott und Schadenfreude unter die Jünglinge säe, wie er, ein Schmeichler und Intrigant auch in der Schule, die Verschmitzten unter ihnen zu seinen Creaturen erziehe. Nicht bloß im Stillen. Er ließ es an Winken und Vorstellungen nicht fehlen; er benutzte namentlich die alljährlichen Examenreden zur Gegenwirkung gegen die Böttigerschen Einflüsse. Auf Böttiger war es gemünzt — weder diesem noch den Zuhörern konnte es entgehen — wenn er in den Schulreden vom Jahre 1797 das Juvenalsche Maxima debetur puero reverentia zu seinem Texte machte oder die Schulen als Werkstätten des Geistes Gottes charakterisirte, wenn er im Jahre 1801 die „Vielwisserei und Vielthuerei", die geschmacksverderbende Neugier und den Jahrmarktströdel der zeitgenössischen Litteratur geißelte, wenn er in der Rede vom Jahre 1802 „von der Heiligkeit der Schulen" Wehe rief über die Verderber und Verführer jugendlicher Seelen, und erklärte, daß die Regel des Wahren und Anständigen gegen den Modegeist, den Beförderer des Frechen, Weichlichen, Lüsternen, aufrecht zu erhalten die eigentliche Aufgabe der Schulen sei.

---

[1]) Die Ausdrücke sind Carolinens in dem Briefe an G. Müller, der bei Gelzer, S. 247 vom 30. Juni datirt ist, aber erst im Juli 1794 geschrieben sein kann.

[2]) Vgl. oben S. 660.

In einem langen Capitel hat Caroline, als sie die Materialien zur Lebensgeschichte ihres Gatten für Müller zusammenstellte, ihrem Herzen über Böttiger Luft gemacht[1]). Sie schildert den Charakter desselben in den schwärzesten Farben. Sie kann nicht Worte genug finden, ihrem Unwillen über die grobe Schmeichelei und Zudringlichkeit, die sich anbietende Vielthuerei und schadenfrohe Hinterlist, das Ränkespiel und die Heuchelkunst des Mannes Ausdruck zu geben. Sie giebt hier wie anderwärts Belege von der Insolenz und Verlogenheit desselben und von den ihrem Manne daraus erwachsenen Kränkungen[2]). Es ist ihre angelegene Sorge, der Meinung entgegenzutreten, als ob Herder Böttigers Freund gewesen, und sie bittet den Biographen, womöglich auch nicht den Namen des falschen Gesellen in Verbindung mit dem des theuren Verstorbenen zu nennen. Falsch ist das Bild, welches wir auf diese Weise von dem Verhältniß der beiden Männer bekommen, nicht — nur einseitig ist es, und die Schatten haben in der Erinnerung und unter dem Eindruck von Böttigers späterem Benehmen nachgedunkelt. Schon im März 1799 fallen ähnliche harte Aeußerungen über den Herumträger, der den Inhalt erhaltener Briefe der Stadt und dem Hofe im Vertrauen mittheile, über den „hundertschwänzigen Fuchs", welcher Allen Alles sei. „Eine böse Katze und Kröte" nennt ihn Herder in unmuthiger Aufwallung, und es bedarf Knebels Fürsprache, um ihn vor Verstoßung aus dem Herderschen Hause zu bewahren. „Ich habe ja nichts weiter in Weimar," schrieb Böttiger und wußte sich mit der Versicherung innigster, unterwürfigster Verehrung wieder zu insinuiren[3]). So ist er vor- und nachher mit Meyer, Merkel, Majer, Wieland, zuweilen mit einem durchreisenden Fremden, den er einzuführen die Erlaubniß hatte, an dem sonntäglichen Theetisch erschienen, allezeit mit einer Tasche voll Neuigkeiten und mit dem Ohr des Lauschers, mit der Aufmerksamkeit des Tagebuchaufzeichners. Es gab am Ende kein Mittel, sich des unerfreulichen Gastes zu entledigen als die Einstellung jener regelmäßigen Gesellschaftsabende. Denn das in der That charakterisirt das Verhältniß am meisten, daß es, trotz Allem, nicht zum erklärten, förmlichen Bruch gebracht werden konnte. Darum

---

[1]) Aus diesem handschriftlichen Capitel, das bereits in der Anm. oben a. a. O. citirt wurde, sind einzelne Stellen bei Lindemann abgedruckt. Es ist durchweg für unseren Text benutzt worden, zu dem übrigens die ganze Lindemannsche Monographie zu vergleichen ist.

[2]) So z. B. durch die Erzählung von dem Katalog der Noldeschen Bibliothek, den Böttiger behufs Auswahl der für die Schulbibliothek brauchbaren und der zu verkaufenden Bücher von Herder erhalten hatte, den er dann trotz alles Mahnens zurückbehielt und endlich ableugnete, — während er zugleich aus dem Verkauf der ihm vielfach zufließenden Freiexemplare schlechter Bücher an die Schule ein lucratives Geschäft machte und dazu Geld von den Herzoginnen bettelte, von den Schülern sammelte, angeblich zur Herstellung einer „Bildungsbibliothek".

[3]) Caroline und Herder an G. Müller 1. März 99, Gelzer, S. 284; Knebel an Caroline 16. März 99, C, III, 137 und 9. April, das. S. 139, vgl. Knebel an Böttiger von demselben 9. April, im Nachlaß III, 43; Böttiger an Herder, bei Lindemann, S. 39 u. 88.

gerade dringt Caroline so leidenschaftlich ängstlich darauf, daß es nicht als ein Verhältniß der Freundschaft dargestellt werde. Noch nachträglich empfindet sie dasselbe fast wie ein Unrecht, wie eine Gewissensbeschwerung. Entgegengesetztere Naturen als die reine und offene, sittlich ernste Natur Herders und die unlautere, unwahre, sittlich frivole Böttigers konnte es nicht geben. Aber nicht nur, daß der Ephorus dem Director seines Gymnasiums, mit dem er nun einmal auskommen mußte, eine gewisse Schonung nicht versagen konnte: — noch durch andere Seile war er an ihn gebunden, die zu zerreißen er nicht die Kraft besaß. Ueber politische Dinge hatte sich Herder so unvorsichtig frei herausgelassen, daß sich Böttiger als seinen Gesinnungsgenossen bekennen, daß er es wagen durfte, bei Gelegenheit eines im Herbst 1794 an ihn ergangenen Rufes nach Schulpforta, sich wegen der Ungnade, die der Herzog ihm neuerdings zeigte, auf Herders eigene ähnliche Erfahrungen zu berufen [1]). Der von Goethe gründlich Gehaßte schien ein Anrecht auf den Schutz und die Gastfreundschaft eines Hauses zu haben, in welchem leider gegen den „treulosen Freund", den Bundesgenossen Schillers, die tiefste Verstimmung herrschte. Trauriger Tausch! Einst war Goethe dem Verfasser der „Ideen" ein erster Leser, ein innig theilnehmender Berather gewesen: jetzt wanderten Stücke der Terpsichore, der Humanitätsbriefe, der Christlichen Schriften und der Adrastea zu Böttiger, damit dieser darüber sein Votum abgebe. Ueberhaupt, ein so belesener, auch in den Winkeln der Litteratur bewanderter, so viel wissender Mann mochte sich dem überallhin ausgreifenden Herder so nützlich, ja unentbehrlich machen wie ein Conversationslexikon. Es vertrug sich mit aller Geringschätzung, die der Geistreiche gegen den Ungeschmack und die Notizengelehrsamkeit des Zusammenträgers hegte, daß er sich dessen Kenntnisse zu nutze machte und daß er gelegentlich, wie durch die anerkennende Besprechung der Erläuterungen Griechischer Vasengemälde in der Erfurter Zeitung, dessen Dienstleistungen mit einem Gegendienst erwiderte. Aber wenn es dabei sein Bewenden gehabt hätte! Zahlreiche Bitt- und Dankbillets von der Hand Carolinens an den „Gütigen", den „Gefälligen" [2]) lassen erkennen, daß man bis zuletzt den allzeit fertigen Correspondenten und Journalisten nicht entbehren konnte, daß man die so hart verurtheilte Zeitungskritik bis auf einen gewissen Grad zu beachten und auf einen richtigen Ton zu stimmen keineswegs verschmähte. Wenn es die Unterbringung eines Gleimschen Gedichts im Merkur, eine Anzeige der Adrastea in der Allgemeinen Zeitung oder in der Jenaer Litteraturzeitung, eine Reclame hier oder dort zu Gunsten der guten Sache bedurfte — ein Wink an den Allgefälligen genügte, um das Gewünschte zu erhalten. So machte man sich mitschuldig an der litterarischen Betriebsamkeit des Mannes

---

[1]) An Herder 23. October 1794, bei Lindemann, S. 50. 51.

[2]) Siehe die Sammlung der Billets im Anhang bei Lindemann, S. 105 ff.; auch die Herderschen Billets bei Boxberger, S. 20 ff.

und lud Verbindlichkeiten auf sich, die man dann zu anderer Zeit so gern wieder losgeworden wäre. Endlich aber — war es bloß Böttigers oder nicht auch Herders Schuld, daß jener immer und immer wieder jede neue Arbeit seines Gönners mit jenen von Bewunderung strotzenden Zuschriften begrüßen durfte, die bis in die kleinen zwischengestreuten Ausstellungen die Absicht der plumpsten Schmeichelei an der Stirn tragen? Nur kühl, es ist wahr, wurden sie aufgenommen, nur höflich erwidert. Nichts trotzdem läßt die gesellschaftliche Situation und die innere Verfassung Herders in trüberem Lichte erscheinen, als daß er sie überhaupt lesen, daß er diese eklen Lobsprüche ertragen mochte, ohne für sich und für den unterwürfigen Lobredner zu erröthen. —

Umgeben von solchen nur zum Theil ihm einigermaaßen ebenbürtigen, zum größeren Theil unebenbürtigen, ja unwürdigen Genossen, gleichsam aus dem Schmollwinkel heraus, unternahm es nun Herder, sich zum Richter über das jüngstvergangene, zum Wegweiser für das neue Jahrhundert aufzuwerfen. „Ich fürchte," hatte Körner geschrieben, als er vor Jahresfrist die Ankündigung der Aurora gelesen hatte, „von Herder viel Jeremiaden." Und vortrefflich hatte er hinzugefügt: „Das litterarische und moralische Chaos in unserem Zeitalter kann einem wohl manchmal üble Laune machen; aber der Schriftsteller muß sich über diese Stimmung erheben. Heiter und kraftvoll muß er auf den Punkt wirken, wo er den Keim des Besseren wahrnimmt. Eine gesunde Natur muß Gesundheit, Freude und Harmonie um sich her verbreiten." Die Adrastea rechtfertigte diese Befürchtungen und war als ein Product pathologischer Zustände durch diese Bemerkungen im Voraus charakterisirt. Anderthalb Jahre später, nach dem Erscheinen der ersten Hefte konnte der klar blickende Mann sein Urtheil über das Kranke und Weinerliche der Ansicht des Verfassers, über seinen Mangel an rüstiger Heiterkeit, durch die allein den vorhandenen Uebeln entgegengewirkt werden könne, nur wiederholen. Er durfte nicht mit Unrecht auch die Form tadeln und über die gewaltig lange Brühe spotten, mit der — ähnlich wie in den Humanitätsbriefen — das wirklich Nahrhafte in diesem „Ragout" angerichtet sei [1]).

Mit einer historisch-politischen revue rétrospective über das achtzehnte Jahrhundert beginnt die Zeitschrift: Reflexionen über „Begebenheiten und Charaktere" dieses Jahrhunderts bilden den Hauptinhalt der ersten beiden Stücke [2]). Mit Jean Paul könnte man sagen: der letzte Band der Ideen zur Geschichte der Menschheit! Denn in der That, es ist wieder Philosophie der Geschichte. Jene „bildende Geschichte" ist es, die er seinem Georg Müller zugewiesen, die er in der Vorrede zu dem Majerschen Buche charakterisirt hatte,

[1]) Körner an Schiller 27. October 99 und 22. Mai 1801.

[2]) Die Zeitschrift war als Vierteljahrsschrift gemeint; je zwei Stücke wurden zu Einem Bande zusammengefaßt. Das Dritte und Vierte Stück jedes Jahrgangs jedoch erschien allemal erst um und nach Ostern des folgenden mit der Bezeichnung des vorangegangenen Jahres. — Das Erste Stück des Ersten Bandes geht, ganz frisch, am 12. März, das Zweite am 15. Mai 1801 an Knebel (Zur Deutschen Litt. II, 4 und 9).

die darauf ausgeht, „aus dem Körper der Geschichte den Geist, die Anwendung auf die Cultur der Menschen zu ziehen“ [1]). Als ein politisches Blatt zwar will er die Zeitschrift nicht angesehen wissen — als sein „politisches Testament“ bezeichnet er nichtsdestoweniger diese ersten Hefte, und Caroline ist darauf gefaßt, daß er durch dies „Glaubensbekenntniß“ sich die Weimarische Gesellschaft nur noch mehr verfeinden werde [2]). Ein Mittelding, nach alle dem, von Geschichte, Philosophie der Geschichte und auf die Gegenwart angewandter Geschichtsmoral. Man wird die Gesinnung ehren dürfen, die sich der Theilnahme an den großen Weltbegebenheiten nicht verschließt und mit sittlich bildender Absicht auf sie eingeht, aber man wird zugleich zweifeln dürfen, ob eine so flüchtige Geschichtsbehandlung, die jetzt zu vagen Gemeinplätzen, jetzt zu moralischen Excursen, jetzt endlich zu scheelen Seitenblicken und Anspielungen ausschweift, irgend welche höhere Forderung schriftstellerischer Darstellung befriedigen und irgend welche durchschlagende Wirkung ausüben kann. Es ist vollkommen zutreffend, wenn Goethe seinen Eindruck gegen Schiller dahin formulirte, daß der Verfasser sich wie im Fegfeuer zwischen der Empirie und der Abstraction in einem sehr unbehaglichen Mittelzustande zu befinden scheine und daß in diesen Heften weder an Inhalt noch an Form etwas über das Gewöhnliche hinausgehe [3]).

Mit Frankreich vorzugsweise hat es das Erste Heft zu thun. Gleich anfangs giebt der Spanische Erbfolgekrieg dem Verfasser zu einer Declamation gegen den Krieg als ein Mittel der Rechtsentscheidung Anlaß, wogegen ein aus den Regenten gebildeter höchster europäischer Gerichtshof gefordert wird. Den Mittelpunkt des Heftes bildet die Gestalt Ludwigs XIV., des „immer Anstandsvollen, erhabenen Eitlen“, dessen Leben als eine Tragödie dargestellt wird, in der die Nemesis gewaltet habe. Der Haupfigur reihen sich einige Nebengestalten, vor Allem die Maintenon, Fénélon und Bayle an; dazwischen breitet sich die Darstellung zu einer Schilderung der Culturzustände des Zeitalters Ludwigs XIV. aus, so zwar, daß in ziemlich willkürlicher Ordnung und loser Aneinanderreihung von den Akademieen und den schönen Künsten, von den durch Ludwig vertriebenen Reformirten und dem französischen Klerus die Rede ist. Es sind ebensoviele Gelegenheiten bald zu treffenden Charakteristiken, bald zu allgemeinen Betrachtungen und Urtheilen, die doch dem geschichtlichen Boden keinesweges immer natürlich und freiwillig entspringen. Man freut sich einiger scharf zugespitzter Sätze, wie wenn es von Fénélon heißt, daß bei ihm Alles aus dem kräftigsten „Anti-Egoismus“ geflossen

---

[1]) Jean Paul an Caroline 9. April 1801, A, I, 319; Caroline an G. Müller *26. März 1801 (nur der Schluß des Briefes, falsch datirt, bei Gelzer, S. 297).

[2]) Caroline an Böttiger, bei Lindemann S. 134 Nr. 98; Herder an Gleim 2. Jan. 1802, C, I, 297; Caroline an G. Müller in den Stellen der vorigen Anm. Dieselbe an Knebel 12. März 1801, Zur deutschen Litt. II, 4 ff., in den ersten und den nächstfolgenden Stücken suche Herder „erst eine Basis zu bereiten“.

[3]) An Schiller 18. März 1801.

sei, oder wenn der französischen Nation nachgerühmt wird, daß sie „die feinsten wie die größesten Gedanken in Poesie und Prosa für den menschlichen Verstand treffend accentuirt habe". An vielen anderen Stellen dagegen ermüdet diese Lectüre; der einfache, aller Beherzigung würdige Gedanke, daß Niemand der großen Waage des Schicksals über den Werth und Unwerth der Dinge entlaufe, daß die hohe Macht der Nemesis-Adrastea Alles zu brauchen wisse und Alles zum Besten lenke, wird bei allzu häufiger Wiederholung so schaal wie eine abgespielte Melodie. Je mehr das reflectirende Element in das erzählende versteckt oder mit ihm verwoben ist, desto mehr erfreut uns die Darstellung. Leider jedoch gelingt diese Bindung hier nur zuweilen; in besonderen „Beilagen" werden Fragen erörtert wie die, ob Eitelkeit das erste Princip einer Staatsverfassung sein könne, ob es nicht trotz aller Geschmacksverschiedenheiten doch ein Ideal der Schönheit gebe u. s. w., und auf der anderen Seite werden uns, als „Erläuterungen" zu dem vorangegangenen Geschichtstext, aus der Memoirenlectüre des Verfassers etliche Anekdoten mit angehängter Moral gleichsam als Nachtisch aufgetragen.

Die gleiche Methode herrscht sofort in dem Zweiten Stück, das mit Ludwigs großem Gegner, Wilhelm von Oranien, zu den politischen und litterarischen Zuständen Englands übergeht, — nur daß die betrachtenden Beilagen öfter als in dem Ersten Stück durch Auszüge aus anderen Autoren und durch allerlei poetisches Zwischenwerk ersetzt werden. Im Vordergrunde steht die kirchenpolitische Frage, deren Besprechung sich zur Verurtheilung der englischen Hochkirche und zu starken Ausfällen gegen den Geist der Intoleranz und des Papismus zuspitzt. Politische Reflexionen knüpfen sich fast nur an die Charakteristik Marlboroughs und seiner Lady Sarah; sie laufen auf eine Verurtheilung der Größe des Kriegshelden hinaus. Allen übrigen Raum füllen litteraturgeschichtliche Schilderungen. Der Verfasser der Adrastea ist in seinem Elemente, wenn er die Blüthe der englischen Litteratur unter Königin Anna aus ihren Gründen und Ursachen abzuleiten sucht, wenn er John Locke und den Deisten ihre Ehre widerfahren läßt und den Trumpf ausspielt: „Freidenker sollen wir Alle sein!" wenn er — nicht ohne Seitenhiebe auf Kant — sich der Moral und Metaphysik seines geliebten Shaftesbury annimmt, wenn er Addison und Pope und deren Einfluß auf die deutsche Litteratur, wenn er mit besonderer Ausführlichkeit endlich seinen alten Liebling Swift behandelt, um ihn einerseits als den „thätigen Schriftsteller", der in Deutschland ganz unnachahmbar sei, andererseits, voll Mitgefühl, als den leidenschaftlich Stolzen zu charakterisiren, dem die Menschenform verleidet worden sei.

Vergleicht man, was Adrastea über die Franzosen und was sie über die Engländer schiedsrichterlich urtheilt, so kann man sich nicht verhehlen, daß das Zünglein der Waage sich auf die Seite der Ersteren neigt. So war auch Georg Müllers Eindruck. Er erklärte, daß er Herders Vorliebe für die französischen Beaux esprits nicht zu theilen vermöge und daß er hinwiederum das Urtheil

über die Engländer hin und wieder zu hart finde[1]). Zwischen den Zeilen lesend, erkannte er, daß der gerechte Todtenrichter sich nicht ganz habe freimachen können von seinen eigenen zeitgeschichtlichen Erfahrungen, seinen Gefühlen und Meinungen über die Lebenden. Auch nicht gewollt hatte er es. Von weiblicher Leidenschaft gefärbt, verräth sich die politische Stimmung, die im Geheimen Adrasteas Urtheile lenkte, in der Antwort, welche Theano dem Schweizer Freunde auf seine Bemerkungen ertheilte. Die Losung ist Unparteilichkeit; der Deutsche, so interpretirt sie ihres Mannes Gesinnung, habe sich gegen beide Nationen selbständig auf sich zu stellen — aber die geistigen Fortschritte, die von den Franzosen ausgegangen, seien hoch zu halten, und es sei nicht zu dulden, daß „der dumme hohe Pöbel in Deutschland" dieser „Fackel des Verstandes" Hohn spreche; der eigentliche Satan aber, der im Finstern schleiche und Deutschland in Verwirrung gestürzt habe, sei „der englische Kaufmanns- und Lügengeist sammt der Malhonnêteté aller Kabinete auf dem Continent" [2]). Das war die Stimmung, die sich in der That in freilich äußerst zahmen und vorsichtigen, in Wolken allgemeiner Betrachtungen gehüllten Anspielungen durch die Urtheile der Adrastea hindurchdrängte. Die „Geschichte des deutschen Mannes, den sein Niemand als Schatten begleitet", ein Seitenstück zu Swifts Geschichte John Bulls, war in der Ersten Adrastea nur angekündigt und blieb unvollendet[3]). Die sonstigen Zeitbeziehungen mochte suchen, wer sich darauf verstand. Den Freunden entgingen sie nicht. Böttiger fand, daß der Verfasser der Adrastea „eine Welt der zeitgemäßesten Weisheit" aus dem Siècle de Louis XIV. entwickelt habe, und von den Stellen der Zweiten Adrastea, die gegen die Anmaaßungen der „Kaufmanns-Insel" und das schimpfliche Söldnerthum continentaler Völker im Dienste der gewinnsüchtigen Weltherrschaft jener Insulaner eiferten, wünschte er, daß sie eben jetzt, in diesem prägnanten Augenblick, in hunderttausendfacher Vervielfältigung durch die Zeitungen in Deutschland verbreitet werden möchten. Prinz August von Gotha vollends bewunderte, wie fein Herder Kaiser Paul und Bonaparte mit der Feder eines Saint Pierre zu schildern und mit der Hand eines Todten die Kastanien aus dem Feuer zu ziehen verstanden habe[4]).

Ein Stück der Ersten Adrastea, eine Dichtung ist es, worin sich die politischen Hintergedanken Herders offener fast verrathen als in den historischen und betrachtenden Abschnitten. Aus diesen vorangegangenen Abschnitten erwachsen, gleichsam eine Summe und Nutzanwendung derselben[5]), ist „Aeon

[1]) An Herder * 5.—9. Mai und 21.—27. Juni 1801.

[2]) An G. Müller 20. Mai 1801, Gelzer, S. 298.

[3]) Adrastea I, 1, 21 Anm. S. das Fragment Adr. VI, 2, 209 ff.

[4]) Böttiger an Herder bei Lindemann, S. 85. 86, Prinz August an Herder * 21. Mai 1801.

[5]) Caroline an Knebel, Zur deutschen Litt. II, 5; Knebel an Caroline C, III, 189. — In SWS. findet sich die Dichtung jetzt Bd. XXVIII, 247 ff.

und Aeonis" nahezu eine politische Satire. Ein allegorisches Drama, ist die Dichtung andererseits — ein Pendant zu Goethes „Paläophron und Neoterpe".

Dies Goethesche Stück nämlich war am 24. October 1800, als am Geburtstag der Herzogin Mutter, im engeren Kreise aufgeführt worden. Die handelnden Figuren waren dabei, bis auf eine, in Masken erschienen, und so bereitete die Darstellung, wie Goethe in den Annalen berichtet, jene Maskenkomödien vor, die in der Folge jahrelang eine ganz neue Unterhaltung gewährten. Wer kennt nicht die ebenso zierliche wie harmlose Gelegenheitsdichtung? Paläophron und Neoterpe — die Namen für diese Figuren, in denen wir leicht die alte und die neue Zeit erkennen, hatte Friedrich Schlegel dem Dichter an die Hand gegeben — stehen zuerst feindlich und mißtrauisch einander gegenüber; aber es bedarf nur, daß Beide ihre Begleiter, jener den Griesgram und Haberecht, diese den Gelbschnabel und Naseweis von sich entfernen, so befreunden sie sich und schließen einen die Stadt beglückenden Bund, einen Bund, den Herzogin Amalie längst begründet und immer schon gepflegt habe. Mit liebenswürdiger Heiterkeit ist die durchaus allgemein gehaltene Allegorie durchgeführt, während die künstlerische Absicht dahin ging, den Zuschauern ein plastisches und doch bewegliches und belebtes Bild vor Augen zu stellen. Auch Herders hatten der Vorstellung beigewohnt und sich daran erfreut. Ihr Aber hatten sie dennoch dabei. Es fehle der Dichtung an „Gemüth", auch sehe man überall eine Art von Buhlerei oder, wie Goethe selbst zu sagen liebe, „das bethuliche Wesen"[1]. Ernstere Gedanken kamen dem Verfasser der Adrastea bei dem Scheiden der alten, dem Eintritt der neuen Zeit. Angeregt durch das Goethesche Vorbild, zum Widerspruch gereizt gegen das bethuliche Wesen, schrieb er „Aeon und Aeonis".

Alle Züge der Barbarei, der Unvernunft, der Willkür und des rechtlosen Despotismus sind auf den greisen Aeon gehäuft, den Vertreter und Herrscher der alten Zeit. Des alten Staats vielmehr; denn als politisch-höfische Figuren stellen sich seine treuen Diener, die Herren von Herkommen und von Ansehen dar. Wir lernen als des Ersteren Frau die blinde Meinung, als deren Kinder die Vorurtheile kennen; von Frau von Ansehen hören wir, daß sie Hof hält mit dem Heer der Artigkeiten und Zeitvertreibe. Das ganze alte Regiment jedoch befindet sich in Verfall; schon spottet man des ganzen Hofstaats, und den trefflichen Beamten „Gewalt für Recht" heißt man „sich rückwärts buchstabiren". Das macht, das Volk hofft auf das neue Regiment von Aeons Tochter. Fern vom Hofe ist Aeonis von ihrer Mutter auferzogen worden; der Alte weiß: die Ankunft dieser Beiden bedeutet sein Ende. Und während er nun, von Gewissensbissen und trüben Ahnungen beschwert, in einen unruhigen Schlaf versinkt, tritt die Erwartete ein, begleitet von zwei

[1] Caroline an Knebel 15. Nov. (nicht Sept.). Zur deutschen Litt. I, 184.

Palmen tragenden Knaben, deren einer „guter Wille", der andere „guter Ausgang" heißt. Der erwachte Aeon vermag noch eben die bittende Tochter zu segnen: sie möge verbessern was er angefangen, thun was er versäumt habe; — dann sinkt er todt am Altare der Vergangenheit nieder. Gleichzeitig läßt sich ein Gesang Unsichtbarer vernehmen. Sie singen von der wägenden und messenden Adrastea. Chöre von Arbeitern und Arbeiterinnen aber begrüßen nun in hellerleuchteten Tempelräumen die neue Herrscherin, die sich dem Recht und der Wahrheit gelobt und aus den Händen ihrer Begleiter die Insignien der Herrschaft empfängt. Sie giebt sich den Namen Agape, und nachdem sie ihrer Mutter Arete in die Arme gesunken, preisen glückwünschende Chöre den Bund der Liebe und der Tugend.

So also war es mit dem „Gemüthe" gemeint. Politisch-moralische Gesinnungen und Maximen wollte Herder in scharfer Betonung, mit starker Beihülfe der Musik aussprechen. Es ist nicht schwer, sich zwischen dem übertreibenden Lob der Freunde und dem abfälligen Urtheil Schillers hindurchzufinden. Nach Jean Pauls Votum war dieser Herdersche Aeon, was Goethes „Casualäon" sein wollen. Böttiger vollends verkündete mit schadenfroher und grober Schmeichelei die Niederlage des poetischen Nebenbuhlers. Diese „himmlische Allegorie", dies „hohe Drama" bedürfe keiner Masken und Fratzen; wie werde dagegen das präconisirte, anglisirte und colorirte Maskenspiel noch bestehen können? Nach Schiller dagegen war alles Gute an dem Stück Goethe abgeborgt; mit der eigenen Erfindung beginne die Pfuscherei; es sei gut, daß der Dünkel und der Widerspruchsgeist den Verfasser in die Arena hinausgelockt habe, um seine Schwäche und Ungeschicklichkeit, seine Unfähigkeit zum Zeichnen fester Umrisse und geschlossener Charaktere an den Tag zu legen [1]). Mit dem Letzteren hat es unzweifelhaft seine Richtigkeit. Damit jedoch nicht genug. Hatte nicht Herder selbst in der Kalligone erklärt, daß „ein allegorisches Drama das kälteste Schattenspiel sei, worin mit fortgehendem Widerspruch Nichtigkeiten sprechen, Nichtigkeiten handeln"? Verfiel er nicht in dem Bestreben, Goethe zu überbieten, in eben jenes Formenwesen, das er theoretisch bei jeder Gelegenheit verurtheilt hatte? Konnte der fadenscheinige allegorische Formalismus dadurch gewinnen, daß ihm äußerlich ein moralisch satirischer Gehalt aufgeheftet wurde? Und ferner: immer noch wurden jene allegorischen Schatten körperlicher durch die plastische Behandlung Goethes als durch die musikalische Herders. Beides vielmehr, das plastische und das musikalische Element, war hier zur Verstärkung der Wirkung, zur Hebung des schattenhaften Eindrucks fremdartig zusammengespannt. Endlich: wie unerfreulich contrastirt doch die satirische Schärfe der Anfangsscenen mit den halb pathetischen, halb weichen Tönen des Schlusses! Wie soll es uns gelingen,

---

[1]) Jean Paul an Caroline 9. April 1801, A, I, 319; Böttiger an Herder bei Lindemann, S. 85; Schiller an Goethe 20. März 1801; Knebels Urtheil C, III, 189.

uns zu den frohen Aussichten auf den bevorstehenden Sieg des Guten zu erheben, wenn uns noch der stechende Spott auf die Sünden des alten Regimes, die häßliche und gehässige Nachrede auf das Spinngewebe der „Voräfferin“ der neuen Zeit, das will sagen der Kantschen Philosophie, in den Ohren klingt? Aus dem Gemüthe immerhin, aber aus einem versäuerten Gemüthe, das vergeblich nach einer höheren Beruhigung rang, war die Dichtung geboren. Goethe schaute ihr auf den Grund, wenn er von der „Bitterkeit und der Trauer in Einem Product“ sprach und das traurige Wort hinzufügte: „ich möchte nicht in der Haut des Verfassers stecken“ [1]). —

Stärkere Angriffe auf die neue klassische Poesie, vor Allem auf das verhaßte Komödienwesen, und mehrere Versuche, dem falschen Drama das wahre entgegenzustellen, sollten folgen.

In der gemeinsamen Thätigkeit Goethes und Schillers gipfelte äußerlich der Bund der Beiden, wie ihn die Xenien besiegelt hatten. Durch das Interesse für das Theater zumeist sah Herder seine Wirksamkeit auf das Publicum, auf das Weimarische insbesondere lahm gelegt. Kein Wunder, daß sein Unwille und seine Tadelsucht sich hiegegen vor Allem richtete. Am 12. October 1798 war das erneuerte Theater mit der ersten Aufführung von Wallensteins Lager eröffnet worden. „Die Komödie,“ schreibt da Caroline an Gleim [2]), „ist nun fast der herrschende Gedanke des großen Haufens geworden; mein Mann ist vielleicht der Einzige in Weimar, der noch nicht darin war.“ Ebenso kühl ließen ihn die Piccolomini und Wallensteins Tod, und nicht ungern mochte er Knebels Spott über Schillers „Trauerwerke“ lesen, „die jetzt nach unserer Laffen Geschrei eine ganz neue, große Epoche der Poesie machten“. „Hier,“ schreibt er den 14. Februar 1800, nachdem der Verfasser des Wallenstein inzwischen für immer nach Weimar übergesiedelt war, um sich fortan mit Goethe in die Leitung des dortigen Theaters zu theilen, „hier ist nichts als Theater und theatralisches Werk und Wesen, dem ich schon in der heiligen Taufe entsagt. Goethe, Schiller und Kotzebue existiren vereint in unseren Mauern.“ Nicht der Letztere ist der am ungünstigsten Angesehene. Man hat für dessen Gustav Wasa im Herderschen Hause ein lobendes Wort: an Goethes Uebersetzung von Voltaires Mahomed nimmt man das ernsteste Aergerniß. Herder hat der Vorlesung des übersetzten Stücks bei Goethe beigewohnt. „Vortreffliche Verse,“ meinte er, „aber der Inhalt eine Versündigung gegen die Menschheit!“ Er und sie sind dann bei der Aufführung von Scene zu Scene empört gewesen; sie ruft Wehe darüber, die „Unnatur unter dem geweihten Namen der Kunst auf den Thron gesetzt zu sehen“ und spricht von der „Ziererei der Kunst, uns

---

[1]) An Schiller 21. März 1801.

[2]) 12. November 98. Durchweg sind es Stellen des Briefwechsels mit Gleim und mit Knebel, auf welche im Folgenden Bezug genommen ist, ohne daß es nöthig erschien, sie im Einzelnen nachzuweisen.

Deutsche mit dem französischen Kothurn zu beschenken, weil es der Herr v. Haaren durch den Herzog so bestellt hat". Spöttisch ist wiederholt von dem „großen Schiller" die Rede, der wieder „etwas Großes" vorhabe; man regt sich auf über die Lobsprüche, die der armselige Gerning dem Dichter in seinem carmen saeculare gespendet, und Goethes darauf bezügliche Urtheile sind für Herder „feurige Pfeile". Zu neuen Exclamationen giebt die Lectüre des Aeschylus in der eben erschienenen Stolbergschen Uebersetzung Anlaß: „O wie weit sind wir von den griechischen Tragikern entfernt! Welche Langmuth gehört dazu, die zwei großen Dichter zu sehen, wie sie ihre ausstaffirten falschen Götzenbilder als den alleinigen dramatischen Gott aufgestellt haben!" Dann wieder muß Lessing der Erbitterung über die Lebenden zum Relief dienen. Sein Nathan war am 28. November 1801 zum ersten Mal auf der Weimarer Bühne aufgeführt worden. „Nach dieser Vorstellung," schreibt Caroline an Gleim, „fühlen wir aufs Neue, wohin unsere Schauspieldichter gesunken sind und wie hoch Lessing steht." Gegründeteren Anlaß zum Unwillen gab die am 2. Januar 1802 erfolgte Aufführung des Jon von A. W. Schlegel. Ein schamloseres, frecheres, sittenverderbenderes Stück sei noch nicht gegeben; die Aufführung ist unserer Briefstellerin ein Beweis, „wie tief Goethe gesunken sei." Und als nun vollends Goethe Böttigers tadelnde Kritik des Stückes durch eine tyrannische Censur unterdrückte und demnächst in dem Journal des Luxus und der Moden selbst eine Art Rechenschaftsbericht über die jüngsten Bestrebungen auf der Weimarer Bühne veröffentlichte, da durfte Herder immerhin über Goethes edictum Praetorianum spotten; er fand, daß derselbe noch nichts so geistlos und so platt geschrieben habe — „der Himmel lasse uns nie so sinken!" Gewiß, die Theaterpraxis und die dramaturgischen Ansichten Goethes hatten ihre sehr anfechtbare Seite. Ganz grundlos war es nicht, wenn Caroline von dem „Puppenspiel auf den Brettern" sprach. Ganz grundlos nicht, wenn sie ferner schreibt: „Das neueste Gesetz des Theaters, das hier regiert und täglich unverschämter und frecher wird, setzt die dramatische Kunst auf Repräsentation und Declamation; der Inhalt des Stücks ist diesen ersten tief untergeordnet oder kommt gar nicht in Betracht in Ansehung des Zuschauers. Als hölzerne Puppen sollen wir unten im Parterre sitzen und die Puppen auf der Bühne anschauen und declamiren hören, übrigens mir nichts dir nichts leer und trostlos von dannen gehen." Wahr an diesen leidenschaftlich übertreibenden Beschuldigungen war so viel, daß Goethe allerdings auf das äußerlich Kunstmäßige, auf ein steifes Bühnendecorum allzu viel Gewicht legte. Er that es jedoch im Kampfe gegen den Naturalismus, nicht aus Gleichgültigkeit gegen den inneren Gehalt. Für den ernstesten Inhalt, für die tiefste und ergreifendste Wirkung sorgten die Schillerschen Meisterwerke, indem sie die würdigsten Gesinnnngen und die erhabensten Gedanken, die höchsten sittlichen Probleme in der edelsten Form zur Darstellung brachten. Dies aber anzuerkennen verhinderten Vorurtheil und Haß. Je mehr diese

Werke vom Publicum gefeiert wurden, um so mehr verschlossen sich die Herders ihrer Bedeutung und sprachen in auffälliger Uebereinstimmung mit den Schlegels von dem „Schillerschen Klingklang und Bombast". Wie die Mißerfolge des Fr. Schlegelschen Alarcos sie mit verzeihlicher Schadenfreude, so erfüllten sie die Erfolge des Wallenstein und der Jungfrau mit eifersüchtigem Verdruß. Die Maria Stuart war ihnen ein „garstiges Weiberstück", die Braut von Messina eine „wunderbarliche fata morgana", ja, Goethes „Natürliche Tochter" wurde nicht zum wenigsten deshalb freudig von ihnen begrüßt, weil sie dieselbe den Stücken des gehaßteren anderen Dichters entgegensetzen konnten. In der glatten Kälte dieses Stücks war jenes mit Recht getadelte Repräsentationsprincip in die dichterische Arbeit selbst übergegangen; dem Inhalt nach brachte es jene hyperconservativen Gesinnungen zum Ausdruck, welche Herder so oft bekämpft hatte: aber gleichviel! dem „Schillerschen Irrlicht", dem „großen Unding", das heißt der Braut von Messina, gegenüber war ihnen das Goethesche Werk ein „Licht der Kunst", ein „wahrhaft hohes klassisches Stück", ja „das Höchste, Schönste, was Goethe je gemacht", ein Stück, das in die Klasse von Lessings Nathan gehöre, aber wärmer, vielseitiger, lebendiger fortgehe. Mit wie zufahrender Parteilichkeit dies Urtheil gefällt wurde, erhellt daraus, daß es nur eines Winkes von Knebel bedurfte; offenbar werde Goethe die dargestellten Conflicte der menschlichen mit den politischen Verhältnissen schließlich zu Gunsten der letzteren entscheiden, — um es alsbald über den Haufen zu werfen.

Im Dritten und Vierten Stücke der Adrastea nun — sie entstanden Ende 1801 und Anfang 1802 und erschienen rasch hintereinander, jenes im Februar, dieses im März 1802[1]) — brachte Herder, neben anderen ästhetischen Darlegungen, seinen Gegensatz gegen das Weimarische Theaterwesen auch öffentlich zum Ausdruck.

Mit der an die früheren beiden Hefte anknüpfenden Wendung, daß er ein adrasteisches Todtengericht über den Werth der Litteratur des Zeitalters Ludwigs XIV. und der Königin Anna halten wolle, geräth er nämlich in eine allgemeine Besprechung der einzelnen litterarischen Gattungen hinein. Es sei, so äußert er sich am 2. Januar 1802 gegen Gleim, diesmal nicht sein politisches, sondern poetisches Testament, nicht zwar Pandekten, aber doch kleine Institutionen der Poesie. Sein Sinn und Plan, zumal im Vierten Stück, sei es gewesen, „bei jeder Dichtart die reine Idee zu fixiren", schreibt er im Februar an Knebel[2]). Erst allmählich jedoch gehen die Bemerkungen, die er

[1]) Herder an Gleim 2. Jan. 1802, C, I, 297; Caroline an Knebel 6. Januar 1802, Zur deutschen Litt. II, 22. Am 18. Februar sendet Caroline das 3. Stück an Gleim, C, I, 300 Anm. 1; bereits am 19. spricht sich Knebel, Nachl. II, 389 und C, III, 206 ff. über dasselbe aus, das 4. Stück sendet Caroline an Gleim am 1. März, C, I, 301; am 7. und ausführlicher 22. März, C, III, 209 ff. beurtheilt es Knebel.

[2]) C, I, 297; Knebels Litt. Nachl. II, 272.

über die Geschichtschreibung jener Epoche, über die Memoirenlitteratur, über Confessionen und Selbstbiographien, über Pensées und Maximes macht, in die mehr systematische Besprechung der Gattungen der Poesie über. Durch Boileau und Pope wird er auf das Lehrgedicht geführt, dessen er sich, wie er von je gethan, mit Wärme annimmt; aber erst bei der Fabel, dem alten Schooßkinde seiner Poetik, entwickelt er umständlich eine zusammenhängende Theorie. Wir erinnern uns, daß er bei eben diesem Thema schon in der Dritten Sammlung der Zerstreuten Blätter über die Grenze der nüchternen Analyse und der geistreichen Zusammenfassung des historisch Gegebenen hinausgegangen war [1]). Jetzt noch mehr geräth er ins haltlos Allgemeine. Er verwirft die moralisirende Fabel; er will nichts mehr von der unterhaltenden Lafontaineschen und der ihr nacheifernden neueren deutschen Fabelart wissen. Sondern „der Adrastea der Natur" soll die Fabel dienen. Macht sie uns an einzelnen Naturbeispielen eine thatsächliche Wahrheit als Naturgesetz anschaulich, so ist es eine „logische" oder „intellectuelle" Fabel. Lehrt sie uns das eine, durchgehende Naturgesetz, daß Alles, was Leben hat, an der Kette der Liebe hängt, so ist es eine „sittliche" oder „ethische" Fabel. Er weiß endlich noch von einer dritten Gattung, die er „dämonische" oder „Schicksalsfabeln", ja „Fabeln der Adrastea oder Aisa" nennen will, und er versteht darunter solche, die uns „den Sinn und Gang der großen Mutter im Allgemeinen", den „höheren Gang des Schicksals unter den Lebendigen" zeigen. Der Gegner der Theorien der Jünger der Romantik ist damit bei einem naturphilosophischen Mysticismus angelangt, der dicht an die paradoxen Forderungen und Constructionen eines Fr. Schlegel oder Novalis streift. Man wird an eben diese ihm so widerwärtigen Neuerer erinnert, wenn die übrigens flüchtigen, unbedeutenden und locker aneinandergereihten Bemerkungen über das Märchen und den Roman mit dem Satze schließen, daß das Ideal des Märchens sowohl als aller Romane der Traum sei, aus welchem Satze dann freilich, höchst seltsamer und unhaltbarer Weise, nicht etwa bloß die Forderung des Wunderbaren und Magischen, sondern auch die des Zusammenhängenden, des innerlich Wahrscheinlichen und — des Moralischen abgeleitet wird! So gut es Herder versteht, das Charakteristische einer litterarischen Gattung aus der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte derselben herauszufühlen, so wenig will es ihm gelingen, hier, wo er von dieser historischen Methode nur nebenher und sporadisch Gebrauch macht, den Begriff einer Gattung, ihre „reine Idee" festzustellen. Hier, im Wetteifer mit der philosophischen Aesthetik, zieht er den Kürzeren; denn es fehlt ihm dazu theils an Schärfe, theils an dem Gerüst allgemeiner Kategorieen, an dem Anhalt, den nur ein durchgearbeitetes philosophisches System gewähren kann. Immer wieder muß von der psychologischen Seite her die unbestimmte Vorstellung aushelfen, daß die Seele die Kraft

---

[1]) Vgl. oben, S. 323.

besitze, „aus Vielem ein Eins zu bilden“, von der metaphysischen Seite her der Spinozistische Glaube von der Naturnothwendigkeit alles Seins, und zwar in jener Wendung zum Moralischen, die in dem Begriff der maaßhaltenden Adrastea gipfelte. Wie viel nebenherschweifendes Gerede, wie wenig Schärfe und Bestimmtheit in dem Abschnitt, der den „Hauptbegriff“ und die „wahre Tendenz“ des Idylls festzustellen sucht! Dasselbe gilt von dem Abschnitt über Bilder, Allegorien und Personificationen, den der Verfasser nicht besser zu beschließen weiß als mit einer Erneuerung des Andenkens zweier fast vergessener Dichter, die diese Vorstellungsart liebten — des wackeren Götz und des unbedeutenden Gallisch! Hatte da Schiller nicht Recht, wenn er von einem „Hervorklauben der früheren und abgelebten Litteratur“ sprach? Die löbliche Gewohnheit des vielbelesenen Mannes, auf älteres Verdienst aufmerksam zu machen, hat aufgehört, rein sachlich und liberal zu sein; sie hat einen reactionären Zug bekommen, sie ist von dem Tik angekränkelt, das Gegenwärtige zu ignoriren, um es herabzusetzen. Er gleicht leider nicht bloß dem Paläophron, der sich des Vergangenen freut und seine Jugend die goldene Zeit nennt, sondern auch dem unerfreulichen Begleiter desselben, dem Griesgram, dem „die Sonne roth, die Frühlingsblätter braun und falb“ erscheinen.

Nur zu sehr bestätigen es die nächstfolgenden Abschnitte. Mit dem Satze, daß die ausdrucksvollste Allegorie, die wir kennen, der Mensch sei, bahnt sich der Verfasser den Uebergang zu Tanz, Musik und der Verbindung beider mit der Sprache — der Oper. Schon recht, wenn er da den „zauberischen Mozart“ beklagt, daß er seine süßen Töne an „Laffereien“ verschwendet habe: aber „Nichts zu viel!“ hätte ihm Adrastea zurufen sollen, als er sich verleiten ließ, ganze Seiten mit parodischer Verspottung des leeren Klingklangs der üblichen elenden Operntexte anzufüllen. Es ist ein hochgegriffenes Ideal des Melodramas, welches er in dem Satz aufstellt, daß es ein zusammenhängendes lyrisches Gebäude sei, in welchem Poesie, Musik, Action, Decoration Eins sein müsse. Aber wie grämlich nun wieder dies Schelten gegen das heiter Unterhaltende! „Das kostbarste Schau- und Hörspiel, ein zusammengetragenes Ideal aller Künste, das über die Natur selbst hinausgeht, dies zu einem inhalt- und wesenlosen Divertissement zu machen, ist Verrath gegen die Natur, Kunst und Menschheit.“ Und der Gegensatz des „Divertissements“ entpuppt sich in der Forderung des moralischen Inhalts der Opernfabel. Dies ist der Gesichtspunkt, von dem aus Mozarts oder vielmehr Schikaneders Zauberflöte in den Augen des Verfassers Gnade findet! Stellt sie doch den Kampf des Lichtes mit der Nacht dar und zeigt, wie jenes durch Vernunft und Wohlthätigkeit, diese durch Grausamkeit, Betrug und Ränke wirke!

Endlich das eigentliche Drama. Wir stehen bei dem bedeutendsten Abschnitt des ganzen Heftes, ja der ganzen Zeitschrift. Abgesehen von dem alten Aufsatz über Shakespeare war bei Herder die Theorie des Dramas immer nur spärlich berücksichtigt worden: hier endlich tritt er in die Fußstapfen von Lessings

Dramaturgie. Nicht, wie Lessing, im positiven Anschluß und zur Förderung der aufstrebenden deutschen Bühne, sondern in unverhohlener, leidenschaftlicher Gegnerschaft gegen die Leistungen der bereits hoch entwickelten, durch die Muse Schillers geweihten Bühne. „Ueber das Drama war er scharf und in heiligem Eifer," erklärt Caroline, indem sie Gleim von den Stimmungen und Verhältnissen unterrichtet, unter denen, — nach der Aufführung des Jon — dieser Abschnitt geschrieben wurde [1]).

Er hat seinen Standpunkt nicht übel gewählt. Antikisirend war die Richtung des Schillerschen Dramas und der Goetheschen Theaterbestrebungen. Auf eben diesen Boden stellt sich die Dramaturgie der Adrastea; sie mißt die Leistungen und Maximen der beiden großen Dichter mit einem Maaßstab, den sie selbst anerkennen mußten. Der Unterschied besteht nur darin, daß diese den Schwerpunkt in die reine Kunstform der griechischen Werke, Herder in deren ethischen Gehalt verlegte. Der Eiferer beginnt damit, das heutige Trauerspiel in der ungünstigsten Beleuchtung dem griechischen gegenüberzustellen. Das theatralische Heldenspiel der Griechen war ganz Melodrama. Daraus erklärt sich das Wesen desselben. Wie — schon in der Kalligone war diese Parallele gezogen worden — wie sich aus Dissonanzen der Musik die höhere Consonanz entwickelt, so verschlang und löste sich das griechische Drama melodisch. Den Tönen legte es einen großen Kampf menschlicher Leidenschaften unter der höchsten Macht, dem Willen des Schicksals, einen Knoten der Begebenheiten unter, der nur durch Charaktere und Gesinnungen, durch Handlung aufgelöst werden konnte, jedes Stück war eine reine, ganze, sich selbst entwickelnde Fabel, während Ihr — so läßt Herder den Griechen reden — eine Menge Trommeln, die weder Ton noch Klang geben, unter die zartesten Instrumente schleppt, und nennt's historische Schauspiele. Kurz, mit der Trennung des Dramas vom Melodrama ist auch „die Melodie der Handlung", das Richtmaaß und der Zweck der dramatischen Darstellung verschwunden. Und wie Lessing wird nun Herder zum Commentator des Aristoteles. Wie die Lessingsche, so will auch seine Theorie der Tragödie nichts Anderes sein als die rechtverstandene Aristotelische. Sie kömmt wesentlich mit der Lessingschen überein. An Genauigkeit und Schärfe zwar bleibt seine Auslegung der bekannten Worte in der Poetik hinter der Lessingschen zurück, gerade in ihrer größeren Freiheit jedoch trifft sie den Sinn des Aristoteles besser. Sie trifft ihn namentlich in der tieferen Fassung des Begriffs der *κάθαρσις*. Denn wenn Lessing etwas nüchtern die Reinigung der Leidenschaften als eine „Verwandlung derselben in tugendhafte Fertigkeiten" deutete, so ist sie Herder mehr. Abweichend von den Bedenken, die er in der Preisschrift über die Wirkung der Dichtkunst gegen die die Leidenschaften reinigende Kraft der griechischen

---

[1]) 1. März 1802, C, I, 301.

Tragödien geäußert hatte [1]), faßt er sie diesmal im idealsten Sinne. „Wie durch Sühnegesänge Gemüther gereinigt, Leidenschaften besänftigt, geordnet und schweigend gemacht werden, so sollte dies in höherem Sinn durch die Tragödie geschehen." Nicht zum Vortheil der Klarheit legt dann Herder einen großen Nachdruck auf das *περαίνειν*. Nicht einfach „bewirken", sondern „vollenden" soll nach ihm die Tragödie durch Furcht und Mitleid die Reinigung derartiger Leidenschaften. Verführt, wie es scheint, durch den Begriff des Vollendens, widerfährt es ihm, daß er von der Reinigung der Leidenschaften in der Seele der Zuschauer auf die Reinigung in der Seele der handelnden Personen überspringt. Indem er an dem Beispiel des Aeschylus und Sophokles jene reinigende Wirkung der Tragödie anschaulich machen will, führt er aus, wie sich in dem Ablauf der Fabel, in der Vollendung der dargestellten, schicksalsvollen Begebenheit selbst jedesmal eine Entsühnung, eine Versöhnung, eine beruhigende Entscheidung vollziehe. Eine kathartische Entsühnung ist ihm das Endurtheil in den Eumeniden, ebenso die Entscheidung des Kampfes in den Persern, in den Sieben vor Theben. An den tragischen Helden selbst, am Philoktet, am Ajax vollende sich, sagt er, die Reinigung der Leidenschaften. Und begünstigt wird diese Verwirrung durch den für das Verständniß der alten Tragödie freilich unentbehrlichen, aber in der Aristotelischen Definition keineswegs mit enthaltenen Begriff des tragischen Schicksals. Für Herder ist dieser Begriff recht eigentlich der Mittelbegriff, durch den der sühnende, versöhnende Hergang auf dem Theater zu der sühnenden oder reinigenden Wirkung auf den Zuschauer befähigt wird. Unversehens wird ihm die Fabel, von welcher Aristoteles spricht, d. h. die glücklichen oder unglücklichen Begebenheiten, die deren Inhalt ausmachen, zu einer „Schicksalsfabel", und das Schicksalsvolle menschlicher Begegnisse zu der Hauptfeder der reinigenden Wirkung der Tragödie; — auch in die Theorie des Dramas drängt sich entscheidend sein Lieblingsgedanke von der richtenden Nemesis, von der allwaltenden Adrastea ein. Sofort ist es die Dehnbarkeit dieses Begriffs, die ihm den Uebergang von der antiken zu der Shakespeareschen Tragödie ermöglicht. „Schickung, Begegniß, Ereigniß, Verknüpfung der Begebenheiten und Umstände: unentweichlich stehen wir unter der Macht dieses Schicksals." Eine scharfe Scheidung dessen, was die Griechen unter dem Schicksal verstanden, und dessen, was noch wir darunter verstehen dürfen, suchen wir hier vergebens. Auch Aristoteles, der ja darauf gedrungen habe, daß im Trauerspiel Alles natürlich zugehe, auch die alten Tragiker ruft er zu Zeugen für den Begriff des wahren Schicksals an, und dieser besteht ihm darin, daß es nur durch Menschencharaktere wirke, nur die Exposition eines Charakters sei. Da wird es ihm denn nun leicht, in einer ausführlichen Analyse des Hamlet und Macbeth die Tragödie des Shakespeare dicht neben die des Aeschylus und Sophokles zu rücken, den „Dichter des Weltcyklus"

---

[1]) S. 69. 70 des oben, S. 106 Anm. citirten Originaldrucks, SW. z. Litt. XVI, 240.

neben die Dichter des griechischen „Heldencyklus". Ja, so unbesorgt ist er um die Unterschiede, so vieldeutig weiß er die Begriffe in einander überzuführen, daß er alsbald auch Lessings Nathan und Emilia Galotti als „dramatische Schicksalsfabeln" rühmt. Eine tiefere Fassung des Schicksalsbegriffs und der durch die Tragödie zu bewirkenden Läuterung menschlicher Leidenschaften befindet sich schließlich im Kampfe mit einer oberflächlicheren, mehr moralisirenden. So in Bezug auf die Tragödie, so in Bezug auf das Lustspiel. Auch dem Lustspiel vindicirt er ein Schicksal. Dasselbe besteht darin, daß die Thorheit durch ihre eigenen Folgen als Thorheit gezeigt werde: es hat die Aufgabe, uns nicht bloß lachen zu machen, sondern richtig lachen zu lehren — das sind die hauptsächlichsten positiven Sätze des Schlußtheils der Herderschen Dramaturgie.

Alle ihre positiven Ausführungen jedoch werden ihrem vollen Sinn nach verständlich erst durch die ausgesprochenen und nicht ausgesprochenen Oppositionsgedanken. Das leitende Grundmotiv des ganzen Abschnitts ist ja eben dies, daß das Drama der Gegenwart sich in tiefem Verfall befinde. Mit offenem Visir nun wird der Kampf gegen die französische Tragödie, der alte schon von Lessing gekämpfte — er wird hier zunächst vom moralischen Gesichtspunkt aufgenommen; Ehrgeiz und Liebe seien es gewesen, die den Franzosen die Regel des Theaters gekrümmt hätten. Hinter diesem Angriff jedoch lauert ein anderer, der nun nicht mehr bloß den Franzosen gilt. Als die Quelle der Schwächen, unter denen das Theater leide, wird „die leidige Repräsentation", als der Hauptfeind, den es zu überwinden gelte, „das schwächliche Divertissement falscher Künstelei, falscher Liebelei, falscher Weisheit" bezeichnet. Wir erschrecken, wenn wir in dem lobtriefenden Briefe, den Böttiger über die Vierte Adrastea an den Verfasser richtete[1]), die auf diese Kraftworte bezügliche Stelle lesen: „sie werden verwunden, wo sie verwunden sollen". Der durch die Unterdrückung seiner Jon-Recension gereizte Böttiger befindet sich im Einverständniß mit dem ernsten Manne, der in heiligem Unwillen gegen die Entweihung und Entsittlichung des Theaters eifert, dabei aber an die Reinigung seiner eigenen Leidenschaft so wenig gedacht hat, daß er aus dem Versteck giftige Pfeile gegen Goethe richtet! „Herders Tischreden," schrieb Jean Paul in Beziehung auf die Adrastea an Jacobi[2]), „sind viel genialischer, weil seine Druckreden zu viel politische Tendenz und Scheu und Hülle haben." Die Tischreden Herders, soweit sie die Theaterbestrebungen der Weimarischen Kunstfreunde betrafen, haben wir hinreichend aus seinen und seiner Frau vertrauten brieflichen Aeußerungen kennen lernen: die politische Tendenz der Druckreden mögen wir aus dem betreffenden Capitel der Adrastea kennen lernen, nur daß diesmal die Hülle so durchsichtig ist, daß sie die wahre Gesinnung des Schriftstellers auch dem Blindesten verräth. Daß doch so viel sittlicher Ernst mit

---

[1]) Bei Lindemann, S. 90 ff.

[2]) 14. Mai 1803, in Jacobis Auserl. Briefw. II, 329.

ein klein wenig mehr Objectivität und Unparteilichkeit, so viel Parteilichkeit mit ein wenig mehr offener Tapferkeit verbunden gewesen wäre! Diese nur anspielende, nur in bösen Blicken und Winken oder in absichtsvollem Schweigen redende Polemik ist des Schriftstellers ebenso unwürdig wie sie, auch wo sie sachlich im Recht ist, des Ziels nothwendig verfehlen mußte. Wer etwa unschuldig genug wäre, die Stelle nicht zu verstehen, wo von den „tragischen Kupplern" die Rede ist, die unser Mitleid für Huren und Buben stehlen, der mag sie sich wieder durch den Brief Böttigers commentiren lassen, der ergänzend hinzufügt: „In diesen Jon komme ich nicht wieder! Wer kann es in dieser Maria Stuart aushalten!" Er mußte es wissen, denn eben er hatte auch die „Tischreden" des Verfassers über diese Stücke gehört, — der Schmarotzer, der auch wußte, was und an wen er schrieb, wenn er die Analyse des Hamlet gegen die „gepriesene Entwicklung in Wilhelm Meister" herausstrich und die meisterhaften Uebersetzungsproben aus Macbeth gegen die Uebersetzung „gewisser Schüler" contrastirte[1])! Jetzt wissen wir, und wir wüßten es ja wohl auch ohne diese Böttigerschen Noten, wer gemeint ist, wenn die tragischen Aerzte gescholten werden, die uns „Tollwurzel oder Ypekakuanha reichen", wenn es heißt, daß derjenige Shakespeares Idee ganz verfehlt hätte, der die Hexen im Macbeth „zu stehenden Klumpen oder gar zu griechischen Parzen machte", wenn davon die Rede ist, daß man heutzutage den ganzen Shakespeare am liebsten in einen Gozzi verwandeln möchte, wenn das Beispiel der Griechen demjenigen entgegengehalten wird, der es wagte, „christliche Mysterien auf die Bühne zu bringen". Ueberall — da, wo von dem Lärm der neueren historischen Stücke und da, wo von dem falschen Gebrauch der Schicksalsidee oder von dem Mißbrauch der Rührung die Rede ist — überall zwischen den Zeilen finden wir uns an den „großen Schiller" erinnert[2]), oder es gilt wenigstens gleich, ob

---

[1]) Herder selbst hatte indeß die Schlegelsche Shakespeare-Uebersetzung dadurch geehrt, daß er Kalligone II, 68 eine längere Stelle aus dem Sommernachtstraum nach ihr anführte. Daß er sich für das Zustandekommen der Uebersetzung interessirte, sagt uns der (bei M. Bernays, Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare S. 254 abgedruckte) Brief Schlegels an Herder vom 22. Mai 97, in welchem sich der Briefsteller durchaus als Schüler der Herderschen Uebersetzerkunst bekennt. Wie Herder das Verdienst Schlegels beurtheilte, hätte die versprochene, aber nicht zu Stande gekommene Besprechung der umgearbeiteten Eschenburgschen Uebersetzung (Erf. Gel. Ztg. vom 27. September 1800) zeigen müssen.

[2]) An den Schillerschen Stücken, heißt es in einer ungedruckten Stelle der Erinnerungen, die hier den besten Commentar bildet, fand er weder Gefallen noch Genuß. „Das Monströse und Inconsequente derselben und der Bombast seiner Worte war ihm, der den Geist der Alten so ganz in sich hatte, sehr zuwider. Und vollends sein aus der Luft gegriffenes Schicksal, ein Popanz, das er, so übel verstanden, allen seinen Stücken einwebte und dadurch das menschliche Gemüth und Gefühl so widersinnig beleidigte und empörte — seine Schmeicheleien, die er den Schwachheiten der Fürsten und dem Volk so geschickt machte — die Hiebe und Frechheiten, die er sich gegen die Religion so öffentlich auf dem Theater erlaubte, haben ihn entfernt von ihm gehalten."

wir an ihn oder etwa an Kotzebue denken. Denn der beredteste Angriff besteht gerade in dem absoluten Verschweigen von Schillers Namen in Verbindung mit der ausgesuchten Ehre, welche einzig und allein Lessing als dem Dritten neben den Griechen und Shakespeare erwiesen wird. Nathan und Emilia Galotti, nicht Wallenstein und nicht Iphigenie sind echte dramatische Schicksalsfabeln! Selbst das kühle und gezwungene Lob, das Goethe noch in den Humanitätsbriefen gespendet wurde, ist verstummt. Im Namen der hohen Adrastea wird mit gehäufter indirecter Feindseligkeit die gesammte Bühnenthätigkeit des alten Freundes verurtheilt, der leider den unverzeihlichen Fehler begangen hatte, mit Schiller gemeinsame Sache zu machen. „Ich schone," schrieb Herder an Knebel, „wie und was ich kann"; — aber die Wahrheit ist: die Schonung, die er den schwächlichen Producten einer verlebten Generation nur allzu bereitwillig angedeihen ließ, war nur die Kehrseite der Bitterkeit, mit der er die großen, ihm zunächst liegenden Leistungen der ehemaligen Freunde verkannte und verfolgte. Die „politische Tendenz" aber, die ihn schließlich bestimmte, einige der besten Blätter aus dem dramaturgischen Capitel der Vierten Adrastea herauszulassen, hat nur dazu beigetragen, den gehässigen Eindruck des Stehengebliebenen zu vermehren. Leidenschaftlicher zwar als nöthig, aber in der Hauptsache mit treffendem Urtheil hatte er sich über den Schlegelschen Jon erklärt. Mit Recht hatte er das Ungriechische dieser flachen Nachdichtung der Euripideischen Dichtung, den „neuen, unwissend und frech taumelnden Gräcismus" des Stücks, mit besonderem Nachdruck das moralisch Bedenkliche desselben hervorgehoben. Das war denn doch ein offener, nicht mißzuverstehender Angriff. Damit wäre scharf die Grenze bezeichnet gewesen, an der das Klassische unklassisch, das freie Spiel der Poesie unedel und unsittlich zu werden in Gefahr war. Aber es war genug, daß sich Böttiger die Finger verbrannt hatte. Da Herder „mit Goethe nichts zu thun haben wollte", behielt er die Blätter im Pulte, aus dem sie erst nach seinem Tode im Eilften Hefte der Adrastea (VI, 1, 97 ff.) zum Vorschein kamen[1]). —

Daß jeder Kritiker verpflichtet sei, zu zeigen, daß er selbst es „besser zu machen" verstehe, ist im Allgemeinen eine sehr unkritische Forderung. Mit einem gewissen Anschein von Billigkeit jedoch wird sie demjenigen entgegengehalten werden dürfen, der den glänzendsten Leistungen der Zeitgenossen alle und jede Anerkennung versagt und andererseits mit dem Pathos des Propheten oder des Gesetzgebers das Richtmaaß des Guten und Echten aufzustellen sich anmaaßt. So war der Fall Herders; er hatte außerdem das Dichterhandwerk selbst zu oft geübt, als daß ihm hätte erlaubt werden können, die ganze Zunft und den ganzen dermaligen Betrieb der Dichtkunst zu schmähen, ohne die bessere Weise selber zu lehren und die Pfuscher durch eigene Werke zu be-

---

[1]) Caroline an Knebel o. D. (kurz vor 25. Januar 1802) in Knebels Nachl. II, 328. An Gleim 1. März 1802, C, I, 301.

schämen. Jedenfalls, wenn er die hohe formelle Vollendung, deren die Meister an seiner Seite sich rühmen durften, ignorirte oder mit Geringschätzung behandelte, so hatte sein Dringen auf einen höheren sittlichen Gehalt, auf Herzlichkeit und Innigkeit Aussicht auf Erfolg nur dann, wenn er seinerseits mit Werken auf den Kampfplatz treten konnte, die in Bau und Form hinter Hermann und Dorothea oder Iphigenie und Tasso, hinter Wallenstein und Maria Stuart nicht zurückstanden, an Reinheit und Adel der Gesinnung, an Tiefe und Macht der Empfindung sie übertrafen. Ohnmächtig dagegen, nicht fördernd, sondern hemmend war sein pathetisches Schelten, Eifern und Predigen, wenn er etwa nur mit halber oder lässiger Kunst dem Vortrefflichen das Mittelmäßige, wenn er den durchdachtesten und ausgearbeitetsten Werken nichts Anderes als Uebungs- und Probestücke moralisirender oder mit Empfindungen musicirender Poesie entgegenzustellen hatte.

„Man sieht," so hatte Böttiger dem Verfasser ins Gesicht geschmeichelt, „die Adrastea, die so mißt und wägt, kann auch dies Alles nach diesem Maaße selbst schaffen und darstellen." So sagte er mit Bezug auf die poetischen Nummern des Dritten Stücks, und mit ähnlichen Complimenten begrüßte er die des folgenden Stücks. Auch die späteren Stücke streuen mit ziemlich freigebiger Hand neben poetischen Uebersetzungen Epigramme, Legenden, didaktische und lyrische Gedichte zwischen die Prosaaufsätze. In die Adrastea geht eben Alles über, was dem Verfasser noch auf dem Herzen oder bisher unveröffentlicht in der Mappe lag.

Nur Weniges und nicht das Schlechteste fand daneben außerhalb der Adrastea einen Platz. Er konnte Jacobi nicht versagen, was er Schiller gewährt hatte; auf Jean Pauls Fürsprache gab er das kleine poetische Zwiegespräch zwischen der Dürftigkeit und dem Ueberfluß nach Platons Allegorie in das von beiden Jacobis herausgegebene „Ueberflüssige Taschenbuch für das Jahr 1800"[1]). Einige poetische „Blumen" stiftete er in Seckendorfs Ostertaschenbuch auf das Jahr 1801[2]). Ganz vorzugsweise in die Adrastea hätte eigentlich die „Eloise" gehört, die er dem Viewegschen Taschenbuch für das Jahr 1802 zuwandte[3]). Denn gegen Popes Heroide „Eloise an Abälard" hatte er sich in der Beilage zu dem Capitel über Märchen und Romane im Dritten Stück seiner Zeitschrift als gegen ein „verleumdendes" Gedicht erklärt. Es war eine adrasteische Aufgabe, das Andenken der unglücklichen Geliebten Abälards zu retten, den Popeschen „Klingklang heuchelnder Buhlereien" durch

---

[1]) Herausgegeben von Joh. Georg Jacobi, dazu eine Vorrede von Fr. Heinr. Jacobi Hamburg, bei Perthes, S. 38 ff. Vgl. Jacobi an Jean Paul 19. Februar 99, bei Zöppritz I, 209 ff.

[2]) Jetzt SWH. I, 84 „Die edlere Rache" und S. 150 „Meine Blume" bis S. 155 „Ursprung des Ideals".

[3]) Das. S. 29 ff.; jetzt SWS. XXVIII, 283 ff.

eine würdigere Dichtung zu beschämen. Die Aufgabe war, wie wenige, der Gefühlsweise Herders, aus der sie entsprang, congenial; galt es doch, einen reinen weiblichen Charakter vor Verunglimpfung zu wahren, in Eloise den Gipfel der Weiblichkeit, weibliche Liebe, weibliche Stärke, weibliche Hoheit zu feiern. Er that es, indem er zunächst in Prosa ihre Gestalt historisch zeichnete, dann die Zeichnung in lyrischen Farben ausführte. Die „Nänien an ihrem Sarge" zeigten, daß er mit Pope zu wetteifern sich gar wohl unterwinden dürfe. Seine Sorge, ob die Adrastea auch gelesen werde, entzog der Zeitschrift auch die allegorische Prosadichtung „Kalligenia, die Mutter der Schönheit"; er stiftete sie in das Wilmans'sche Taschenbuch auf das Jahr 1803; denn Taschenbücher, meinte er, das sei nun einmal der Marktplatz[1]). Es ist ein Traum, den er erzählt, ein heiterer — und doch feindseliger Traum, eine Quintessenz seiner ästhetischen Anschauungen — nur leider auch seiner Abneigungen und Gehässigkeiten. Der träumende Kallias nämlich sucht das Land der Schönheit; an den Knaben vorbei, welche Seifenblasen in die Luft hauchen und Sandkörner theilen, um das Schöne zu „machen", vorbei an den widrigen Gestalten, welche das Land der Schönheit im Lande der Wollust suchen, gelangt er, nachdem er sich im See der Unschuld gesund gebadet, zu den edlen Todten, den Dichtern, den Weisen, den Künstlern, den Naturforschern; alle Berühmtheiten der Vergangenheit, auch der jüngsten, sind um ihn, seine Führer aber — Kleist und Lessing. Von Klopstock, Gleim und Wieland wissen die Seligen im Lande der Schönheit: die Namen, die man von ihnen vor Allem hören möchte, kommen nicht über ihre Lippen, wohl aber spricht Lessing von dem „Unkraut", mit dem der irdische Parnaß jetzt bedeckt sei. Und so mag denn Kallias die Harmonie der allwirkenden Natur und deren Symbol, das Licht, genießen, er mag zuletzt die Mutter der Schönheit erblicken und sich von ihr belehren lassen, daß Liebe es sei, welche die Schönheit erschaffe und genieße: — die Leser des Traumes werden billig zweifeln, ob derselbe mit seiner parteiischen Vertheilung von Lob und Liebe aus der hörnernen oder der elfenbeinernen Pforte gekommen.

Kehren wir zu den Poesieen der Adrastea zurück, so können wir nicht finden, daß sie der Zeitschrift zu großem Schmucke, ihren kritischen Urtheilen zur Stütze dienen. Das Meiste vielmehr steht durch seinen reflectirenden und moralisirenden Charakter hinter den besseren Stücken der früheren Zeit zurück. Es sind Aufsätze und Betrachtungen in Versen, die sich nur unwillig dem Ernst der lehrenden Absicht oder der sinnigen Empfindung fügen, hin und wieder durch ein glückliches Bild, einen feinen Zug, ein geistreiches oder herzansprechendes Wort überraschend, aber im Ganzen ermüdender als die prosaische Rede, die sie matt begleiten oder breit paraphrasiren. Zu einem

---

[1]) An Knebel [November 1802] in Knebels Litt. Nachl. II, 306 ff. SW. zur Litt. VI, 285 ff.

Epigramm etwa hätte der Gedanke, daß uns im Traum des eigenen Herzens und Geistes Tiefe erschlossen werde, hinreichenden Stoff gegeben: das „Gespräch mit dem Traume" dehnt diesen, schon in der vorangehenden Abhandlung entwickelten Gedanken redselig zu einem überlangen Gedicht aus. Auf ein großes Lehrgedicht, in welchem der Verfasser seine ganze Ansicht von der nothwendigen Reform der Kunst, von ihrer Bestimmung, durch tiefere Beseelung den höchsten Zwecken der Menschlichkeit zu dienen, zusammenfassen wollte, ist es mit dem „Pygmalion" abgesehen, von dem die Vierte Adrastea einen Ersten, die Neunte einen Zweiten Gesang brachte. Wieder einmal berührte sich dabei Herder mit den Romantikern; sein Pygmalion erinnert, nicht gerade zu seinem Vortheil, an A. W. Schlegels „Bund der Kirche mit den Künsten", ja Herder ist offenbar durch dies Gedicht beeinflußt, das er, wie es scheint ohne den Verfasser richtig zu errathen, lebhaft bewundert hatte[1]). „Es sind," urtheilte Knebel, „Gefühle und Bildungen Ihrer italiänischen Welt," und dahin in der That versetzt uns schon die Stanzenform. Diese Form indeß, durch sich selbst zur Weitschweifigkeit verführend, ist nichts weniger als glücklich gehandhabt. In Versen, welche nur die Freundschaft „schön und gefällig" finden konnte, wiederholt das Gedicht die Gedanken, welche viel verständlicher in den Humanitätsbriefen und in der Kalligone entwickelt waren, und schleppt sich durch zahlreiche matte Stellen, oft in Gefahr sich zu verlaufen und zu verwirren, zu einem Ende, das ebensogut schon in der Mitte hätte erreicht werden können.

Doch der Kampf galt ja in erster Linie der dramatischen Poesie der Gegenwart, und hier vor Allem, das fühlte Herder, mußte er die Erfüllbarkeit seiner idealen Forderungen durch Beispiele zeigen. Mit einem anerkennenswerthen Muthe, aber zugleich mit einer Verkennung seiner Kräfte und Talente, wie sie nur bei einem jugendlichen Autor verzeihlich, wenn nicht liebenswürdig ist, ging Herder am Schlusse seiner Laufbahn auf den dramatischen Lorbeer aus. So durchdrungen war er von der Ueberzeugung der sittlich-religiösen Mission der dramatischen Dichtkunst, so erbittert gegen die bühnenbeherrschenden Mächte Divertissement und Repräsentation, so eifersüchtig endlich auf den Ruhm der beiden großen Dichter, daß er, der so oft den Namen eines Dichters von sich abgelehnt hatte, sich jetzt an diejenige Gattung wagte, die er selbst für die schwerste, mächtigste und künstlichste erklärt hatte. Mit „Aeon und Aeonis" hatte er nur präludirt. In und außer der Adrastea dramatisirte er weiter. In dem von Vieweg verlegten Taschenbuch auf das Jahr 1803 ließ er das Melodrama „Ariadne Libera" erscheinen. Die Siebente Adrastea brachte den „Entfesselten Prometheus", und dem Taschenbuch von Wilmans hatte er sein letztes Drama „Admetus'

---

[1]) Caroline an Knebel, März 1800, Zur Deutschen Litt. I, 171. Der Pygmalion jetzt (mit zwei Fragmenten einer beabsichtigten Fortsetzung) SWS. XXVIII, 264 ff.

Haus" zugedacht [1]). Er kehrte mit dem Allen zu einem Ideal zurück, das ihn schon in früher Jugend gelockt hatte, zu der Verbindung des Dramatischen mit dem Musikalischen. Nur eine Staffel höher hob er sich jetzt, da es sich um ein höheres Ziel handelte. Wie im Wetteifer mit dem Götz hatte er einst seinen Brutus unter Shakespeares Einfluß gedichtet: seine nunmehrigen dramatischen Versuche wollen der falschen Erneuerung der Antike gegenüber zeigen, wie eine antike Fabel heute im Geiste der Alten, nach dem Sinn der Aristotelischen Poetik, aber gemäß unseren heutigen Sitten, unserer heutigen Denk- und Empfindungsweise behandelt werden müsse. In der Vorrede zur „Ariadne" spricht er seine Absicht deutlich aus. Er entwickelt zunächst den sittlichen Sinn der alten, durch Gerstenbergs Cantate ihm frühzeitig lieb gewordenen Fabel. Kein schöneres Symbol für die Befreiung der Menschheit von einem auf ihr lastenden Uebel, für die Belohnung zutrauender Großmuth, für die gerechte Vergeltung, die den Treulosen ereilt! Nur der schwarze und rohe Undank des Helden ist unserem Gefühl anstößig: es wird dem modernen Dichter gestattet sein, diesen Zug durch eine leichte Wendung der Fabel zu mildern. Eben hier aber läßt unser moralisirender Dichter ein bitterböses Wort fallen: auf dem neuen Theater sei die treffliche Fabel vielleicht nur deshalb nicht erschienen, „weil kein lebender Theseus an seine verlassenen Ariadnen erinnert und er auch kein Dionysus sein wollte, eine Verlassene zu belohnen." Er seinerseits will es denn unternehmen, die drei Scenen der Fabel „unter das hohe Gesetz des griechischen Dramas zu stellen, nach welchem über Thaten und Verirrungen der Sterblichen ein lohnendes und strafendes Schicksal waltet", versuchen zugleich, „wie Chöre des griechischen Dramas, ohne welches dieses sich schwerlich denken läßt, zwanglos eingeführt werden möchten."

In ganz verwandter Absicht, unter dem Eindruck der Lectüre des Aeschylus, wurde „Der entfesselte Prometheus" geschrieben. Gegenüber dem „frechtaumelnden Gräcismus" des Jon ein griechischer Mythenstoff ins Menschliche und Milde umgebildet. Eben hatte sich der alte Gleim gegen Herder über das Unmenschliche der alten Mythen und insbesondere des Prometheusmythus ereifert. Ihm daher schrieb der Dichter sein Drama zu, das er freilich so eilig hingeworfen hatte, daß es ihn selbst nicht befriedigte [2]). Mit Aeschylus daher wollte er sich denn doch nicht verglichen wissen; nur „Scenen" sollten es sein. Auch diesmal jedoch hob er die lehrreiche Symbolik der alten Fabel hervor; er glaubte sich berechtigt, sie gleichsam in eine dramatisirte Paramythie zu verwandeln, indem er „die Bildung und Fortbildung des Menschengeschlechts

[1]) Alle drei Stücke jetzt im XXVIII. Bande der SWS., woselbst die Anmerkungen zu S. 306 ff., zu S. 329 ff. und zu S. 369 ff. die nöthigen Nachweisungen geben.

[2]) Herder-Gleimscher Briefwechsel Nr. 247. 248. Caroline an Knebel 19. Februar 1803: „— — den Prometheus, der ganz unter dem, was er wollte, geblieben ist. Hätte er Zeit und Geld, so würde und müßte er noch umgedruckt werden".

zu jeder Cultur, das Fortstreben des göttlichen Geistes im Menschen zu Aufweckung all' seiner Kräfte" als den Mittelpunkt ihres Sinnes behandelte.

Als eine didaktisch-moralische „Schicksalsfabel" bearbeitete er endlich die Geschichte von Admet und Alcestis zu einem chorischen Drama: „Admetus' Haus, der Tausch des Schicksals" oder, wie er es anfangs betitelte, „Hyg(i)ea". Prolog und Epilog geben diesmal über die äußere wie über die innere Tendenz des Stückes Rechenschaft. Der Prolog wiederholte, was er in Prosa vor der Ariadne gesagt hatte. Auch diesmal hat der Kampf gegen die Verirrungen der dramatischen Kunst den Dichter geleitet. Denn „mit Augen des Gemüthes, nicht mit schwacher, zerstreuter Rührung nur" sollen die Zuschauer, die er sich denkt, das Stück ansehen und in demselben die wägende, glücklich vollendende Gerechtigkeit erkennen. Das Thema aber ist diesmal das denkbar höchste, die Heldin, die er feiert, „die höchste, die es in der Menschheit giebt". Eben das, was er mit allzu tiefsinnigem Idealismus der äsopischen Fabel zur Aufgabe gestellt hatte, die Veranschaulichung der alle Geschöpfe bindenden, der sich selbst erhaltenden und doch dem Ganzen sich aufopfernden Liebe, eben das erscheint hier in dramatischer Entwickelung. Daß „das Zauberwort der Liebe heißt: für Dich!", daß in diesem Einen Wort, welches der Epilog wirkungsvoll wiederholt, „das Glück des Menschenlebens wie der Wesen Ordnung und innigster Zusammenhang liegt", daß elend ist, wer in sich erliegt, der Selige der, der für Andere wirkt, in ihnen genießt und lebt — das ist die Lehre, die das Stück dem Leser oder Hörer ans Herz zu legen bestimmt ist.

Wohlthuend berührt uns die schöne Wärme, mit der in dieser letzten und bedeutendsten dramatischen Dichtung die Flamme reiner Liebe und ehelich-mütterlicher Zärtlichkeit gefeiert wird. Die Begeisterung des Herzens, die uns aus diesen Scenen und Chorgesängen anspricht und sich mehrfach zu den innigsten, Sprache und Rhythmus glücklich beherrschenden Tönen erhoben hat, scheint die absichtsvolle Berechnung der Herstellung eines Musterdramas und den Unwillen über die vermeintlich unwürdigen Producte der zeitgenössischen dramatischen Litteratur aus der Seele des Dichters entfernt zu haben. Im Dichten wenigstens hat er sie vergessen. Noch anmuthiger blickt uns das Stück an, wenn wir in den Gestalten der alten Fabel und in den Gesinnungen der Personen ein unmittelbar Wirkliches und Wahres entdecken. Admets Haus — ist Herders Haus. Als er an Knebel schrieb, welche einzige geistige Schöne er unter den Heldinnen der Vorzeit gefunden habe, da erwiderte dieser, der Fund könne ihm nicht schwer geworden sein, da er das Muster hiezu im eigenen Hause habe [1]). Von seiner letzten Reise hatte der Dichter das nun erst ganz ins Reine gebrachte Stück an die geliebte Frau geschickt und ihre Meinung darüber erbeten. „Daß Admetus' Haus Dir gefallen

[1]) An Knebel Ende November 1802 und Knebel an Herder 30. November, in Knebels Nachlaß II, 306 und 365.

hat," schrieb er ihr darauf, „ist mir lieb; Du bist, weil ich kein Admet bin, mehr als Alcestis"[1]). Die dichterische Verklärung also seiner Liebe zu ihr, ihrer durch Jahre der Sorge und Theilnahme täglich erneuerten Aufopferung für ihn, ein Denkmal dieses einzigen ehelichen Verhältnisses! Die sinnigste, liebenswürdigste Dichtung — nur leider nichts weniger als ein musterhaftes Drama! Weder hier, noch in den beiden anderen Stücken kömmt irgend wie die Handlung zu ihrem Rechte. Die Personen treten weder auseinander, noch heben sie sich überhaupt von der Fläche der Fabel ab. Vorweg sind die edlen Empfindungen und Reflexionen fertig, die sich nach dem Gesetze des Dramas durch das Gegeneinanderspiel der Charaktere mit unwiderstehlicher Anschaulichkeit darstellen und lebendig erzeugen sollten; sie bilden den Grund, auf welchen der Fortschritt der Handlung und deren Träger nur hinterher aufgeheftet erscheinen. So wird das Interesse durch die dramatische Einkleidung nicht gesteigert, sondern geschwächt; unsere Erwartung, Charaktere sich entfalten, einen spannenden Hergang sich abspielen zu sehen, wird getäuscht; wir haben das Gefühl, als ob wir Musik und pathetische Rede nicht hören, sondern lesen oder gar sehen und greifen sollten, und davon ist denn die unausbleibliche Wirkung, daß wir ermüdet und gelangweilt werden. Dazu kömmt, daß in der „Ariadne" die alte Sage ziemlich gewaltsam moralisirt oder vielmehr an den Stellen, welche moralisch leer oder für die moralische Reflexion verletzend waren, durch ziemlich zweideutige Erfindungen geflickt worden ist. Es bedarf kaum der Vergleichung mit Goethes Iphigenie, um den Abstand bemerklich zu machen zwischen äußerlichem Zurechtrücken und innerlicher Umbildung eines antiken Stoffes, zwischen künstlicher Anbequemung desselben an geläuterte sittliche Begriffe und freier Versittlichung durch die Gewalt der genialen poetischen Phantasie. Sinniger und kühner ist die Wendung, welche in der Hand unseres philosophischen Dichters die Prometheussage erfahren hat. Nicht weniger als seine ganze Geschichtsphilosophie hat er in den „Entfesselten Prometheus" hineingelegt. Für seinen Geistesübermuth hat, nach dem Spruche der Themis, der gefesselte Titan gebüßt und dabei Beharrlichkeit gelernt. Durch Uebereilung würde sein Werk, die Cultur des Menschengeschlechts, zerstört worden sein; so ist es sicher und langsam gediehen und wird weiter reifen. Dem durch Herakles, den Klugen und Muthigen, Befreiten gesellt die Göttin der Weisheit als eine anmuthige Begleiterin und Rathgeberin die Agathia zu. Agathia, die reine Menschlichkeit, wird fortan, allen falschen Trug zerstörend, mit ihm gemeinschaftlich sein großes Werk der Menschenbildung zum Ziele führen. Schöne Humanitätsphilosophie, — nur daß sie zu dem Kostüm der antiken Mythologie nicht recht passen will! Schon Knebel bemerkte, daß

---

[1]) Ungedruckte Stelle aus dem, Erinnerungen III, 231 nur auszugsweise mitgetheilten Brief vom 5. August 1803; vgl. über das Stück auch den a. a. O. S. 230 gleichfalls nur theilweise gedruckten Brief vom 21. Juli.

die Agathia zu sehr einer neuen katholischen Heiligen gleich sehe und sich nicht wohl zu dem alten Götteradel schicke [1]). Durchaus verräth die verwirrende Buntheit und Lockerheit der Composition den dramatischen, die nicht rein durchgeführte Allegorik den poetischen Dilettanten. Vortrefflich endlich die andere Bemerkung Knebels — der übrigens nicht Worte genug finden konnte, die wahre und große Poesie, Gehalt und Form des Werks zu preisen — daß er die Decorationen und Musiken lieber ganz wegwünsche, da sie der Würde des Stückes nichts hinzufügten und nur an ein „gewisses Theaterwesen" erinnerten. Er trifft damit, ohne es zu wollen, den wundesten Punkt des Stücks. Es ist klar, daß ohne diese Zuthaten das Ganze ein noch kahleres, noch weniger dramatisches didaktisch-allegorisches Werk geworden wäre. Im Kampfe gegen das Prinzip der Repräsentation hatte Herder demselben seinen Tribut gezahlt. Gerade nur durch einen überreichen Gebrauch von Schaustücken und decorativem Apparat hatte er das Undramatische seiner Scenen zu dem Schein dramatischer Lebendigkeit aufputzen können. —

Man hätte erwarten können, daß die Adrastea mit gleicher Gründlichkeit wie auf die „reine Idee" des Dramas auch auf die des Epos und der dem Epos verwandten Gattungen eingehen werde. Den Aufsatz über Homer in den Horen hatte der Verfasser ja selbst als einen Anfang dazu bezeichnet, und an Material zu einer solchen Arbeit fehlte es ihm nicht [2]). Auch nicht an Veranlassung durch die zeitgenössische Dichtung. War da nicht wenigstens Ein Werk des alten Freundes Goethe, welches demselben durch seinen rein sittlichen und dazu vaterländischen Geist für die Xenien und für so manche andere Sünde Verzeihung hätte eintragen sollen? Oder war Hermann und Dorothea unserem Kritiker dadurch verleidet, daß die Wilhelm von Humboldt und August Wilhelm Schlegel es als ein Meisterwerk gefeiert und mit den Homerischen Gedichten verglichen hatten [3])? Wie dem sei: auch an den Wilhelm Meister wagte sich Adrastea nicht heran, während wir doch wissen, was sie an ihm auszusetzen hatte; auch die Absicht, Jean Paul in der Adrastea ein Denkmal zu stiften, blieb unausgeführt: der Freund mußte sich mit dem im Vorübergehen hingeworfenen Worte begnügen, daß in ihm „nebst seinem eigenen Swifts, Fieldings und Sternes Geist ihre Wirthschaft treiben" [4]). Erst im Neunten Stück der Zeitschrift knüpfte Herder den Faden seiner Poetik, den er bei der Tragödie

---

[1]) C, III, 225 und 226; vgl. Knebels Nachlaß II, 344.

[2]) S. oben S. 604. 630; auch was Suphan SWS. XVIII, 578 von darauf bezüglichen Sammlungen in dem Vallum humanitatis bezeichneten Hefte berichtet.

[3]) Nur in dem Gleimschen Briefwechsel finde ich C, I, 235 und 260 das Goethesche Gedicht erwähnt. Mit Wahrscheinlichkeit jedoch bezieht Düntzer auf dasselbe auch das Goethesche Billet an Herder vom 17. Mai 97: „Der Beifall, den Du meinem Gedicht geben magst, ist mir unschätzbar. Ich wünsche, daß Du es desselben bis zu Ende und auch künftig werth finden mögest" A, I, 150.

[4]) Adrastea V, 1, 46; ähnlich schon Kalligone II, 74.

fallen gelassen, wieder an, um hier, und weiter im Zehnten Stück[1]), vom Epos, von der Romanze und vom Volksgesange zu handeln. Nur zu sehr indeß decken sich die ersten Capitel dieser Untersuchungen mit dem älteren Homer- und dem Ossianaufsatz, wobei sich, begreiflich, der Verfasser die Genugthuung verschafft, die Verdienste seines Freundes Heyne um den Homer laut zu preisen, die Verdienste Wolfs durch berechnetes Ignoriren und unliebsame Bezugnahme zu verdunkeln. Erst das Capitel „Vom Kunstbau des Epos“ enthält eine Anzahl neuer, oder doch neu gesagter Gedanken, die sich wieder durchaus an Aristoteles anlehnen. Wie jede Erzählung eigentlich endlos sei und zu einer überschaulichen Größe erst durch den Dichter geordnet werden müsse, wie der Mythus, das Abenteuer im epischen Gedichte das Hauptstück, die Charaktere nur das Zweite seien, wie das Göttliche und zwar das geglaubte Göttliche dem Epos unentbehrlich sei, wie sich das epische Gedicht von der Geschichte, wie von der Tragödie unterscheide — das Alles wird mit einem feinen und großen Sinn in der faßlichsten Weise vorgetragen. Bei Besprechung des Punktes, daß kein Epos ohne den Glauben an das Wunderbare, Himmlisch-Einwirkende gedacht werden könne, heißt es: „Wenn Hans die Grete, Grete Hansen zum ehelichen Gemahl erhält, so ist dies recht- und wohlgethan; in Versen kann es eine anmuthige Erzählung geben; die Wirkung des Epos aber wird diese weder haben noch begehren.“ War es etwa die Absicht, mit dieser negativen Wendung oder mit der später vorkommenden Bezeichnung „Heiraths-Epopöe“ zugleich mit Vossens Luise die Goetheschen neun Musen abzuthun? Mag sich Jeder darüber seine Meinung bilden: gewiß ist, daß der Verfasser Klopstock und Wieland ausdrücklich unter den ersten Epikern nennt und seine Charakteristik des Epos so einzurichten weiß, daß in der That Goethe dabei nicht in Frage kommen kann. Deutlicher ist die Opposition in dem Aufsatz des Zehnten Adrasteastücks über die Romanze, der sich übrigens zu einem guten Theil gleichfalls mit einer älteren Arbeit, mit den Ausführungen in der Siebenten Sammlung der Humanitätsbriefe deckt. Hier gehen die Angriffe — wohlbegründete Angriffe — gegen die Assonanzkünsteleien der Schlegelschen Schule, während Hagedorn, Gleim und Götz mit freundlichem Lobe der Gegenwart wieder ins Gedächtniß gerufen werden. Sofort aber wird an dem Inhalt der Romanze eine strenge, Platonische Censur geübt; sie soll wo möglich „die Gerichte der Adrastea“ sich zum Gegenstand wählen, keinesfalls aber soll sie das Widrige gefällig behandeln. Und auf wen geht nun folgende Stelle: „Oder wollen wir gar den Gott herab-, das Höllenreich heraufrufen, um zu zeigen, daß wir mittelst eines

---

[1]) Das Neunte Stück war Mitte Mai 1803 im Druck vollendet; Knebel spricht darüber als über ein neu zugesendetes 17. Mai C, III, 233. Das Zehnte Stück, im Herbst 1803 zusammengestellt, erschien erst nach Herders Tode 1804, ebenso die von Gottfried Herder mit Vorrede vom 16. März 1804 aus den nachgelassenen Papieren zusammengestellten letzten beiden Hefte.

einfachen Liedes das Herz umwenden, heiliggeglaubte Sitten vernichten, der inneren Religion Hohn sprechen können und dürfen?" Die Beziehung der Stelle kann für den nicht fraglich sein, der sich der unwilligen Aeußerungen unseres Verfassers über den Gott und die Bajadere und über die Braut von Korinth erinnert. Herder hatte in einem Concert bei Goethe im März 1803 nichts als Goethesche und Schillersche Romanzen, darunter die von der Bajadere anhören müssen, und seine Frau erzählt, daß er davon krank geworden sei[1]). So geht die versteckte, andeutende Opposition überall durch. Mancher sinnreiche Gedanke noch ist zwischen allerlei Wiederholungen in dem noch einmal auf die Epopöe zurückkommenden Abschnitt ganz am Schlusse des Zehnten Stückes eingesprengt. So z. B. die Unterscheidung einer ethischen und einer pathischen, der Tragödie näher stehenden Epopöe, der Vorschlag eines Epos „Columbus", der Hinweis auf die Sprache als die ewig fließende Quelle einer lebendigen Mythologie und Anderes mehr. Nicht bloß die gesuchte, dem Dialog ähnliche Einkleidung, in der dies vorgetragen wird, auch nicht bloß das Schwankende und Fließende der Gesichtspunkte, sondern gerade auch die oppositionelle, nur das Aeltere mit Gunst behandelnde Tendenz verleidet uns die Lust, jene Goldkörner aufzusuchen. Waren denn wirklich noch damals der Messias, der Oberon, oder gar Cissides und Paches die besten epischen Gedichte? Verdiente denn wirklich die Anmuth Goethescher Verse — der Ausdruck selbst verräth, daß es eben hierauf gemünzt ist — als das „bethuliche, zauberisch verzuckerte Spielwerk" abschätzig der Sprache Klopstocks, ja selbst der seiner ungeschickten Nachahmer entgegengestellt zu werden?

Ob es nun Herder auf dem epischen Felde mehr als auf dem dramatischen glückte, das Bessere, was er forderte, durch eigene dichterische Praxis zu veranschaulichen, wird sich zeigen. Seine theoretischen Auseinandersetzungen über das Wesen der epischen Gattung sind jedenfalls viel fragmentarischer und unfertiger als jenes dramaturgische Capitel. Und überhaupt: zu so fest geschlossenen Ausführungen wie in diesem hat sich die Adrastea in ihren beiden folgenden Jahrgängen nirgends wieder zusammengenommen. Am eigenthümlichsten noch hebt sich unter den Prosaausführungen das Capitel der Sechsten Adrastea — Herder nannte sie die Licht-Adrastea — über die großen astronomischen Entdeckungen des vorigen Jahrhunderts, heraus[2]). Denn hier am meisten bekommen wir einen Vorschmack jener einst von ihm geplanten „Adrastea oder von den Gesetzen der Natur"; der leitende Gedanke ist hier der, daß „droben am Himmel, im reinen Aether Adrastea sichtbarer mißt, zählt und wägt, als sie es für uns auf der Erde thun kann". Nicht mehr

---

[1]) An Knebel 18. März 1803, Zur Deutschen Litt. II, 42.

[2]) Knebels litt. Nachl. II, 305. Mit dem Sechsten Stück ist Herder am 20. Mai 1802 beschäftigt (das., S. 284). Ueber das Fünfte Stück giebt Knebel schon am 10. Mai (C, III, 212 ff.) sein Urtheil, während sich Prinz August dafür am *20. Mai bedankt.

an der Spitze der vorrückenden Ideenbewegung der Zeit steht damit der Verfasser — so wenig wie mit seiner Poetik. Schelling, dessen „Ideen zur Philosophie der Natur“ und dessen „Weltseele“ er gelesen hatte[1]), war ihm vorausgeeilt. Nicht im Gegensatz zu der subjectiv-moralischen Weltauffassung Kants und Fichtes, sondern die Gedankenarbeit Beider fortsetzend, ihre Formeln benutzend, hatte der junge, eroberungslustige Denker, voll von den neusten Entdeckungen der Naturwissenschaft, sich einen Einblick in das geheimnißvolle Innere der Natur gestattet. Ergriffen von der Analogie der Natur mit dem menschlichen Ich, den Streit der Naturkräfte mit dem Streit der Kräfte des Geistes parallelisirend, hatte er die Transscendentalphilosophie durch eine Naturphilosophie ergänzt, und durch eine ästhetische Weltanschauung die idealistische Deutung der Natur mit der naturalistischen Ableitung des geistigen Lebens in einen Ring zusammengeschweißt. Mit alledem indeß gab er nur derselben Anschauung Gestalt und Greifbarkeit, die in Herders Geschichtsphilosophie und in seiner Spinozistischen Gotteslehre wie ein schwebender und ziehender, bald lichterer bald dunklerer Gedankennebel sich ausgebreitet hatte. Die bewußten oder unbewußten Zusammenhänge der neuen Naturphilosophie mit Herders poetischen Philosophemen verrathen sich nicht bloß durch die gleiche Spinozistische Grundlage und durch den gleichen poetischen Hauch, sondern schon äußerlich durch den an das Herdersche Geschichtswerk deutlich anklingenden Titel der einen von Schellings naturphilosophischen Schriften. Jenem jedoch war durch das neue metaphysische Gerüst, durch die Schul- und Formelsprache, mit der diese Naturphilosophie durchsetzt war, das Verwandte fremd, unkenntlich, ja verhaßt geworden. So wenig er, der ungehörigen Beimischungen und Uebertreibungen wegen, die ästhetischen, kritischen und litterargeschichtlichen Arbeiten der Genossen des Athenäums unbefangen zu würdigen, geschweige denn sich ihrer als Früchte aus der eigenen Aussaat erfreuen mochte, so wenig erkannte er, was in dem Schellingianismus Fleisch von seinem Fleisch war; das Gebein darin, das Knochengerüst war Kantisch und Fichtisch — darum perhorrescirte er denselben. Nach wie vor, vielmehr nun erst recht, wollte er auf seine eigene Hand über die Natur philosophiren. Er that es als Poet und Dilettant. Da moralisirt und ästhetisirt er die Newtonsche Anschauung des Weltgebäudes. Er wiederholt den alten Lieblingsgedanken: überall in der Welt organisch bildende Kräfte; die Welt ein von weiser Güte wohlgeordneter Kosmos; Schwere und Anziehung schaffen nicht für sich, sondern nur im Dienste höherer Bildungsgesetze ein geist- und lebensvolles Universum. Bald in dialogischer, bald in rednerischer Entwickelung, in poetisch gehobener Sprache, dichtend auf der Grundlage neuerer Beobachtungen, vertieft er sich in die Natur des Lichts, das ja auch die „Kalligenia“ feierte. Er begegnet sich mit Schelling, wenn auch er die Emanations- mit der Undu-

[1]) An Knebel, in dessen Nachlaß II, 276.

lationstheorie zu vereinigen sucht. Ströme des Lichts entsendet die Sonne, aber sie hat dasselbe aus dem sie umgebenden Himmelsäther durch unaufhörliche Bewegung entwickelt; der Raum hört auf eine leere Wüste zu sein — die dunkle, schwarze Weite vielmehr „ist die Mutter, und in ihr die Licht erweckende Kraft der Vater aller lebenden Schöpfung". Von dieser seiner hypothetischen Lichttheorie war Herder selbst sehr erbaut. Schon in der Kalligone hatte er das Capitel von den Farben und Tönen, und wie in beiden sich eine Regel zeige, durch die unsere Sinnesempfindungen gebunden seien, mit Vorliebe ausgeführt. Er meinte damit einen Schlüssel gefunden zu haben, der dem ganzen System unseres Wissens und Empfindens Einheit gebe[1]). Er nannte Theorie, was nur eine Summe poetischer Aperçüs war. Nichts Anderes war auch die Farbentheorie, die er einem späteren Heft der Adrastea vorbehielt. Man sieht aus den Blättern, die er wirklich darüber niedergeschrieben hatte[2]), daß er jene Vermittelung der Newtonschen und Eulerschen Theorie wesentlich aus Gründen des ästhetischen Gefühls erstrebte, um den Farben eine „freundlichere" Ansicht abzugewinnen. Er betont dabei namentlich das Subjective, Phänomenale der Farben. Es ist Ordnung und Gesetz, was wir in der Farbenscala sehen, während die physische Ursache davon unsichtbar bleibt. Unsichtbar bleibt uns das Licht selbst, das reinste Weiß; sein irdischer Repräsentant, mit Wärmestoff geschwängert, ist Gelb; „ihm zu beiden Seiten auf- und abschwingend breiten sich in Farben aus die Flügel des Lichts". Das ist denn eine Farbentheorie, die mit der Goetheschen die Scheu vor der mathematischen Bestimmtheit theilt, während sie sich zugleich mit Newton friedlich und eklektisch auseinandersetzt. Man kann sagen, daß sie zarter und poetischer, geistreicher und philosophischer — nur leider völlig auf phantasirender Combination, nicht, wie die Goethesche, auf ernster Beobachtung beruhend ist. Goethes Theorie ist die des anschauenden Künstlers, Herders die des reflectirenden, musikalisch empfindenden Dichters. Daher denn bleibt bei Letzterem fortwährend die Analogie des Lichts mit dem Schall, der Farbenscala mit dem Toncyklus in Sicht. Durch die Musik suchte er das Verständniß des Wesens der Tragödie zu erschließen, durch die Musik auch das Wesen des Lichts und der Farben zu erläutern. Es ist nicht zufällig, daß die Sechste Adrastea neben Keppler und Newton Händel und Gluck feiert und von der Astronomie zur Musik überleitet, um sofort von Oratorium und Cantate zu handeln und alte Gedanken über die heilige Cäcilie, über descriptive Poesie und malende Musik von Neuem aufzutischen. Vergeblich übrigens sieht man sich in dem Abschnitt vom Licht nach einer Erwähnung von Goethes Beiträgen zur Optik um. Schweigend begegnet sich der Verfasser mit Goethe, schweigend

---

[1]) An Knebel 11. Juni 1800, im Litt. Nachlaß II, 333.

[2]) Zuerst von Joh. v. Müller nach Herders Tode in den Werken veröffentlicht, SW. zur Philosophie XII, 76 ff.

scheint er ihn bestreiten und überbieten zu wollen. Man habe, klagt er gegen Knebel, „piques" in dem Hefte finden wollen. In der That aber, wie sollte man nicht! Ohne stechende Dornen ist keiner der Kränze, die diese Adrastea windet, und die versteckten zu suchen, ist man um so geneigter, da andere, recht häßliche, so offen hervorsehen, wie z. B. die geflissentliche Hintanstellung Kants hinter Lambert in dem astronomischen und die unfreundliche Erwähnung der Kantschen „Träume eines Geistersehers" in dem Schlußabschnitt über Swedenborg. Der jugendliche Herder hatte gerechter über diese „Träume" sowohl wie über die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" geurtheilt als der gealterte, der sein Mißvergnügen mit dem Namen und Ansehen der Göttin der Gerechtigkeit deckt.

Abgesehen nun aber von dem Excurs der Sechsten Adrastea in das Gebiet der Naturphilosophie, ist der sonstige Inhalt der Zeitschrift durchaus politisch-historischen, ästhetisch-litterargeschichtlichen und moralisch-religiösen Betrachtungen gewidmet. Es ist — wie ein Blick auf die Inhaltsverzeichnisse der einzelnen Hefte zeigt — ein recht bunt schillerndes und recht loses Gewebe, nur daß doch immer als Grundfaden die Rückschau auf Ereignisse, Charaktere und Leistungen des vergangenen Jahrhunderts erkennbar sich hindurchzieht. Die historischen Hauptthelden der Fünften Adrastea sind Karl XII. und Peter der Große. Hier wird man das Lob Knebels unterschreiben dürfen: „Sie nehmen es mit diesen Helden nicht moralisch strenge und lassen ihnen das Recht angedeihen, das ihnen durch ihre Naturqualitäten gebührt". So verstand Herder der historisch gewordenen, ihm ferner stehenden Größe gegenüber das Maaß der Adrastea noch immer richtiger anzulegen als der gegenwärtigen, ihm näher stehenden, die seinen Weg kreuzte oder seiner Eigenheit widerstand. Peter der Große war überdies schon dem Knaben in idealem Lichte erschienen. Er schildert, verherrlicht, entschuldigt den „erhabenen Wilden", wie er ihn schon in jungen Jahren besungen hatte, und stellt der Falconetschen Reiterstatue Peters die Idee eines anderen charakteristischeren Denkmals entgegen, zu dem er sich als Gegenfigur die Statue der großen Katharina denkt. Er ist ganz wieder in den Gedanken jenes politischen Memoires von der Cultur des russischen Volkes und verliert sich von Neuem in dem Traum, daß die Osmanische Pforte nicht mehr wäre, daß Rußland seinen Mittelpunkt am schwarzen Meer gefunden hätte und daß am schönsten Winkel der Erde ein neues Jonien aufblühte. Geändert und berichtigt dagegen hatten sich je länger, je mehr seine Gedanken über sein preußisches Heimathland. Eine Würdigung Friedrichs des Großen zwar hatten schon die Humanitätsbriefe vorweggenommen: den Staat aber des großen Königs zu würdigen, dazu fand er gerade in den jüngsten Ereignissen eine Aufforderung. Dieser Staat hatte noch am meisten den von Frankreich nach Deutschland herüberwüthenden Stürmen Stand gehalten und in den letzten Jahren in seinen Grenzen den Frieden zu schirmen verstanden. Als in den ersten Tagen des

Juli 1799 der junge König von Preußen mit seiner Gemahlin in Weimar gewesen war, da war auch Herder dem Paare vorgestellt worden und hatte von dem schlichten ernsten Manne sowie von der anmuthigen Königin den günstigsten Eindruck bekommen. „Sie verdienen," hatte er an Gleim geschrieben, „das glücklichste Paar zu sein und viel Glück um sich zu verbreiten. Das thut, dünkt mich, der König auch und wird's thun; das halbe Deutschland, ja mehr als die Hälfte, hat ihm jetzt schon seine Errettung zu danken. Gebe der Himmel, daß in der Reihe von Jahren, in denen er regieren kann, die Menschheit ihm noch tausendfach mehr zu verdanken habe!" So preist denn die Adrastea den preußischen Staat und setzt die Bedeutung der Erhebung Preußens zum Königreich auseinander. Es ist der Hort des Protestantismus, der Staat der Aufklärung und Duldung, der verherrlicht wird. Ja, noch höhere patriotische Hoffnungen knüpfen sich an diesen Staat. Angesichts der jüngsten Veränderungen des europäischen Staatensystems müßte Preußen im Bunde mit Oesterreich eine schützende festländische Mittelmacht werden. Oesterreich ist der natürliche Bundesgenosse Brandenburgs. Feindselig ist die Politik, welche diese beiden Staaten als ewige Nebenbuhler betrachtet. Für den Zweck ihrer Vereinigung 'zum Heil Europas, zum Schutze Deutschlands „wird Jedermann Preußen eine breitere, tiefere Basis gönnen, damit die zum Wohl Europas nöthige Last seinen Unterthanen nicht zu drückend werde".

Die einsichtsvolle und patriotische Rede fand mit Recht den vollen Beifall Knebels. Er wünschte, daß Herder öfter und näher in dergleichen politische Wahrheiten mit mildem Sinn eingehen möchte. Näher indeß als die Geschichte der Staaten lag doch dem Apostel der Humanität die Geschichte des geistigen Lebens. Er eilte, in diesem Fünften Stück den Kriegs- und Staatshelden den Heros der Wissenschaft, L e i b n i t z, zuzugesellen, Leibnitz, den in vielem Betracht ihm so Verwandten, den so oft schon von ihm Gefeierten. So oft schon gefeiert! daher er denn diesmal nur „wie die Biene hie- und dahin fliegen und auf seinen Fluren einige Blumen berühren" will. Er thut es in der Weise, daß er einige von Leibnitzens Ideen über theologische und religiöse Fragen, über Rechtsgelehrsamkeit und Politik, über Geschichte und Sprache, Mathematik, Physik und Metaphysik vom Standpunkt der fortgerückten Zeit beleuchtet: die Entwürfe und Worte Leibnitzens geben ihm Gelegenheit, über den untergeordneten Werth des Confessionellen in der Religion, über Humanität als einzige Grundlage eines Codex des Völkerrechts, über die Undurchführbarkeit einer Universalsprache, über die Lücken der metaphysischen Dichtung von den Monaden und der prästabilirten Harmonie seine eigenen uns längst bekannten Ansichten zu wiederholen.

Ein neues Thema, dem Theologen und dem Humanitätslehrer gleich nahe liegend, griff er am Schluß dieses Stücks auf und setzte es, auf einen Wink, wie es scheint, den ihm Knebel gegeben (C, III, 222), im Siebenten Stück fort. Knebel hatte Recht: in das große Capitel „Erziehung des Menschen-

geschlechts" gehörte nicht an letzter Stelle das Missionswesen, die „Unternehmungen des vergangenen Jahrhunderts zu Beförderung eines geistigen Reichs". In einem Gespräche zwischen einem Asiaten und einem Europäer, das der gute Georg Müller doch gar zu parteiisch für den Hindu fand, werden im Ganzen die Versuche zur Bekehrung der Indier durch Europäer als Zudringlichkeit bezeichnet, die sich erst noch durch künftige wohlthätige Wirkungen zu rechtfertigen habe. Ungefähr in demselben Sinne wird später die Christianisirung des chinesischen Reichs besprochen. Nicht günstiger lautet das Urtheil über das Wirken der Jesuiten in Paraguay. Die Geschichte der Mission in Grönland und Lappland wird mit glimpflicherer Anerkennung der edlen Absicht und der enthusiastischen Ausdauer der Missionäre erzählt. Erst in den dann folgenden Gesprächen über Nationalreligionen jedoch kömmt des Verfassers eigentliche Meinung über alle diese Bemühungen zu Tage. Aus seiner ganzen Denkweise über das Recht volksthümlicher Individualität, über das Verhältniß von Christenthum und Humanität würden wir sie ohne Mühe errathen. Es ist dieselbe Meinung, die das Grundmotiv der Goetheschen „Geheimnisse" bildete. Wie er das Christenthum zur Humanität halb abklärt, halb erhebt, so will er natürlich auch die Missionsthätigkeit idealisiren. Die Propaganda des Christenthums muß eine andere Art gewinnen. Im Sinn des Christenthums selbst liegt es, die Völker je in ihren Sprachen zu lehren und zu cultiviren, Nationalreligionen durch die Verkündigung der reinen Gesetze der Menschheit nicht zu zerstören, sondern zu läutern. So hat Luther seinen Deutschen mit der echten Sprache seines Volks auch echte Religion zurückgebracht, die freie Religion der Gewissenhaftigkeit des Verstandes und Herzens. In eben diesem Sinne sind allen Völkern der Erde Nationalreligionen zu wünschen, hat sich die Eine Religion verschieden zu nationalisiren. Gerade das Christenthum aber ist allein dieser vielgestaltigen Individualisirung fähig. Sie ist — so wird in spielender, sich in unklare Traumsymbolik verwickelnder Einkleidung ausgeführt — in dem „Thierkreis menschlicher Religionen" die menschlichste, noch reiner und edler menschlich als die der Griechen. Als die Religion aller Religionen ist sie „eine Adrastea, aber in einer weit höheren Gleichung als ihr die Griechen je gaben"; denn sie hebt die Besserung des Menschen zur Ueberwindung des Bösen durchs Gute, zur „beharrlichen Großmuth" wohlthätig empor und macht Menschlichkeit zur Zunge der Waage.

Noch manche andere Erscheinungen des geistigen Lebens im verflossenen Jahrhundert, „merkwürdige Eigenheiten der Vorstellungsart und der Charaktere, sofern sie auf die Zeiten gewirkt haben" — wie es in dem Programm zur Aurora hieß — streift das Siebente und Achte Stück der Adrastea[1]).

---

[1]) Wie das Dritte und Vierte Stück des ersten Jahrgangs 1801 erst Ostern 1802, so erschienen auch die beiden letzten Stücke des Jahrgangs 1802, Adrastea 7 und 8, nicht früher als Ende März und Anfang April 1803. Die Arbeit wollte nicht fördern: Caroline

Ein Abschnitt voll treffender Charakteristik und milder Beurtheilung ist dem Stifter der Brüdergemeinden gewidmet. Ein Gegenstück dazu bildet der Abschnitt über den Methodismus, der eine arme Begeisterung genannt wird, wie sie eben nur neben der entschlafenen Episkopalkirche und dem veralteten Puritanismus habe aufkommen können. In einem anderen Capitel werden abermals die englischen Freidenker vertheidigt, ihr Einfluß auf eine freiere theologische Denkweise auch in Deutschland nachdrücklich hervorgehoben und damit zu einer neuen Huldigung des Mannes übergegangen, für den Herders Pietät in dem Maaße wuchs, in dem er ihm zeitlich ferner rückte: er nennt Lessing den „Rechtdenker unter den Freidenkern" und bekennt sich ohne Rückhalt zu den leitenden Grundsätzen von dessen theologischen Streitschriften. Diejenigen von Lessings Schriften indeß, deren Inhalt am vollständigsten mit seinen eigenen Ueberzeugungen zusammentraf, blieben doch die Gespräche zwischen Ernst und Falk, die an der Freimaurerei den Begriff der Humanität entwickelten. Schon einmal hatte er, in der Zweiten Sammlung der Humanitätsbriefe, diese Gespräche halb abgeschrieben, halb in ihrem eigenen Geiste fortgesetzt [1]). Von der Freimaurerei mußte ja nun gewiß auch in Adrasteas Ueberschau über die Ideenbewegung des verflossenen Jahrhunderts die Rede sein; dann aber mußten auch von Neuem wieder die Lessingschen Gespräche als Basis und Vorbild dienen. Herder selbst war in Riga Freimaurer geworden. Aehnlich wie Lessing jedoch bekannte er sich mit einem „Leider" dazu. Die Weimarer Loge durfte sich nicht rühmen, daß er sich an ihren „Arbeiten" betheilige, und nur durch seinen Verkehr mit Bode blieb er mit den Verhältnissen derselben in einem gewissen Zusammenhang [2]). Was ihn fernhielt, war jene Geheimnißkrämerei, die den Orden zum Spielball so vieler Betrugsversuche, zum Sammelpunkte so vieler unlauteren Elemente machte. Er sah, wie unter dem Deckmantel des Geheimnisses die edelsten mit den gemeinsten Zwecken, Aberglaube mit Aufklärung sich widerlich mischten. Ihn ekelte das kindische Treiben der Goldmacher und Rosenkreuzer nicht minder als das der Illuminaten. „Ich hasse," so schrieb er 9. Januar 86 an Heyne, „alle geheime Gesellschaften auf den Tod und wünsche sie, nach den Erfahrungen, die ich

---

an Knebel 25. Januar 1803, Zur Deutschen Litt. II, 40. Nur die Aushängebogen des Entfesselten Prometheus, mit dem das Siebente Stück beginnt, sendet Caroline 4. Februar an Gleim (C, I, 306) und schreibt an demselben Tage an Knebel (Litt. Nachl. II, 341), daß jetzt noch an diesem und dem folgenden Stücke gedruckt werde. Noch am 19. Februar (Litt. Nachlaß II, 312) ist Herder an der Arbeit, und Knebel erhält nur erst die fertig gedruckten (nach Knebels Antwort vom 26., C, III, 224, die ersten sieben) Bogen. Am 6. März (C, III, 226) erhielt er die übrigen Bogen des Siebenten Stücks, und erst am 22. (das. S. 228) dankt er für das ganze, nun ausgegebene Stück. Ebenso Prinz August am *21. März. Am 12. April (Litt. Nachl. II. 347) geht das Achte Stück an Knebel ab.

[1]) S. oben S. 496; Humanitätsbriefe II, 127 ff.

[2]) Vgl. über sein Verhältniß zur Freimaurerei Erinnerungen I, 102 ff.

aus und in ihrem Innersten gemacht habe, zum Teufel; denn der schleichendste Herrsch-, Betrug- und Kabalengeist ist's, der hinter ihrer Decke kriechet." Koppes Bekanntschaft, die er in Gotha gemacht, preßte ihm diese Herzenserleichterung und eine ganz ähnliche gegen G. Müller aus[1]). Schon zwei Jahre früher jedoch, unter dem Eindruck, wie es scheint, von Kleukers durch die Schriften von St. Martin veranlaßtem *Μαγικόν* hatte er die Feder zu einigen „Gesprächen über geheime Gesellschaften, geheime Wissenschaften und Symbole" angesetzt, um vor dem Gefährlichen dieser Schwärmerei zu warnen und doch der Berliner Monatsschrift, die überall jesuitische Einflüsse witterte, nicht allein das Wort zu lassen. Die Gespräche blieben liegen, theils weil er die kleinfügige Mühe thatsächlicher Belege scheute, theils weil Bode ihm vorstellte, wie er sich damit viele und mächtige Feinde auf den Hals ziehen werde[2]). Nur Andeutungen darüber, daß die gegenwärtige Zeit ähnliche Warnungen vor den gährenden Sekten und vor der unsichtbar sie leitenden Hand brauchen könne wie die Zeit Valentin Andreäs, streute er in die Vorrede zu der Uebersetzung von dessen Dichtungen ein, und die Errichtung eines allgemeinen deutsch-patriotischen Instituts motivirte er in jener Denkschrift vom Jahre 87 unter Anderm durch den Hinweis auf die durch die vielen geheimen Gesellschaften sich verrathende Gährung. Aber auch jene zurückgelegten Gespräche, ein erstes und der Anfang eines zweiten, sind uns erhalten[3]). Die mimische Einkleidung des Gesprächs denkt man sich leicht. Thrasymachus, der „leere verfängliche Mensch", hat den jungen Adimant zum Eintritt in die geheime Gesellschaft der * * * verleitet. Wenn er ihm dabei auf „geheime Wissenschaften" Hoffnung gemacht hat, so sind die Freunde des jungen Mannes, Glaukon und Nikias, darüber einig, daß, was dem Menschen nach seiner Organisation geheim in der Natur sein soll, ihm auch in jeder geheimen Gesellschaft geheim bleiben werde. Wenn aber von einer neuen geheimen Moral und Religion die Rede gewesen, so ist die Meinung der beiden Unterredner, daß eine geheime Moral nur für Betrüger gehört; denn „die Moral ist die offenbarste Sache der Welt und die Wissenschaft derselben in aller Menschen Herz geschrieben". Gar hübsch wird dann gespottet, daß Minister, schöne Frauen und Pfaffen eine geheime Moral zu haben pflegten, bei der Pfaffenmoral aber wider die Jesuiten und deren Forderung blinden Gehorsams gegen die Oberen geeifert; dergleichen dürfe kein Staat dulden; eine geheime Moral auf den Glauben der Oberen sei ärger als Straßenraub. Dem Gerede von einer neuen Wissenschaft der Moral wird das Christenthum gegenübergestellt,

[1]) C, II, 200 und Gelzer, S. 113.

[2]) An Heyne 13. Juni 86, C, II, 203; Böttiger, Litt. Zustände I, 122.

[3]) Ich verdanke Suphan die Einsicht in dies, 20 Seiten kl. Fol. umfassende Manuscript, dessen er in dem Aufsatz „Goethe und Prinz August von Gotha" in dem Goethe-Jahrbuch für 1885, S. 37 gedenkt. Auch für frühere Partien der gegenwärtigen Biographie verweise ich nachträglich auf diesen Aufsatz.

das, obgleich von oben stammend, doch nur „die allgemeine alte ewige Moral gelehrt und sie nur mit neuen Beweggründen, Thathandlungen und Begebenheiten unterstützt habe, wie unsere geheimen Gesellschaften sie schwerlich unterstützen würden". Und nun gar eine geheime Wissenschaft der Religion! Mit wegwerfendem Spott wird des Gerüchtes von einem gnostischen Evangelium gedacht, das in einer geheimen Gesellschaft vorgezeigt worden, das sich von den Verfälschungen unserer vier Evangelien rein gehalten und den inneren Sinn der Geschichte Christi enthülle. Dies Eine genüge, die Gefahr dieser geheimen Gesellschaften klar erkennen zu lassen. „Sie sind," heißt es, „Winkel, die sich dem Licht der Sonne verschließen, damit hier der Betrug, dort die Schwärmerei ausbrüten könne, was ihnen der Geist eingiebt." Und also — das ist die Summe — „welche geheime Gesellschaft es mit der Wahrheit und Religion gut meint, die hört sofort auf geheim zu sein" —; „denn offene Wahrheit allein ist das Kind Gottes, und jede menschliche Wahrheit muß beim Licht der Sonne betrachtet und von Menschen geprüft werden können". Mit dem beschämten Geständniß des Adimant, daß er einen dummen Streich begangen, als er sich initiiren ließ, beginnt darauf ein Zweites Gespräch. Es läßt uns noch einen Blick in die bunte Gesellschaft thun, die der Novize vorgefunden — mit ganz wenigen Ausnahmen, so klagt er, „Menschen, die ich an diesem Ort nicht zu finden vermeinte, so daß mir bei Manchem, Manchem der Bruderkuß und die Bruderumarmung schwer ward!"

Wer so über geheime Gesellschaften dachte, der konnte, begreiflich, zur Freimaurerei ein positives Verhältniß nur dadurch finden, daß er ihr Geheimniß eben dahin verlegte, wohin es Lessing verlegt hatte, daß er es zur offensten und allgemeinsten Angelegenheit machte, die nichtsdestoweniger nur in den Zwischenräumen der religiösen und bürgerlichen Lebensbeziehungen ihren Platz habe. Das erste der Freimaurergespräche in der Adrastea, das sich in der Ueberschrift mit Bezug auf die Andreäsche Schrift als eine neue fama fraternitatis bezeichnet, sieht den Zweck der Freimaurer in der Pflege rein menschlicher Beziehungen und Pflichten. „Religiöse und bürgerliche oder Staatsbeziehungen rein ab- und ausgeschlossen, was bleibt dem denkenden und thätigen Menschen, was bleibt einer bauenden Gesellschaft übrig, als der Bau der Menschheit?" Und sehr schön, in demselben Sinne, in dem die diesem Zwecke sich widmende ideale Freimaurergesellschaft schon in den Humanitätsbriefen eine „unsichtbar-sichtbare Gesellschaft" genannt worden war, wird weiter ausgeführt, wie den Mitgliedern dieser Gesellschaft, „ihr Werk gewissermaaßen selbst ein Geheimniß sein müsse, daran sie wie an einem endlosen Plan arbeiten"; die Anwesenheit einer weiblichen Mitunterrednerin, die — charakteristisch für Herder — hier so wenig wie in den Spinozagesprächen fehlen darf, giebt Anlaß zu der Erklärung, weshalb die Gesellschaft naturgemäß sich auf einen Männerbund beschränke; es wird als Aufgabe der Verbündeten bezeichnet, daß sie — übrigens bei hellem Lichte — mit rath- und thatvollem

Dienst überall da eintrete, wohin die Gesetze nicht reichen, wo die bürgerliche Gesellschaft den Hülfsbedürftigen verlasse oder vergesse; es wird endlich der Wunsch hinzugefügt, daß sie sich damit nicht auf ihren eigenen Mitgliederkreis beschränken, sondern auch, sich selbst vergessend, nach außen wirken, sich zu einem „Areopag des Verdienstes, der Sitten und der Talente" machen möchte.

Man sieht, das Bild der Freimaurerei, wie sie wirklich war und wie sie sein könnte und sollte, schiebt sich dem Faust unseres Gesprächs in Eins zusammen. Von Horst befragt, woher er denn wisse, daß dem Allen so sei, antwortet er: vor Allem aus den Gesinnungen und Thaten mehrerer Glieder, die er gekannt habe. Er hatte kürzlich eines der würdigsten und verdientesten Ordensmitglieder in Friedrich Ludwig Schröder kennen lernen, der ihn zuerst im Juni 1800, ein zweites Mal im Sommer des folgenden Jahres in Weimar aufsuchte[1]) und mit dem ihn seit dieser Zeit eine auf gegenseitiger Achtung begründete Freundschaft verband. Der merkwürdige Mann hatte mit derselben Energie, die er, von einem seltenen Talente unterstützt, der Hebung des deutschen Theaters zugewandt hatte, auch in das Logenwesen eingegriffen. Die Reform, die er eben damals mit der Hamburger Großen Loge vornahm, trug den Stempel seines eigenen grundehrlichen, wahrhaften, ernsten und uneigennützigen Charakters. Mit ihm verständigte sich Herder leicht über das, was die Freimaurerei eigentlich sein sollte. Mit ihm erörterte er mündlich und brieflich auch die historischen Verhältnisse der Gesellschaft. Auf die Frage nach dem Ursprung der Freimaurerei war schon Lessing am Schluß seiner Gespräche, nicht eben glücklich, eingegangen. Für Herders geschichtlichen Sinn war diese Frage neben der nach dem idealen Zweck des Instituts von äußerstem Interesse. Er hatte sie in den Briefen über die Tempelherrn nur erst streitweise, mit Bezug auf gewisse Behauptungen Nicolais, berührt. Mit allem Eifer ging er ihr jetzt, unterstützt von dem Hamburger deputirten Großmeister, nach. Das zweite Gespräch der Adrastea mit der Ueberschrift „Salomos Siegelring" bereitet die Beantwortung dieser Frage vor, indem es in etwas verworrener Weise, nur erst geheimnißvoll andeutend, auf Erklärung der Symbole und des Rituals der Gesellschaft ausgeht. Es handelt sich um das Kunstgeheimniß der Freimaurerei, und Horst und Faust — wir dürfen vielleicht sagen Schröder und Herder — sind darin einig, daß es damit keine andere Bewandtniß habe als die, daß „jede Zunft, die eine Kunst treibt, jedes Handwerk sogar a mystery hat". Beide waren damit auf dem vollkommen richtigen Wege. Durch Schröders Stellung im Orden war es bedingt, daß er nach Herders Tode nicht nur seine auf den

---

[1]) F. L. W. Meyer, Friedrich Ludwig Schröder II, 1, 177; Schröders Aufzeichnung über den ersten Besuch bei Herder das. S. 186 ff.; Erinner. I, 104 und III, 242; vgl. Caroline an Knebel 6. Aug. 1801, Zur Deutschen Litt. II, 15; Lindemann, S. 115 Nr. 31. — Mit einer anderen freimaurerischen Berühmtheit, Feßler, scheinen bei dessen Besuch in Weimar, August 1799, nur philosophische Fragen — Kant und Spinoza — verhandelt worden zu sein; vgl. Feßlers Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft, S. 317.

Orden bezüglichen Briefe an den Dahingeschiedenen zurückerbat, sondern auch einen Aufsatz Herders über die Entstehung der Freimaurerei vernichtet wissen wollte [1]. Herder hatte ihm einst geschrieben, daß er diesen, das mystery betreffenden Aufsatz entweder gar nicht, oder in einer anderen Gestalt zu lesen bekommen werde. Noch in seinem letzten Jahre hatte der Verfasser die Göttinger und die Dresdener Bibliothek zur Vervollständigung seiner Untersuchungen benutzt und seine Ergebnisse in der That in eine andere Gestalt, in zwei weitere, offenbar für die Adrastea bestimmte Gespräche eingekleidet. Sie sind nicht, wie Schröder wünschte, vernichtet worden und werden ohne Zweifel — wie zweckwidrig uns auch die Wahl der Gesprächsform für eine gelehrte Untersuchung, selbst schon bei Lessing, erscheint — in der neuen kritischen Herderausgabe ans Licht treten [2]. Herder verfolgte in einem dritten und vierten Gespräch die Geschichte der Freimaurerei in die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst hinein. „Basilika" ist das dritte Gespräch überschrieben; denn die „Loge" ist nach Herder identisch mit der Form der ältesten uud einfachsten Christenkirche, der Basilika. Der Ursprung der Freimaurerei liegt in jenen alten Confraternitäten, denen wir den Bau der mittelalterlichen Kirchen danken. So — nicht durch die Fabel eines Zusammenhanges mit Tempelherren, Jesuiten oder Rosenkreuzern — erklärt sich das „mystery", die schreckhaften Gebräuche der Aufnahme, der Eid, die Grüße, die Zeichen u. s. w. Es sind Reste alter Zunftordnung, bei der es ursprünglich galt, rohe Gemüther und vielartige Stände zu verbinden. In Horsts Basilika, d. h. in seiner Bibliothek spielt sich das vierte, „Massonerie" überschriebene Gespräch ab, in welchem sofort für jene Sätze aus der baugeschichtlichen Litteratur die Belege gegeben und manches Einzelne — wie z. B. die Erwähnung des Tempels Salomonis aus der Betheiligung des Klerus an jenen Baugesellschaften — genauer erklärt und weiter entwickelt wird. —

Es gab andere Erscheinungen des geistigen Lebens, deren Betrachtung den beweglichen Blick Herders doch wieder zu dem politischen Thema zurücklenken mußten. Die Besprechung von Mandevilles berüchtigter Bienenfabel giebt ihm selbstverständlich zu einem warmen Protest gegen den politischen Antimoralismus Anlaß. Kein Abschnitt indeß ist in dieser Beziehung interessanter, keiner für den ganzen Charakter der Herderschen Humanitätsprincipien lehrreicher als der „Bekehrung der Juden" überschriebene der Siebenten Adrastea. Derselbe beweist, daß diese Principien, sobald es sich um eine specielle Anwendung handelte, denn doch keineswegs abstract und ideologisch waren. Auch in dieser Frage in der That ist Herder vielseitiger, umsichtiger, historischer als Lessing. Der edle Liberalismus, die menschliche Philosophie des Verfassers des Nathan ist auch

---

[1] Schröder an Herders Wittwe *23. Jan. und 20. Febr. 1804.

[2] Zugleich mit dem von den gedruckten Gesprächen der Adrastea vielfach abweichenden Entwurf zu diesen wurden mir diese Apokrypha von Suphan zur Einsicht verstattet.

die seinige, aber er verhehlt sich nicht, daß die großen Grundsätze der Duldung, der Freiheit, der Achtung der Menschenrechte mit den gegebenen besonderen Verhältnissen, mit den Rechten und Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens besonnen zu vermitteln sind. Er gelangt auch hier nicht zu einer klaren und bestimmten Formulirung, aber fein und gewandt windet er sich zwischen einer Reihe von Gesichtspunkten hindurch, die bei der einseitig aufklärerischen Beantwortung der Judenfrage unbeachtet geblieben waren. Mit den Juden über die Erfüllung oder Nichterfüllung alter Prophezeihungen zu disputiren, erscheint auch ihm thöricht — erwarten doch auch die Christen noch ein kommendes Reich der Herrlichkeit. Aber, fährt er fort, die Sache hat andere Seiten. Die Religion der Juden ist doch nun einmal eine historische Religion, sie ist ein Erbtheil ihres Geschlechts; nicht bloß Religionsgenossen sind die Juden, sondern sie sind zugleich ein unserem Welttheil fremdes asiatisches, an ein altes Gesetz gebundenes Volk. Wiefern nun dies Gesetz in unsere Staaten gehöre, ist kein Religionsdisputat mehr, sondern eine einfache Staatsfrage. Jeder Staat folglich hat dieselbe für sich zu beantworten; am wenigsten hat der Philosoph a priori darüber zu entscheiden. Da ferner die Juden seit Jahrtausenden ein bestimmtes Geschäft betreiben, so muß vollends die Discussion über Menschenrechte zurücktreten gegen die ökonomisch-politische: wie Viele von diesem fremden Volke dürfen in diesem europäischen Staat dies ihr Geschäft ohne Nachtheil der Eingeborenen treiben? unter welchen Bedingungen? in welchen Schranken? unter welcher Aufsicht? Aus der barbarischen Behandlung der Juden in früheren Jahrhunderten hinwiederum ergiebt sich eine Pflicht der christlichen Staaten, die Pflicht, die durch ehemalige Grausamkeiten verderbte Nation zu höherem Ehrgefühl zu erziehen, da denn die Verbesserung bei ehrlosen Christen angefangen werden muß, die den Ebräer mißbrauchen. Der Staat hat die Pflicht und das Recht, Fremdlingen, die er schützt, eine Erziehung zu geben, die seinen Grundsätzen gemäß ist. Es ist eine schöne, durch so manches ausgezeichnete Beispiel gerechtfertigte Aussicht, ein so begabtes Volk der Cultur der Wissenschaften, dem Wohl des Staates, der sie schützt und anderen der Menschheit allgemein nützlichen Zwecken zuzuführen, sie in ihrer Denkart zu humanisiren. „Nicht durch Einräumung neuer mercantilischer Vortheile führt man sie der Ehre und Sittlichkeit zu: sie heben sich selbst dahin durch rein menschliche, wissenschaftliche und bürgerliche Verdienste. Ihr Palästina ist sodann da, wo sie leben und edel wirken, — allenthalben.“

Einen anderen Excurs auf das Gebiet der Politik und zwar der inneren Politik machte Adrastea in dem letzten „Atlantis“ überschriebenen Aufsatz ihres Achten Stücks. Der vorangegangene Rückblick auf so viele Unternehmungen des achtzehnten Jahrhunderts zur Förderung eines geistigen Reichs führt nämlich den Verfasser auf die Frage, ob nicht auch die feineren geistigen und moralischen Kräfte so gut wie die gröberen physischen eine Vereinigung, eine Organisation verdienen und leiden? Es ist eine neue Auflage des Capitels

vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften in der Preisabhandlung vom Jahre 1780. Die neue Auflage jedoch ist keine verbesserte. Mehr als ein anderer Abschnitt ist dieser von der Verstimmung des Autors über die ihn umgebenden Zustände durchtränkt. Er denkt an die Jenaische Universität, wenn er — seines früheren freisinnigen Votums uneingedenk — die akademischen Lehrer unter Staatscuratel gestellt wissen will; der Landesregent soll der geborene Präsident der Wissenschaften und Künste seines Landes sein, allenfalls soll ihm ein „Tribunal der Verständigen“ dabei zur Seite stehen! Er hat die verhaßte Litteraturzeitung im Sinne, wenn er in schwarzen Farben das Heer junger Schriftsteller schildert, die unter dem Einfluß der französischen Revolution zugleich von dem Fieber des Independentismus und von der „kritischen Himmelsstürmerei“ ergriffen seien, wenn er sich — wie schon vordem in den Humanitätsbriefen — gegen das Privilegium ereifert, welches einem Verleger zu einem Tribunal der Kritik ertheilt werde. Statt auf diese Weise eine „ehrabschneidende Räuberhöhle“ zu begünstigen, soll der Staat die Würdigsten und Verständigsten zu einer Art Akademie vereinen, der dann jeder Redacteur kritischer Blätter die kritischen Artikel mit den Namen der Autoren zur Censur vorzulegen hätte! Er denkt endlich an die Lustigen von Weimar, an den Weimarischen Hof und die Weimarischen Theaterzustände, wenn er von der Sonderung der Stände in der Gesellschaft als einer den menschlichen Geist beleidigenden Clausur und von dem Alles verschlingenden Interesse am Theater redet, um schließlich eine Sichtung der Lesebibliotheken und, man weiß nicht welche, Staatsfürsorge zu fordern, daß Niemand gegen Religion und Christenthum etwas schreiben und lehren dürfe! — Das war denn doch selbst den treuesten Verehrern Herders etwas zu stark. Betreffend das gewünschte „Tribunal der Verständigen“ bemerkte Jean Paul mit Recht, daß es in der Wissenschaft keine Majorität gebe, und daß neue wissenschaftliche Entdeckungen noch immer von einzelnen Menschen ausgegangen seien. Prinz August bekannte, daß er ein großer Freund von Preßfreiheit sei, und machte dem Verfasser bemerklich, daß, wie man in Weimar und Gotha predige, in Dresden, Leipzig und Wittenberg nicht einmal in Kaffeehäusern gesprochen werden dürfe [1]).

Die Bemerkung war sicherlich sehr am Platze. Sie mochte Herder zugleich an den Widerspruch erinnern, in den er sich durch seine wunderlichen Forderungen mit seinen eigenen liberalen Grundsätzen verwickelte, und ihm ein wenig die Undankbarkeit zu Gemüthe führen, die er sich gegen den Staat und den Fürsten zu Schulden kommen ließ, unter dessen Schutz und Duldung er wirkte und schrieb. Oder wäre es nicht Undankbarkeit gewesen, daß er so deutlich andeutend Aller Augen auf die Schäden in Weimar lenkte, ohne auch nur ein Wort der Anerkennung für das Gute zu haben, das Karl August in seinem Staate pflanzte und förderte? Verstand er sich etwa ein- für allemal

---

[1]) Jean Paul an Caroline 11. Mai 1803; Prinz Augusts Brief ist undatirt.

nicht darauf, auch einmal einem Fürsten ein öffentliches Compliment zu machen? Wie? hatte nicht die spröde Adrastea in dem Abschnitt über Kunstsammlungen in Dresden mit der ausgesuchtesten Schmeichelei den zweiten Friedrich August von Sachsen dem ersten als einen Aristides dem Alkibiades gegenübergestellt? Hatte sie nicht in dem gegenwärtigen Capitel den benachbarten Gothaner wegen der Unterstützung, die er der Wissenschaft angedeihen lasse, und jenen Leopold von Toscana, der ihn einst durch eine Audienz ausgezeichnet hatte, wegen seiner aufgeklärten Regierungsweise mit vollem Munde gerühmt [1])? War da nicht Bayern ein Staat genannt, der jetzt allen Beobachtenden wie eine Morgenröthe von Hoffnungen aufgehe, und Maximilian Joseph als der Vertreter eines neuen Jahrhunderts gefeiert? Offenbar, so viel wir auch von Herders Lage in der Zeit seiner adrasteischen Schriftstellerei bereits wissen: diese tendenziöse Haltung der Zeitschrift fordert noch weitere Erklärung. Von einem kranken, einem immer kränkeren Manne, von einem parteiisch Abgeschlossenen, der in einem eng gezogenen Umgangskreise nur noch das Echo, das oft absichtlich schmeichelnde Echo seiner eigenen Meinungen hörte, sind diese Hefte geschrieben. Aber das ist nicht Alles. Sie wurden unter ganz besonders aufregenden Erfahrungen, und sie wurden in den Pausen zwischen Reisen geschrieben, von denen der Verfasser nach Weimar nicht wie in seine Heimath, sondern wie in ein Exil zurückkehrte. Es ist hohe Zeit, daß wir die Betrachtung des schriftstellerischen Inhalts dieser letzten Jahre durch die Erzählung jener Erlebnisse unterbrechen. —

Herder hatte im Sommer 1800 nach der Vollendung der Kalligone eine verhältnißmäßig gute Zeit gehabt. Eine längere Ausspannung zwar hatte er sich versagt, aber die acht Tage, die er im Juli mit den Seinigen bei dem alten treuen Gleim zubrachte, wirkten wie eine Badekur. „Es ist,“ schrieb Caroline nach der Rückkehr an den Freund, „ein frischer Athem in uns gekommen. Wir hatten so Manches bisher zu scharf und bitter in uns verschlossen; es bedurfte nur der wohlthätigen Herzensergießung bei Ihnen, und Herz und Gemüth ist wieder leicht, froh und frei, wir athmen wieder Gottesluft.“ Durch kleinere Ausflüge, in die Gegend von Jena, nach Ettersburg, Schöndorf und Tiefurt wurde Sorge getragen, mit gutem Muth in den Winter zu kommen [2]). Schon der Herbst jedoch brachte zu den alten ein neues Leiden. Das „verruchte Aktenlesen“ trug gewiß seinen Theil Schuld, daß die Augen,

---

[1]) Das Lob Leopolds II. drängt in zwei Zeilen zusammen, was er im Mai 1789 ausführlicher über die Unterredung mit dem Großherzog — schon damals, wie nicht zu verkennen, in der Absicht, eine politische Lection zu ertheilen — an Karl August berichtet hatte. Bereits oben, S. 417, hätte dieser Brief, den die Grenzboten Jahrgang 1867, IV, S. 504 ff. veröffentlichten, angezogen und benutzt werden sollen.

[2]) Briefw. mit Gleim 15. Juli bis 1. August 1800. Das, bei Lindemann, S. 145. 146 Nr. 127. 128 erwähnte Schöndorf liegt auf dem kleinen Ettersberg. Ich setze diese Billets in den Sommer 1800.

namentlich für das abendliche Lesen, den Dienst versagten[1]. Trotz aller Schonung, die er sich in Folge dessen zu wiederholten Malen auferlegen mußte, schrieb er in diesem Winter die ersten beiden Hefte der Adrastea, ja, eben die Adrastea stand ihm neben unliebsameren Pflichtarbeiten „zur Erholung zur Seite". Im Frühling war es klar, daß er anderer Erholung bedürfe. „Er muß," schreibt Caroline am 22. April an Knebel, „diesen Sommer aus der hiesigen Atmosphäre. Dazu werden die Anstalten getroffen." Auch die in seinen amtlichen Verhältnissen eingetretenen Veränderungen durften kein Hinderniß sein. Er hatte in Zeit von zwei Monaten drei Collegen verloren, den Stiftsprediger Schäffer, Erzieher der fürstlichen Kinder, den Ober-Consistorialrath Weber und den Präsidenten Lyncker[2]. Daß er nun endlich an des Letzteren Stelle Wirklicher Präsident des Oberconsistoriums wurde — das Ernennungsdecret, verbunden mit der Gewährung einer Gehaltszulage von 100 Thalern, trägt das Datum des 5. Juni 1801 — änderte an seinen Amtsverpflichtungen nichts: thatsächlich hatte er das Präsidium schon längst geführt[3]. Der Tod Webers, der als Inspector bei der Gründung des Schullehrerseminars nützliche Dienste geleistet und besonders durch seine Bemühungen um das Waisenhaus sowie um Verbesserung der Landschullehrerstellen die Absichten Herders unterstützt hatte, ging ihm nahe[4], aber um einen Ersatz war er nicht verlegen. Längst schätzte er den durch seine Predigergaben nicht minder als durch seine ökonomischen Talente und sein praktisches Geschick ausgezeichneten Günther, der seit dem Jahre 1784, nachdem er drei Jahre Collaborator in Weimar gewesen, seinem Vater, Pfarrer in Mattstedt, adjungirt und dann dessen Nachfolger geworden war. Es war ein ehrenvoller Beweis, wie viel er auf ihn hielt, daß er dessen 1789 erschienene „Andachten bei der Communion" mit einer Vorrede versah, die in populär erbaulicher Weise die Bedeutung des Abendmahls nach dem herzlichen und menschenfreundlichen Sinn des Stifters auseinandersetzte[5]. Schon im Jahre 1797 hatte er ihn wieder in die Hauptstadt zu ziehen gesucht und ihm dabei die Inspection des Waisenhauses zugedacht. Erst jetzt gelang es damit. In der wärmsten Weise empfahl er ihn in einem Briefe an den Herzog vom 24. April 1801 als Webers Nachfolger und erhielt, da der Herzog jetzt auf den Vorschlag einging, in dem neu berufenen Consistorialrath den willigsten und zuverlässigsten Gehülfen, der

---

[1] Die ersten Klagen Ende October 1800 an G. Müller und *1. December 1800 an Frau v. Diede, die mit Mann und Tochter im Herbst in Weimar gewesen war.

[2] Ungedruckte Stelle des Briefs Carolinens an G. Müller vom 26. März 1801.

[3] Caroline an Knebel, Zur Deutschen Litt. II, 10; der Herzog an Herder 8. Mai 1801, in Düntzers Sammlung S. 140.

[4] Caroline an Böttiger, bei Lindemann S. 148 Nr. 142 und S. 125 ff. Nr. 66.

[5] Wilhelm Christoph Günther, „Andachten bei der Communion. Mit einer Vorrede von dem Herrn Gen.-Sup. Herder", Gotha, Ettinger 1789. Die Vorrede, S. III–XXVIII, ist Weimar den 3. August 1788 datirt; folgen 136 Seiten Text.

namentlich auch in die alten Ideen Herders in Betreff der Vereinigung und zweckmäßigeren Organisation der niederen Schulen Weimars verständnißvoll einging und sie unmittelbar nach dem Tode seines väterlichen Freundes zur Durchführung brachte[1]). Beruhigt also über diese amtlichen Angelegenheiten durfte Herder die Erholungsreise antreten. Noch manchen Besuch hatte es in den Monaten vorher gegeben — zuerst das junge Richtersche Ehepaar, dann Knebel mit Frau und Sohn, dann der aus Frankreich zurückgekehrte Wilhelm v. Humboldt[2]), der durch Berichte über Paris zu interessiren wußte, endlich Schröder, der nicht bloß durch seine Gedanken über die Freimaurerei, sondern auch durch thätige Verwendung für Wilhelm, den jungen Hamburger Kaufmann, dem Herzen des Vaters nahe trat. Am 12. August endlich — man hatte die Rückkunft des Herzogs abwarten müssen — machte man sich auf den Weg[3]).

Das Ziel der Reise aber war diesmal durch die Umstände von Herders Sohn Adelbert gegeben. Dieser nämlich hatte sich außerhalb Weimar eine Existenz gründen müssen. „Unsere Kinder finden hier kein Vaterland, sie müssen es auswärts suchen", hatte die Mutter an Gleim, den Pathen Adelberts, geschrieben, als dieser Anfang October 1799 nach Franken gegangen war, wo ihm Jean Paul bei seinem Freunde Emanuel eine vorläufige Unterkunft ausgewirkt hatte. Der Schritt bedeutete ein neues Zerwürfniß mit dem Herzog. Dieser nämlich hatte den geschickten und strebsamen jungen Mann auf seinem Gute in Oberweimar in eine untergeordnete Stellung geschoben und wollte jetzt, um so sein Versprechen, für Herders Kinder zu sorgen, in bequemer Weise zu erfüllen, den Verwalter zum Pächter machen, unter der Bedingung, daß derselbe die junge Wittwe des bisherigen Pächters heirathe[4]). Weder die Eltern, natürlich, noch der Sohn waren gewillt, sich der erniedrigenden Bedingung zu fügen, und ohne Schwierigkeit hatte der tüchtige junge Oekonom in Bayern sein Glück gemacht. Seit anderthalb Jahren Oekonomie-Verwalter auf dem Gute Kolmberg des Regierungs-Präsidenten v. Völderndorf zu Baireuth, hatte er Mitte April 1801 geschrieben, daß er einen vortheilhaften Kauf an dem Gute Stachesried im kurfürstlichen Rentamt Straubing thun könne, womit er zugleich dem Vater einen Erholungssitz zu schaffen hoffe[5]).

---

[1]) Ueber Günther s. Erinner. III, 18 ff. und 240 ff.; des Herzogs schon angeführter Brief an Herder vom 8. Mai 1801, mit Düntzers Anm. 3. Herders Brief an den Herzog vom 24. April liegt der Handschrift der Erinnerungen bei.

[2]) Caroline an Knebel 6. August 1801, Zur Deutschen Litt. II, 14.

[3]) Das Datum nach dem erst *10. August geschriebenen Briefe Carolinens an Frau von Diede.

[4]) C, I, 259 Nr. 204; Caroline an G. Müller *29. November 99; Jean Paul an Emanuel Osmund 11. Aug. 99 und die bei Forster I, 1, 82 ff. weiter mitgetheilten Briefe.

[5]) Die folgende Erzählung nach dem Manuscript der Erinnerungen und den die authentischen Documente enthaltenden Beilagen. Die gedruckten Erinnerungen berichten,

Durch guter Freunde Vermittelung wurden zunächst die nöthigen Anzahlungsgelder ohne Schwierigkeit beschafft; die Mutter baute die schönsten Luftschlösser; sie hoffte durch den glücklichen Kauf von den eigenen drückenden Schulden befreit zu werden. Aber bald zogen schwere Wolken auf. Schon waren die Vorbereitungen zum Ankauf des Gutes getroffen, als Adelbert seinen Eltern mittheilte, daß es ein Privilegium des bayrischen Edelmannes sei, ein Einstandsrecht zu haben, wonach er jedem Bürgerlichen, der adelige Güter in Bayern ankaufe, während des ersten Jahres das erkaufte Gut für denselben Preis abnehmen dürfe. An Verbesserungen während des ersten Jahres sei also nicht zu denken. Nur durch einen Adelsbrief könne ihm der Besitz von Stachesried gesichert werden; wie, wenn ein solcher in Wien zu erwerben wäre! Ist es dem Vater zu verargen, daß er den gezeigten einzigen Ausweg ergriff? In einem Briefe, der „wie ein Hausgespräch, eine vertraute Unterredung" sein sollte, wandte er sich sofort an seinen Wiener Freund, Herrn v. Rezer, um Rath und Mithülfe[1]). Einzig und allein aus väterlicher Pflicht, im Interesse des besseren Fortkommens seiner Söhne — diese allgemeine Wendung gab er der Sache, der besondere vorliegende Fall wurde nur als Beschleunigungsgrund angeführt — müsse er sich für sich um den Adel bewerben. „Für mich," heißt es weiter in dem Briefe, „diese Auszeichnung zu suchen, wäre mir, beim Himmel! nie in den Sinn gekommen, da ich dergleichen Auszeichnungen überhaupt ebenso klein als lächerlich finde, sie mir auch in meinem Wirkungskreise sehr entbehrlich sind." Und wenn er nun in diesem „Hausgespräch" sich doch auf seine Stellung als Consistorialpräsident berief, die ihn dem Adel gleichstelle, wenn er nicht verhehlte, daß ihm das Diplom erst dann recht erwünscht sein würde, wenn er es nicht nur nach der gewöhnlichen Formel, sondern in Wahrheit „ohne sein Zuthun, aus freier Gunst und Gnade" erhielte — wer wird dem Manne in dieser Bedrängniß zwischen Vaterpflichten, humanistisch-liberalen Grundsätzen und natürlichem Ehrgefühl ein solches Vorgehen verargen? Ihm selbst ist es sauer genug geworden; er hat den Brief, gleich nachdem er ihn abgesandt, bereut. Es erfolgte nichts auf denselben, die Lage jedoch verwickelte sich immer mehr.

Stachesried nämlich wurde inzwischen am 4. August gekauft. Dorthin — „in eine neue Welt für uns" — reiste nun Herder und Frau, begleitet von der Tochter und von Rinaldo, dem Jüngsten. Sie hatten Sorge und Verwirrung mit durchzumachen. Adelberts bisheriger Principal war sehr gegen den Kauf gewesen, da er den tüchtigen Oekonomen als Verwalter seiner eigenen Güter brauchte. Er hatte endlich unter dem Scheine der Protection im Kauf-

III, 253 ff., verhältnißmäßig kurz über die Angelegenheit, über die außerdem zwei Berichte Carolinens an Gleim vom 2. Nov. 1801 und an G. Müller vom *19. Oct. vorliegen.

[1]) Die erste Hälfte des Schreibens ist mit einer geringen Auslassung Erinner. III, 256 ff. mitgetheilt.

contract sich selbst, falls Einstand erhoben werden sollte, das erste Einstandsrecht vorbehalten. Durch Ueberlastung seines Verwalters, durch die unbilligsten Ansprüche an dessen Kräfte, durch tyrannisches und rabulistisches Gebahren brachte er es darauf dahin, daß derselbe seine Entlassung forderte. Sie wurde bewilligt, aber unter der Drohung, daß er jetzt von seinem Einstandsrecht Gebrauch machen werde. Da wandte sich Herder an seinen alten Freund, den Grafen Görtz, seit 1788 Reichstagsgesandten Preußens in Regensburg, mit der Bitte, er möge sich beim Kurfürsten verwenden, ihm und seiner Familie das bayrische Indigenatsrecht mit adeligen Freiheiten zu verleihen. Görtz war glücklich, seinem verehrten Herder dienen zu können. Der Erfolg seiner umsichtigen und kräftigen Bemühungen bestand in dem Bescheide, der Herder noch in Stachesried traf, daß er das Indigenat ohne allen Anstand erhalten werde, daß aber der Kurfürst die sogenannte „Edelmannsfreiheit" nicht mehr ertheilen könne, da ihm dies eine neuerlich geschlossene Familienconvention verbiete; mit Vergnügen dagegen werde er Herder und dessen Familie auf Verlangen in den Adelstand selbst erheben. Auf Verlangen! Das war es, was Herder nicht über sich gewinnen konnte, wie einfach und leicht auch die Wege waren, die ihm Görtz gewiesen hatte; er schrieb diesem, daß er „seinem Gesuch keine weitere Folge zu geben wünsche". Auf der Heimreise, in Baireuth, erfuhr man nun aber über den Charakter und die Absichten des Herrn von Völderndorf das Beunruhigendste; man überzeugte sich, daß es sich in Betreff Stachesrieds keineswegs um eine bloße leere Drohung handle; man brachte eine schwere Sorge mit nach Haus. Noch in der nächtlichen Stunde der Ankunft jedoch sollte sie sich in der erfreulichsten Weise lösen. Denn da fand Herder bereits das ihm von Görtz nach Weimar vorausgesandte kurfürstliche Rescript vom 26. September, welches, an Görtz gerichtet, das von diesem befürwortete Adels-Gesuch, ohne daß es direct gestellt worden war, in der zuvorkommendsten und ehrenvollsten Weise bewilligte; „wobei Wir", hieß es, „Euch ersuchen, dem Präsidenten Herder in Unserm Namen zu eröffnen, wie Wir hierunter weniger eine Belohnung seiner allgemein bekannten und längst geadelten Verdienste als die Erleichterung des Ansässigwerdens seiner Familie in Unsern Landen bezwecken"[1]). Wie herzlich gönnt man dem gedrückten und sich gedrückt glaubenden, für Ehre und Anerkennung so empfänglichen Manne die Freude über eine Auszeichnung, durch die er zugleich das Glück seiner Kinder gesichert sah! Es ist doch das Vatergefühl, welches sich am lautesten macht in dem Dankschreiben an Görtz: — — „Und siehe! da wir in unser Haus traten: der erste Brief, der eröffnet ward, war das über allen Ausdruck liebevolle Schreiben Ew. Excellenz, begleitet mit dem so überaus edlen, gnädiggütigen Rescript des Kurfürsten — denken Ew. Excellenz sich diesen Augenblick des in Freude verwandelten Kummers, der in Trost und Triumph verwandelten Sorge! Die Vorsehung war

[1]) Das kurfürstliche Rescript Erinnerungen III, 258 zum größten Theil abgedruckt.

unseren Wünschen zuvorgekommen, hatte unsere Hoffnungen wie weit übertroffen! — — O, solche Augenblicke einer von einer ganzen bedrängten und beängstigten Familie auf einmal gefühlten Nähe der göttlichen Vorsehung durch edle wirksame, große und gute Menschen — sie sind Religion, sie bleiben unvergeßlich".

Bald meldete darauf Görtz weiter, daß der Kurfürst die Diplome, das Indigenatsdecret sowohl wie den Adelsbrief, taxfrei auszufertigen befohlen habe. Am 12. November übersandte Montgelas Beides[1]). Aber bitterer Verdruß heftete sich für Herder an die neue Ehre. Kurz und kühl hatte der Herzog auf die sofortige Mittheilung des kurfürstlichen Rescripts seinem Generalsuperintendenten Glück gewünscht[2]). Als nun das Adelsdiplom angekommen war, verfaßte Herder nach hergebrachter Form und Sitte ein Schreiben, worin er dem Herzog durchs Conseil seine Nobilitirung anzeigte und um die gewöhnlichen Vorrechte des Adelstandes nachsuchte. Er, der sich so oft, auch wohl in unzweckmäßiger Weise und am ungeschickten Ort, gegen den Adel erklärt hatte! er, der in gewissen Kreisen geradezu in dem Rufe eines Demokraten stand! Und nun gar mit diesem etwas zweifelhaften kurpfälzischen Adel, der zwar in Wien und Kursachsen anerkannt wurde, aber keinesweges überall im Reiche für voll galt! Auswärts, von einem anderen deutschen Fürsten hatte Herder eine Ehre sich zu verschaffen gewußt, die er durch Vermittelung seines Landesherrn zu erlangen niemals versucht haben würde, und zwar im Zusammenhang mit der die Absichten des Herzogs kreuzenden Uebersiedelung Adelberts nach Bayern. Da trug es die Fürstenlaune des Herzogs über seine Großmuth davon. Die Stunde schien ihm gekommen, dem Manne, dem er so viele und große Dienste zu gedenken hatte, einen Denkzettel für seine demokratischen Sünden und sein sprödes Benehmen gegen den Weimarischen Hof zu geben. Die Rache, die er nahm, war ausgesucht grausam und wurde scharf empfunden. Er würdigte jenes Anzeigeschreiben Herders weder einer schriftlichen Antwort noch erklärte er sich mündlich darüber. Aber nicht bloß ignoriren, sondern übertrumpfen wollte er den Herderschen Adel. Er wolle, erklärte er alsbald, Schiller einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei[3]). Wirklich setzte er dessen Adelung in Wien auf eigene Kosten durch, und nun erging ein herzogliches Rescript an die Collegien — als Präsident des Oberconsistoriums hatte auch Herder das Actenstück zu eröffnen — in welchem die Erhebung Schillers in den Adelstand officiell bekannt gemacht wurde; in Betreff

---

[1]) Sowohl der „Offene Brief" über die Erhebung „in den Reichs- und Unseren erbländischen Adelstand" wie das Decretum indigenatus ist vom 8. Oct. 1801 datirt.

[2]) 14. October: „Das Zeichen von Hochachtung, das Ihnen der Kurfürst und sein Minister gegeben, machen jenem Ehre und mir Vergnügen, weil es so solide Vorzüge Ihrer Familie verschafft."

[3]) Schillers Erzählung, voll Eingenommenheit gegen Herder, in dem Briefe an Körner vom 29. November 1802.

des Herderschen Adels blieb es nach wie vor bei der Nichtanerkennung. Kein Wunder, daß seine Verbitterung gegen Weimar und gegen den Fürsten, der ihm das anthat, um den er das nicht verdient habe, immer zunahm. Das Gefühl der öffentlichen Beschimpfung, so berichtet Caroline, „klammerte sich fast wie eine fixe Idee in ihn ein". Bis in seine letzten Tage hat ihn diese Angelegenheit gequält. Es war im Frühjahr 1803, als er in Jena noch einmal zu einer vertrauten Aussprache mit Goethe kam und sich diesem auch hierüber aufschloß. Durch Goethes Vermittelung wurde nun eine Art Arrangement hergestellt. Von seiner Sommerreise, der letzten, die er that, zurückgekehrt, wurde Herder von Goethe benachrichtigt, daß die Kanzleien angewiesen seien, ihn mit dem adeligen Präfixum zu ehren, wie er sich auch selbst desselben bei Expeditionen zu bedienen habe. „Hierdurch wird der gewünschte Effect erreicht, nur daß die Operation nicht durch Rescripte geschieht, aus Gründen, die bisher der ganzen Sache im Wege gestanden"[1]). Wohl oder übel acceptirte Herder diesen Modus — aber nur, um ihn gleich danach als eine neue Beleidigung zu empfinden. Es hat dabei, trotz einer Vorstellung, welche Caroline dem ehemaligen Freunde machte, sein Bewenden behalten.

Der Aufenthalt in Stachesried im Sommer 1801 — wir kehren zwei Jahre zurück — hatte übrigens Herder wohlgethan. Mit seinen Augen war es besser geworden, der Husten so gut wie ganz verschwunden. Schon im Herbst indeß begann mit der wiederkehrenden Arbeit auch das Augenleiden von Neuem. Trotzdem wurde das Dritte und Vierte Heft der Adrastea fertig gestellt. In etwas jedenfalls erklärt sich das Böse und Bittere namentlich des Vierten Heftes auch aus den körperlichen Zuständen des Verfassers. Wir hören nicht nur von einem heftigen Schwindelanfall, der ihn im Februar Tage lang krank machte, sondern gegen G. Müller klagt Caroline um dieselbe Zeit, daß der Aermste „an der sonderbarsten Empfindlichkeit und Reizbarkeit" leide[2]). So drang denn, besonders des Augenleidens wegen, Hofrath Stark auf eine Hauptcur, und Herders eigener Wunsch gab den Ausschlag für Aachen, das ihm vor zehn Jahren so gute Dienste geleistet hatte. Dorthin reiste man Mitte Juli ab[3]), nachdem noch vorher zwei weitere Hefte der Adrastea zu Stande gekommen waren. Die Reise brachte die wohlthätigste Abwechselung in Herders Leben; er sah andere Menschen als in Weimar, erneuerte alte, knüpfte neue Bekanntschaften; es that ihm, wie immer, gut, wieder einmal

---

[1]) 22. September 1803, A, I, 151. In Herders Schriften erscheint das adelige Von zuerst auf dem Gesammttitel des Dritten Bandes der Adrastea.

[2]) An Gleim 2. November 1801, C, I, 294; 18. Februar 1802, das. S. 301, Anm.; an Knebel 7. Februar 1802, Zur deutschen Litt. II, 24; an G. Müller *21. Februar.

[3]) Am 11. Juli wünscht Knebel (der kurz zuvor, ebenso wie Jean Paul, Herders in Weimar besucht hatte) Glück zur Reise, C, III, 215 Anm. Nach Charlotte v. Kalb an Jean Paul, bei Nerrlich, S. 88, war der 19. der Tag der Abreise. Der Herzog hatte Herder unterm 18. Juni einen „ungemessenen Urlaub" bewilligt, Düntzers Sammlung S. 140 Nr. 26.

nicht bloß in der Acten- und Bücherwelt zu leben. Voll Enthusiasmus für die französische Revolution hatte man vor zehn Jahren Aachen verlassen; wenn neuerdings, seit dem Auftreten Bonapartes, die erloschene Sympathie mit den Franzosen wieder Platz gewonnen, die Erwartung, daß ihre Herrschaft den linksrheinischen Ländern bessere Zustände bringen werde, neue Nahrung gefunden hatte, so diente unseren Reisenden der diesmalige Aachener Aufenthalt zu gründlicher Enttäuschung. Man überzeugte sich, daß die neuen Organisationen wesentlich auf die Ausbeutung der Unterthanen abgezweckt seien und daß das Heerwesen das einzig Respectable sei. „Die Franzosen," so faßte Caroline die empfangenen Eindrücke zusammen, „haben nur Eine Tendenz: zu stehlen, sinnlich zu genießen und die Deutschen zu verachten. — Wir haben in ein Chaos der Dinge dort gesehen, das unsere Theilnahme auf ewig abgewandt hat. Alles ist Schein, Blendwerk, Eitelkeit." [1]) In dem im nächsten Winter geschriebenen Abschnitt der Achten Adrastea über Mandevilles Bienenfabel sind deutlich genug die Farben, mit denen die Herrschaft der Schelme geschildert wird, den am Rhein gemachten Erfahrungen entlehnt, wo, wie Caroline schreibt, „Alles nur für malhonette Menschen organisirt" war. Man lebte sich aber in Aachen auch wieder, wie das erste Mal, mit Jacobis Familie, dessen Sohn und Tochter, ein, und die Liebe und Achtung zu diesen weckte die alte Liebe zu dem Vater Jacobi [2]). Hoch erfreulich war für Herders das Zusammentreffen mit dem auf der Reise nach Paris durch Aachen kommenden Werner, dem väterlichen Lehrer und Freunde ihres August. Der liebenswürdige, geistvolle und bescheidene Mann erinnerte sie an Vater Gleim, und mit dem höchsten Interesse folgte Herder den mündlichen Darlegungen, welche ihm der berühmte Geologe von seinem System gab [3]). In Frankfurt genossen sie die Gastfreundschaft Gernings; mit Sömmering, dessen persönliche Bekanntschaft man jetzt zuerst machte, gab es wieder wissenschaftliche Beziehungen, auch von Niclas Vogt, der schon vor zwanzig Jahren von Mainz aus Briefe, recht tolle Geniebriefe an den Verfasser der Aeltesten Urkunde, den „Mann Gottes" geschrieben hatte [4]) und jetzt Bibliothekar in Frankfurt war, fühlte Herder sich angezogen. Ueber Aschaffenburg, wo er den nunmehrigen Kurfürsten Dalberg zum letzten Male sah und sprach, und über Nürnberg ging man dann wieder nach Stachesried, wo Adelbert inzwischen ein landwirthschaftliches Institut errichtet hatte. Aus der Nachcur jedoch, die hier abgehalten werden sollte, wurde nichts. Die Pflicht der Dankbarkeit trieb Herder nach Regensburg; er fand in Görtz den alten unveränderten Freund und gewann in dessen Schwieger-

---

[1]) Caroline an Knebel 27. October 1802, Zur deutschen Litt. II, 31 ff.

[2]) Herder und Frau an Jacobi 15. Oct. 1802, A, II, 319 ff.

[3]) Dies und das Folgende nach Erinnerungen III, 222 ff. vgl. über Werner das., S. 100; Caroline an Gleim, C, I, 306 und an Knebel, Zur deutschen Litt. II, 35.

[4]) Die handschriftlich vorliegenden Briefe sind aus den Jahren 1782 und 83.

sohn, dem bayrischen Gesandten v. Rechberg, einen neuen thätigen Freund und Gönner für seine Kinder. An demselben Tage wie im vorigen Jahr, am 11. October, traf man in Weimar wieder ein[1]).

„Ich werde alt und unschmackhaft mir selbst und Andern," so heißt es schon acht Tage später in einem Briefe Herders an G. Müller. Voll Klagen über ihres Mannes nun wieder angetretene „Sklavenarbeit" ist auch ihr gleichzeitiger Brief. Das unaufhörliche Actenlesen, von der übelsten Wirkung auf seine Augen, „beugt oft", so schreibt sie, „seinen Geist in den muthlosesten Zustand herab. Sie würden ihn manche Tage gar nicht erkennen". Die Aachener Dampfbäder hatten leider diesmal keine durchgreifende Wirkung hervorgebracht, und was sie ja, zusammen mit der Bewegung der Reise und der Luft in Stachesried, gewirkt hatten, ging nur zu bald in dem „Kampf mit dem Weimarischen Klima und dem Geist des Orts" wieder verloren. Die unangenehmsten Eindrücke in der That empfingen ihn gleich anfangs. Nur zu begreiflich, daß er den Weimarischen Musenhof und vor Allem den daselbst herrschenden Theaterenthusiasmus mit anderen Augen als mit denen des Künstlers ansah. Die Institute, die ihm am meisten am Herzen lagen, das Schullehrerseminar und das Gymnasium, waren eben jetzt durch die Uebergriffe des Theaters aufs Ernstlichste gefährdet.

Schon immer nämlich hatte die Inspection des Seminars dem Theater aus Gefälligkeit, soweit es ohne Störung des Unterrichts möglich war, die Seminaristen und Schüler als Choristen für die Aufführungen überlassen. Auf beiden Seiten natürlich hatte dies zu Inconvenienzen, hier zu Strafgesetzen gegen die Versäumniß der Lehrstunden, dort zu Klagen über nachlässigen Besuch der Proben geführt. Da starb im Jahre 1802 der Cantor Rempt, ein pflichteifriger und geschickter Mann, der, wie sein Choralbuch und dessen Vorrede zeigt[2]), ganz in Herders Ideen über die Bedeutung der Kirchenmusik und über die Nothwendigkeit der Vereinfachung des Orgelspiels und Choralgesanges eingegangen war. Sein Tod gab dem Herzog, dem es um sein Theater zu thun war, die Handhabe, die Kräfte der Seminaristen und der Chorschüler des Gymnasiums enger mit dem Theaterinteresse zu verbinden[3]). Herder befand sich bereits in Aachen, als ein herzogliches Rescript vom 6. August beim Oberconsistorium einging und den Plan entwickelte, daß bei Wiederbesetzung der erledigten Cantorstelle die „Musik-Incumbenz" von der-

---

[1]) Caroline an Jacobi, A, II, 321; an Knebel, Zur deutschen Litt. II, 31.

[2]) „Vierstimmiges Choralbuch zum Kirchen- und Privatgebrauche von Joh. Matth. Rempt, Stadtcantor und Director Chori musici, Weimar im Verlage des Autors." Sicher ist das den Mitgliedern des Oberconsistoriums dedicirte Buch unter besonderer Mitwirkung Herders zu Stande gekommen. Irrig indeß wird die 1. Aug. 1799 datirte Vorrede von Keferstein (Herderalbum S. 284 u. 313) als von Herder herrührend angeführt.

[3]) Der nachfolgende Bericht nach den Acten; vgl. auch Düntzer in der Vorbemerkung zu Bd. XVI der SWH., S. LXXIII.

selben zu trennen und dem herzoglichen Concertmeister Destouches — einem Katholiken — zu übertragen sei. Ein fast gleichlautendes Schreiben war an den Ephorus des Gymnasiums gerichtet. Dem Wunsche des Herzogs unterwürfig zuvorkommend, wählte alsbald der Stadtrath einstimmig Destouches zum Cantor und hielt an dieser Wahl trotz des entgegenstehenden votum informativum des Oberconsistoriums fest. Dieses leistete dem Vorschlage des Herzogs tapferen Widerstand. Im Sinne zweier Gutachten von Böttiger und von Günther, welche die handgreiflichen Unzuträglichkeiten und nachtheiligen Folgen einer solchen Einrichtung aufs Verständigste hervorhoben, erstattete es am 5. October seinen ablehnenden Bericht, mit dem Hinweis überdies, daß Kirchen- und Schullehrer nach der Landesverfassung protestantischer Religion sein müßten. So stand die Sache, als Herder am 11. October nach Weimar zurückkehrte. Nicht lange, und ihm lag ein neues an das Consistorium gerichtetes herzogliches Rescript vor, welches ohne viele Umstände die Anstellung des Destouches weiter verfolgte und auf den Bericht des Consistoriums nur mit der Bemerkung Rücksicht nahm, es ließen sich bei Anstellung eines Musiklehrers die Grenzen seiner Obliegenheiten sehr wohl so bestimmen, daß weder das Seminar noch der Schulunterricht dadurch beeinträchtigt würden. Böttiger, zu abermaliger Begutachtung aufgefordert, durfte jetzt an das gewiß zuverlässigste und sachkundigste Urtheil Herders, des ja nun wieder anwesenden Präsidenten appelliren. Und so sachkundig wie nachdrücklich, so nachdrücklich wie beredt lautete nun der von diesem im Namen des Collegiums verfaßte Bericht vom 26. October. Derselbe bestreitet zunächst die Möglichkeit einer Grenzbestimmung der fraglichen Obliegenheiten. Er hebt hervor, daß schon bei der bisherigen Verwendung der Seminaristen und des Chors zum Theater das Orgelspiel- und Generalbaßstudium gelitten und dafür der Geschmack an „Galanterie-Stückchen" Eingang gewonnen habe. „In mehreren unserer Landkirchen," heißt es, „ist dieser Geschmack zum Theil so eingedrungen, daß mich, den Generalsuperintendenten, bei Einführungen der Geistlichen, bisweilen so lustige Opernarien, denen geistliche Worte untergelegt sind, empfangen, daß es mich Wunder nahm, wie nicht die christliche Gemeinde dazu tanzte." Es könne daher, zumal da das Fürstenthum Weimar dadurch im Vergleich mit den Nachbarstaaten in Verruf gerathe, des Consistoriums Wunsch und Bestreben nur dahin gehen, „die Stelle des Cantors als Directors der Kirchenmusik in jeder seiner Arbeiten, Einkünfte und Emolumente nicht geschwächt, sondern gestärkt zu sehen". Unter Zurückverweisung auf den früheren Bericht wird darauf die Störung und Verderbniß geschildert, die aus der unter der Hofdirection des Theaters mit immer größerer Anmaaßung geforderten Mitwirkung der Seminaristen zum Theater, für das Seminar und das Gymnasium sich ergebe. Nichts sei mehr zu wünschen als eine „völlige Scheidewand" zwischen Theater und Gymnasium, „so daß, wenn bei Anstellung eines Musikdirectors am fürstlichen Gymnasium irgend eine nähere Communication

des Theaters und Singechors oder gar die Unterordnung dieses unter jenes in der Idee sein sollte, dieselbe pflichtmäßig aufs Dringendste zu verbitten wäre". Stärker noch wird gegen die Verwaltung des Kirchengesanges in der ältesten lutherischen, der Stadtkirche durch einen Römisch-Katholischen protestirt. Dieselbe würde der Kirchenordnung, den Landesrecessen und dem zu leistenden Eide entgegenstehen, „würde fast allgemein zum Anstoß gereichen, der Publicität nicht entgehen, auch, wie wir es herauszusagen uns devotest erkühnen, selbst dem Andenken der Fürsten zu nahe treten, deren Bildnisse und Grabmale diese Kirche ehren." Es wird weiter geltend gemacht, daß der an Lehrern so dürftigen Schule ein eigener Cantor auch als Lehrer unentbehrlich sei. „Auf mehrere Jahrhunderte vielleicht" — so lautet der Schluß — „würden wir zurückgeworfen, wenn eines kleinen Emoluments oder einer vorübergehenden Convenienz wegen eine dem ganzen Lande wichtige Stelle verstümmelt, oder gar Gymnasium und Seminarium auf irgend eine Weise unter eine Disposition gerückt würde, unter welche es nicht gehöret; dagegen als außerordentlicher Musiklehrer, gleich andern dergleichen, der Concertmeister Destouches dem fürstlichen Gymnasio nicht anders als lieb sein kann, wenn derselbe ohne Verminderung der Cantoratsbesoldung und Emolumente, sowie ohne Verminderung des ihm zu seinen Obliegenheiten nöthigen Ansehens aus Ew. Herzoglichen Durchlaucht freier Gnade angestellt würde."

Wie sehr hatten sich doch die Dinge geändert! Wenn in früheren Jahren Herder gegen den Widerspruch der Mitglieder des Consistoriums sich des Schutzes und der Unterstützung seines Landesfürsten zu erfreuen gehabt hatte, so stand er jetzt mit dem ganzen Collegium gegen den Herzog. Wenn früher seine freimüthigen und sachlichen Vorstellungen in Kirchen- und Schulangelegenheiten fast immer an höchster Stelle eine gute Statt gefunden hatten, so verschloß sich Karl August jetzt selbst den begründetsten Bitten und Beschwerden. Der Präsident des Oberconsistoriums, der von dem Kurfürsten von Bayern Geadelte, war persona ingrata geworden. Sein Freimuth verletzte doppelt, weil er der Theaterliebhaberei des Herzogs in den Weg trat. In dem Conflict zwischen den Bedürfnissen der Schule und denen des Hoftheaters gab es keine Wahl; jene wurden in der rücksichtslosesten Weise diesen zum Opfer gebracht: jetzt erst hatte Herder Grund zu der früher, zu Anfang seines Weimarer Aufenthalts, gleich so scharf erhobenen Klage, daß man in diesem Lande für die Erziehung des Volkes durch Kirche und Schule keinen Sinn habe.

Zwar — hatte er wirklich in dieser Frage das ganze Consistorium auf seiner Seite? Wenn der Erzählung Carolinens im Manuscript der Erinnerungen [1]) zu trauen ist, so gab es in dem Collegium selbst einen heuchlerischen Feind. Böttiger wäre es danach gewesen, der insgeheim dem Minister Voigt

[1]) Beilage „Böttiger".

einen Plan an die Hand gegeben, in welchem er gezeigt, wie dennoch des Herzogs Idee ausgeführt werden könne. Diesen Plan habe der Herzog adoptirt und denselben schließlich auch gegen das Votum des Consistoriums durchgesetzt. Wäre diese Erzählung wahr — sie wird in hohem Grade dadurch verdächtig, daß die chronologischen Angaben nach denen die Intrigue Böttigers in die Zeit von Herders Abwesenheit fiele, mit den actenmäßigen Datis in Widerspruch stehn —, wäre sie auch nur halb wahr, so unterläge das Verfahren Böttigers dem Vorwurf der beispiellosesten Perfidie; denn in den Acten erscheint derselbe durchaus als der eifrigste Gegner des herzoglichen Anstellungsplanes, wie er es in seiner Eigenschaft als Director des Gymnasiums nicht anders sein konnte. Gewiß ist soviel, daß Herder wirklich dem unheimlichen Collegen jene Perfidie zutraute. Nicht bloß eine „despotische Verfügung" des Herzogs gegen die Vorstellung des Consistoriums in Sachen des Destouches, sondern ebenso sehr und mehr noch war es, nach Carolinens Erzählung, „eine üble Erfahrung des dabei so frech enthüllten bösartigen Charakters Böttigers", was den armen Herder dergestalt verbitterte, daß „alle gute Wirkung des Bades und der Abwesenheit wieder hin war."

Wie immer es sich mit Böttigers Perfidie verhalte: mit dem dem Herzog in diesem Falle Schuld gegebenen despotischen Verfahren hat es seine volle Richtigkeit. Wenn es viele Jahre später selbst Goethe nicht erspart war, in einer Theaterfrage gegen die Willkür seines fürstlichen Freundes den Kürzeren zu ziehen, als er vergeblich die Würde der Kunst gegen einen frivolen Eingriff vertheidigte: wie hätte es Herder gelingen sollen, gegen das verbündete Interesse des Theaters und des Hofamüsements mit seiner Vertheidigung der kirchlichen und Schulinteressen durchzudringen? Unterm 5. November rescribirte der Herzog auf jenen Herderschen Bericht. Der letzte Satz desselben wurde als ein „Einlenken" bezeichnet und das Consistorium, nachdem ihm so die Worte im Munde verdreht worden, zu einem neuen Bericht aufgefordert, „wie Ihr das Cantorat in Ansehung der Functionen zwischen dem Concertmeister Destouches und dem neu anzustellenden Cantor dergestalt theilen zu können glaubt, daß der von Uns gehegte Endzweck, dem Chor einen tüchtigen Musikmeister vorzusetzen, — erreicht werde." Gleichzeitig wurde das Unmögliche, nämlich Vorschläge darüber gefordert, wie „der Dienst" der jungen Leute bei dem Hoftheater, ohne dem Schulbesuche derselben Eintrag zu thun, eingerichtet werden könne. Das offenbar war der Plan, von welchem Herder meinte, daß er durch Böttiger dem Minister insinuirt worden. Ihn in Gang zu bringen, überreichte Destouches selbst einige Tage später eigene Vorschläge, wie nach seiner Meinung die fraglichen Functionen zwischen ihm, den Cantor und dem Chorpräfecten getheilt werden könnten.

Herder hatte die Vorsicht, die neuen Actenstücke zur Einzelabstimmung circuliren zu lassen. Alle Vota, auch das Böttigersche, fielen gegen das herzogliche Ansinnen aus. Gesammelt wurden sie am 3. December dem Herzog

submissest überreicht. Vom 2. December datirt das Votum des Präsidenten. Es läßt an Klarheit und Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig. Nach einem Blick auf den bisherigen Gang der Sache constatirt es, daß auf alle geäußerten Bedenken höchsten Orts keinerlei Rücksicht genommen, und daß das jüngste herzogliche Rescript gerade das anbefehle, was allen bisherigen Votis zuwider sei, indem darin die Cantorstelle schon als zertheilt angesehen und nur über das Wie der Theilung noch gefragt werde. Es wird darauf ein letzter Versuch gemacht, die Angelegenheit in das richtige Geleise zurückzuleiten. Herder beantragt, den Stadtrath neuerdings aufzufordern, ein zum ganzen Cantordienst taugliches Subject zu präsentiren, dem Herzog daneben zu überlassen, einen Musikdirector (wie, freilich mit schlechtem Erfolg, schon in älterer Zeit geschehen) außerordentlich anzustellen, und, nachdem dies geschehen, über das Arbeitsgebiet Beider organische Bestimmungen zu treffen. Gerade die früher mit einer solchen außerordentlichen Musikdirection gemachten Erfahrungen zeigten, so fügt er hinzu, daß „die Erhaltung des Cantorats in seinen Pflichten und Emolumenten dem Oberconsistorium so lange heilig sein muß, als nicht ein Besseres da ist". Nachdrücklich endlich protestirt er, gegenüber dem in dem herzoglichen Rescript gebrauchten Ausdruck, dagegen, daß das Gymnasium oder dessen Chor einen „Dienst" beim Hoftheater habe, zu welchem Jemand gezwungen werden könnte, betont, daß das Chor unter keinem anderen Forum als dem der Direction des Gymnasiums stehe, verlangt für die dem Theater zu leistende „Beihülfe" die strengste Rücksicht auf die Schulordnung und bedingt sich aus, daß das Chor jedenfalls nur im Singen, nicht aber im Agiren Beihülfe zu leisten habe.

Das Lamm hatte mit alle dem dem Wolfe Vorstellungen gemacht. Des Herzogs Geduld war erschöpft. Gestützt auf ein an erster Stelle von Goethe unterschriebenes Gutachten der Theatercommission, welches ganz auf die herzoglichen Intentionen einging und das Bedenken wegen Versäumniß der Schulstunden mit flüchtiger Hand erledigte, erklärte ein Rescript vom 10. December, daß die Stelle des Cantors unter der bisherigen Vacanzverwaltung offen bleiben könne, daß ein Theil der Cantorsbesoldung dem Concertmeister überwiesen sei, und daß die neue Einrichtung einstweilen versuchsweise auf Ein Jahr nach den eigenen Vorschlägen des Destouches getroffen werden solle. „Versuch und Flickwerk" nannte Herder die Einrichtung. Alle vorausgesagten üblen Wirkungen derselben machten sich schon im nächsten Jahre fühlbar, — aber Herder war nicht mehr, als das Consistorium unter Hinweis auf den sichtbaren Verfall des Chors am 17. Januar 1804 von Neuem um die Anstellung eines eigenen Cantors petitionirte. Serenissimus erklärte sich für ein weiteres Probejahr, und nicht vor November 1807 kam es zu einer neuen Cantorwahl.

Unter solchen Erlebnissen, unter dem Lesen und Schreiben solcher Actenstücke entstand im Herbst der Entfesselte Prometheus und in den nächsten Monaten die weiteren Artikel der Siebenten und Achten Adrastea. Schon

nach der Fünften, schon vor der Reise des Jahres 1802, hatte er an Knebel geschrieben: lange werde er die Zeitschrift, zu der er gleichsam verführt worden, nicht fortsetzen, da sie zu viel fordere. „Eigentlich geht sie über Menschenkräfte, und da ich so gebunden, so zerrissen, so beladen bin: warum sollte sie (die Göttin Adrastea) mich nicht auch des Dienstes, den sie jedem Ueberladenen erweiset, trösten dürfen, daß sie mir ein freundliches Genug! Nichts zuviel! zuwinke"?[1]). Jetzt, im Februar 1803, hören wir Caroline klagen, daß es mit der Adrastea nicht recht vorwärts wolle, daß es dem Gedrängten, Bedrückten, an den Augen Leidenden „an Muth und Geist" dazu fehle[2]). Immerhin gab es während dieses Winters auch manches Erfreuliche, was den Schwermüthigen vorübergehend aufheiterte. Am erfreulichsten, daß sich im December das Lebensglück seines Sohnes Adelbert entschied, dessen Verlobung mit einem Fräulein v. Münchhausen ihn und die Eltern auch der ökonomischen Sorgen wegen des Stachesrieder Gutskaufs überhob. Im December sprach, von Paris kommend, Werner, im Januar Chladni bei Herder vor; unendlich wohl that beiden Herders Anfang Februar ein Besuch des „guten alten unveränderten Richter", der mit dem Herzog von Meiningen nach Weimar gekommen war[3]). Leider hatte die Neunte Adrastea zu erzählen, daß zwei andere Freunde hinweggezogen seien. Herder schrieb an den für dieses Stück bestimmten Briefen über das Lesen des Horaz, als ihn die Nachricht von dem am 14. März erfolgten Hingange Klopstocks traf, und wenige Wochen vorher hatte er den Tod Gleims erfahren, nachdem er ihm nur eben noch den Entfesselten Prometheus zugeschrieben und dafür den Dank des treuen Bewunderers, den letzten liebevollen Zuruf des schwer Leidenden, empfangen hatte. Zehn Jahre früher hatte er dem am 13. December 1793 gestorbenen Bode in den Humanitätsbriefen (IV, 148 ff.) einen Nachruf gewidmet. Zwei Jahre waren es her, daß Lavater, einst ihm so nahe stehend, dann so fern gerückt, aus dem Leben geschieden war. Das Schicksal und das tapfere Leiden des Mannes war wohl dazu angethan, ihn Herder wieder in liebevolle Erinnerung zu bringen. Wirklich hatte er dem an seinen Wunden schwer Darniederliegenden auf einen freundlichen Gruß hin, der ihm überbracht worden war, noch einmal schreiben wollen; er hatte schon den Posttag dazu festgestellt, als die Todesnachricht das Vorhaben vereitelte[4]). Anders stand er zu Klopstock und Gleim. Mit warmen Worten feierte er noch einmal den Sänger des Messias, den Lyriker, den Vaterlandsdichter und neben ihm den „preußischen Kriegssänger, den Mann von deutschem Gemüth, den biedersten Mann und Freund" — und ließ doch auch hier den Stachel nicht fehlen: „An Klopstocks und Gleims Grabe wollen wir nichts zerreißen, aber Manches verachten".

---

[1]) Knebels Litt. Nachl. II, 283 (20. Mai 1802, nicht 1800).

[2]) Ebendas., S. 341. 312.

[3]) Zur deutschen Litt. II, 38. 39. 41; Knebels Nachl. II, 340 ff.

[4]) Caroline an G. Müller * 25. Januar 1801.

Dicht neben ihm lebte ein Mann, der ihm Klopstock und Gleim vollauf zu ersetzen im Stande gewesen wäre, wenn nicht so Vieles, Vieles zwischen sie getreten wäre. Nur in Momenten noch sah Herder das Bild Goethes wie er es früher gesehen hatte; dann verschwand es wieder im Nebel eines Hasses, der doppelt scharf war, weil er die Erinnerung ehemaliger Liebe hinter sich hatte. So hatte Goethes Krankheit zu Anfang des Jahres 1801 den Funken der alten Liebe wiedergeweckt: es war ihm leichter, als er wußte, daß Goethe leben werde [1]). Im folgenden Jahre schien die Confirmation von Goethes Sohn, welche Herder nach dem Wunsch des Vaters verrichtete, ein neues Band zu werden. Die feierliche Handlung, erzählt Goethe in den Annalen, „ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge" [2]). Bis in die Wahl dieser Ausdrücke spiegelt sich die Klarheit, mit der Goethe über dem Verhältnisse stand. Er offenbar hatte viel mehr mit demselben abgeschlossen als der Andere, den es nicht aufhörte, im Stillen leidenschaftlich zu quälen. „Schon drei Jahre," heißt es wieder in den Tag- und Jahresheften unter dem Jahre 1803, „hatte ich mich von Herder zurückgezogen, denn mit seiner Krankheit vermehrte sich sein mißwollender Widerspruchsgeist und überdüsterte seine unschätzbare einzige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit. Man kam nicht zu ihm ohne sich seiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu sein" — und er deutet weiter an, wie jener Widerspruchsgeist im Grunde eine jugendliche Unart gewesen, die, bis ins Alter beibehalten, ihrem eigenen Besitzer zum Unheil, ja zur Verzweiflung gereicht habe [3]). Er leitet aber damit die Erzählung seiner letzten Begegnung mit Herder ein. Es war zu Anfang des Mai, als die Einführung des Superintendenten Marezoll Herder nach Jena geführt hatte [4]). Er blieb zur Schulvisitation mehrere Tage dort. Eines Geschäftes wegen befand sich zur gleichen Zeit auch Goethe in Jena. Beide logirten im Schloß und wechselten Besuche; sie aßen an Einem Tisch, waren gut und gesprächig bis um Mitternacht zusammen. Wie Herder dabei die Frage wegen Nichtanerkennung seines Adels zur Sprache brachte, ist schon oben erwähnt. Nun aber kam die Rede auch auf die kürzlich in Weimar auf die Bühne gebrachte Natürliche

---

[1]) Caroline an Knebel, in Knebels Nachl. II, 337.

[2]) Vgl. Goethes Billet an Herder vom 26. April und 14. Juni 1802, A, I, 150. 151.

[3]) Ganz ähnlich in dem Briefe an Zelter vom 7. November 1816, wo er ihn in dieser Hinsicht mit F. A. Wolf zusammenstellt.

[4]) Hier greift die Erzählung in der Handschrift der Erinnerungen (Erinnerungen III, 224) und Caroline an Knebel, Zur deutschen Litt. II, 44 ein. Man mag dort auch den kleinen Unfall mit dem umgeworfenen Wagen auf dem Wege zur Gräfin Bernstorf nachlesen. Die Gräfin gehörte zu den Wenigen in Weimar, die Herder nicht verlor. „Es ist," schreibt er über sie an Frau v. Diede *1. December 1800, „eine verständige, brave Frau, die sich selbst und ihrer Freundschaft zu uns immer treu geblieben ist; schade, daß ich sie so wenig besuchen kann, welches ich mir oft vornehme."

Tochter. Wenn Herder sich darüber in ähnlicher Weise äußerte wie seine Frau in dem Berichte, den sie Knebel nach der ersten Aufführung gab, so mochte sich Goethe wohl in solchem Lobe sonnen und seiner Dichtung doppelt freuen. „Diese innerlichste schöne Freude jedoch," so erzählt er weiter, „sollte mir nicht lange gegönnt sein, denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstande vernichtet ward. Der Einsichtige wird die Möglichkeit begreifen, aber auch das schreckliche Gefühl nachempfinden, das mich ergriff; ich sah ihn an, erwiderte nichts, und die vielen Jahre unseres Zusammenseins erschreckten mich in diesem Symbol auf das Fürchterlichste. So schieden wir und ich habe ihn nicht wieder gesehen." Herders Widerspruchsgeist — das ist die Formel, auf welche Goethe hier, und übereinstimmend damit in allen seinen Auslassungen über den Gefährten, den Grund seines Mißbehagens zuspitzt. Umgekehrt war es der auch in dieser Erzählung hervortretende Künstleregoismus Goethes, den der Andere zu ertragen nicht auf die Dauer im Stande war. Genug, die letzte Annäherung war zugleich die letzte Bestätigung ihres Geschiedenseins. Für Goethe zum mindesten. Denn Herder scheint von dem, was in jenem vor sich ging, nichts geahnt zu haben. Höchst zufrieden mit der kleinen Ausfahrt kam er von Jena zurück, körperlich freilich angegriffen.

Und nun brach er zusammen. Eine Erkältung, die er sich beim Nachhausegehen von der Confirmation der Kinder am zweiten Pfingsttage geholt hatte, zog ihm eine „gallichte Krankheit" zu mit großer Nervenschwäche. Ernstlich kam es jetzt in Erwägung, ob er nicht, um sich zu erhalten, sein Amt niederlegen solle. Die besorgte Gattin hatte ihm den Gedanken schon im Winter dringend ans Herz gelegt; Knebel, der Anfang Juni den Freund besuchte, war derselben Meinung [1]). Jedenfalls war eine Badecur und eine längere Ausspannung unerläßlich. Für die Mittel schaffte die Herzogin Amalie Rath, indem sie sich hochherzig eines kostbaren Perlenschmucks entäußerte. Man entschied sich für Eger. Die Badereise, diesmal allein unternommen, sollte jedoch mit anderen Zwecken verbunden werden und gewann dadurch ein erfreuliches Vor- und Nachspiel. Seit Kurzem war Herders Sohn August als Bergamtsassessor mit erhöhtem Gehalt von Marienberg nach Schneeberg versetzt worden [2]). Dort traf der Vater am 13. Juli Abends ein [3]). Er konnte der Mutter nach Hause melden, daß der Herr Bergamtsassessor wie in einem Feenpalast mit der herrlichsten Aussicht, in freier Lage wohne. Er wird nicht müde, das Luftbad in der „Schneeberger Schweiz" und den günstigen Einfluß zu rühmen, den vom ersten Athemzuge an diese Luft auf seine Gesundheit geübt habe. Seine alte Liebe für die Scenen der Natur ist erwacht; er athmet auf von dem Druck und der Enge,

[1]) C, III, 190 und Zur deutschen Litt. II, 47.

[2]) C, I, 305; Zur deutschen Litt. II, 33. 44.

[3]) Das Folgende nach den mir handschriftlich vorliegenden, Erinnerungen III, 230 ff. nur in Auszügen mitgetheilten Reisebriefen.

die geistig und körperlich im Ilmthal auf ihm lastet. Hier wird die Hygiea, das Haus des Admet abgeschrieben; „denn es arbeitet sich hier ungemein leicht; der Prologus und Epilogus zu Admets Hause ist eines Vormittags leichte Arbeit". Nur, je mehr er sich gestärkt fühlt, um so ungeduldiger ist er, stille zu sitzen und zu warten. Er wartete auf eine Dame, deren Bekanntschaft er Gleim verdankte. Frau v. Berg, geborene v. Häseler, war mit ihm auf der Harzreise im Mai 1783 zusammengetroffen und hatte die Herdersche Familie seitdem öfter in Weimar besucht. Sie hatte sich bei dem Stachesrieder Gutskauf hülfreich erwiesen und auch den Freiherrn v. Stein, der sie ihrer Bildung und ihres selbständigen Charakters wegen hoch verehrte, für Herder in Bewegung gesetzt. Von Eger aus war sie im vorigen Jahre, eben als Herders dort weilten, nach Stachesried gekommen, um einen ihr anvertrauten jungen Mann in Adelberts ökonomisches Institut zu bringen [1]). Jetzt war verabredet, daß sie Herder von Schneeberg nach Franzensbad abholen sollte; aber kaum will unser Reisender sich, da sie überlange ausblieb, halten lassen. „Höchst erwartet" kam sie endlich am 26.; drei Tage später schreibt er den ersten Brief aus dem Badeorte. Drei Wochen braucht er hier die Cur, nicht ohne manche Beziehungen zu vornehmen Badegästen, in näherem Verkehr doch nur mit seiner Begleiterin, die er „einen Schatz von Vernunft und thätiger Weisheit, über allen Ausdruck gefällig und holdselig" nennt, mit der es sich „ungemein schön, hold, leicht, anmuthig, vernünftig" lebe. Ihr Plan war es, daß Herder mit ihr über Teplitz und Karlsbad nach Dresden und von da auf ihr Gut reisen sollte.

Der Aufenthalt in Dresden, wo man am 18. August ankam, und wieder ein gemeinschaftliches Quartier unweit der großen Brücke in der Neustadt bezog, war die Krone der Reise. Die heitere Stadt mit ihrer gesunden Lage und freundlichen Umgebung, mit ihren künstlerischen Anregungen, ihren litterarischen Schätzen und nicht am wenigsten den socialen Huldigungen, die sie dem Ankömmling entgegenbrachte, wirkte aufs Wohlthätigste auf ihn. Sein erster Gang war auf die Bibliothek, die er während mehrerer Wochen zu durchstöbern und für seine Arbeiten zu benutzen um so leichter fand, da ihm Dasdorf, der Bibliothekar, mit ausgesuchter, von Verehrung eingegebener Gefälligkeit entgegenkam. Die Gallerie, obgleich sie ihn weniger reizte, vor Allem die Kirchen, wurden besucht, die herrliche Kirchenmusik in der katholischen

---

[1]) Nach einer mir gütig mitgetheilten Familiennachricht war sie die 1759 geborene Tochter des preußischen Gesandten am dänischen Hofe v. Häseler, vermählt mit dem Halberstädter Domherrn v. Berg, Besitzer der Güter Schönefeld und Krambach in der Ukermark, von dem sie später getrennt lebte. Bekannt ist ihr nachmaliges Verhältniß zur Königin Luise. Sie starb i. J. 1826. Zu Obigem ist zu vgl. Caroline an Jean Paul 27. Oct. 1802, Sonntagsbeil. zur Voss. Ztg. 6. Januar 1884; Jean Paul an Herder 17. October 1800, A, I, 314; Pertz, Steins Leben I, 193; auch C, I, 89 und B, 191. Steins Urtheil über sie bei Pertz a. a. O., S. 184. Jean Paul nennt sie eine geistige Amazone.

Kirche niemals versäumt. Er durfte meinen, wieder in Italien zu sein. Hier in Dresden war er, was er in Weimar aufgehört hatte zu sein, der berühmte Mann, den man aufzusuchen und auszuzeichnen wetteiferte. Hier lebte er, wie er in Weimar zu leben sich längst entwöhnt hatte, mitten im Gewühl der vornehmsten Gesellschaft ein mit aller Aufmerksamkeit, die seinem Geist und seinem Stande gebührte, behandelter Gast. Er lebte wie ein Gleicher mit Gleichen unter den Hochgestellten und Adligen der Hauptstadt. Seine Briefe berichten von nichts als von Mittags- und Abendgesellschaften, die für ihn erlesen sind. Er ist an der Tafel der Minister Löben, Burgsdorf, Hopfgarten, bei Geheimrath v. Biedermann, Graf v. Werther; er hat von der Liebenswürdigkeit des Grafen und der Gräfin v. Voß zu erzählen, von seinem Zusammensein mit dem Grafen Manteuffel, oder wie er von dem Minister v. Carlowitz bevorzugt werde. Sichtlich bewegt er sich mit Behagen und Befriedigung in diesen vornehmen und einflußreichen Kreisen; er entschädigt sich an den Ehren, die ihm erwiesen, dem Lobe, das ihm gespendet wird, für die Zurücksetzung seiner Person, die kalte Aufnahme seiner Geistesarbeiten, über die er an dem Ort seines Wirkens zu klagen hat. Die Vergleichung zwischen Dresden und Weimar geht durch seine Berichte beständig hindurch und liegt ihm am meisten im Sinne, wenn er hier in besonderer Audienz vom Kurfürsten empfangen wird, dessen honette Seele, dessen Wohlwollen und Bescheidenheit er nicht warm genug rühmen kann. „Ueber meine Erwartung," schreibt Körner unterm 5. September an Schiller, „hat Herder hier bei der vornehmen Klasse und selbst bei der Herrnhutischen Partei Glück gemacht. Es war natürlich, daß er sich bei Leuten von Einfluß angenehm zu machen suchte, da sein Sohn in kursächsischen Diensten ist, aber er treibt dies auch mit viel Leichtigkeit und Gewandtheit. Bei dem plattesten Gespräch bemerkt man an ihm keine Langeweile. Er sagt etwas dazu, das besser ist, aber doch nicht so sehr über das Gemeine erhebt, daß man darüber stutzt" — eine Schilderung, in der dann Schiller seinen Mann ganz wiederzuerkennen erklärte; denn — so meinte der einseitige Beurtheiler — zu einem vornehmen katholischen Prälaten sei Herder geboren, genialisch flach und oratorisch geschmeidig, wo er gefallen wolle. Gefallen wollte Herder hier wirklich, aber weniger für sich als in der Absicht, für die Zukunft seines Sohnes zu sorgen. Dieser Zweitgeborene, auf den doch von dem Geiste des Vaters am meisten übergegangen war, hatte ihm von je her Sorgen gemacht. Derselbe hatte sich tüchtig entwickelt, aber im Aeußerlichen, namentlich im Oekonomischen, hatte er etwas sorglos und großartig gewirthschaftet. So mußte denn der Vater, der an der glücklich begonnenen Laufbahn des Sohnes seine Freude hatte, noch immer nachhelfen. Keine Gelegenheit wurde versäumt. Um Augusts willen hatte er schon in Eger das gräflich Hohenthalsche Paar, wie er nach Hause schreibt, „gefällig cultivirt". In Dresden, bei einem Ausfluge nach Tharand, mußte er Eröffnungen entgegennehmen, die ihn sehr besorgt machten. Eine

ungetilgte Schuld des jungen Mannes sollte benutzt werden, ihm den Eintritt ins Oberbergamt zu versperren; die gegen ihn gerichteten Machinationen reichten bereits bis zum Minister hinauf. Es galt also, ähnlich wie in dem Falle Adelberts in Bayern, vorzubeugen, dem „scheinheilig-teuflischen Plan" entgegenzuarbeiten. Seine hohen Connexionen wurden mit bestem Erfolge dazu benutzt. Für August und seine sonstigen Wünsche, so durfte er am Schlusse seines Dresdener Aufenthalts berichten, habe ihm der Himmel treffliche Bekanntschaften und Gelegenheiten geöffnet.

Mit aller Macht aber erwachte nun auch das Heimweh wieder. Er hatte noch den Pyrmonter in Dresden trinken, dann mit Frau v. Berg nach deren Gut ins Preußische mitziehen sollen. Statt dessen brach er ab, um daheim den Pyrmonter in Ruhe und Gemächlichkeit zu brauchen. Glücklich und froh, voll von den empfangenen Eindrücken, kam er am 18. September in Weimar wieder an. Sein Haus fand er verändert. Sein Jüngster, Rinaldo, hatte dasselbe verlassen, um seine fernere Erziehung in Roßleben zu erhalten. Ein Trauernder war Wilhelm aus Hamburg eingezogen, der in dieser Zeit seine junge Frau in ihrem ersten Wochenbett verloren hatte. „Wie ein Schutzengel," heißt es in Carolinens Aufzeichnungen, „war er zu uns gekommen; er half Rath schaffen für des Bruders Schulden und war in den folgenden Jammermonaten ein Engel am Krankenbett des Vaters, half ihn warten und pflegen und las ihm vor."

Eine geheime Hoffnung, er werde bald aus Weimar errettet werden, hatte Herder von Dresden mitgebracht. Inzwischen war er voll von Vorsätzen für den Winter. Mit Günthers Hülfe dachte er die Vereinigung der unteren Schulen ins Werk zu richten, auch andere Amtseinrichtungen vorzunehmen. Ganz gewiß sollte der Dritte Theil der Ebräischen Poesie geschrieben, die letzte Hand an die Persepolitanischen Briefe gelegt werden. Auch die alte Lust, um litterarische Preise zu werben, hatte ihn nicht verlassen. Schon als die französische Akademie im Jahre 1800 eine Beantwortung der Frage gefordert hatte, was seit Baco in jeder Wissenschaft geleistet und was noch zu thun sei, hatte ihm das Herz geschlagen[1]). Er dachte hoch von den wissenschaftlichen Verdiensten der Franzosen, und nun war ihm die Ehre widerfahren, daß das französische Nationalinstitut ihn im folgenden Jahre neben Fox zu ihrem Mitgliede vorgeschlagen hatte. Fox hatte es über ihn davongetragen; aber wie, wenn er sich dennoch hier einen Kranz erringen könnte, den er stolz seinem Vaterlande zeigen dürfte? Eine neue Preisaufgabe des Instituts vom Jahre 1802 betraf ein Thema, das sich gerade ein Deutscher, gerade Herder eigentlich nicht nehmen lassen durfte; die Frage war nach dem Einfluß, den die lutherische Reformation auf die politische Lage der Staaten Europas und auf die Fortschritte der Aufklärung gehabt habe. Er hatte sie

---

[1]) Zur deutschen Litteratur I, 184.

gewiß bearbeiten wollen und hatte einen Entwurf, leider nur einen Entwurf, darüber zu Papiere gebracht[1]). Er hoffte noch immer den Entwurf ausführen zu können; noch von Eger aus erbat er sich von seiner Frau eine Nachricht nach Dresden, ob der Preis zuertheilt oder noch zu gewinnen sei; „es wäre mir lieb, wenn die Aufgabe noch unentschieden geblieben wäre. In meinem Kopf liegt Alles fertig." Als eine große Arbeit endlich, bei der er ja noch einmal selbst jung werden mußte, lag die versprochene „verjüngte Ausgabe" seiner sämmtlichen Schriften vor ihm. Vom 24. Juni 1803 datirt das Versprechen, das ihm durch die Ankündigung einer süddeutschen Buchhandlung, eine wohlfeile Sammlung aller Herderschen Schriften in zwanzig Bänden veranstalten zu wollen, entlockt war. Beständig, heißt es in der betreffenden Anzeige[2]), sei eine „Palingenesie" seiner Schriften sein Gedanke gewesen. Veraltete Stücke, so war sein Plan, sollten weggelassen, Jugendfehler verbessert, Anderes zeitgemäß verändert und weiter ausgebildet werden. Ein Plan von unabsehlicher Weite!

Er wußte nicht, indem er alle diese Arbeiten plante, wie nahe sein Ziel ihm gesteckt sei. Nur allzubald versagten die Kräfte. In einem von Menschen überfüllten Zimmer hatte er am letzten September ein dreistündiges Candidatenexamen mit ungewöhnlicher Anspannung des Geistes abgehalten[3]). Er kam erschöpft nach Hause und fühlte eine neue Erschütterung seiner Gesundheit. Bald danach — es war am 17. oder 18. October, einen Monat nur nach der Rückkehr — überraschte ihn bei dem Besuch einer Goetheschen Ausstellung in ungeheiztem Saale eine Ohnmacht. Das Zehnte Stück der Adrastea, das er zunächst in Angriff genommen hatte, war fast zur Hälfte geordnet und geschrieben. Es zu vollenden raffte sich der Kranke aus dem Bett auf und arbeitete in guten Stunden daran fort. Die Blätter dieser Adrastea, indem sie das poetische Testament des Dritten Stücks mit der Besprechung der Romanze, des Volkslieds und der Epopöe wieder aufnehmen, kündigen unter Anderm die Absicht einer seit Jahren vorbereiteten vermehrten, nach Ländern, Zeiten, Sprachen, Nationen geordneten und aus ihnen erklärten Sammlung der „Volkslieder", als einer „lebendigen Stimme der Völker, ja der Menschheit" an, und brechen mit Versen aus Gerstenbergs Gedicht eines Skalden mitten in einem die Gedanken des Horenaufsatzes „Iduna" wiederholenden Artikel über den „Zutritt der nordischen Mythologie zur neueren Dichtkunst" ab.

In unmittelbarem Zusammenhange mit jener Ankündigung einer „palingenesirten" Volksliedersammlung ist die Rede vom Cid. „Die Geschichte Cids

---

[1]) Zuerst von Charles Villers in der dritten Ausgabe seines am 23. März 1804 gekrönten Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther (Paris 1808), S. 390 ff. in französischer Uebersetzung abgedruckt, dann im Original Erinnerungen III, 165 ff.

[2]) Im Neuen Teutschen Merkur, Septemberheft 1803, S. 396 ff.

[3]) Caroline an Knebel, Zur deutschen Litt. II, 48.

z. B.," so heißt es, „ist in ihren Romanzen so reich an trefflichen Scenen, an hohen Empfindungen und Lehren, als (wage ich's zu sagen?) als Homer selbst." Dreizehn dieser Cidromanzen hatte Herder unter dem Titel „Der Cid; Geschichte des Don Ruy Diaz, Grafen von Bivar; nach spanischen Romanzen" bereits im Neunten Stück, am Anfang des Zehnten dann nur noch neun weitere mitgetheilt; eine Nachschrift besagte, daß das Ganze, damit der Eindruck nicht durch die in einer Zeitschrift unvermeidlichen Unterbrechungen gestört werde, von Erläuterungen begleitet, unabgetrennt ans Licht treten solle. Dabei war es das „erhabenste Romanzen-Epos, das existire", das Sujet das „erste epische" Sujet genannt worden. Alle diese Winke sind deutlich. Die mitgetheilten Fragmente des großen Gedichts waren mitten in die theoretischen Abhandlungen über Epos, Romanze und Epopöe hineingestellt worden: ähnlich wie Aeon und Aeonis und der Entfesselte Prometheus sammt ihren Geschwistern Herders dramaturgische Theorie, so sollte der Cid als ein praktisches Paradigma seine Ansichten von der epischen Gattung erläutern und rechtfertigen.

Aus der Prosa in Poesie überzugehen, Gedanken zu reimen oder zu scandiren, um sie herzlicher, eindringlicher zu machen, oder bei eigen Gedachtem an verwandt anklingende Verse Anderer zu erinnern, Dichtungen zu commentiren und wieder die Prosarede durch Gedichte zu illustriren ist eine alte Gewohnheit Herders. Er ist zudem in aller Art, in aller Länder und Zeiten Poesie so sehr zu Hause, daß ihn die Erinnerung daran beständig begleitet und es ihm leicht macht, bei jeder Gelegenheit davon zu borgen. Der lockere Plan der Adrastea, das „Madreporische" der ganzen Production, worüber Jacobi mit Recht klagte[1]), gestattete ihm, sich in dieser Neigung völlig frei gehn zu lassen. Nicht nur die Dichtungen seines Freundes Knebel, sondern auch andere, fremde und eigene Poesieen warf er zwischen die abhandelnden Aufsätze, bald um eine Pause zu bezeichnen, bald um einen Uebergang zu gewinnen. Oft erinnert diese Manier an die des Predigers, der zur Belebung seines Vortrags Verse aus geistlichen Liedern in denselben einflicht. Parteiisch, natürlich, werden dabei die älteren Dichter bevorzugt; unser lehrhafter Autor borgt eben nur von jenen „Sängern der Lebensphilosophie, die man jetzt Versificatoren nenne, die aber mehr enthalten als den neueren Klingklang in Schellen und Reimen". Von seinen eigenen Gedichten, die sich von unbedeutenden Allegorien und Betrachtungen bis zum Wetteifer mit den großen Dramatikern erheben, ist Vieles schon erwähnt. Die Adrastea enthält Nachträge zu jeder Art Poesie, in der sich der Verfasser jemals versucht hat. Zu den drei Legenden im Dritten Stück der Adrastea — die Cäcilienlegende brachte das Sechste Stück — entnahm er nach dem Bericht der Erinnerungen den Stoff einem alten Legendenbuch, das er in Stachesried gefunden hatte. Hie und da wird ein Epigramm eingestreut, in das von der Allegorie han-

[1]) An Jean Paul, im Auserl. Briefwechsel II, 328.

delnde Capitel des Vierten Stücks eine ganze Reihe von Kunstinschriften im Geiste der Anthologie. In die Klasse der Nachdichtungen aus der morgenländischen Litteratur gehören zwei Gedichte der Siebenten und Achten Adrastea sowie die aus dem Teutschen Merkur im Siebenten Stück wiederholten acht jüdischen Parabeln. Dasselbe Stück brachte die poetische Uebersetzung eines Bruchstücks aus der Bhagavad-Gita. Ein andermal wetteifert er übersetzend und dichtend mit Swift und Pope oder giebt Proben, wie er Shakespeare verdeutscht haben würde. Auch das Altdeutsche fehlt nicht; die Achte Adrastea verwendet nochmals den Jenaischen Codex zu einer Anzahl Mittheilungen „nach altdeutschen Versen“. Sein paramythisches Dichten luxurirt in dem der Besprechung von Mandevilles Bienenfabel angehängten Abschnitt „Entstehungen“ u. s. w. Man könnte von alle dem sagen: gesammelte Brocken von früheren Mahlzeiten! Unsere Zeitschrift indeß erweitert auch den Kreis poetischer Aneignung über die bisherigen Grenzen. Auf Anlaß der Besprechung der Missionsthätigkeit in China giebt der Verfasser, ein umgekehrter Missionär, im Siebenten Hefte Proben aus dem Buch der gerechten Mitte („gleichsam einer chinesischen Adrastea“) und fügt diesen eine Reihe chinesischer Lehrerzählungen, „Exempel der Tage“, hinzu, — nicht ohne diese, aus dem Französischen übertragenen Stücke hie und da mit einem auf heimische Zustände berechneten Stachel zu versehen. Beachtenswerther sind die in den beiden ersten Heften des zweiten Jahrgangs mitgetheilten Uebersetzungen von Sonetten des Campanella, Uebersetzungen, die sich, wie stets bei Herder, der Reimfesseln des Sonetts entschlagen.

Die Musterkarte noch bunter zu machen, zeigt sich endlich Herder in der Adrastea zuerst in weiterem Umfange auch als Nachdichter römischer Poesie. Bereits für den December des Teutschen Merkur 1781 hatte er die ersten Satiren des Persius liefern wollen. Seinen „Herzensfreund“ nannte er den Dichter und rühmte sich, ihn fast ganz, allgemein verständlich und doch ohne ihm seine Stärke zu rauben, übersetzt zu haben [1]. Die von Wieland mit Asterisken versehene Arbeit blieb damals ungedruckt: erst jetzt brachte das Vierte Stück der Adrastea die erste Satire mit dem Versprechen, daß die übrigen sowie das Ehrengedächtniß des Dichters folgen würden [2]. Nichts indeß folgte, und erst aus dem Nachlaß sind später die dritte und fünfte Satire veröffentlicht worden. Einen breiteren Raum nimmt in unserer Zeitschrift Horaz ein. Sehr früh schon hatte sich Herder mit Verdeutschungen Horazischer Oden beschäftigt; am Horaz hatte er sich wohl zuerst die Einsicht geholt, daß das Uebersetzen klassischer Dichtungen die Beibehaltung auch ihrer metri-

---

[1]) An Gleim 26. November 81, C, I, 76; an Hamann 4. August 85, Ham. Schr. VII, 269; undatirtes Billet Wielands an Herder, ohne Zweifel vom Jahre 1781.

[2]) Böttigers Urtheil über die Uebersetzung, Herder habe „das Platina ductil wie Gold gemacht“ bei Lindemann, S. 93.

schen Form verlange. Eilf so von ihm übersetzte Oden hatte er schon dem Wandsbecker Boten vom Jahre 1774 und 75 anvertraut. Dem Horaz hatte nach dem ursprünglichen Plane die Terpsichore Kränze winden, sie hatte von Balde auf Horaz und andere Lyriker übergehen sollen. Nur die „An die Republik" betitelte Ode und eine freie Umdichtung von der „An Mercur" brachte demnächst die Neue deutsche Monatsschrift im Jahre 1795. Im Pulte lagen die übrigen übersetzten Stücke. Zu ihrer Veröffentlichung trieben Gleim und Knebel. Wenn indeß auch Klamer Schmidt an einem deutschen Horaz arbeitete, wenn Schütz, wenn Voß sich des Römers angenommen hatten, so wurde Herder am Ende die Sache verleidet[1]); „was soll," schrieb er an Knebel, „die Gans zwischen den Schwänen?" Ernst war das freilich nicht gemeint. Denn mit Vossens Manier war er nichtsweniger als einverstanden. In demselben Briefe nennt er ihn den „garstigen Voß"; ein andermal spricht er von ihm als dem „leidenschaftlichsten Sylbenstecher und Wortmäkler"[2]); seine Meinung über dessen Horaz hatte er gegen Gleim ausgesprochen: die Stücke, die er gelesen hatte, fand er „kraftvoll, genau bis auf den Nagel und jede Kerbe", aber — so fährt er fort — „wenn Horaz in seiner Sprache so gesungen hätte, glauben Sie wohl, ein Römer hätte ihn gelesen, Horaz hätte sich erhalten?"[3]) Und auf wen sonst als auf Voß ging es, wenn er in den Briefen über das Lesen des Horaz in der Neunten Adrastea, neben dem Lobe Klopstocks und dem Geltenlassen der härteren Ramlerschen Uebersetzung, von „rasselnden Cyklopen-Uebersetzungen" redete, „ohne Ehrerbietung gegen Horaz auf dem Amboß geschmiedet"? Er hat trotzdem öffentlich den Wettkampf nicht aufgenommen: die Oden wurden erst in den Sämmtlichen Werken, und zwar nach Knebels Correcturen, veröffentlicht. Ohne Scheu, wie ein Freund mit dem Freunde, wagte er nur mit Wielands Uebersetzung der Horazischen Episteln und Sermonen zu wetteifern. Einzelne Stellen der Episteln hatte er in den Zerstreuten Blättern und in der Terpsichore nach Wieland wiedergegeben. Auch als er jetzt für die Adrastea sieben Nummern aus seinen zwanzig Jahre alten Papieren hervorsuchte und neu überarbeitete, unterließ er nicht, in ein paar freundlichen Anmerkungen des Verdienstes Wielands zu gedenken. Es war nicht in seinem Sinne, wenn Böttiger nun sogleich bei der Hand war, den Wielandschen „Jambenfleiß" damit für abgethan zu erklären. Um so lieber mochte er sich Knebels Lob gefallen lassen, wenn dieser die Stücke im wahren Geiste des Horaz übersetzt fand „mit seiner hier vernachlässigten Verskunst, aber überall mit Sinn und Geist und eigener Grazie ausgefüllt". Der

---

[1]) An Gleim 24. Nov. 97, C, I, 235, und 18. Jan. 99, das. S. 250 mit Anm. 2; Knebel an Herder 4. Mai 99, C, III, 143 und Herders Antwort vom 6. Mai in Knebels Litt. Nachl. II, 280.

[2]) An G. Müller, 8. August 1800, bei Gelzer, S. 290.

[3]) An Gleim, März 99, C, I, 253.

Uebersetzer hatte selbst dem Leser den Wink gegeben, daß diese Stücke als Prosa zu lesen seien und daß der Hexameter in ihnen kein Cavallerist, sondern ein Fußgänger, sermo pedestris sei[1]).

Eine Nachdichtung im höheren Sinn, mehr Dichtung als Nachdichtung waren nun aber die Cidromanzen. Damit in der That brachte die Adrastea einen ganz frischen Zweig. Als Ganzes vollends war der Cid, ein Seitenstück der Volkslieder von 1778, die weitaus werthvollste und schmackhafteste Frucht von Herders poetischer Thätigkeit während seiner letzten Jahre. Es war ein Vermächtniß des Scheidenden an seine Nation, das sie eben deshalb in hohen Ehren gehalten hat, während sie so vieles Andere achtlos bei Seite geschoben oder als veraltet fallen gelassen hat.

Schwerlich kannte Herder die Romanzen, als er bei Gelegenheit von Corneilles Cid in seinem Reisetagebuch (LB. II, 261) auf sie verwies. Nur um Einzelnes für seine Volksliedersammlung zu gewinnen, bemühte er sich darauf seit 1777, um die Zeit, da er in Weimar bei Bertuch etwas Spanisch sich aneignete, um die spanischen Romanzensammlungen, ohne noch entfernt an eine Zusammenstellung der auf den Cid bezüglichen Stücke zu denken[2]). Den Anstoß hiezu erhielt er erst durch den Teutschen Merkur vom Jahre 1792. Unter dem Titel „Romantische Geschichte des Cid" hatte nämlich im Februarheft dieses Jahrgangs ein Ungenannter mit der Chiffre S. eine deutsche Prosaübersetzung der neun ersten Romanzen aus der Bibliothèque universelle des Romans vom Jahre 1783 mitgetheilt, wobei in dem Vorbericht der Wunsch ausgesprochen war, „daß ein Dichter, vom Geiste der Herderschen Volkslieder angeweht, uns mit einer poetischen Uebersetzung der sämmtlichen Romanzen beschenken möchte". Sofort war Herder bemüht, sich das von dem Franzosen angegebene und hauptsächlich von ihm benutzte spanische Original, den Romancero von Escobar, von der Göttinger Bibliothek zu verschaffen. Allein gerade diese Hauptquelle konnte ihm Heyne und die Göttinger Bibliothek nicht liefern, sondern nur andere spanische Romanzensammlungen, und zwar zuerst die des Sepulveda. Es ist nicht ersichtlich, welche „spanische Bücher" es waren, die August von Einsiedel ihm schickte; auch scheint es erfolglos gewesen zu sein, daß er 1797 sich an Knebel wandte, er solle sich für ihn in Nürnberg und Anspach nach spanischen Romanzen „insonderheit vom Valeroso Cid" umthun[3]). Er beruhigte sich nun aber doch mit diesen beschränkten

[1]) Caroline an Merkel 21. Mai 1801, Grenzboten 1867 II, 295; Böttiger an Herder bei Lindemann, S. 87. Knebels Urtheile C, III, 207 und Nachlaß II, 386. Außerdem für die Horazübersetzungen zu vergleichen Redlich in der Einleitung und den Anmerkungen zu Bd. XXVI der SWS. Auch für die übrigen Nachdichtungen der Adrastea ist auf diesen und den XXVII. Band zu verweisen.

[2]) S. Redlich in den Anmerkungen zu Bd. XXVIII der SWS., S. 567 ff. Dort auch die Nachweisungen für das Folgende.

[3]) Einsiedel an Herder 12. September 94, C, II, 402; Herder an Knebel 5. August 97, im Nachlaß II, 271 und Knebels Antwort C, III, 114.

Hülfsmitteln und ging endlich im Winter 1802 bis 1803 an die Versificirung seiner französischen Quelle. Am 12. Juni 1803 ist er „beinahe fertig mit der ganzen Epopöe vom Cid"; — „hier hast Du Deinen Cid!" damit hat er einen Monat später die eigenhändige Reinschrift des Ganzen, von dem der Anfang inzwischen in der Neunten Adrastea bereits erschienen war, bei der Abreise nach Schneeberg in die Hand seiner Frau gegeben [1]). Sich noch weiterer litterarischer Hülfsmittel zu bemächtigen, die irgendwie zur Erläuterung des Gedichts dienen könnten, gab er darum nicht auf. Noch kurz vor der Reise hatte ihm Heyne des Sanchez Colleccion de Poesias Castellanas mit dem Poema del Cid geschickt; das Werk sollte nach der Rückkehr noch benutzt werden. Spanische Romanzen brachte ihm auch Frau v. Berg mit; im Fache der spanischen Litteratur stöberte er desgleichen in der Dresdener Bibliothek. An die Hauptquelle kam er doch mit dem Allen nicht; es verführte ihn nur zu der Meinung, daß er hinreichend orientirt sei und daß er nun für seinen Cid nichts weiter zu erwarten habe, aber auch nichts weiter brauche [2]).

Und so ruht denn der Herdersche Cid, wie nach R. Köhlers Vorgang der neueste Herausgeber noch specieller mit Hülfe des Herderschen Brouillons nachgewiesen hat [3]), theils auf jener französischen Prosabearbeitung, theils auf Sepulveda, an welchen letzteren sich unser Uebersetzer für die vierzehn von dem Franzosen bei Seite gelassenen Romanzen ausschließlich hielt. Weder das Eine noch das Andere war eine gute Quelle. Der Franzose hatte seine bessere Quelle mit der größten Freiheit behandelt; er hatte geändert, weggelassen, von dem Seinigen hinzugefügt, mehrere Romanzen verschmolzen, einige geradezu hinzugedichtet, das Ganze dem Geschmack seiner Landsleute mundgerecht gemacht. Sepulvedas Romanzen wiederum kommen in der Naivetät des Romanzentons den von dem Franzosen benutzten nicht gleich. Beide Quellen aber hat nun Herder seinerseits mehr oder minder frei behandelt und mehrfach beide ineinandergearbeitet. Er hat im Einzelnen sich bald Kürzungen, bald Zusätze erlaubt; er ist für das Ganze der Composition darauf ausgewesen, theils durch Streichungen störende Wiederholungen zu vermeiden, theils durch Umstellungen den Zusammenhang der Erzählung zu verbessern. Daß von einer treuen Wiedergabe der spanischen Romanzen unter diesen Umstän-

---

[1]) Caroline an Merkel 12. Juni 1803, Grenzboten a. a. O. 298, wobei abermals die Frage nach Büchern über die Geschichte des Cid wiederholt wird. Erinnerungen III, 225.

[2]) S. Redlichs Anmerkung zu S. 443 von Bd. XXVIII der SWS., wo S. 573 statt „Von und an Herder II, 256" wohl 236 zu lesen ist. Außerdem Herder an seine Frau *21. Juli und 24. August 1803 (Erinnerungen III, 232).

[3]) SWS. XXVIII, 564 ff. Reinhold Köhler, „Herders Cid und seine französische Quelle", Leipzig 1867. Zu weiterer Veranschaulichung des von Köhler in der Hauptsache klar gelegten Verhältnisses gab dann Vögelin („Herders Cid, die französische und die spanische Quelle", Heilbronn 1879) eine dankenswerthe Zusammenstellung der drei Texte mit Hinzufügung einer eigenen deutschen Uebersetzung des spanischen Textes.

den nicht die Rede sein kann, leuchtet ein; auch die Einbildung früherer Kritiker, daß Alles in der Dichtung, was dem national-spanischen und dem mittelalterlich-ritterlichen Costüm zuwiderläuft, nur um so mehr deutsch und in echt Herderschem Sinne menschlich sei, wird der Einsicht weichen müssen, daß manche Züge vielmehr den modern romantischen Geist, ja die sentimentale Empfindungsweise eines Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts verrathen. Gleichviel jedoch! Herder hat aus einem Roman wieder ein Gedicht gemacht, das uns zunächst schon durch die Uebertragung in das trochäische kurze Metrum der spanischen Romanzen mit dem Schein treuerer Wiedergabe des Originals täuscht. Er hat mit den Cidromanzen etwas Aehnliches gethan wie Macpherson mit dem Ossian. Gerade die in seinem eigenen poetischen Geiste vollzogene Mischung spanischer und französischer mit deutschen, alterthümlicher mit modernen Anklängen hat dem Gedichte seinen Erfolg verschafft. Wieder einmal war mit dem Genie das Glück im Bunde. Aus dem Gefühl für die Volksliederdichtung und andererseits für den epischen Geist des Homer war ihm hier an einem dankbaren und fesselnden Stoffe, den er glücklich ergriffen hatte, eine Kraft des Gestaltens gekommen, wie sie die großen Dichter neben ihm in reicherer Fülle vielfach entfalteten. Er war, aller Opposition gegen sie zum Trotz, ihnen thatsächlich wieder an die Seite gerückt: zuletzt athmet der Cid doch denselben Geist und redet in derselben Sprache, die den Dichtungen jener den Stempel einer neuen Klassicität aufdrücken. In seinen lyrischen, didaktischen und am meisten in seinen dramatischen Dichtungen vergeblich mit der Goethe-Schillerschen Poesie wetteifernd, hatte er sich in der epischen Gattung einen Kranz errungen, um den nicht bloß der Dichter des Oberon, sondern selbst der Dichter von Hermann und Dorothea ihn hätte beneiden dürfen.

Erleben aber sollte er die Wirkung seines Gedichts und die vollständige Veröffentlichung desselben nicht.

Die Arbeit an der Zehnten Adrastea mußte eingestellt werden. Es rächte sich, daß er sich nicht geschont hatte. Ernstlicher und ernstlicher wurde die Krankheit, und gleich Anfangs gab der neben seinem Sohne Gottfried herbeigerufene Stark wenig Hoffnung. Alle seine alten Uebel, erzählt Caroline, waren in Aufruhr. Wenn die Aerzte gegen das eine verordneten, so steigerten sie durch die angewandten Mittel ein anderes. Mehrere Schlaganfälle führten endlich eine Atonie aller Lebensfunctionen herbei, die jedem Mittel die Wirkung versagte. So sah er bei völligem Bewußtsein seine Kräfte sinken, noch immer geistig rege und von Tag zu Tag Besserung hoffend. Noch immer war der zum Tode Erkrankte derselbe, der er je gewesen. Das Leben, das er durch Thätigkeit so reich und lang zu machen gewußt hatte, war ihm lieb. Oft schlang er den Arm um seines Sohnes Gottfried Hals. „Mein Freund,“ sagte er, „mein liebster Freund, rette mich noch, wenn es möglich ist!“ oder er scherzte, daß ihn „der Tod noch nicht habe“. Während sein Körper nur noch künstlich genährt wurde, verlangte sein Geist unaufhörlich

nach Nahrung und Thätigkeit. Weder Tag noch Nacht hatte er Ruhe. Sein Sohn Wilhelm mußte ihm vorlesen. Auch jetzt noch tröstete und erhob ihn eine Klopstocksche Ode, ein Stück aus Ossian, aus der Bibel, namentlich aus den Propheten. Neben schwererer philosophischer Lectüre, die doch bald bei Seite gelegt wurde, erheiterte ihn eine Seite aus Fielding oder einer anderen Unterhaltungsschrift. So nahm er noch an Stellen aus dem Vierten Theil des Titan Antheil und bewunderte den schönen Aufsatz über die „säumende Nemesis" in den Reliquien seines lieben Georg Müller. Aus dem Reiche der Gedanken erhoffte er Hülfe. Nach einer neuen großen Idee verlangte er, die seine Seele durch und durch ergriffe und erfreute; davon werde er auf einmal gesunden. Und wiederum: wenn er nur aus dem Bette sein könnte, so wollte er viel, viel arbeiten! Nur zwei Stücke der Adrastea, so sagte er noch wenige Tage vor seinem Tode, wünschte er schreiben zu können; sie sollten seine letzte vollendete Arbeit sein, in sie wolle er sein ganzes Bekenntniß legen, darin noch einmal seine ganze Denkungsart zusammenfassen, da ihm jetzt so Manches ganz anders erscheine. Und dazwischen kamen Klagen, die alten Klagen über seine Lippen, daß er so wenig in seinem Leben gethan, das nicht gethan, was er einzig gewollt habe; wenn er sein Leben zurückrufen könnte, wie anders wollte er es anwenden!

Am Morgen des 18. December verfiel er in einen sanften Schlaf, aus dem er nicht wieder erwachte. Abends halb eilf Uhr ist er in den Tod hinübergeschlummert. Am dritten Abend danach ist seine Leiche in der Weimarischen Stadtkirche unter dem Geläute aller Glocken feierlich beigesetzt worden. Vor Tausenden von Zuhörern hat ihm der erste Diakonus der Kirche die Gedächtnißrede gehalten [1]).

In dieser Kirche, wo seine Stimme so oft die schweigende Gemeinde erbaut hatte, rechts vom Taufstein, unfern den vor dem Chor befindlichen Gräbern Herzog Bernhards, Johann Friedrichs und seiner Nachkommen deckt eine gegossene Platte Herders Grab. Dieselbe enthält mit dem Zeichen seines Siegelrings — der geschlossenen Schlange, deren Haupt Lichtstrahlen umziehen, den eingeschriebenen Buchstaben A Ω, und der Umschrift: Licht, Liebe, Leben [2]) — den Namen Herders, seinen Geburts- und Todestag.

---

[1]) Die Darstellung der letzten Tage Herders stützt sich, außer auf das Manuscript der Erinnerungen, auf Caroline an G. Müller, Gelzer, S. 298 ff., aus welchem Briefe der Herausgeber bereits die Erinnerungen im Druck ergänzt hat, auf Caroline an Knebel Düntzer, Zur deutschen Litteratur und Gesch. II, 48, Gottfried Herders Vorrede zum Eilften Stück der Adrastea, Caroline an J. Paul, bei Förster III, 106 und Joh. Müller an seinen Bruder (25. Januar 1804) in Joh. Müllers Sämmtl. Werken VII, 111 ff.

[2]) „Ich bitte Dich um nichts", schreibt Herder B, 201 aus Rom an seine Frau, „als um Licht, Liebe und Leben, wie mein altes Petschaft sagt". In verschiedener Anwendung verwerthet Herder die drei Worte Christl. Schr. III, 298 u. IV, 166. Die Idee zu dem Denkstein hat G. Müller angegeben.

An der Vorderseite der Kirche aber, hinter der seine ehemalige Amtswohnung liegt, erhebt sich das eherne Standbild Herders, das ihn in der Tracht darstellt, die er im Leben trug, in Mantel und Kragen. Es war eine schwierige Aufgabe für die bildende Kunst, die Züge eines so belebten Gesichts wiederzugeben, doppelt schwierig, weil die Aehnlichkeit die Berücksichtigung des das Gesicht entstellenden Augenübels forderte. Tischbein und Angelica Kaufmann, Graff, Rehberg und Bury haben sich zeichnend daran versucht. Mit keinem dieser durch den Kupferstecher nicht verbesserten Bilder konnten sich die, welche den Lebenden gesehen, völlig befriedigt erklären. Als weichlich und unbedeutend wird das Oelgemälde der Angelica, als verhältnißmäßig ähnlich das von Tischbein bezeichnet. Sprechend und energisch ist die Kreidezeichnung von Bury, die von Herders Tochter stets für das ähnlichste der vorhandenen Porträts erklärt wurde, während Herders Frau einer verzeihlichen Täuschung unterlag, wenn sie in dem von Kügelgen im Jahre 1809 nach den vorhandenen Porträts und Büsten in freier künstlerischer Reproduction verfertigten Bilde die geliebten Züge am überraschendsten wiederzufinden glaubte. Mit Herders Büste war es auch Klauer nicht gelungen. Besser gerieth die von Trippel in Marmor ausgeführte, die jetzt in der Weimarischen Bibliothek aufgestellt ist[1]). Ein würdiges Werk aber ist auch die nach dem Entwurf des Münchner Künstlers Schaller ausgeführte Statue, der hauptsächlich eine Zeichnung von Jagemann und eine von Tieck modellirte Büste zu Grunde liegen[2]). Sie verdankt ihre Entstehung einer zwiefachen Anregung zu einem Herderdenkmal, die auf Anlaß von Herders hundertjährigem Geburtstage gleichzeitig von den Freimaurerlogen zu Darmstadt und Weimar und andererseits von Herderverehrern in München ausging. Unter den Bemühungen des Geheimen Raths Friedrich v. Müller verwandelte sich der Wettstreit in einmüthiges Zusammenwirken und das ursprünglich maurerische Unternehmen in ein allgemein deutsches. Nachdem ein Schiedsgericht dem Schallerschen Modell den Vorzug vor dem von den beiden Scholl in Mainz und Darmstadt entworfenen gegeben hatte, konnte das in Erz ausgeführte Standbild am 25. August 1850 enthüllt werden — zum Zeugniß, so sagte der Festredner Ad. Schöll, „daß wir Deutsche doch noch Sterne haben, die über äußere bittere Schranken uns zusammenhalten in unverbrüchlicher Sinneseinheit, in tief innerer Eintracht des

---

[1]) Auch die Klauersche, desgleichen eine von C. Franke 1830 gefertigte Gypsbüste findet sich in der Bibliothek.

[2]) Ueber die Bildnisse von Herder ist außer den in den Erinnerungen III, 259 benutzten Bemerkungen Carolinens in dem Brief an G. Müller vom 30. October 1804, C, III, 336 (mit Düntzers Anm.) ein späterer an denselben vom * 12. März 1809 (über das Porträt von Kügelgen) von mir verglichen. Schon die Düntzersche Anm. verweist auf den anonymen Aufsatz „Herders ältere Bildnisse in Gemälden und plastischen Werken", im Weimarer Sonntagsblatt 1857, S. 413 ff. Die obigen Urtheile beruhen auf einer gütigen Mittheilung des Geh. Staatsraths Stichling.

Wollens". Die in trüber Zeit gesprochenen Worte berühren eine Saite, die auch Herder in noch trüberer Zeit oftmals angeschlagen hatte. Wenn wir heute, nachdem jene Schranken gefallen sind, uns des großen Verdienstes Herders erinnern, so nehmen unsere Gedanken eine andere Richtung: sie verdichten sich zu dem Vorsatz, daß wir über dem Besitz unserer errungenen Staats- und Nationaleinheit die Gesinnung der Eintracht und mit ihr alle die Heiligthümer des inneren Menschen uns nicht wollen abhanden kommen lassen, für die er gelebt und geeifert, mit muthiger Seele gekämpft, mit unmuthiger Seele gelitten hat[1]).

---

[1]) Ueber Herders Begräbniß und die dem Gestorbenen gewidmeten Nachrufe genügt es, auf die Mittheilungen am Schlusse der Erinnerungen zu verweisen; ausführliche Nachrichten über das Denkmal Herders in Weimar und dessen Entstehung giebt die Einleitung zu dem Maurerischen Herders-Album von Künzel, in welchem S. 41 ff. auch der Aufruf der beiden Logen zur Errichtung eines Standbildes abgedruckt ist; außerdem die kleine, Weimar 1850 erschienene Schrift „Das Herderfest in Weimar am 25. August 1850".

Zur Ergänzung und Berichtigung.

Da, wo S. 9 u. 10 dieses Bandes von den Anfängen des Amtslebens Herders in Weimar die Rede ist, hätte billig auch der aus den Erinnerungen III, 48 ff. bekannten Vota Herders über Kirchenzucht Erwähnung geschehen sollen. Das erste derselben gehört den im Texte mehrfach erwähnten Votis der Mitglieder des Oberconsistoriums von Ende 1776 über Desiderien für die dem Generalausschußtage der Stände zu machenden Vorlagen an. Man glaubt noch den Eiferer der Provinzialblätter reden zu hören, wenn Herder in demselben, im Anschluß an das Votum seines Collegen Gottschalg, gegen die Abschaffung der Kirchencensur und gegen das Aergerniß der für Geld feilen Dispensationen als einen widersinnigen, unsittlichen und unprotestantischen mit dem Ablaß auf Einer Linie stehenden Mißbrauch sich ausspricht. Eingehender noch begründet er dieselbe Meinung, daß „Kirchenzucht vom Begriffe der Kirche unabtrennbar" sei, in einem zweiten Votum, das nach der Angabe in den Erinnerungen dem ersten ungefähr gleichzeitig entstanden wäre, das ich jedoch in den Acten nicht habe auffinden können. Mit Gründen, die keinen Widerspruch leiden und mit der nachdrücklichen Beredsamkeit sittlicher Entrüstung fordert er abermals die Abschaffung aller Dispensationen um Geld und desgleichen der Exemtion einzelner Stände und einzelner Sünden von der Kirchenzucht, die er übrigens in der glimpflichsten und stillsten Weise geübt wissen will. Und so schreiend waren nun die gerügten Mißbräuche, daß auch die Weimarische Regierung der Frage ihre Aufmerksamkeit zuwandte. Sie gab der Sache nur die läßlichere Wendung, daß sie die gänzliche Aufhebung der Kirchenbuße in Vorschlag brachte. Zuerst unter dem 8. Mai 1781 und wiederholt unter dem 31. December 1782 ließ sie dem Consistorium den Entwurf eines darauf zielenden Patents zugehen. Es ist bezeichnend für die Entwickelung des Theologen Herder, für die Milderung seiner kirchlichen Strenge, daß er jetzt nicht mehr wie fünf Jahre zuvor auf der Aufrechterhaltung der Kirchencensur in ihrem ganzen Umfang nach der alten Kirchenordnung des Landes bestand. Die Hauptsache war ihm ja von Anfang an die Beseitigung jener „unbefugten, sündlichen, schäd- und schändlichen" Dispensationen gewesen. Er fand — so war der Inhalt seines nunmehr abgegebenen Votums — daß dem fürstlichen Patent der ganz richtige Begriff der Kirchenbuße, der der Wiederaussöhnung mit der Gemeinde, zu Grunde liege und erklärte daher, daß die vorgeschlagene neue Einrichtung „unseren Zeiten und dem Zweck der Sache viel angemessener sei als die alte Form, die zwar ihren Zeiten gerecht war, durch mancherlei Mißbräuche aber, insonderheit die Gelddispensationen so heruntergekommen ist, daß sie, wie am Tage liegt, ihren Zweck gar nicht mehr erreicht". Trotz des der herzoglichen Vorlage günstigen Consistorialberichts (vom 11. Juni 1783) zog sich indeß die Sache in Folge längerer Verhandlungen mit der Gothaischen Regierung über ein gemeinsames Vorgehen noch bis zum Jahre 86 hin, in welchem Jahre dann die Kirchenbuße in den sächsischen Landen, wie bereits früher in anderen, „nach allen ihren Graden und Formalitäten gänzlich aufgehoben und abgeschafft" wurde. —

Zur Bestätigung dessen, was S. 49 über die Anziehungskraft, welche Herder auf die Frauen übte, gesagt ist, mag nachträglich noch die Stelle aus dem Briefe der Caroline Schlegel vom 25. December 1796 an Luise Gotter (Waitz, Caroline I, 183) in Erinnerung gebracht werden, in der sie ihren Eindruck von Herder wiedergiebt. Auf Geist und Liebenswürdigkeit

bei Männern verstand sich die Dame sehr gut. „Was mich entzückt," schreibt sie, „und fast verliebt gemacht hat, das ist Herder." — — „Der kurländische Accent stiehlt einem schon das Herz, und nun die Leichtigkeit und Würde zugleich in seinem ganzen Wesen, die geistreiche Anmuth in Allem, was er sagt — er sagt kein Wort, das man nicht gern hörte — so hat mir denn seit langer Zeit kein Mensch gefallen" u. s. w.

S. 332, Z. 15 von oben ist nach den Worten: „Wer wollte in solcher Gesellschaft streng philosophische Erörterungen, wer etwas Andres als eine „„exoterische Uebung"" erwarten?" Folgendes einzuschalten: Eine solche war das von Herder im Jahre zuvor in das 15. Stück des genannten Journals gestiftete „Hausgespräch", betitelt „Verstand und Herz" (im handschriftlichen Journal $18^{1}/_{2}$ Quartseite, daraus im „Gesellschafter" von 1845, S. 602 ff., mit Aenderungen SW. zur Litt. VI, 324 ff. abgedruckt), ein Gespräch, welches den Ernst durchaus durch heiteren gesellschaftlichen Scherz verhüllt, und in welchem der Streit der Knaben, die es mit dem Verstande, und der Mädchen, die es mit dem Herzen halten, von der Weisheit des Vaters schiedsrichterlich beigelegt wird. Ganz verwandter Art ist unser „Göttergespräch". Nicht mit Lessing u. s. w.

Für die S. 562 ff. über die Denunciation der theologischen Facultät der Universität Jena gegebene Erzählung, hat mir, außer einigen compendiösen Mittheilungen aus den Acten, nur das von Herder verfaßte Gutachten des Weimarischen Oberconsistoriums vorgelegen. Vollständiger finden sich die betreffenden Actenstücke bei Reichlin-Meldegg „Paulus und seine Zeit, I, 245 ff." abgedruckt. Daß das daselbst mitgetheilte Separatvotum des Eisenachschen Generalsuperintendenten Schneider vom 9. Februar dem Weimarischen Oberconsistorium für seinen Bericht vom 11. Februar bereits vorgelegen, wie der Verfasser annimmt, widerspricht aller Wahrscheinlichkeit. In ein paar anderen Angaben dagegen scheint nach der dortigen Darstellung die meinige berichtigt werden zu müssen. Namentlich ergiebt sich daraus, daß das Eisenachsche Consistorium sich allerdings mit seinen Beschwerden auch direct an den Herzog Karl August wandte. Es geschah dies bereits unterm 10. Januar 1794. Das Communicat der Meiningischen Regierung an die Weimarische (vom 14., oder, nach Reichlin-Meldeggs Angabe, vom 17. Januar), war nur bestimmt, der Eisenachschen Klage- und Denunciationsschrift größeren Nachdruck zu geben.

Zu der von mir gegebenen Erzählung von Herders liturgischen Reformen und von seiner Reform des Wilhelm Ernstschen Freitisches (S. 370 ff., 566 und 365 ff.) habe ich nachträglich auf Künzels Maurerisches Herders-Album zu verweisen, woselbst sich die wichtigsten der von mir in der Handschrift benutzten Actenstücke S. 71 ff. durch Peucer veröffentlicht finden.

S. 575, Anmerkung 2 ist durch Verweis auf Suphans Aufsatz „Goethe und Herder", in den Preuß. Jahrbb. XLIII, 427 zu ergänzen.

Von Druckfehlern mögen die folgenden als störend verbessert werden. S. 571, Anm. 1 ist das in Klammern hinzugefügte sic zu streichen. S. 639 ist in der Columnenüberschrift vollendet zu lesen. S. 725 Z. 20 v. o. ist parteiische statt patriotische zu lesen. S. 726 Z. 6 v. u. sollen die Worte lauten: das man Ihrem Bruder, meinem innig geliebten Freunde u. s. w.

Register.

Die Seitenzahlen ohne vorgesetzte römische Ziffern beziehen sich auf den Ersten Band; ein den Zahlen hinzugefügtes Accent verweist auf die Anmerkungen allein. Ein Sternchen vor den Namen bezeichnet dieselben als zur benutzten Litteratur gehörig.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.







